AZIONALE
1
7 H
0
ROMA
VITT. EMANUELE

1
27-H
10

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Erster Band.

Geschichte des zehnten Jahrhunderts.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1855.

Den

Meistern deutscher Geschichtsforschung

G. H. Pertz

und

Leopold Ranke

gewidmet

als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit.

Vorrede.

Das Buch, dessen erster Theil hiermit der Lesewelt übergeben wird, beginnt von der Gründung des deutschen Königthums und des römischen Kaiserreichs deutscher Nation, stellt in seinem weiteren Gange die Glanz- und Blüthezeit dieses Reichs dar, indem es von den glorreichen Thaten der Ottonen, der fränkischen Kaiser und Hohenstaufen erzählt, und endet mit den Kämpfen, in denen das Kaiserthum den vereinten Angriffen der Päpste, Reichsfürsten und freien Städte erliegend von seiner stolzen weltbeherrschenden Höhe herabsteigen mußte. Der Gegenstand dieses Buchs ist demnach die geschichtliche Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlands entschieden, in der das deutsche Kaiserthum vor Allem der Zeit Anstoß, Richtung und Leitung und dadurch ihr eigenthümliches Gepräge vor anderen Zeiträumen gab; der Gegenstand ist die deutsche Kaiserzeit, wie wir diese Periode mit einem kurzen, doch kaum misverständlichen Namen bezeichnet haben.

So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Zeit für die weltgeschichtliche Entwickelung ist, hat sie doch für unser Volk noch eine ganz besondere, klar hervorstechende Bedeutung. Denn nicht allein, daß jene Kaiser aus dem

deutſchen Volke hervorgingen und Deutſchland der Hauptſitz ihrer Macht war, es verſchmolzen auch erſt innerhalb dieſer Zeit die deutſchen Stämme, wie ſie damals zum erſten Male ſtaatlich in ſich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine beſondere und eigenthümliche Entwickelung gewinnen konnte. Ueberdies iſt die Kaiſerzeit die Periode, in der unſer Volk, durch Einheit ſtark, zu ſeiner höchſten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über ſein eigenes Schickſal verfügte, ſondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutſche Mann am Meiſten in der Welt galt und der deutſche Name den vollſten Klang hatte.

Zu vielfach hat unſer Volk die traurigen Folgen ſeiner inneren Zerſplitterung erfahren, zu ſchwer hat es unter dem Einfluß fremder Mächte, welche die innere Spaltung Deutſchlands für ihre Zwecke benutzten, zu leiden gehabt, und zu lange iſt es in der ununterbrochenen Entwickelung ſeiner reichen Kräfte gehindert worden, als daß es nicht mit der heißeſten Sehnſucht nach jener Zeit eines einigen, großen, mächtigen Deutſchlands zurückverlangen ſollte. Dieſe Sehnſucht durchzieht das ganze Volk; ſie durchdringt das geſammte deutſche Leben in unſeren Tagen. So verſchiedenartige Richtungen ſich auch in der Gegenwart durchkreuzen, ſo entgegengeſetzte Parteibeſtrebungen ſich bekämpfen: hier begegnen ſie ſich; aber um ſich freilich ſofort wieder bei der Frage zu trennen, wie das Ziel der allgemeinen Sehnſucht zu erreichen ſei. Es möchten da wohl Manche die längſt zertrümmerten Formen einer fernen Vergangenheit, wäre es möglich, wie ſie einſt waren, herſtellen, um das Leben der Gegenwart in ſie zu zwängen; Andere wünſchen die Bildungen der neueren Zeit mit denen einer früheren zu verbinden, der Eine auf dieſe, der Andere auf jene Weiſe; wieder Andere wollen auf ganz neuen Grundlagen die Einheit des deutſchen Reichs und

Volks herbeiführen. Tausend Pläne, die man entwirft, tausend Wege, die man einschlägt: wer möchte sagen, ob einer von ihnen und welcher zum Ziele führt?

Vielleicht daß man sich eher einigte, wenn man sich allgemeiner bemühte, das innere Wesen und die eigenthümliche Gestalt jener fernen Zeit kennen zu lernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war, wenn man an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen suchte, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte. Um so näher liegt es, wie man meinen sollte, die Vergangenheit hierüber zu befragen, je sicherer man der Antwort ist. Denn jene große Zeit unseres Volks hat sich nicht unbezeugt gelassen. Sie spricht zu uns in den hochragenden Münstern und den festen Mauern der alten Städte, in den bemoosten Burgen, die von unseren Bergen blinken; sie tönt zu uns herüber in Helden- und Minneliedern, deren Laute uns noch jetzt verständlich sind; in Flur und Wald, auf den Höhen und im Thale gehen die Sagen von des alten Reiches Herrlichkeit und Pracht um, und unsere Vorfahren haben unwidersprechliche Zeugnisse ihrer Macht und Größe in vielen Tausenden alter Pergamene und in zahlreichen Geschichtswerken hinterlassen. So ist es wahrlich kein vergebliches Bemühen, Natur und Wesen jener Zeit zu ergründen, sie in klaren und deutlichen Zügen sich gegenwärtig zu machen.

Und schon sehen wir über das ganze Deutschland eine ungemein rege wissenschaftliche Thätigkeit verbreitet, die sich auf die Erforschung des deutschen Mittelalters richtet und gerade mit besonderer Vorliebe der Kaiserzeit zuwendet. Keine Mühe und Arbeit wird gescheut, um verborgene werthvolle Reste der Vergangenheit an das Licht zu ziehen; mit unermüdlicher Geduld und systematischer Gründlichkeit wird Alles, was sie uns überliefert hat, bis in das Einzelnste unter-

ſucht. Da erſcheint Geſetz und Regel, wo man vordem nur Laune und Willkühr ſah, in inneren Zuſammenhang treten Erſcheinungen, die vordem unerklärbar ſchienen; nicht nur reicher und lebensvoller geſtaltet ſich von Tag zu Tag das Bild unſerer großen Vorzeit, ſondern auch klarer, überſichtlicher, verſtändlicher. Es ſind die uneigennützigſten Beſtrebungen, denen wir ſolche Aufſchlüſſe über unſere große Vergangenheit verdanken; ſie ſuchen zunächſt keine andere Befriedigung, als die unmittelbar in der Wiſſenſchaft ſelbſt gegeben iſt, aber ſie weiſen doch zugleich über dieſelbe hinaus. In der Liebe zum Vaterlande wurzelnd, auf das Leben des eigenen Volkes gerichtet, ſtehen dieſe Studien ja mitten inne in den Strömungen der nationalen Entwickelung. Ihrer Natur nach populär, müſſen ſie die Theilnahme des Volks in Anſpruch nehmen. Nur von dieſer getragen können ſie zu ihrer vollen Blüthe gelangen; wie ſie andererſeits, zu vollkräftiger Entfaltung gediehen, auf das Volksleben eine durchgreifende und folgenreiche Rückwirkung üben müſſen.

Niemand, der tiefer in den Gang der Zeitgeſchichte blickt, wird wohl verkennen, daß ſich ein wohlthätiger Einfluß dieſer Studien auf unſer Leben bereits kundgiebt. Die auf die Höhen der Macht geſtellt ſind, begreifen die Bedeutung derſelben und fördern ſie durch manches Zeichen ihrer Huld; die hervorragendſten und weitblickendſten Geiſter der Gegenwart erkennen den nationalen Gewinn, den ſie verheißen; das Gebiet deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wird durch ſie nach manchen Seiten hin erweitert und umgeſtaltet. Aber dennoch fehlt ſehr viel daran, daß die Theilnahme des Volks an dieſen Studien eine allgemeinere ſei, daß auch nur die Mehrzahl derer, die ſich zu den gebildeten Klaſſen zählen, für den Gang derſelben ein lebhaftes Intereſſe zeigte. Wie wäre es ſonſt möglich, daß noch immer die abenteuerlichſten Vorſtellungen über die Rechtszuſtände des Mittelalters im Schwange ſind, daß man ſelbſt im Munde ſonſt

wohlunterrichteter Männer so häufig Aeußerungen findet, die von einer großen Unkenntniß der früheren Verhältnisse unseres Volkes zeugen, daß längst widerlegte Mährchen nicht allein von Mund zu Mund, sondern auch von Buch zu Buch aufs Neue nacherzählt werden? Wie wäre es sonst zu erklären, daß während über anziehende Theile der modernen Geschichte anderer Völker Originalwerke und fast noch mehr Uebersetzungen den ausgedehntesten Leserkreis finden und schnell nacheinander wiederholte Ausgaben erfordern, selbst die besten Werke über das deutsche Mittelalter kaum nach Decennien wieder aufgelegt werden? Man spricht wohl viel von Kaiser und Reich, aber ziemlich mittelmäßige Arbeiten über die neuere deutsche Specialgeschichte finden immer noch eine weitere Verbreitung, als die wichtigsten Publicationen über die alte Reichsgeschichte. Man werfe in die Handbücher der deutschen Geschichte einen Blick; wie dürftig sind selbst da die glänzendsten Zeiten des Reichs behandelt, während die Zeiten der Auflösung in unverhältnißmäßiger Breite dargestellt werden.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen die Mitwelt nicht anschuldigen. Sie lebt zum großen Theil in Ideen und Interessen, die denen des Mittelalters geradezu entgegenlaufen. Unsere politischen Zustände haben sich besonders durch die raschen Veränderungen unseres Jahrhunderts so umgewandelt, daß wer aus ihnen seinen Blick in jene entfernten Zeiten wirft, nur mit Mühe sich begreiflich macht, daß die Menschen, die er dort handeln sieht, von seinem Fleisch und Blut waren und von demselben Volksgeist getrieben wurden, der in ihm mächtig ist, daß es derselbe Grund und Boden ist, auf dem sie standen und er jetzt steht. Die ganze Entwickelung unserer Bildung und Literatur hat seit Jahrhunderten eine so antinationale Richtung genommen, daß es nur allzu erklärlich ist, wenn sich in der Mehrzahl des

Volks nur langsam ein Verständniß für Erscheinungen entwickelt, die dieser Richtung in keiner Weise entsprechen.

Es lag uns nur daran, die Thatsache festzustellen, daß im deutschen Volke im Ganzen und Großen noch eine Unkenntniß des ruhmreichsten Theils seiner Geschichte herrscht, die sich keine andere große Nation verzeihen würde, und dabei zugleich auf das Misverhältniß hinzuweisen, das sich hier zwischen dem allgemeinen Volksbewußtsein und der deutschen Wissenschaft findet. Indem die Ausgleichung dieses Misverhältnisses uns nothwendig oder mindestens sehr heilsam erschien, erwuchs der Plan dieses Buchs. Von diesem Gesichtspunkt aus will dasselbe beurtheilt sein.

Die Absicht des Verfassers war, in jenem ausgebreiteten Kreis, der sich aus allen Ständen unseres Volks zusammengesetzt für die historische Literatur interessirt, eine lebendigere Theilnahme für die Geschichte des deutschen Mittelalters zu erwecken. Und kein Stoff schien ihm hierzu geeigneter, als die deutsche Kaiserzeit, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und nach allen ihren wesentlichen Momenten dargestellt würde. Die Natur dieses Stoffes erfordert aber einerseits die innere nationale Entwickelung, in der die Grundbedingungen der kaiserlichen Stellung beruhten, wie andererseits den ganzen Umfang und die volle Höhe der Kaisermacht im Abendlande darzulegen; die Darstellung muß somit bald in die Einzelnheiten der Territorialgeschichte hinabsteigen, bald sich in die Weite der welthistorischen Bewegung verlieren. Je reicher und mannigfaltiger der Stoff hiernach ist, je mehr galt es, wenn er dem Zwecke des Verfassers dienen sollte, die Begebenheiten, Zustände, Persönlichkeiten in scharfen und festen Zügen zu charakterisiren. Nur so schien es möglich dem Gesammtbilde eine solche Uebersichtlichkeit und Klarheit zu geben, daß dasselbe einem großen Leserkreis leicht faßbar werden und sich fest der Einbildungskraft einprägen könnte. Wenn es aber gelang, der Phantasie

dieſes große Bild deutſchen Lebens mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, ſo mußte es auch nach des Verfaſſers Meinung mit Nothwendigkeit auf Herz und Geſinnung deutſcher Leſer nachhaltig den von ihm beabſichtigten Einfluß üben.

Die Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe verhehlte ſich der Verfaſſer nicht. Er ſah wohl ein, daß ohne die Fähigkeit, ſeinen Stoff nach allen Seiten geiſtig zu durchdringen, ihn in lebensvollen Anſchauungen zu erfaſſen und dieſe Anſchauungen künſtleriſch darzuſtellen, ſeine Abſicht nimmermehr zu verwirklichen ſei. Er vergegenwärtigte ſich auch, daß der patriotiſche Zweck, der ihm vorſchwebte, nur zu erreichen ſei, wofern es ihm gelänge, ſeinen Worten etwas von der Begeiſterung einzuhauchen, die ihn für ſeinen Gegenſtand beſeelte. Aber die Aufgabe ſchien ihm ſchöner und rühmlicher, als die Schwierigkeiten groß; und ſo wagte er ſeine beſte Kraft an ein nach ſeiner Meinung für unſer Volk heilſames Werk. Er iſt fern von dem Wahne, das Ideal, das ihm vorſchwebte, erreicht zu haben, aber mindeſtens der Vorwurf dürfte ihm, nachdem er ſich nun zwanzig Jahre lang mit dem Studium der Geſchichte des deutſchen Mittelalters beſchäftigt hat, nicht mit Recht gemacht werden, daß er ſich vorſchnell und unvorbereitet an eine Aufgabe gemacht habe, deren Schwierigkeiten von ihm nicht gekannt und erwogen ſeien.

Nachdem der Verfaſſer ſo den wichtigſten Geſichtspunkt für ſeine Arbeit angegeben hat, bedarf es nicht vieler Worte mehr zu weiterer Verſtändigung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Buche dieſer Art nicht Alles jedem Leſer neu und unbekannt ſein kann, und Kenner der deutſchen Geſchichte werden mit Fug urtheilen, daß nicht Weniges in demſelben, wenn auch in anderer Form und in einem anderen Zuſammenhange, bereits längſt geſagt ſei. Sollte in ſolchem Urtheil ein Tadel liegen, ſo will ihn der Verfaſſer lieber hinnehmen, als daß man ihm mit Grund vorwerfen könnte, ſeine Darſtellung

blende durch den Glanz neuer Hypotheſen und Combinationen, die der äußeren Beglaubigung und der inneren Wahrheit entbehrten. Sollte ſich nicht überhaupt in der Richtung der modernen Geſchichtsſchreibung — wir denken dabei nur an Werke voll eigenthümlichen Geiſtes und Lebens, nicht an ſaft- und kraftloſe Compilationen — ein übermäßiges Trachten nach dem Neuen, eine allzu große Scheu die hergebrachte Ueberlieferung fortzupflanzen bemerklich machen? Das Neue iſt nicht immer das Richtige und Echte; das höchſte Geſetz des Geſchichtsſchreibers bleibt aber unter allen Umſtänden die Treue und Wahrheit ſeiner Darſtellung. Und dieſe liegt ja nicht allein darin, daß er ſich davon fern hält durch willkührliche Erfindungen die Ueberlieferung der Quellen zu verfälſchen, ſie beruht ebenſoſehr darauf, daß nicht Nachrichten von zweifelhaftem Werthe und unſicherem Urſprunge, nicht vieldeutigen Ausdrücken und zerſplitterten Notizen ein allzu großes Gewicht beigelegt und ſie dazu benutzt werden die bisherige Auffaſſung der Verhältniſſe völlig umzukehren. Es geſchieht dann leicht, daß an ſich Geringfügiges in den Vordergrund der Darſtellung gedrängt und das Erhebliche verdeckt wird; das Bild gewinnt die Züge einer Karikatur und wird bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Auch das an neueren Geſchichtsſchreibern häufig hervortretende Streben durch vielfache Beziehungen auf moderne Verhältniſſe die Zuſtände der Vergangenheit anſchaulicher zu machen, verführt unſeres Erachtens leicht auf Abwege. Man läuft Gefahr den Perſonen Motive unterzulegen, die ſie nicht haben konnten, die Vorgänge aus Geſichtspunkten zu beurtheilen, die der Zeit fern lagen, der geſammten Darſtellung eine vielleicht für den Augenblick beſtehende, aber doch falſche Färbung zu geben. Der Verfaſſer, dem der Werth der Wahrheit mehr gilt, als der Reiz der Neuheit, glaubte die wahre Geſtalt der Kaiſerzeit ſeinen Leſern am Beſten zu ſchildern, wenn er ſich ſo eng wie möglich an die beſten Quellen anſchloß und die

hervorragendsten Schriftsteller jener Zeit häufig mit ihren eigenen Worten reden ließ. Wo dieses Verfahren nicht anwendbar schien, hat er sich lieber bewährten Autoritäten angeschlossen, als eigenen unsicheren Combinationen einen weiten Spielraum gegönnt. Man sage nicht, daß es bequeme Arbeit sei, das Erz, das Andere aus den Schachten geholt, einzuschmelzen; der Verfasser weiß auch, wie es in den Schachten aussieht, und es ist ihm fürwahr nicht alles Erz zugetragen worden.

Und hier noch ein Wort über die Einleitung des Buchs, die des Neuen und Eigenthümlichen vielleicht am Wenigsten enthält und sogar viele Controversen, in denen sich die moderne Geschichtsschreibung zu bewegen liebt, recht absichtlich umgeht. Sie ist trotzdem der vielleicht mühevollste Theil der Arbeit gewesen. Hätte der Verfasser nur für geschichtskundige Leser geschrieben, er hätte den Inhalt dieser Einleitung auf wenige Blätter zusammengedrängt; er wollte aber durch dieselbe zunächst für Leser sorgen, denen weder ausgebreitete Vorkenntnisse, noch genügende historische Hülfsmittel bei der Lectüre dieses Buchs zu Gebote stehen. Es kam darauf an, solchen Lesern die Bedeutung der deutschen Kaisergeschichte für den weltgeschichtlichen Zusammenhang, wie für unsere nationale Entwickelung deutlich zu machen, und dies schien kaum anders als durch eine gedrängte Uebersicht der tausendjährigen Vorgeschichte der germanischen Stämme möglich. Die Darstellung mußte dabei so ausführlich gehalten werden, daß nirgends eine Unklarheit blieb, während andererseits Alles auszuscheiden war, was auf die spätere Entwickelung keinen merklichen Einfluß mehr übte. Alles Problematische wurde zur Seite geschoben, weil es die Leser, die vorzüglich hier in das Auge zu fassen waren, eher verwirrt, als aufgeklärt hätte. Der Verfasser kann nicht sagen, daß die Einleitung, wie sie jetzt vorliegt, seinen eigenen Ansprüchen nur von fern

genügte, aber er hofft, daß sie doch manchen Lesern willkommen sein wird.

Namhafte Vorgänge ermuthigten dieses Buch frei und leicht ohne das schwere Beiwerk von Quellenanführungen und Anmerkungen in die Welt zu senden. Vielleicht gewann es sich so leichter den Leserkreis, den es am Liebsten anziehen möchte; auch konnte ein gelehrter Apparat bei einem bereits wiederholentlich behandelten Stoff leichter entbehrlich scheinen. In der That war es Anfangs die Absicht des Verfassers von allen Beziehungen auf die Quellenliteratur abzusehen und die Darstellung lediglich für sich selbst einstehen zu lassen. Aber mehrfache Rücksichten geboten ihm schließlich einen andern Weg einzuschlagen. Zuerst hat er denn doch manche bisher wenig oder gar nicht benutzte Quellen und Hülfsmittel zu seiner Arbeit verwendet und ist durch diese oder durch selbstständige Forschungen zu neuen Resultaten gelangt, die er wenigstens andeutend begründen mußte. Dann schien es ihm Pflicht, solchen Lesern, die durch die Darstellung angeregt sich tiefer in das Studium jener Zeit begeben wollten, dazu einige Anleitung zu bieten. Viele der großen Schwierigkeiten, welche früher dieses Studium darbot, sind jetzt glücklich gehoben. Durch die von Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae historica ist ein unerschütterliches Fundament desselben für alle Zeiten gewonnen; die früher zerstreuten Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters werden hier nicht nur zuerst vereinigt, sondern auch ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgegeben und nach allen Seiten kritisch erläutert. Die Sammlung umfaßt schon die meisten Quellenschriften der Kaiserzeit und geht dem Ende dieser Periode mit beschleunigten Schritten entgegen. Von den wichtigsten Schriftstellern sind überdies bereits Handausgaben veranstaltet, und selbst Lesern, denen die lateinische Sprache des Mittelalters nicht geläufig, ist durch Uebersetzungen ein großer Theil der Quellen zugänglich gemacht worden. Dann

iſt das urkundliche Material durch Böhmers Regeſten der Kaiſer und Jaffés Regeſten der Päpſte jetzt ohne Mühe zu überblicken. Endlich haben Stenzels Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer, Rankes Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe und mehrere Monographien, die ſich dieſen Werken angeſchloſſen haben, eine feſte Methode für das Studium dieſer Zeit gewonnen. Wo ſo viele Erleichterungen dem weiter Forſchenden gegeben ſind, ſchien es geboten, ihn nicht die weiten Umwege wandeln zu laſſen, die ältere Werke ihm angeben mochten, ſondern ihn unmittelbar mit einigen Fingerzeigen auf die breite und geebnete Bahn hinzuweiſen, die ihn ſicher zum Ziele führt. Lediglich aus dieſem Geſichtspunkt iſt die Ueberſicht der Quellen und Hülfsmittel, ſind die kurzen Verweiſungen der Anmerkungen auf die Quellen und die neuere Literatur zu beurtheilen. Weder auf Vollſtändigkeit des Apparats, die einen bedeutend größeren Raum in Anſpruch genommen hätte, war es abgeſehen, noch auf einen fortlaufenden Commentar der Darſtellung, wie denn dieſe auch von den Anmerkungen ganz getrennt gehalten wurde und durchaus als ein ſelbſtſtändiges Ganzes anzuſehen iſt.

Es wäre unſer lebhafter Wunſch, daß ſowohl die Lehrer an den höheren Schulen, wie die reiferen Zöglinge derſelben durch die Quellenbeilage veranlaßt würden, den Zeugniſſen der großen Vergangenheit unſeres Volks näher zu treten, als es bisher meiſtentheils geſchieht. Abgeleitete Darſtellungen haben ihren großen und beſondern Werth, ſie bilden die nothwendige Vorbereitung, um die Denkweiſe und Sprache früherer Jahrhunderte zu verſtehen; iſt aber das Verſtändniß hiefür einmal eröffnet, dann reden die Quellen mit viel klarerer und deutlicherer Zunge, als es jeder ſpätere Geſchichtsſchreiber vermag. Der Verfaſſer iſt in den Mauern einer berühmten Schule geboren, einer nicht minder berühmten dient er ſeit langen Jahren mit Eifer und Freude; ſein

ganzes Leben hat ihn so mit der Schule in die engste und nächste Beziehung gebracht — wie hätte er nicht auch bei dieser Arbeit unabläſſig derselben gedenken sollen! Er weiß, daß die Besten und Edelsten unserer Jünglinge sich für eine große Zukunft unseres Volks begeistern und nach ihrem Theil dazu mitzuwirken wünschen. Möchten sie an dem Bilde, das wir von der Herrlichkeit des alten Reichs entworfen haben, begreifen lernen, daß es vor Allem die christlich-heroischen Tugenden unserer Vorfahren waren, die sie frei, mächtig und groß machten, daß ohne dieselben alle schönen Träume von einer neuen glückreichen Zeit für unser Volk nimmerdar in Erfüllung gehen werden. Die Geschichte lehrt vor Allem, daß die Seele mehr ist, denn der Leib, daß der Geist nicht in und an diese oder jene Form gebannt ist, sondern daß zu aller Zeit geistige Kraft und Tüchtigkeit dem Leben neue Gestalten und Formen geben. Die Wissenschaft der vaterländischen Geschichte ist nicht allein dem Ariadneknäuel zu vergleichen, das uns durch die dunklen Irrgänge der Zeiten zu dem Eingange zurückführt, durch den unsere Vorfahren in die Geschichte eintraten, sie ist ebensosehr der Fackel gleich, die unsern Pfad erhellt und vorwärts, wie rückwärts, ihre Strahlen werfend dem Ausgange zuleuchtet, an dem unserm Volke heller — wolle es Gott! — das Tageslicht entgegenstrahlen wird, als es unseren Vorderen schien. Diese Wissenschaft möchten wir unserer Jugend an das Herz legen, die Beschäftigung mit derselben nicht als eine Arbeit des Zwanges, sondern als den Gegenstand freier liebevoller Thätigkeit von ihr getrieben wissen und zugleich ihr einige Anleitung bieten, wie sie dieses Studium zu bleibendem Gewinn für Geist und Herz pflegen kann. Denn es ruht ein großer innerer Segen auf demselben; es macht die Seele weit, das Herz fest und lehrt das Große von dem Kleinen, das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden.

Der Verfasser kann das Vorwort nicht schließen, ohne

seinen Dank allen Mitlebenden und Mitstrebenden auszudrücken, deren Forschungen seine Arbeit erleichtert oder eigentlich erst ermöglicht haben. Es mischt sich bei ihm mit der Dankbarkeit, die jeder Geschichtsschreiber tüchtigen Vorgängern und rüstigen Vorarbeitern schuldet, noch eine ganz persönliche Verpflichtung. Der Verfasser hat das Glück gehabt, daß ihn das Leben mit den meisten Schriftstellern, die in den letzten Jahrzehnden auf diesem Gebiet der Wissenschaft gearbeitet haben, in nahe Verbindung gebracht hat. Unter ihnen ist einer seiner nächsten Blutsverwandten, der ihm ein väterlicher Berather war; unter ihnen sind Männer, die er als seine Lehrer verehrt; unter ihnen Mehrere seiner Jugendfreunde und Studiengenossen; unter ihnen auch Manche, mit denen ihn in späterer Zeit lange ein vertrauter Umgang verbunden hat, und Andere, denen er wenigstens im Vorübergehen die Hand reichen konnte. So geht der Einfluß dieser Männer auf ihn weit über die unmittelbare Einwirkung ihrer Schriften hinaus und diese selbst gewinnen für ihn eine lebendigere Bedeutung, ein gesteigertes Interesse. Um so tiefer empfunden ist deshalb auch sein Dank, den zugleich die Aelteren unter ihnen als den Ausdruck der höchsten Verehrung, die Altersgenossen als einen Freundesgruß aufnehmen mögen. Abweichende Ansichten, die in den Anmerkungen hier und da ausgesprochen sind, können ihm von diesen Männern nicht misdeutet werden; der Widerspruch gilt ja nie der Person, sondern lediglich der Sache. Vielleicht hat der Verfasser in manchen dieser Controversen selbst das Recht nicht auf seiner Seite, sicherlich hat er in anderen Dingen dem Irrthum und der Täuschung seinen reichlichen Tribut dargebracht; auf Widerspruch und Tadel mancher Art ist er gefaßt und wird Beides mit Freuden hinnehmen, wenn die Erkenntniß der historischen Wahrheit und der vaterländischen Geschichte dadurch gefördert wird.

Indem der Verfaſſer dieſen erſten Band niederſchrieb, wurde er unabläſſig an jene ſchöne Zeit erinnert, da es ihm vergönnt war ſich im Bunde mit Waitz, Köpke, Dönniges, Wilmans und Hirſch unter Rankes Leitung ganz dem Studium der ottoniſchen Zeit zu widmen. Die Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe, die Frucht unſerer gemeinſamen Beſtrebungen, ſind die Grundlage auch dieſer Arbeit, die ſomit eine neue Frucht unſerer damaligen Studien. Die lieben Freunde, mit denen der Verfaſſer zu jener Zeit arbeitete, ſtanden ihm durch ihre Bücher auch jetzt mittelbar ſtets als Mitarbeiter zur Seite. Aber auch manche unmittelbare kräftige Unterſtützung hat der Verfaſſer gefunden, vor Allem von Wattenbach, der an dieſem Bande ſeinen reichen Freundesantheil hat. Es iſt mir ſehr ſchmerzlich, daß ich jetzt von dieſem ebenſo gefälligen als gelehrten Freunde räumlich getrennt, der unausgeſetzten Beihülfe deſſelben für die Folge entbehren muß. Der Dank für ſeine Güte verbindet ſich mit der Bitte, daß er ſeine Theilnahme unſerm Werke auch in der Ferne erhalten möge.

Ein eigenthümlicher Unſtern hat bisher über den größeren der deutſchen Kaiſerzeit gewidmeten Werken gewaltet. Leibnizs Annalen und Maſcovs Commentarien ſind unvollendet geblieben, und auch Stenzels Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer iſt nur der mächtige Torſo eines größeren unvollendeten Werks über dieſe Periode. Viel leichter iſt jetzt die Arbeit, als ſie zur Zeit jener großen Forſcher war, und ſo darf der Verfaſſer, wenn ihm Gott Geſundheit und Kraft erhält, in nicht langer Friſt zum Abſchluß dieſes Buches zu gelangen hoffen. Der erſte Band ſollte nach dem früheren Plan bis zum Tode Heinrichs II. führen; innere wie äußere Gründe riethen aber die Regierungsgeſchichte Heinrichs II. für den zweiten Band aufzuſparen, der außerdem die Zeit des fränkiſchen Kaiſerhauſes darſtellen wird. Die Geſchichte der Hohenſtaufen wird im dritten Bande das Werk beſchließen.

Wenn das Unternehmen ſchnell zum glücklichen Ziele gedeihen und ſich den Dank des Publicums gewinnen ſollte, ſo ſchuldet es denſelben zum nicht geringen Theile dem trefflichen Verleger des Buchs, der mit patriotiſcher Wärme den Plan des Verfaſſers ergriffen, mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit allen Wünſchen deſſelben entſprochen und ihm dadurch weſentlich die Arbeit erleichtert hat.

Berlin, 4. Auguſt 1855.

W. Gieſebrecht.

Inhalt.

Erstes Buch.

Einleitung. Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung. Einigung in der fränkischen Monarchie.

Seite

1. Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit . . . . . 3—12.

Das Gebiet der deutschen Völkerschaften 3. Aelteste Stammesverbindung 4. Gaugemeinde 5. Hundertschaft. Markgenossenschaft 6. Recht der Familie 6. 7. Hausrecht 7. Herzöge. Fürsten 8. Gefolge der Fürsten 8. 9. Beginn der Königsherrschaft 10—12.

2. Unterdrückung der deutschen Stämme durch die Römer und ihre Befreiung . . . . . 12—25.

Die Cimbern und Teutonen 12. 13. Eroberungen der Sueven auf gallischem Boden 13. Der Name „Germanen" 13. 14. Ariovist und Cäsar 14. Eroberungen des Drusus und Tiberius in den Donauländern 14. Drusus dringt in die deutschen Länder ein 15. Marbods Herrschaft in Böhmen 15. Eroberungen des Drusus und Tod desselben 16. Fortschritte des Tiberius und Domitius Ahenobarbus 17. Aufstand der Germanen; Bund unter Armins Führung 18—20. Des Germanicus Feldzüge gegen die Germanen 20—23. Armins und Marbods Ende 23. 24. Die römischen Legionen werden über den Rhein zurückgezogen 24.

3. Friedliche Verhältnisse zwischen den Deutschen und Rom . 25—32.

Eindruck der römischen Macht auf die Deutschen 25. 26. Deutsche Hülfstruppen im römischen Heere 26. Das römische Imperium und seine Segnungen 27. 28. Die römischen Provinzen an Rhein und Donau. Die wichtigsten Städte 28—30. Friedlicher Verkehr der Germanen mit den Römern 30. Neue Eroberungen der Römer 31. Das römische Zehntland zwischen dem Oberrhein und der obern Donau 31. Freiheitsliebe der Germanen 31. Cornelius Tacitus 32.

Seite

4. Roms Schwäche gegen die Deutschen und Herstellung des Reichs 32—41.

Die Germanen durchbrechen die Grenzen des römischen Reichs; Ansiedlungen deutscher Stämme auf römischem Boden 33. Größere Stammesverbindungen bilden sich unter den deutschen Völkerschaften 34. Die königliche Gewalt erhebt sich mächtiger unter den Germanen 35. Schwäche Roms gegen die einbrechenden Germanen 36. 37. Kaiser Claudius rettet das Reich 37. Herstellung des Reichs durch Diocletian und Constantin 38. 39. Neue Ordnungen des Reichs 39. 40. Die Despotie und ihre Folgen 41.

5. Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen 42—50.

Das Christenthum eine Schranke gegen den Despotismus 42. Bildung der kirchlichen Hierarchie 43. Die christliche Kirche Staatskirche 44—46. Neue Kämpfe mit den Germanen 46. 47. Der alte Götterdienst der Germanen 47. 48. Erste Verbreitung des Christenthums unter den Germanen. Arianismus 48. 49. Die Königsherrschaft der Gothen im östlichen Europa 50.

6. Zerstörung des abendländischen Reichs durch die deutschen Völker 50—62.

Einbruch der Hunnen 51. Die Westgothen in das römische Reich aufgenommen 51. 52. Theilung des römischen Reichs 52. Alarich 52. 53. Radagais 53. Die Provinzen des abendländischen Reichs von germanischen Stämmen besetzt 54. Alarich in Rom 54. 55. Das westgothische Reich in den gallischen und spanischen Ländern 55. 56. Das burgundische Reich in Gallien 56. Die Franken besetzen das niedere Germanien, die Alamannen Obergermanien 57. Die Sachsen setzen sich in Britannien fest 57. Attila 58—60. Odoaker König von Italien 61. Die Ostgothen unter Theoderich erobern Italien 61. Chlodovech erobert das letzte römische Gebiet in Gallien 62.

7. Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden. Entstehung der romanischen Nationen . . . . . 62—83.

Bedeutung der Völkerwanderung 63. Veränderung des Gebiets der deutschen Stämme 63. 64. Veränderungen in den staatlichen Verhältnissen der Germanen 64. 65. Die alte Gemeindeverfassung erhält sich 65. Das Königthum unter den Germanen eine Nothwendigkeit 65. 66. Stellung der Könige 66. Aus dem Gefolge der Könige erwächst ein neuer Adel 66. 67. Friedliche Ordnungen in den von den Germanen eroberten Ländern 67. 68. Die Reiche der Gothen und Burgunder. Religiöser Zwiespalt. Innere Schwäche. Theoderich 68—71. Das fränkische Reich. Chlodovech tritt zum katholischen Bekenntniß über. Ausdehnung des Reichs über fast ganz Gallien. Besiegung der Alamannen und des Thüringerreichs. Stärke des fränkischen Reichs durch die Vereinigung römischer und germanischer Elemente. Reichseinrichtungen. Die Stellung der Kirche im merovingischen Reiche 72—78. Das langobardische Reich. Eroberung Italiens durch die Langobarden. Verhältniß der unterworfenen Römer im langobardischen Reich 78—82. Entwickelung der romanischen Nationalitäten 82. 83.

Seite

8. Zersplitterung und Schwäche des Abendlands. Herstellung der fränkischen Monarchie . . . . . 83—99.

Zersplitterung der abendländischen Staaten 83. 84. Sittliche Verwilderung und Verfall der Cultur 84. Auflösung des merovingischen Reichs 85. Herzöge unter den deutschen Stämmen 86. Vordringen slawischer Stämme 86. 87. Verfall des merovingischen Königthums. Die fränkischen Hausmeier 87. 88. Pipin von Heristal, Herzog und Fürst der Franken 88. 89. Eroberungen der Araber. Zerstörung des westgothischen Reichs 89. 90. Karl Martellus 90. 91. Pipin der Kleine stellt das fränkische Reich her 91. Alte Bisthümer in den rheinischen Gegenden. Trier als Metropole von Metz, Toul und Verdun, Köln von Tongern (Maastrich, Lüttich), Mainz von Worms, Speier und Basel 92. 93. Die Bisthümer ohne nahe Verbindung mit Rom 93. Macht und Reichthum der fränkischen Bischöfe 94. Bekehrungen irischer Mönche in den deutschen Ländern. Die alamannischen Bisthümer Straßburg, Basel, Chur und Augsburg; das baierische Bisthum zu Salzburg 94. 95. Bekehrung der Angelsachsen; Angelsächsische Mönche predigen unter den Friesen und Sachsen. Willibrord, Bischof von Utrecht 95. 96. Winfried-Bonifacius; sein Verhältniß zu Rom 96. Die baierschen Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg, Freisingen; die fränkischen Bisthümer Wurzburg, Buraburg, Eichstädt; das thüringische Bisthum Erfurt 96. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, kettet die deutsche Kirche an Rom 97. Pipin, von Papst Stephan III. zum König gesalbt 98. Pipins Zug gegen den Langobardenkönig Aistulf; Schenkung des Exarchats und der Pentapolis an Rom 98. 99.

9. Herstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen . . . . . 99—134.

Bund des neuen fränkischen Königthums mit dem Papstthum 100. Persönlichkeit Karls des Großen 101. Die Anfänge Karls 102. Jede selbstständige Gewalt im Reiche wird unterdrückt, das Herzogthum abgeschafft 102. Karl gründet seine Macht vornehmlich auf die deutschen Völker; deshalb seine Kriege gegen die Freiheit der Sachsen 102. 103. Kampf der deutschen Königsmacht gegen die altsächsische Volksfreiheit, des Christenthums gegen den alten Götterdienst der Germanen 104. Karl gewinnt das langobardische Reich 105. Die fränkischen Einrichtungen auf Italien übertragen 106. Karls Kriege mit den spanischen Arabern 107. Neue Kämpfe mit den Sachsen. Widukind 108. 109. Die sächsischen Bisthümer zu Halberstadt, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Münster, Osnabrück 110. Kriege gegen die Avaren. Bekehrungen von Salzburg aus unter den Avaren und Karantanen; Salzburg zum Erzbisthum erhoben 110. 111. Karls kaiserliche Stellung 111. 112. Herstellung des abendländischen Kaiserthums 113. Bedeutung des karolingischen Kaiserthums 114—116. Die geistliche Gewalt des Kaisers 116. 117. Karl der Große als Gesetzgeber 118. 119. Die römisch-katholische Kirche und die Herrschaft der fränkischen Nationalität halten den Kaiserstaat zu-

Seite

sammen 120. 121. Umfang der kaiserlichen Rechte 121. Die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs 122. Anfänge des Lehnswesens 123. Die Vasallen auf den Kriegsdienst hingewiesen 124. Der Geistlichkeit wird die Richtung auf Literatur und allgemeine Volksbildung gegeben 125. 126. Des Kaisers Sorge für den Stand der Freien 127. 128. Hebung des Ackerbaus, des Gewerbes und des Handels 128. Ausgleichung der verschiedenen Elemente des Staats 129. Der Hof Karls des Großen 130. Kriege der Söhne des Kaisers gegen die Slawen, Avaren und Araber; die avarische Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul, die böhmische und thüringische Mark, wie die spanische Mark werden begründet 131. Erste Kämpfe mit den Dänen 132. 133. Unterwerfung der Wilzen und Abodriten 133. Einrichtung der Marken. Markgrafen und Markherzöge 133. 134. Karls des Großen Tod 134.

10. Auflösung des fränkischen Kaiserthums . . . . . 134—150.

Kaiser Ludwig der Fromme 135. Das Bisthum Hildesheim und das Erzbisthum Hamburg begründet 135. Die Geistlichkeit will die Einheit des Reichs und das Wahlrecht des Volks sichern; Lothar Mitkaiser 135. Neue Erbfolgeordnung des Kaisers nach dem alten Grundsatz der Reichstheilung 136. Kriege zwischen Ludwig und seinen Söhnen 136. Krieg um die Einheit des Reichs zwischen den Söhnen Ludwigs 136. 137. Reichstheilung zu Verdun. Lothar behält den kaiserlichen Namen ohne bestimmte oberherrliche Rechte 137. Bedeutung der Reichstheilung für die Entwickelung der deutschen und französischen Nationalität; der Volksname der Deutschen 137. 138 (vergl. S. 729. 730). Kaiser Lothar theilt sein Reich unter seine drei Söhne, die sämmtlich ohne Erben sterben; Ludwig der Deutsche gewinnt die deutschen Länder derselben durch den Vertrag von Mersen, Karl der Kahle die Kaiserkrone und die romanischen Länder 139. Das Papstthum strebt nach der Universalherrschaft; die pseudoisidorischen Decretalien 140. Papst Nicolaus I. 141. Die Araber nehmen Sicilien, greifen Italien und Rom selbst an 142. Die Herrschaft der Griechen in Italien gewinnt an Umfang 143. Verheerende Züge der Normannen, die besonders das westfränkische Reich treffen. Große Schwäche dieses Reichs nach dem Tode Karls des Kahlen 144. Nach dem Tode Ludwigs des Deutschen das ostfränkische Reich unter drei Brüder getheilt; der jüngste, Karl der Dicke, gewinnt nach und nach das ganze Reich Karls d. Gr. und die Kaiserwürde 145. Empörung der abhängigen slawischen Völker. Verheerungen der Normannen. Karl wird der Herrschaft entsetzt; die Einheit des Reichs löst sich 146. Das Westfrankenreich, Ostfrankenreich, das ober- und niederburgundische Reich und das Königreich Italien gehen aus der Auflösung des karolingischen Kaiserreichs hervor. Arnulf zum Kaiser gekrönt. Vergebliches Streben nach einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt. Sieg über die Dänen. Kriege mit Swatopluk, nach dessen Tode das großmährische Reich verfällt 147 In allen Staaten Wahlkönige und eine übermächtige Aristocratie. Kaiserthum und Papstthum in dem schlimmsten Verfall. Die christlichen Völker von den heidnischen Nationen bedroht und zum Theil überwältigt 148. Rückblick 149. 150.

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.

900—950.

Seite

1. Verfall des ostfränkischen Reichs . . . . . 153—173.

Wahl Ludwigs des Kindes 153. Innerer Zustand des Reichs 154. Die verheerenden Züge der Ungern 155—160. Verminderung des Stands der freien Männer, die großentheils zu zinspflichtigen und hörigen Leuten herabsinken 160. 161. Vasallendienst 161. 162. Ministerialen 162. Die Macht des Adels und der Kirche wächst 163. Loser Verband der Theile des Reichs 163. 164. Neue Landesherzöge 164. 165. In Franken 165—168. In Lothringen 168. 169. In Schwaben 169. 170. In Baiern 170. In Sachsen 170—173. Gänzlicher Verfall des königlichen Ansehens 173.

2. Mißglückte Versuche König Konrads I. ein einiges Reich zu begründen . . . . . 173—189.

Die Franken und Sachsen halten an der Einheit des Reichs fest 174. Wahl König Konrads I. 175. Seine Persönlichkeit 176. 177. Lothringen sagt sich vom Reiche los; unglückliche Feldzüge K. Konrads 177. Einfluß der Geistlichkeit; Feindschaft gegen die Herzöge 177. Streitigkeiten zwischen K. Konrad und Herzog Heinrich von Sachsen 178. Heinrichs Persönlichkeit 179—181. Kämpfe mit Erchanger und Burchard in Schwaben 182. Sagen von Konrads Kämpfen mit den Herzögen 182. 183. Neuer Einbruch der Ungern; König Konrad versöhnt sich mit Heinrich 184. Neue Kämpfe in Schwaben; auch Baiern unter Herzog Arnulf erhebt sich gegen den König 184. Die Synode zu Hohenaltheim 184—187. K. Konrad läßt seine Schwäger Erchanger und Berchthold hinrichten 187. Baiern und Schwaben empören sich aufs Neue gegen den König 187. Konrads Ende 188. 189.

3. König Heinrich I. vereinigt die deutschen Länder . . . . 189—200.

Die Sachsen und Franken wählen Heinrich zum König 190. Heinrich weist die Krönung zurück 190. 191. Heinrich als Wahlkönig erkennt die herzoglichen Gewalten an. Das deutsche Reich ein Staatenbund unter Vorstandschaft des sächsischen Herzogs. Vergleichung des deutschen Königthums mit dem Bretwaldathum der Angelsachsen 191—193. Herzog Eberhard von Franken 193. Heinrich unterwirft sich den Herzog Burchard von Schwaben 193. 194. Dann den Herzog Arnulf von Baiern 194. 195. Mühevolle Erwerbung Lothringens; Herzog Giselbert vermählt sich mit Heinrichs Tochter Gerberge 195—199. Die deutschen Länder und Stämme geeinigt; die Grundlage des deutschen Reichs gelegt 199. 200.

4. Heinrichs Siege über die Wenden, Ungern und Dänen . 200—215.

Selbstständigkeit der Herzöge. Bedeutende Macht der Konradiner in Franken, Lothringen und Schwaben, wo auf Burchard I. Herzog Her-

Seite

mann I. aus dem konradinischen Hause folgt 200. 201. Heinrichs Krieg gegen die Ungern im Jahre 924. Verfall des Heerbanns. Vertrag mit den Ungern 201—203. Burgbau in den Markgegenden 204—206. Uebergang vom Volksheer zum Ritterheer 206. 207. Unterwerfung der Wenden und Böhmen 207—211. Heinrich vermählt seinen Sohn Otto mit der angelsächsischen Königstochter Editha 210. Neuer Krieg mit den Ungern 211—213. Schlacht bei Riade 213. 214. Züge gegen die Dänen 214. 215. Die dänische Mark 215.

5. Die letzten Zeiten König Heinrichs I. . . . . 215—222.

Mathilde, Heinrichs Gemahlin, und ihre Kinder 215. 216. Heinrichs religiöse Gesinnung; Herstellung kirchlicher Ordnungen 216. 217. Stiftung des Klosters Quedlinburg 217. Beabsichtigte Reise nach Rom 218. Auf dem Reichstage zu Erfurt wird Otto zu Heinrichs Nachfolger bestimmt 219. Ende K. Heinrichs I. 219. 220. Sein Lob 221. 222.

6. Ottos I. Wahl und Krönung . . . . . 222—227.

Die Sachsen und Franken wählen Otto 222. 223. Otto und Heinrich, feindliche Brüder. Die Persönlichkeiten beider 223. 224. Krönung Ottos zu Achen 224—226. Die deutschen Herzöge dienen Otto beim Königsmahl 226. Ottos Krönungsfeier das Fest der Gründung des deutschen Reichs 227.

7. Die ersten Jahre der Prüfung . . . . . 227—240.

Empörung der Böhmen und Wenden 228. Hermann Billing Markgraf gegen die Wenden 229. Einbruch der Ungern 229. Verhältnisse im westfränkischen Reich. Herzog Hugo von Franzien vermählt sich Hedwig, K. Ottos Schwester 229. 230. Erste Feindseligkeiten zwischen dem König und Herzog Eberhard 230—232. Gero wird Markgraf gegen die Wenden; Thankmars Unmuth 232. 233. Nach Herzog Arnulfs Tode erkennt dessen Sohn Eberhard die Oberherrschaft der Sachsen nicht an. Des Königs Züge nach Baiern. Arnulfs Bruder Berchthold wird zum Herzog von Baiern, Arnulfs zweiter Sohn Arnulf zum Pfalzgraf in Baiern eingesetzt, Arnulfs Tochter Judith mit Heinrich vermählt 233. 234. Herzog Eberhard und Thankmar empören sich 235. 236. Schlimme Lage des Königs, beseitigt durch die Spaltung der Konradiner 236. Thankmars Ende 237. Eberhard schließt nach seiner Unterwerfung im Geheimen mit Heinrich einen Bund gegen den König 238. 239. Letzter Einfall der Ungern in Sachsen 239.

8. Das Jahr 939. Heinrichs Vergehen und Reue . . . . . 240—257.

Heinrich und Giselbert erheben die Waffen gegen den König. Kampf bei Birthen 240—243. Heinrichs Anhänger in Sachsen überwältigt. Neuer Aufstand der Wenden 244. König Ludwig von Frankreich schließt sich Heinrich und Giselbert an, wird aber durch Herzog Hugo von Franzien von der deutschen Grenze abgehalten. Graf Immo führt des Königs Sache in Lothringen gegen Giselbert 245. 246. Herzog Eberhard vereinigt sich mit Heinrich und Giselbert; seine Leute besetzen Breisach 246. Erzbischof Friedrich von Mainz und andere Bischöfe verlassen den König 247. Ottos Standhaftigkeit im Unglück 248. Herzog Hermann

Seite

von Schwaben, die Grafen Udo und Konrad Kurzpold schlagen die Herzöge bei Andernach. Ende Eberhards und Giselberts 248. 249. Breisach ergiebt sich 249. Erzbischof Friedrichs Demüthigung 250. Heinrich flüchtet zu König Ludwig von Frankreich, der sich mit Giselberts Wittwe Gerberge vermählt 250. Bedeutung dieser inneren Kriege für die Befestigung des königlichen Ansehens und der Reichseinheit 250—251. Die fränkischen Gaue bis zum Main und Speßhard kommen an das Herzogthum Baiern 251. Das Herzogthum Franken wird unmittelbar unter die Krone gestellt 252. Beruhigung Lothringens 252. 253. Otto dringt in Frankreich ein 253. Heinrich unterwirft sich und erhält das Herzogthum Lothringen, das ihm aber bald darauf entzogen und Otto, Richwins Sohn, übertragen wird 254. Heinrich trachtet seinem Bruder nach dem Leben; Erzbischof Friedrich weiß um den Anschlag 255. Der Anschlag wird entdeckt 256. Heinrichs aufrichtige Reue und Versöhnung mit dem Könige 256. 257.

9. Befestigung der königlichen Gewalt und Reichseinheit . 257—275.

Unterschied zwischen dem fränkischen und deutschen Reich 258. Otto gründet sein Reich auf die gemeinsamen Interessen der deutschen Völker d. h. auf die deutsche Nationalität 259. Ordnungen des fränkischen Reichs, die auf das deutsche Reich übergehen 259. Das Gewohnheitsrecht verdrängt die Capitularien und die geschriebenen Volksrechte 259. 260. Geringer Einfluß des Königs auf Rechtsbildung und Rechtsentwickelung 261—262. Persönlicher Character des Reichsregiments 263. Der König ohne feste Residenz 263. Hoftage. Allgemeine Reichstage. Synoden 264. 265. Beengung der königlichen Gewalt durch die factische Macht des Adels und der Geistlichkeit 265. 266. Die Stellung der Herzöge nach dem Jahre 939 und ihre Beschränkung durch die Pfalzgrafen 267. 268. Die Verleihung des Herzogthums nimmt Otto als ein unveräußerliches Recht der Krone in Anspruch 268. Konrad der Rothe erhält von ihm Lothringen; Heinrich Baiern 268. 269. Das neue Verhältniß der Herzöge gegen den König 270. Bedeutung des Lehnsverbands für die Einheit des Reichs 271. Einkünfte des Königs 272—274. Das Königthum erhebt sich unter den Deutschen zu derselben Zeit, wo die alte Volksfreiheit untergeht 274. 275.

10. Herstellung und Erweiterung der Marken . . . . . 275—282.

Markgraf Gero und die von ihm bewachten Marken 276—278. Die Mark des Hermann Billing 278. Einrichtungen der wendischen Marken 278. 279. Ottos I. Kriegszug gegen den Dänenkönig Harald Blauzahn 279. 280. Herstellung der dänischen Mark, die Hermann Billing erhält 280. Unterwerfung von Böhmen 280. Herzog Heinrich I. von Baiern hat die Obhut über Böhmen und dringt siegreich tief in Ungern ein 280. 281. Bedeutung der damaligen Erweiterungen des Reichs für die deutsche Geschichte 282.

11. Zersplitterung und Schwäche des westfränkischen, burgundischen und italischen Reichs . . . . . 282—296.

Lage Frankreichs 283. Schwäche der königlichen Gewalt 284. Otto schützt König Ludwig gegen Herzog Hugo 285. Otto dringt in Frank-

Seite

reich ein und rückt bis gegen Paris 286. 287. Waffenstillstand zwischen Ludwig und Hugo 287. Das Concil zu Ingelheim gegen Hugo 288. Herzog Konrad führt König Ludwig in sein Reich zurück; Hugo muß sich unterwerfen 289. Die Geschichte der burgundischen Königreiche bis zu ihrer Vereinigung 289—293. Otto nimmt sich der Hinterlassenen K. Rudolfs II. gegen K. Hugo von Italien an; König Konrad regiert in Burgund unter Ottos Schutz 293. 294. Ottos Theilnahme an den italischen Angelegenheiten 294. 295. Sein Verhältniß zu England 296. K. Otto der erste Fürst des Abendlands 296.

12. Ottos I. kirchliche Richtung . . . . . 297—319.

Edithas Tod 297. 298. Wirkung desselben auf das Gemüth des Königs 298. Ottos frühere Stellung zu der Geistlichkeit und der Kirche 299. 300. Brun, der jüngste Bruder Ottos. Seine Erziehung 301. 302. Brun als Kanzler und Erzcapellan 302. 303. Bruns wissenschaftliches Streben 303. 304. Neue Einwirkung irischer Mönche auf das geistliche und geistige Leben des Abendlands im Allgemeinen und auf Brun im Besondern 305. 306. Brun als Lehrer und Hersteller der Hofschule 307. 308. Die von Brun und der königlichen Capelle ausgehende Belebung der Literatur 309. Eine neue Geistlichkeit bildet sich heran 310. Erweckung der Mission unter den Dänen; die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhuus werden gestiftet 311. 312. Mission unter den Wenden; die Bisthümer Oldenburg, Havelberg, Brandenburg errichtet 312—314. Verbindungen mit Rom angeknüpft 314. Otto erklärt seinen Sohn Liudolf zu seinem Nachfolger. Liudolf, mit Herzog Hermanns Tochter Ida vermählt, wird Herzog von Schwaben. Herzog Konrad heirathet Liutgarde, die Tochter König Ottos 315. Eine Familie herrscht über alle deutschen Länder 316. Rückblick 316—319.

Drittes Buch.

Gründung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Das Kaiserthum der Ottonen.

951—1002.

Seite

1. Italien in der kaiserlichen Zeit . . . . . 323—354.

Erlöschen des Kaiserthums 323. 324. Schwierigkeit der Herstellung 325. Die allgemeinen Verhältnisse Italiens 326. Das städtische Leben und die Nachwirkung der alten Literatur erhalten sich 326—329. Einfluß der fränkischen Herrschaft 329—331. Verheerungen der Araber und Ungern 331—334. Sittliche Fäulniß, besonders unter der Geistlichkeit 334—336. Bedeutung des städtischen Lebens 337—339. Entstehung städtischer Immunitäten unter bischöflicher Hoheit 339—341. Die Tyrannis Hugos von Burgund 341—349. König Lothar unter Berengars Joch 350. Alberich Fürst und Senator der Römer 351. Klägliche Stellung der Päpste unter ihm 352. Schwäche des römischen Ostreichs 352—354. Nothwendige Umgestaltung der italienischen Verhältnisse 354.

Seite

2. Die Eroberung des Königreichs Italien . . . . . 355—370.

König Otto im Besitz kaiserlicher Macht 355. Absicht desselben das Kaiserthum herzustellen 356. König Lothar stirbt und Berengar reißt die Krone an sich 356. 357. Adelheids Schicksal und die Theilnahme an demselben in den deutschen Ländern 357—359. Liudolfs Zug nach Italien 359. 360. König Otto erobert das Königreich Italien 360. 361. Adelheids Flucht aus dem Kerker und ihre Vermählung mit König Otto 362—364. Ottos Absicht das Kaiserthum herzustellen scheitert an Alberichs Widerstand und Liudolfs Unzufriedenheit mit der zweiten Ehe des Vaters 364. 365. Otto verläßt Italien und überträgt den Krieg gegen Berengar seinem Schwiegersohn Konrad 366. Konrad trifft mit Berengar eine Abkunft und begiebt sich mit ihm nach Deutschland 367. König Berengar wird Ottos Vasall; Herzog Heinrich von Baiern erhält die Marken von Istrien, Aquileja, Verona und Trient 368. Verschwörung Liudolfs, Konrads und des Erzbischofs Friedrich von Mainz gegen Herzog Heinrich und König Otto 369. 370.

3. Der Krieg der Söhne gegen den Vater . . . . . 370—391.

Ausbruch der Verschwörung 371. 372. Der König sichert Lothringen 373. Reichstag zu Fritzlar. Konrad und Liudolf werden ihrer Herzogthümer entkleidet 373. 374. Konrad kann sich in Lothringen nicht behaupten 374. Konrad und Liudolf in Mainz belagert. Baiern steht gegen Herzog Heinrich auf 375—377. Hermann Billing hält in Sachsen seine aufständigen Neffen Wichmann und Ekbert in Zaum 378. Brun zum Erzbischof in Köln und Herzog in Lothringen eingesetzt 379—381. König Otto kämpft in Baiern gegen Liudolf und belagert Regensburg 381. Die alten herzoglichen Geschlechter erheben sich. Gefährdung des Königthums 381. 382. Die Ungern fallen in Baiern ein und erhalten von Liudolf und seinen Anhängern Geld 382. 383. Otto in Baiern. In Schwaben erheben sich die Königlichen 383. 384. Die Ungern in Lothringen, von Konrad geführt; Brun hält die königliche Sache hier aufrecht 384. 385. Der Tag von Langen-Zenn. Konrad und Erzbischof Friedrich unterwerfen sich dem Könige 385. 386. König Otto und Herzog Heinrich verjagen Liudolf aus Baiern 387. 388. Der Krieg nach Schwaben verlegt. Waffenstillstand zu Illertissen. Liudolf unterwirft sich dem Vater 388. 389. Tag zu Arnstadt. Wilhelm, Ottos natürlicher Sohn, wird Erzbischof von Mainz, Burchard II. Herzog von Schwaben 389. 390.

4. Herstellung der königlichen Macht im Kampfe gegen innere und äußere Feinde . . . . . 391—423.

a. Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern. Zustand des Reichs nach dem innern Kriege 392. Letzte Kämpfe in Baiern 393. Wichmann und Ekbert wiegeln die Wenden gegen die deutsche Herrschaft auf 394. 395. b. Die Schlacht auf dem Lechfelde. Einfall der Ungern in Baiern und Schwaben 396. Bischof Ulrich vertheidigt Augsburg 396. 397. König Otto schlägt die Ungern auf dem Lechfelde. Konrads Tod 398—401. Folgen des Siegs 402. 403. c. Neue

Seite

Kämpfe gegen die Wenden. Schlacht am St. Gallentag 404. 405. Allmählich wird die deutsche Herrschaft unter den Wenden hergestellt 406. d. Innere Verhältnisse. König Otto herrscht mit seinen Brüdern 406. Herzog Heinrich stirbt, Baiern geht auf seinen Sohn H. Heinrich II. über 407. 408. Bruns Stellung in Lothringen; Godfried unter ihm Herzog in Niederlothringen, Friedrich in Oberlothringen 409. 410. Bruns Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten Lothringens 410. 411. Desselben Einwirkung auf die französischen Verhältnisse 412. Brun alleiniger Erzkanzler 412. 413. Das Herzogthum gewinnt wieder eine selbstständigere Bedeutung. Hermann Billing Herzog in Sachsen 413—415. Die Krone und das Episcopat durch Otto und Brun auf das Engste verbunden 415—418. Mißglückter Versuch das Bisthum Halberstadt nach Magdeburg zu verlegen und zum Erzbisthum zu erhöhen. Stellung des Erzbischofs Wilhelm gegen seinen Vater 419. 420. Abschluß der neuen Ordnungen. Otto II. zum König gewählt und gekrönt 421—423.

5. Herstellung des abendländischen Kaiserthums . . . . . 423—449.

Berengars Untreue 424. Octavianus-Johann Papst und Tyrann der Römer 425. Seine Stellung 426. 427. Liudolfs zweiter Zug nach Italien und Tod 427. 428. Papst Johann XII. ruft König Otto gegen Berengar zu Hülfe 429—431. König Ottos zweiter Zug nach Italien 431. 432. Ottos Kaiserkrönung 433. Ottos Auftreten in Rom als Kaiser 434 Mistrauen gegen Johann XII. 435. Abhängigkeit des Papstes vom Kaiser. Neue Schritte ein Erzbisthum in Magdeburg zu begründen 435. 436. Bruch zwischen Kaiser und Papst 436. 437. Kaiser Otto geht nach Oberitalien und bekriegt Berengar 437. 438. Verrath des Papstes, der sich mit Berengars Sohn Adalbert verbündet 438. 439. Otto umlagert und nimmt Rom 439. Die Römer verlieren das Recht der freien Papstwahl 440. 441. Papst Johann XII. von dem Kaiser und einer römischen Synode abgesetzt 440—443. Papst Leo VIII. eingesetzt 443. Aufstand in Rom von Otto überwältigt 444. Berengar muß sich mit seiner Gemahlin dem Kaiser ergeben 444. Johann XII. kehrt nach Rom zurück; eine römische Synode entsetzt Leo VIII. Johann XII. stirbt, und die Römer setzen Benedict V. zum Papst ein 445. 446. Otto belagert Rom und nimmt die Stadt ein. Papst Benedict abgesetzt; Leo VIII. hergestellt 446—448. Des Kaisers Rückkehr über die Alpen. Das Fest in Köln 448. 449.

6. Ottos I. kaiserliches Regiment . . . . . 449—471.

Weltgeschichtliche Stellung Ottos I. 449—451. Vergleichung der neuen kaiserlichen Gewalt mit der Karls des Großen 451—457. Neue von Wichmann erregte Unruhen 459. 460. Der Polenherzog Mieczislaw unterwirft sich Markgraf Gero und dem Kaiser 460. Geros letzte Zeiten und die Ordnung der wendischen Marken nach seinem Tode 460. 462. Erzbischof Bruns Tod und die Ordnung der lothringischen Verhältnisse. Erzbischof Wilhelm fortan der alleinige Erzkanzler des deutschen Reichs 462. Kirchliche Stiftungen 463. Bekehrung des Dänenkönigs und Polenherzogs, die russische Zarin Olga verlangt aus Deutsch-

Seite

land Prediger 463. 464. Vergebliche Bemühungen Ottos das Erzbisthum Magdeburg in das Leben zu rufen 464. 465. Otto bricht zu seinem dritten Zug über die Alpen auf. Abschied von seiner Mutter 465. Nach Leos VIII. Tode wird Johann XIII. zum Papst eingesetzt, von den Römern vertrieben und von Pandulf von Capua nach Rom zurückgeführt 466. 467. Otto in Rom, strenges Strafgericht über die Römer 467. 468. Pandulf erkennt Ottos Oberherrschaft an und wird mit den Marken von Spoleto und Camerino belehnt 468. Otto giebt alle seine früheren Besitzungen dem Stuhl Petri zurück 468. 469. Die Synode von Ravenna beschließt die Errichtung des Erzbisthums Magdeburg und neuer Bischofssitze in Merseburg, Zeiz und Meißen 469. Des Kaisers Absichten bei seinen Lebzeiten seinen Sohn zum Kaiser krönen zu lassen und mit einer griechischen Kaisertochtee zu vermählen 470. 471.

7. Ottos I. Verhältnisse zu den Arabern und Griechen . . 471—526.

Die drei Weltmächte 471. 472. Verfall des Chalifats 472. 473. Gründung der Fatimidenherrschaft 474. Stellung der Ommaijaden 475. Kampf zwischen den Fatimiden und Omaijaden 476. Gesandtschaft Abderrahmans an Otto 477. 478. Die Gesandtschaft Johanns von Görz an den Chalifen zu Cordova 479—486. Kämpfe des oströmischen Reichs mit den Hamadaniden und Fatimiden 487. 488. Kaiser Nicephorus 488—491. Kaiser Otto sendet den Venetianer Domenicus an Nicephorus und läßt um die Hand der Theophano für seinen Sohn werben 491. 492. Otto II. kommt nach Italien und wird in Rom zum Kaisee gekrönt 492. 493. Stiftung des Bisthums Meißen 493. Nicephorus weigert sich Theophano dem jungen Otto zu vermählen, Kaiser Otto fällt in Apulien ein und belagert Bari 493. 494. Bischof Liudprand von Cremona geht zur Herstellung des Friedens nach Constantinopel 495. Liudprands Gesandtschaftsbericht an Otto 495—518. Otto durchzieht feindlich Apulien und Calabrien 518. 519. Pandulf geräth in die Gefangenschaft der Griechen 519. Die Griechen überziehen die langobardischen Fürstenthümer, werden aber von einem deutschen Heere zurückgedrängt und in Apulien geschlagen 519. 520. Nicephorus Tod 520—522. Kaiser Johannes Tzimisces 523. Tzimisces schließt Frieden und sendet Theophano 524. 525. Vermählung Ottos II. mit Theophano 525. Rückkehr der kaiserlichen Familie nach Deutschland 526.

8. Die letzten Zeiten Kaiser Ottos des Großen . . . . . 527—540.

Zustand der deutschen Länder während der Abwesenheit des Kaisers. Wichmanns Ende 527. 528. Kampf des Markgrafen Hodo mit dem Polenherzog 529. Die Gräber in Mainz 529. 530. Tod der Königin Mathilde und des Erzbischofs Wilhelm 530. 531. Mathildens Tugenden und Verdienste 531. 532. Das Erzbisthum Magdeburg tritt endlich in das Leben, wie die Bisthümer zu Zeiz und Merseburg 532—534. Der Kaiser besucht Magdeburg 534. Großer Hoftag in Quedlinburg 534. 535. Das Bisthum Posen gestiftet und unter Magdeburg gestellt

Seite

535. Hermann Billing ſtirbt, das ſächſiſche Herzogthum geht auf ſeinen Sohn Bernhard über 536. Otto beſucht Merſeburg 536. Der große Kaiſer ſtirbt zu Memleben 537. Eindruck ſeines Todes 538—540.

9. Die erſten Jahre Kaiſer Ottos II. . . . . 540—556.

Ottos II. Sinnesart 540. 541. Adelheids und Theophanos Einfluß auf den jungen Kaiſer 541. Ruhiger Anfang der neuen Regierung 541. 542. Erſte Unruhen in Lothringen 542. Uebermacht des baierſchen Herzogshauſes 543. Nach dem Tode Herzog Burchards II. von Schwaben erhält Otto, Liudolfs Sohn, das Herzogthum Schwaben 544. Emporkommen der Babenberger 544. Verſchwörung Herzog Heinrichs von Baiern mit dem Polen- und Böhmenherzog gegen den Kaiſer; Heinrich verhaftet und nach Ingelheim gebracht 544. 545. Ottos II. Krieg mit den Dänen 545. 546. Kriegszug nach Böhmen 546. Neue Unruhen in Lothringen; Herzog Heinrich entkommt der Haft und beginnt den innern Krieg 546. 547. Herzog Heinrich wird ſeines Amtes entſetzt, das Herzogthum Baiern zerſtückt. Kärnthen mit der italiſchen Mark wird ein eigenes Herzogthum unter Heinrich dem Jüngeren; auf dem Nordgau wird für den Babenberger Berchthold eine neue Markgrafſchaft errichtet; Berchtholds Bruder Liutpold erhält in der baierſchen Oſtmark eine freiere Stellung. Herzog Otto von Schwaben wird mit dem baierſchen Herzogthum belehnt 547. 548. Adelheid hält ſich vom Hofe entfernt 548. Einfluß ihrer Entfernung auf die lothringiſchen und franzöſiſchen Verhältniſſe; Karl, der Bruder König Lothars, wird Herzog von Niederlothringen 548. 549, Zweiter Zug Ottos II. nach Böhmen 549. Aufſtand in Baiern 550. Die Heinriche werden in das Exil geſchickt. Das Herzogthum Kärnthen mit der italiſchen Mark kommt an den fränkiſchen Grafen Otto, Konrads Sohn 550. 551. König Lothar überfällt Achen 551. Ottos II. Zug gegen Paris 552. 553. Krieg mit dem Polenherzog 554. Friede mit König Lothar 554. Lage des Reichs. Ausbreitung der chriſtlichen Kirche. Begründung des Bisthums Prag und eines Bisthums für Mähren. Beſtrebungen Pilgrims von Paſſau die Ungern zu bekehren und ſeinem Bisthum Metropolitenrechte zu gewinnen. Ausdehnung der baierſchen Oſtmark 554—556.

10. Die Kämpfe Ottos II. mit den Griechen und Arabern; des Kaiſers Niederlage und Tod . . . . . 556—579.

Der Kaiſer zieht nach Italien. Ausſöhnung mit der Mutter 557. Der Zuſtand Italiens 558—560. Der Tod des Kaiſers Johannes Tzimiſces 560. Angriffe Abulkaſems auf Italien 561. 562. Otto II. in Rom 563. Pandulf der Eiſenkopf ſtirbt, ſeine Erbſchaft unter ſeine Söhne vertheilt 563. 564. Otto II. dringt in die Länder der Griechen ein. Bewegungen in den langobardiſchen Fürſtenthümern gegen Pandulfs Nachkommen; Nachgiebigkeit des Kaiſers 564. Otto II. nimmt Bari und Tarent und rückt gegen Abulkaſem vor. Sieg bei Colonne 565. Große Niederlage in Calabrien. Flucht des Kaiſers 566—568. Ordnung der Verhältniſſe Unter-Italiens 568. Ein

Seite

druck der Niederlage des Kaisers 569. Reichstag in Verona. Otto III. zum Könige des deutschen und italischen Reichs erwählt. Adelheid Statthalterin im Königreich Italien. Hugo Markgraf von Tuscien. Schwaben erhält der fränkische Graf Konrad, Baiern Heinrich der Jüngere, dem bald auch Kärnthen wieder zufiel 570. 571. Die Verhältnisse Venedigs; Otto II. läßt die Stadt von der Landseite umschließen 572. 573. Der Kaiser geht nach Rom 573. 574. Der Aufstand der Wenden, die wendischen Bisthümer werden zerstört 574. 575. Aufhebung des Bisthums Merseburg 575. 576. Tod des Kaisers 576. 577. Folgen des frühen Abscheidens des Kaisers. Königskrönung Ottos III. 577—578.

11. Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III. . . . . 579—601.

Schlimme Lage des Reichs 579. 580. Theophanos oder Heinrichs Vormundschaft? 580. 581. Heinrich bemächtigt sich des jungen Königs und tritt als Regent in Lothringen auf 581. 582. Widerstand der Grafen von Verdun 582. 583. Gerberts früheres Leben und damalige Stellung 583—585. König Lothar erklärt sich gegen Heinrich 585. Bund zwischen Heinrich und Lothar 586. 587. Heinrichs Auftreten in Sachsen und Usurpation des Throns 587. Widerstand des sächsischen Adels 588. Heinrich in Baiern im Kampfe mit Heinrich dem Jüngern 588. Schwaben und Franken durch Herzog Konrad und Erzbischof Willigis in der Treue erhalten 589. Erzbischof Willigis von Mainz 589. 590. Der Tag auf den Wiesen von Visenstätt 590. 591. Hugo Capet tritt gegen König Lothar auf 591. Heinrich erscheint mit böhmischer Hülfe in Sachsen, muß aber seine Sache aufgeben 592. Tag zu Nara. Heinrich liefert den königlichen Knaben an seine Mutter aus und erhält Verzeihung und Aussichten auf das Herzogthum Baiern 593. 594. Abermals droht Gefahr von König Lothar, welche die Herzogin Beatrix beseitigt 594. Tag von Worms. Neue Kämpfe in Baiern. Herzog Heinrich der Jüngere wird auf Kärnthen und die italische Mark beschränkt; Heinrich erhält Baiern zurück und demüthigt sich öffentlich vor dem König 595. Resultat des innern Kampfs 596. 597. Beständigkeit der italienischen Verhältnisse 597—600.

12. Die Griechin Theophano als Regentin des abendländischen Kaiserreichs; Erhebung Hugo Capets auf den französischen Thron 601—626.

Eine griechische Kaisertochter regiert das weströmische Reich 601. Theophanos Werth 601. 602. Die alte Mark Geros zerfällt in die Nordmark, die Ostmark oder die Mark Lausitz, und die thüringische Mark 602. 603. Kämpfe mit den Wenden. Markgraf Eckard 603. 604. Kämpfe mit dem Böhmenherzog Boleslaw, in denen die Deutschen von dem Polenherzog unterstützt werden 604. 605. Die Dänen schütteln das Joch der Deutschen ab. Sven wird, nachdem er seinen Vater Harald Blauzahn entthront hat, von den Jomsburgern und dem Schwedenkönig Erich vertrieben. Das Heidenthum lebt auf und die dänischen Bisthümer verfallen 605—608. König Lothar stirbt; König Ludwig V. schließt mit dem deutschen Reiche einen Frieden ab 608—610. Unerwarteter Tod König Ludwigs; Erzbischof Adalbero erhebt mit Uebergehung

Seite

des Herzogs Karl von Lothringen, des letzten Karolingers, Hugo Capet auf den französischen Thron 610—613. Kampf zwischen König Hugo und Herzog Karl, der Laôn nimmt. Theophanos Stellung zu den französischen Angelegenheiten 613—615. König Hugos Absichten 615. Arnulf, ein natürlicher Sohn König Lothars, wird von Hugo zum Erzbischof von Reims eingesetzt und benutzt seine Macht gegen die Capetinger 616. 617. Theophano in Italien 617. Arnulf überliefert Reims an Herzog Karl 618. Herzog Karl und Erzbischof Arnulf werden in Laôn gefangen genommen und König Hugo ausgeliefert 619. 620. Synode in der Kirche des h. Basolus zu Reims 620—623. Arnulf entsetzt, Gerbert zum Erzbischof von Reims erhoben 623. Theophanos Tod 624. 625.

13. Otto III. unter der Leitung seiner Großmutter Adelheid und des Erzbischofs Willigis. Der erste Römerzug Ottos III. . 626—641.

Adelheid kehrt an den Hof zurück und übernimmt mit Erzbischof Willigis die Regierung. Einfluß der hohen Reichsaristocratie auf die Regierung 626. 627. Fortdauernde Kriege mit den heidnischen Wenden bis zu dem im Jahre 996 geschlossenen Frieden 628. Wikinger verheeren die friesischen und sächsischen Gegenden 628. 629. Halbes Christenthum im Norden 630. 631. Die Friesen lösen sich vom Reiche 631. Roms Kampf mit den französischen Bischöfen; Gerbert sucht sich den Beistand des deutschen Hofes zu gewinnen 632—635. Schwäche des Reichsregiments. Neue Wahlherzöge. Baiern geht auf Heinrich III., die östreichische Mark auf den Babenberger Heinrich, Schwaben auf Hermann II. über; Kärnthen und die italische Mark kommen wieder an Herzog Otto, Konrads Sohn. Innere Fehden 635. 636. Otto III. übernimmt die Regierung. Seine Erziehung 636—638. Veranlassung zu seinem ersten Römerzuge 638. Otto III. zieht nach Italien 639. Gregor V. wird als Papst eingesetzt und krönt Otto III. 640. Der Patricius Johannes Crescentius gedemüthigt. Papstthum und Kaiserthum in der engsten Verbindung 641.

14. Kirchliche Bewegungen in Frankreich und Italien. Otto III. unter dem Einfluß des Böhmen Adalbert und des Franzosen Gerbert. . . . . 641—661.

Gemüthsart des jungen Königs 642. Richtung des deutschen Klerus 643. Reformation in Frankreich und Burgund durch die Cluniacenser 644—646. Reformation in Italien durch Nilus und Romuald. Das Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin 647—649. Das Leben des heiligen Adalbert, sein Einfluß auf Otto III. und sein Märtyrertod 649—656. Gerbert tritt dem Kaiser nahe und wird an dessen Hof gezogen 657—659. Neue Wendenkriege ohne erheblichen Erfolg 660. Otto III. residirt in Achen, der Stadt Karls des Großen; Rüstungen zu einem neuen Römerzuge 660. 661.

15. Der deutsche Papst Gregor V. und seine Reform des Papstthums; Gerbert als Silvester II. und die Wallfahrten Ottos III. 661—683.

Seite

Gregors V. Stellung 661—664. Sein entschiedenes Auftreten gegen König Robert und die französischen Bischöfe; Erzbischof Arnulf wird in sein Amt wiedereingesetzt 664—666. Gregor verlangt die Herstellung des Bisthums Merseburg 666. Crescentius, Tyrann von Rom, erhebt einen Gegenpapst 667. Otto III. führt Gregor V. zurück; Crescentius wird enthauptet, der Gegenpapst entsetzt und mishandelt 668. 669. Die Mark von Barcelona ordnet sich der kaiserlichen Gewalt unter 670. Gerbert Erzbischof von Ravenna 670—672. Kaiserliches Edict wegen der Pachtverträge der italienischen Kirchen 673. 674. Streitigkeiten der lombardischen Bischöfe mit ihren Vasallen. Der Markgraf Arduin von Ivrea, ein Feind der lombardischen Geistlichkeit 674—676. Geistliche Strafen über König Robert verhängt 676. Gregor V. stirbt 676. 677. Gerbert besteigt als Silvester II. den Stuhl Petri 677. 678. Er bleibt auf dem von seinem Vorgänger eingeschlagenen Wege 679. 680. Andächtige Stimmungen des Kaisers. Wallfahrten nach Monte Casino, dem Monte Gargano und dem Kloster des heiligen Nilus; Büssungen in der Höhle bei S. Clemente und zu Subiaco. Adalbertskirchen. Der Kaiser „Knecht der Apostel“ und „Knecht Jesu Christi“ 681—683.

16. Versuch Ottos III. das alte Römerreich herzustellen . . . 683—707.

Ottos III. Absicht Italien und das deutsche Reich fester zu verbinden. Heribert vereinigt die Kanzleien beider Reiche 683. 684. Otto III. „Kaiser der Römer“ 684. Gerberts Einfluß auf die universellen Anschauungen des jungen Kaisers 685—688. Die Verhältnisse Unter-Italiens 686—688. „Herstellung der Republik“ 688. Einführung des byzantinischen Ceremoniells am Hofe Ottos 689. Die städtischen Verhältnisse Roms unter Otto III. 690—691. Consequenz der Ideen Ottos III. 691. Differenzen zwischen dem neuen Kaiserthum und dem Papstthum 692. Gemeinsame Pläne für die Bekehrung des östlichen Europa 693. Otto III. verläßt Italien und kehrt nach Deutschland zurück 694. Tod der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg und der Kaiserin Adelheid 694—696. Des Kaisers Reise nach Gnesen, wo ein Erzbisthum über den Gebeinen des h. Adalbert zum Nachtheil Magdeburgs errichtet wird. Der Kaiser erweist dem Polenherzog Boleslaw die größten Ehren 696—698. Aufenthalt des Kaisers in Sachsen 698. Otto III. in Aachen; er läßt die Gruft Karls des Großen öffnen 699—700. Rückkehr des Kaisers nach Rom 701. Selbstständigkeit des polnischen Reichs 702. Der heilige Stephan begründet das ungersche Reich; Einführung des Christenthums 703—706. Der Einfluß der Deutschen im Osten durch Otto III. gebrochen 706. 707.

17. Allgemeiner Abfall. Ottos III. Tod . . . . . 707—725.

Das südliche Italien erhebt sich gegen den Kaiser 708. Tivoli leistet ihm Widerstand 708. Aufstand in Rom; Kaiser und Papst verlassen die Stadt und gehen nach Ravenna 709. 710. Besuch des Kaisers in Venedig 711. 712. Zug gegen Rom und Benevent 713. Strenge Büßungen des Kaisers. Romuald auf Pereum 713. 714. Verschwörung der deutschen Fürsten gegen den Kaiser 715. Der Gandersheimer

Seite

Streit 716—722. Der Kaiser stirbt zu Paterno; der Papst versöhnt sich mit den Römern 723. Allgemeiner Aufstand in Italien 724. Ottos Leiche nach Achen gebracht 724.

18. Rückblick . . . . . 725—736.

Quellen und Beweise zur Kaisergeschichte des zehnten Jahrhunderts.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel. . . . . 739—759.
1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber . . . . . 739—750.
2. Annalen und Geschichtsschreiber des elften und zwölften Jahrhunderts . . . . . 751—754.
3. Untergeschobene Quellenschriften . . . . . 755.
4. Actenstücke und Urkunden . . . . . 755—756.
5. Hülfsmittel . . . . . 756—759.

II. Anmerkungen zum zweiten und dritten Buch. . . . . 760—802.

III. Ueber die städtischen Verhältnisse Roms im zehnten Jahrhundert . . . . . 803—816.
Anm. Die Graphia aureae urbis Romae . . . . . 814—816.

IV. Einige Documente . . . . . 817—826.
A. Römische Urkunde vom 17. August 939 . . . . . 818—819.
B. Schreiben des Erzbischofs Wilhelm an P. Agapet v. J. 955. . 819—821.
C. Urkunde Geros v. J. 963 . . . . . 821—822.
D. Römische Urkunde vom 28. Juli 966. . . . . 822—823.
E. Quellen für Roms Verfassungsgeschichte ums Jahr 1000. . . 823—826.

Erstes Buch.

Einleitung.

Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung.

Einigung in der fränkischen Monarchie.

1.

Die deutſchen Völkerſchaften in der Urzeit.

Von den waldreichen Bergzügen an, die jetzt das deutſche Land in eine nördliche und ſüdliche Hälfte ſcheiden, wohnten in den frühſten Zeiten, zu denen unſere Kunde aufſteigt, die deutſchen Völkerſchaften gegen Mitternacht bis zu den Geſtaden der Nord- und Oſtſee. Das Meer trennte ſie hier von den ſcandinaviſchen Stämmen, in Sprache und Sitte ihnen damals ſo nahe verwandt, daß ſie kaum durch deutliche Kennzeichen zu unterſcheiden waren, während im Süden die Main- und Neckargegenden, wie das böhmiſche Land, zu jener Zeit noch von Stämmen anderer Art und Natur, von celtiſchen Völkern bewohnt wurden. Celtiſche Nationen waren auch im Weſten die Nachbarn der Deutſchen, wo der breite Rheinſtrom ſie vom galliſchen Lande ſchied. Gegen Morgen erſtreckten ſich ihre Sitze bis in die weiten Ebenen an der Weichſel, wo Slaven theils mit ihnen grenzten, theils ihnen dienten.

Ein mannichfaltig geſtaltetes und reich gegliedertes Land war ſo von den deutſchen Stämmen eingenommen. Mit dichtbelaubten Bergen wechſeln fruchtbare Abhänge und milde Thäler, mit waſſerreichen Bruchgegenden und ſumpfigen Marſchen dürre Haideländer und unfruchtbare Dünen, mit öden Landſtrecken, wo kaum die Kiefer gedeiht, fettes Ackerland und grüne Wieſenflächen; doch iſt es im Ganzen kein übermäßig geſegnetes Land, und nur Arbeit und Ausdauer vermögen dem Boden eine reichliche Ernte abzugewinnen. So iſt es noch jetzt, obwohl die Geſchlechter von Jahrtauſenden dahin mit eiſernem Fleiße gearbeitet haben, den Boden ergiebiger und den Anblick des Landes freundlicher zu machen. Aber ob das Land nicht mit Ueberfülle von der Vorſehung ausgeſtattet iſt, es erzeugte in den älteſten Zeiten, wie jetzt, ein kraftvolles, hartes und ernſtes Menſchengeſchlecht, voll Frei-

heitsdrang und mit mächtigen Trieben zu geistiger Erhebung, zugleich aber voll treuer Anhänglichkeit an seinen heimathlichen Boden, wie an den Glauben und die Sitte der Väter.

Viel gespalten, wie der Boden, waren im Anfange die deutschen Stämme selbst. Jeder regelte seine Angelegenheiten für sich, hatte seine besondere Weise des Lebens und Seins, Freundschaft und Feindschaft wechselte unter ihnen mit dem Umschwung der Zeiten; ohne Einheit und äußern Zusammenhalt konnte nicht einmal das Gefühl engerer natürlicher Verwandtschaft im Gegensatz gegen die anderen sie umwohnenden Völker recht lebendig in ihnen werden. Wenn sie auch Sagen erzählten von ihrer gemeinsamen Abstammung von Einem Urvater, wenn auch ihre Aehnlichkeit in Körperbildung, Naturanlage, Geist, Sprache und Sitte ihnen nicht ganz entging, so gab es doch kein auch noch so loses äußeres Band, das sie Alle umschlungen, nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, mit dem sie ihre Gesammtheit von anderen Nationen unterschieden hätten. Fast ein Jahrtausend hören wir von diesen Stämmen in der Geschichte, ehe der Name „Deutsche" hervortritt, den sie sich dann nach ihrer gemeinschaftlichen Sprache beilegten. Von einem deutschen Volke im strengen Sinne des Wortes kann deshalb in den frühesten Zeiten kaum die Rede sein, nur sehr allmählig und durch besondere Fügungen hat sich ein staatlicher Verband hergestellt, der die Deutschen zusammen- und zugleich gegen die anderen Völker Europas abschloß. Vordem gab es nur deutsche Stämme, die, bald über ein größeres, bald ein kleineres Gebiet verbreitet, in ihren besonderen, abgeschlossenen Verhältnissen lebten.

Zahlreiche Namen solcher Stämme werden uns aus den Anfängen unserer Geschichte überliefert, die meisten derselben sind längst verklungen, und oft hält es schwer, nur die Stelle zu bezeichnen, wo diese Stämme einst hausten. Und doch gab es einst so viele staatliche Verbände unter den Deutschen, als man solche Stämme zählte, Verbände überdies weder von so umfassender Art, noch von so zwingender Gewalt wie die, in denen wir jetzt zu leben gewohnt sind. Denn nur einzelne Zwecke verfolgte damals die staatliche Vereinigung der Stammgenossen, auch betraf sie ursprünglich nur die freien und angesessenen Männer des Stammes, während die Unfreien und Besitzlosen nur mittelbar an den Rechten und Pflichten der Gemeinschaft einigen Antheil hatten. Die freien Männer der Genossenschaft im Kriege zu Trutz und Schutz gegen äußere Feinde zu verbinden und ihnen unter- und gegeneinander Schutz für ihre Person und Alles, was zu ihrem Hause und Hofe gehörte, zu verbürgen: das waren die einzigen Zwecke der

Verbindung, und die Verfassung war hiernach allein auf den Krieg nach außen und den Frieden im Innern gerichtet.

Die ersten staatlichen Ordnungen aller Deutschen gingen davon aus, daß nur die Gesammtheit des Volks über ihr Wohl und Wehe zu entscheiden habe, und Jeder da, wo es sich um sein Schicksal handele, auch sein Wort in die Waagschale legen könne und müsse. Zu gewissen Zeiten, bei Neumond oder Vollmond, traten deshalb die freien Männer des Stammes zur großen Gaugemeinde zusammen, die ebensowohl zur Heerschau, wie zur Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Volks und zum Gerichte diente. Bewaffnet erscheinen sie, aber heiliger Friede wird sofort von den Priestern verkündet und jede Störung desselben von ihnen streng gestraft. Loose werden geworfen, um zu erfahren, ob die Berathung den Göttern genehm sei; fällt das Loos nach der Meinung der Priester günstig, so gebieten sie Ruhe, und die Versammlung ist zur Berathung eröffnet. Dann werden die Fürsten je nach ihrem Alter, ihrem Adel, ihrem Kriegsruhm, ihrer Beredtsamkeit gehört, doch gelten ihre Worte nur einem Rath, nicht einem Machtgebot gleich. Mißfällt der Rath, so weist man ihn mit unwilligem Geschrei ab; gefällt er, so schlagen sie mit den Frameen — kleinen Speeren, die damals die Hauptwaffe der Deutschen bildeten — zusammen. Denn Waffenklirren war ihnen der am süßesten tönende Beifall. In diesen Versammlungen wurde über Krieg und Frieden entschieden; hier wurden die Fürsten erwählt, welche für die einzelnen Theile des Stammlandes, die Untergaue, auch Hundertschaften genannt, zugleich als Heerführer und Richter dienten. Hier wurden ferner die peinlichen Anklagen gegen Freie zur Verhandlung gebracht. Doch galten als todeswürdige Verbrechen nur Landesverrath, Ueberlaufen zum Feinde, Feigheit und unnatürliche Wollust, denn sie waren dem Gemeinwesen unmittelbar gefährlich und erregten nach der Meinung des Volks den Zorn der Götter, der nur durch den Tod des Schuldigen zu sühnen war. In diesen Versammlungen geschah auch die Aufnahme der heranwachsenden Jünglinge in die Gemeinschaft der Stammesgenossen durch die feierliche Verleihung von Schild und Speer. Ueberzeugte sich die Gemeinde, der Jüngling werde die Waffen rühmlich zu führen wissen, dann schmückte ihn ein Fürst oder der Vater oder einer der Verwandten des Hauses mit diesen Zeichen höchster Manneswürde, und er trat aus dem engen Verband des Hauses in das Leben der Gemeinde ein, wenn er gleich, so lange er ohne eigenen Besitz war, an den Entscheidungen derselben noch keinen Antheil nehmen durfte.

Wie die große Gaugemeinde die allgemeinen Angelegenheiten des Stammes berieth und entſchied, ſo ſammelten ſich die freien Männer in den Untergauen, den Hundertſchaften, zu gewiſſen Zeiten an ihren Malſtätten, um ihre engeren Verhältniſſe hier zu ordnen. In dieſen kleineren, öfters wiederkehrenden Verſammlungen bewegte ſich mit nicht minderer Regſamkeit das Leben des Volks. Auch hier erſchienen die freien Männer regelmäßig und nahmen an Allem ununterbrochenen Antheil. Es handelte ſich ja um ihr eigenſtes Wohl und Wehe; es galt für einen Jeden ſein Recht, ſeine Freiheit und Ehre zu ſchützen, denn hier wurde zugleich Urtheil und Recht über Alle geſprochen, die den Frieden gebrochen oder ſonſt ſich gegen freie Männer oder ihr Eigenthum vergangen hatten. Die Strafen, auf welche die Gemeinde ſelbſt unter dem Vorſitz des Fürſten erkannte, waren Bußen, welche zu Anfang in Rindern und Pferden, dann auch in Geld theils den Beſchädigten ſelbſt oder deſſen Blutsfreunden, theils der Gemeinde gezahlt wurden. Die Buße für den Todtſchlag, das Wergeld genannt, richtete ſich nach dem Stande des Erſchlagenen. Durch die Erlegung derſelben wurde der Frevel geſühnt, und der Thäter erkaufte ſich damit aufs Neue den Schutz und den Frieden der Gemeinde; nur wer beharrlich denſelben brach, wurde für friedlos und damit für rechtlos erklärt, alles Schutzes und Beiſtandes entblößt und ſich ſelbſt überlaſſen.

In ähnlicher Weiſe ſtanden endlich auch die, welche auf einem engeren Gebiete, ſei es in einer Dorfſchaft oder in Einzelnhöfen, nebeneinander wohnten, in dem Verbande der Markgenoſſenſchaft. Die Verſammlungen derſelben beſchäftigten ſich aber nur mit untergeordneten Angelegenheiten, ohne Bedeutung für das Geſammtleben des Volkes.

Das Band der Familie, welches die Blutsverwandten einſt unauflöslich an einander gekettet hatte, war durch die ſtaatliche Vereinigung zwar bereits gelockert, aber noch immer ſtark und feſt genug. Noch ſtand es der Familie zu, wenn Einer der Ihren getödtet war, zur Selbſthülfe zu ſchreiten und Blutrache an dem Mörder zu üben, und oft genug wurde der richterliche Spruch der Gemeinde, wie das Wergeld, verſchmäht und der Frevel blutig gerächt; oft genug trieb dann die Rache zu neuer Rache und neuen Freveln, und in endloſer Fehde führte ein Geſchlecht gegen das andere die Waffen, bis zu ſeiner gänzlichen Vertilgung. Wenn alſo auch das Recht der Familie der höheren Ordnung des Staats ſich bereits fügt, übt es doch noch einen durchgreifenden Einfluß in allen Lebensverhältniſſen aus. In

der Gemeinde vertritt die Familie auch jetzt noch ihre Glieder, vertheidigt sie und haftet für sie; sie empfängt das Wergeld für den, der aus ihrer Mitte erschlagen ist, im Kriege stehen die Familiengenossen bei einander im Heere, wie sie meist nachbarlich im Frieden wohnen.

In noch minderem Grade berührte der Gemeindeverband das Recht des Hauses. Auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinem Hause und auf seinem Hofe schaltete der deutsche Mann noch mit voller Unabhängigkeit, die er eifersüchtig bewachte. Hier herrschte er, ein König im Kleinen, über Weib und Kind, wie über das Gesinde, mit dem ungebrochenen Ansehen höchster Gewalt; es gab hier keinen Willen, als den seinen, den nur Glaube und Sitte milderten und in Schranken hielten. Aber nirgends zeigte sich mehr als hier, daß gute Sitte mehr Gewalt übt, als gute Gesetze. Sobald das Weib die geweihte Schwelle des Hauses übertrat, in dem ihres Gatten Wille gebot, wurde sie darauf hingewiesen, daß sie fortan Alles mit ihm zu theilen habe, Leid und Freud, Arbeit und Gefahr, Noth und Tod; selbst des Krieges Ruhm und Ehre, die höchsten Güter, die der Deutsche kannte, entzog er dem Weibe nicht. Beim Schließen des Ehebundes bot der Mann dem Weibe Stiere, ein gezäumtes Pferd, Schild und Speer zum Geschenke, wie sie gleichfalls dem Manne Waffen darbrachte; diese Gaben galten für Heiligthümer, und heilig, wie sie, war die ganze Ehe selbst und geheiligt durch sie das ganze Haus. Etwas Göttliches und Prophetisches verehrte der Deutsche im Weibe, im Frauenworte leuchtete ihm eine Ahnung der Zukunft auf, nichts achtete er höher, als Frauenlob, Zuruf von Frauenmund war ihm der heißeste Sporn zur Schlacht. Was Wunder daher, wenn die Frau mehr im Hause mitherrschte, als diente, die Herrin neben dem Herrn war. Ein enges, heiliges Band umschlang nicht minder Eltern und Kinder, je mehr derselben, je mehr Freude im Alter, des Vaters Gebot und der Mutter Bitte war den Kindern heiliges Gesetz. Milde und menschlich war die Behandlung der Knechte, die entweder im Hause selbst dienten, oder noch häufiger gegen Hofdienst und Zins ihnen überlassene kleine bäuerliche Stellen bebauten, und dort ihre eigene Wohnung hatten. Das Herkommen regelte bald auf den einzelnen Höfen das Verhältniß des Unfreien zu seinem Herrn und sicherte ihn kaum minder, als es das Gesetz vermocht hätte. Körperliche Züchtigung der Knechte kam nur selten vor, und sonst war ihr Loos kaum wesentlich unterschieden von dem der Freigelassenen und derjenigen Freien, die, ohne eigenen Grund und Boden, gegen Zins das Feld eines Hofherrn bauten. Waren diese auch gegen Beschädigungen an ihrem

Leibe oder ihrer Freiheit durch die Gemeinde gewahrt, so war doch nur der Hofherr selbst ihr Schutzherr, der sie in der Gemeinde der Freien vertrat und dessen Willen und Gebot sie nur schwer sich entziehen konnten.

Eine gemeinsame Obrigkeit gab es bei der Mehrzahl der deutschen Stämme in Friedenszeiten nicht, nur für den Krieg wählte sich das Volk einen gemeinsamen Oberfeldherrn, den Herzog. Nicht Stand oder Reichthum entschied die Wahl, sondern sie traf den tapfersten Mann, den die Männer auf einen Schild erhoben und auf ihren Schultern umhertrugen. Seinem Gebote folgten dann die Fürsten, von denen jeder die Männer seiner Hundertschaft führte. Doch war die Gewalt des Herzogs keine unumschränkte, Todesstrafe zu verhängen und einen freien Kriegsmann zu binden oder zu schlagen, stand ihm nicht zu, sondern war den Priestern anheimgegeben, die, gleichwie auf Weisung der Götter, die Strafe verhängten. Denn auch der Krieg galt den Deutschen als eine heilige Sache, heilig verehrte Zeichen und Bilder führten sie in die Schlacht und glaubten die Götter selbst als Kampfrichter gegenwärtig im Waffenstreite. Mit dem Ende des Kriegs ging die Gewalt des Herzogs zu Ende. Dagegen wohnte den Fürsten in ihrer Hundertschaft die oberste Gewalt, die durch die Gaugemeinde ihnen übertragen war, auf Lebenszeit und gleichmäßig im Kriege, wie im Frieden bei. Sie waren es so in der That allein, in denen sich eine feste obrigkeitliche Gewalt darstellte und die neben den Gemeinden ununterbrochen einen bestimmenden Einfluß auf die Verhältnisse des Staats ausübten. Denn nicht nur, daß alle wichtigen Entscheidungen innerhalb ihres Bezirks unter ihrem Vorsitz getroffen wurden, es fanden auch besondere Zusammenkünfte unter ihnen Statt, um minder wichtige Landesangelegenheiten, die den Beschluß der Gemeinde nicht zu erfordern schienen, sogleich zu erledigen.

Obwohl jeder Freie zum Fürsten von der Gemeinde gewählt werden konnte, war die Stellung desselben doch eine höchst ehrenvolle und glänzende, und wurde es noch mehr dadurch, daß es jedem Fürsten freistand, sich aus den Jünglingen und Männern, die freiwillig in seinen Dienst zu treten begehrten, ein bewaffnetes Gefolge zu bilden und zu erhalten. Der Waffendienst, den sie ihm dann leisteten, verringerte nicht die persönliche Freiheit und Ehre, wie sonst jeder Herrendienst, er verlieh vielmehr Ruhm und Glanz ihnen selbst, wie ihrem Herrn. Im Frieden bildete dies Gefolge die Ehrenwache des Fürsten, im Kriege seine Schutzwehr. In unverbrüchlicher Treue, die durch einen Eid bekräftigt war, standen die Gefolgsgenossen zu ihm, und mit den

stärksten sittlichen Banden war das ganze Verhältniß befestigt. Ruhm, Ehre und Lohn theilte das Gefolge mit seinem Führer; dessen Huld war jedem in der Schaar der höchste Stolz, und Alle wetteiferten, die erste Stufe unter ihren Gefährten zu gewinnen, denn das Urtheil des Führers bestimmte verschiedene Rangstufen in dem Gefolge. War dies der Ehrgeiz der Mannen, so war das Streben des Führers, eine möglichst zahlreiche Schaar um sich zu sammeln und sich namentlich in Kriegszeiten mit vielen kampflustigen und kräftigen Jünglingen zu umgeben. Mußte der Fürst dann nach Beendigung des Kampfs, weil er im Frieden sein Gefolge nicht zu erhalten vermochte, dasselbe auflösen, dann zog die thatendurstige Schaar häufig auf eigene Hand unter einem Anführer, den sie sich gesetzt hatte, auf Abenteuer aus oder begab sich in den Waffendienst fremder Völker, die gerade im Kampfe standen. In diesen Gefolgen fanden zum großen Theil die Freigeborenen oder Freigelassenen, die noch ohne eigenen Landbesitz waren, ihren Unterhalt und ihre Ehre; hier bildeten sich auch aus ihnen Genossenschaften aus, die fest in sich geschlossen, wohl selbst den Gemeinden gefährlich werden konnten; fehlte doch ohnehin diesen die kräftige Leitung eines machtvollen Oberhauptes, während in den Gefolgen Alles auf der Unterordnung unter dem erkorenen Führer beruhte.

So bestanden in den Familien, in den Häusern, wie um die Person der Fürsten wieder besondere Kreise und Genossenschaften, welche ihrer Natur nach die staatliche Vereinigung eher erschwerten, als förderten; ja die verschiedenen Verbände selbst, in denen sich bereits ein politisches Gefühl kundgab, von der Gau- bis zur Markgenossenschaft herab, standen nicht einmal in strenger Unterordnung und Abhängigkeit, sondern ihre Zwecke und Befugnisse berührten und durchkreuzten sich vielfach. Ueberdies war der Staat noch vorherrschend an natürliche Bedingungen geknüpft. Die Theilnahme an der Gemeinde hing von dem Besitz eines eigenen Grundstücks ab, die Standesunterschiede, auf denen das ganze Wesen des Staats beruhte, waren erblich, die einzige regelmäßige Amtsgewalt, die der Fürsten, wurde auf Lebenszeit verliehen, und die Neigung, auch sie erblich zu machen, regte sich gewiß schon von den ältesten Zeiten. So ist dieser Staat nach allen Seiten hin begränzt und beschränkt, während der deutsche Mann, der zum Zeichen seiner Unabhängigkeit sein lockiges Haar frei herabwallen läßt, der in seinem eigenen Hause, auf seinem eigenen Hofe sitzt, wo nur sein Wille gebietet, der nur da mitthatet, wo er auch in der Gemeinde mitgerathen hat, der nur von freien Männern sich richten läßt, über die auch er als Richter sitzen kann, der die Schlachten des

Volks mitschlägt, aber auch zur Blutrache für die Seinen auf eigene Hand zum Speer und Schilde greift, in fast ungebrochener Freiheit und Selbstständigkeit dasteht. Auch vereinzelt ist er stark und leiht der Gemeinde mehr seinen Arm und seinen Rath, als daß er ihrer Hülfe und ihres Friedens bedürfte.

Wie die Deutschen noch vereinzelt auf ihren Höfen wohnten oder diese höchstens zu Dörfern zusammenbauten, durch welche frei der Wind wehte und die ohne Gräben und Mauern ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie sie die Städte als Zwingburgen der Freiheit scheuten, so fühlten sie auch gegen ein Staatsleben Abscheu, das die Menschen eng aneinander kettete und den Willen und die Interessen des Einzelnen der Gesammtheit zum Opfer brachte. Dagegen zeigt sich in allen Kreisen des Lebens ein immer frischer und neuer Trieb zu freier, selbstständiger Gestaltung der einzelnen und besondern Verhältnisse. — Genossenschaft bildet sich neben Genossenschaft, Körperschaft neben Körperschaft, Gewalt neben Gewalt, wo deutsche Art und Weise sich frei und ungehemmt entfalten kann; nur der Drang der Noth und die unabweisbare Ueberzeugung, daß die Zwecke des staatlichen Lebens ohne eine allgebietende Autorität nicht zu erreichen sind, führt den Deutschen auf andere Bahnen.

Und früh genug schon hat viele Stämme der Zwang der Verhältnisse oder der Ereignisse genöthigt, eine stärkere Gewalt an die Spitze des Staates zu stellen. Der Beginn der Königsherrschaft liegt bei manchen deutschen Völkerschaften vor aller Geschichte, bei andren entsteht sie zugleich mit der ersten Kunde, die von ihnen auf uns gelangt ist. Gefährliche Parteikämpfe im Innern, andauernde Vertheidigungskriege gegen benachbarte Völker, vornehmlich aber Eroberung und Niederlassung auf fremdem Gebiete führte zur Aufrichtung einer königlichen Gewalt. Wo aber Könige waren, wurden sie von der Gemeinde gewählt, und zwar aus einem bevorzugten Geschlecht, in dem dann die Herrschaft verblieb. Für geheiligt galt die Person des Königs, wie ihm auch priesterliche Rechte beiwohnten. Auf ihn ging im Kriege die volle Gewalt des Herzogs über, mit dem er auf dieselbe Weise durch Schilderhebung eingesetzt wurde; doch behielt er auch im Frieden die höchste Gewalt. Er berief und leitete die Gemeinde in ihren Berathungen, er hatte den Vorsitz im höchsten Gerichte und wie er die Quelle aller Rechtspflege war, ernannte er auch die Richter und Vorsteher der einzelnen Bezirke. Aus den Fürsten derselben wurden königliche Beamte, die später allgemein den Namen der Gra-

sen führten. Nur da findet sich meistentheils Königsherrschaft, wo sich bereits ein größeres Gebiet — sei es durch Eroberung, sei es durch freiwillige Uebereinkunft — gebildet hatte, wo die alte Stammes- und Gauverfassung schon der Entwickelung weiterer Verhältnisse zudrängte; daher herrschte der König meist über ein ausgedehnteres Gebiet, über ein zahlreicheres Volk, und setzte Gauen wie Hundertschaften seine Beamte. Der Ausdehnung seiner Herrschaft entsprach sein Reichthum an Grundbesitz, der namentlich auf eroberten Gebieten ihn weit über die andern freien Männer erhob. So gewann er die Mittel, ein glänzendes und zahlreiches Gefolge zu erhalten, zu dem man sich um so mehr drängte, je ehrenvoller und lohnender der Königsdienst war. Aber der König war nicht allein der Fürst der Gemeinde, der Führer seines Gefolges, er war zugleich der Schutzherr aller Hülfsbedürftigen, der Wittwen und Waisen, der Fremden und vor Allem jener zahlreichen Klasse von persönlich freien Männern, die ohne Besitz, von der Gemeinde ausgeschlossen, erst unter der Königsherrschaft zum vollen Genuß der Freiheit gelangten und sich sichtlich über den Stand der Knechte und eigenen Leute erhoben.

So groß die Rechte der Könige auch waren, so wesentliche Befugnisse von der Landesgemeinde auch auf sie übergingen, so gelangten sie doch damals noch in keinem Stamme zu einer unumschränkten Gewalt. Die Gemeinde behauptete sich neben ihnen; und noch weniger vermochten sie es in die Rechte des Hauses und der Familie einzugreifen. Auch gewann ihre Herrschaft nicht bei allen Stämmen, wo sie aufkam, gleichen Umfang und gleiche Stärke, wie sich denn überhaupt innerhalb dessen, was allen Deutschen gemein war, immer die mannigfaltigsten und reichsten besonderen Gestaltungen staatlichen Lebens bei den einzelnen Völkerschaften bildeten. So erhob sich bei der Mehrzahl von ihnen aus dem Stande der freien Leute ein erblicher Adel, der ohne Vorrechte in der Gemeinde doch seine eigene Ehre genoß und aus dem überall die Könige hervorgingen; bei manchen Stämmen bestand dieser alte Erbadel nur aus wenigen Geschlechtern und ist bald wieder erloschen, bei andern erhielt er sich und übte auf die Geschicke des Volks einen erheblichen Einfluß aus. Nicht minder gestaltete sich das Loos der hörigen Klasse, wie der besitzlosen Freien fast bei jedem Stamme in abweichender Weise. Ueberall treten uns neue, besondere Formen des Lebens entgegen, die von der frischen, unerschöpflich gestaltenden Kraft des deutschen Wesens Zeugniß ablegen, zugleich aber immer deutlicher die Zersplitterung und Vereinzelung aller derer zeigen, in deren Adern deutsches Blut floß.

Nicht aber diese mannigfachen, in ewiger Umgestaltung schwankenden Formen des staatlichen Lebens — so anziehend es ist bei ihrer Betrachtung zu verweilen — waren es, die den Deutschen einer großen Zukunft entgegen führten, es waren vielmehr der unbezwingliche Freiheitssinn, der feste Mannesmuth und die urkräftige Tapferkeit, die sie jedem Unterdrücker entgegensetzten, es waren die angeborne Treue und die tief in ihren Herzen gepflanzte heilige Scheu, die Wurzeln eines höheren staatlichen und religiösen Lebens.

2.

Unterdrückung der deutschen Stämme durch die Römer und ihre Befreiung.

Um das Jahr 120 geschah es, daß mehrere deutsche Stämme gegen Süden und Westen vordrangen und in die benachbarten Gebiete der celtischen Völkerschaften einfielen. Die Celten, ihnen einst an Kriegskunst überlegen, aber damals schon geschwächt und durch innere Spaltungen gelähmt, konnten den zahllosen Schwärmen, die über sie herfielen — denn auch Weiber und Kinder folgten dem Zuge — schon nicht mehr gebieten; sie unterwarfen sich daher theils den Eroberern, theils erkauften sie den Besitz ihres Landes durch große Opfer, theils schlossen sie sich selbst dem verheerenden Zuge der Kriegsschaaren an und folgten ihnen auf der Wanderung. Bis zu den Alpen stürmten die Deutschen fort und vernichteten im Jahre 113 ein römisches Heer, das ihnen im östlichen Theil des Gebirgs den Uebergang nach Italien wehren wollte. Die Römer zitterten vor diesen neuen Feinden, die sie als die vereinigten Cimbern und Teutonen bezeichnen hörten; sie besorgten, jene möchten auf die Stadt selbst zueilen und jene Tage zurückkehren, wo Brennus mit seinen Galliern auf den Trümmern Roms hauste. Aber das Kriegswetter stürmte in anderer Richtung weiter, es wandte sich über den Rhein, verheerte Gallien und brach dann bald hier wiederum über römisches Land ein. Die Cimbern und Teutonen fielen nehmlich in den gallischen Küstenstrich am mittelländischen Meere ein, der sich auf beiden Seiten der Rhonemündungen ausbreitet und den die Römer seit Kurzem ihrer Herrschaft unterworfen hatten. Sie forderten hier vom römischen Senat Land und erboten sich dafür ihm mit den Waffen zu dienen. Der Senat schlug ihr Anliegen ab und sandte ihnen ein Heer nach dem

andern entgegen, aber Niederlage folgte auf Niederlage. Die Römische Provinz lag den Feinden offen; Spanien, seit einem Jahrhundert von den römischen Waffen bezwungen, wurde von ihnen plündernd durchzogen, und schon schickte sich ein Theil der Heereshaufen an, abermals vom Norden aus in Italien einzudringen und Rom selbst anzugreifen. Da rettete der große Cajus Marius den Staat, indem er in zwei blutigen Schlachten die so lange gefürchtete Macht der Cimbern und 102. 101
Teutonen brach.

Dieser Kriegszug hatte den Deutschen die Stärke Roms, aber zugleich auch die Schwäche der celtischen Stämme gezeigt. Bald folgten ihm daher neue Heereszüge. In die Stelle der Teutonen traten die Sueven und erfüllten mit ihrem Kriegsruhm die Welt.

Der suevische Name bezeichnete eine Gesammtheit von Völkerschaften, die sich weithin über die Mitte des deutschen Landes verbreitet hatten, aber ohne eine staatliche Vereinigung gewesen zu sein scheinen. Von dem Lande der Semnonen aus, das zwischen der mittleren Elbe und Oder lag, sollen sie ausgegangen sein, und hier feierten sie noch später in Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste, bei denen selbst Menschenopfer bluteten. Diese Stämme erhoben sich jetzt aus ihren Sitzen, drangen südlich und westlich vor, eroberten einerseits die celtischen Länder am Main und Neckar bis zur Donau hin und drängten andererseits dem Rheine zu. Die celtischen Stämme der Helvetier und Bojer wurden von ihnen zurückgeworfen; nicht minder wurden deutsche Stämme am Rhein von ihnen bekriegt und genöthigt, sich jenseits des Rheins auf gallischem Boden neue Wohnsitze zu suchen; endlich setzte Ariovist, damals der kühnste Heerführer der Sueven, sogar über den Rhein und zwang die gallischen Sequaner, als deren Bundesgenosse er zuerst erschienen war, ihm den dritten Theil ihres Landes abzutreten. Mit 15,000 Mann war er nach Gallien gekommen, aber bald hatten sich 120,000 Krieger unter seinen Befehl gestellt und immer neue Schaaren zogen ihm aus den deutschen Ländern zu. In die Länder am Niederrhein drangen zugleich andere deutsche Stämme, von den Sueven aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, und es schien, als würde das ganze gallische Land den unbezwinglichen Kriegsheeren, welche vom Osten her anstürmten, erliegen.

Wohl erkannten die Gallier, daß die deutschen Stämme, ob sie nun über den Ober- oder Niederrhein oder über die Donau in ihre Länder einbrechen mochten, wie sie in Tapferkeit und Stärke sich glichen, so auch durch Körperbildung, Sprache und Sitte verwandt seien, und bezeichnete sie mit dem gemeinsamen Namen „Germanen.“

Germanen d. h. tobende Krieger, Rufer im Strelte, ſollen zuerſt nur einzelne deutſche Stämme, die ſich, aus der Heimath vertrieben, an den Ufern der Maas niedergelaſſen hatten, von den Galliern genannt ſein, bald gaben ſie indeſſen allen Deutſchen dieſen Namen und überlieferten ihn den Römern, die mit den Deutſchen jetzt auf galliſchem Boden aufs Neue zuſammenſtießen.

Denn gerade zu dieſer Zeit, als ganz Gallien vor den Sueven zitterte, als Arioviſt ſeinen ſeit geraumer Zeit unſtät umherirrenden Kriegerſchaaren feſte Wohnſitze in Gallien gewähren wollte, führte Julius Cäſar, deſſen Seele nach großen Thaten dürſtete, ſeine Legionen aus der römiſchen Provinz in die innern Länder Galliens, um auch ſie der Herrſchaft Roms zu unterwerfen. Cäſar oder Arioviſt, Rom oder Germanen, wer ſollte in Gallien fortan gebieten? — In einer blutigen Feldſchlacht unterlag Arioviſt dem größten Kriegsmann ſeiner Zeit, die Herrſchaft der Sueven über Gallien wurde vernichtet, und in mehrjährigen Kämpfen unterjochte Cäſar alle Stämme und Staaten Galliens bis an den Rhein. Schon wollte er auch die Länder der Germanen unter Roms Joch beugen. Zweimal überbrückte er den mächtigen Strom, der noch niemals ein Joch getragen hatte, und führte ſein Heer an das gegenſeitige Ufer. Aber als ob er es fühlte, daß dem Ruhme Roms hier Gefahr drohe, ſcheute ſich der ſonſt ſo unerſchrockene Mann, mit den Sigambern und Sueven in ihren Wäldern und an ihren Bergen zu ſtreiten und kehrte ohne Sieg über den Rhein zurück.

Der Kampf gegen die Germanen vererbte ſich, als Cäſar unter den Dolchen der Mörder gefallen war, auf ſein Geſchlecht. Als Kaiſer Auguſtus die unermeßliche Gewalt des römiſchen Volks zugefallen war, begannen, ſobald er in der neubegründeten Herrſchaft ſich ſicher fühlte, die Kriege im Norden aufs Neue, um die trotzigen Germanen unter die Herrſchaft des ewigen Roms zu beugen. Im Jahre 15 vor Chriſti Geburt drangen die Stiefſöhne des Kaiſers Druſus und Tiberius tief in die Alpenthäler ein. In dem gewaltigen Berggürtel, der im Norden Italien umzieht, wohnten damals noch freie Völker theils celtiſchen und germaniſchen Stammes, theils illyriſcher Abkunft, und verbreiteten von hier aus ſich über die nördliche Hochebene bis zu der Donau. Oeſtlich vom oberen Rhein bis zum Inn ſaßen die rhätiſchen und vindeliciſchen Stämme, weiter nach Oſten dann bis zu dem Bergzug, den man jetzt den Wiener Wald nennt, die Noriker und ſüdlich von ihnen von der oberen Drau und Sau bis zu dem innerſten Winkel des adriatiſchen Meeres die Carner, an die ſich nach

der Donau zu die pannonischen Stämme schlossen, die alles Land zwischen der mittleren Donau und der Sau bis zu ihrer Mündung eingenommen hatten. So beschwerlich die Kriegsführung in den Gebirgsgegenden war, wurden doch alle diese Völker, vielfach unter sich gespalten und ohne geistige Kraft, im Fluge den römischen Waffen unterworfen, und die Donau wurde der andre Grenzstrom zwischen der römischen Herrschaft und den Germanen.

Jetzt galt es die Germanen zugleich vom Süden und Westen anzugreifen. Im Jahre 12 sammelte man deshalb die bedeutendsten Streitkräfte Roms am Rhein und der Donau. Vom Niederrhein her griff Drusus, in dem der hohe Kriegsgeist Cäsars fortlebte, die Germanen an, während Tiberius an der Donau stehen blieb und durch List und Verlockung der deutschen Häuptlinge die Stämme jenseits der Donau der Herrschaft Roms zu gewinnen suchte. Damals geschah es, daß Marbod, der Herzog der suevischen Markomannen und der mit ihnen verbündeten Quaden, die gallischen Boier aus Böhmen vertrieb und sein deutsches Kriegsvolk daselbst ansiedelte. Am Hofe des Augustus hatte der Jüngling die Kunst, ein freies Volk zu knechten, gelernt, und von den Römern begünstigt, richtete er unter den Seinen eine Königsherrschaft auf, wie sie nimmer noch sich Deutsche hatten gefallen lassen, er erbaute sich eine feste Burg und umgab sich mit einer Leibwache, wie der Kaiser zu Rom, nach römischer Weise übte er sein Heer ein, das er auf 70,000 Mann Fußgänger und 4000 Reiter brachte, und unterwarf mit demselben weithin bis zur Oder und Weichsel die deutschen Stämme seinem Gebote. Noch stand er in gutem Vernehmen mit den römischen Gewalthabern, und Viele sahen in ihm nur ein Werkzeug, Roms Gewalt im Norden der Donau fest zu begründen.

Mit den Batavern, die auf der vom Rhein und der Waal gebildeten Insel wohnten, und den Friesen im Bunde besetzte Drusus indessen das Rheinthal, und baute hier eine Flotte, um von der Land- und Seeseite zugleich in das innere Germanien einzudringen. Auf Wasserstraßen, die er sich selbst durch Kunst erst geschaffen hatte, führte er die erste römische Flotte in die Nordsee und lief dann aus derselben in die Ems ein, mit überwiegender Macht hoffte er die trotzigen Stämme der Chauken und Brukteren leicht zu bändigen, aber ehe ihm dieses gelang, mußte er die Heimkehr antreten. Im folgenden Jahre schlug Drusus einen andern Weg ein. Mit den Katten, deren Sitze im jetzigen Hessenland waren, im Bunde, drang er in das Gebiet der Cherusker ein und rückte bis zur Weser vor, Mangel an

Lebensmitteln und die ungewohnte Kälte des Winters nöthigten ihn aber bald zur Rückkehr. Auf dem Heimwege umstellten ihn Cherusker, Sigambrer und Sueven; er hätte dem Verderben nicht entrinnen können, wenn nicht die Uneinigkeit der Deutschen den sicheren Sieg ihren Händen entrissen hätte. Zur Behauptung des eroberten Landes hatte indessen Drusus bereits ein Castell am Zusammenfluß der Lippe und Alme errichtet, Aliso genannt; es war der erste feste Punkt, den die Römer inmitten der deutschen Gauen gewannen und durch eine Besatzung sicherten.

Nach diesem Zuge gönnte Drusus den Legionen längere Ruhe, die er benutzte, am Rhein eine Befestigung neben der andern zu bauen, Brücken bei Mainz und Bonn über den Fluß zu schlagen, Gräben und Wälle längst dem Ufer anzulegen und das Taunusgebirge mit Befestigungen zu versehen; erst mit dem Frühjahr des Jahres 9 drang er wieder an der Spitze seiner Heere in die deutschen Länder ein. Sein Weg ging diesmal durch die Maingegenden, wo er mit Sueven kämpfte, dann wandte er sich der Werra zu, brach sich Bahn durch den Thüringerwald, begegnete den Cheruskern und gelangte bis zu der Elbe, bis zu Völkern, deren Namen nicht einmal den Römern bekannt waren. Als das Heer über den Fluß setzen wollte, soll Drusus ein Weib von übermenschlicher Gestalt erschienen sein und zu ihm gesprochen haben: „Wohin, unersättlicher Drusus! Es ist dir nicht beschieden, alle diese Länder zu schauen; kehre um, du stehst am Ziel deiner Thaten und deines Lebens!“ Es war eine jener dunkelen, finsteren Mahnungen, die dem Menschen nahe dem Grabe wohl entgegentönen! Drusus trat den Rückzug an, seine Tage waren gezählt. Als er die Saale überschritten hatte, stürzte er mit dem Pferde und brach den Schenkel. Er ward in ein in der Nähe aufgeschlagenes römisches Sommerlager gebracht, dort starb er, ohne daß sein Fuß wieder römischen Boden betreten hatte, in den ersten Jahren des Mannesalters. Das Lager wurde abgebrochen, aber der Stelle blieb der Name „das Unglückslager.“ Auf ihren Schultern trugen die Anführer und Hauptleute der Legionen den Leichnam nach Mainz; Tiberius, der auf die Todesnachricht herbeigeeilt war, schritt als erster Leidtragender dem Trauerzuge voran. Am Rhein wünschte das Heer die Asche des geliebten Führers zu bestatten, aber Augustus wollte höhere Ehre dem Andenken des Sohnes erweisen, auf dem Marsfelde zu Rom wurde der Leichnam verbrannt und im Mausoleum des Augustus die Asche beigesetzt, auf der Appischen Straße wurde Drusus ein Triumpfbogen errichtet, und ihm und seinen Nachkommen der Beiname Germanicus „der Ueberwinder der Germanen“ verliehen.

So ehrte der Kaiser den Helden, der der römischen Herrschaft in Germanien für immer Bahn gebrochen zu haben schien.

Tiberius, der bis dahin hauptsächlich gegen die pannonischen und dalmatischen Stämme in den Alpen gekämpft hatte, setzte das Werk seines Bruders am Rheine fort. Sofort drang er tief in die deutschen Länder ein, während Augustus selbst nach Gallien kam und in der Nähe des Kriegsschauplatzes verweilte. Erschreckt schickten die deutschen Stämme an den Kaiser Gesandte und baten um Frieden; ohne Furcht vor göttlicher Rache und der Meinung der Menschen ließ der arglistige Römer die schutzlosen Fürsten der Deutschen ergreifen und als Kriegsgefangene in gallische Städte schleppen. Um den Muth der Ihrigen nicht zu lähmen, geben hier die deutschen Fürsten sich selbst den Tod, aber ohne ihre Häupter wagen die Deutschen der Römermacht nicht zu widerstreben; ruhig durchzieht Tiberius die deutschen Gauen, kehrt als Sieger heim und triumphirt über die unterworfenen Germanen. Man trug in die römischen Annalen ein, alle Völker zwischen Rhein und Elbe hätten sich ergeben. 8.

Domitius Ahenobarbus, ein unternehmender Feldherr, empfing nach Tiberius den Oberbefehl in Germanien es gelang ihm, über die Elbe zu gehen und selbst die Stämme jenseits des Stroms wurden Roms Bundesgenossen. Nachdem er dem Augustus in den überelbischen Gegenden einen Altar errichtet, kehrte er mit Ruhm gekrönt heim. Einige Jahre nachher trat Tiberius abermals den Oberbefehl an. Mit übermächtigen Streitkräften griff er zu Lande und zur See die deutschen Stämme an, da sie immer noch störrisch dem Gebote des Kaisers widerstrebten. Aus der Nordsee lief seine Flotte in die Elbe ein, ohne Widerstand drang das Landheer vor und vereinigte sich mit der Flotte. Zwei Winterquartiere hielt schon der römische Feldherr in der Mitte germanischer Völker. Der zahlreiche Stamm der Chauken beugte sich, die Cherusker, das streitbarste Volk der Germanen, schlossen Bündniß, die Brukterer, Kanninefaten und andere Stämme erkannten Roms Hoheit an. Mehr durch Bestechung und arge List, durch Ueberredung und Versprechungen, als durch Waffengewalt, kam Tiberius zu solchem Ziele, und wenig fehlte daran, daß die Freiheit der Deutschen den letzten Tag sah. In Germanien herrscht Ruhe, sagten die Römer, und schon glaubten sie, bald das überrheinische Land als Provinz einrichten zu können. Neben den römischen Lagern und Kastellen entstanden Märkte und bildeten sich Ortschaften, Kolonien bauten sich an, römische Sitte und Lebensweise wurden den Germanen vertrauter, 2—5 n. Ch. G.

und in hellen Haufen eilte die Jugend des Landes herbei, unter den römischen Feldzeichen ihren Muth zu stillen.

Aber der Freiheitsdrang und Trotz der Germanen erstarb nicht so bald. Je mehr sich die nördlichen Stämme zu fügen schienen, je trotziger wurde Marbods Sprache, der, von der Gunst der Römer erhoben, sich schon mächtig genug dünkte, ihnen kühn die Spitze zu bieten. Furchtbarer schien er in seinem verwegenen Uebermuth Rom, als es einst Pyrrhus oder Antiochus der ewigen Stadt gewesen waren.
6 n. Ch. G. Mit zwölf Legionen drang endlich Tiberius von der Donau her gegen ihn vor, und nur fünf Tagemärsche war er von den Vorposten der Feinde entfernt: da erhoben sich plötzlich Pannonien und Dalmatien gegen die Römer, und Tiberius mußte mit Marbod Frieden schließen, der sich unbesiegt als ein freier Fürst behauptete.

Jetzt regte sich die Freiheit auch bei den Völkern im Norden aufs Neue, die Rom schon für völlig überwunden hielt. Quinetilius Varus war in diese Gegenden als Statthalter gesandt worden, er sollte römisches Gerichtswesen und römische Besteuerung unter den Germanen einführen, wo bis dahin der freie Mann Niemandem Steuern gezahlt und kein anderes Gericht, als das der Gemeinden gekannt hatte. Mit den Steckenbündeln seiner Lictoren, von römischen Juristen und Schreibern umgeben, zog Varus in das Land und schlug an der Lippe und Weser seinen Richterstuhl auf. Anfangs wagte kein Stamm, ihm den Gehorsam zu verweigern, — aber mit welcher Erbitterung mußte es der deutsche Mann sehen, daß ein fremder Gewalthaber jetzt nach einem Recht, das er nicht verstand, über ihn richtete, daß selbst für leichte Vergehen er die knechtische Strafe körperlicher Züchtigungen erlitt, daß über Leben und Tod der Machtspruch eines Einzelnen entschied, und daß er, dem bisher nur seine Knechte zinsbar waren, steuern sollte! Was der Römer von ihm verlangte, setzte ihn nach seinen Begriffen dem Knechte gleich und griff den innersten Kern seines Lebens an. Die Erbitterung wuchs mehr und mehr, mit ihr der Rachedurst und das glühende Verlangen, sich dem Joche der Fremdherrschaft zu entwinden.

Mittel und Wege fand endlich der kühne und scharfe Geist eines jungen Cheruskers. Armin, aus einem adligen Geschlecht seines Volks entsprossen, war früh, wie Andere seines Hauses, in den römischen Kriegsdienst getreten, durch Tapferkeit hatte er sich ausgezeichnet, das römische Bürgerrecht erhalten und war zum Ritter erhoben. Unter Tiberius hatte er gegen sein Vaterland gedient und hier vor Allem gelernt, wie man der List mit List begegnet und wie nur durch ver-

einte Kraft und ſtrenge Zucht große Dinge zum Ziele zu führen ſind. Als er in die Heimath zurückkehrte, in ſich ging und ſah, daß die von den Vätern ererbte Freiheit nicht ohne einen muthigen Kampf zu retten ſei, daß für des Vaterlandes heiliges Recht und für die Götter, die über der Heimath walteten, Schild und Speer von jedem freien Manne ergriffen werden müſſe, da wußte er die Fäden einer Verſchwörung ſo fein und ſo geheim zu ſchürzen, daß ſelbſt gewarnt der Römer in das Netz ging, da verſtand er die zwieſpältigen Stämme zu einem großen Unternehmen zu einigen und zum erſten Mal in ihnen das Gefühl zu wecken, daß es eine große gemeinſame Sache gebe, die ſie alle zu vertheidigen hätten. Die Häupter der Cherusker, der Brukterer, Marſen und Chatten und durch ſie die wehrhaften Männer dieſer Stämme ſelbſt gewann Armin für den Freiheitsbund, und verlockte dann den ſorgloſen Varus in das von Thalſchluchten vielfach durchſchnittene Waldgebirge am linken Ufer der Weſer. Mit den Schrecken der Natur im Bunde, unter Sturmwetter und Regengüſſen brach hier die germaniſche Wuth auf das Römerheer ein. Drei Tage lang ſuchte 9.
es ſich unter tauſendfachen Qualen dem Verderben zu entwinden, drei Tage lang wurde es verfolgt, bekämpft und beſiegt, bis Varus ſich endlich voll Verzweiflung in ſein Schwerdt ſtürzte und die Reſte des Heeres ſich dem Sieger ergaben oder im Kampfe den Tod ſuchten. Ein Heer von gegen 50,000 Mann war völlig vernichtet und nur mit genauer Noth ſchlug die Beſatzung von Aliſo ſich zum Rheine durch. Der Rhein war wieder die Grenze der Römerherrſchaft.

Blutig war die Rache der Germanen. In heiligen Hainen, die in der Nähe des Schlachtfeldes waren, opferte man die Anführer und Hauptleute den germaniſchen Göttern, am Galgen fanden Viele der Kriegsgefangenen den Tod, den römiſchen Sachwaltern wurden die Zungen aus dem Munde geriſſen. „Endlich, Natter, höre auf zu ziſchen!“ ſagte ein Germane, als er die blutige Zunge in ſeiner Hand hielt. Die Augen riß man den Gefangenen aus, hieb ihnen die Hände ab, und Manche haben lange ein elendes Leben dahingeſchleppt. Vornehme Römer ackerten als Knechte und Hirten auf den Höfen und Feldern deutſcher Männer. Selbſt der Todten ſchonte die Wuth der Sieger nicht. Die Leiche des Varus wurde mißhandelt, der Kopf ihr abgehauen und an Marbod als Siegeszeichen geſandt.

Die Nachricht von dieſer furchtbaren Niederlage trübte die Freudenfeſte, die Auguſtus für den mühevollen Sieg des Tiberius über die Pannonier anſtellen ließ. So ſchlimm die Botſchaft war, ſo fürchtete der alte Kaiſer doch noch Schlimmeres; er ſtellte ſich im geängſtigten

Geiste vor, die vereinten Deutschen, eine unwiderstehliche Macht, würden über den Rhein stürmen, Gallien, des großen Julius Eroberung, in ihre Hände fallen, sie über die Alpen brechen und Rom bedrohen; schon sah er die Herrschaft seinen Händen entfallen, das Werk seines Lebens zusammensinken. Er ließ Wachen bei Tag und Nacht Rom durchziehen, ordnete eine allgemeine Aushebung an, gelobte dem Jupiter große Spiele und Opfer, wenn der Staat gerettet würde; voll Verzweiflung zerriß er seine Kleider, ließ Haar und Bart lang wachsen, und wie einen Wahnsinnigen sah man ihn gegen die Wand mit dem Kopf rennen und hörte von seinen Lippen den Schmerzensschrei: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Die Besorgnisse des furchtsamen Greises waren eitel gewesen. Die Germanen gingen nicht über den Rhein, und Tiberius, der eilends zu den Legionen, die hier standen, geschickt war, konnte ruhig die
10 Grenze mit stärkeren Schutzwehren umgeben. Im folgenden Jahre ging er sogar nach Germanien hinüber, aber mit der ängstlichsten Vorsicht und kehrte bald wieder heim. Der lebensmüde Kaiser wollte
14. seine Herrschaft nicht neuen Gefahren aussetzen, und sterbend hinterließ er seinem Nachfolger den Rath, die Grenzen des Reichs nicht zu erweitern.

Tiberius, der im Jahre 14 die Herrschaft überkam, dürstete nicht nach neuen blutigen Siegen über die nördlichen Stämme; zu gut nur wußte er, daß die Künste der Verführung jenseits des Rheins wirksamer seien, als Waffengewalt, und daß die Zersplitterung und die daraus entspringende Befehdung der deutschen Stämme untereinander die römische Herrschaft sicherer vorbereiteten, als Angriffe von außen, die mindestens für den Augenblick die Kräfte Germaniens vereinigten. Aber sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, ein trefflicher und tapferer Jüngling, der Liebling der Legionen, befehligte am Rhein, und in ihm glühte das Verlangen, das Werk seines Vaters fortzusetzen und die Niederlage des Varus zu rächen. Sofort ging er über den Strom und überfiel die Marsen an der Lippe. Verheerend durchzieht er das Land, das hochgefeierte Heiligthum der Göttin Tanfana wird zerstört, aber schon erheben sich wieder zu Hauf die benachbarten Stämme, die Brukterer, Tubanten und Usiper, und suchten Germanicus den Rückweg abzuschneiden. Nur mit Mühe schlug sich das römische Heer bis zum Rheine durch.

Nichts war gewonnen, aber nur zu größerer Thätigkeit spornte das ruhmlose Unternehmen den rastlosen Geist des jungen Führers
15. an. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, ging er von Neuem bei

Mainz über den Rhein, zog durch das Land der Chatten und kehrte bei Bonn in das römische Gebiet zurück; zugleich bekriegte ein anderes Heer, das bei Xanten über den Fluß gegangen war, die Cherusker und Marsen. Und schon spaltete die Cherusker selbst innere Fehde. Gegen Armin erhob sich sein Oheim Segest, dessen Tochter Thusnelda, dem Herzen mehr gehorchend, als dem Befehle des Vaters, sich Armin, dem Befreier des Landes, vermählt hatte. Die Fehde, welche das erste Geschlecht der Cherusker und zugleich das ganze Volk spaltete, brachte Segest in die höchste Noth, so daß er den Beistand der Römer in Anspruch nahm. Das Heer des Germanicus kehrte zurück und entsetzte Segest, der von Armin belagert war. Der Befreite folgte mit seinem ganzen Hause den Römern und selbst Thusnelda gerieth in Gefangenschaft, in der sie einen Knaben gebar, dessen der Vater nie froh werden sollte. Wuthentbrannt stürmte Armin durch das Land der Cherusker, Waffen forderte er gegen Segest, Waffen gegen die Römer. Das, rief er, sei ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren unzähligen Armen ein schwaches Weib fortschleppten, aber möchte immer Segest als Knecht auf fremdem Boden wohnen, die Deutschen würden dessen gedenken, daß sie zwischen Elbe und Rhein die Steckenbündel und römische Richter gesehen; wo man den Römern nicht gehorche, da fühle man keine Ruthenstreiche und zahle keine Steuern, wenn die Cherusker das Vaterland und ihr angestammtes Recht der Zwingherrschaft vorzögen, sollten sie von ihm sich zur Ehre und Freiheit führen lassen. Die Cherusker sammelten sich wieder um Armin, zu ihnen gesellten sich die angrenzenden Stämme, eine neue Erhebung der norddeutschen Völker bereitete sich vor: da schickte Germanicus eilends ein Heer durch das Bructererland an die Ems, er selbst ging mit einer Flotte auf der Wasserstraße, die einst sein Vater gebahnt hatte, in die Nordsee, fuhr in die Ems ein und vereinte sich mit dem Landheer. Die Chauken schlossen sich ihm an; die Bructerer wurden zerstreut; als man an die Stätte kam, wo Varus mit seinen Legionen dem Feinde erlegen war, wurden die friedlosen Schatten gesühnt und ihnen ein Grabesdenkmal errichtet; als man aber auf Armins Heer stieß, kämpfte man ohne Glück und mußte den Rückzug antreten. Schrecken aller Art begleiteten denselben, die Flotte hatte mit der Wuth der Stürme zu kämpfen, das Landheer mit dem nachsetzenden Feinde, nur unter den größten Verlusten kehrte man zum Rheine zurück.

Tiberius mißbilligte das gefahrvolle, ruhmlose Unternehmen, aber

Germanicus Kühnheit stieg höher und höher mit den fehlgeschlagenen Hoffnungen, nimmer müde bereitete er noch größere Heereszüge vor.
16. Im Frühling des folgenden Jahres ließ er einen Streifzug in das Gebiet der Chatten ausführen, er selbst drang in die Lippegegenden ein und stellte die Heeresstraße zwischen dem Rhein und Aliso her. Dann kehrte er zurück, um den Hauptangriff zu wagen. Tausend Schiffe lagen am Unterrhein und ein Heer von gegen 100,000 Mann schiffte er auf denselben ein. Ungefährdet kam die Flotte an den Ausfluß der Ems, das Heer wurde ausgeschifft und der Weser zugeführt, an deren anderem Ufer das Heer Armins sich lagerte.

Als sich die Kriegsschaaren hier gegenüberlagen, verlangte Armin mit seinem Bruder — Flavus, der Blonde, genannt — der im römischen Heere diente, ein Zwiegespräch. Man verstattete es ihm, und durch den Fluß geschieden, sahen und begrüßten sich die lange geschiedenen Brüder. Flavus hatte im Kampf für die Römer ein Auge verloren, Armin fragte ihn, woher diese Entstellung seines Antlitzes rühre. Als jener ihm den Ort und die Schlacht nannte, fragte Armin weiter, welchen Lohn er dafür empfangen habe. Flavus gedachte der Erhöhung seines Soldes, der Ordensketten und anderer Ehren, die er erhalten hatte. „Wie wohlfeil," rief Armin höhnisch aus, „wird doch die Knechtschaft erkauft!" Und dann sprachen sie gegeneinander, Flavus von Roms Größe, des Kaisers Macht, von der Strafe des Abfalls, dem Lohn des Gehorsams, von der Sicherheit für Weib und Kind; Armin von der Pflicht gegen das Vaterland, von der angestammten Freiheit, von den Schutzgöttern Germaniens, er beschwor den Bruder mit den dringendsten Bitten; mit ihm — sagte er — flehe ihn ihre Mutter an, er möchte sein Haus, seine Familie, seinen Stamm nicht verlassen, noch verrathen. Immer heftiger wurde die Rede, zornglühend forderte Flavus sein Roß und seine Waffen, und mit Gewalt mußte man endlich ihn fortreißen.

Germanicus setzte über die Weser und griff das Heer des Armin an; er errang einen Sieg, aber er war weder unblutig für die Römer, noch vernichtend für die Deutschen. Schnell sammelten diese sich wieder und schon wenige Tage darauf lieferten sie nahe derselben Stelle den Römern eine zweite Schlacht, unentschieden in ihrem Erfolge, aber reich an schmerzlichen Verlusten für Germanicus. Trotzdem stellte der Römer eine stolze Waffensäule mit der prunkenden Inschrift auf: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Dann aber begann der Rückzug,

mehrere Legionen schlugen den Landweg ein, Germanicus kehrte mit den anderen zur Flotte zurück. Ein fürchterlicher Sturm überfiel die Schiffe und zerstreute sie. Entsetzliche Angst befiel die Gemüther, Keiner glaubte dem Verderben zu entrinnen, und in der That führte Germanicus nur einen geringen Theil des Heeres zurück. Dennoch sandte er in demselben Jahre noch einmal ein Heer in das Gebiet der Chatten und zog selbst, zum dritten Male in Jahresfrist, über den Strom gegen die Marsen aus. Nachdem das Gebiet dieser Stämme weithin verwüstet war, kehrte das Heer bald in das Winterlager zurück. Nun aber mußte Germanicus dem Machtspruch des Tiberius weichen und den Schauplatz seiner Thaten verlassen, um bald nachher im fernen Osten ein ruhmloses Ende zu finden.

Die inneren Fehden, durch die, wie Tiberius hoffte, die deutschen Stämme endlich doch nothgedrungen sich Roms Herrschaft beugen würden, brachen, sobald kaum die drängendste Gefahr beseitigt war, in der That wieder aus. Marbod hatte an der Befreiung Germaniens keinen unmittelbaren Antheil genommen, er hielt seinen Vertrag mit den Römern, um sicher die Herrschaft behaupten zu können, die er über viele deutsche Stämme gewonnen hatte. Aber die Semnonen und Langobarden ergriff der alte Freiheitsgeist, sie schüttelten sein Joch ab und verbanden sich mit dem Bunde freier Völker, an deren Spitze die Cherusker und Armin standen; während auf der andern Seite auch unter den Cheruskern Zwiespalt ausbrach, und Inguiomer, Armins Oheim, der es nicht über sich gewinnen konnte, dem Gebote des Neffen zu gehorchen, mit seinem Anhang zu Marbod übertrat. Aus Nebenbuhlern wurden Armin und Marbod schnell Feinde und zogen mit Heeresmacht gegeneinander zu einem Wettstreit aus um ihren Ruhm und um ihre Macht. Nicht planlos kämpften sie, sondern nach den Regeln der Kriegskunst, die sie beide von den Römern erlernt, in regelrechter Schlachtordnung rückten ihre Heere aufeinander zu. Armin feuerte die Seinen an, indem er auf die neuerrungene Freiheit, auf den Sieg über die Römer hinwies; einen Verräther des Vaterlands, einen Schergen des Kaisers nannte er Marbod, der dasselbe Loos verdiene, wie Quinctilius Varus; Marbod rühmte sich seiner Erfolge gegen die zwölf Legionen, die Tiberius einst gegen ihn führte, nur durch Arglist habe Armin die drei Legionen des Varus vernichtet, zum Unglück Germaniens und seiner eigenen Schande sei es geschehen, denn sein Weib und sein Sohn schmachteten in der Gefangenschaft der Römer. Mit furchtbarer Erbitterung wurde dann gekämpft, auf 19
der einen Seite focht man für den alten Ruhm und die neuerworbene

Freiheit, auf der andern Seite für die Befestigung der Königsherrschaft — die freien und die königlichen Germanen kämpften hier um die Zukunft. Unentschieden blieb der Kampf, aber so gefährdet war doch Marbods Herrschaft, daß er den Kaiser um Hülfe bat. Tiberius, froh des germanischen Haders, versagte sie ihm, wie er früher die Römer im Kampf gegen die Cherusker nicht unterstützt hatte.

Marbods Herrschaft endete schneller, als sie gewonnen war. Von einem gothischen Häuptling entthront, flüchtete er sich zwei Jahre nachher zu den Römern, die ihm das Gnadenbrod gaben. Das Reich der Markomannen zerfiel. Auch der Bund der Cherusker löste sich wenige Jahre später auf, als Armin, unaufhörlich von seinen Verwandten angefeindet, der Hinterlist derselben erlag; man gab ihm Schuld, er trachte nach der Königsherrschaft und erregte hierdurch den Freiheitssinn des Volkes gegen seinen Befreier. Er fiel im Jahre 22 nach
22 Christi Geburt, nachdem er sein Alter auf 37 Jahre gebracht und 12 Jahre an der Spitze seines Volkes gestanden hatte. Sein Ruhm lebte lange in den Liedern der Deutschen fort, und die Römer selbst haben Armin in ihren Jahrbüchern ein unvergängliches Andenken gesichert.

Auch ohne Marbods und Armins Führung behaupteten die Germanen ihre Freiheit, selbst die Friesen, lange Zeit hindurch die feilen Verbündeten der Römer, vertrieben noch unter Tiberius Regierung die römischen Besatzungen und brachten ihren Namen wieder zu Ehren. Die wahnwitzigen Gaukeleien des Caligula von Siegen über die Germanen verhöhnte selbst Rom. Unter Kaiser Claudius kam es wieder zu Grenzkriegen mit den Germanen am Mittel- und Niederrhein, als aber der tapfere Domitius Corbulo gegen die Friesen und Chauken vordrang, hieß es, was fromme es, die Germanen zu reizen, nur Unglück erwachse daraus dem Staate. Der ängstliche Kaiser ge-
47. bot Corbulo, die Legionen über den Rhein zurückzuführen. Mit dem Schmerzensruf: „Wie glücklich waret ihr einst, Roms Feldherren!“ gehorchte Corbulo. — Es ist die erste welthistorische That der Deutschen, daß sie Roms Weltherrschaft ein Ziel setzten.

Seitdem trennten der Rhein und die Donau das Gebiet der freien Germanen von dem römischen Kaiserreiche, nur an den Mündungen des Rheins blieben die nächstgelegenen Gegenden der Bataver auf der rechten Seite des Flusses in Abhängigkeit von den Römern. Aber von den Feinden im Herzen ihres Landes nicht mehr bedrängt, kämpften die deutschen Stämme untereinander zu ihrem Verderben. Die Ampsivarier, die an der Ems ihre Sitze hatten, wurden aus die-

ſen vertrieben, und, nachdem ſie umſonſt die Römer um Land jenſeits des Rheins gebeten hatten, ſuchten ſie im Innern Germaniens vergebens ſich eine neue Heimath zu erkämpfen: im langen Kriege ging faſt der ganze Stamm zu Grunde. Um heilige Salzquellen, die auf der Grenze ihrer Gebiete lagen, geriethen um dieſelbe Zeit die Hermunduren und Chatten in erbitterten Streit. Die Chatten hatten gelobt, die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern, beſiegt wurden ſie ſelbſt an den Altären derſelben geſchlachtet. 58.

Dem gemeinſchaftlichen Feinde gegenüber hatten die deutſchen Stämme wohl eine kurze Zeit lang enger zuſammengehalten, nach dem Siege brach der alte Zwieſpalt wieder hervor, und jeder Stamm verfolgte beſonders ſeine beſonderen Zwecke. Noch gab es kein Band, das ſie dauernd miteinander vereinte. Die Vorſehung wollte es nicht, daß der deutſche Speer dem römiſchen Schwerdt unterliege und daß das freie Germanien dem herriſchen Rom ſich beuge, doch ſollten nicht eher, ſo ſtand es in den Sternen geſchrieben, die Deutſchen ein einiges und mächtiges Volk werden, als bis nach vielen Kämpfen und Leiden römiſche Geiſtesmacht ihren trotzigen und ſtarren Eigenſinn erweicht hätte.

3.

Friedliche Verhältniſſe zwiſchen den Deutſchen und Rom.

Als Tiberius einſt ſeine Flotte und ſein Heer in die Mündung der Elbe geführt hatte und auf dem jenſeitigen Ufer derſelben ein Lager aufſchlug, während das andere Geſtade von den Waffen der Deutſchen ſchimmerte, beſtieg eines Tages ein älterer deutſcher Mann von mächtiger Größe und nach ſeinem Schmuck von hohem Range einen Nachen — ein ausgehöhlter Baumſtamm war das ſchlichte Fahrzeug —, mit der Kraft ſeines Armes den Nachen lenkend, fuhr er auf die Römer zu und verlangte Tiberius zu ſehen. Sein Geſuch wurde ihm gewährt, und lange betrachtete er ſchweigend den römiſchen Feldherrn in ſeinem Heeresglanze. Dann brach er in die Worte aus: „Raſend fürwahr iſt unſere Jugend, denn in der Ferne verehrt ſie euch als Götter und erſcheint ihr, ſo wendet ſie gegen euch die Waffen! Dir danke ich es, daß ich heute die Götter mit meinen Augen ſah, von denen ich zuvor

nur hörte. Nie habe ich einen glücklicheren Tag erlebt.“ Er berührte voll ſcheuer Ehrfurcht Tiberius Hand, dann kehrte er, ohne ſich umzuſchauen, zu den Seinen zurück.

So ſahen die Germanen mit Staunen und Verehrung zu der glänzenden Macht Roms empor zu derſelben Zeit, wo ſie dieſelbe mit den Waffen bekämpften. Denn ſchon war ihnen die blendende Herrlichkeit der ewigen Stadt, die ausgedehnte Herrſchaft des römiſchen Volks, der Reichthum und die Blüthe der vielen Provinzen des Reichs, die gewaltige Kriegsmacht der Kaiſer, die unermeßliche Gewalt, die in deren Händen ruhte, nicht mehr fremd und unbekannt; ſo Manche hatten dies Alles in der Nähe geſehen, und ihren Erzählungen lauſchten daheim voll Verwunderung die Männer, welche ihren Fuß noch nicht über Rhein und Donau geſetzt hatten.

Kaum hatte Julius Cäſar die Germanen kennen gelernt, ſo begriff er, daß er niemals beſſere Krieger finden würde, als dieſe unerſchrockenen und treuen Männer, welche die Natur mit ſo gewaltiger Leibeskraft ausſtattete und die das ganze Leben zum Waffendienſt bildete. Deshalb hatte er ſie ſofort als Hülfstruppen in ſein Heer aufgenommen und bei ſich hochgeehrt. Den Sieg bei Pharſalus, der Caeſar die Zukunft Roms in die Hände gab, halfen Germanen erſtreiten; als nach ſeiner Ermordung bei Philippi noch einmal ein republikaniſches Heer dem neuen Gewalthaber gegenüberſtand, kämpften auf beiden Seiten neben den Legionen Germanen; und ſchon vertraute Kaiſer Auguſtus einer deutſchen Schaar die Bewachung ſeiner eigenen Perſon an, bis ihn die Niederlage des Varus mit Beſorgniß erfüllte; unter ihm und ſeinen Nachfolgern führten für Roms Größe deutſche Hülfsvölker die Waffen bald in dem fernſten Oſten gegen die Parther, bald im Süden an dem Rande der afrikaniſchen Wüſte, und ſelbſt die Kriege gegen die Deutſchen wurden zum Theil mit Deutſchen geführt. Nicht Einzelne, ſondern Schaaren, ja ganze Völkerſchaften verließen die Heimath und lebten im Dienſte der Römer auf römiſchem Boden, ſei es um ihre Kriegsluſt zu befriedigen, ſei es um Ehre und Auszeichnung oder Geld und Gut zu gewinnen.

Mit welcher Liebe der Deutſche auch an ſeinem heimiſchen Boden, an der Freiheit ſeines Hauſes und ſeines Landes hangen mochte, eine ungeahnte Größe und Erhabenheit, die ihm das Maaß des Irdiſchen und Menſchlichen zu überſteigen ſchien, trat doch in der römiſchen Welt ihm entgegen und bezauberte ſeine Einbildungskraft und ſeine Sinne. Welche glanzvolle Fülle der Macht trat hier ihm entgegen, der ſelbſt in ſo engen Verhältniſſen noch lebte!

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Donau und Nordſee bis zu den Waſſerfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römiſchen Volke und ſeinem Kaiſer unterthänig; wohl hat es größere Reiche gegeben und giebt es noch jetzt, aber eine ſchönere und reichere Herrſchaft hat die Zeit nicht geſehen. Ein Geſetz, ein Recht, gleiche Grundſätze der Verwaltung herrſchten von einem Ende zum andern, daſſelbe Heerweſen, dieſelbe Beſteuerung, dieſelben Verhältniſſe von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reichs, inmitten deſſelben aber lag die gebietende Hauptſtadt, die Stadt ohne Gleichen. Schon zu Auguſtus Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als 2 Millionen Menſchen, die Stadt ſtrahlte von Gold und Marmor, ſie leuchtete von Denkmalen menſchlicher Kunſt und Erfindungsgabe, wie ſie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie ſie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muſter angeſtaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Gebiets ſammelte ſich hier, die unermeßlichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls ſtrömten zuſammen, und doch diente Alles, was das Reich und die Stadt in ſich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der ſcheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatiniſchen Hügel aus Rom und mit Rom faſt die ganze damals bekannte Welt beherrſchte.

Dem Cäſar Auguſtus gehorchte in den Provinzen ein ſtets ſchlagfertiges Heer von 350,000 Mann, während zur Bewachung ſeiner Perſon und Sicherung der Stadt etwa 16,000 Mann in Rom ſelbſt ſtanden, eine Flotte von 250 Segeln wartete ſeines Befehls auf dem adriatiſchen Meere, eine gleiche Flotte auf dem weſtlichen Meere, kleinere Abtheilungen von Schiffen lagen an den galliſchen Küſten, auf dem ſchwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau, nach allen Seiten ſandte der Kaiſer ſeine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten ſeinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derſelben ernannte er ſelbſt, auf ſein Gebot erſtanden Landſtraßen in bisher unwegſamen Gegenden, ſein Wort ſchuf Städte und bevölkerte ſie wie auf Zauberſchlag mit Menſchen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, ſich zuſammendrängten, ſo trieb dies auch wieder neue reiche Säfte allen Theilen des Reiches zu. Bis dahin waren die Völker ſich meiſt nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entfernteſten Nationen unter dem Schutze des Friedens; was ſie einzeln an äußeren und geiſtigen Gütern der Weltſtadt zubrachten, das wurde von ihr aus bald wieder allen zu Theil. Die zerſtreuten Güter der Erde kamen durch

die Vermittelung der Hauptſtadt allen Ländern zu gut. Völker, die bis dahin von der Jagd lebten, lernten den Ackerbau, Einöden verwandelten ſich in reiche Felder, Städte erhoben ſich, wo bisher nur vereinzelte Weiler geſtanden hatten, und alle größere Städte des Reichs gaben jene Fülle und Mannigfaltigkeit der irdiſchen Dinge, durch welche Rom glänzte, gleichſam im Spiegelbilde wieder, wie denn der Stempel römiſchen Lebens und Weſens mit ſo ſcharfen und tief ätzenden Zügen allen Provinzen aufgedrückt wurde, daß er nie mehr zu vertilgen war.

Auch die den Germanen am nächſten liegenden Provinzen des Reichs lernten früh alle Wohlthaten der Verbindung mit dem großen Römerreiche kennen und erfuhren an ſich jenen wunderbaren Wechſel aller Verhältniſſe. Auch hier wurden Fluren, die vordem brach gelegen hatten, bald die üppigſten Saatfelder, eine reiche Gewerbthätigkeit entfaltete ſich ſchnell, Sprachen und Sitten wurden völlig umgewandelt, früher ungekannte Genüſſe der Sinne und des Geiſtes wurden Barbaren zu Theil, große und glänzende Städte erhoben ſich an der Stelle elender Flecken. So geſchah es in Gallien, bald einem der geſegnetſten Länder der Welt, ſo in den Provinzen zwiſchen der Donau und den Alpen.

Die Römer nannten den Theil ihres galliſchen Gebiets, der im Oſten durch den Rhein begrenzt war, Germanien, und ſchieden das Land ſpäter weiter in zwei Provinzen: das obere und niedere Germanien. Etwa von Breiſach an zog ſich erſteres am Rheine ſtromabwärts hin bis zu der Mündung der Nahe, im Weſten durch die hohe Mauer der Vogeſen begrenzt. Hier wohnten mitten unter celtiſchen Stämmen die deutſchen der Wangionen, Nemeter und Triboker; blühende Städte entſtanden, vor allen Mainz, wo noch jetzt Denkmale der Vorzeit an Druſus und ſeine Legionen erinnern, dann Worms, Speier und Straßburg. Weiter den Rhein hinab bis zu ſeiner Mündung lag das niedere Germanien, gen Weſten bis zur Schelde und zu den Ardennen ſich erſtreckend; auch hier ſaßen germaniſche Stämme inmitten der Gallier und theilten jetzt mit ihnen daſſelbe Schickſal. Die Hauptſtadt des Landes war Köln, die blühendſte und reichſte Kolonie der Römer am Rhein; die anderen Städte am Fluſſe waren meiſt aus den Kaſtellen des Druſus entſtanden, wie Bingen, Koblenz, Remagen, Bonn und Xanten. An der Mündung des Fluſſes wurden Utrecht und Leyden bedeutend; im Innern erhob ſich als Hauptort der germaniſchen Tungrer damals Tongern bei Maſtricht. An die germaniſchen Provinzen lehnte ſich weſtwärts das obere Belgien an,

das Land zwiſchen den Vogeſen und der oberen Maas, wo viele Denkmale noch jetzt den Blick auf die Römerzeit hinlenken. Hier war Trier die Hauptſtadt, das an Glanz und Pracht ſpäter, als es häufig die Reſidenz der Kaiſer war, ſelbſt mit Rom wetteifern konnte. Metz, Toul, Verdun waren neben Trier Städte zweiten Ranges. Die oberen Gegenden an der Biegung des Rheins bei Baſel bewohnten die celtiſchen Stämme der Rauraker und Helvetier, die ſpäter zur ſequaniſchen Provinz gerechnet wurden. Die Hauptſtadt der Rauraker, Auguſta Rauracorum, lag unfern von Baſel, und Ruinen derſelben finden ſich bei Augſt. Als die bedeutendſten Orte der Helvetier galten Aventicum, jetzt Avenche, nahe dem Neuenburger See, und Vindoniſſa, Windiſch, nun ein Weiler, am Zuſammenfluſſe der Aar, Reuß und Limmat. Vom Bodenſee begann dann die Provinz Rhätien, die ſich bis zur Mündung des Inn nach Oſten erſtreckte, im Süden vom Kamme der Alpen, im Norden von der Donau begrenzt. Damals war noch das Land meiſt von celtiſchen Stämmen bewohnt, doch fingen die Römer an, es mit ihren Kolonien zu bedecken. In der Mitte deſſelben lag Auguſta Vindelicorum, jetzt Augsburg, eine ſehr wichtige Kolonie der Römer im Norden. Regensburg war eine der ſtärkſten Feſtungen gegen die Germanen, Paſſau am Inn ein Standort römiſcher Truppen, der ſeinen Namen von der Bataviſchen Hülfsſchaar, die hier lag, empfing. Weiter die Donau hinab lag die noriſche Provinz, die öſtlich bis zum Wienerwald und ſüdlich bis zum obern Lauf der Sau ſich ausdehnte. Auch hier wohnten meiſt celtiſche Stämme, die bald römiſche Sitte und Sprache annahmen. Am Einfluſſe der Enns in die Donau wurde ſpäter Laureacum, das jetzige Lorch, wo die Donauflotte aufgeſtellt war und eine Legion lag, im Innern des Landes aber Juvavum, jetzt Salzburg, von großer Bedeutung, während Cilly ſchon früh als römiſche Kolonie genannt wird. Pannonien, die Provinz im Norden und Oſten von der Donau, im Süden von der mittleren und unteren Sau begrenzt, im Weſten an das römiſche Land ſich anſchließend, war hauptſächlich von illyriſchen Stämmen bevölkert. Vindobona, jetzt Wien; das wichtige Carnuntum, wenig unterhalb Wien an der Donau; Sabaria, jetzt Stein am Anger; Siſcia, jetzt Siſſek am Einfluß der Kulp in die Sau; Sirmium, nahe der Mündung der Sau; einſt ein prächtiger Ort und oft Reſidenz der Kaiſer während der Donaukriege, von der ſich noch einige Ruinen bei dem Städtchen Mitrovitz finden — alle dieſe Städte werden ſchon früh als wichtige Plätze in dieſer Provinz genannt und bezeichnen ſie als eine der bedeutendſten des Reichs.

Zu immer größerer Blüthe gediehen diese Provinzen und die Städte derselben, als bei dem Aussterben des Julischen Geschlechts im Jahre 68 nach kurzen Wirren das Flavische Geschlecht zur Herrschaft gelangte und sich um die Wohlfahrt des Reichs große Verdienste erwarb. Nachdem auch dies Geschlecht bald erloschen und der alte
96. Nerva durch den Senat zum Kaiser erhoben war, folgte durch Adoptionen eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher: Trajan, Hadrian, Antoninus, Marcus Aurelius, Männer der verschiedensten Gaben und Bestrebungen, aber darin eins, daß sie das Wohl des Reichs über das eigene setzten und mit allen ihren Kräften förderten. Es waren die schönsten Zeiten des römischen Reichs, eine so glückliche Epoche für die Menschheit, daß das Andenken daran sich unverlöschbar durch alle Jahrhunderte erhalten hat.

Nicht ohne ein peinigendes Gefühl seiner Dürftigkeit und Beschränktheit sah der Germane das Glück und die strahlende Herrlichkeit Roms, es lockte ihn der Waffenglanz und der Siegesruhm der römischen Heere, mit Neid schaute er auf die üppigen Saatfelder Galliens, mit offenem Herzen bewunderte er die Größe und Hoheit, die überall auf römischem Boden seinem Blicke sich darbot, und die Genüsse eines schwelgerischen Lebens verführten auch seine Sinne. Was Wunder daher, wenn nicht allein die Stämme, welche sich schon jenseits des Rheins auf römischem Boden niedergelassen hatten, mehr und mehr ihre alte Sitte und Weise verlernten und sich der angestammten Freiheit entwöhnten, sondern auch die Germanen, welche noch in ihren alten Sitzen weilten, doch endlich Gefahr liefen, der Macht des Römerthums zu unterliegen.

Wenn auch die Kriege an der Grenze öfters wieder ausbrachen, so gestalteten sich doch allmählich freundliche und friedliche Beziehungen zwischen den Römern und den meisten deutschen Stämmen, Verträge und Bündnisse wurden geschlossen, ganze Völkerschaften traten unter den Schutz des römischen Staats und in seinen Dienst, andere ließen sich Könige gefallen, die ihre Gewalt unter Roms Einfluß übten, nachdem sie am Throne der Kaiser die Künste und Mittel der Herrschaft kennen gelernt hatten, — selbst die freien Cherusker beugten sich solchen Königen —, schon durchzogen römische Kaufleute die deutschen Länder und steigerten die Bedürfnisse und die Begierden der nordischen Völker.

Mehr als die Kriege bedrohte dieser friedliche Verkehr die Freiheit der Deutschen, und auf das Aeußerste war sie gefährdet, als gegen das Ende des ersten Jahrhunderts noch einmal die römische

Weltmacht im gefährlichen Anwachs begriffen war. Britannien wurde unterworfen, die Länder am linken Ufer der untern Donau bald darauf unter dem Namen Dacien zur Provinz gemacht, von allen Seiten ſchienen die deutſchen Stämme überflügelt, und ſchon fiel ſelbſt das Land zwiſchen dem Oberrhein und der oberen Donau in die Hände der Römer, die es mit galliſchen Koloniſten bevölkerten und durch einen befeſtigten Wall und Graben ſchützten, der an der Donau oberhalb Regensburg begann und bei Koblenz am Rhein endigte. Vom Neckar bis nach Regensburg führte nun eine große Heerſtraße, und es erſtanden Städte, wie Aurelia Aquenſis, das jetzige Baden-Baden, in dieſem römiſchen Zehntland. So hatten die Römer denn alſo doch auf dem rechten Rheinufer feſten Fuß gefaßt, und bis auf die Grenzen der noriſchen und pannoniſchen Provinz war das linke Donauufer ganz in ihrer Gewalt. Waffengewalt und Künſte der Verführung, hofften ſie, würden nun bald ganz Germanien ihnen zu Füßen legen.

Aber ſtärker als alle Verführungskünſte war die Freiheitsliebe der Germanen. Leicht, wie ſie geſchloſſen waren, löſten ſich wieder jene Bündniſſe; die Rom gehorſamen Könige vermochten nicht, ihre Macht dauernd zu befeſtigen und der kriegeriſche Geiſt des Volkes, mochte er auch den römiſchen Feldherren eine Zeit lang dienſtbar ſein, fühlte ſich am Ende doch befriedigter, wenn es galt, die angeſtammte Freiheit zu behaupten. Ob die Germanen mit der Schwelgerei und dem Luxus Roms vertrauter wurden, ſie blieben im Ganzen bei ihren einfachen Sitten, und der ſchlichte Barbar war in den Augen Roms ſo ſeltſam und auffällig, daß man ſich darin gefiel, ſeine Tracht, Art und Sitte nachzuäffen. Daß dieſe Germanen ſo hartnäckig die Freiheit dem glänzenden Looſe vorzogen, das ihrer unter Roms Herrſchaft wartete, das war den Römern nicht minder ein Wunder, als den Germanen Roms Größe und Macht. Voll Staunen erzählt ein römiſcher Schriftſteller, der im germaniſchen Lande geweſen war, von den Wohnſitzen der Chauken, wie die Meeresfluth das Land dort weithin überſchwemme, wie die Hütten der Menſchen auf Erdhügeln ſtänden, wo ſie ihr Leben dahinbrächten, Seefahrern gleich, wenn die Fluth eintritt, und Schiffbrüchigen gleich, wenn ſie zurückweicht, wie ſie nicht einmal ſich Vieh halten könnten, da weit umher kein Strauch gedeihe, ſie ſich deshalb nur von Fiſchen nährten, die ſie in ſchlechten Netzen, aus Schilf und Sumpfgras geflochten, ſich einfingen, und wie Regenwaſſer ihr einziges Getränk ſei. „Und wenn dieſe Stämme heute“ — ruft er aus — „von dem römiſchen Volk beſiegt

werden, so klagen sie über Sklaverei. Ja, fürwahr, Viele schont das Geschick zu ihrer eigenen Strafe!"

Aber es gab zu Rom einen tiefblickenden Mann, der, obwohl ein Römer durch und durch, mit den Germanen fühlte und es begriff, weshalb sie die Armuth der Freiheit mit dem blendenden Glanze der Sklaverei nicht vertauschten. Es war Cornelius Tacitus, der es klaren Geistes ganz durchschaute, daß mit der erstorbenen Freiheit der Römer allem täuschenden Scheine zum Trotz auch der Ruhm ihres Namens mehr und mehr dahinsinke, daß ihre Herrschaft in dem Freiheitssinn der Germanen eine undurchbrechbare Schranke finde und daß die Kraft dieses jugendlichen Kriegervolks, das in Schlichtheit und Einfalt der Sitten heranwachse, dem alternden Rom nicht nur unüberwindlich, sondern auf die Dauer verderblich werden müsse. Er war es, der unaufhörlich seine Blicke und die Gedanken seiner Zeitgenossen auf die freien Germanen lenkte, der den Römern zeigte, wie jene durch die Tugenden stark seien, die einst Rom zu seiner Größe erhoben hätten und die nun in Lüsten und sklavischer Kriecherei verkämen, wie die mehr als zweihundertjährigen Kämpfe mit den Germanen, die so oft besiegt, doch nicht unterworfen seien, Rom an seinen Fall erinnerten und wie ungleich der Kampf zwischen Freiheit und despotischer Gewalt sei. „Nicht die Samniter," sagt er, „nicht die Punier, nicht die Spanier oder Gallier, selbst die Parther nicht, haben uns so oft gemahnt. Aber gewaltiger auch, als des Partherkönigs Macht, ist die Freiheit der Germanen." Er sah schaudernd im Geiste Rom durch germanische Kriegsschaaren untergehen, und wußte keinen bessern Wunsch für sein Vaterland im Herzen zu hegen, als daß der alte Haß und Hader der Germanen untereinander für immerdar bleibe und sie nie vereint gegen Rom sich wenden möchten. „Denn da die Stunde des Reichs herannaht, so kann uns das Glück schon Größeres nicht mehr gewähren, als die Zwietracht unserer Feinde."

4.

Roms Schwäche gegen die Deutschen und Herstellung des Reichs.

Tacitus Worte waren prophetisch. Schon zwei Menschenalter nachher traten deutliche Anzeichen des nahenden Verderbens ein, es regten sich die Völker am Rhein wie an der Donau.

Die Regierung des trefflichen Kaiſers Marcus Aurelius war durch vielfache Unglücksfälle bezeichnet. Er fand durch den langen Frieden die Kraft der Heere gebrochen, die Zucht aufgelöſt, ein aufrühreriſcher Geiſt trat mehr und mehr hervor und brach zuletzt offen aus, die Bevölkerung des Reichs war in Genußſucht und Trägheit verſunken und die Sitten im ärgerlichſten Verfall. Die Schwäche entging den Parthern, den alten Feinden Roms, nicht; ſie fielen in des Kaiſers Gebiet ein und vernichteten ſeine Streitmacht. Ein lange andauernder Krieg entſpann ſich im Oſten, der mit ſchwankendem Erfolge geführt wurde und endlich in ſeinem Gefolge die Peſt unter die römiſchen Heere brachte, die ſich dann über Kleinaſien, Griechenland, Italien und Gallien verbreitete und unzählige Menſchenleben hinwegraffte. Das war der Zeitpunkt, wo die Germanen, die ſo lange im Süden und Weſten durch die Gräben, Wälle und Feſtungen zurückgehalten waren und inzwiſchen nach dem Oſten Europas ihre Waffen gewendet hatten, hier endlich auch gehemmt und gedrängt, wieder die alte Straße ihrer Eroberungszüge einſchlugen.

Im Jahre 162 fielen zuerſt ſueviſche Schaaren in Rhätien, die Chauken in Belgien, die Chatten in das römiſche Gebiet am linken Rheinufer ein. Es gelang ſie zurückzutreiben; als aber die Noth des Reiches wuchs, wurde einige Jahre ſpäter die ganze Donaulinie von 167.
unüberſehbaren Kriegsſchaaren angegriffen, die beſonders Pannonien weithin überſchwemmten und über die Alpen bis Aquileja verheerend vordrangen. Meiſt waren es germaniſche Stämme, dem großen Verbande der Sueven angehörig: Markomannen, Quaden, Hermunduren, Langobarden traten in erſter Rolle hervor, neben ihnen die öſtlich wohnenden Stämme der Vandalen, Alanen, Gothen und Baſtarner; aber ſchon waren auch ſlawiſche Stämme in der vordringenden Völkermaſſe. Ein langer gefahrvoller Krieg entſpann ſich, Niederlagen wechſelten mit Siegen, Verträge wurden geſchloſſen und bald gebrochen; der tapfere Marcus Aurelius hat ſeine Regierung hauptſächlich in dieſem Kriege verbracht und das Ende deſſelben nicht mehr geſehen. An den Ufern der Donau zu Vindobona ereilte ihn der Tod, und ſein unwürdiger Sohn, der feige und tief in Lüſte verſunkene Commodus, mußte mit großen Opfern den Frieden erkaufen. Die germaniſchen 182.
Stämme, welche das Reich angegriffen hatten, erhielten doch größtentheils, was ſie verlangten; theils wurden ſie maſſenweiſe in die römiſchen Heere eingereiht, theils in das römiſche Gebiet aufgenommen und an den Grenzen angeſiedelt, um dieſe gegen weitere Angriffe zu ſchützen, ja ſelbſt in den inneren Theilen des Reichs wurden ihnen

bereits Wohnsitze angewiesen. Die Schwäche des Reichs war den Germanen offenbar geworden, und bald lockte die Lust zu Abenteuern und die Aussicht auf reichen Gewinn neue Schaaren über die Grenzen.

Um so gefahrvoller gestaltete sich bald der Kampf für die Römer, als nach der Ermordung des Commodus die Ordnung im Innern des Reichs sich löste und die Kriegsschaaren die Einsetzung der Kaiser willkührlich an sich rissen, zugleich aber in den deutschen Völkern selbst gewaltige Umänderungen vorgingen, welche die Kräfte der Germanen gegen äußere Feinde nachhaltig verstärkten.

Im dritten Jahrhundert verschwinden die alten Stammnamen und zugleich die engen und kleinen Volksgemeinden; in größeren Stammesverbindungen treten die deutschen Völker meist unter neuen Namen auf. Wir hören wenig mehr von Sikambrern, Chauken, Amsivariern, Cheruskern, Brukterern und Chatten; der Name der Franken umfaßt fortan alle Völkerschaften am niedern Rhein, während die Stämme an der Weser und niedern Elbe den Namen der Sachsen gewinnen, der früher nur ein unbedeutendes Volk an der Niederelbe bezeichnete; die suevischen Stämme am Main und in der Nähe des Grenzwalles bis zur Donau hin nennen sich zusammt nun Alamannen, und die in der weiten östlichen Ebene wohnenden Völkerschaften, die sich der Herrschaft der Gothen gebeugt hatten, bezeichnen sich meist in ihrer Gesammtheit nach dem herrschenden Stamme, obgleich hier die alten Namen der besonderen Stämme, wie der Alanen, Vandalen, Heruler u. s. w., nie ganz verschwanden. An der mittleren Elbe behaupteten die Langobarden, an der Küste der Nordsee die Friesen ihren alten Namen, doch gewann derselbe, wie es scheint, jetzt einen weiteren und ausgedehnteren Sinn. In dem Innern des Landes saßen die Burgunder und Thüringer, auch sie bald an der Spitze einer umfänglicheren Herrschaft.

In dieser Wandelung der Namen wird eine der größten Umgestaltungen ersichtlich, welche die deutschen Stämme allmählich und unvermerkt erfahren hatten; aus den kleineren Gemeinden bildeten sich größere, und Körperschaften, die bis dahin ein gesondertes Leben geführt hatten, einigten sich für alle Zukunft. Denn es war meist kein loses und äußerliches Band, durch welches sich Gau nun mit Gau zusammenschloß, vielmehr war es so fest und zähe, daß aller Wechsel der Zeiten es nicht wieder zu lösen vermochte. Verwandtschaft der Naturanlage, Sprache und Sitte haben gewiß Manches dazu beigetragen, um endlich doch den alten Sondertrieb der Germanen zu

brechen, die Zwietracht und den Hader zwischen einzelnen Stämmen dauernd zu stillen, aber mehr that zuverlässig der Zwang der Noth. Von allen Seiten von äußeren Feinden bedrängt, nach allen Seiten im Kampfe, mußten die Völkerschaften sich im Innern gegeneinander schützen und der Nachbar entweder dem Nachbar die Hand reichen oder ihn seinem Gebot unterwerfen. Wie in den einzelnen Fällen die Veränderung sich vollzogen hat, wissen wir nicht, aber kaum läßt sich bezweifeln, daß dies auf die verschiedenartigste Weise erfolgt sei. Manche Stämme werden durch Vertrag sich gütlich mit den Nachbarn verbündet, andere gezwungen dem mächtigeren Nachbar den Vorrang eingeräumt haben, nachdem sie zu ihrem Unglück das Glück der Waffen versucht hatten; schutzflehend vor einem siegreichen Feinde werden noch andere Bruderstämmen sich angeschlossen haben, endlich wird die neu sich erhebende Königsmacht in einem oder dem andern Stamme oft auch der Freiheit anderer verderblich gewesen sein.

Denn in dieser Zeit andauernden Kampfes, sei es zur Abwehr der Feinde von Osten, sei es zum Angriff auf die Feinde im Westen, erhob die Mehrzahl der Germanen Könige über sich; jetzt, da fast ihr ganzes staatliches Leben im Heerwesen aufging und sie sich von Krieg in Krieg, von Waffenzug in Waffenzug stürzten, mußte sich ihnen die Nothwendigkeit zeigen, die höchste Gewalt Einem Manne zu übertragen und aus ihren Adelsgeschlechtern ein königliches an die Spitze des Staats zu stellen. Solche Zeiten mußten zugleich die königliche Gewalt, wo sie schon von alter Zeit her bestand, mehr und mehr erstarken machen, wie selbst bei den Stämmen, die noch keine Könige hatten, tief auf den Geist und die Formen der Verfassung einwirken. Ueber den Gaugemeinden erhob sich überall eine Landesgemeinde, sei es, daß sie nur von Abgeordneten der einzelnen Gaue beschickt wurde, wie es bei den Sachsen war, sei es, daß alle freien Männer auf derselben erscheinen durften, wie bei den Franken, oder daß endlich die Gaufürsten allein zusammentraten, um die allgemeinen Landesangelegenheiten zu entscheiden. Eine höhere allgemeinere Ordnung stellte sich über die kleineren vereinzelten Kreise; damit war zur Einigung der deutschen Völker ein gewaltiger Schritt geschehen, und bald trat es klar an den Tag, wie sehr die größere Einheit auch die innere Kraft der Völker steigerte.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts wurden am Rhein und der Donau zugleich die Grenzwehren des Reichs durchbrochen, im Osten traten die Gothen, im Westen die Alamannen in Kampf gegen die Römer. Nichts half es mehr, daß man durch Militairkolonien 213.

die Grenzen zu schützen suchte, indem man hier Grundstücke an die Veteranen unter der Bedingung stetiger Kriegshülfe steuerfrei austheilte; nichts half es selbst, daß man durch eine Empörung Mariminus, einen Kriegsmann von roher Tapferkeit, den nur seine germanische Geburt empfahl — er war in Thracien von einem gothi-
235. schen Vater und einer alanischen Mutter geboren — auf den Kaiserthron erhob und gedungene Germanenheere gegen die freien Deutschen führte; dauernd schien den heranstürmenden Völkerfluthen nichts mehr gebieten zu können. Zwar drang Mariminus mit verwegener Tapferkeit noch einmal tief in die germanischen Länder ein, bis unwegsame Sümpfe und dichte Wälder seinem Marsche ein Ziel setzten; aber doch mußten die Römer eben damals das linke Rheinufer völlig räumen. Die letzten römischen Ueberreste, die man im Zehntlande findet, gehören der Zeit dieses Kaisers an. Und wäre damit die Ruhe des Reichs erkauft worden!

Kaum waren die Alamannen zurückgetrieben, so brachen die Fran-
237. ken über den Rhein und durchzogen plündernd ganz Gallien, und mit stärkeren Heeresmassen, als je zuvor, gingen zugleich die Gothen über
251. die untere Donau. Im Kampfe gegen sie fiel Kaiser Decius, und kein anderes Mittel gab es, sich ihrer zu erwehren, als den Frieden zu erkaufen, sich tributpflichtig zu machen und den größten Theil Daciens ihnen zu überlassen.

Schon damals schien jene letzte Stunde des Reichs, von der Tacitus gesprochen hatte, einzubrechen. Kaum hatte man das Fest des tausendjährigen Bestandes Roms herrlich gefeiert, so stürmte von innen und außen alles Verderben herein, um den eitlen Wahn ewiger Größe dem stolzen Römervolke zu rauben. Schnell nacheinander fielen die Kaiser durch Mord, die Provinzen lösten sich vom Mittelpunkt des Reichs ab, in jeder wählten die Legionen sich ihren eigenen Kaiser, und innere Kriege ohne Ende führten diese Tyrannen unter sich zu ihrem eigenen Verderben und zum Schaden des Reichs. Zugleich stiegen die Alamannen und Markomannen über die Alpen und schweiften ungehindert durch die volkreichen Gegenden Italiens bis an die Mauern Roms. Die Franken plünderten Gallien, das sie nicht allein vom Niederrhein landeinwärts vordringend angriffen, sondern auf leichten Nachen wagten sie sich schon weit in die See, landeten plündernd an den Küsten Galliens und Spaniens und fuhren mit staunenswerther Beherztheit auf ihren zerbrechlichen Schiffen bis in das mittelländische Meer. Schon zeigten sich auch die Sachsen zur See, auf kleinen Kähnen, aus Ruthen geflochten und mit Leder überzogen,

ſteuerten ſie hinaus und machten ſich den Küſten Britanniens und Galliens furchtbar, die geſchickteſten aller Seeräuber. Durch reiche Beute und glänzende Waffenthaten ermuthigt, ſtürmten die Gothen weiter und weiter in die Welt und unternahmen die wunderbarſten Heereszüge. Nicht allein durch Thracien und Macedonien bahnten ſie ſich Weg, bis in Griechenland drangen ſie ein, Athen, Sparta, Corinth, alle jene hochgefeierten Sitze der höchſten Kultur des Abendlandes, wurden von ihnen geplündert; indeſſen befuhren ihre Flotten das ſchwarze Meer, ihre Kriegsſchaaren landeten an der aſiatiſchen Küſte, durchzogen plündernd die damals noch reichen Städte Klein-Aſiens, und abermals ſank der Tempel der Diana zu Epheſus in Aſche.

Aber doch hatte Roms Stunde noch nicht geſchlagen. Als der ruchloſe Gallienus durch Mord gefallen war, erhoben die Legionen den trefflichen Marcus Aurelius Claudius zum Kaiſer; freudig beſtätigte der Senat die vorzügliche Wahl. Kühnen Muths zog Claudius, ſobald die Gothen einen neuen Beutezug antraten, mit einem faſt von allen Waffen entblößten Heere ihnen entgegen. Als er des Feindes anſichtig wurde, ſchrieb er dem Senate: „Ich ſtehe vor den Augen der Feinde und bin im Begriff, mich mit ihnen zu ſchlagen. Sie ſind 320,000 Mann ſtark. Ueberwinde ich ſie, ſo werdet ihr hoffentlich es mir danken; unterliege ich, ſo bedenkt, daß ich nach der Regierung des Gallienus fechte. Das ganze Reich iſt ausgezehrt und erſchöpft, theils von ihm, theils von den vielen Tyrannen, die ſich zu ſeiner Zeit erhoben und die Provinzen verwüſtet haben; es fehlt uns ſogar an Schilden, Schwerdtern und Spießen. Wenn wir ſo auch nur etwas erreichen, verdienen wir Bewunderung.“ Claudius errang bei Niſſa an der Grenze von Bulgarien und Serbien, einen vollſtändigen Sieg, vernichtete dann die Flotte der Gothen und nahm ihnen ſo die Rückkehr. Er ſchrieb nach dieſen Siegen: „Wir haben ein Heer von 269.
320,000 Gothen aufs Haupt geſchlagen, ihre Flotte, die aus 2000 Segeln beſtand, vernichtet. Die Felder und Ufer ſind mit Schwerdtern, Schilden und Leichen bedeckt.“ Dieſe Siege retteten Rom, aber ſchon ein Jahr nachher ſtarb Claudius zu Sirmium an der Peſt.

Wie Claudius es ſterbend gewünſcht hatte, wurde ſein Nachfolger im Reiche ſein Feldherr Aurelian, der das begonnene Werk vollendete und den ehrenden Beinamen des „Wiederherſtellers des Staats“ erhielt. Es gelang ihm, den Aufſtand in den Provinzen niederzukämpfen und das Reich wieder zu vereinigen. Er ſchlug die Alamannen, die abermals in Italien eingedrungen waren, und ſchloß mit den Gothen Frieden. In unaufhörlichen Kämpfen gelangte er zu dieſem Ziele,

seine ganze Regierung verlief sich in Kriegszügen, sein ganzes Reich war gleichsam ein Kriegslager; er war es, der Rom befestigte und mit jenen hohen Mauern schützte, die noch jetzt die Stadt umschließen. Und doch kam er nicht ohne große Opfer zum Ziele und gab Dacien, das schon nicht mehr zu vertheidigen war, den Gothen preis. Schon glaubte man nach Aurelians Ermordung eines kriegerischen Fürsten
276. entrathen zu können und erhob den Senator Tacitus auf den Thron, aber nur zu bald machte sich das Verlangen nach einem tüchtigen Kriegsfürsten wieder geltend, und die Legionen riefen den tapfern Probus als Kaiser aus. Noch einmal tauchte da der Gedanke auf, Germanien zu unterwerfen, um den furchtbaren Feind in seinem eigenen Lager aufzusuchen und hier gänzlich zu vernichten. Probus kämpfte mit Glück, trieb die Alamannen und Franken über den Rhein, die Gothen über die Donau zurück und drang tief in Germanien ein. Aber es fehlte viel daran, daß er die Stämme, die im Innern wohnten, hätte dauernd unterwerfen können; es blieb ihm zuletzt doch kein anderes Mittel, um die Grenzen des Reichs vor den Germanen zu wahren, als an den Ufern des Rheins und der Donau von Neuem germanische Stämme als Grenzwächter anzusiedeln und die römischen Legionen selbst, in denen bis daher nur Bürger gedient hatten, mit Germanen zu füllen. Indessen war wirklich die drohendste Gefahr für
284. das Reich beseitigt, und als nach kurzen Wirren Diocletian von den Legionen die höchste Gewalt überkam, konnte er daran denken, durch neue Einrichtungen im Innern das Reich wieder zu festigen und zu stärken.

Mit jenem ungemeinen Verstande, der Diocletian auszeichnete, durchschaute er, daß nicht durch die Erweckung freier Formen, sondern nur durch die größte Vereinigung aller Macht der hinfällige Staat zu retten sei, daß aber zugleich die höchste Gewalt, die frei über dem Ganzen schalte, weit über das Treiben der andern Menschen entrückt und dem Widerstreit der Parteien entzogen werden müsse. Die Despotien des Orients wurden sein Vorbild, von den Perserkönigen nahm er das Diadem als Abzeichen der höchsten Gewalt an, mit den steifen, aber zugleich imponirenden Formen des orientalischen Hofceremoniells umgab er seinen Thron, den er nicht zu Rom, sondern im fernen Osten zu Nicomedien aufschlug; seine Unterthanen mußten sich vor ihm in den Staub beugen, mit der Anrede „Herr" sich ihm nahen, die bis dahin nur der Sklave an seinen Gebieter gerichtet hatte, und Alles die heilige Gottheit des Kaisers verehren. Dem Senat, der bis dahin noch einen Schimmer von Ansehen und Macht erhalten hatte, wurde jede Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs ent-

zogen. Das Volk der römischen Stadt, des Kaisers und seines Hofes beraubt, mußte sich daran gewöhnen, daß es nicht mehr gelte, als die Bevölkerung jeder anderen größeren Stadt des Reichs. Italien verlor mit der Freiheit von der Grund- und Kopfsteuer seinen wichtigsten Vorzug vor den anderen Provinzen. Alle Unterschiede wurden möglichst beseitigt, das Andenken der Vorzeit verwischt, eine völlig neue Ordnung sollte beginnen. Um die innere Verwaltung der Länder leichter zu beaufsichtigen, die Grenzen besser gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, schied Diocletian die Regierung der westlichen Theile des Reichs von der der östlichen und übergab jene seinem Waffengenossen Maximian, der seinen Sitz zu Mailand nahm. Diocletian und Maximian führten den Titel Augustus, neben ihnen wurden für das Morgenland und Abendland noch zwei besondere Cäsaren ernannt, Gehülfen des Reichs, vornehmlich für die Anführung der Heere und zugleich zu Nachfolgern der Oberherrscher ersehen; denn für immer sollte das Kaiserthum der Wahl der Legionen entzogen werden. Wenn hierdurch eine gewisse Spaltung in dem Reiche eintrat, so wurde das Ganze enger doch wieder dadurch verbunden, daß die letzte entscheidende Gewalt in der Hand des älteren Augustus ruhte, daß die Gesetzgebung und Verwaltung in allen Theilen des Reichs dieselben, die hohen Staats- und Hofämter dem Ganzen gemeinschaftlich waren.

Die späteren Jahrhunderte haben auf dem Grunde fortgebaut, den Diocletian gelegt hatte; nur jene Theilung der Regierung erwies sich sofort als nachtheilig und drohte alsbald das Reich für immer zu zerreißen.

Lange bekämpften sich, als Diocletian freiwillig der Gewalt entsagt hatte, die vielen Augusten und Cäsaren untereinander, bis es endlich Constantin dem Großen gelang, alle seine Widersacher 324.
zu beseitigen und sich allein an die Spitze des weiten Reichs zu stellen.

Was Diocletian begonnen hatte, vollendete Constantin. Auch er theilte das Reich; in vier Statthalterschaften zerfiel es fortan, an deren Spitze er seine Präfecten stellte. Aber diese erhielten nur die bürgerliche Verwaltung und das Gerichtswesen; die Kriegsmacht wurde, damit ihre Gewalt nicht zu sehr anwachse, ihnen gänzlich entzogen und unter besondere Befehlshaber gestellt. Jede Statthalterschaft war dann in mehrere Diöcesen getheilt, diese wiederum in Provinzen und diese endlich in Stadtgebiete. Ueberall Theilung der Gewalt; Einheit derselben nur im Kaiser. Auf den Städten, als den Grundsteinen des Staats-

gebäudes, das sich von ihnen pyramidalisch bis zu der höchsten Spitze der kaiserlichen Gewalt erhob, ruhte mit erdrückender Schwere die ganze furchtbare Last desselben, und vernichtet sank bald ihr Wohlstand und damit der letzte Rest selbstständig politischen Lebens im Römerreiche dahin. Die Städte mußten den Hof, die Beamten, das Heer und sich selbst erhalten; auf ihnen ruhten die Steuern, und es galt schon damals als die höchste Regierungskunst, die Steuern so hoch wie möglich zu schrauben und auf das Schonungsloseste beizutreiben. Denn immer neuer und immer höherer Summen bedurfte es, um die Habgier der zahllosen Beamten zu befriedigen, um den Glanz des Hofes zu erhalten und jene imponirende Truppenmacht zu ernähren, die den Frieden im Innern und die Ruhe an den Grenzen sicherte.

Eine übergroße Zahl von Hof-, Militair- und Civilbeamten erforderte die neue Ordnung des Staats, mit ängstlicher Sorgfalt waren die Verhältnisse derselben geordnet, ihre Gehalte, Privilegien, Titel und Abzeichen bestimmt. Es bildete sich eine große Beamtenaristocratie aus, die sich erblich in dem Besitz ihrer Einkünfte und Würden zu befestigen suchte, wenngleich die Ernennung zu den einzelnen Aemtern dem Kaiser vorbehalten blieb. Bald wurde der Rang der höheren Beamten auch Personen, ohne daß sie wirklich im Staatsdienst gestanden hatten, durch Ehrendiplom ertheilt; es erhob sich neben dem Verdienst- ein Briefadel, beide ihren Glanz von dem Abglanz des Thrones empfangend.

Zum Sitz des neuen Kaiserreichs machte Constantin das alte Byzanz, das er mit großer Pracht herstellte und Neu-Rom nannte, das später aber von ihm den Namen Constantinopel erhielt; er umgab sich hier mit einem Senat, der aber wie der des alten Rom nur selten und in untergeordneten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde und fast allein die Bedeutung eines Stadtraths hatte. Wichtiger war das Consistorium, der Staatsrath des Kaisers, in dem vornehmlich die ersten Hofbeamten, der Oberkammerherr, der Reichskanzler, der Staatssecretair, der Minister des öffentlichen Schatzes, der Verwalter des kaiserlichen Privatvermögens und die Befehlshaber der kaiserlichen Leibtruppen neben den Staatsräthen ihren Sitz hatten. Noch gab es Consuln, Prätoren und Quästoren, kostspielige Ehrenämter, aber ohne Bedeutung für den Staat. Neben dem Gestirn des neuen Roms erblich der Glanz der alten Weltstadt mehr und mehr, und ihre alten Würden und Ehren wurden leere Schattenbilder ohne alle Kraft und Wesenheit.

So war denn das Ziel erreicht, wonach so lange die römischen

Herrſcher geſtrebt hatten und wohin die Entwickelung der Dinge ſelbſt zu drängen ſchien. Eine Despotie war errichtet, wie ſie Europa noch nie gekannt hatte, die römiſche Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaiſers, und der Zwang ſeiner Herrſchaft war unwiderſtehlich, ſo weit ſein Reich ſich erſtreckte. Unleugbar iſt es, daß durch die Strenge despotiſcher Geſetze Ruhe, Ordnung und Sicherheit in die römiſchen Länder zurückkehrte, wie es ſogar als Nothwendigkeit erſcheinen kann, daß mit den eiſernen Banden der Furcht und des Schreckens dieſer Staat umſchloſſen werden mußte, wenn er ſelbſt erhalten werden ſollte und mit ihm alle die Güter, die er überkommen und die er, ob er ſie ſelbſt kaum in ihrem Werthe erkannte, doch der Zukunft zu ſichern Pflicht und Beruf hatte, und zwar nicht nur die ſchönſten und erhabenſten Erzeugniſſe alter Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern überhaupt Alles, was nur der menſchliche Geiſt bisher in allen Gebieten des Lebens Großes erfunden und entdeckt hatte, die ganze Summe der Vergangenheit, der Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Nothwendig mag deshalb dieſe Despotie erſcheinen, aber das Verderben war darum nicht minder in ihrem Gefolge für alle die Völker, welche ſie zunächſt betraf. Unter dem Druck eines prunkſüchtigen, unerſättlichen Hofs, eines unzähligen Beamtenſtandes, der durch den Schutz kaiſerlicher Allmacht unantaſtbar war, eines gewaltigen Heeres, das nicht für das Vaterland, ſondern für Geld und Gut ſein Blut vergoß, ſank in kurzer Friſt der Wohlſtand des Reichs und die blühendſten Provinzen wurden zu Einöden. Als die Freiheit erſtarb, drängte ſich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. Der grade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte ſich zur Schmeichelei und Lüge, einſt tapfere und thatkräftige Geſchlechter verſanken völlig in Lüſte und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römiſchen Bürgern — und römiſche Bürger waren längſt alle freigeborenen Einwohner des Reichs — ein Heer zuſammenzubringen, was dem Feinde Stand hielt, und Barbaren ſchlugen die Schlachten der Kaiſer. Nur in Luſtbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geſchlecht.

Die alte Welt erſtarb in Knechtſchaft, neue Mächte mußten die Freiheit der Menſchheit zurückgeben und eine neue Zeit gebären.

5.

Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen.

Oft scheint es, als ob die Dinge dieser Welt in einem ewigen Wechsel kreisten und mit dem Umlauf der Zeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten. Irrig aber wäre es, zu glauben, daß die Geschichte in der Monarchie Constantins nach vielen Jahrhunderten doch endlich völlig zu den Formen staatlichen Lebens zurückgeführt hätte, die sich einst in den großen Despotien des Orients ausbildeten. Wie viel fehlte daran! Die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche bessere Zeiten scharf ausgeprägt hatten, konnten nicht mehr untergehen, bewahrte doch Constantins Reich selbst den Namen der Republik, und wurde doch, gerade als die freien, den Einzelnen schützenden Institutionen des öffentlichen Lebens dahinsanken, das Privatrecht mit desto gewissenhafterer Sorgfalt gepflegt und gefördert. Und mehr als Alles das: zu derselben Zeit, wo Constantin jede selbstständige Macht im Reiche niedergeworfen zu haben wähnte, erhob er selbst, indem er das Christenthum zur bevorzugten Religion in seinem Staate machte, in der christlichen Kirche eine neue Gewalt von damals noch ungeahnter Stärke, welche der Willkühr der Herrscher nicht allein eine Schranke setzte, sondern dem Staate dereinst selbst Gefahr bringen sollte.

Mit großer Schnelligkeit, getragen von seiner inneren göttlichen Kraft und gefördert durch die enge Verbindung des Reichs, hatte das Christenthum von Judäa aus sich über die ganze römische Welt verbreitet. War gleich die Zahl seiner Bekenner während des ersten Jahrhunderts noch nicht übergroß, so fanden doch die tiefsten und edelsten Gemüther, sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen hatte, in demselben einen Frieden, den ihnen die Welt — und zumal jene Welt — nicht geben und auch mit ihrem Hohn und Spott, ja selbst durch die grausamsten Verfolgungen nicht rauben konnte. Die Schaar der Gläubigen wuchs mehr und mehr und erregte schon im zweiten Jahrhundert so sehr die Besorgniß der Kaiser und der heidnischen Massen, daß über das ganze Reich hin die äußersten Gewaltmaßregeln gegen die Christen ergriffen wurden; aber das Blut der Märtyrer, das den Glauben ersticken sollte, wurde zum befruchtenden Thau, unter dem die Saat des Evangeliums nur desto kräftiger und dichter aufschoß.

Das Christenthum macht alle seine Bekenner zu Gliedern einer einzigen großen Liebesgemeinschaft, der Kirche, in der sich schon sichtlich hier auf Erden das Reich Gottes darstellt und die aller Orten wieder die Gläubigen zu engerer Vereinigung in besonderen Gemeinden sammelt, auf daß sie gemeinsam in Werken des Glaubens, der Liebe und Andacht dem Herrn dienen. Nach dem Vorbilde der jüdischen Synagogen, die bereits weit über das römische Reich zerstreut waren, bildeten die ersten christlichen Gemeinden ihre Verfassung und ihre äußeren Ordnungen aus, doch galten alle ihre Mitglieder im Anfange als gleichberechtigte Brüder, von denen jeder seiner Gemeine mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen, willigsich diente, auch gab es längere Zeit kein äußeres Band, welches die einzelnen Gemeinden verknüpfte, obschon sie alle durch den gleichen Glauben und die gleiche Liebe zum Herrn in der innigsten Eintracht standen. Bald traten jedoch Unterscheidungen mannigfacher Art, sowohl in den Gemeinden, wie an den Gemeinden selbst hervor.

In den Gemeinden erhob sich, vornehmlich in Folge alttestamentlicher Begriffe und Vorstellungen, ein besonderer geistlicher Stand, der Klerus, der die Regierung der Gemeinde mehr und mehr an sich zog und sich namentlich in den ausschließlichen Besitz der Lehre und der Leitung des Gottesdienstes setzte. Wie der Klerus sich von den Laien trennte, so spaltete er selbst bald wieder sich in eine vielgliederige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. In gleicher Weise fing man an, die Gemeinden selbst zu ordnen und zu unterscheiden. Die Landgemeinden traten hinter den Stadtgemeinden zurück, diese hinter den großen Muttergemeinden, die in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten. Der Bischof der Hauptstadt, der Metropolit, erhob sich an Macht und Ansehn über die anderen Bischöfe der Provinz; unter seinem Vorsitz traten die Bischöfe zu Provinzialsynoden zusammen, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Kirchen zu berathen. Unter den Metropoliten gewannen aber schon im dritten Jahrhundert ein besonderes Ansehen die Bischöfe von Antiochia, Alexandria und Rom, zu deren Range sich auch die von Constantinopel und Jerusalem in der Folge zu erheben wußten. Diese Bischöfe, deren bevorzugte Stellung theils auf ihren ausgedehnten Provinzen, indem sich selbst andere Metropoliten ihnen untergeordnet hatten, theils auf dem Alter ihrer Kirchen beruhten, nahmen dann allein den Ehrennamen der Patriarchen in Anspruch, den früher alle Bischöfe führten, und unter ihnen gewann durch besondere Gunst der Umstände der Bischof von Rom die größte und allgemeinste Anerkennung, weil er einmal im ganzen Westen ohne Nebenbuhler

daſtand und überdies ſeine Kirche nach dem allgemeinen Glauben vom Apoſtelfürſten Petrus ſelbſt begründet war.

So hatte die chriſtliche Kirche durch ſich ſelbſt eine geordnete Geſtalt gewonnen, die ihr einen feſten Beſtand zu ſichern ſchien und ihr die Erreichung ihrer ewigen und ihrer irdiſchen Zwecke erleichterte. Solche beſtimmte Ordnungen ſchienen aber ſchon deshalb nothwendig, weil trotz aller Verfolgungen die Zahl der Chriſten in unaufhörlichem Anwachs begriffen war. Die Noth lehrt beten; als daher in den Zeiten der entſetzlichſten Bedrängniß die alten Götter taub gegen die Bitten der Gläubigen blieben, erſtarb der Glaube an ihre Macht, und die ſchuldbelaſteten Seelen und die geängſteten Gewiſſen wandten ſich den chriſtlichen Gemeinden zu, wo ſie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung deſſelben durch den Vater im Himmel gewiß wurden.

Noch Diocletian hatte in den chriſtlichen Gemeinden gefährliche politiſche Verbindungen geſehen und ſie deshalb auf die grauſamſte Weiſe verfolgt. Conſtantin blickte tiefer und erkannte, daß das Chriſtenthum für die Welt unüberwindlich, in und mit ihm aber der Sieg auch über die Welt gegeben ſei, ſo daß der Staat, im Kampfe mit ihm ſtets gefährdet, aus dem Bunde mit ihm eine neue, unwiderſtehliche Kraft empfangen würde. Deshalb erklärte er ſich offen für den Chriſtenglauben, begünſtigte die Biſchöfe auf alle Weiſe und bereicherte die Kirchen. Seine neue Hauptſtadt ſollte nach ſeinem Willen eine Chriſtenſtadt durch und durch gleich von ihren Anfängen ſein, der Uebertritt zum Chriſtenthum, früher mit den härteſten Strafen bedroht, wurde nun ein dem Herrſcher wohlgefälliges Werk, und gegen das Ende ſeines Lebens empfing Conſtantin ſelbſt noch die Taufe.

Bei großer Einbuße an innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erwuchs der Kirche aus dieſer nahen Verbindung mit dem Staate der Vortheil, daß ſie bei einer großen drohenden Spaltung ſich feſter und enger zuſammenſchließen konnte. Schon hatten ſich nehmlich bedeutende Männer im Morgen- wie im Abendlande beſtrebt, die großen Glaubenslehren des Chriſtenthums nicht allein mit dem Herzen aufzufaſſen, ſondern auch geiſtig zu durchdringen und zu verknüpfen, eine theologiſche Wiſſenſchaft hatte ſich gebildet; mit ihr aber drohten alsbald dogmatiſche Streitigkeiten die innere und äußere Einheit der Kirche für immer zu ſpalten. Die Lehre des Arius, daß Chriſtus göttlich, aber nicht Gott, nicht gottgleichen, ſondern gottähnlichen Weſens ſei, bewegte zu jener Zeit die ganze Chriſtenheit, erhitzte die Gemüther der Gläubigen gegeneinander, und einer großen Trennung ſchien kaum noch

vorzubeugen. Da berief Conſtantin das erſte allgemeine Concil nach 325.
Nicäa, eine Reichsſynode nach dem Muſter der früheren Provinzialſynoden; hier wurde die Lehre des Arius von den verſammelten Biſchöfen verurtheilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntniß feſtgeſtellt. Dem Beſchluſſe der Biſchöfe gebot der Kaiſer ſich unbedingt zu fügen und ſicherte ſo die Einheit der Kirche und ihrer Lehre.

Aber bei weitem größer als der Gewinn, den die Kirche aus ihrer Vereinigung mit dem Staate zog, waren offenbar die Vortheile, die dieſer durch die Verbindung gewann. Eine Religion, welche gebietet: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!“ und „Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!“ welche ihre Bekenner anweiſt, Zoll zu geben, wem Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt, welche es zur Pflicht macht, nicht allein dem gütigen und gelinden Herrn, ſondern auch dem wunderlichen Herrn gehorſam zu ſein und in dieſem Gehorſam ein Gott beſonders wohlgefälliges Werk ſieht, wie ſie denn hoch die Tugenden des Duldens und der Ergebung erhebt, welche endlich das unbefriedigte Herz des Menſchen nicht auf ein irdiſches Glück, ſondern auf die beſſere, jenſeitige Welt verweiſt — eine ſolche Religion verhieß jenem Staate, den Conſtantin begründete, eine feſtere Grundlage zu geben, als ſie die am feinſten berechnende Staatsklugheit nur gewähren konnte.

Und doch fand gerade in dieſer Religion und in der chriſtlichen Kirche die neubegründete Despotie die beſtimmteſte Grenze ihrer Gewalt und ſtieß hier auf eine undurchbrechbare Schranke. War es ſchon nicht ganz ohne Bedeutung, daß die kirchliche Verfaſſung ſelbſt noch in manchen Beziehungen eine freie Bethätigung der Gemeinden zuließ und ſo die aus dem Staate verjagte Freiheit ſich gleichſam in die Kirche flüchtete, daß ferner die Herrſcher ſelbſt in der Gemeinde ſich als Brüder den Brüdern gleichſtellen und ſich als Laien den Geboten des Klerus unterordnen mußten, ſo war doch dies noch bei weitem wichtiger, daß in der Kirche eine Macht feſten Beſtand erhielt, die ob in der Welt ſtehend doch ſich in ihrem Urſprunge, ihren Zwecken und ihrem Endziel unmittelbar mit dem Ueberirdiſchen und Ewigen verknüpft, die deshalb von keiner menſchlichen Gewalt in ihrem innerſten Weſen anzutaſten iſt, zumal ſie die Verheißung hat, daß ſie die Welt doch endlich überwinden muß. Und dieſe Macht hatte in den Biſchöfen Vertreter, die in dem Vollgefühl unbeſieglicher Gottesкraft furchtlos die Herrſcher darauf hinwieſen, daß es eine äußerſte

Grenze der Gewalt auch für die Obrigkeit gebe und jenſeits derſelben das Gebot für die Chriſten ſtehe: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.

Auch nach Conſtantin hat das Heidenthum noch einmal die chriſtliche Kirche zu verdrängen geſucht, der alte Zwieſpalt über die Lehre brach wiederum aus, und der neugeſchloſſene Bund zwiſchen Kirche und Staat drohte ſich wieder zu löſen, bis endlich Theodoſius durch kaiſerliches Edict den Götzendienſt völlig verbot, den Arianismus als
380. ketzeriſche Lehre im Römerreich ausrottete und das Nicäniſche katholiſche Glaubensbekenntniß zur unbeſtrittenen Geltung brachte. Seitdem war das römiſche Reich ein chriſtlicher Staat, und die einige katholiſche Kirche wurde Staatskirche. Wie wenig aber die Biſchöfe derſelben ſich willenlos dem Kaiſer zu beugen gedachten, erfuhr Theodoſius an ſich ſelbſt. Wegen der Grauſamkeiten, die der Kaiſer bei der Beſtrafung des aufſtändigen Theſſalonich geübt hatte, ſchloß ihn der Biſchof Ambroſius von Mailand vor der Kirchenthür aus, rief ihm das Wort entgegen: „Du haſt wie David gefehlt, nun thue auch Buße wie David!“ und nahm ihn erſt nach achtmonatlichen ſchweren Bußübungen wieder in die Gemeinſchaft der Kirche auf. Ueberall zeigte ſich ſchon der Einfluß der Kirche in der Geſetzgebung des Staats, die unſittlichen Schauſpiele wurden aufgehoben oder beſchränkt, das Loos der Sklaven und Gefangenen gemildert, das ſo lange unterdrückte weibliche Geſchlecht erlangte höhere Geltung, die Wittwen und Waiſen gewannen den Schutz des Staates, Kirche und Staat beherrſchten mit und neben einander das Leben der Menſchen, und auf ihrem Verhältniß zu einander beruhte fortan jede wichtige Entwickelung des ſtaatlichen Lebens. Zu einer ſchrankenloſen Gewalt konnte der Staat neben der Kirche nicht mehr gelangen, und noch viel weniger war es dieſem möglich, die Macht der Kirche über die Seelen zu ſchwächen oder gar zu vernichten.

Es war die Frage, ob es dieſem neubegründeten und mit der chriſtlichen Kirche ſchon nahe verbündeten Reiche nicht gelingen konnte, der Germanen völlig Herr zu werden und ſie ſich dauernd zu unterwerfen. Leicht war dies wahrlich nicht zu hoffen, da die Germanen ſchon die Waffen des Reichs faſt allein in Händen hatten und mit ihnen ſelbſt in den wichtigſten inneren Fragen die Entſcheidung herbeiführten. Alamanniſche Söldner waren es, die Conſtantin zuerſt zum Kaiſer ausriefen; mit Legionen, die er in Gallien und Britannien zum großen Theil aus Germanen gebildet hatte, überwand er ſeine Widerſacher und ſtieg zur Alleinherrſchaft auf; an ſei-

nem Hofe zu Conſtantinopel bildeten ſich die Franken zu einer wichtigen Partei aus, und er war der Erſte, der ſelbſt die Ehren des römiſchen Conſulats Franken ertheilte; mit den Gothen führte er dann wohl Krieg, aber ſobald ſie ſich erboten, ihm gegen Sold, ſo oft er es verlangte, ein Hülfsheer von 40,000 Mann zu ſtellen, machte er mit ihnen Friede und Bündniß; auch in den Thronſtreitigkeiten ſeiner Nachfolger lag die Hauptentſcheidung ſtets bei den Germanen. Mochte man dann auch einzelne germaniſche Häuptlinge mit empörender Grauſamkeit bekämpfen und ihre Schaaren vernichten, den Schrecken, wie man ſich ausdrückte, als Grenzhüter ſetzen, mochte ſelbſt der tapfere Julian noch einmal ſiegreich in die deutſchen Länder eindringen, ſeine Siege fruchteten wenig für die Dauer, und der Schrecken war nicht, wie man wähnte, eine unüberſteigliche Mauer; zu gut kannten die Germanen ſchon, worin die Schwäche des Reichs und worin ihre Stärke beſtand. Schon bald nach Julians Tode hatte Valentinian unaufhörlich an den Grenzen zu kämpfen, er wußte Gallien vor den Alamannen nur zu ſchützen, indem er die Franken gegen ſie führte und einen ihrer Häuptlinge zum Befehlshaber der römiſchen Truppen am Mittelrhein einſetzte; und zu derſelben Zeit vermochte ſein Bruder Valens, der als Mitkaiſer im Oſten regierte, ſchon nicht mehr, die Weſtgothen von dem Gebiet des Reichs fern zu halten. Wie hätten die Römer da noch ſtolze Siegeshoffnungen hegen können!

Wie aber? Mußte die weltüberwindende Kraft des neuen Glaubens den alten Kampf, der ſchon ein halbes Jahrtauſend die Geſchichte erfüllte, nicht endlich doch für die Römer günſtig entſcheiden? Ja, hätte der blutige Hader der widerſtrebenden Nationalitäten zuletzt wirklich in einem Krieg zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum geendet, dann wäre der letzte Ausgang unzweifelhaft ſiegreich für Rom geweſen, aber ein ſolcher Glaubenskrieg war es ſchon damals mit nichten. Denn bereits fand das Chriſtenthum nicht nur bei einzelnen Deutſchen Eingang, ſondern das große Volk der Gothen wandte ſich in der Mehrzahl ihm zu; noch ehe zu Rom die chriſtliche Kirche vom Staate anerkannt wurde, war der Glaube an Chriſtus ſchon bei dem damals mächtigſten deutſchen Stamme zu voller Herrſchaft gelangt.

In dichten, von keiner Art berührten Wäldern, bei friſchſprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen, nicht in Tempeln von Menſchenhänden gebaut und vor ſteinernen Bildern, ſondern im Heiligthume der Natur, das ſich die Gottheit ſelbſt geweiht, hatten die Deutſchen bisher ihre Götter angerufen und ihnen Sühn- und Dankopfer dargebracht, doch war ihre Religion kein dumpfer Naturdienſt, ſondern

ſie erkannten über ſich freiwaltende geiſtige Gewalten, denen ihre Einbildungskraft Weſenheit, Geſtalt und Bildung lieh. Wodan, Thor und Zio, Hulda, Frela und Hellia, die ganze Schaar der Rieſen, Elfen und Niren, ſie alle wirkten in den Elementen und Naturkräften, aber ſie walteten nicht minder über Krieg und Frieden, in deren Wechſel und Gegenſatz ja faſt das ganze äußere und innere Leben der Deutſchen ſich darſtellte. In tiefſinniger Weiſe deutete der alte Glaube dann weiter über dieſes zeitige Leben auf eine andere, höhere Ordnung der Dinge hin: nicht nur, daß unſeren Urvätern nach dieſem Leben ein anderes lag, wo die ruhmvoll im Kampfe Gefallenen Wodan in Walhalla aufnahm, die andern aber die ſtrenge Hellia in ihrer finſtern Behauſung verſchloß, ſie glaubten auch an eine Endzeit, wo durch einen großen Brand dieſer Himmel und dieſe Erde, dieſe Götter und dieſe Menſchen untergehen würden.

Nicht allmählich iſt der alte Glaube der Germanen erſtorben, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war, nicht glaubenslos waren ſie, als das Evangelium zu ihren Ohren und in ihre Herzen drang, ſchnell und gleichwie durch beſondere Fügung trat die neue Lehre an die Stelle der alten; ſie wurden bekehrt, wie einſt Paulus bekehrt wurde. Und was zog die Deutſchen ſo ſchnell und gewaltig zu der neuen Lehre hin und feſſelte ſie an dieſelbe mit ſo unwiderſtehlicher Macht? Man hat wohl darauf beſonders Gewicht gelegt, daß der alte Glaube ſchon zwar dunkel, aber doch in mannigfacher Weiſe auf die dem Chriſtenthum eigenthümlichen Lehren hindeute, ſo daß er hier erſt gewiſſermaßen ſeine Erklärung und Erfüllung finde, ſo habe ſich, meint man, ein naturgemäßer und leichter Uebergang bei den Germanen vom Heidenthum zum Chriſtenthum gebildet; aber ſehr viel wirkſamer war doch ohne Zweifel, daß alle jene tiefſten und eigenſten Lehren des neuen Glaubens von Chriſtus als dem Erlöſer der Welt, von der Freiheit, die durch ihn den Kindern Gottes bereitet iſt, von dem unmittelbar perſönlichen Verhältniß der Menſchen zu ihrem himmliſchen Vater, wie zu dem Heiland, von der brüderlichen Gemeinſchaft der Chriſten, in der aus freier Liebe einer dem andern helfen und beiſtehen ſoll — daß alle dieſe Lehren mit dem natürlichen Freiheitsſinn der Germanen, mit ihrer angeborenen Neigung, in den höchſten wie in den kleinſten Dingen überall ein unmittelbares perſönliches Verhältniß feſtzuhalten, kurz mit ihrem ganzen Weſen im innerſten Einklang ſtanden, ſo daß Alles, was bisher nur als dunkele Ahnung in ihrem Bewußtſein geſchlummert hatte, durch das Evangelium erſt licht und klar wurde. Und dann iſt das Chriſtenthum eine Religion

des Kampfes: Christus führt die Seinigen in den Krieg gegen die Welt und ihre Sünde, aber er unterstützt sie auch mit liebreicher Huld im heißen Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den sicheren Lohn. Und so als Kriegsfürsten stellten sich die Germanen den Heiland am liebsten vor, sie sahen sich als Dienstmannen seines Heeres an, ihr Verhältniß zu ihm als das der unverbrüchlichen Diensttreue, als das innigste und festeste Abhängigkeitsverhältniß, das sie überhaupt kannten.

Während die römische Welt auf die Feststellung und Bewahrung des reinen Lehrbegriffs, auf die Ordnung der Kirche und des Gottesdienstes, auf die Stellung der Kirche zum Staat und andere mehr äußerliche Dinge ein besonderes Gewicht legte, erfaßten die Germanen das Christenthum vor Allem innerlich mit dem Gemüthe und suchten nichts brünstiger, als sich im Glauben der Person des Erlösers zu vergewissern und sich in Treue mit ihm auf das Engste zu verbinden. Deshalb schlossen sie sich auch wohl zuerst der wenn nicht richtigeren, doch leichter faßbaren Lehre des Arius von der Person Christi an, weil in ihr der Heiland ihnen menschlich näher trat und von der Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte. Wie sie denn überhaupt den ganzen Gehalt christlichen und kirchlichen Lebens ihrer Denk- und Sprachweise möglichst nahe zu bringen suchten, so drang auch erst in ihrer eigenen Sprache das Wort Christi mit seiner ganzen Schwere und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz, und das deutsche Evangelium war von Anfang an ihr Verlangen. Das erste deutsche Buch überhaupt, von dem wir wissen und das uns mindestens noch theilweise erhalten, ist die Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Vulfila.

Nur sehr allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte verbreitete sich das Christenthum zu allen deutschen Stämmen. Die Gothen waren es, die hier den anderen Völkern voranschritten; wie sie es zu derselben Zeit auch waren, die zuerst den Versuch machten, auf breiter Grundlage einen großen staatlichen Verband herzustellen, ein Völkerreich neben dem römischen zu errichten. Sie waren der lebhafteste und unternehmendste von allen deutschen Stämmen, eben so beflissen, als fähig, fremde Güter, sobald sie dieselben nur als Güter erkannt hatten, bei und in sich aufzunehmen; wie sie zu siegen wußten, so wußten sie auch mit edler Milde der Besiegten zu schonen und gerecht über Unterworfene zu herrschen. Ein solches Volk schien werth, zu gebieten; und daß sie schon von Alters her unter erblichen Königen gestanden und Gehorsam gegen Königsgebot gelernt hatten, auch das mußte ihnen den Weg zur Herrschaft über andere Völker erleichtern.

273. So gründeten ſie denn, als Kaiſer Aurelian Dacien aufgegeben und ſie das Land beſetzt hatten, von der untern Donau aus im öſtlichen Europa ein weitausgedehntes ſtattliches Reich.

Von der Theiß bis zu dem ſchwarzen Meere und zu den Mündungen des Don, von den Donauufern und den Karpathen bis zu dem Geſtade der Oſtſee erkannten zahlreiche Volksſtämme ihre Herrſchaft an, wie Alanen, Baſtarnen, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier und Skiren, dann römiſche Coloniſten in Dacien, endlich im Oſten und Norden Slaven, Lithauer und finniſche Stämme. Bunt genug waren die Elemente des Reichs zuſammengewürfelt; wie die Herrſchaft über ſie geübt wurde, wiſſen wir nicht, aber die Zeichen geiſtiger Bildung und eine gewiſſe Kultur fehlten dem Reiche nicht. Am ſchwarzen Meere gab es Städte aus alter Zeit, ſie erholten ſich unter den Gothen nach langem Verfall; die Aecker in Dacien wurden beſſer bebaut, als vordem; eigenthümliche Schriftzeichen und eine Schriftſprache bildeten die Gothen aus, und geſetzliche Vorſchriften zeichneten ſie in ihren „Bilageineis“ auf. So hat es eine Zeit gegeben, wo im Südoſten Europas an den Mündungen der Donau und am ſchwarzen Meere ein deutſches Volk unter königlicher Herrſchaft ein Reich gründete, an das ſich große Hoffnungen knüpften. Wäre die Kraft des gothiſchen Stammes hier unzerſplittert und unerſchüttert geblieben, wie anders würden ſich die Schickſale nicht nur des deutſchen Volks, ſondern ganz Europas geſtaltet haben! Aber eine ſo außerordentlich merkwürdige Erſcheinung dieſes Gothenreich war, ebenſo vorübergehend war ſie und gewann kaum eine andere Bedeutung, als den Deutſchen zu zeigen, daß auch in ihnen die Kraft lebe, Staaten zu gründen und durch ſie auf die Geſtaltung der Welt einen nachhaltigen Einfluß zu üben. Doch welcher Gewinn war es nicht ſchon, daß es den Geiſtern einmal aufging, daß es noch ein anderes Reich geben könne, als dieſes Kaiſerreich Roms, und eine andere Kirche, als die, welche ſich die allgemeine nannte und mit der Herrſchaft der Kaiſer im innigſten Bunde ſtand!

6.

Zerſtörung des abendländiſchen Reichs durch die deutſchen Völker.

Die Römer erzählten, als einſt Troja, das ſie für ihre Vaterſtadt hielten, in die Gewalt der Griechen fiel und in Staub und Aſche

sank, da habe sich vor Aeneas, ihrem großen Ahnherrn, plötzlich die Wolke getheilt, die sonst die Blicke der Sterblichen umdunkelt und ihnen die Geheimnisse der Götter verhüllt, und Aeneas habe gesehen, wie nicht sterbliche Menschen Troja zerstörten, sondern die unsterblichen Götter selbst, wie Neptun mit seinem Dreizack die Grundfesten der Mauern erschüttere, Jupiter und Juno die Feinde zu den Waffen riefen und in den Kampf führten und Minerva auf der Höhe der Burg im Waffenglanz streite; also sei Trojas Feste und seine weite Herrschaft gefallen durch die Götter, in deren Hand die Menschen nur als willenlose Werkzeuge dienten. In Trojas Untergang haben die Römer das Schicksal ihrer eigenen Stadt prophetisch vorhergesehen. Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich, nicht weil sie *wollten*, sondern weil sie *mußten*. Eine unabweisbare Nothwendigkeit trieb sie blind in den letzten entscheidenden Kampf gegen die Weltstadt und ihre Herrschaft im Abendlande, gedrängt drangen sie vor und stürmten gegen die römische Welt an, bis sie erlag. Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Deutschen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme ihren Antheil haben; aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht der vereinten Kraft und dem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern einer höheren Macht, der die Menschen unbewußt dienten.

Als im Jahre 374 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mon- 374.
golischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt, wie es noch war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen, nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach mehreren Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; die Westgothen dagegen, die früher schon von den anderen gothischen Stämmen in einer gewissen Sonderung standen und die es hauptsächlich waren, die das Christenthum angenommen hatten, verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche. 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der unteren Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen geschlossen war, an den die römischen Beamten sich indessen bald nicht mehr banden. Die Gothen nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von diesen Beamten behandelt, griffen sofort zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel das Heer des Kaisers. 378.

Er selbst wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich; diesem gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Constantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Landstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Bald fingen die Gothen an, auf den Hof des Kaisers selbst den mächtigsten Einfluß zu üben; das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers; Gothen waren die vertrautesten Genossen des Kaisers und Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte; verzieh doch der strenggläubige Kaiser den Gothen sogar die Hartnäckigkeit, mit der sie an ihrem arianischen Irrthum hielten. Indessen war das abendländische Reich fast herrenlos und in der größten Verwirrung, die der Franke Arbogast zu benutzen gedachte, um alle Gewalt im Westen an sich zu reißen. Da erhob sich gegen ihn Theodosius, besiegte ihn mit einem gothischen Heere in der blutigen Schlacht bei Aquileja und gewann so zum letzten Male die Alleinherrschaft über das ganze römische Gebiet.

395. Wenige Monate nachher starb Theodosius, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte. Denn schon schien es fast unmöglich, die Einheit festzuhalten, nachdem in Sitte und Sprache sich ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte und selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche mehr und mehr auseinander gingen; auch machten die bedrohlichen Angriffe auf die Grenzen des Reichs im Osten und Westen zugleich eine durchgreifende Theilung der Kräfte des Reichs nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den besseren und gesicherteren Antheil hielt, Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, das der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte. Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen alsbald die Westgothen zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, der sich als der unternehmendste Geist und der tapferste Streiter unter ihnen hervorgethan hatte, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balten, eben damals auf einer Insel in den Donaumündungen geboren, als das Volk seine Sitze in Dacien verließ. Siegreich durchzog Alarich mit seinen Gothen Thracien und Macedonien; doch als kurze Zeit darauf zwischen den Höfen zu Constantinopel und Rom Eifersucht und Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und

damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Constantinopel sowohl für sich selbst Ruhe zu gewinnen, wie zugleich den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängniß versetzte. Alarich ruhte nicht lange; der Aufforderung sei- 400.
nes Kaisers gehorchend, fiel er in Italien ein, doch Stilicho wußte mit schwachen Streitkräften, aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück schwankte hin und her, und selbst die große Schlacht bei Pollentia, die zum Aerger der Christenheit am Ostertage des Jahrs 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Erfolge. „Wir siegten im Kampfe," sagt ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt." Stilicho mußte endlich mit Alarich einen Vertrag schließen, in dem dieser außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyrien, das zum Westreiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Constantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn jetzt gegen Constantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwerdt der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich seinen kühnen Muth, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Zügel- und regellose Massen germanischer und gallischer Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mittel-Europas, das der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, stürmten von den Rheinquellen, wie von den Donauufern her über die Alpen. Rada- 405.
gais, ein Gothe, war ihr Anführer, und eine halbe Million Menschen folgten ihm auf seinem verheerenden Zuge. Radagais war Heide und gelobte das Blut aller Römer seinen Göttern, wenn sie ihm den Sieg verliehen, zu spenden. Wie er nun siegreich vordrang, verließ man zu Rom die Tempel des Christengottes, dessen Ohnmacht die verzweifelte Masse ihr Unglück beimaß, und wollte wieder an den Altären den Götzen opfern. Aber der Sturm toste aus. Vornehmlich mit Hülfe von Gothen und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Schaaren, der Hunger wüthete in den ungezügelten Volksmassen, der größte Theil des Heeres fand in Italien den Tod und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst gerieth in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Noth Italien schützen zu können, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit

die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämmtlich in ihre Gewalt, und Vandalen, Alanen, Alamannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Niedergermanien nahmen die Franken ein und durchzogen die belgischen Gegenden; in Obergermanien setzten die Burgunder sich fest und machten Worms zu ihrer Hauptstadt; die Länder der Helvetier und einen Theil Rhätiens besetzten die Alamannen, die zugleich über Rhein und Donau gingen; im südlichen Gallien fanden die Sueven, Alanen und Vandalen Wohnsitze, zogen aber bald meist über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten, während Sachsen an den Küsten Galliens landeten und sich sichere Hafenplätze hier suchten. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlands gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen dieser großen Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangeren Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange noch vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod; die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reichs herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden niedergemetzelt oder retteten sich durch eilige Flucht zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarichs Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt, gegen Rom zückte er sein Schwerdt, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

408. Mit einem wohlgerüsteten, tapfern Heere rückte Alarich gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie damals noch über eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheueren Summen den Abzug der Germanen zu erkaufen. Schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und zog nicht eher ab, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er, der Gothe, selbst verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger abermals vor Rom und erstürmte die
410. Stadt am 24. August des Jahrs 410. So war es denn zu dem Aeußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange vorhergesagt hatten, wenn sie auf die Verderbniß Roms ihren Blick richteten: auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß,

ihren Boden ſtampfte der dröhnende Huf ſeiner Reiterſchaaren, und dem Schwerdte des Bezwingers mußte der ſtolze Römer den Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich einſt den feigen Römern, als ſie aus Beſorgniß für ihr Gold ihn verzweifelnd fragten, was er ihnen denn laſſen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „das Leben;“ aber doch zeigte er ſich hochherzig und milde im Siege. Ein Theil der Stadt ging beim Sturme freilich in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und ſchonte als Arianer ſelbſt die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Afrika überzuſetzen und auch dieſe Länder ſeinem Schwerdte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet. Er ſtarb, erſt 34 Jahre alt, und die Gothen wählten ihrem großen Fürſten, dem Beſieger Roms, in dem Bett des Buſento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde der ebenſo ſchöne als tapfere Schwager Alarichs Athaulf zum König erhoben; Muth und Geiſt ſtrahlten aus dem hellen Auge des Jünglings, und Große verſprach ſich das Volk von dieſem Führer.

Das Schickſal Roms lag in Athaulfs Händen und, wie er ſelbſt ſpäter geſtand, war ſein erſter Gedanke, den römiſchen Namen auszulöſchen, alles Römerland ſeinem Volke zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu ſetzen und ſelbſt den Platz des Cäſar Auguſtus einzunehmen. Es fehlte ihm nicht an Muth, Kraft und Geiſt, ein ſolches Werk anzugreifen, doch die Erwägung, daß ſeine Gothen nicht nach einem für Alle gleichen Recht regiert werden und ohne ein ſolches Recht der Staat nicht beſtehen könnte, ließen ihn von demſelben abſtehen; nicht minder hielt ihn wahrſcheinlich die Liebe zu Honorius anmuthiger Schweſter Placidia zurück, die als Gefangene oder als Geißel in das Lager der Gothen gekommen war und durch den Glanz ihrer Geburt, ihre Jugendblüthe und die Feinheit ihrer Bildung den jungen germaniſchen Fürſten bezaubert hatte. Athaulf ſtand alſo von ſeinem Vorhaben ab und ſetzte ſich nun zum Ziel, mit den Kräften der Gothen das römiſche Reich herzuſtellen und zu erneuern.

Nach dem Willen des Kaiſers zog Athaulf nach Gallien, das großentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reſte römiſcher Herrſchaft rebelliſche Anführer an ſich geriſſen hatten und den kaiſerlichen Namen mißbrauchten. Athaulf ſiegte über die Empörer und unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des

Kaisers. In der Vermählung mit Placidia nahm er sich den lange heiß ersehnten Lohn; aber gerade diesen mißgönnte man ihm, und Athaulf mußte gegen das Reich, das er vertheidigen wollte, alsbald sein Schwerdt ziehen. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen zog, um das spanische Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand.

Nach Athaulfs Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseits der Pyrenäen fort, erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Theile Galliens abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land; die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen über das Mittelmeer nach Africa; auf
439. der Stelle des alten Karthago gründeten sie eine Kriegsherrschaft und machten als Seeräuber sich geraume Zeit allen Völkern an diesem Meere furchtbar; das Volk der Alanen unterwarf sich den Westgothen diesseits und jenseits der Pyrenäen.

Denn auch auf der Nordseite des Gebirges, wo die gothische Hauptstadt Toulouse lag, hatte sich indessen weiter und weiter die Macht der Westgothen ausgebreitet, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft in Gallien zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Um die Westgothen zu bekriegen, hatte Honorius den Burgundern, welche die katholische Lehre angenommen hatten, das obere Germanien abgetreten und sie in seine Dienste genommen, aber schon beschritten auch sie die Bahn der Eroberungen, während Franken und Alamannen zugleich immer von Neuem Gallien verheerend durchzogen.

Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Anerkennung und Ehre der treffliche Aetius, der als nach Honorius Tode Valentinian III. im Kindesalter auf den Thron erhoben wurde, für den kaiserlichen Knaben die Regierung führte. Aetius war von gothischer Abkunft, aber am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, war er doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut, Arbeit war seine Lust, Anstrengungen und Entbehrungen schien es für ihn nicht zu geben, dabei war er ohne Habsucht, ohne Leidenschaft, gegen alle Einflüsterungen schlechter Rathgeber taub. Gab es noch irgend einen Mann, Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alamannen und Burgunder nacheinander, überwältigte den inneren Krieg und stellte die aufgelöste Ordnung in den Provinzen wieder her. Aber doch drangen die Westgothen nördlich bis zur Loire vor; die Burgunder setzten sich im Juragebirge und auf

der Westseite der Alpen fest und dehnten ihre Herrschaft von da nach und nach bis zur obern Loire aus; in ihre alten Wohnsitze in Obergermanien, die sie aufgegeben hatten, rückten Alamannen ein, und das niedere Germanien blieb in den Händen der Franken, unter denen die Salier, von ihrem König Chlogio geführt, eben damals ihre Sitze bis zu der Somme erweiterten. Dem römischen Reiche blieb von dem gallischen Lande Nichts, als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen überall siegreich in Gallien vordrangen, begannen sie auch bereits jenseits des Oceans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, die leichte Beute ihrer Feinde. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, von sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, war das Land in der hülfloseſten Lage ohne Leitung und Führung. Um das Jahr 430 gewannen die Briten noch einmal durch den Bischof Germanus von Aurerre, der von Gallien herübergekommen war und durch die eindringliche Kraft seiner Rede die rechtgläubige Bevölkerung ermuthigt hatte, einen Sieg über die Picten und Sachsen, aber bald drangen die Feinde von Neuem in das Land, und vergeblich wandten sich die Briten im Jahre 446 um 446.
Beistand an Aetius. „Die Barbaren," ließen sie Aetius melden, „treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden „erwürgt oder müssen ertrinken." Von Aetius zurückgewiesen, gaben sich die Briten endlich in den Schutz der sächsischen Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Schaaren ihres Volks und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weitverbreiteten deutschen Stammes, griffen die Briten selbst dann an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel verbreiteten.

Die Briten, von der unwiderstehlichen Gewalt der Feinde zurückgedrängt, verließen zum Theil ihr Inselland und wandten sich zu ihren Stammesgenossen an der Nordwestküste Galliens, wo das celtische Wesen sich noch am reinsten gegen das Römerthum behauptet hatte und durch sie neue Kräftigung erhielt. In dem allgemeinen Kriege Galliens suchten auch die Britannen, die der heutigen Bretagne dann den Namen gegeben haben, mit den Waffen sich gegen Gothen und Römer eine selbstständige Macht zu gewinnen.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Ala-

mannen, Britannen und Sachsen — denn auch sächsische Seeräuber hatten sich wieder an den Mündungen der Loire festgesetzt — alle diese Völker kämpften noch um den Besitz Galliens, Alles war hier in wildgährender Bewegung: da führte der Hunne Attila sein gewaltiges
451. Heer — auf 700,000 Mann wird es angegeben — im Jahre 451 über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis an die Loire, in glücklichen Kämpfen vor.

Einst schien sich an der untern Donau der Kampf zwischen Römern und Deutschen entscheiden zu sollen, aber vor einem gewaltigeren Feinde hatten hier die streitenden Parteien den Kampfplatz geräumt. Die östlichen germanischen Stämme waren den Hunnen erlegen, Constantinopel zahlte demselben Feinde Tribut und hatte die Donaumündungen ihm geräumt. Römer und Germanen beugten sich im Osten vor den Mongolen. Aber im Westen hatten die Deutschen den Streit gegen Rom sofort aufs Neue begonnen und mit besserem Erfolge geführt, als je zuvor; nur der Kampfplatz war geändert und auf gallischem Boden sollte sich entscheiden, was an der Donau nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Schon war der Sieg ihnen gewiß, da stürmte auch hier der Mongole herbei, um die auf dem neuen Plan streitenden Kämpen abermals zu trennen und beide seinem Willen auch hier zu unterwerfen. Nicht darum handelte es sich in diesem Moment, ob die Zukunft der Welt den Römern oder Germanen gehören sollte, sondern ob das ganze Europa den Hunnen dienstbar würde.

So fürchterlich schon früher die Beutezüge der hunnischen Horden gewesen waren, so gewannen sie doch neue, noch vernichtendere Kraft und Gewalt, als Attila die Herrschaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme in seiner Hand vereinigt hatte. Plan und Zusammenhang kam jetzt erst in die mannigfachen Unternehmungen des siegreichen Volkes, dessen Schreckensherrschaft sich unter einem Haupte dauernd zu befestigen drohte. Alle Stämme des inneren Germaniens mußten sich Attila beugen, sobald sie angegriffen wurden. Die östlichen deutschen Stämme und die neben und unter ihnen wohnenden Slawen folgten willenlos dem mächtigen Chan; Constantinopel und Rom brachten zitternd ihm ihre Tribute dar; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichsel und zur Elbe war sein Wort allmächtig. Jene Zeit war an gewaltigen Persönlichkeiten wahrlich nicht arm, aber sie alle verdunkelte die außerordentliche, wunderbare Erscheinung dieses Mongolenhäuptlings, und nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und festen Ordnungen der Völker

zuſammengefallen, erſchlafft oder gelöſt waren, vermochte ſich ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote ſtanden, als ein heller Blick, feſter Wille und kühner Muth, eine ſo einzige Stellung zu gewinnen.

An den öſtlichen Grenzen Daciens hatte er ſeinen Hofhalt aufgeſchlagen; in Eile, nur mit hölzernen Gebäuden war hier eine Stadt aufgeführt, aber ſie war weitläuftig, volkreich und alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten, unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder, hegte ſie in ſich. An dem Hofe des Chans herrſchte die ausgeſuchteſte Pracht, die ſogar Griechen und Römer in Verwunderung ſetzte, ſelbſt an geiſtigen Genüſſen fehlte es nicht, denn aus den entfernteſten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürſten lebhafte Geiſter herbei, Geſandtſchaften aus allen Theilen der Welt begegneten ſich hier, und neben der hunniſchen Sprache wurde die gothiſche, lateiniſche und griechiſche am Hofe geſprochen. Attila ſelbſt ließ in ſeiner Körperbildung ſeinen Urſprung nicht verkennen, er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Geſichtsfarbe war dunkel, die Naſe aufgeſtülpt, die Augen klein und der Bart nur ſpärlich. Aber ſtolz trät er auf, und die kleinen Augen blitzten nach allen Seiten, Selbſtbewußtſein und Herrſchſucht ſprachen aus ſeinen Mienen, die meiſt einen ernſten, faſt finſtern Ausdruck hatten. Er lebte einfach, aus hölzernen Gefäßen nahm er Speiſe und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterſchied er ſich nicht von den anderen Hunnen; aber er wollte darum doch als Herr der Welt erkannt und geehrt ſein. Als man ihm einſt ein Bild zeigte, auf dem die römiſchen Kaiſer auf goldenem Throne ſitzend dargeſtellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Scythen, da ließ auch er ſich auf ſeinem Königsſtuhl abbilden und die römiſchen Kaiſer, wie ſie Goldſäcke auf ihren Schultern heranſchleppten und zu ſeinen Füßen ausſchütteten. Attila war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit ſeinem Blick die Welt überſchaute; es entging ihm nicht, was bei den Perſern am Euphrat geſchah, er leitete mit ſeinem Einfluß den Hof zu Conſtantinopel, zu Rom harrte man ſeines Wortes, zu Karthago bei dem Vandalenkönig waren ſeine Geſandten, und voll feſter Zuverſicht auf das Schwerdt des Kriegsgottes, das er, wie er wähnte, in Händen hatte, glaubte er ſeinem Willen dieſe ganze Welt beugen zu können.

Als Attila in Gallien vordrang, traf der erſte vernichtende Stoß das Reich der Burgunder und den Theil der Franken, der zwiſchen Rhein und Maas ſaß, dann wurde das Land der Römer und Weſt-

gothen angegriffen. Attila rückte gegen Orleans, aber die Stadt, durch den Zuspruch ihres Bischofs Namatius ermuthigt, hielt ihm für den Augenblick Stand, und wunderbarer Weise erschien ihr noch in der letzten Stunde Hülfe. Aetius war es gelungen, in der dringenden Gefahr die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt, und Attila wandte sich schon zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte ihm nach, und auf den weiten
451. Ebenen an der Marne, Aube und Seine zwischen Troyes und Chalons kam es zu einer jener mörderischen Schlachten, die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden. Attila, besonders durch die Westgothen bedrängt, siegte nicht: da schwand sein Glück mit seinem Schlachtenruhm. Es war in derselben Gegend, wo sich für immer das Kriegsglück von jenem größten Völkerbezwinger unserer Zeit wandte, in dem sie einen zweiten Attila gezeugt zu haben schien.

Attila ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört, zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, jene Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen, aber gegen Rom zog Attila nicht; obschon nicht die Heere des Kaisers die Stadt retteten, sondern die Bitten und Vorstellungen des römischen Bischofs Leo, der sich in das Lager der Feinde begeben hatte. Noch einmal wagte Attila sich dann nach Gallien, noch einmal fand er dort an den Westgothen Widerstand, und als er zum zweiten Male sich nach
453. Italien wandte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin. Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slawischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren. Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr strahlender Schein erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange staunen und davon sagen: so sank Attilas Macht plötzlich in das Nichts zurück und keine Spur blieb davon auf Erden, aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort, und in den Jahrbüchern der Römer, wie in unseren deutschen Heldenliedern lebt sein Ruf bis auf den heutigen Tag.

Sobald die hunniſche Macht zerfallen war, erhoben ſich die germaniſchen Völker wieder zur Freiheit, Roms Herrſchaft aber zerfiel im Abendlande für immer; der lange Kampf entſchied ſich. Aetius fiel durch Mord und Kaiſer Valentinian war ſein Mörder; Aetius fand ſeinen Rächer und auch Valentinian endete bald nachher durch Mörderhand. Italien war ohne Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte 455.
das Mittelmeer beherrſchten, plünderten die Küſten, drangen gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die ſchonungsloſer, als einſt von den Gothen, behandelt würde. Eine kaiſerliche Macht gab es nicht mehr, die Männer, die in ſchnellem Wechſel mit dem kaiſerlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Weſtgothen- und der Burgunderkönige, oder ſie wurden vom Hofe zu Conſtantinopel, oder endlich von dem Willen jener barbariſchen Kriegsſchaaren geleitet, die in Italien ſtanden.

Eine wahrhafte Macht erhob ſich in dieſem Lande erſt wieder, als die Heruler, Skiren, Rugier, Gothen und Thüringer und andere Deutſche, die im römiſchen Solde dienten, Odoaker, einen ihrer Genoſſen, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem König erhoben, um unter ihm eine feſte Herrſchaft ſich hier zu 476.
begründen. Ein Drittel des Bodens nahm Odoaker für ſeine Germanen in Anſpruch und ſuchte eine neue Ordnung der Dinge in dem ganz zerrütteten Lande herbeizuführen. Aber nur ſiebzehn Jahre behauptete ſich Odoaker. Der Kaiſer von Conſtantinopel, von den Oſtgothen, die in Pannonien Sitze genommen hatten, jetzt nicht minder bedroht, wie einſt von den Weſtgothen, richtete den kriegeriſchen Ungeſtüm dieſes Volkes gegen den Weſten und übertrug dem jungen Theoderich aus dem königlichen Geſchlecht der Amaler, der ſchon mit den erſten Würden des Reichs geziert war, die Eroberung Italiens. So ſtiegen die Oſtgothen mit Weib und Kind nach Italien hinab. Nach dreijährigem heißen Kampfe unterlag Odoaker, und Theoderich wurde 493.
Herr nicht nur von ganz Italien und Sicilien, ſondern auch über die Oſtküſten des adriatiſchen Meeres und ſelbſt über die Gegenden im Norden der Alpen erſtreckte er ſeine Macht. Es unterwarfen ſich ihm außer Rhätien, welches zum größten Theile von den Alamannen beſetzt war, auch die nortiſchen Länder, die, ſeit langer Zeit verwüſtet und entvölkert, damals germaniſche Anbauer erhielten. Es waren Markomannen und Langobarden, mit gothiſchen Stämmen gemiſcht, die ſich hier anſiedelten und die um das Jahr 550 zuerſt mit dem gemeinſamen Namen Baiern, der den alten celtiſchen Bojern entlehnt iſt, bezeichnet werden.

Das umſtrittenſte Land war noch immer Gallien. Im Süden erhielt ſich die Macht der Weſtgothen, im mittleren Theile erhob ſich nach Attilas Abzug abermals das Burgunderreich, und vom Norden her drangen die Franken unter ihrem großen König Chlodovech vor, während ſelbſt nach dem Verfall des Weſtreichs ſich hier noch Syagrius, ein römiſcher Befehlshaber, gegen die Germanen zu behaupten verſuchte. In der Schlacht bei Soiſſons ſchlug Chlodovech endlich
486 Syagrius aufs Haupt und nahm das letzte Römerland in Gallien, wie überhaupt im Abendlande ein. Das römiſche Weſtreich hatte aufgehört, und der Kampf, der mehrere Jahrhunderte lang die Welt bewegt hatte, war beendet.

Die Zerſtörung des römiſchen Reichs im Abendlande iſt die wichtigſte und folgenreichſte That, welche je von den Deutſchen ausgeführt iſt, und alle Stämme haben ihren Antheil an dem großen Ergebniß, obgleich ſie ohne gemeinſamen Plan und ohne Verabredung oder Verbindung ſich, gleichſam willenlos dem Geſchicke dienend, in den Weltkampf ſtürzten und nach errungenem Siege ſich bald genug wieder trennten und Jeder ſeinen beſonderen Weg einſchlug. Aber ob ſie ſich von einander entfernten, es blieb ihnen gemeinſam die Erinnerung an den gewaltigen Völkerkrieg und die überſtandenen Stürme jener Zeit, und dieſe Erinnerung geſtaltete ſich zu einer reichen Sage, aus der die deutſchen Sänger immer neue Nahrung ſchöpften, wie die griechiſchen Sänger einſt aus der Sage vom Kampfe vor Troja. Die Heldenlieder der früheren Zeit verklangen ſchon früh, nicht einmal Armins Name erhielt ſich im Geſange; die vielgeſtaltige, immer neue Lieder zeugende Heldenſage aber, die ſich an die Gothen Ermanrich und Theoderich, an den Burgunder Günther und den Hunnen Attila anſchließt, lebte fort und fort und war allen deutſchen Stämmen gemein. Es iſt, als ob ſie doch ein dunkles Gefühl davon in ſich getragen hätten, wie mächtig und groß die Geſchicke ſeien, die ſich damals um ſie und durch ſie vollzogen.

7.

Gründung germaniſcher Staaten auf römiſchem Boden. Entſtehung der romaniſchen Nationen.

Die Zeit jener gewaltigen Umwälzung aller Völker- und Staatenverhältniſſe, einer Revolution Europas, wie niemals wieder eine

gleiche erfolgt ist, pflegt man sehr treffend bei uns als die Zeit der Völkerwanderung zu bezeichnen. Denn es war nicht bloß ein langanhaltendes Ziehen und Wandern nomadisirender Horden oder abenteuernder Kriegsschaaren, sondern große, längst seßhafte und an eine Heimath gekettete Völker verließen mit Weibern und Kindern, mit ihrem Gesinde und ihrer Habe ihre alten Sitze und suchten sich in weiter Ferne eine neue Heimath. Die Lage der Einzelnen, der Gemeinden, der ganzen Völker gerieth da in ein unstätes Schwanken und Wogen, alle Besitzverhältnisse lösten sich auf, die moralischen Bande der Gesellschaft wurden gelockert, die Grenzen der Staaten und Länder verloren ihre Bedeutung, und gleichwie durch ein Erdbeben wohl eine ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wird, so wurde durch diese furchtbare Völkerwanderung das ganze politische System der Vorzeit über den Haufen geworfen. Es mußte sich eine neue Ordnung der Dinge gestalten, wie sie den völlig verschobenen und veränderten Verhältnissen der Völker entsprach.

Die deutschen Völker waren vor allen andern in den Strom dieser Wanderung hineingerissen worden, ihre Grenzen waren daher am meisten verrückt, ihre staatlichen Verhältnisse am meisten verschoben worden. Ueberblickt man, als nun die Bewegung allmählich in Stocken und Stillstand gerieth, den ungeheuren Wandel der Dinge, so zeigt sich bald, wie viel zunächst der deutschen Volksthümlichkeit im Osten und Norden verloren gegangen war. An der unteren Donau, wo die Gothen so mächtig geboten, saßen als letzte dürftige Reste der deutschen Herrschaft nur noch die Stämme der Langobarden und Gepiden, und auch sie sollten bald diese Gegenden räumen. Die Länder an der Weichsel und Oder, wie die Küsten der Ostsee, waren eingebüßt und slawischen Stämmen, die hier ungehindert vordrangen, völlig geräumt; nur bis zur Elbe reichte noch das deutsche Land, und bald nahmen slawische Stämme auch Böhmen ein und drangen bis zur Saale und an den obern Main vor. Nur an der Niederelbe wohnten Sachsen auch jetzt noch auf das jenseitige fruchtbare Ufer hinüber und in den Marschen an der Nordsee Friesen bis tief in die nördliche Halbinsel hinein; doch war auch hier das Gebiet der Deutschen verkürzt, denn als die Angeln die Halbinsel verlassen hatten, fielen Dänen und Jüten von Scandinavien und den Inseln her in das herrenlose Land ein und hielten es fortan besetzt. Nach Westen und Süden schien freilich doppelt und dreifach gewonnen, was dort eingebüßt war, denn alle die einst so reichen und schönen Provinzen des Westreichs waren als Beute in die Hände der siegreichen Deut-

schen gefallen; bis zum Ocean und zum Mittelmeere hin hatten die Germanen alles Land sich unterworfen und noch über die Meere hinaus in Britannien und Afrika Herrschaften begründet.

Nur wenige Stämme hatten, wie die Friesen und ein Theil der Sachsen und Thüringer, ihre uralten Sitze bewahrt, die meisten waren weit von ihrer alten Heimath verschlagen worden. Völker, denen wir zuerst an der Ostsee begegnen, siedeln sich in Afrika an und gründen hier eine Herrschaft. Stämme von der Weichsel her sehen wir erst an den Donaumündungen, dann in den Pyrenäen ihren Sitz aufschlagen. Ein Volk, das einst an der Netze und Warthe wohnte, kommt an der Loire und Rhone zur Herrschaft. Namen, die am Fuß der Sudeten zuerst hervortreten, verklingen am Guadalquivir.

Konnte es wohl anders sein, als daß durch solche Wanderungen die deutschen Stämme auch in sich selbst bedeutende Umgestaltungen erlitten? Wie wurden sie nicht schon in sich gespalten und getrennt. Die Stämme, die einst zu dem großen Verbande der Gothen gehört hatten, traten bald alle unter ihren früheren Namen wieder hervor, und überdies theilten die Gothen selbst sich in zwei Massen, in Ost- und Westgothen. Die Franken finden wir in sallische und ripuarische Franken geschieden. Die Sachsen, die über den Ocean gegangen sind, verlieren mehr und mehr ihre Verbindung mit den daheimgebliebenen Stammgenossen, und diese selbst spalten sich wieder in Westfalen, Ostfalen und Engern. Und auch wo eine solche Theilung nicht eintrat, lösten sich doch häufig einzelne Gaue von der Gesammtverbindung des Volkes ab und zogen ihre besondere Straße. So schlossen sich Langobarden an die Sachsen auf ihrem Zuge nach Britannien an, und später begleiteten wieder Sachsen die Langobarden nach Italien. So blieben Alanen in Gallien zurück, während die Hauptmasse des Volks bereits in Spanien Wohnsitze gefunden hatte. Während Thüringer ihr Land im Innern Deutschlands bewahrten, finden wir Thüringer an der Waal und den Maasmündungen, wie Thüringer zugleich unter den Heereshaufen des Odoaker, und so weit die Wanderungen der Deutschen nur reichten, überall begegnen uns zerstreut gothische und suevische Schaaren.

Es war zu befürchten, daß mit dieser Veränderung der Wohnsitze und dieser Spaltung der Stämme auch der Bestand der alten Gemeindeverbindungen sich ganz und gar lockern würde, und dies um so mehr, da wir ja wissen, wie eng die Verfassung derselben mit dem Boden zusammenhing, ja durchweg auf dem Grundbesitz ruhte. Auch ist es gewiß, daß wo die Germanen inmitten der Römer saßen, jene

gleichmäßige Vertheilung des Landes, auf die ſich vornehmlich die alte Freiheit gründete, wie jene enge nachbarliche Gemeinſchaft, welche die freien Männer zur Gemeinde von ſelbſt zuſammenſchloß, nicht herzuſtellen war, aber es löſten ſich darum doch nicht ganz die alten Gemeinden auf. Meiſt ſcheinen die Gaugenoſſen ſich vereint auf die Wanderung begeben und auch auf dem eroberten Boden ihre alte Gemeinſchaft feſtgehalten zu haben; wo ſich der Gau auflöſte, blieb mindeſtens die Hundertſchaft zuſammen und erhielt durch allen Wechſel hindurch die volksmäßige Eigenthümlichkeit der alten Verfaſſung. Kehrten die Germanen doch auch ſonſt bald zu ihren alten friedlichen Gewohnheiten zurück. Kaum hatten die Weſtgothen in Spanien Land erlangt, ſo verfluchten ſie, wie ein römiſcher Schriftſteller ſagt, ihre Schwerdter und ergriffen den Pflug. Rein im Allgemeinen und ungebrochen erhielt ſich jedenfalls die alte Gemeindeverfaſſung im Innern Deutſchlands und wurde von hieraus auch auf die Gegenden übertragen, die entweder mit dem deutſchen Boden in unmittelbarer Nachbarſchaft lagen oder in denen, wie es in Britannien der Fall war, die alte Bevölkerung von den Germanen ganz verdrängt wurde. Mit der Gemeindeverfaſſung zugleich hat ſich hier dann auch deutſches Weſen und deutſche Sprache dauernd befeſtigt.

Durch dieſe ihre alte Verfaſſung blieb jener Freiheitsſinn und jene Kraft den Germanen bewahrt, die ihnen den Sieg über das römiſche Reich verliehen hatte, aber ihnen hatte der lange Kampf nicht minder gezeigt, daß ohne eine ſtarke, leitende Gewalt dauernde Erfolge nicht zu gewinnen ſeien. Alle die Völker, welche ſich in den Kampf gegen die Römer ſtürzten, hatten unter Königen gefochten, unter ihnen die Macht der Römer zerſtört und das weite Reich in Beſitz genommen, und nur unter Königen konnten ſie ſich im Beſitz erhalten. Die Sachſen und Frieſen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, beſtanden freilich auch ferner ohne Könige, doch hatte ſich ſelbſt unter jenen ſächſiſchen Schaaren, die Britannien eroberten, bald nach der Eroberung das Königthum erhoben. Als die Langobarden ſpäter unter der Führung von Königen Italien gewannen, machten ſie einmal den Verſuch, ſich der königlichen Gewalt zu entledigen, aber ſie gaben ihn bald genug wieder auf. Das Königthum war alſo eine Nothwendigkeit geworden; ſobald die germaniſchen Stämme die Herrſchaft über andere Völker gewonnen und ihre engen Verhältniſſe ſich erweitert hatten, mußten ſie an ihre Spitze eine machtvolle Perſönlichkeit ſtellen, in deren Hand ſich die Herrſchaft zuſammenſchloß, denn ohne Einheit und Zuſammenhalt iſt jede Herrſchaft auf die Dauer

unmöglich. Das Königthum war jetzt unter ihnen nicht mehr eine ſchwache, leicht wieder zu beſeitigende Gewalt, ſondern es durchdrang das Leben des Volks und war mit dem ganzen Sein und Weſen deſſelben auf das Innigſte verbunden.

Der König war weſentlich und zuerſt der oberſte Kriegsherr und übte den Heerbann durch ſeine Beamten über das ganze Volk; aber wie das Kriegsweſen von der bürgerlichen Verwaltung die Germanen nicht zu trennen gewohnt waren, ging auch dieſe von ihm als der Quelle aller Gewalt aus, und durch dieſelben Beamten, welche dem Heerweſen vorſtanden, ließ er auch den Gerichtsbann üben. Noch urtheilen die freien Gemeindegenoſſen und berathen über ihre nächſten und eigenſten Angelegenheiten, aber es geſchieht unter der Leitung und dem Vorſitz des königlichen Beamten, und tritt das ganze Volk zuſammen, ſei es zur Heerſchau, ſei es zur Berathung über das allgemeine Wohl, immer erſcheint der König ſelbſt an ſeiner Spitze. Schon wird jede Uebertretung königlichen Gebots mit der höchſten Geldbuße beſtraft, und jede Verletzung der geheiligten Perſon des Königs zieht als unſühnbares Verbrechen den Tod des Schuldigen nach ſich. Das Königthum iſt den Germanen nicht von außen gekommen, ſie haben es nicht von den Römern ſchlechthin empfangen, aber das Beiſpiel der römiſchen Kaiſer iſt auf die Entwickelung der königlichen Macht nicht ohne erheblichen Einfluß geblieben.

Ein ſtarkes Königthum zeigt ſich immerdar von einem mächtigen Adel umgeben, denn die Diener des Königs gewinnen von ſelbſt die Bedeutung eines bevorzugten Standes. So erheben ſich denn auch in den neuen germaniſchen Staaten mit dem Könige und durch ihn jene ſeine Beamten, die ſeine Heere führen und die bürgerliche Verwaltung leiten, ſofort zu einer hervorragenden Stellung. Und nicht dieſe allein; Alle, die im Gefolge des Königs ſtehen und zu perſönlichem Dienſt ihm verpflichtet ſind, empfangen einen Abglanz von ſeinem Glanze und genießen die Vortheile ſeiner erhöhten Stellung mit. Höhere Ehren, reichlichere Schenkungen an Geld, an Land und eigenen Leuten kann die Huld eines ſolchen Führers jetzt dem Gefolge bieten, als es vordem die armen Gaufürſten vermochten. Aus dem Gefolge vorzugsweiſe wurden jene Beamten erwählt, die im Namen des Königs den Heer- und Gerichtsbann übten, und Männer aus dem Gefolge waren es, die den Dienſt am Hofe und um die Perſon des Königs leiſteten. Wie ein Hofſtaat ſich bald nach dem Muſter des römiſchen geſtaltete, die germaniſchen Könige die Abzeichen der römiſchen Herrſcher annahmen, ſo ſtiegen auch die erſten und angeſe-

henſten Dienſtmannen des Königs, der Marſchall, Kämmerer, Truchſeß und Mundſchenk bald zu hohen Kronbeamten auf, ſie erhielten neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen, deren Stellung den römiſchen Einrichtungen entlehnt war, ihren Platz, und zur Seite dieſer hohen Würdenträger gewann eine große Zahl niederer Dienſtleute am Hofe Raum, die alle nicht leer an Ehre und Auszeichnung blieben. Aber dieſer Hof- und Dienſtadel bildete keinen erblichen Stand, ſondern noch galt es, wie in den älteſten Zeiten, daß das Band zwiſchen dem Gefolgsherrn und ſeinen Gefolgsmannen ein rein perſönliches war und daß die Huld des Herrn die Rangſtufen in dem Gefolge, die Geltung und den Dienſt der Mannen frei beſtimmte. Eben dadurch unterſchied ſich dieſer neue Dienſtadel, den die Könige erſt ſchufen, von jenem uralten germaniſchen Erbadel, aus dem ſie ſelbſt hervorgegangen waren und deſſen Bedeutung jetzt neben ihnen mehr und mehr verſchwinden mußte. Aus dem Kriegsgefolge der Heeresfürſten ging der neue Adel hervor, und dieſen ſeinen kriegeriſchen Urſprung hat er durch alle Zeiten nicht verleugnet. Kriegsruhm und Tapferkeit gewannen die Huld des Herrn und führten von Ehren zu Ehren.

In ſolcher Weiſe bildeten ſich über den alten Ordnungen des Volks nicht zufällig, ſondern mit Nothwendigkeit neue Gewalten aus, die allerdings jene vielfach ſchwächten und zurückdrängten, aber doch keineswegs aufzuheben oder ganz zu beſeitigen vermochten. Königsherrſchaft und Volksfreiheit bedingten und beſchränkten ſich fortan gegen einander auf die mannigfachſte Weiſe; ſie begegneten ſich überall in der lebendigen Entwickelung der Dinge, die das auszugleichen und zu vermitteln wußte, was ſich ſeiner Natur nach zu widerſtreben ſchien. Das Königthum ſammelte und leitete zu beſtimmten Zielen die Kräfte der Völker, und vor der Despotie ſchützte der Freiheitsſinn des Volks und die aus demſelben geborenen uralten Ordnungen des Staats.

Sobald die Germanen in dem Beſitz der eroberten Länder ſich geſichert glaubten, fingen ſie an, die Verhältniſſe derſelben, die durch den langen Kriegszuſtand in völlige Auflöſung übergegangen waren, ſo gut es ging, friedlich zu ordnen. Nur einen Theil des eroberten Landes nahmen ſie für ſich und ließen den andern den alten Bewohnern zu eigener Bebauung. Ein geſetzlicher Zuſtand wurde hergeſtellt, die Rechtsverhältniſſe wieder geordnet. Die Römer empfingen von den Siegern Geſetzbücher, und ſelbſt den Germanen, die nun auf einſt römiſchem Boden ſaßen, wurden ihre alten Rechtsgewohnheiten und zwar in römiſcher Sprache verzeichnet. Ackerbau und

Wohlstand hoben sich, sobald das Gefühl der Sicherheit wuchs und die drückenden Abgaben der Kaiserherrschaft entweder erleichtert oder ganz aufgehoben wurden. Die Sittenstrenge, welche die Deutschen selbst in diesen wilden kriegerischen Zeiten nicht eingebüßt halten, die Treue und Redlichkeit, von jeher Grundzüge ihres Charakters, wirkten vortheilhaft auf alle öffentlichen Verhältnisse zurück. Bald wurde man inne, daß ihre Eroberungen nicht, wie einst die der Römer, vernichtend für das Leben der Völker waren, daß sie fremdes Recht schonten, andere Sitte und Sprache ehrten und ihr Freiheitssinn einen erdrückenden Zwang selbst gegen Ueberwundene nicht aufkommen ließ. So führte das Eindringen der Fremdlinge in das römische Reich nicht zu einer völligen Auflösung und Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung, sondern vielmehr zu einer gänzlichen Umgestaltung derselben, die, so tiefgreifend und stark sie war, doch dereinst noch eine Erneuerung und Erfrischung der römischen Welt herbeiführen konnte. Ein neues Reis wurde auf den alten Baum gepfropft.

Vieles ging freilich unwiederbringlich verloren: Länder, die seit Jahrhunderten zusammengehört und in allen Interessen verwachsen waren, wurden auseinandergerissen, dem Handel und Wandel die alten Bahnen und Richtungen genommen, Kunst und Wissenschaft büßten ihre Geltung ein und gingen mit reißenden Schritten dem Verfall entgegen, nützliche Staatseinrichtungen verfielen, das ganze Leben gestaltete sich rauher und kriegerischer; aber dennoch sahen selbst die Römer damals die Germanen als Befreier von dem zuletzt unerträglichen Druck der Kaiserherrschaft an, sie fanden, diese rauhen Sieger seien ihnen eher Bundesgenossen und Freunde, als Herren, und sie zogen es vor, mit ihnen frei und arm zu leben, als üppig und glänzend unter dem angstvollen Druck der unerschwinglichen Steuern.

Die Reiche der Gothen und Burgunder.

Die Führer der Deutschen haben in der That zum Theil geglaubt, daß sich nun auf friedlichem Wege die weitere Entwickelung der Dinge gestalten, daß das römische Reich, nachdem es die deutschen Stämme aufgenommen hätte, friedlich fortan Deutsche und Römer zugleich umfangen und so zu unerschütterlicher, ewiger Kraft gedeihen würde; ja sie hofften wohl gar, durch weise Sorgfalt sich den Dank der Römer zu gewinnen. „Mögen andere Könige," schreibt der Ostgothe

Theoderich, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte ſuchen, „unſer Vorſatz iſt es, unſern Sieg ſo zu benutzen, daß die Unterthanen ſich beklagen ſollen, unſere Herrſchaft zu ſpät erlangt zu haben.“ Die Könige der Germanen ließen ſich, um den römiſchen Stolz nicht zu verletzen, ſo weit herab, daß ſie ſich ſelbſt und ihre Völker nur als Fremdlinge bezeichneten, die gaſtliche Aufnahme im Reiche gefunden hätten, ja ſie erkannten wohl ſelbſt ihre Länder ausdrücklich nur als untergeordnete Theile des einen römiſchen Staats an, den ſie nicht als einen neben andern, ſondern als den Staat ſchlechthin — die Republik, wie ſie ſagten — anzuſehen gewohnt waren. Viele von ihnen ſahen in dem Kaiſer zu Conſtantinopel, ſo wenig ſie ſich auch von ihm einen Eingriff in ihre Rechte gefallen ließen, doch geradezu einen Oberherrn, von dem ſie Titel, Ehren und Würden mit nicht geringem Eifer nachſuchten und annahmen.

Die Gothen und Burgunder, wie ſie einſt im Dienſtverhältniß zu den Kaiſern geſtanden und durch Vertrag ihre erſten Niederlaſſungen im Reiche erhalten hatten, haben ſich vornehmlich eines ſolchen Gefühls der Abhängigkeit vom römiſchen Staate niemals entſchlagen; und es hat dies in Wahrheit auf die Bildung ihrer Herrſchaft einen verhängnißvollen Einfluß geübt. „Euch gehört mein Reich,“ — ſchrieb der Burgunderkönig Sigismund an den Kaiſer Anaſtaſius, — „und euch „zu dienen gewährt mir größere Befriedigung, als zu herrſchen. Wenn „wir auch zu regieren ſcheinen, ſo glauben wir dazu doch keinen andern „Beruf zu haben, als den eure Beamten beſitzen; ihr verwaltet durch „uns nur die entlegenen Gebiete eurer Herrſchaft, und unſer Land gehört „zu eurem Reiche.“ Und an denſelben Kaiſer Anaſtaſius erklärte einſt der Oſtgothe Theoderich, es ſei nicht genug, daß zwiſchen dem Abendreich — er meint damit ſeine Herrſchaft — und dem morgenländiſchen Kaiſerthum nur ein äußerlich gutes Vernehmen beſtehe, ſie müßten vielmehr mit ihrer Macht ſich gegenſeitig unterſtützen und ein Wille und ein Gedanke im ganzen Römerreiche leben. Auch bezeichnet Theoderich ſeine Gothen wohl als den Kriegerſtand des Staats, und es ſcheint oft, als ob er ſich einzig und allein für den Kriegsoberſten eines Heeres hielte, deſſen fremde Beſtandtheile in dem römiſchen Reich nur deshalb aufgenommen wären und Bürgerrecht erhalten hätten, um die Grenzen des Reichs zu ſchützen und die innere Ruhe ihm zu gewähren. „Darin allein,“ ſagt er einmal, „ſind Gothen und Römer unterſchieden, daß jene die Arbeit des Kriegs auf ſich nehmen, dieſe aber in „Ruhe und Frieden ſich mehren.“

Aber in der That, keine Einheit war in dieſen Staaten, ſondern innere

Gegenſätze, die ſich nicht ſo friedlich und ſchonend ausgleichen ließen und den Reichen ſelbſt nur geringe Dauer verſprachen. Zwei Bevölkerungen wohnten nebeneinander nicht allein mit verſchiedenen Sprachen, Sitten und Lebensgewohnheiten, die ſich mehr oder minder kaſtenartig abſchloſſen — ſelbſt Familienverbindungen unter ihnen waren geſetzlich verboten oder wurden doch mindeſtens ſelten geſchloſſen — ſondern beide hatten überdies ihr geſondertes Recht, verſchiedene bürgerliche Einrichtungen und ſpalteten ſich endlich, was zu jener Zeit am ſchwerſten in das Gewicht fiel, in ihrem Glauben und ihrem kirchlichen Leben.

In dieſen Zeiten, wo Alles zuſammenbrach und unter den Trümmern des Reichs die ganze römiſche Welt begraben zu werden ſchien, hatten ſich die Gemüther erſt ganz mit dem Ernſt des Chriſtenthums erfüllt. Alles wahre geiſtige Leben hatte ſich von dem Staat in die Kirche geflüchtet, die Maſſen, vordem durch kaiſerliche Edicte nur äußerlich bekehrt, wurden nun durch Leiden und Unglück innerlich zum Glauben geführt. Wie viele haben damals in der Zurückgezogenheit von der Welt das Glück und den Frieden geſucht, nachdem das weltliche Leben allen Reiz für ſie verloren hatte! In abgelegenen Gegenden ſchlugen Männer, welche das täuſchende Weltleben mit Abſcheu erfüllte, Einſiedeleien auf. Gerade während Theoderich in Italien regierte, ſtiftete der heilige Benedict das Kloſter von Monte Caſino und begründete jene Ordensregel, die ſich nachher über das ganze Abendland verbreitete; der Zudrang zu den Klöſtern wurde bald ſo groß, daß man durch Geſetze ihn beſchränken mußte. Die biſchöflichen Kirchen, die in großer Zahl längſt im Reiche errichtet waren, wurden Mittelpunkte eines unendlich bewegten, reichen Lebens, ſchon waren ſie nicht allein Stätten der Andacht, ſondern hier fand der Leidende Hülfe, der Arme Unterſtützung, der Rathloſe Belehrung, hier ließen die Hadernden ihre Streitigkeiten ſchlichten. In den Biſchöfen ſah die römiſche Menge ihre natürlichen Vertreter und ihre Führer; dadurch erlangten ſie jetzt eine Gewalt, die weit über ihre geiſtlichen Befugniſſe hinausging. Und was war da natürlicher, als daß die Lehrſtreitigkeiten, die ſie bewegten, auch das ganze Volk erfüllten, daß die, welche ſie als Irrgläubige bekämpften und von ſich fern hielten, auch als fluchwürdige Ketzer der Menge galten. Wo daher die fremden Herrſcher einem andern Glauben huldigten, entbrannte alsbald gegen ſie der Glaubenseifer der Menge, und die Verſchiedenheit des Bekenntniſſes zeigte ſich bald als eine viel ſchroffere Scheidewand, als die Verſchiedenheit der Nationalität. Nun aber gehörten Oſtgothen, Weſtgothen und Vandalen dem Arianiſchen Bekenntniß an,

und unter dem Einfluß der Gothen hatten auch die Burgunder die katholische Kirche verlassen und waren zum Arianismus übergetreten; wie sollte in ihren Reichen Eintracht und innerer Friede gedeihen, wenn der Glaubenszwist immer neue Nahrung empfing? So sahen die von den Germanen unterworfenen Römer trotz alles Drucks der Kaiserherrschaft bald doch wieder nach dem Morgenlande hinüber, wo das Nicänische Bekenntniß siegreich herrschte, zumal sie sich immer noch als ein einiges, zusammengehöriges Volk fühlten und wußten.

Unhaltbar war der Zustand dieser Reiche, wenn es nicht gelang, sie entweder dauernd in ein gutes Vernehmen mit dem Ostreich zu setzen — und bald zeigte es sich, daß dies unmöglich sei — oder mindestens eine enge Vereinigung der germanischen Könige herbeizuführen und in dieser gleichsam das abendländische Reich herzustellen. Und hierhin hat dann Theoderich mit unendlicher Mühe und Ausdauer sein Streben gerichtet und es die undankbare Aufgabe seines Lebens sein lassen, die deutschen Fürsten im Frieden unter seiner Leitung zu einigen. Er glaubte sich vor Allem zu diesem Werke berufen, einmal weil er im Besitze Roms und Italiens stand, dann aber, weil er vom Kaiser Zeno, wir wissen nicht, in welchem Sinne und unter welchen Umständen, als Sohn adoptirt, sich kaiserlichen Geschlechts meinte rühmen zu können. Hierdurch glaubte er einen Vorrang unter den deutschen Fürsten zu besitzen und für die Anerkennung desselben bemühte er sich auf alle Weise sie zu gewinnen, indem er mit den Einen Verträge schloß, die Andern durch Verschwägerung sich enger verband. Selbst die noch heidnischen Thüringer, welche im Innern der deutschen Länder ihre Herrschaft von der Donau nördlich bis zur Elbe ausgedehnt hatten, bestrebte er sich in seinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. So war Theoderich der erste große deutsche Friedensfürst; in ihm erkennen wir jenen weisen Dietrich von Bern, dessen hohe und ernste Gestalt im Heldenlied und in der Sage von einem Geschlecht zum andern fortgelebt hat und fortlebt. Aber so hochherzig seine Absichten waren, so weise sein Regiment, so scheiterte doch der germanische Staatenbund an den kühn aufstrebenden Frankenkönigen, und die wunderbare Blüthe, zu der Italien schnell unter Theoderichs Herrschaft gediehen war, zerfiel nur allzubald. Nach seinem Tode zeigten sich sogleich deutliche Spuren, wie innerlich schwach und gebrechlich doch auch selbst dieses Reich sei, was unter ihm allen anderen germanischen vorgeleuchtet hatte.

Das fränkiſche Reich.

Unter ähnlichen und doch wieder mannigfach abweichenden Verhältniſſen war die Herrſchaft der ſaliſchen Franken in Gallien von dem Merovinger Chlodovech begründet worden. Nicht gleich auf einen Anlauf fiel Chlodovech Alles zu, ſondern Schritt für Schritt rückte er vor; er ſuchte ſich den alten Gewinn erſt zu ſichern, ehe er nach neuem ſein Auge richtete, und doch dehnte ſich ſein Gebiet mit wunderbarer Schnelligkeit aus. Nur in engen Grenzen auf belgiſchem Boden herrſchte er Anfangs, Somme und Maas ſchloſſen damals noch die Sitze der ſaliſchen Franken ein, und ſelbſt in dieſem kleinen Gebiet mußte er die Herrſchaft mit anderen Stammeskönigen theilen; der
486. Mittelpunkt ſeines Reiches war Tournay. Es gelang ihm dann, das ganze Gebiet der Salier zu vereinen und das letzte römiſche Heer in Gallien zu ſchlagen und zu vernichten. Das Land bis zur Seine und bald darauf bis zur Loire wurde fränkiſch, erſt wurde Soiſſons, dann Paris die erſte Stadt des Reichs. Hatten die Salier in ihren alten Sitzen die celtiſch-römiſche Bevölkerung des Landes ſo gut wie vernichtet und den Boden nach Willkühr an ſich geriſſen, ſo verfuhren ſie jetzt gegen die alten Bewohner mit Schonung: weder verdrängt wurden ſie, noch geknechtet, ſondern behielten ihren Grundbeſitz, ihre perſönliche Freiheit und ihr eigenes Recht. Nicht einmal eine Theilung des Landes ſchien erforderlich, wie ſie die Gothen und Burgunder in Gallien vorgenommen hatten. Die Krongüter, die verlaſſenen und die confiscirten Grundſtücke reichten hin, um den König und ſein Gefolge — die Antruſtionen, wie die Franken ſie nannten — reichlich auszuſtatten. Die Verhältniſſe ordneten ſich faſt wie durch ein gütliches Abkommen, und bald trat Chlodovech ſchon als der Beſchützer Galliens auf.

Wie oft hatten die Alamannen das Land verheert, und noch beherrſchten ſie in ungebrochener Macht die beiden Ufer des Oberrheins
496. bis nach der Gegend von Mainz hinab. Mit dem Beiſtande der ripuariſchen Franken griff ſie jetzt Chlodovech an und beſiegte ſie ſchnell. Weniger ſchonend verfuhr er gegen die ſtammverwandten Alamannen, als kurz zuvor gegen die römiſchen Gallier. Die Gaue, die nördlich vom Remsthal über die mittleren Neckar-, Kocher-, Jart- und Taubergegenden ſich bis zum Main ausdehnten, wurden Franken zur Anſiedelung übergeben, und der fränkiſche Name verdrängte hier den alamanniſchen für alle Zeiten. Milder verfuhr man wohl auf dem

linken Rheinufer, im Elsaß, wo sich alamannische Art und Sprache erhielt. Nur der südöstliche Theil Alamanniens rettete sich damals noch von der Unterwerfung, indem er sich unter den Schutz des Ostgothen Theoderich begab. Durch List und Gräuelthaten beseitigte Chlodovech dann das königliche Geschlecht unter den ripuarischen Franken, riß auch hier die höchste Gewalt an sich und mit derselben die Länder von der Maas bis zum Niederrhein. Hierdurch dehnte er sein Reich über weite Gebiete aus, die schon völlig germanisirt waren und ihn in stete Verbindung mit dem überrheinischen Mutterlande brachten; seine Herrschaft war nun nicht mehr, wie die der Gothen und Vandalen, von dem heimischen Boden gelöst und konnte aus demselben neue und frische Volkskräfte saugen, während sie zugleich Gallien vor dem Vordringen neuer Stämme über den Rhein, vor einer neuen Völkerwanderung schützte.

Chlodovech und seine Franken waren noch Heiden, als sie in Gallien ihre Macht gewannen; dennoch gelang es bald dem Eroberer, sich bei den Eingeborenen in das glänzende Licht eines Vorkämpfers des katholischen Glaubens zu setzen. Als Chlodovech in der Schlacht gegen die Alamannen in große Gefahr gerieth, schwankte sein Glaube an die Götter, die er so lange mit Eifer verehrt hatte. „Ohnmächtig sind die," rief er, „die denen nicht helfen, die ihnen „dienen." Er beschloß, sich Christus, dem Gottessohne, anzugeloben, wenn er der Siegesgott sei. „Gewährst du jetzt mir den Sieg," betheuerte er, „so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf „deinen Namen." Der Sieg fiel den Franken zu, und Chlodovech gab sich in den Dienst Christi, des Gottessohnes. Der heilige Remigius, Bischof von Reims, wurde sein Lehrer im christlichen Glauben und wandte sein Herz dem Nicänischen Glaubensbekenntniß zu. Der König und sein Volk traten zur katholischen Kirche über, die nun die siegreichen Franken, wie die besiegten Gallier als Glaubensbrüder umfaßte.

Als der Bischof den König taufte und in den Dienst Christi stellte, spornte er ihn zugleich zu heißem Glaubenskampfe für den Herrn an, dem er sich weihe: „Beuge still deinen Nacken, Sikamber," sprach er, „und verehre, was du bisher mit Feuer und Schwerdt „verfolgtest, verfolge aber, was du verehrtest." Es hätte dessen kaum bedurft, denn mit unverbrüchlicher Treue und voller Hingebung, wie ein Dienstmann dem Herrn dient, stand nun Chlodovech im Waffendienst für seinen Herrn Christus. Schon in den Taufkleidern, als er durch Remigius vom Leiden Christi hörte, rief er aus: „Wäre ich mit „meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt!" Und kaum

Digitized by Google

ein minderer Eifer beseelte sein Volk, sie begrüßten Christus, „der die „Franken liebt," mit Jubelgeschrei; sie meinten besser zu sein, als die Römer, weil jene die Märtyrer getödtet, während sie selbst über ihren Gebeinen herrliche Kirchen errichtet, und setzten ihren Stolz darauf, daß sie zum katholischen Glauben bekehrt und frei von der arianischen Ketzerei der anderen Germanen seien, die dem Herrn Christus nicht die ihm gebührende Ehre des Gottessohns zollten. Seitdem sahen die Römer, die in Gallien unter burgundischer und gothischer Herrschaft standen, voll Verlangen nach dem Frankenlande hinüber und wünschten Nichts sehnlicher, als die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft.

Chlodovech ließ nicht lange auf sich warten, denn es verlangte auch ihn, Gallien von dem Joch seiner ketzerischen Gebieter zu befreien. Gegen den Burgunderkönig Gundobad wendet er zuerst seine Waffen, und Gundobad sieht keinen andern Rath, als die katholischen Bischöfe aus seinem Lande zu versammeln und aufzufordern, durch ihren Einfluß Chlodovech zum Rückzug zu bewegen; sie aber antworteten ihm, das beste Mittel, den Frieden zu erhalten, sei die Bekehrung des Königs und seines Volks zur katholischen Lehre, dann würden alle Feinde der Burgunder ohnmächtig sein. Und in der That rettete sich Gundobad nur dadurch, daß er der katholischen Kirche sich geneigt bewies. Dann griff Chlodovech die Westgothen südlich der Loire an. „Es bekümmert mich sehr," sprach er zu den Seinen, „daß „diese Arianer noch in Gallien sitzen. Laßt uns mit Gott aufbrechen
507. „und dies Land in unsere Gewalt bringen." Chlodovech siegte über das Heer der Westgothen und dehnte sein Gebiet bis zur Garonne aus. Nur das Land südlich bis zu den Pyrenäen erhielt noch der weise Theoderich den Westgothen, während er die Provence für sich selbst in Besitz nahm; aber auch hier sehnte man sich schon nach Chlodovechs Herrschaft, der nicht als Eroberer, sondern als Befreier von der katholischen Bevölkerung des südlichen Galliens überall aufgenommen wurde. War die Ungleichheit des Glaubens hauptsächlich die Schwäche der Reiche der Gothen, Burgunder und Vandalen, so wurde die Einheit des Bekenntnisses die Stärke des fränkischen Reichs, sie sicherte den errungenen Besitz und führte von Eroberungen zu neuen Eroberungen.

Nach Chlodovechs Tode wurde sein Reich unter seine vier Söhne getheilt. Für den Augenblick gelang es dem Ostgothen Theoderich wohl, den weitern Fortschritt des Merovingischen Reichs zu hemmen, aber bald traten Chlodovechs Söhne wieder in die Siegesbahn ihres

Vaters ein. Das burgundiſche Reich wurde zerſtört; zugleich drang 534.
Theoderich, der älteſte und tüchtigſte Sohn Chlodovechs, dem beſonders die öſtlichen, vorwiegend germaniſchen Theile des Reichs zugefallen waren, ſiegreich in das Herz der deutſchen Länder ein und machte dem Thüringerreich ein Ende. Mit den Sachſen im Bunde hatte Theoderich geſtritten; ſie erhielten als Lohn den nördlichen Theil des Thüringerreichs, die Gegenden an Saale und Elbe bis ſüdlich zur Helme und Unſtrut, dagegen fielen die ſüdlichen Theile um den Main bis gegen die Donau hin den Franken zu und wurden nach und nach fränkiſches Land; nur die Gegenden in der Mitte vom Waldgebirge bis zur Unſtrut bewahrten den thüringiſchen Namen und erhielten ſpäter einen Herzog unter fränkiſcher Hoheit. Dann wurden die Provence und Alamannien vertragsmäßig von den Oſtgothen dem fränkiſchen Reiche abgetreten, und ſchutzlos unterwarfen ſich endlich auch die baieriſchen Herzoge der Königsherrſchaft der Merovinger. So vereinigte das fränkiſche Reich nicht nur faſt das ganze römiſche Gallien, ſondern umfaßte mit Ausnahme von Sachſen und Friesland, auch alle die Länder, wo deutſche Völker ſich noch rein und unvermiſcht in ihren alten Sitzen erhalten hatten, und ſelbſt ſächſiſche Stämme zahlten ſchon den Franken Tribut. Ein Merovingiſcher König konnte ſich gegen den Kaiſer von Conſtantinopel rühmen, ſein Reich erſtrecke ſich vom Weltmeere bis zur Donau und den Grenzen Pannoniens, und mit einem Angriff auf Conſtantinopel drohen.

Was dieſem Reiche Dauer und Feſtigkeit lieh, war aber nicht allein, daß die germaniſche und celtiſch-römiſche Bevölkerung, durch das katholiſche Bekenntniß verbunden, hier friedlich nebeneinander ſaßen, ſondern noch vielmehr, daß alle lebenskräftigen Elemente des germaniſchen, wie des römiſchen Lebens ſich hier allmählich in eigenthümlicher Weiſe durchdrangen. Es iſt unleugbar, daß das geordnete Staatsleben der Römer auf die ſtaatlichen Einrichtungen der Franken nicht ohne Einfluß war. Die königliche Gewalt, wie groß ſie immer auch vor der Eroberung bei den Franken ſein mochte, wurde doch erheblich erweitert, als die Rechte der Kaiſer in Gallien auf die ſiegreichen Merovinger übergingen. Das römiſche Steuerſyſtem wurde die Grundlage des fränkiſchen, obſchon es manche Umgeſtaltungen erfuhr. Aber trotzdem blieben die ganzen Grundlagen des Staatslebens durch und durch deutſch. Die Heeresverfaſſung, der wichtigſte Theil der Staatseinrichtungen in einer Zeit, wo nur mit dem ſtets gezückten Schwerdte ſich die Selbſtſtändigkeit der Staaten behaupten ließ, blieb ganz die germaniſche, und die Beſiegten mußten ſie von den

Siegern annehmen. Nicht minder deutſch war die Gerichtsverfaſſung im Reich, und in das Rechtsverfahren der Sieger mußte die alte Bevölkerung Galliens ſich ſchicken. Die Standesverhältniſſe geſtalteten ſich gleichfalls nach fränkiſcher Weiſe; allein Beſitz, geſicherte Freiheit oder Dienſt im Gefolge des Königs gaben Macht und Ehre, nicht mehr Brief-, Verdienſt- oder Geldadel, wie zu den Zeiten der letzten römiſchen Kaiſer. Endlich beruht auch das weſentlich auf deutſcher Anſchauung und Denkweiſe, daß den einzelnen Landſchaften, Bezirken und Städten, wie den verſchiedenen Nationalitäten, ſoweit der Beſtand des Reichs dadurch nicht gefährdet wurde, weiter Raum zu freier Bewegung gelaſſen wurde, wie denn den Römern in ihren Rechtsſtreitigkeiten die Entſcheidung nach eigenem Rechte blieb und ſelbſt die frühere Verfaſſung ihrer Städte noch einige Zeit erhalten wurde, wie ebenſo die unterworfenen deutſchen Stämme ihr beſonderes Recht und ihre eigenthümlichen Gemeindeverfaſſungen ſich bewahrten.

Das ganze Reich der Merovinger war in Grafſchaften getheilt, die in den germaniſchen Theilen ſich meiſt nach den Gauen, auf dem früher römiſchen Boden nach den alten Stadtgebieten begrenzten; die Grafen ernannte der König nach freiem Ermeſſen und übertrug jedem in ſeiner Grafſchaft die Aushebung und Anführung des Heerbanns, die Erhebung und Ablieferung der Krongefälle, die Leitung der Rechtspflege und die Sorge für den Landfrieden. Jede Grafſchaft zerfiel dann weiter in kleinere Bezirke, die den alten Hundertſchaften der Deutſchen entſprachen; in dieſen wurde vom Grafen theils in regelmäßig wiederkehrenden, theils von ihm beſonders gebotenen Verſammlungen der freien Gemeindegenoſſen an den beſtimmten Malſtätten in alter, feierlicher Weiſe das Gericht gehegt, wo ihm jetzt der Vorſitz und die Leitung zufiel, während ihm mit Rechtsbelehrung zur Seite trat der von der Gemeinde gewählte Richter, in dem ſich freilich die einſt ſo angeſehene Stellung der Gaufürſten kaum mehr erkennen ließ; noch nahm die Gemeinde ſelbſt lebendigen Antheil an dem Gericht und fand in den meiſten Fällen das Urtheil ſelbſt. Ueber mehrere Grafſchaften wurde gewöhnlich ein Herzog geſetzt, deſſen Befugniſſe ſich aber weſentlich nur auf die Heerverfaſſung bezogen. Der herzogliche Name hatte demnach ſeine alte Bedeutung verloren und bezeichnete in Gallien lediglich einen militairiſchen Beamten ohne eine freiere und ausgedehntere Gewalt. Anders war es in Baiern und Alamannien, wie ſpäter in Thüringen, wo die Herzöge an der Spitze der ganzen Landesverwaltung, gleichſam als Statthalter des Königs, ſtanden und die Rechte deſſelben faſt in ihrem ganzen Umfange, nur nicht in freier

Macht, sondern als des Königs Diener übten. Wie diese Herzöge meist altadeligen Geschlechtern des Landes angehörten, fehlte es ihnen nicht an großem, persönlichem Einfluß in ihren Gebieten, und so traten sie oft mehr als Vertreter ihrer Stämme, denn als Beamte des Königs auf. Der Trieb nach Besonderung regte sich ohnehin fortwährend in diesen Stämmen und trat bald auch in Gallien wieder hervor; wenn auch in jenen ersten Zeiten die Königsmacht noch so stark war, daß der Einheit des Reichs kaum Gefahr drohte, so bildeten sich doch nach und nach nationale und provinzielle Unterschiede bedenklicher Art aus. Dies geschah um so leichter, als das Königthum allein die verschiedenen Theile des Reichs verband, und allgemeine Landesversammlungen weder stattfanden, noch bei der Ausdehnung des Reichs stattfinden konnten. Chlodovech hielt noch die große Heeresversammlung des Volks am 1. März ab; nachher aber kam sie in Gallien in Vergessenheit, während sie in dem östlichen Theile des Reichs, der fast durchweg von germanischen Stämmen bewohnt war, sich beständiger erhielt und selbst noch benutzt wurde, um die Stimmen des Volks über neue Gesetze einzuholen. Da auch Versammlungen der Gaugemeinden nicht mehr abgehalten wurden, zog sich das politische Leben der niedern Kreise des Volkes wohl ganz in die Versammlungen zurück, die der Graf in den Hundertschaften berief; es war noch immer ein trotziges und freiheitsliebendes Geschlecht, mit dem er es hier zu thun hatte.

Es waren, wie gesagt, alle Einrichtungen des Staats tief in dem germanischen Wesen begründet, und die celtisch-römische Bevölkerung des Landes mußte sich den fremden Staatsformen fügen, aber sie that das um so leichter, als sie nur so eine gesicherte Zukunft hoffen konnte und durch die Kirche, welche durch und durch römischen Ueberlieferungen folgte, ihrerseits völlig die fränkischen Sieger beherrschte. Die Sprache der Kirche war und blieb die lateinische; die ganze äußere Gestaltung derselben war unter römischen Einflüssen in Gallien erfolgt und erlitt durch die Eroberung der Franken keine Veränderung; die bischöflichen Stellen wurden mindestens in der ersten Zeit ausschließlich mit Römern besetzt, und das Ansehen der Bischöfe war unaufhörlich im Zunehmen, selbst in alle staatlichen Geschäfte griffen sie schon mit bedeutendem Einfluß ein. Wenn die Wahlen der Bischöfe auch von den Königen bestätigt und meist nach dem Willen derselben getroffen wurden, so waren die Bischöfe selbst doch weit davon entfernt, ihre Stellung als ein Geschenk königlicher Gnade anzusehen. Ein starkes Gefühl der Selbstständigkeit regte sich vielmehr

Weiſe verwüſtet; verheert und verödet fiel es dem Oſtreiche wieder zu, nur durch die äußerſte Sorgfalt hätte es wieder zu der Blüthe gebracht werden können, in der es einſt unter Theoderich ſtand. Aber an dieſer Sorgfalt fehlte es Juſtinian und noch mehr ſeinen Nachfolgern; Italien ſah ſich als eine misachtete Provinz behandelt, welche die Beamten des Kaiſers faſt nicht minder ausſogen, als jener fürchterliche Krieg. Früh genug ſehnte man ſich nach der Herrſchaft der Germanen zurück, und ſicher wäre das Land ſchon damals eine Beute der fränkiſchen Könige geworden, wenn nicht vierzehn Jahre nach der Zerſtörung des oſtgothiſchen Reichs die Langobarden über die Alpen
568. geſtiegen wären, um ſich in der ſüdlichen Halbinſel neue Wohnſitze zu ſuchen.

Mit den Gepiden hatten ſich die Langobarden noch bis auf dieſe Zeit in den unteren Donaugegenden gehalten und hier zuletzt die germaniſche Herrſchaft behauptet. Im ſteten Kampf mit den Kaiſern zu Conſtantinopel, wie mit den Bulgaren und Avaren, aſiatiſchen Nomadenſtämmen, die auf den von den Hunnen eröffneten Wegen nach Europa vorgedrungen waren, hätten Gepiden und Langobarden hier nur durch das engſte Zuſammenhalten ihre Macht ſichern können, aber allen Gefahren zum Trotz ſtürzten ſie ſich in einen Vernichtungskrieg gegeneinander. Das Gepidenreich unterlag den Langobarden, und bald darauf mußten dieſe ſelbſt ihre Wohnſitze den Avaren räumen, die nun weit über Dacien und Pannonien hin ihre Macht ausbreiteten und ſelbſt die öſtlichen Theile der Alpen bis zur dalmatiſchen Küſte ihrer Gewalt unterwarfen. Die Langobarden ſtiegen nach Italien hinab; unter ihren Königen Alboin und Cleph eroberten ſie in ſiebenjährigem Kampfe die Gegenden um den Po, denen ſie für alle Zeiten den Namen des Langobardenlandes gaben; dann drangen ſie ſüdwärts auf der Weſtſeite des Apennins bis in die Nähe Roms vor, indem ſie gleichzeitig im Friaul ein Herzogthum errichteten, um die Angriffe der Griechen und Avaren vom Oſten auf ihre neugewonnene Herrſchaft abzuwehren. Wenn es ihnen ſpäter auch noch gelang tiefer in das italiſche Land einzudringen und in der Mitte deſſelben das Herzogthum Spoleto, im Süden das Herzogthum Benevent zu begründen, niemals erreichten ſie doch die völlige Unterwerfung des Landes. Die venetianiſchen Inſeln, der ganze Küſtenſtrich von der nördlichen Pomündung bis nach Ancona hin, an dem Ravenna, damals der Hauptſitz der griechiſchen Macht in Italien, belegen war, die Südſpitze der Halbinſel mit Sicilien, und am weſtlichen Meere die Landſchaften von Rom und Neapel — dies Alles blieb in den

Händen der Griechen, und ſo entſtand damals jene unheilvolle Spaltung Italiens, die bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat.

Die Langobarden waren, wie die Gothen, Arianer; der religiöſe Zwieſpalt zwiſchen den Eroberern und den beſiegten Bewohnern des Landes lebte demnach von Neuem auf, ja ſchien noch um ſo gefährlicher für die neubegründete Herrſchaft, da die Langobarden ſich nicht vollends zu Herren der Halbinſel machten, ſondern ſtets den Feind unmittelbar auf dem Nacken behielten, und da überdies die königliche Gewalt bei ihnen noch minder feſt, als bei anderen germaniſchen Stämmen, begründet war. Wenn die neue Herrſchaft ſich dennoch befeſtigte, ſo geſchah dies zunächſt durch die ſchonungsloſe Härte, mit der die Langobarden zuerſt ihren Sieg benutzten. Die römiſche Bevölkerung wurde vollſtändig als Kriegsbeute behandelt: ſie verlor nicht nur ihre politiſchen Rechte, ſondern ſelbſt ihre perſönliche Freiheit wurde gemindert, das Grundeigenthum ihr genommen oder nur gegen Abgabe eines Drittheils der Früchte zur Beſtellung belaſſen, das römiſche Recht verlor ſeine öffentliche Geltung, und die Römer kamen ohne eigene Beamte unter die Gewalt der langobardiſchen Befehlshaber. Die Langobarden ſtanden während der Eroberung in einer ausgebildeten Heeresverfaſſung, die ſie auch nach derſelben feſthielten. Ihre Herzöge vertheilten unter ſich die ſtädtiſchen Territorien; ſie ſelbſt nahmen in den Hauptſtädten ihren Sitz, während ihre Kriegsmannen ſich über den ganzen Bezirk verbreiteten; unter den Herzögen ſtanden Schultheiße an der Spitze kleinerer Bezirke und der darin angeſeſſenen Kriegsmannen, unter dieſen weiter die Decane; ſie alle zunächſt militairiſche Befehlshaber, die aber zugleich die ganze bürgerliche Verwaltung und Rechtspflege in ihren Händen hatten. Indem die durchgehende Spaltung, die unter der gothiſchen Herrſchaft zwiſchen dem germaniſchen und römiſchen Theil der Bevölkerung beſtanden hatte, vermieden wurde und die Römer nun, wenn auch widerſtrebend, in die langobardiſchen Verhältniſſe eintreten mußten, mußte ſich zugleich eine Verſchmelzung der beiden Nationalitäten nothwendig anbahnen. Als dann die Langobarden, die ſchon von Anfang an gerade die katholiſche Kirche ihre Härte am wenigſten hatten fühlen laſſen, ſich mehr und mehr ihr zuneigten und endlich etwa hundert Jahre nach der Eroberung dem Arianismus völlig abſagten, als ſo der Glaube der Beſiegten über den Sieger die Oberhand gewann, da vollzog ſich die weitere Verſchmelzung mit reißender Schnelligkeit. Schon fingen die Langobarden, die von römiſcher Bildung ganz unberührt nach Italien gekommen waren, an ſich auch in Kunſt und Wiſſenſchaft als nicht un-

gelehrige Schüler der Römer zu zeigen, ſchon nahmen ſie angeſehene Römer, die ſich der griechiſchen Herrſchaft entzogen, freudig in ihr Reich auf und geſtatteten ihnen gern nach eignem Rechte zu leben; die früher hart unterdrückte römiſche Bevölkerung wurde nun auf vielfache Weiſe begünſtigt und das ſchmachvolle Zeichen der Beſiegten ihr genommen. Seitdem hatte das Land von den Angriffen der Griechen und Franken, die ſich ſtets wiederholt hatten, kaum mehr ernſtlich zu fürchten, und die beiden Volksſtämme in demſelben wuchſen zu einer Nation zuſammen, deren Staatsformen weſentlich an die deutſche Herkunft erinnerten, die aber in ihrem Glauben, ihrer Sprache und in den Anfängen neuer Kultur ihren römiſchen Urſprung deutlich zu erkennen gab.

Indem der Südweſten Europas überall eine zahlreiche deutſche Bevölkerung und mit ihr viele Elemente deutſchen Lebens in ſich aufgenommen hatte, erfuhren alle Verhältniſſe hier eine vollſtändige Umwandlung. Die Deutſchen hatten die römiſche Bevölkerung, die ſie vorfanden, vor Allem mit ihrem Freiheitsſinn erfüllt und das verweichlichte Geſchlecht wieder an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Wie tief dieſe Umgeſtaltung des Lebens Alles ergriff, was nur in irgend welche Berührung mit den Germanen kam, zeigt ſich recht klar darin, daß ſelbſt in dem griechiſchen Italien der kriegeriſche Geiſt aufs Neue erwachte. Auch in Rom, Neapel und Ravenna griff die Bürgerſchaft wieder zu den Waffen und zeigte bald einen ſelbſtſtändigen, trotzigen Geiſt gegen die Griechen; auch hier bildeten ſich neue Verhältniſſe aus, ſehr nahe denen verwandt, die das langobardiſche Italien beherrſchten. Aber ſo ſtark die Einwirkungen der germaniſchen Eroberung auch waren, nirgends als in Britannien und in den Rhein- und Donauländern waren die germaniſchen Lebenselemente zu vollſtändiger Herrſchaft gelangt. Die römiſche Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung, die römiſche Sprache und Bildung, ſo manche Einrichtungen des römiſchen Staatslebens erhielten ſich nicht nur bei den Beſiegten, ſondern übten bald ihre Macht auch an den Siegern. Von den Römern lernten die germaniſchen Herren nicht nur leſen und ſchreiben, ſondern auch feſtere Ordnungen in Staat und Kirche begründen. Der zahlreichere Stamm der Beſiegten drängte überdies mit ſeiner Nationalität mehr und mehr die der Sieger zurück und nöthigte endlich dieſe ihre ſtarre Eigenthümlichkeit aufzugeben und ſich der fremden Art zu verſchmelzen. Nicht allein in Spanien und Italien zeigt ſich dieſe Entwickelung, ſie tritt nicht minder in allen den Theilen Galliens hervor, wo ſich eine dichte römiſche Bevölkerung erhalten hatte.

Auf dieſe Weiſe haben ſich die romaniſchen Nationen gebildet,

darin alle verwandt, daß ſie auf einer Miſchung und Verquickung römiſcher und germaniſcher Volkseigenthümlichkeit beruhen, aber jede in Sitte und Sprache doch wieder beſonders und eigenthümlich, wie ſie ſich denn auch in der Folge ſtaatlich getrennt entwickelten. Die romaniſche Art hat ſich dauernd in dem Beſitz von Spanien, Italien und des größeren Theils von Gallien behauptet, wenn letzteres auch den Namen des Frankenreichs behielt, und überall ſind die rein germaniſchen Elemente hier allmählich wieder verdrängt worden. Nur die von den Alamannen und Baiern eroberten Donauländer, die von den Franken beſetzten Landſtriche an Moſel, Maas und Schelde und das von den Angelſachſen eingenommene Britannien wurden von dem großen römiſchen Reiche für alle Folge der deutſchen Nationalität gewonnen. Dies allein blieb den Germanen von ihren großen Eroberungen während der Völkerwanderung, ſonſt welkte Germaniens Kraft außerhalb Germaniens wieder dahin.

8.

Zerſplitterung und Schwäche des Abendlandes. Herſtellung der fränkiſchen Monarchie.

Einzeln und ohne gemeinſamen Plan hatten die germaniſchen Völker das römiſche Reich angegriffen und erobert, ſelbſtſtändig dann ihre Herrſchaften begründet und ſo den Zuſammenhang früher auf das Engſte verbundener Länder gelöſt. Die Einheit Europas und des Abendlands war zerriſſen, und es war um ſo weniger Hoffnung dieſelbe herzuſtellen, als die germaniſchen Könige, ohne jedes Gefühl für gemeinſame Intereſſen, ſich untereinander unabläſſig bekriegten und die beherrſchten Völker ſelbſt unter der Einwirkung des germaniſchen Weſens ſich eher von einander entfernten, als ſich näherten.

Wenn bisher in Spanien, Italien und Gallien noch größere Reiche zuſammengehalten waren, ſo beruhte dies mehr auf überkommenen ſtaatlichen und kirchlichen Einrichtungen aus der Römerzeit, als auf der ſtaatenbildenden Kraft der Germanen. Wo es den Eroberern gelang, die römiſchen Einrichtungen mit Stumpf und Stiel auszurotten, wie in Britannien, zerfiel ſofort die frühere Einheit des Landes, und was bisher verbunden war, wurde in kleine Herrſchaften zerriſſen.

Nicht ein einiges Reich hatten die Angelsachsen und die ihnen nachziehenden Jüten auf den britannischen Inseln gegründet, sondern unter sieben oder vielmehr acht Herrschaften, die nur sehr lose Bande verknüpften und die häufig untereinander in Fehde standen, wurde das Land getheilt. Der Besonderungstrieb der Germanen drohte in gleicher Weise auch die größeren Reiche, die noch bestanden, allmählich weiter zu zersetzen und zu zerklüften und so den Zusammenhang des Abendlandes vollends aufzulösen und zu vernichten.

Die traurigsten und nachtheiligsten Folgen dieser Zersplitterung zeigten sich bald überall in den neubegründeten Reichen. Die Kraft der Völker gegen die mit wilder Eroberungslust neu anstürmenden Barbaren zu sammeln, ward unmöglich, statt dessen führten die germanischen Könige unter sich verheerende Kriege, und im Innern ihrer Reiche erhoben sich zahllose und endlose Fehden, welche nicht nur die äußeren Ordnungen der Staaten lösten, sondern auch alle sittlichen Bande lockerten. Willkühr und Zuchtlosigkeit trat an die Stelle der festen rechtlichen Ordnung; Freiheit und Wehrhaftigkeit schienen ohne die Zügel des Gesetzes, des Glaubens und geheiligter Sitte der römischen Welt nur zu ihrem Verderben zurückgegeben zu sein; Gewaltthat und roheste Sinnenlust herrschte bei Hoch und Niedrig. Die christliche Kirche, ohne Halt und Zusammenhang, konnte dem immer weiter um sich fressenden Sittenverderbniß nicht wehren und wurde von der Fäulniß der Zeit selbst ergriffen; die Geistlichkeit versank in das eitelste und roheste weltliche Treiben, dem nicht einmal der äußere Schimmer geistiger Bildung blieb. Denn Kunst und Wissenschaft, früher so kräftige Mittel, um tiefere Regungen in den Gemüthern der Menschen zu wecken, und so starke Bande, um widerstrebende Völker geistig zu einen, hatten alle Anerkennung und Bedeutung verloren. Bis zu dem Ende des sechsten Jahrhunderts lassen sich die letzten schwachen Spuren altrömischer Kunst und Wissenschaft verfolgen, dann tritt ein Zeitalter der entsetzlichsten Barbarei ein, in dem nirgends im Abendlande ein Funke geistigen Lebens und Strebens aufleuchtet. Alles, was uns aus dieser Zeit in Schrift- und Kunstwerken erhalten ist, trägt den Stempel der grausenhaften Verwilderung, die überall nun in jenen Ländern herrschte, die einst unter Roms Herrschaft vereinigt in der herrlichsten Blüthe gestanden hatten. Es war, als ob die Menschheit sich selbst vergessen und von schwindeluder Höhe in den tiefsten Abgrund gestürzt hätte.

Der Zustand der abendländischen Welt schien hoffnungslos, aber er war es nicht. Das Saatkorn muß zerfallen, soll neue Frucht ge-

deihen. Das römische Reich ging unter, auf den Trümmern desselben führten viele Geschlechter ein trauriges Dasein, aber es kam die Zeit, wo Germanen und Romanen im Bunde über den Ruinen einen festeren und tüchtigeren Bau aufführten. Die Stunde der Erhebung schlug, aber freilich erst nach langem und tiefem Verfall.

Vieles trug dazu bei die römisch-germanischen Reiche immer mehr zu zersplittern und zu schwächen: zuerst daß die Thronfolge nirgends in heilsamer Weise geregelt war, indem sie entweder zwischen Wahl und Erblichkeit schwankte oder, wo sie fest auf Erblichkeit beruhte, mit Reichstheilungen verbunden war; dann daß das Königthum, durch die schwankende Thronfolge geschwächt, die immer mächtiger aufstrebende Aristocratie nicht mehr im Zaume zu halten vermochte, und diese sich nun in den einzelnen Landestheilen eine selbstständige Gewalt zu gründen bemüht war; endlich daß die nationalen und localen Unterschiede, die lange gewaltsam unterdrückt waren, sich jetzt entfesselt mit um so größerer Hartnäckigkeit Geltung zu verschaffen suchten.

So geschah es vor Allem in Gallien, wo die Merovinger das Reich gleich wie einen Privatbesitz vererbten und, wenn mehrere Erbsöhne vorhanden waren, ungescheut und unbesorgt theilten. Durch diese Theilung wurden Austrasien, der östliche, und Neustrien, der westliche Theil des eigentlichen Frankenlandes, von einander gerissen; Burgund, wie Aquitanien, das frühere westgothische Gebiet, südlich von der Loire, erlangten wieder eine besondere Stellung. Daneben gewann die celtische Nationalität in der Bretagne immer freieren Spielraum und strebte nach politischer Selbstständigkeit; schon erkannten die Häuptlinge der Britten nur mit den Waffen gezwungen die Hoheit der Könige an. Zugleich stiegen von den Pyrenäen die Gascogner herab, ein tapferes Bergvolk, das die südlichen Theile des Landes eroberte und nur nach harten Niederlagen zeitweise wieder in seine Berge zurückwich. Durchgreifende Unterschiede bildeten sich in allen Theilen des Landes aus. Es schied sich der südliche Theil des Frankenreichs vom nördlichen, jener weniger, dieser mehr von den Einflüssen der germanischen Sitte und Sprache berührt; es schied sich im nördlichen Theil der Westen wieder vom Osten, und während in jenem, in Neustrien, das römische Element doch endlich die Oberhand gewann, erhielt sich der Osten im Wesentlichen bei germanischer Sitte und Sprache.

Mit Austrasien war die Herrschaft über die jenseits des Rheins wohnenden germanischen Stämme verbunden, aber schon lösten sich auch diese mehr und mehr von dem Verbande der Monarchie ab.

Die Herzöge von Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger, obschon von den Königen gesetzt, übten bald eine wirklich landesherrliche Gewalt aus, sie setzten die Grafen im Lande ein, ernannten die Richter und ordneten alle Verhältnisse Baierns unter steter Theilnahme des Volks, denn die alte Gauverfassung bestand unverändert hier fort und gewann jetzt sogar neue Kraft und Bedeutung. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den Alamannen, obgleich die herzogliche Gewalt hier öfters getheilt war und deshalb nicht zu gleicher Stärke gedieh. Auch Thüringen erhielt eigene Herzöge, die, wenn sie auch nur königlicher Gnade ihre Einsetzung verdankten, doch oft mit großer Selbstständigkeit auftraten. Wenn die Monarchie der Merovinger da auch äußerlich sich noch in einem gewissen Zusammenhange erhielt und darstellte, so war dieser in der That doch innerlich im siebenten Jahrhundert schon völlig gelöst, und das Reich bestand aus einer Anzahl kleinerer oder größerer fast selbstständiger Herrschaften und Gebiete, die fast unausgesetzt in Fehde miteinander standen. In den Reichen der Westgothen und Langobarden waren die politischen Verhältnisse damals in ähnlicher Auflösung begriffen.

Um so gefährlicher waren aber diese inneren Spaltungen, als die Kämpfe mit den äußeren Feinden in keinem Augenblicke ruhten. Noch immer standen die Langobarden im Kampf mit dem Ostreich, die Angelsachsen mit den nach dem Westen ihres Inselandes zurückgedrängten Britten; die Franken hatten, während die Kriege mit den Westgothen, Friesen und Sachsen selten ruhten, überdies mit den Avaren an der Donau und mit den Slawen an der Elbe, gleich gefährlichen Feinden, zu kämpfen.

Nachdem die östlichen Gegenden Europas von den Germanen verlassen waren, hatten sich die ihnen bisher unterworfenen slawischen Stämme zur Freiheit erhoben und waren theils nach Abend gegen die germanischen Völker, theils nach Süden bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums vorgedrungen. Slovenzen, Kroaten, Serben und Bulgaren — denn auch die letzteren galten, nachdem sie slawische Sitte und Sprache angenommen hatten, für Slawen — fanden endlich im griechischen Reiche Aufnahme und wurden in den Nordprovinzen vom adriatischen bis zum schwarzen Meer in den Gegenden an der Donau und Sau, wie einst die germanischen Völker zur Vertheidigung der Grenzen, angesiedelt. Die gegen Abend vorgedrungenen Stämme erkämpften sich dagegen Wohnsitze, die sie zu Grenznachbaren der Deutschen an der Elbe, am böhmischen Waldgebirge, an der mittleren Donau und in dem östlichen Theile der

Alpen machten. Von der Elbe bis über die Oder breiteten sich zahlreiche Stämme der Wenden aus; das Land zwischen Saale und Elbe unterwarfen die Sorben; das böhmische Land besetzte der Stamm der Czechen und vom Fichtelgebirge dehnten sich noch weiter gegen Abend slawische Niederlassungen bis in die Main- und Regnitzgegenden aus; von den Quellen der Elbe bis zu den Ufern der March setzten die Mährer sich fest; von der Donau ausgehend, nahmen endlich die Karantanen oder Winden, ein Theil der Slovenzen, die östlichen Alpengegenden, die man jetzt mit dem Namen von Steiermark, Kärnthen und Krain bezeichnet, zum großen Theil in Besitz. Längere Zeit hatten dann die meisten dieser Stämme die Herrschaft der Avaren über sich anerkennen müssen, endlich aber schüttelten sie das harte Joch derselben ab, und unter ihrem Führer, dem Franken Samo, gründeten sie ein eigenes Reich, dessen Kern das Böhmenland war, das aber 627.
von hier aus sich südlich bis zu den steierschen Alpen, östlich bis an die Karpathen und nördlich bis an die Havel und Spree erstreckte. Es war das erste große Slawenreich, und wie die Germanen zuerst unter römischem Einflusse zur Gründung größerer Staaten gelangten, so entwickelten sich bei den Slawen die Anfänge eines umfassenderen staatlichen Lebens erst unter Einwirkung der Deutschen. Siebenunddreißig Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen die Macht der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptet und viel dazu beigetragen, die Macht der Slawen im Osten Deutschlands für alle folgenden Zeiten zu befestigen.

Den Kämpfen, die auf allen Seiten das Frankenreich bedrängten, zeigten sich die Merovingischen Könige nicht mehr gewachsen; ein entartetes und in Lüsten versunkenes Geschlecht, hatten sie der übermüthigen Aristocratie bereits die Zügel der Herrschaft überlassen, und ein Glück noch war es, daß sich in der früher kaum hervorleuchtenden Stellung des Hausmeiers allmählich eine Gewalt herausbildete, welche für die unfähigen Könige die Leitung des Staats übernehmen konnte. Der Hausmeier galt fortan für den ersten Kron- und Hofbeamten, ohne dessen Rath und Mitwirkung kein Staatsgeschäft unternommen werden konnte, er war die Seele der ganzen Verwaltung, der Anführer des Dienstgefolges im Kriege, denn schon war es in den gallischen Ländern fast unmöglich ein Aufgebot des ganzen Volkes zu Stande zu bringen. Als die Monarchie wiederholentlich in die Reiche Austrasien, Neustrien und Burgund getheilt wurde, bedurfte jedes dieser Reiche eines besonderen Hausmeiers, da ohne denselben kein König mehr zu regieren vermochte. Und bald wurden in allen Theilen der Mon-

archie die Hausmeier schon nicht mehr von den Königen selbst ernannt, sondern durch Wahl der Großen ihnen gesetzt und zeigten sich daher zumeist auch als Gönner derer, denen sie ihre Erhebung verdankten. Die Macht des Königthums war gebrochen.

Die Einheit der fränkischen Monarchie, die unter den germanischen Reichen den größten Umfang gewonnen hatte, und auf die sich trotz ihrer Zerrüttung immer noch die meisten Hoffnungen für die Zukunft gründeten, hätte sich völlig auflösen müssen, und die Möglichkeit, das Abendland über kurz oder lang wieder näher zu vereinen, wäre vielleicht für immer genommen worden, wenn sich nicht in dem germanischen Theil der Monarchie, in Austrasien, endlich ein tapferes und unternehmendes Geschlecht erhoben hätte, welches die vergessenen Absichten Chlodovechs wieder aufnahm, die Macht des Reichs aufs Neue sammelte, allen Ueberlieferungen der Deutschen zum Trotz das entartete Königsgeschlecht beseitigte und sich selbst auf den Thron erhob.

628. Aus diesem Geschlecht tritt zuerst Pipin von Landen hervor, der als Hausmeier für den unmündigen König Dagobert eine fast unumschränkte Gewalt in Austrasien gewann, die er hauptsächlich dazu anwandte, alle Kräfte des Merovingischen Reichs noch einmal, so weit es möglich war, zu vereinen. Er breitete die Gewalt Dagoberts auch über Neustrien und Burgund aus und gedachte die Macht des vereinten Reichs sofort zu den glänzendsten Unternehmungen zu benutzen. Das Reich des Samo, die Avaren, alle Völker bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums sollten unterworfen werden und die fränkischen Waffen so wieder zu Ehren gelangen. Aber sogleich brachen die alten Fehden zwischen Neustrien und Austrasien wieder aus, der Ausgang des Kampfes mit den auswärtigen Feinden war für den König unglücklich, die abhängigen deutschen Stämme verweigerten den Gehorsam, und die kaum begründete Einheit des Reichs löste sich wieder auf, indem Dagobert den Austrasiern seinen unmündigen Sohn Sigibert III. zum Könige zu geben gezwungen wurde, während ihm selbst kurz darauf in der Herrschaft über Neustrien und Burgund sein anderer Sohn Chlodovech II. folgte. Willkührlich herrschten darauf in Neustrien zügellose Factionen des Adels, während in Austrasien Grimoald, Pipins Sohn, die Ordnung aufrecht erhielt. Als er aber nach Sigiberts Tode schon kein Bedenken mehr trug, seinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben, empörte sich das Volk gegen ihn; er selbst
656. wurde mit seinem Sohne erschlagen und die königliche Herrschaft den Merovingern zurückgegeben. Doch bald fiel Pipin von Heristal, Grimoalds Schwestersohn, nicht desto minder alle Macht in Austrasien wie-

der zu; er nannte ſich Herzog der Auſtraſier, ſtellte ſich an die Spitze des auſtraſiſchen Heerbanns und mochte zuerſt wohl daran denken, ſich in dieſen deutſchen Gegenden, die er ſchon mit ſeinem Anſehen beherrſchte, eine ähnliche Stellung gegen die Könige zu ſichern, wie ſie die Herzöge der andern deutſchen Stämme im Lande der Alamannen, Baiern und Thüringer bereits ſich gewonnen hatten. Aber in dieſer Stellung bedroht und zugleich aufgefordert, gegen den übermüthigen Adel Neuſtriens ſeine Waffen zu wenden, ſchritt er bald weiter und dehnte ſeine Herrſchaft auch über die romaniſchen Theile der fränkiſchen Monarchie aus. Durch die Schlacht bei Teſtri wurde er Herr von Neuſtrien und ſetzte einen ſeiner Söhne hier zum Haus- 687.
meier ein. Seitdem ruhte in den Händen Pipins, der ſich Herzog und Fürſt der Franken nannte, das Schickſal der ganzen Monarchie, und den Merovingern blieb Nichts, als die leeren Titel und die werthloſen Abzeichen des Königthums.

Als die königliche Gewalt, die hauptſächlich in den romaniſchen Theilen der Monarchie ihren Sitz gehabt hatte, verfiel, weil die friſche Kraft des deutſchen Königshauſes unter den Einflüſſen der verderbten Römerwelt verkam und verſiegte, da erhob ſich alſo ein neues ruhmliebendes und waffenluſtiges Geſchlecht, das ſich in ungebrochener Kraft und ſtolzem Selbſtgefühl für berufen hielt, den erblichenen Glanz des fränkiſchen Namens wieder hell vor der Welt leuchten zu laſſen. Die Wurzeln ſeiner Macht lagen aber in den deutſchgebliebenen Theilen des Reichs und vor Allem in dem Lande der Ripuarier, des Frankenſtamms, in dem ſich deutſches Recht und deutſche Sitte reiner als bei den Saliern erhalten hatte, wo das deutſche Freiheitsgefühl noch in dem Herzen des Volks lebte, das alte Märzfeld noch zuſammentrat, die Gemeinde und das Volksgericht noch in alter Weiſe beſtand. Von hier aus wurden neue Lebenskräfte auch den romaniſchen Theilen der Monarchie wieder zugeführt und die zerrütteten Verhältniſſe aufs Neue befeſtigt. Von den alten Königsſtädten an der Loire, Seine, Marne und Aisne wurden die Sitze der Herrſchaft jetzt an den deutſchen Rhein verlegt, der Mittelpunkt des Reichs aus den romaniſchen Gegenden in die germaniſchen übertragen.

Welch' ein Glück für die Welt war es, daß ſich ein kräftiger, ſtreitbarer Staat damals im Herzen Europas erhob! Denn ſchon ſtürmten die Araber, nachdem ſie in Aſien und Afrika eine Provinz nach der andern dem Kaiſer von Conſtantinopel entriſſen und ſieben Sommer nacheinander ſeine Hauptſtadt belagert hatten, gegen das Abendland vor. Von der Nordküſte Afrikas ſetzten ſie über die Meer-

enge des Hercules, der sie für alle Zeiten einen neuen Namen liehen, und schon bei dem ersten Zusammenstoß wurde die Macht der West-
711. gothen vernichtet. Ein Theil der Bevölkerung Spaniens flüchtete sich in die nördlichen Gebirge der Halbinsel, um sich mindestens die persönliche Freiheit und ungestörte Religionsübung zu retten, die große Masse der Christen mußte sich aber den Ungläubigen unterwerfen, die bald bis zu den Pyrenäen ihre Herrschaft ausdehnten und an den Grenzen der fränkischen Monarchie standen. Der Kampf mit den Arabern war unvermeidlich. Es war ein Kampf mit einem Volke voll fanatischer Begeisterung für „den größten Propheten des ewigen Gottes" und die schwärmerische Lehre dieses Propheten, mit einem Volke, voll des stolzen Bewußtseins einer Geschichte, die es nun fast hundert Jahre von Siegen zu Siegen führte. Ueberdies war Einheit und zusammengehaltene Kraft in allen seinen Unternehmungen, denn noch stand die Macht des Chalifen, der als Nachfolger des Propheten Kriegsherr und geistliches Oberhaupt des ganzen Volkes in einer Person war, ungebrochen da, und seine Feldherren vollstreckten in Asien, Afrika und Europa gehorsam seine Machtgebote. Nie hätte die fränkische Monarchie solcher Macht widerstehen können, wenn nicht von Pipin die Kräfte des Ganzen im rechten Zeitpunkte wieder gesammelt wären.

714. Für einen Augenblick war freilich nach Pipins Tode Alles wieder in Frage gestellt, aber sein großer Sohn Karl — Martellus „der Hammer" mit Recht zubenannt — gewann bald die volle Macht des Vaters wieder und erhob sie zu noch höherem Glanze. Sein ganzes Leben war Kampf und Streit. Vom Kerker aus, in den ihn seine Stiefmutter gesperrt hatte, begann er seine ruhmvolle Laufbahn. Aus den Streitigkeiten mit seiner Familie, mit den übermüthigen Großen in allen Theilen des Reichs, den kleinen Tyrannen des Landes, wie sie genannt wurden, mit den aufsässigen und trotzigen Herzögen der deutschen Stämme, aus den Kriegen mit den Sachsen und Friesen, welche die Grenzen des Reichs bedrohten und von denen er mindestens die Friesen zum größten Theil sich unterwarf, — aus allen diesen Kämpfen ging er als Sieger hervor und besaß als Herzog und Fürst der Franken so vollständig die königliche Gewalt, daß es kaum bemerkt wurde, ob ein Merovinger noch den Königsnamen führte oder der Thron, wie es zeitweise wirklich der Fall war, unbesetzt stand. Was aber das Wichtigste war, es gelang, Karl, die Araber, die schon in das Reich eingedrungen und bis zur Loire vorgerückt waren, gänzlich auf
732. das Haupt zu schlagen und zurückzutreiben. Im Jahre 732 —

gerade hundert Jahre nach dem Tode des Propheten — erlitten die Araber bei Poitiers, eine ſchimpfliche Niederlage, und als ſie nach ſechs Jahren abermals in die Provence einfielen, gewann Karl bei Avignon 739.
und Narbonne über ſie neue Siege. Das waren Thaten, die nicht nur ſeiner Familie die Herrſchaft im Frankenreiche ſicherten, ſondern die Augen der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit auf ihn richteten. Die Langobarden trugen ſich ihm als Bundesgenoſſen an; der Biſchof von Rom, von Langobarden und Griechen bedrängt, bot ihm den Titel eines römiſchen Patricius und überſandte ihm die Schlüſſel zum Grabe des heiligen Petrus; die Chriſten in Spanien hofften von ihm Hülfe und Errettung aus ihrer Bedrängniß. In der von Pipin hergeſtellten fränkiſchen Monarchie war durch die Siege des ruhmreichen Karl wieder ein Mittelpunkt für die ganze abendländiſche Welt gegeben worden.

Nach Karls Tode theilten ſeine Söhne das Reich, das ſie ſchon 741.
als ihr Erbgut betrachteten. Der fähigſte Sohn Karls, Pipin, der Kleine mit Zunamen, gewann aber endlich allein die Herrſchaft, nachdem er in langen Kämpfen den Widerſtand ſeines Halbbruders Grippo gebrochen hatte. Noch einmal erhoben ſich gegen ihn die localen Gewalten, nicht mehr freilich jene kleineren Tyrannen, deren Bedeutung bereits vernichtet war, wohl aber die großen Herzöge, die ſich als Vertreter der verſchiedenen Nationen anſahen. Doch unterlagen auch ſie im ungleichen Kampfe; dem alamanniſchen Herzogthum wurde ein Ende gemacht, die Herzöge von Thüringen verſchwanden alsbald, in Aquitanien und Baiern mußten die Herzöge wenigſtens für den Augenblick dem mächtigen Frankenfürſten ſich beugen, obgleich ſie ſpäter in ihrem alten Trotz ſich wieder aufrichteten. Die Einheit des Reichs wurde größer, als ſie jemals geweſen, aber nur durch eine ſtarke Kriegsmacht ließ ſie ſich erhalten, und ſchon der Vater und Großvater Pipins hatten erkannt, daß in den germaniſchen Theilen des Reichs allein jene alte Tapferkeit und muthige Hingebung fortlebten, die zu großen Dingen die Kraft bieten, und daß ſie hier ihre Heere aufbieten müßten, wenn ſie des Siegs gewiß ſein wollten. Nichts ließ daher Pipin unverſucht, um die überrheiniſchen Stämme aufs Engſte mit dem Reiche zu verbinden, mit dem ſie ſo lange nur in loſem Zuſammenhange geſtanden hatten. Da aber ſchien ihm nichts wichtiger, als dieſe Stämme, die noch zum Theil Heiden waren, durch das Band gleichen Glaubens und einer gemeinſamen Kirchenverfaſſung dauernd an die fränkiſche Monarchie zu knüpfen, und hier begegneten ſich ſeine Pläne mit den unabläſſigen Beſtrebungen eines Mannes, der im Dienſte Roms das Evangelium

längſt den heidniſchen Deutſchen predigte und durch ein neues Band der Gemeinſchaft die germaniſche Welt mit Rom zu verbinden ſuchte. Es war Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, der Dienſtmann des römiſchen Papſtthums.

Durch die Zerſtörung der Römerherrſchaft im Abendlande hatte auch die chriſtliche Kirche große Verluſte erlitten. In Gegenden, wo bereits das Chriſtenthum tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, wurde es völlig wieder vernichtet. Die heidniſchen Angelſachſen hatten in Britannien, ſo weit ihre Macht reichte, die Kirchen zerſtört, und nur in dem weſtlichen Theil der Inſel unter den Britten, die alle Vernichtungskriege der Sachſen doch nicht ganz hatten vertilgen können, hatte der chriſtliche Glaube eine freie Stätte behalten. Mit größter Inbrunſt griff das unglückliche Volk der Britten nach den Tröſtungen des Glaubens, und zu derſelben Zeit, wo unter den Schrecken der Völkerwanderung in Italien das Kloſterleben ſo weite Ausdehnung gewann, gedieh es auch hier im Norden zu der höchſten Blüthe. Die Klöſter füllten ſich mit Schaaren von frommen Mönchen und wurden die Mittelpunkte des geſammten religiöſen Lebens. Männer voll Glaubensmuth und herzlicher Liebe gingen, dem Gebote des Heilands getreu, von hier hinaus in die Welt und predigten den Heiden das Evangelium; unter den Picten und Scoten, im Norden ihrer Inſel und in Irland fanden ſie bereites Gehör, und chriſtliche Kirchen erſtanden hier alsbald, während die heidniſchen Sachſen, voll Haß gegen alles brittiſche Weſen, die Worte des Evangeliums nicht nur nicht annahmen, ſondern die Diener des Herrn auf die grauſamſte Weiſe verfolgten. Auch in den Donaugegenden, wo das Chriſtenthum ſchon in Rhätien, Noricum und beſonders in Pannonien in großem Segen geſtanden hatte und von zahlreichen Biſchofsſitzen aus ſich chriſtliche Ordnungen überall hin verbreitet hatten, war es unter den Stürmen der Völkerwanderung faſt ganz wieder verſchwunden, und die heidniſchen Alamannen und Baiern hatten ihren Götzendienſt in dieſen Ländern zur Herrſchaft gebracht. Dagegen hatte in den Gegenden am Rhein, an der Moſel und Maas, wo Trier, Köln und Mainz ſchon ſeit dem Anfang des vierten Jahrhunderts wichtige Biſchofsſitze und Mittelpunkte eines weitverbreiteten kirchlichen Lebens waren, zwar das Chriſtenthum lange mit den heidniſchen Ripuariern zu kämpfen gehabt, aber doch endlich die Oberhand gewonnen, als die herrſchenden Franken den Glauben Roms

annahmen. Nun erhob ſich Trier als Metropole und Erzbisthum über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, eine gleiche Stellung gewann Köln über dem Bisthum Tongern, das ſpäter nach Maſtricht und dann nach Lüttich verlegt wurde, wie Mainz über den Bisthümern von Worms, Speier und Baſel, die erſt in der fränkiſchen Zeit begründet zu ſein ſcheinen.

Einzelne Erwerbungen machte die chriſtliche Kirche wohl nach und nach, aber immer blieben die Verluſte noch ſehr bedeutend, und nirgends erkannte man dies mehr, als in Rom, wo man überdies einen Anſpruch auf die kirchliche Herrſchaft über die ganze Chriſtenheit zu haben glaubte. Denn das römiſche Bisthum hatte bereits in den letzten Zeiten des abendländiſchen Reichs, als die Kirche des heiligen Petrus, des Erſten der Apoſtel, unter den andern Patriarchaten einen allgemein anerkannten Vorrang und eine gewiſſe ſchiedsrichterliche Gewalt über alle Kirchen erlangt. Beſchlüſſe von Synoden und kaiſerliche Befehle hatten den Primat Petri anerkannt und den Päpſten eine allgemeine Oberleitung der geſammten chriſtlichen Kirche zugeſprochen. Aber die Folgen der Ereigniſſe ließen Rom gewaltig viel von der ſchon gewonnenen Macht einbüßen. Auf der einen Seite wurde die rechtgläubige Kirche im Abendlande vom Arianismus und dem Heidenthum der ſiegreichen Germanen zurückgedrängt, auf der andern Seite ſchloß ſich die griechiſche Kirche, die ſich in der Sprache, der Auffaſſung des Lehrbegriffs und dem Ceremoniell von der lateiniſchen mehr und mehr trennte, auf das Engſte an den Patriarchen von Conſtantinopel an, dem ſchon ſeit geraumer Zeit der erſte Rang nach dem Biſchof von Rom angewieſen war, und der durch die Nähe des Kaiſers ebenſo ſehr gehoben wurde, wie mit der Bedeutung Roms auch das Anſehen des dortigen Biſchofs ſank.

Als der Arianismus endlich erſtarb und die germaniſchen Eroberer ſich der katholiſchen Kirche mit Eifer zuwandten, ſtieg zwar im Abendlande überall das Anſehen der Landesbiſchöfe zu einer früher niemals erreichten Höhe, aber bei der Spaltung der abendländiſchen Welt und der abgeſonderten Stellung der einzelnen Landeskirchen blieb dies zuerſt für den römiſchen Biſchof ohne erheblichen Folgen. Wie ſehr auch ſeine eigene Macht und ſein Anſehn in der Stadt und dem Gebiete Roms anwuchs, der Primat Petri verlor im Abendlande faſt alle Anerkennung.

Die biſchöflichen Kirchen in den meiſten Ländern beſtanden ohne eine andere Aufſicht, als die des Staats, denn ſelbſt die Gewalt der Metropoliten war mehr und mehr in Verfall gerathen. Ohne

geistliche Aufsicht versanken die Bischöfe fast ganz in die weltlichen Interessen der Herrscher, die Concilien gestalteten sich beinahe wie Reichsversammlungen und schmolzen mit diesen zusammen, die Geistlichkeit stellte sich als eine ebenbürtige Aristocratie dem Kriegsadel zur Seite und stritt mit ihm um den Einfluß auf die Person der Könige und die Geschicke der Reiche. Wenn es damals schon als der erste und hauptsächlichste Zweck des Staats hingestellt wurde, die christliche Kirche zu schützen und schirmen, sahen die Bischöfe diesen Schutz hauptsächlich in der Erhaltung und Vermehrung des Kirchenguts. Die reichsten und schönsten Besitzungen fielen ihnen zu, für die sie durch königliche Privilegien nicht allein Freiheit von allen öffentlichen Lasten, sondern auch Befreiung vom Zutritt der öffentlichen Beamten und Gerichtsbarkeit durch eigene Schirmvögte erhielten. Etwa hundert Jahre nach der Eroberung des Landes brach der Merovinger Chilprich schon in die bittere Klage aus: „Unser Schatz ist verarmt und „aller Reichthum den Kirchen zugefallen. Unsere Macht ist dahin „und die Bischöfe herrschen jetzt aller Orten." Diese reichen Bischöfe führten aber meist ein völlig weltliches Leben; es bekümmerte sie die Predigt des Evangeliums in ihren Gemeinden wenig, noch weniger die Mission unter den Heiden, obwohl sie doch fast inmitten derselben wohnten.

Nicht von diesen reichen und mächtigen Bischöfen wurde das Christenthum in den alamannischen Gegenden, so nahe sie ihnen auch lagen, wieder erweckt, sondern von schlichten irischen Mönchen geschah es, die aus Liebe zum Herrn die Heimath verließen, um das himmlische Licht den Völkern zu bringen, die noch im Schatten des Todes wandelten. Einer von ihnen, Fridolin, predigte am obern Rhein und gründete auf einer Rheininsel das Kloster Säckingen; ein anderer, Columban, lehrte mit seinem Schüler Gallus am Bodensee, wo Gallus sein berühmtes Kloster erbaute; ein dritter, Trudpert, wurde der Apostel des Breisgaus. Allmählich wurde im siebenten Jahrhundert ganz Alamannien christlich, alte, längst eingegangene Bisthümer lebten auf und neue entstanden, es ordneten sich die Sprengel von Straßburg, Basel, Constanz und Chur, zu denen später noch das Bisthum Augsburg hinzutrat. Auch nach Baiern drang dann noch in demselben Jahrhundert die Mission vor. Schüler des heiligen Columban werden auch hier als die ersten Prediger genannt, der Vollender des
696. Werks wurde zwar der fränkische Bischof Rupert von Worms, der die Kirche des h. Petrus zu Salzburg in das Leben rief, doch ist einer der ersten und bedeutendsten Nachfolger Ruperts abermals ein irischer

Mönch. In Oſtfranken und Thüringen wurde ebenfalls durch einen iriſchen Mönch, den Prieſter Kilian, der mit ſeinen Gefährten Coloman und Totnan ſich auf die Wanderung gemacht hatte, zuerſt das Evangelium gepredigt und hier in Würzburg das erſte Kloſter errichtet. Zahlreiche andere geiſtliche Stiftungen rührten noch von dieſen wandernden Iren her, die überall den Samen des göttlichen Worts ausſtreuten, wo ſie auf Frucht rechnen konnten, aber auf feſte kirchliche Ordnungen weniger Gewicht legten, als die Römer, und mit dem Pabſte zu Rom in keiner Verbindung ſtanden.

Indeſſen ſo das Chriſtenthum tief und tiefer in die deutſchen Länder eindrang, waren auch die Angelſachſen bereits demſelben gewonnen. Papſt Gregor der Große hatte ſeinen Kloſterbruder Auguſtinus mit vierzig Begleitern zu ihnen geſchickt, und König Aethelbert von Kent, der aus den Händen der verhaßten Britten das Chriſtenthum verſchmäht hatte, nahm es willig von den Römern an. Noch etwa ſechszig Jahre kämpfte das römiſche Bekenntniß theils mit den heidniſchen Lehren der Angelſachſen, theils mit den freieren Formen und Anſichten der brittiſchen Kirche; da entſchied ſich endlich König Oswin und mit ihm alle Angelſachſen offen für Rom, weil der hei- 664.
lige Petrus den Schlüſſel zur Himmelspforte beſitze und ſie von ihm nicht zurückgewieſen ſein wollten, wenn ſie dereinſt an dieſelbe klopfen würden. Es war gleichſam ein perſönliches Verhältniß, das ſie mit dem heiligen Petrus ſchloſſen. Nun erhielten ſie alle religiöſen Unterweiſungen von Rom, nach den Wünſchen des Papſtes wurden die Kirchen geordnet, Geiſtliche und Laien pilgerten ſchaarenweiſe zum Grabe Petri, eine Schule zur Bildung angelſächſiſcher Geiſtlicher wurde in Rom angelegt und zum Unterhalt derſelben der Romſchoß, von jedem Hauſe im Lande ein Pfennig, erhoben. Ganz England diente faſt in gleichem Sinne jetzt dem heiligen Petrus und ſeinem Nachfolger, dem römiſchen Biſchof, wie Chlodovech einſt mit ſeinen Franken ſich dem Herrn Chriſtus geweiht hatte.

Bald gingen angelſächſiſche Prieſter und Mönche, der Spur ihrer iriſchen Vorgänger folgend, nun auch zu den heidniſchen Deutſchen über die See und verbreiteten hier mit dem Evangelium zugleich die Verehrung des heiligen Petrus. Vornehmlich waren die Abſichten der angelſächſiſchen Miſſionare auf die ihnen ſtammverwandten Frieſen und Sachſen gerichtet. Nach mehreren unglücklichen Verſuchen gelang es endlich Willibrord, dem Chriſtenthum unter den Frieſen eine bleibende Statt zu gewinnen, und nachdem er vom Papſt ſchon lange zum Biſchof der Frieſen ernannt war, gaben ihm die Siege Karl Martells

719. einen feſten Biſchofsſitz zu Utrecht. Unter Willibrords Gefährten zeichneten ſich durch lebendigen Eifer für die Miſſion der ſchwarze und der weiße Ewald aus, die den Sachſen predigten, aber den Tod der Märtyrer ſtarben; mehr noch Winfried, ein Angelſachſe aus Kyrton in Weſſer, der dazu beſtimmt war, endliche feſte Ordnungen der deutſchen Kirche zu geben, ſie aber zugleich mit den ſtärkſten Banden an Rom zu feſſeln.

Nach den Vorſchriften Roms und in der genaueſten Verbindung mit Papſt Gregor II., der ihm den Namen Bonifacius beigelegt hatte, begann Winfried ſein großes Miſſionswerk im Innern der deutſchen Länder. Oſtfranken, Thüringen, Heſſen und Friesland waren das weite Feld ſeiner reichen Glaubensthätigkeit, indem er theils das Chriſtenthum hier zuerſt anpflanzte, theils die ſchwachen Keime aus früherer Predigt hegte und pflegte, theils die Auswüchſe freierer Lehren und Formen, die Rom nicht dulden wollte, beſeitigte und ausmerzte. Das Heidenthum erſtarb nun in allen dieſen Ländern, an der Stelle der heiligen Eichen, die Bonifacius oft mit eigener Hand fällte, entſtanden chriſtliche Bethäuſer, den heidniſchen Opfermahlzeiten wurde für immer ein Ende gemacht. Das eifrige Wirken Winfrieds erkannte Papſt Gregor III. an und ernannte ihn zum Erzbiſchof der neubekehrten Länder, womit er ihm zugleich die Vollmacht ertheilte, die biſchöflichen Kirchen in denſelben zu ordnen. Aber Karl Martell lieh den Rathſchlägen Winfrieds nicht ein ſo geneigtes Ohr, als es der Papſt erwartet hatte. Geneigter zeigte ſich ihm Herzog Odilo von Baiern, der im Jahre 739 die biſchöflichen Kirchen von Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freiſingen durch Bonifacius ordnen ließ; aber noch bei weitem wichtiger wurde, daß der Sohn Karl Martells, Pipin, ſich von der Wirkſamkeit dieſes angelſächſiſchen Mönchs die größte Förderung ſeiner eigenen Abſicht, die deutſchen Stämme der fränkiſchen Monarchie feſter zu vereinen, verſprechen durfte und ſich deshalb auf das Eifrigſte deſſelben annahm.

Sofort wurden nun in den neubekehrten Gegenden Bisthümer geſtiftet: Würzburg für Oſtfranken, Büraburg für Heſſen, Eichſtädt für die an den Böhmerwald ſtoßenden Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen, von denen Erfurt und Büraburg ſpäter mit Mainz vereinigt ſind. Schon im Jahre 742 ſaß Bonifacius als Erzbiſchof einer Verſammlung deutſcher Biſchöfe vor, wie ſie in den nächſten Jahren faſt regelmäßig dann abgehalten wurde. Die Einführung römiſcher gottesdienſtlicher Ordnungen, römiſcher Kirchenzucht, der biſchöflichen Hierarchie, der von Rom gebilligten Kloſterregel des

heiligen Benedict, vor Allem aber die Anerkennung des Primats Petri — das war hier und auf den folgenden Synoden der Gegenstand aller Beschlüsse. „Wir haben" — schreibt Bonifacius von einer solchen Synode — „beschlossen und bekannt bis an unser Ende an dem „katholischen Glauben festzuhalten, wie an der Einheit und dem Gehorsam gegen die römische Kirche; wir haben ferner beschlossen dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metropoliten das Pallium von dem Stuhle Petri nachzusuchen und in „allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten, wie es recht „und billig ist. Dies unser Bekenntniß haben alle angenommen und „unterschrieben, wir haben es zum Grabe des heiligen Petrus geschickt, und der Pabst mit der römischen Kirche hat es mit Freude „empfangen." 748 wurde Bonifaz Mainz als erzbischöflicher Sitz angewiesen, und nicht nur die neugestifteten Bisthümer ihm untergeben, sondern auch die alamannischen nebst Worms, Speier und Utrecht; selbst Köln mit Tongern wurden auf einige Zeit von Mainz abhängig. Schon erstreckte sich die Wirksamkeit des rastlosen Mannes auch über die Grenzen der deutschen Länder hinaus auf die Verfassung der ganzen fränkischen Kirche, überall wurde von ihm der gelöste Metropolitanverband hergestellt und die Erzbischöfe in Abhängigkeit von Rom versetzt, indem sie angewiesen wurden von dort das Pallium zu holen. Der Primat Petri wurde dadurch im Abendlande von Neuem zu allgemeinerer Anerkennung gebracht, ja es wurde ihm jetzt schon in England und im ganzen Frankenreich eine bei weitem größere Bedeutung beigelegt, als er jemals vordem besessen hatte. 748.

Das römische Bisthum erhob sich zu einer weithin anerkannten Stellung gerade zu derselben Zeit, als die fränkische Monarchie sich verjüngte, und die germanischen Stämme, die sich am reinsten erhalten hatten, boten in gleicher Weise den beiden neu aufstrebenden Mächten die Kräfte und Mittel zu diesem bedeutsamen Aufschwunge. Nahe bei einander lagen gleichsam die Wurzeln, von denselben Quellen genährt, aus denen zwei kräftige und mächtige Stämme in wunderbar schnellem Wachsthum emporschossen.

Indessen mußten der fränkische Hausmeier und der römische Bischof, um ungehindert die neue ihnen vorgezeichnete Bahn beschreiten zu können, noch in gleicher Weise eine sie lange zwängende Fessel zerreißen: Pipin mußte die Merovinger vom Throne entfernen und denselben für sein Geschlecht in Besitz nehmen, der Papst dagegen die letzten Beziehungen zu dem Kaiser zu Constantinopel, der noch immer sein Kaiser war, auf immer lösen. Beide zögerten nun nicht länger, sich

durch eine gewaltſame That zu befreien, aber indem ſie dieſen letzten Schritt thaten, wurden ſie inne, daß ſie Einer des Andern bedürften, und gegenſeitiges Bedürfniß trieb ſie zu einer der wichtigſten und folgenreichſten Verbindungen für die Geſchichte der Menſchheit.

752. Im Jahre 752 entthronte Pipin, als er die Billigung des Papſtes für dieſe That gewonnen hatte, den letzten König aus dem merovingiſchen Geſchlecht und ſchickte ihn in ein Kloſter; auf dem Märzfelde zu Soiſſons ließ er ſich dann nach alter Weiſe von den Franken zum König wählen und auf den Schild erheben, nach neuer Weiſe aber von den Biſchöfen des Reichs ſalben, um der gegen alles Herkommen gewonnenen Königsmacht eine beſondere Heiligung und Weihe zu verleihen. Als zwei Jahre darauf Papſt Stephan III. ſchutzflehend nach Frankreich kam, wiederholte er, Petri Nachfolger, ſelbſt an Pipin
754. die Salbung und weihte ihn und ſeine Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken, indem er zugleich unter Androhung aller zeitlichen und ewigen Strafen das Volk ermahnte, dem neuen König unverbrüchlich die beſchworene Treue zu halten. Seitdem nannte Pipin ſich König der Franken „von Gottes Gnaden."

Der Papſt verlangte für ſolche Dienſte Gegendienſt. Vor der Macht des Langobardenkönigs Aiſtulf hatte er aus Rom weichen müſſen. Obwohl Aiſtulf auch die griechiſchen Beſitzungen im nördlichen Italien mit Gewalt an ſich geriſſen hatte, konnte und wollte der Papſt doch keinen Schutz mehr bei dem Kaiſer zu Conſtantinopel finden — ſo weit war die Spaltung gediehen — und hatte ſeine Hoffnung allein auf Pipin geſetzt. Mit dem dunkeln und vieldeutigen Namen eines Patricius der Römer begrüßte er ihn und bat ihn um Schutz und Beiſtand. Pipin war bereit, die Rechte des heiligen Petrus und Roms gegen die anwachſende Macht der Langobarden zu vertheidigen und nöthigte in zwei Feldzügen Aiſtulf, alle ſeine Eroberungen auszuliefern; mit ihnen auch das Exarchat und die Pentapolis, d. h. den ganzen Küſtenſtrich ſüdlich von der Pomündung bis nach Ancona hin, vom Reno und dem Rücken des Apennin im Weſten begrenzt, ein Land, das bis dahin dem griechiſchen Reiche gehört hatte. Durch eine Schenkung überließ Pipin dieſe Gegenden dem heiligen Petrus, der römiſchen Kirche, d. h. dem Papſte, und, wie es weiter lautet, dem römiſchen Reiche — nicht dem Oſtreiche, wie Pipin ausdrücklich damals erklärte, ſondern dem Weſtreiche, auf deſſen Herſtellung alſo ſeine Gedanken bereits gerichtet waren. Vorläufig machte er zu Rom als Patricius ſeinen Einfluß geltend, denn noch oft bedurfte ſeines Beiſtands der Papſt, der ebenſo gegen die aufrühreriſche Bevölkerung der

Stadt, die ſeiner tumultuariſch erworbenen Herrſchaft widerſtrebte, wie mit den Langobarden und „den gottloſen und ketzeriſchen" Griechen im ſteten Kampfe lag, und auch nur mit Mühe zum Beſitz der geſchenkten Landſchaften und Städte gelangte. Der Papſt hatte eine ſtarke weltliche Macht von Nöthen, die ihn in ſeinen Anſprüchen hielt und ſtützte, wie Pipin einer allgemein anerkannten geiſtlichen Gewalt, welche ſein neues Königthum ſchützte und durch das Band der Kirche die widerſtrebenden Elemente ſeiner Herrſchaft vereinte. Der deutſche Kriegsfürſt und der römiſche Biſchof mußten zu dauerndem Bunde die Hände ſich reichen.

Der Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums reifte Alles zu, eines neuen Römerreichs, in dem Germanien nicht eine unterworfene Provinz, ſondern Kern und Mittelpunkt des Ganzen war, und ſchon ſtrahlte im Glanze jugendlichen Lebens das Haupt, dem die neue Kaiſerkrone beſtimmt war.

9.

Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums durch Karl den Großen.

Wie lange hatte jener den germaniſchen Völkern tief innewohnende Trieb, in enger begrenzten Kreiſen das Leben zu geſtalten, zerſtörend auf die Staaten des Abendlandes gewirkt, wie oft waren kaum beginnende Bildungen gehemmt oder gänzlich vernichtet worden, und wie groß war nicht zuletzt die Gefahr, daß die ganze bisherige Entwickelung Europas der Vernichtung anheimfiele und daß nicht die Kultur des Alterthums allein, ſondern mit ihr ſelbſt das Chriſtenthum, ſchon von den Apoſteln hier auf den fruchtbarſten Boden gepflanzt, von fanatiſchem Unglauben mit der Wurzel ausgerottet würde. Jahrhunderte ſchreckbarer Finſterniß — wer kann es leugnen! — waren den Zeiten der germaniſchen Eroberung gefolgt, und jene Freiheit, welche die deutſchen Kriegsſchaaren der Welt zurückgaben, ſchien eher zum Fluch als zum Segen der Menſchheit auszuſchlagen; kaum leuchtete aus dem Dunkel noch hier und da ein matter Schimmer auf, der die Hoffnung ließ, daß die Sonne doch endlich wieder die Wolken durchbrechen müſſe.

Aber schon nahte eine bessere Zeit, wo sich die zerstreuten Kräfte wieder sammelten, wo sich zusammenschloß, was sich so lange geflohen hatte, wo sich das Abendland wieder in großartiger Einheit darstellte, und sich dann zeigte, daß Keime lebendigeren Glaubens und tieferer Gesittung in dem von dem Eisen der Germanen umackerten Boden lagen und aus ihm aufschossen, als je vordem auf diesem Grunde gediehen waren. Die germanischen und romanischen Nationen traten einer inneren Verschmelzung in allen ihren staatlichen und kirchlichen Verhältnissen näher und näher, und wie bis dahin auch germanisches Wesen zersetzend gewirkt haben mochte, Germanen waren es jetzt, welche die Einigung des Abendlandes förderten und zum Ziele führten. Der Angelsachse Winfried erfüllte die fränkische Kirche mit der Verehrung des heiligen Petrus; wie unter Chlodovech einst sich die Franken Christus zu eigen geweiht hatten, so gaben sie sich nun dem Ersten der Apostel als Dienstmannen hin und bereiteten dadurch dem Papste zu Rom, in dem sie den Nachfolger und Stellvertreter des Apostelfürsten sahen, die Herrschaft über die Kirche des ganzen Abendlandes. Während diese unter der Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes sich mehr und mehr einheitlich gestaltete, erhob sich aber auf den Grenzen Galliens und Germaniens ein neues Herrscherhaus, das nicht nur in diesen Ländern schnell die Fülle der Gewalt gewann, sondern auch bereits tief in die Angelegenheiten Italiens eingriff und dadurch, so weit die abendländische Christenheit reichte, zu einer nie erreichten Machthöhe aufstieg. Ueberall begegneten sich nun die Interessen des Papstthums und dieses Königshauses; im Kampfe gegen einander würden sie sich nicht allein geschwächt, sondern ihre ganze Zukunft vernichtet haben, im Bunde mit einander erstarkten sie mit jedem neuen Schritte, den sie vorwärts thaten, und mußten an das Ziel der staatlichen und kirchlichen Einigung des Abendlandes mit Nothwendigkeit gelangen. An weltumfassenden Anschauungen hat es Rom nie gefehlt, es bedurfte nur eines Fürsten auf dem fränkischen Thron, der sich über die Beschränktheit der deutschen Natur zu großen politischen Ideen erheben konnte, um diese Entwickelung zum schnellen Abschluß zu bringen. Dieser Fürst wurde der Welt in Karl dem Großen und gerade im günstigsten Augenblick geschenkt. Größere Herrschergaben haben sich selten in einem Manne vereinigt, und vielleicht nie hat ein Genie eine günstigere Zeit zu unsterblichen Thaten gefunden.

768. Karl folgte als Jüngling seinem Vater auf den Thron; er war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und es fehlte viel daran, daß alle Vorzüge seiner reichen Natur schon entwickelt gewesen wären. Aber

von früh an erkannte man in ihm jene eiserne Willenskraft, jene rastlose Thätigkeit, jenen dem Höchsten zustrebenden Sinn und jene Bildsamkeit des Geistes, die ihn den ersten Fürsten aller Zeiten an die Seite setzen. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein stattlicher Körper bei dem schönsten Ebenmaß der Glieder, helle, klare Augen, gewinnende Gesichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten fesselten die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit seines Geistes; mehr als dreißig Jahre seiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er niemals sich schonte. Unausgesetzt war er mit den Angelegenheiten seines Reichs beschäftigt; oft stand er des Nachts vier- bis fünfmal von seinem Lager auf und wandte sich seinen Arbeiten zu; selbst beim Ankleiden verhandelte er von Geschäften mit seinen Räthen oder ließ Parteien vor, die seinen Richterspruch suchten; beim Mahle ließ er sich geschichtliche oder theologische Bücher vorlesen; keine Stunde verstrich ungenützt. Dabei war er stets klaren und heiteren Sinns, nie hat er im Unmuth eine Ungerechtigkeit begangen. Im engen Kreise der Seinen war er glücklich, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt besorgte er seinen Haushalt, aber sein Blick erfaßte mit derselben Sicherheit und Klarheit das Entfernteste, wie das Nächste; die Lage der Welt lag nicht minder durchsichtig vor ihm, wie das seinem leiblichen Auge Erreichbare, mit derselben Befriedigung lebte er in den großen Dingen, wie in den nächsten Interessen seiner Familie. Die Athener haben an Themistocles, dem größten Helden, den ihre Stadt erzeugte, vor Allem die Kraft des Genies bewundert, die ihn auch ohne tiefere Bildung überall das Richtige erkennen ließ; dieselbe wunderbare angeborne Unterscheidungsgabe wohnte Karl bei. Im Waffendienst erzogen, lernte er erst als König die Anfangsgründe der Wissenschaften, wie sie jener Zeit überliefert waren, und war selbst im Alter in ihnen noch Schüler; aber ob die Spuren altgermanischer Barbarei unvertilgbar seinem Geiste anhafteten, es gab in den Verhältnissen von Staat und Kirche keine Aufgabe so schwierig und verwickelt, daß sein Scharfblick sie nicht gelöst hätte. Man kann behaupten, jedes wichtige Problem, mit dem sich in den folgenden Jahrhunderten die Staatskunst abmühte, hat seinen Geist schon beschäftigt.

Die Verhältnisse gestalteten sich bei seiner Thronbestelgung nicht sonderlich günstig. Die neue Dynastie hatte von der alten jenes unglückliche System der Erbfolge übernommen, das abermals zu neuen Reichstheilungen führte; Karl mußte im Anfange mit seinem Bruder

Karlmann die Herrschaft theilen, und bald geriethen die Brüder in ärgerliche Streitigkeiten. Seiner Mutter zu Liebe hatte Karl eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius geheirathet, und diese Verbindung drohte den Bund mit Rom zu lösen. Aber bald hoben sich alle Hemmnisse. Karlmann starb schon im vierten Jahre seiner Regierung, und die Franken schlossen dessen Söhne von der Nachfolge aus; Karl trennte sich von der Langobardin, und das alte Verhältniß zu Rom stellte sich her. Seitdem verfolgte Karl mit Festigkeit und Entschiedenheit die Wege, welche die begonnene Entwickelung der Dinge dem fränkischen Königthume gewiesen hatte.

Jede selbstständige Gewalt, die sich noch in dem alten Reiche der Merovinger zu behaupten wagte, wurde überwältigt. In Aquitanien hielt sich noch ein erbliches Herzogthum, von Pipin bekriegt, nicht besiegt; Karl machte demselben ein Ende. Die Britannen widerstrebten seit Jahrhunderten dem Gebot der Frankenkönige; ihr Widerstand wurde nach langen Kämpfen endlich gebrochen. Nur Baiern bestand unter dem Agilolfinger Tassilo noch als besonderes Herzogthum und hatte sich bereits unter Pipin wieder trotzig erhoben; Tassilo wurde gedemüthigt, und wenn er seine Gewalt noch längere Zeit bewahrte, so dankte er es nur der persönlichen Freundschaft Karls und der Verwendung des Papstes; endlich mußte doch auch er weichen und in ein Kloster gehen.

Es war eine Lebensfrage für das neue Königshaus, das seine Macht auf die deutsch gebliebenen Theile des fränkischen Reichs begründet hatte, der Freiheit des sächsischen Stamms ein Ende zu machen. Seit Jahrhunderten von den Frankenkönigen bekriegt und oft in blutigen Schlachten besiegt, hatten die Sachsen von jeder Niederlage sich wieder erhoben, und in den letzten Zeiten sogar allgemach ihre Herrschaft weiter im Südwesten gegen das Frankenland ausgedehnt. Jeder Aufstand gegen die fränkische Königsherrschaft fand bei ihnen, dem letzten freien deutschen Stamme, bereite Unterstützung; die Ausbreitung des Christenthums, von den Königen jetzt zu Gunsten der Befestigung ihrer Herrschaft in den inneren deutschen Ländern auf alle Weise begünstigt, wurde durch die Sachsen erschwert und gehemmt. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Pipin unaufhörlich mit diesem Volke gekämpft, Karl übernahm den Krieg als eine Erbschaft vom Vater, entschlossen um jeden Preis ihn durchzuführen, um die Königsherrschaft und das Christenthum für ewige Zeiten zu sichern unter allen Germanen, die ihrer alten Sitte und Sprache im Mutterlande treu

geblieben waren. In der Bezwingung des letzten freien deutschen Stammes erkannte er die Hauptaufgabe seines Lebens.

Seit einem halben Jahrtausend hatten die inneren Verhältnisse bei den Sachsen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, keine wesentliche Veränderung erfahren. Die alte Volksfreiheit hatte sich gegen die Königsherrschaft, der alte Glaube gegen das Christenthum behauptet, die Sitte der Vorderen wurde treu bewahrt; die Sachsen jener Zeit waren noch die ächten Söhne jener Cherusker, die einst Armin gegen die Römer führte. An der Spitze der nicht sehr umfangreichen Gaubezirke, in welche das Land zerfiel, standen noch Gaufürsten, von den Gemeinden gewählt, um das Gericht zu hegen und den Heerbann zu führen; eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte, aber alljährlich versammelte sich zu Marklo an der Weser die große Landesgemeinde, zu der von allen Gauen aus den drei freien Ständen des Volks Abgeordnete erschienen. Hier wurden allgemeine Landesangelegenheiten berathen, hier über Krieg und Frieden entschieden und Herzöge erwählt, wenn das Heer gegen einen Landesfeind zu führen war. Dem Stande nach zerfielen die freien Männer des Volks in die nicht sehr zahlreichen, aber mächtigen Edlinge, die Frilinge d. h. die Vollfreien und die Lassen, eine zahlreiche Klasse abhängiger Männer ohne eigenen Besitz, die aber persönlicher Freiheit genossen. Geographisch schieden sich die Sachsen in die Westfalen an der Sieg, Ruhr und Lippe, wie auf beiden Seiten der Ems, die Engern an beiden Ufern der Weser bis zur Leine hin und die Ostfalen bis zur Elbe, von denen endlich noch die Nordleute oder Transelbinger unterschieden werden, die auf der rechten Seite der unteren Elbe bis zur Eider hin die Gegenden behauptet hatten, in denen zuerst der Sachsenname einst gehört wurde.

Ein großes kampflustiges und streitbares Volk in ungebrochener Naturkraft, voll wilden Freiheitstrotzes und barbarischer Verschlagenheit war es, gegen das Karl seine Waffen wendete; allerdings war es ohne feste Einheit und starken Zusammenhalt, deshalb im einzelnen Kampfe unschwer zu besiegen, aber alle einzelnen Siege trugen wenig für die endliche Entscheidung des Krieges aus; Gau für Gau mußte unterworfen, eine Gemeinde nach der andern einzeln vernichtet werden. Der Krieg, den Karl gegen die Sachsen führte, war derselbe, in dem einst die Römer unterlegen waren; gegen dieselben Stämme, in denselben Gegenden wurde er geführt; auch jetzt galt es die germanische Freiheit der Herrschaft zu beugen und der Verbindung eines großen Reichs einzufügen. Aber zugleich war der Krieg nun ein Kampf für

den Glauben; mit den Reliquien der Heiligen zog Karl in den Kampf; fromme Miſſionare begleiteten den Zug ſeiner Reiſigen.

772. Auf dem Maifelde zu Worms wurde im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachſen beſchloſſen. Das Heer zog aus; die Eresburg, die Hauptfeſte der Sachſen an der Diemel, wo jetzt Stadtberge liegt, wurde genommen; der geweihte Bezirk im Eggegebirge, wo die Irminſul ſtand — ein gewaltiger Baum, der nach dem Glauben der Sachſen das All trug — fiel der Zerſtörung anheim; alles Land bis zur Weſer wurde mit Feuer und Schwerdt verwüſtet. Die Sachſen ſtellten ſich den kriegsmächtigen Franken nicht zum offenen Kampfe; als dieſe tiefer und tiefer in das Land drangen, gelobten die meiſten Gaue Unterwerfung und gaben dem Könige Geißeln. Chriſtliche Prieſter durchzogen ſofort das Land und predigten mit dem Chriſtenthum Unterwerfung unter die Königsherrſchaft der Franken. Sie predigten tauben Ohren; kaum hatte Karl die ſächſiſchen Grenzen verlaſſen, ſo erhob ſich das Volk zu Hauf, beſetzte die Eresburg wieder, nahm die Siegburg an der Ruhr ein, von der ſich nur ſpärliche Reſte noch finden,

775. und überfiel das fränkiſche Gebiet. Im Jahre 775 mußte Karl den Krieg von Neuem beginnen, er bot alle Streitkräfte ſeines Reichs auf und gelobte das „treuloſe und eidbrüchige" Volk der Sachſen zu unterwerfen oder zu vernichten. Mit ungeheurer Heeresmacht rückte er in Sachſen ein; im offenen Kampfe ſtellte ſich der Feind nirgends den Franken, nur einmal wagten die Weſtfalen, die Widukind führte, einen nächtlichen Ueberfall; Karls Heer drang unter ſchrecklichen Verheerungen bis zur Ocker vor; die Oſtfalen, Weſtfalen, Engern unterwarfen ſich und ſtellten Geißeln. Und doch war die Unterwerfung des Landes auch jetzt noch nicht entſchieden. Sobald Karl das Land verlaſſen hatte, erhob ſich der Feind ihm im Rücken und nahm die kaum gewonnene Siegburg von Neuem; da kehrte der König mit unwider-

776. ſtehlicher Heeresmacht im Jahre 776 zurück. Die Sachſen gaben ſofort jeden Widerſtand auf; kaum war Karl bis zu den Quellen der Lippe gelangt, ſo gelobten ſie Annahme des Chriſtenthums und Unterwerfung, Viele nahmen ſogleich die Taufe. Karl ließ Zwingburgen in Sachſen bauen, nahm ſelbſt einen längeren Aufenthalt daſelbſt und

777. hielt zu Paderborn das Maifeld im Jahre 777. Der Adel und die freien Männer des Landes erſchienen hier vor dem mächtigen König; kein Widerſtand wurde laut, aller Trotz ſchien gebrochen; ſie gelobten, unweigerlich den Befehlen des Königs zu gehorchen, fehlten ſie in der Pflicht, ſo möchte er ihnen ihre Freiheit und ihr Land auf immer entziehen; ſchaarenweiſe ließ das Volk ſich taufen: Sachſen ſchien in der

That unterworfen. Nur Widukind, in dem etwas vom Geiſte Arminus lebte, wollte ſich nicht dem Franken beugen und flüchtete ſich zu dem Dänenkönig Sigfried.

Nichts war Karl hinderlicher, ſeine Erfolge in Sachſen zu benutzen und ſeine Herrſchaft hier ſchnell zu befeſtigen, als die Kriege, die er als Bundesgenoſſe des Papſtes gleichzeitig gegen die Langobarden zu führen hatte. König Deſiderius war durch die Scheidung ſeiner Tochter Karls erbittertſter Feind geworden; freudig hatte er die vom Throne ausgeſchloſſenen Söhne Karlmanns bei ſich aufgenommen, als Frankenkönige ſie anerkannt und vom Papſt Hadrian ihre Salbung verlangt. Aber was Deſiderius auch that, den Papſt von Karl zu trennen, der Papſt blieb „demanthart"; ſelbſt da wankte er nicht, als Deſiderius mit Heeresmacht gegen Rom anzog und den größten Theil der von Pipin geſchenkten Städte beſetzte. Der Hülferuf des Papſtes erging im Jahre 773 an Karl, und dieſer zögerte keinen Augenblick 773.
ihm zu folgen. Die Alpenpäſſe wurden ſchlecht vertheidigt, ohne erheblichen Widerſtand drang Karl in die lombardiſche Ebene ein. Auch hier widerſetzte ſich Deſiderius nicht in einer offenen Feldſchlacht, ſondern beſchränkte ſich auf die Vertheidigung der Städte, die einzeln umſchloſſen und belagert werden mußten.

Während das fränkiſche Heer hiermit beſchäftigt war, begab ſich Karl Oſtern 774 nach Rom, um ſich als ihr Patricius der Stadt 774.
zu zeigen und perſönlich ſeinen Bund mit dem Papſt zu erneuern. Mit allen Ehren, die ſonſt für den Einzug des Exarchen oder Patricius des griechiſchen Kaiſers angeordnet waren, wurde Karl empfangen. An der Peterskirche trat ihm der Papſt entgegen; unter dem Geſange: „Geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!" ſchritten beide zum Grabe des Apoſtels und beteten hier vereint. Dann wurde das Oſterfeſt mit der größten Pracht begangen, und nach demſelben dem Papſte von Karl die Schenkung ſeines Vaters nicht nur beſtätigt, ſondern noch durch neue Verleihungen erweitert. Karl erklärte, wie einſt ſein Vater, er habe den Kriegszug gegen die Langobarden nicht um Gold oder Silber, Land und Leute zu gewinnen unternommen, ſondern um die Rechte des heiligen Petrus zu ſchützen und zur Erhöhung der römiſchen Kirche; wenn aber der Papſt hiernach glaubte, Karl werde die Theile des langobardiſchen Reichs, auf die Rom nach einem unerfüllt gebliebenen Verſprechen Pipins Anſprüche erhob, am Grabe des heiligen Petrus niederlegen, fand er ſich freilich getäuſcht. Denn als nach langer Belagerung Pavia fiel und 774.
Deſiderius in die Gewalt ſeiner Feinde gerieth, ließ Karl nur ſich

huldigen und nannte ſich fortan „König der Franken und Langobarden.“ Deſiderius wurde als Mönch in ein fränkiſches Kloſter geſchickt.

Das Verhältniß Karls zum römiſchen Bisthum wurde, ſeitdem er ein ausgedehntes Reich in Italien gewonnen hatte und der mächtige Nachbar des Papſtes war, der ſelbſt nach der weltlichen Herrſchaft hier ſtrebte, weſentlich geändert; an Reibungen und Streitigkeiten fehlte es nicht, Anſprüche mancherlei Art wurden gegenſeitig erhoben und zurückgewieſen, aber der Gang der Dinge machte es unmöglich, daß ſich der durch alle Forderungen der Zeit gebotene Bund
776. lockerte oder löſte. Schon im Jahre 776 zeigte es ſich, wie untrennbar das Intereſſe des Papſts mit der Macht des Frankenkönigs verknüpft war. Deſiderius Sohn, Adelchis, der ſich nach Conſtantinopel geflüchtet hatte, erſchien in Italien; es unterſtützte ihn ſein Schwager Arichis, der ſtolze, noch unbezwungene Herzog von Benevent; andere langobardiſche Herzöge ſtanden mit ihm im geheimen Bunde. Der Papſt war nicht minder gefährdet, als die Herrſchaft der Franken. Da eilte Karl abermals herbei; die drohende Gefahr wurde durch ſein kraftvolles Auftreten ſchnell unterdrückt; die herzogliche Gewalt bis auf Spoleto, wo der Papſt oberherrliche Rechte in Anſpruch nahm, überall aufgelöſt, das Land in Grafſchaften getheilt, die fränkiſche Kriegs- und Gerichtsverfaſſung eingeführt, die politiſche Stellung der Biſchöfe und Aebte gehoben — kurz Alles den Einrichtungen der fränkiſchen Monarchie möglichſt nahe gebracht. Dennoch gab Karl vier
780. Jahre ſpäter in ſeinem fünfjährigen Sohne Pipin einen Unterkönig dem langobardiſchen Reiche. Auf eigener Grundlage ruhend, zu beſonderen Zwecken beſtimmt, den Angriffen gefährlicher Feinde fortwährend ausgeſetzt, ſchien das Land einer getrennten Verwaltung zu bedürfen. Noch war keineswegs hier Alles vollendet. Benevent unterwarf ſich erſt ſpäter und blieb von ſchwankender Treue. Die Griechen, die ihre Anſprüche und Abſichten auf Italien nicht aufgaben, ſuchten mit Arichis immer aufs Neue Verbindungen einzuleiten. So lange der Papſt gegen die „ruchloſen und ketzeriſchen“ Griechen und gegen das „meineidige und ſtinkende“ Volk der Langobarden keinen anderen Schutz ſah, als in dem erlauchten Königsgeſchlecht der Franken, hob er daſſelbe von Ehren zu Ehren; er krönte und ſalbte Pipin und ſeinen jüngeren Bruder Ludwig zu Königen der Franken.

Ludwig, dem jüngſten Sohne Karls, war Aquitanien als König-
778. reich ſchon bei der Geburt beſtimmt und das Knäblein in der Wiege in ſein Reich getragen worden. Denn als ſich an der Südweſtgrenze

seiner Herrschaft die Aussicht zu großen Eroberungen zeigte, wollte Karl auch hier den tapferen Bestrebungen seiner Getreuen einen eigenen Mittelpunkt geben. Eben damals gaben sich die ersten Spuren der Auflösung in dem großen Reich, das die Araber unter den Chalifen gewonnen hatten, zu erkennen. Abderrhaman, der letzte Sprößling vom entthronten Chalifengeschlecht der Ommaljaden, floh nach Spanien und gründete hier eine selbstständige Herrschaft, deren Sitz zu Cordova war. Aber die Statthalter der einzelnen Städte beugten sich nicht alle gleich willig dem neuen Gewalthaber, und Soliman el Arabl, der zu Saragossa befehligte, rief endlich ein Christenheer über die Pyrenäen. Im Jahre 778 griff Karl die Feinde, von seinen Vor- 778.
fahren einst von den Fluren Galliens vertrieben, zuerst in ihrer spanischen Herrschaft an, siegreich drang er bis zum Ebro, setzte seinen Schützling in Saragossa wieder ein, und die muhamedanischen Befehlshaber zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mußten ihm Geißeln stellen. Ein glänzender Kriegszug in seinen Anfängen, aber nicht ohne Gefahren und schlimme Verluste in seinem Ausgange. Auf dem Rückzuge überfielen die kampf- und beutelustigen Basken das fränkische Heer in den Pyrenäen, und in dem Thal von Roncesvalles erlitt es eine schwere Niederlage. Spät erst ereilte die Basken die Rache und wurden sie zur Unterwerfung gebracht; die spanischen Eroberungen gingen für den Augenblick wieder verloren.

Der Schlag, der Karls Heere in den Schluchten der Pyrenäen getroffen hatte, machte sich seiner Macht selbst an der Weser und am Rheine fühlbar: in so enger Verbindung standen damals alle Verhältnisse des Abendlands. Die Sachsen erhoben sich wieder. Die eben gebauten Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen, die Franken verjagt und das Frankenland selbst angegriffen. Bis zum Rheine ergossen sich die sächsischen Heereshaufen, von Deutz bis Koblenz wurde Alles verwüstet und zerstört. Sofort sandte Karl ein Heer von Ostfranken und Alamannen gegen die Sachsen, die zurückweichen mußten; in den Jahren 779 und 780 zog er dann selbst in 779. 780.
das empörte Land, von Neuem unterwarfen sich alle Gaue und versprachen Treue und Annahme des Christenthums, aber Karl, durch schlimme Erfahrungen belehrt, traute den Versprechungen nicht und dachte auf Mittel den Gehorsam des Volks zu erzwingen. Zahlreiche Befestigungen legte er rings um das Land an, namentlich an der fränkischen Grenze und an der Elbe; starke Besatzungen in diesen Burgen zwängten vom Osten und Westen die Sachsen ein und erhielten eine Zeit lang die Ruhe. Karl benutzte diese Ruhe, um Einrichtungen durchzu-

führen, welche den alten Götterdienst und die angestammte Volksfreiheit zugleich zu brechen vermochten. Die fränkische Heeres- und Gerichtsverfassung wurde nun hier, wie kurze Zeit vorher im langobardischen Reiche eingeführt, das Land in Grafschaften eingetheilt, und fränkische Große oder sächsische Edlinge, die sich Karl ergeben hatten, an ihre Spitze gestellt; schon wurde auch an die Vertheilung des Landes in bischöfliche Sprengel gedacht, christliche Priester angesiedelt und das Volk, wenn es nicht willig die Lehren Christi annahm, zur Taufe, zu kirchlichem Leben und zur Entrichtung des Zehnten gezwungen. Im Jahre 782 hielt der König einen großen und glänzenden Reichstag an den Quellen der Lippe; es schien, als ob er frei in Sachsen jetzt walte, wie in seinem eigenen Hause; schon ging er damit um, über Sachsen östlich hinaus zu den slavischen Stämmen sein Reich auszubreiten. Ein Heereszug gegen die Sorben, die zwischen Saale und Elbe wohnten, wurde beschlossen und mit einem fränkischen Heere mußten die Sachsen dem Könige zum ersten Male Heeresfolge leisten. Dem kriegerischen Geiste des Volks wollte der König, wie es scheint, nach einer andern Seite hin Beschäftigung bieten.

Die neuen Einrichtungen Karls schnitten tief in das innerste Leben des Volkes ein; die alte germanische Freiheit blutete aus tödtlichen Wunden; zu erschöpft, um sich länger aufrecht zu halten, besaß sie doch noch zu viel Lebenskraft, als daß sie nicht in heftigen krampfhaften Zuckungen gegen die Vernichtung angekämpft hätte. Als Rächer der sinkenden Freiheit erschien jetzt wieder Widukind unter den Sachsen, zur Vertheidigung des alten Glaubens und des ererbten Rechts rief er das Volk auf, auch die Friesen schlossen sich ihm an, Alles strömte zu den Waffen, ein großer gemeinsamer Entschluß beseelte die letzten Kämpfer für die altgermanische Freiheit. Kaum
782. war Karl fern, so stand ganz Sachsen und Friesland in Aufruhr; die Priester wurden erschlagen, die Edlinge, die sich den Franken ergeben hatten, aus dem Lande vertrieben; man rüstete sich zum Kampfe auf Tod und Leben. Das gegen die Sorben gerichtete Heer hieß Karl umkehren und richtete es sofort gegen Widukind und seine Schaaren, aber am Süntel, unfern der Weser, erlitt es eine völlige Niederlage. Ein vom Rhein gesandtes Hülfsheer barg kaum die spärlichen Reste der Franken. Aber schon rückte Karl selbst mit gewaltiger Heeresmacht an. Vor seiner persönlichen Erscheinung schien auch diesmal der Widerstand zu erlahmen; Widukind gab die Freiheit preis und flüchtete sich abermals zu den Dänen. Als strenger Rächer und Richter forderte Karl Rechenschaft von den eidbrüchigen Sachsen und Aus-

lieferung der Schuldigen; 4500 Sachsen wurden seinen Händen übergeben, an einem Tage ließ er sie Alle bei Verden enthaupten. Mit einem gewaltigen Schlage sollte die mit dem Tode ringende Freiheit zu Boden geschlagen werden und rasch sich verbluten. Mit furchtbarem Ernste verfolgte Karl jetzt sein Ziel die Sachsen völlig zu unterwerfen oder zu vernichten. Mit dem Blutbade von Verden glaubte er am Ziel zu sein, aber so sehr dasselbe die Sachsen erschreckte, noch mehr hatte sie es mit der äußersten Wuth der Rache und Verzweiflung erfüllt. Sofort stand das ganze Land wieder in den Waffen, und noch einmal kehrte Widukind von den Dänen zurück. Mit allen Kräften seines Reichs zog Karl im Jahre 783 abermals gegen die Sachsen aus, die 783.
jetzt sich zum ersten Male in großen, offenen Feldschlachten ihm stellten. Sie thaten es zu ihrem Verderben; erst bei Detmold, dann an der Hase unweit Osnabrück siegte Karl in furchtbaren, blutigen Kämpfen. Die Jugend des Volkes fiel, die Streitkräfte des Landes versiegten; bis zur Elbe drang der König, ohne namhaftem Widerstand mehr zu begegnen, plündernd und verwüstend vor; dennoch hielt Widukind noch zwei Jahre ihm Stand, bis verheerende Züge Karls in den Jahren 784 und 785 endlich die letzten Kräfte des Landes er- 785.
schöpften. Da erschien Widukind, der Aufforderung des Königs folgend, in dessen Pfalz zu Attigny, unterwarf sich und nahm die Taufe an. Jetzt war Sachsen besiegt, und mit Blutgesetzen wurden das Christenthum und das Königthum zugleich den Sachsen aufgedrungen. Mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht; jede Verletzung eines christlichen Priesters, der Aufruhr gegen den König und der Ungehorsam gegen seine Befehle wurden zu todeswürdigen Verbrechen gestempelt.

Stille des Todes war nachdem acht Jahre im Sachsenlande, und schon konnte Karl daran denken seine Waffen gegen die Wenden jenseits der Elbe zu richten. Im Jahre 789 ging er über den Fluß und 789.
griff die Wilzen an, die zwischen der mittleren Elbe und Oder wohnten. Ihre Nachbarn, die Abodriten im Norden und die Sorben im Süden, waren Karl verbündet und unterstützten sein Unternehmen, auch die Sachsen mußten ihm Heeresfolge leisten. Bis zur Peene drang der Frankenkönig vor, und die Fürsten der Wilzen huldigten ihm als ihrem Gebieter; die Herrschaft der Franken war auch im Rücken der Sachsen begründet. Abermals brachen dann wohl unter ihnen noch einzelne Aufstände aus, die der König mit bewaffneter Hand überwältigen mußte, wie im Jahre 798 in den Gegenden zwischen der unteren We- 798.
ser und Elbe; aber gefährlich wurden sie der Herrschaft der Franken

nicht mehr, und schon empfing in diesem Jahre das sächsische Land feste kirchliche Einrichtungen. Das sächsische Nordthüringen erhielt seinen eigenen Bischofsstuhl zu Halberstadt; in Engern theilten sich die Bischöfe, die zu Paderborn, Minden, Verden und Bremen eingesetzt wurden; über Westfalen erstreckten sich die neubegründeten bischöflichen Sprengel von Münster und Osnabrück, zugleich wurde das Kölner Bisthum bis in diese Gegenden ausgedehnt, und Mainz erhielt in den südlichsten Theilen des Landes eine Erweiterung seines Sprengels, wie es denn auch mit Köln Metropolitanrechte über die neubegründeten Bisthümer gewann. Als die neuen kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Sachsen tiefere Wurzeln zu schlagen anfingen, glaubte Karl jener schreckenden Blutgesetze überhoben zu sein und ließ sie in Vergessenheit kommen. Ein geordneter Zustand kehrte allmählich zurück; Karl ließ die Rechtsgewohnheiten der Sachsen, die noch nicht aufgezeichnet waren, niederschreiben und gab so den Sachsen, wie früher den Thüringern, ein geschriebenes Recht, wie es die anderen Stämme schon schon seit längerer Zeit besaßen.

Während Karl im Nordosten die Grenzen seines Reichs bis in die wendischen Gegenden ausdehnte, waren auch im Südosten große Eroberungen gemacht worden. Den letzten Aufstand des Herzogs Tassilo von Baiern hatten die Avaren, trotzdem ihr Reich schon in tiefem Verfall war, mit Waffenmacht unterstützt und dadurch Karls Zorn erregt. Im Jahre 791 überzog Karl mit großer Heeresmacht den Chakan, das Oberhaupt der Avaren, und drang in einem Zuge, ohne herzhaftem Widerstand zu begegnen, von der Enns bis zur Raab vor. Das Land wurde den Franken unterworfen, fränkische Anbauer siedelten sich in demselben an, denen die Avaren fortan dienten und bald unter ihnen verschwanden. Die slawischen Stämme der Karantanen, die nach dem Abzug der Langobarden und nach dem Verfall des Avarenreichs die Gegenden in den östlichen Alpen beherrschten, unterwarfen sich willig der fränkischen Herrschaft, und bald wurden von Salzburg, Passau und Aquileja aus die ersten Versuche gemacht das Christenthum unter ihnen zu verbreiten. Der Kampf gegen die Avaren wurde auch in der Folge fortgesetzt, obwohl Karl an demselben keinen unmit-
796. telbaren Antheil mehr nahm. Im Jahre 796 drang König Pipin mit einem fränkischen Heere bis zur Theiß vor, die großen ringförmigen Verschanzungen der Avaren zwischen Donau und Theiß wurden eingenommen und zerstört, der Chakan versprach Unterwerfung und huldigte Karl. Umsonst versuchte er sich der Abhängigkeit wieder zu entziehen, Niederlage folgte auf Niederlage, und wenige Jahre nachher ging das

Reich der Avaren, vom Osten her zugleich von den Bulgaren bedrängt, gänzlich unter. Bis tief in die Donauebene hinein erstreckte sich jetzt die fränkische Herrschaft, und das Christenthum erhob sich wieder in Ländern, wo es längst erstorben war. Als ein thätiger und tüchtiger Heidenapostel leuchtete vor Allen der Bischof Arno von Salzburg hervor; wegen seiner Verdienste um die Bekehrung der Karantanen und Avaren geschah es hauptsächlich, daß Salzburg zum erzbischöflichen Sitz und zur Metropole Baierns erhoben wurde.

Durch Waffengewalt hatte Karl das überkommene Reich in seinem Umfange verdoppelt, durch unbesiegliche Energie jede widerstrebende Gewalt in demselben gebeugt und den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen in demselben eine Einheit gegeben, wie sie seit der Römer Zeiten das Abendland nicht gekannt hatte. Von den Pyrenäen hin bis zu den Karpathen und in die nördlichen Ebenen an Oder und Weichsel, von den Mündungen der Elbe bis in die höchsten Theile der Apenninen erstreckte sich die Herrschaft der Franken, zusammengefaßt von der Hand eines einzigen Mannes, dem nicht nur alle weltliche Gewalt in dem weiten Reiche dienstbar war, sondern den auch die Geistlichkeit unweigerlich als ihr Haupt anerkennen mußte. Was allen Jahrhunderten vorher unmöglich erschienen war, alle Stämme der inneren deutschen Länder unter *eine* Herrschaft zu bringen, den trotzigen Freiheitssinn aller Germanen unter Königsgebot zu beugen, Karl war es endlich gelungen, und zugleich hatte er die wichtigsten Länder des weströmischen Reichs, seit dem Verfall desselben getrennt, unter seinem Scepter wieder vereinigt; die ersten Städte des alten Reichs waren in seinem Besitz, Rom selbst erkannte schon seine Macht an. Der Kampf, der Gegensatz zwischen Römern und Germanen bewegten seit Jahrhunderten das Abendland; der Kampf schien ausgekämpft, der Gegensatz ausgeglichen, da Germanen und Römer nun *ein* Reich umschloß, *eine* Kirche umfing. So erhob sich das fränkische Königthum durch Karl zu einer weitgebietenden universalen Bedeutung; es gewann eine wahrhaft kaiserliche Macht im Abendlande, während das Kaiserthum des Orients in den schmählichsten Verfall gerieth. Eben damals war es, daß die herrschsüchtige Irene, nachdem sie lange für ihren Sohn die vormundschaftliche Regierung geführt hatte, selbst auf die verruchteste Weise die Herrschaft an sich riß; durch Empörung gegen ihr eigenes Kind, das sie blenden ließ, gewann ein Weib gegen alle Ueberlieferungen der Vorzeit den kaiserlichen Namen, den sie mit unsäglicher Schande bedeckte. Wer mochte es da dem Papstthum verargen, wenn es das letzte lockere Band, das es

noch an den kaiſerlichen Thron von Conſtantinopel feſſelte, mit einem Riß für immerdar trennte?

Was hatte der Nachfolger Petri nicht Alles Pipin und Karl zu danken! Der Gewalt der Langobarden und Griechen war er nur durch ihren Beiſtand entriſſen; als gehorſame und liebreiche Söhne des heiligen Petrus hatten ſie ſich dann gezeigt, eine weltliche Herrſchaft dem römiſchen Bisthum begründet und damit erfüllt, was ſeit geraumer Zeit von den Päpſten als heißeſter Wunſch im Stillen genährt war; das Band gläubigen Gehorſams, durch welches Bonifacius die fränkiſche Kirche an Rom feſſelte, hatten die Könige feſter und feſter gezogen und über alle Länder ausgedehnt, die ſie ihrer Gewalt unterwarfen; der Primat Petri hatte eine größere und ausgedehntere Anerkennung erhalten, als er jemals vorher erlangte. Papſt Hadrian, der dreiundzwanzig Jahre mit großer Umſicht die Stelle des höchſten Prieſters der Chriſtenheit verwaltete, lebte in ſeinen letzten Lebensjahren in der vertrauteſten Freundſchaft mit Karl, denn fein und richtig erwog er alle Vortheile, welche ihm aus der innigen Verbindung mit dem mächtigen König erwuchſen. Auf Hadrians Wunſch befeſtigte Karl den immer noch ziemlich loſen Metropolitanverband der biſchöflichen Stühle ſeines Reichs und ordnete ihn, wo er noch fehlte; auf Hadrians Verlangen wurde die von Rom anerkannte Sammlung der Kirchengeſetze und päpſtlichen Verordnungen im ganzen Umfange des fränkiſchen Reichs eingeführt; Nichts geſchah in den kirchlichen Dingen, ohne den Rath des Papſtes zu hören. Der geiſtige Einfluß des Papſtthums wuchs ſo mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer nie gekannten Höhe, er verbreitete ſich in Gegenden, die ihn früher nie erfahren hatten, er gewann unbeſtrittene Anerkennung, wo er früher vielfach angefochten war, gerade in Italien ſelbſt befeſtigte er ſich eigentlich erſt durch die fränkiſche Eroberung; aber die äußere Machtentwickelung des Stuhls Petri hielt nicht von ferne gleichen Schritt mit dem geiſtlichen Einfluß, den derſelbe bereits gewonnen hatte. Noch war der römiſche Biſchof rings von Feinden umdrängt, in ſeiner eigenen Stadt nicht ſicher, weder die gewonnene äußere Herrſchaft, noch die geiſtlichen Anſprüche ſeiner kirchlichen Stellung konnte er ohne die Hülfe des Frankenkönigs behaupten; nicht die Dankbarkeit, die zwingende Noth ſeiner Lage mußte ihn zuletzt dahin treiben Karl als ſeinen Herrn, als Gebieter Roms anzuerkennen und die kaiſerliche Gewalt für Rom, für das Abendland herzuſtellen. Sobald das Papſtthum noch einmal in Noth und Bedrängniß gerieth, mußte es ſich zu dieſem letz-

ten entscheidenden Schritt entschließen, der seine eigene Stellung, wie die Lage der Welt durch und durch umwandelte.

Papst Hadrians letzte Jahre verflossen in Ruhe; stürmisch aber wurden schon die ersten Zeiten seines Nachfolgers. Als Hadrian am 795
Ende des Jahrs 795 abschied, folgte ihm Leo III., der sogleich die Schlüssel vom Grabe des heiligen Petrus mit dem Banner von Rom an Karl übersandte, ihm Treue gelobte und ihn aufforderte, Gesandte nach Rom zu schicken, um von den Einwohnern der Stadt sich huldigen zu lassen. Der neue Papst erkannte von Anfang an seine Lage, er faßte die Rechte des Patriciats so weit, als wäre Karl schon Kaiser, er suchte einen Schutzherrn und bedurfte nur allzubald seiner Hülfe. Im Frühjahr 799 brachen wilde Parteikämpfe unter dem rö- 799.
mischen Adel aus; der Papst, überfallen und mishandelt von seinen Feinden, flüchtete sich aus der Stadt und eilte hülfeflehend nach Paderborn vor den Thron König Karls. Fränkische Große führten im Herbst ihn nach Rom zurück und schafften ihm Ruhe vor seinen Widersachern. Aber ohne Karl schwebte der Papst in steter Gefahr, und schon eilte der König selbst nach Rom; denn die Herstellung des abendländischen Kaiserthums war beschlossen.

Als Karl am Weihnachtsfest des Jahrs 800 im Gewande des 800.
römischen Patricius in die Peterskirche kam, setzte ihm der Papst eine goldene Krone auf das Haupt; die Kirche hallte von dem Zuruf der Menge wieder: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten gro„ßen und friedfertigen Kaiser der Römer Carolus Augustus!“ Der Papst warf sich dem germanischen Kriegsfürsten zu Füßen und huldigte ihm, wie die römischen Bischöfe vordem dem römischen Kaiser zu Constantinopel gehuldigt hatten.

Als Karl der Große den Kaiserstuhl Roms bestieg, war ein Ziel erreicht, dem hochstrebende deutsche Fürsten seit Jahrhunderten nachgetrachtet hatten. Von Rom hatten einst die Deutschen die ersten Eindrücke eines großen staatlichen Lebens empfangen; unter dem Einfluß derselben waren alle germanischen Reiche begründet worden; die Größe und Macht des römischen Kaiserstaats, die Einheit seiner stets schlagfertigen Heere, der Glanz des kaiserlichen Hofes, die Herrschaft des Gesetzes waren und blieben das Ideal der germanischen Könige; selbst als im Abendlande das zerfallene und geschwächte Reich der Cäsaren dem Andrang germanischer Kriegsschaaren erlegen war, schien

es den edelsten und begabtesten Führern dieser Schaaren doch nur die letzte und höchste Aufgabe zu sein, mit eigener Kraft und eigenen Mitteln den zerstörten Bau herzustellen. Wie aber sollte dies gelingen, so lange sich die deutschen Stämme selbst, ohne inneren wie äußeren Zusammenhalt, in einer fast ununterbrochenen Reihe von Kriegen schwächten und aufrieben, so lange die Fürsten über Völker geboten, die dem Zwang der Gesetze und jeder durchgreifenden Herrschergewalt mit trotzigem Freiheitssinn widerstrebten? So hatte denn der Westgothe Athaulf, so hatte der Ostgothe Theoderich, so endlich die ersten Merovinger ihre kühnen Pläne das abendländische Reich herzustellen sogleich beim ersten Angriff aufgeben müssen; genug, daß es ihnen gelang, einzelne Theile des großen Ganzen ihrem Königsgebot zu unterwerfen und zu besonderen Reichen zu gestalten.

Aber der erste germanische Fürst, dem es glückte, die Selbstständigkeit der Gemeinden für immer zu brechen und der Königsherrschaft zum letzten entscheidenden Siege über die Volksherrschaft zu verhelfen, der zugleich dahin gedieh, alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, in seinem Reiche zu vereinen und sie wieder mit den ausgewanderten bereits romanisirten Germanen zu verbinden, nahm auch sofort das römische Kaiserthum wieder auf und stellte sich als Nachfolger der alten Imperatoren hin. Nun erst schien der lange Kampf zwischen Rom und den Germanen ausgekämpft, bei dem es sich ja von Anfang an weniger um die Vernichtung des alten Weltreichs gehandelt hatte, als um die Aufnahme der deutschen Stämme in den großen Staatsverband der gebildeten Völker, nicht um die Zerstörung aller bisherigen Kultur, sondern um die weitere Verbreitung der edlen Geistesgüter, die Roms Herrschaft in sich faßte und hegte. Nicht freilich als Sklaven, nicht von Roms Legionen bezwungen, waren die Germanen dem Reiche einverleibt worden; mit den Waffen in der Hand hatten sie sich Bürgerrecht und Herrenrecht in demselben erkämpft. Als sie dann mit den Elementen ihres Wesens Alles erfüllt und umgewandelt hatten, gab die freie Entwickelung der Dinge endlich einem deutschen Fürsten das kaiserliche Scepter des Abendlands in die starke Rechte, und er trat die Regierung jenes großen germanisch-romanischen Reichs an, in das sich die alte Römerherrschaft umgestaltet hatte.

Doch das Kaiserthum war noch etwas anderes, als jenes höchste politische Ideal, dem die deutschen Machthaber seit Jahrhunderten zustrebten; auch der religiöse Glaube der christlichen Kirche hatte die Idee desselben als der höchsten irdischen Macht erfaßt, in sich auf-

genommen, auf eigenthümliche Weiſe aus- und umgebildet. Die Ueberzeugung der alten Römer, daß ihre Republik beſtimmt ſei, alle Völker bis an das Ende der Welt einem Geſetze und einem Gebote zu unterwerfen, war in der chriſtlichen Zeit nicht erſtorben, ſondern hatte vielmehr neues Leben durch den Glauben gewonnen, daß alle Bekenner des Heilands zu einer Heerde geſammelt werden und in eine große Gemeinſchaft treten ſollen; das chriſtliche Rom nährte nicht nur den Glauben an eine chriſtliche Kirche, ſondern auch an einen chriſtlichen Staat und theilte dieſen Glauben allen Anhängern des katholiſchen Bekenntniſſes mit. Das römiſche Reich ſah die rechtgläubige Chriſtenheit ſo als eine unmittelbare, ewigfeſte Ordnung Gottes an und erblickte in dem Kaiſer den von Gott ſelbſt geſetzten Oberherrn der Welt, dem keine andere weltliche Gewalt ſich zur Seite ſetzen dürfe. Seine Pflicht und ſein Beruf ſei es, meinte man, die Chriſtenheit gegen alle ihre Feinde zu ſchützen und zu wahren, über Ordnung und Frieden aller Orten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe und Anſprüche der Welt zu vertheidigen, die Wittwen und Waiſen, die Unglücklichen und Verfolgten zu ſchirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht ſeines Arms zu unterſtützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß ſich ſo Alles erfülle und Chriſtus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieſer Vorſtellung von der Gewalt des Kaiſers wurden alle Könige, Fürſten und Herren zu Werkzeugen ſeiner Macht herabgeſetzt, alle Chriſten mußten in dem Gebot des Kaiſers den Willen Gottes erkennen und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorſam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als ſonſt die weltliche Obrigkeit von ihnen beanſpruchen konnte.

Es war eine ſchöne und große Anſchauung, zu der ſich die katholiſche Chriſtenheit gerade inmitten der Auflöſung des Reichs erhob. Als die Herrſchaft der Kaiſer dann doch im Abendlande verfiel, hofften die römiſchen Chriſten die Herſtellung ihres kaiſerlichen Gottesreiches von Conſtantinopel, bis der Biſchof von Rom und mit ihm Italien ſich von dem irrgläubigen Gebieter des Oſtens auf immerdar trennte. Als dies geſchehen war, wandte man ſeinen Blick, auch jetzt nicht verzweifelnd, zu den Germanen; und aus ihrer Mitte erſtand in Karl ein Fürſt, der ſich ganz mit den univerſellen Ideen eines einigen chriſtlichen Staats durchdrang, der das römiſche Kaiſerthum im Sinn der rechtgläubigen Kirche erfaßte und der nicht nur den Willen, ſondern auch die Macht beſaß den Glauben der Chriſten an ein Gottes-

reich, so weit er in einer so wilden und sturmbewegten Welt überhaupt durchzuführen war, zu verwirklichen.

Nicht dahin hat also Karl als römischer Kaiser getrachtet, die Zwingherrschaft des heidnischen Roms über die Welt herzustellen, in Vergessenheit gerathene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und so eine schrankenlose Gewalt sich zu gewinnen; seine Vorstellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiser zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politischen Idee, welche die abendländische Kirche vom Kaiserthum in sich ausgebildet hatte. Mehr die Theocratie des alten Bundes, als die Despotie des römischen Kaiserstaats bot die Maximen dar, denen er in Ausübung der ihm übertragenen Weltherrschaft folgte. In dem Kreise seiner Freunde ließ Karl sich König David nennen; vergleicht man ihn seinen kaiserlichen Vorgängern, so stellt man ihn nicht den Juliern oder Flaviern, sondern einem Constantin oder Theodosius, den Begründern der römischen Staatskirche, zur Seite. So ruht denn der neue Kaiserstaat wesentlich auf kirchlichen Grundlagen; sein Ideal ist kein anderes, als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere; in diesen gesonderten Klassen des Volks stellen sich die natürlichen Glieder des einen großen Staatskörpers dar, dessen Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, die Uebelthäter zu strafen.

In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne
801 802 begann er seine kaiserliche Regierung. Bald nach seiner Rückkehr von Rom ließ Karl zu Achen die gesammten geistlichen wie weltlichen Gesetze, die in seiner Herrschaft Geltung hatten, sorgfältig durchsehen und Alles ausmerzen, was dem göttlichen Gebot zu widersprechen schien; dann schickte er Sendboten geistlichen und weltlichen Standes nach allen Seiten aus, um die verbesserten Gesetze in das Leben zu führen und um zugleich ihm von allen Unterthanen seines Reichs, die das zwölfte Jahr überschritten hatten, einen neuen Huldigungseid schwören zu lassen, einen Eid, der viel höhere und größere Pflichten, wie sie ausdrücklich hervorheben sollten, gegen seine kaiserliche Hoheit auferlege, als der bisher dem Könige geleistete Schwur. Geradezu apostolische

Aufträge gab Karl diesen Sendboten mit: sie sollten das Volk von jeder Uebertretung der göttlichen Gebote mit Eifer abmahnen, die christlichen Tugenden ihm an das Herz legen, Alle darauf hinweisen, daß sie dereinst vor dem Richterstuhl Christi Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müßten.

Hatte das germanische Königthum schon von jeher einzelne geistliche Rechte in sich aufgenommen, so scheint es nun, zur kaiserlichen Gewalt erhoben, fast die ganze Machtfülle des höchsten Priesterthums an sich zu reißen. Denn Karl wird in der That schlechthin als „der „Regent der heiligen Kirche" bezeichnet; die Kirchenversammlungen bedürfen nicht nur seiner Erlaubniß, um zusammenzutreten, er ergänzt ihre Beschlüsse, er ändert das Mangelhafte ab, er hat die entscheidende Stimme, sie leihen ihm nur ihren Rath; nicht minder reformirt er den gesammten Clerus seines Reichs und zwingt ihm mit durchgreifender Strenge das kanonische Leben auf, dessen Ordnungen der Klosterregel des heil. Benedict großentheils entlehnt waren; überall greift seine Gesetzgebung in das kirchliche Gebiet hinüber, und in den späteren Sammlungen der Kirchengesetze finden sich Karls Gesetze neben den Schreiben der Päpste und den Beschlüssen der Concilien. Der Papst sinkt, ob die abendländische Kirche ihr Haupt in ihm verehrte, doch neben diesem hohenpriesterlichen Kaiser fast nur zum ersten Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten, zum Vorsteher der ersten Körperschaft des Reichs herab. Und in welche wunderbare Stellung gerieth überhaupt die Kirche zu dieser neuen Staatsgewalt, die mit ihr auf derselben Grundlage ruhte, zu demselben Ziel hinstrebte, so viele ihrer eigenthümlichen Rechte für sich in Anspruch nahm! Der Kaiser schien der devoteste Knecht der Kirche und war doch ihr erster Gebieter, der Kaiserstaat konnte ihr Bahn brechen zum letzten und größten Siege, aber ebensowohl konnte auch sie zuletzt nur als Werkzeug einer Gewalt dienen, die aus rein weltlichen Verhältnissen erwachsen war und immerdar um ihres Bestandes willen den weltlichen Charakter festhalten mußte, in diesem aber manche Zwecke verfolgte, die mit den christlichen und kirchlichen wenig oder nichts gemein hatten.

Denn Karl war als König der Franken, als oberster Kriegsherr und Richter seines Volks, zur Kaiserherrschaft gelangt, von dem Heer- und Gerichtsbann, den er über die freien Franken und über alle ihnen unterworfenen Völker übte, war die ganze Gewalt, die er besaß, ausgegangen, beruhte auf diesem Grunde und sank zusammen, sobald derselbe wankte oder ihr entzogen wurde. Sollte sein Reich erhalten bleiben, so kam Alles darauf an, die Königsgewalt unter den Fran-

ken ſelbſt unerſchütterlich feſt zu begründen, jene Elemente, welche ſo oft ſie geſchwächt und untergraben hatten, ihr dienſtbar zu machen, die unterworfenen Theile des Reichs aber dem fränkiſchen Staatsleben ſo eng einzuverleiben, daß ſie ſich von ihm nicht mehr zu trennen vermochten; kurz eine Organiſation dem weiten Reiche zu geben, bei der alle Kräfte und Mächte deſſelben ſich das Gleichgewicht hielten, in einander griffen und ſich unterſtützten, wo ſämmtliche Glieder des Gemeinweſens nur der Stärkung des Staatsoberhaupts und der Durchführung ſeiner Abſichten dienten. Eine unermeßliche, unendlich ſchwierige Aufgabe, zumal Karl nie daran denken konnte, den Despotismus des ſinkenden Roms ſeinem Reiche aufzudrängen, mit der Schwere ſeiner Allgewalt das eigenthümliche Leben der einzelnen Stämme zu erdrücken, ein Geſetz und Recht, gleiche Formen der Verwaltung von einem Ende ſeines Reichs bis zum andern durchzuführen. Schon ſein Ideal des chriſtlichen Staats hielt ihn hiervon ab, noch mehr aber die eigene Sinnesart und die Natur der von ihm beherrſchten Völker. Aus deutſchem Geiſte, der nicht ſchaffen und treiben kann, wo nicht freie Entwickelung im engen Kreiſe gegeben iſt, mußte die politiſche Schöpfung Karls hervorgehen, wenn ſie unter Völkern, die entweder durch und durch deutſch oder doch von germaniſchen Lebenselementen berührt waren, irgend welchen Beſtand gewinnen ſollte; ſie mußte überdies an das Altherkömmliche ſich eng anſchließen; ſie mußte endlich durch perſönliche und unmittelbare Einwirkung, nicht durch einen todten Mechanismus die Kräfte des Staats regeln, ſammeln und leiten.

Mit ewig ſtaunenswerther Weisheit und Geiſtesgröße hat Karl dieſe Aufgabe gelöſt. So mächtig und folgenreich ſeine Kriegsthaten ſind, ſo ſtrahlt doch ſein Ruhm als Geſetzgeber bei weitem heller durch die Geſchichte der Menſchheit. Ueber die perſönlichen und Volksrechte, die er zum Theil ſelbſt erſt hatte aufzeichnen laſſen, erhob er durch ſeine Capitularien — Edicte und Verordnungen, welche er entweder aus eigener Entſchließung oder unter dem Beirathe der Reichsverſammlungen erließ, — ein allgemeines Reichsrecht, eine Staatsgeſetzgebung umfaſſendſter Art, die bald die großen Verhältniſſe der Geſammtheit regelte, bald zu den localen Zuſtänden hinabſtieg, um ſie dem Ganzen anzupaſſen. Das Unternehmen, an dem man ſo lange verzweifelt hatte, die trotzigen, freiheitsſtolzen Germanenſtämme unter ein Staatsgeſetz zu beugen, führte er endlich durch; die allgemeinen Ideen, auf denen die Gemeinſchaft der Menſchen beruht, gewannen ſo den Sieg über die urſprünglichen Triebe und Neigungen zahlreicher Völker, deren Leben ſich bis dahin in gewiſſen gleichſam von der Natur ihnen geſtellten

Grenzen nach Sitte und Herkommen geregelt hatte; das verworrene Treiben und Drängen getrennter Maſſen wurde zu gemeinſamen Zielen geleitet und das Bewußtſein in den Seelen geweckt, daß eine höhere und weitere Ordnung über dem engen Kreiſe ſtehe, in dem ſich der Einzelne bewegt. Ein Rieſenſchritt in der Entwickelung des deutſchen Geiſtes geſchah durch Karls Geſetzgebung, und man glaube nicht, daß ſie, weil ein erſter, darum ein roher ungefüger Verſuch war, aus barbariſchem Gelſte geboren.

Wenn wir mit Recht die höchſte Kunſt des Geſetzgebers darin ſehen, jeden Keim ſittlichen Lebens, den er in Sitten und Einrichtungen ſeines Volks vorfindet, mit ſcharfem Blick zu erkennen und ſo zu pflegen, daß die ſchönſte Frucht, die er treiben kann, aus ihm gewonnen werde, ſo war Karl einer der größten Geſetzgeber, welche die Welt geſehen hat. Keinen Urtrieb germaniſchen Weſens hat er verkommen laſſen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, an die rechte Stelle gebracht und ſo fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen, als zuvor. Wie überhaupt das fränkiſche Staatsleben, ſieht man von den kirchlichen Inſtitutionen ab, vorzüglich auf germaniſcher Grundlage beruhte, ſo ſind auch deutſche Elemente vor Allem bei Karls politiſchen Schöpfungen in Anwendung gebracht; der Inhalt ſeiner Geſetze iſt nach dieſer Seite hin durch und durch deutſch, obwohl die Capitularien, wie die Volksrechte, in lateiniſcher Sprache abgefaßt waren. In gewiſſem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germaniſchen Völker in dieſe Geſetze, ſtrömt alles weitere Leben derſelben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgeſetz den Quell ihres ganzen Staatslebens genannt, mit noch größerem Rechte könnten die Deutſchen, ja alle Nationen Europas daſſelbe von Karls Geſetzen ſagen. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu ſchlägt man die Capitularien des großen Kaiſers auf, das erſte große Geſetzbuch der Germanen, ein Werk, dem mehrere Jahrhunderte vorher und nachher kein Volk ein gleiches an die Seite geſetzt hat. Das Bild des karolingiſchen Staats tritt uns in voller Gegenwärtigkeit hier vor die Seele, wir ſehen, wie Großes und Bewundernswerthes erreicht, wie das Höchſte erſtrebt wurde.

Was vor Allem den Staat zuſammenhielt, war die römiſch-katholiſche Kirche; ſie verbreitete *einen* Glauben, *ein* Sittengeſetz, gleiche religiöſe Ordnungen über Nationen, die bis dahin durch Sprache, Sitte und Geſetz vielfach geſchieden waren, und umſchloß ſie mit ihrem kunſtreichen und enggeſchloſſenen Organismus wie mit einem dichten Netz. Um ſo einflußreicher war aber die Kirche auf den Staat,

je mehr sie in alle Interessen desselben bereits tief verwickelt war, je geistlicher die Könige, je weltlicher die Bischöfe geworden waren. Synoden und Reichsversammlungen traten gewöhnlich vereint zusammen, und die Stimme der Geistlichkeit war auch auf diesen von dem gewichtigsten Einfluß; die Bischöfe waren die geschicktesten Werkzeuge der Könige bei allen politischen Verhandlungen, sie standen mit gleichem Ansehn den Grafen zur Seite, sie waren reiche Gutsbesitzer wie die weltlichen Großen, führten ihre Dienstleute oft selbst in den Krieg und vertauschten nicht selten den Krummstab mit dem Schwerdte. War die Geistlichkeit früher fast durchgängig römischer Abkunft, so weihten sich jetzt auch deutsche Männer dem geistlichen Stande; man fing an in deutscher Sprache zu predigen, Religionsbücher in das Deutsche zu übersetzen; der Klerus wurde dadurch der eigenthümlichen Art und Weise der germanischen Völker näher gebracht und konnte dabei seine universellen Zwecke nur um so wirksamer verfolgen, da er zugleich an der geschlossenen Einheit, die tief in seiner ganzen Vergangenheit wurzelte, kaum etwas verlor.

Ein zweites, obwohl nicht gleich starkes Band für den Staat war die fränkische Nationalität und die auf derselben ruhenden allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen. Mit ihrem Schwerdte hatten die siegreichen Franken die Herrschaft über das Abendland gewonnen, sich zu Gebietern der germanisch-romanischen Welt gemacht; ein fränkischer König herrschte über das ganze Reich; die Theile desselben, die Landschaften, Gaue, Hundertschaften oder wie sie sonst nach provincieller Weise bezeichnet werden mochten, wurden zumeist von fränkischen Großen regiert; in dem weiten Reichsgebiet stieß man überall auf Pfalzen und Höfe der fränkischen Könige, auf Burgen und ausgedehnte Besitzungen des fränkischen Adels; die Grundzüge der fränkischen Verfassung wurden auf die eroberten deutschen Länder, wie auf das unterworfene Italien übertragen: das fränkische Volk durchschlang und umschlang mit seinen Staats- und Lebenselementen das ganze Abendland; nicht stark genug, die andern Nationalitäten zu vernichten, war es doch zu solcher Kraft gelangt, daß es dieselben für den Augenblick niederhalten und seinen Zwecken dienstbar machen konnte.

Auf dieser gedoppelten Grundlage erhob sich die kaiserliche Macht, in der sich äußerlich die Einheit des Reichs darstellte. Als Oberhaupt der abendländischen Kirche und als fränkischer König vereinte der Kaiser eine Summe von Rechten und Machtbefugnissen in seiner Person, die ihn nicht nur an die Spitze des Reichs stellte, sondern es ihm auch ermöglichte, durch alle Kreise und Schichten seiner Völker seinem

Willen Geltung oder mindeſtens Achtung zu verſchaffen. Von dem Kaiſer wurde, wie bereits geſagt, die Kirche geradezu regiert; die Biſchöfe, wenn auch oft nicht unmittelbar von ihm, doch nur nach ſeinem Willen erwählt, erſcheinen faſt nur als die Organe ſeiner Abſichten. Von ihm geht ebenſo die ganze bürgerliche Verwaltung des Staats aus. Er allein ernennt die Grafen, die in ſeinem Namen in ihren Grafſchaften den Heer- und Gerichtsbann ausüben, ſie gelten ihm lediglich als Staatsbeamten, die verſetzt und entlaſſen werden können, wenn es das Wohl des Ganzen erheiſcht. Der Kaiſer beſtimmt die Sendboten, welche alljährlich paarweiſe die einzelnen Landſchaften des Reichs durchziehen, die Beamten beaufſichtigen, Beſchwerden gegen ſie entgegennehmen, die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie wahrnehmen und dieſe mit dem Kaiſer in ſteter Verbindung erhalten. Er ſelbſt iſt der höchſte Richter, über ſeine Großen ſteht ihm allein das Gericht zu, doch kann er auch jedes Gericht über Andere an ſich ziehen. Der Kaiſer verfügt ferner über alle Streitkräfte des Reichs, er bietet den Heerbann aller Völker auf, entſcheidet über Krieg und Frieden, führt das Heer in Perſon an oder ſetzt ihm den Oberbefehlshaber, wie er auch die Herzöge für den Heerbann der einzelnen Völker auf die Dauer des Kriegs ernennt. Die ganze Staatsgeſetzgebung ruht endlich in ſeinen Händen, obwohl er ſich zu derſelben des Beiraths der Reichsverſammlung und ſeines Staatsraths bedient. Jene beſtand aus allen weltlichen und geiſtlichen Großen des Reichs d. h. aus den Hofbeamten, den Biſchöfen, Aebten, Herzögen, Grafen und dem geſammten königlichen Dienſtgefolge; ſie verſammelte ſich in jedem Frühjahr, meiſt in Verbindung mit der großen Heerſchau des Maifelds, und wurde bei allen wichtigen Staatsgeſchäften oder bedeutenden Reichsgeſetzen zu Rath gezogen. Der Staatsrath war dagegen nur aus den Hofbeamten und den Magnaten des Reichs zuſammengeſetzt, die der Kaiſer eines beſonderen Vertrauens würdigte und entweder dauernd oder nur zeitweiſe in ſeine Nähe berief. Im Herbſt trat gewöhnlich der Staatsrath zu beſonders wichtigen Sitzungen zuſammen, die als Vorberathung für die bevorſtehende Reichsverſammlung dienten, und wurde zu dem Ende durch angeſehene Diener des Kaiſers aus allen Theilen der Monarchie verſtärkt, ſo daß er als eine kleine Reichsverſammlung gelten konnte.

Die geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs erſchienen neben dem Kaiſer nur als ſeine Rathgeber und als die Vollſtrecker ſeiner Gebote, und doch waren dieſe Magnaten zuletzt unter der ſchwachen Herrſchaft der Merovinger ſchon zu einer faſt unumſchränkten Macht

gediehen. Sie hatten ihren Grundbeſitz mehr und mehr erweitert, große Länderſtrecken, die überdies von allen öffentlichen Laſten und der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten befreit waren, vom Krongut an ſich geriſſen und mit dieſem ausgedehnten Beſitz nicht nur große Maſſen von Knechten, ſondern auch eine beträchtliche Anzahl freier Hinterſaſſen gewonnen. War die Kirche ſchon durch ihren großen Beſitz und ihre ausgedehnten Privilegien den Königen gefährlich geworden, wie viel bedenklicher war nicht noch der Machtzuwachs des weltlichen Dienſtadels! Schon ſammelten dieſe kriegeriſchen Herren, die zu Ehre, Reichthum und Macht im königlichen Gefolge gelangt waren, eigene Kriegsgefolge von freien Leuten um ſich, wie es ehedem die Gaufürſten thaten. Ein Recht, was ſeither im Frankenreiche den Königen allein vorbehalten war, maßten ſie ſo ſich an und machten ſich aus Dienſtleuten des Königs ſelbſt zu Gefolgsherren. Bei der drückenden Herrſchaft, die der Adel ſchon über die niederen Leute übte, verpflichteten ſich bald viele Freie, beſonders in den galliſchen Ländern, zu Kriegs- und Ehrendienſten gegen einen reichen Grundherrn, wenn dieſer ihnen Schutz und Unterhalt gewährte. Der Freie gelobte dann durch einen ſeinem Herrn perſönlich geleiſteten Eid, ihm zu aller Zeit treu und gewärtig zu ſein, ihm zu folgen, wohin er entboten würde, und in keiner Noth ihn zu verlaſſen; er ließ ſich den Namen eines Vaſſen oder Vaſallen gefallen, mit dem man bisher nur die bewaffneten Knechte zu bezeichnen pflegte, mit denen ſich der Adel zu ſeiner Vertheidigung oder zum Ehrengeleit zu umgeben pflegte, der aber nun recht eigentlich zur Bezeichnung der freien Gefolgsgenoſſen des Adels üblich wurde. Die meiſten weltlichen Großen gewannen ſich nach und nach eine größere Anzahl ſolcher Vaſallen, mit denen ſie dann ihre Fehden führten und die ſie ſpäter oft genug ſelbſt zum Kampf gegen die Könige benutzten. Da die Macht dieſer Großen hauptſächlich noch auf vererblichem Grundbeſitz beruhte, bildete ſich aus ihnen bereits damals eine erbliche Ariſtocratie aus, die, obwohl ſie nicht geſchloſſen war und durch den Dienſt des Königs ſich immer von Neuem erweiterte, doch in ihren hervorragendſten Häuptern bereits zu ſolcher Kraft gediehen war, daß ſie hauptſächlich das Königthum der Merovinger zu Fall gebracht hatte. Das Geſchlecht Pipins war ſelbſt aus dieſem Dienſtadel hervorgegangen, es erhob ſich, indem es von der Wehrkraft der deutſchen Stämme unterſtützt, die anderen Gefolgsherren entweder im Kriege vernichtete oder ſich beugte, indem es ſich dann ſelbſt an die Spitze des Vaſallenthums ſtellte und mit den Vaſallenheeren und dem deutſchen Heerbann die äußeren Feinde des

fränkiſchen Staats überwand. Als dies Geſchlecht darauf den Thron der Merovinger beſtieg, war es ſchon unmöglich das Vaſallenthum zu vernichten und die geiſtlichen und weltlichen Großen wieder in die engen Schranken der Vorzeit zurückzuweiſen; nur darauf kam es an, die übermächtige Ariſtocratie der königlichen Herrſchaft dienſtbar zu machen und zu verhindern, daß ſie nicht Zwecke verfolgte, die den Staat aufheben mußten. Den geiſtlichen Herren verband ſich König Pipin, wie bekannt iſt, auf das Engſte, aber indem er ihren kirchlichen Einfluß unendlich erhob, mußten ſie große Einbuße an ihrem weltlichen Beſitze erleiden. Eine maſſenhafte Einziehung des Kriegsguts wurde durchgeführt, und gerade hierdurch erlangte Pipin die Mittel, den weltlichen Adel für ſich zu gewinnen. Gegen eine abermalige Erweiterung ihres Beſitzes traten alle Gefolgsherren mit ihren Vaſallen ſelbſt als Vaſallen in den Dienſt des neuen Herrſchers, der ſo der Obergefolgsherr aller Vaſallen in ſeinem Reiche wurde. Seitdem wurde es Grundgeſetz, daß jeder Vaſalleneid zugleich die Dienſtpflicht gegen den König, als den oberſten Gefolgsherrn, in ſich begriff, und aus dieſer ſeiner Stellung leitete der König das Recht her, geſetzlich die Verhältniſſe des geſammten Gefolgsweſens zu regeln. Das Vaſallenthum war dadurch an die Krone gebunden, aber dies Band bedurfte, um dauerhaft zu ſein, einer noch ſtärkeren Befeſtigung durch das eigene Intereſſe der Kronvaſallen; ſie mußten in eine Lage gebracht werden, die ſie nöthigte die dem Staatsoberhaupte geſchworene Treue nie zu vergeſſen. Aus dieſem Grunde hatte Pipin den Kronvaſallen das Reichsgut, mit dem er ihre Treue gewann, nicht als Erb- und Eigenthum übergeben, ſondern nur leih- und bedingungsweiſe d. h. als Lehn ertheilt; ſie konnten dies Lehngut nicht allein nicht auf ihre Nachkommen vererben, ſondern daſſelbe kehrte in gewiſſen Fällen ſchon bei Lebzeiten des Beliehenen an den Verleiher zurück, wie es denn regelmäßig nur auf die Lebensdauer des letzteren ausgethan war. Es wurde bald Sitte, alle Vaſallendienſte nur durch lehnsweiſe Uebertragung von Grundeigenthum zu entgelten; der Dienſtadel ging damit in den Lehnsadel über, und das Lehnsweſen fing an einen ungemein wichtigen Einfluß auf alle Verhältniſſe des fränkiſchen Staats auszuüben.

Als die Macht der großen Herzöge vernichtet war, an deren Herſtellung Karl niemals dachte, zeigten ſich in der That die anderen weltlichen Großen des Reichs, ſchon ſämmtlich Vaſallen der Krone, in einer ſo abhängigen Stellung von der königlichen Gewalt, daß dieſe durch das neue Vaſallenthum eher geſtärkt als geſchwächt zu werden ſchien. Das

ganze Gefolgsweſen beruhte von Anfang an auf Kriegsdienſt, die Vaſallen waren ein ritterlicher Kriegsſtand, ihre Beſchäftigung kriegeriſche Uebung, der Roßdienſt wurde gerade von ihnen vorzugsweiſe verſtanden und geleiſtet. Der König gewann alſo durch die Vaſallen ein ſtets ſchlagfertiges, gutgeübtes, durch perſönliche Verpflichtungen feſt zuſammengehaltenes Heer, wie es aus dem Heerbann nie hervorgehen konnte, und wie es doch das ſtets von Feinden umdrängte Reich bedurfte. Karl glaubte, daß in den großen Kronvaſallen mit ihren Mannen hauptſächlich die kriegeriſche Kraft ſeines Reichs beruhte, und das Vaſallenthum ſchien ihm die Grundlage eines ſtreng geſchloſſenen, feſt geordneten Heerweſens, eines beſonders organiſirten Wehrſtandes zu bieten. Aus dieſem Grunde hat er die Ausbreitung von Vaſallen- und Lehnsverbänden über alle Theile ſeines Reichs nicht nur nicht gehindert, ſondern auf alle Weiſe befördert und unterſtützt. Zugleich hat er freilich mit der größten Achtſamkeit darüber gewacht, daß das Band zwiſchen der Krone und den Vaſallen ſich nicht lockere, daß das als Lehn vertheilte Reichsgut nicht in Eigenthum verwandelt oder verſchlechtert werde und daß die oberlehnsherrlichen Rechte über die von den Magnaten abhängigen niederen Vaſallen in Kraft blieben; deshalb griff er ſo tief, wie es irgend möglich war, in die Verhältniſſe der einzelnen Lehensverbände ein. Eingeordnet in den ſtaatlichen Zuſammenhang ſchien das Vaſallenthum die königliche Gewalt in nicht geringem Grade zu heben; ein großer Theil des Volks wurde ſo durch durch das heiligſte Gelübde unverbrüchlicher Treue, das die alten Deutſchen kannten, dem Herrſcher verpflichtet.

Vaſallenthum und Lehnsweſen hatte die äußeren Verhältniſſe auch der Kirche bereits ergriffen, auch die Biſchöfe und Aebte waren Gefolgsherren geworden und mußten als ſolche dem Könige Kriegsdienſte leiſten und ihre Kriegsſchaaren ihm ſtellen, aber doch richtete Karl ihre Thätigkeit vornehmlich nach einer andern Seite hin, die dem urſprünglichen Charakter ihrer Würde mehr entſprach und geziemte. In ihnen ſah er die Träger nicht allein des Evangeliums, ſondern auch aller höheren geiſtigen Bildung; von ihnen erwartete er die Herſtellung und Wiederbelebung der Kultur des Alterthums auf chriſtlich-germaniſcher Grundlage.

Die Werke alter Kunſt und Wiſſenſchaft hatten Karls Geiſt berührt, unter den Ruinen der großen Vorwelt war er in Italien gewandelt, und mit alten Kunſtwerken hatte er ſeine Pfalzen und die neuen Kirchen in ſeinem Heimathslande geſchmückt; ſo war ihm aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Weſens Kunſt

und Wiſſenſchaft durchwehe, und ſelbſt aus den von Andern mißachteten deutſchen Liedern wehte ihm dieſer friſche Athem eines urkräftigen geiſtigen Lebens entgegen. Karl erhob ſeinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländiſche Kirche Kunſt und Wiſſenſchaft eingezwängt hielt, wo nur die römiſche Gelehrſamkeit, von der Geiſtlichkeit in ihrem Sinne längſt umgebildet, Raum gefunden hatte; er erkannte, daß das Chriſtenthum die Menſchen zu einer univerſellen Bildung führen ſolle, die aber eben deshalb auch alle bildenden geiſtigen Elemente, die ſich in der Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Nationen zerſtreut finden, in ſich aufnehmen könne und müſſe. Aus dieſem Grunde wandte er der deutſchen Sprache und Poeſie ſeine beſondere Theilnahme zu; er ſelbſt verſuchte ſich an der erſten deutſchen Grammatik, er war der Erſte, der eine Sammlung deutſcher Heldenlieder aufſchreiben ließ; er hielt die Geiſtlichkeit an den Deutſchen deutſch zu predigen, ſie in deutſcher Sprache zu unterrichten. Nur ſo konnte die Grundlage für eine deutſche Volksbildung gewonnen werden; denn nicht weniger, als die Bildung des Volkes in ſeiner Geſammtheit, ſchwebte Karl als letztes Ziel bei ſeinen geiſtigen Schöpfungen vor.

Die Idee einer allgemeinen Volksbildung, welche erſt die neuere Zeit und überdies höchſt unvollkommen in das Leben gerufen hat, hat in der That bereits Karls Geiſt bewegt. Aber die Volksbildung konnte nur von der gelehrten Bildung, obwohl dieſe, wie ſie faſt allein unter der Geiſtlichkeit ſich erhalten hatte, längſt vorherrſchend einen theologiſchen Charakter trug, ihren Ausgang nehmen. Schon deshalb mußte Karl die kirchliche neulateiniſche Gelehrſamkeit, der er ohnehin den höchſten Werth beilegte, auf alle Weiſe hegen und pflegen. Die erſten Gelehrten zog er an ſeinen Hof, nicht nur aus Italien, ſondern auch vornehmlich aus England, wo jene neulateiniſche Wiſſenſchaft und Literatur, mit dem Chriſtenthum aus Rom verpflanzt und durch friſche Nahrung gekräftigt, erſt recht zur Blüthe gediehen war. Karl ſelbſt war der eifrigſte Schüler dieſer Männer, die er ſeiner Geiſtlichkeit zum leuchtenden Vorbild hinſtellte und deren Beiſpiel in der That Ungemeines wirkte. Denn wenn auch die letzten Abſichten des Kaiſers nicht erreicht wurden, ſo blühten doch ſchnell die Schulen an den biſchöflichen Kirchen und in den Klöſtern empor, die fränkiſche Geiſtlichkeit zeichnete ſich bald durch ihre Gelehrſamkeit aus und ſelbſt die Laien wurden zum Theil von dem neuen geiſtigen Leben ergriffen. Die theologiſche Literatur brachte wieder Werke von nachhaltiger Wirkung hervor, die lateiniſche Dichtkunſt wurde fleißig geübt, die deutſche

gewann Regel und künſtleriſche Ausbildung, eine zuverläſſige Geſchichtsſchreibung, die Dichtung und Wahrheit zu ſcheiden wußte und die großen Dinge in ihrer wirklichen Geſtalt erfaßte, entſtand damals erſt unter den Deutſchen. In dem Allen ſehen wir faſt allein ein Werk der Geiſtlichkeit, die ſich von dem Geiſte des Kaiſers leiten ließ. Karl ſuchte die Biſchöfe und Aebte allen weltlichen Sorgen zu entziehen, indem er ihnen befahl zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und zur Einziehung der Stiftseinkünfte Weltliche als Vögte und Amtleute einzuſetzen, damit ſie ihrem geiſtlichen und geiſtigen Berufe mit ungetheilter Kraft leben könnten. Welche große und erhabene Aufgabe war da der fränkiſchen Geiſtlichkeit zugewieſen! Nicht nur daß ſie das geiſtige Element in den höchſten Kreiſen des Staatslebens vertrat, mit ihrem Anſehn den Hof und den Adel beherrſchte, in alle Verhältniſſe des Staats eingriff und alle kirchlichen Ordnungen handhabte, ſie drang bis in die tiefſten Schichten des Volks hinab, um hier Alles mit den chriſtlichen Lebenselementen und zugleich mit den Anfängen einer höheren Bildung und Geſittung zu erfüllen. In dem Klerus vereinte ſich die geiſtige Kraft des Reichs, von ihm ging die geiſtige Bewegung deſſelben aus; ihm war es nächſt dem Kaiſer am meiſten zu danken, daß das neunte Jahrhundert ſich in der Geſchichte der Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Zeit lebendigſten Aufſchwungs darſtellt und zugleich als die Zeit, in der ſich das deutſche Weſen zuerſt zu den höchſten Regionen geiſtigen Lebens Bahn brach.

Aber zu einer wie machtvollen und einflußreichen Stellung auch der geiſtliche und weltliche Adel theils durch königliche Gunſt, theils durch Uebergriffe mannigfacher Art bereits gediehen war, die phyſiſche Kraft des Volks bildete noch der Stand der freien Männer; er war auch jetzt noch die breite Grundlage für das germaniſche Staatsleben. Nur die ſtarre Kraft und die Einfalt ſtrenger Sitte, wie ſie ſich namentlich in den deutſchen Theilen der fränkiſchen Monarchie noch fanden, hatten dieſe vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und den Pipiniden die Herſtellung der königlichen Gewalt möglich gemacht. Niemand wußte beſſer, als Karl, daß hier die Wurzeln ſeiner Macht ruhten, und daß dieſe mit jenen abſterben und dahinſchwinden müſſe. Mit unermüdlicher Sorge wachte er daher darüber, daß der Stand der Freien nicht gemindert oder in ſeinen Rechten verkürzt werde. Wenn die Magnaten ſichtlich dahin ſtrebten, die kleineren Grundbeſitzer zu verdrängen, den Beſitz derſelben an ſich zu reißen und ſie damit in Abhängigkeit von ſich zu verſetzen, ſo widerſetzte ſich dem Karl mit

der ganzen Kraft seiner Autorität und untersagte auf das Gemessenste jeden Zwang, der zu diesem Ende geübt werden konnte. Vornehmlich bedrohten die königlichen Grafen selbst oft die Freiheit der niederen Leute; meist aus den reichsten Grundbesitzern der Grafschaft enommen und von einer starken Vasallenschaar umgeben, erlangten sie durch den Gerichtsbann und Heerbann, mit dem sie vom König bekleidet waren, ein solches Uebergewicht in ihren Amtsbezirken, daß sie bei herrschsüchtiger Gesinnung die gemeine Freiheit in derselben leicht erdrücken konnten; auch verstanden es die Grafen trefflich früher eifersüchtig bewachte Rechte der Freien in lästige Pflichten zu verkehren; Mancher gab sich daher willig in ihren Dienst, um nur den unaufhörlichen Aufgeboten zu Heer- und Wachtdiensten und dem störenden Besuch der gehäuften Gerichtstage zu entgehen. Karl trat solchen Plackereien der freien Leute mit Strenge entgegen und ordnete gesetzlich die Leistungen, welche die Beamten von den freien Männern beanspruchen durften. Die Aermeren wurden von der Verpflichtung persönlicher Heeresfolge zum Theil befreit, Mehrere von ihnen konnten zusammentreten, um gemeinschaftlich Einen aus ihrer Mitte auszurüsten; überdies wurden beim Ausbruche des Kriegs zuerst nur die dem Schauplatze des Kampfes zunächst gelegenen Provinzen zur Stellung des vollen Heerbanns verpflichtet. Ferner wurde die Zahl der öffentlichen Tagfahrten beschränkt; nur dreimal im Jahre sollte fortan das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer der Grafschaft erscheinen mußten und wo außer den wichtigsten Rechtssachen alle Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit für die Gemeinde verhandelt wurden. Die sonst vom Grafen gebotenen Gerichte waren nur seine richterlichen Unterbeamten und die sieben Schöffen zu besuchen verpflichtet, die von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten und in denen sich die ersten Anfänge eines geschlossenen Richterstands unter den Deutschen zeigen. Die Unterbeamten des Grafen, wie die Schöffen wurden von den königlichen Sendboten unter der Mitwirkung des Grafen und der Freien aus der Mitte der Letztern gewählt und bildeten daher in gewissem Sinne eine Klasse von selbstständigen freien Gemeindebeamten. Durch die Ansetzung von regelmäßigen Versammlungen in den Grafschaften, durch die Uebertragung gewisser Befugnisse an dieselben — sogar kaiserliche Gesetze, die in persönliche Rechte eingriffen, wurden den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt — hat Karl unfraglich nicht wenig dazu beigetragen, die Gemeindefreiheit in den germanischen Theilen seines Reichs zu befestigen und in den romanischen, wo sie fast schon erstorben war, wie-

derherzuſtellen. Es konnte freilich nicht ſeine Abſicht ſein, die Elemente eines ſelbſtſtändigen Gemeindelebens ſo zu kräftigen, daß ſie das ſtaatliche Leben ganz beherrſcht hätten, aber er ließ ihnen doch eine ſolche Wirkſamkeit und ſolchen Umfang, daß ſie eine große Lebendigkeit und Friſche den engeren localen Kreiſen des Reichs erhielten, die dem Ganzen nicht wenig zu gute kam, und daß ſie vor allen Dingen in den deutſchen Ländern die alte Sitte und die vielfach bedrohte Nationalität zu ſchützen vermochten.

Indem Karl den Stand der Freien von manchen drückenden Verpflichtungen befreite, wies er die Thätigkeit deſſelben vor Allem auf die Erhaltung und Beſſerung ſeines Beſitzſtandes hin, denn ohne geſicherten Beſitz war es nach deutſchem Begriffe unmöglich die volle perſönliche Freiheit zu wahren. Nur durch Hebung des Wohlſtandes der kleineren Gutsbeſitzer ließ ſich ein kräftiger und tüchtiger Stand der Freien ſchaffen oder erhalten. Daß in dem geſicherten Beſtande der mittleren und kleineren Grundbeſitzer zugleich die nährende und erhaltende Kraft für das Ganze liege, konnte Karl nicht verborgen bleiben, der, wie man behauptet hat, der einzige Fürſt des ganzen Mittelalters war, der tiefere Blicke in die erſt jetzt erſchloſſenen Geheimniſſe der Staatswirthſchaft that. Große allgemeine Anordnungen für die Hebung des Nationalwohlſtandes konnte Karl allerdings in einer Zeit nicht treffen, wo die innere Staatsverwaltung faſt lediglich in der Handhabung der Rechtspflege beſtand, aber wohl konnte er ſelbſt Anderen ein Vorbild geben, wie man den Ackerbau vortheilhaft betreibe. Und dies Vorbild gab er dem ganzen Reiche; ſeine Meierhöfe waren Muſterwirthſchaften, er ſelbſt der beſte Landwirth, er ſah auf Alles perſönlich, er ließ ſich ſelbſt die Rechnungen vorlegen, von jedem erlegten Wolf auf ſeinen Gütern ließ er ſich Bericht erſtatten. Auch nach andern Seiten zeigte er Mittel und Wege an, wie der Nationalreichthum gehoben werden könne. Den Gewerben, die mindeſtens in den deutſchen Ländern nur von Hörigen betrieben wurden, wandte er ſein Augenmerk zu und lehrte auf ſeinen Gütern, wie ſie nutzbar zu machen ſeien. Den Handel, den bis dahin meiſt noch Fremde in den deutſchen Gegenden führten, ſicherte er und eröffnete ihm neue Straßen. Am Rhein entlang zog ſich ein Handelsweg, der Mittelmeer und Nordſee verband, eine andere Straße führte von der Mündung der Elbe nach der mittleren Donau und verzweigte ſich nach der einen Seite zum ſchwarzen, nach der andern zum adriatiſchen Meere. Nur langſam und ſpät haben allerdings dieſe Anregungen zu einer ausgedehnten Erwerbsthätigkeit ſich wirkſam gezeigt, für den Augenblick hat-

ten sie so wenig Erfolg, wie die gesetzlichen Anordnungen des Kaisers, welche die Fehde und alle Selbsthülfe dem freien Manne untersagten und ihm im Frieden die Waffen niederzulegen geboten. So mächtig der Arm des Kaisers war, es hatte sich noch ein Rest der alten persönlichen Freiheit und Ungebundenheit erhalten, den auch er zu beseitigen außer Stande war.

Alle die verschiedenen Elemente politischen Lebens, die sich in der christlich-germanischen Zeit herausgebildet hatten, suchte der Staat Karls des Großen in sich zu verbinden; sie sollten sich im Vereine ergänzen, ausgleichen, regeln und allmählich durchdringen. Die Geistlichkeit und der weltliche Adel waren darauf angewiesen sich ebensosehr zu unterstützen, als zu überwachen; die Beamten und die Gemeinden förderten sich in ihrer gemeinsamen Thätigkeit, wie sie sich zugleich beschränkten; die Krone verband das Ganze, aber sie war nicht minder durch die einzelnen Elemente des Staates gebunden. Es war ein gewisses Gleichgewicht der Gewalten hergestellt, das sich aber doch nur mit großer Kunst und nicht geringem Kraftaufwande erhalten ließ. Einer so gewaltigen Persönlichkeit, wie Kaiser Karl war, gelang dies; wohl aber entging es seinem Scharfblick nicht, wie mächtig noch die Sonderinteressen der einzelnen Stände waren, wie schwer man sich überhaupt in einen geregelten Gang der Dinge fügte. Mit Unmuth sah er die Habsucht und den Ehrgeiz der Geistlichkeit, die Gewaltthätigkeiten des Adels, den Trotz und Ungehorsam der Unterthanen. Es gedieh nicht Alles, wie er es wollte und wünschte.

Viel fehlte daran, daß Karls staatliche Ordnungen wirklich die ganze Weite seiner Herrschaft durchdrungen hätten; das Ideal, das seinem Geiste vorschwebte, verwirklichte sich eigentlich vollständig nur in seiner nächsten Nähe, an seinem Hofe. Nach dem geistlich-weltlichen Character des Reichs vereinte sich um die Person des Kaisers eine zahlreiche Hofgeistlichkeit mit einem glänzenden Gefolge weltlicher Großen. An der Spitze des geistlichen Hofstaats stand der Apocrisiarius oder Erzcapellan, durch dessen Hand alle kirchlichen Sachen an den Kaiser gingen und der überdies die Geschäfte des Referendarius übernommen hatte; daher stand unter ihm damals noch mit der kaiserlichen Kanzelei auch der Erzkanzler, der später selbst die Stellung des Erzcapellans gewann. Die gewandtesten Geschäftsleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit fand man unter dem Hofklerus, der die Pflanzschule der Reichsbischöfe war und unter dessen Leitung auch die Hofschule stand, damals die berühmteste gelehrte Bildungsanstalt im ganzen Abendlande. Wie die Hofcapelle

ſo den Mittelpunkt aller kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen bildete, ſo ſah man im Hofgericht die Rechtspflege und Regierungsweisheit auf ihrer Höhe. Der Kaiſer führte hier entweder in Perſon den Vorſitz oder an ſeiner Stelle der Pfalzgraf, der die Spitze der weltlichen Beamten bildete und durch deſſen Hand alle Rechtsſachen an den Thron gelangten; die Schöffen wurden gewählt aus den erfahrenſten und umſichtigſten Männer unter den Hofbeamten. Zum unmittelbaren Dienſt bei der Perſon des Königs waren vornehme Vaſallen beſtimmt, die als Muſter ritterlicher Zucht und Sitte gelten konnten. Am Hofe Karls begegneten ſich die angeſehenſten und einflußreichſten Männer aus allen Theilen des Reichs, Niemand kam in die Nähe des Kaiſers, der dort nicht einen einflußreichen Landsmann und in ihm einen Fürſprecher gefunden hatte. Der Dienſt im Pallaſte war auf das genaueſte geordnet und geregelt, Jeder hatte in demſelben ſeine Stelle und danach ſeine Geltung, Alles griff in einander ein, um ſich gegenſeitig zu fördern; die Aelteren fanden Hülfe und Unterſtützung bei den Jüngeren, und dieſe bei jenen Lehre und Vorbild. Denn der Hof war nicht allein eine Bildungsſchule für die Geiſtlichkeit, ſondern auch nicht minder für den Adel. Die edle Zucht und die höfiſche Sitte, welche ſpäter ein unterſcheidendes Merkmal des Ritterthums waren, ſcheinen vom Hofe Karls ihren Ausgang genommen zu haben.

Wie die Sterne die Sonne, ſo umgaben die Palatine den großen Kaiſer, der ſie alle verdunkelte und überſtrahlte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erſcheinung feſſelte er die Blicke derer, die ſich ihm nahten, aber es umſpielte ſeine hohe und würdevolle Geſtalt gleichſam ein blendender Schein höheren Lichtes, in dem die Klarheit ſeines großen Geiſtes auszuſtrahlen ſchien. Jene langen weißen Locken, die im Alter ſein Haupt zierten, jene großen lebhaften und feurigen Augen, die ſtets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greiſengeſtalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat ſich tief nicht nur den Zeitgenoſſen eingeprägt, ſondern Geſchichte und Sage haben es für alle Zeiten feſtgehalten, und noch wächſt Niemand zum Jüngling heran, der es nicht in ſich aufnähme. Viele hochſtrebende Herrſcher hat das Jahrtauſend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite geſetzt zu werden; damit begnügten ſich die kühnſten Eroberer, damit die weiſeſten Friedensfürſten; das franzöſiſche Ritterthum der ſpäteren Zeit verherrlichte Karl als den erſten Ritter; das deutſche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechteſten Richter; die katholiſche Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poeſie aller Völker in den folgen-

den Zeiten stärkte und kräftigte sich immer von Neuem an seiner gewaltigen Erscheinung: nie vielleicht ist reicheres Leben von der Wirksamkeit eines sterblichen Menschen ausgegangen.

Kriegerischen Unternehmungen hat Karl in den letzten Lebensjahren weniger obgelegen, als in der früheren Zeit; den Waffenruhm überließ er seinen Söhnen Karl, Pipin und Ludwig, denen er als Rathgeber tüchtige Befehlshaber zur Seite setzte. Im Südosten und Osten zeigten sich, nachdem der griechische Kaiser Nicephorus, der die schamlose Irene entthront hatte, Karl als Bruder anerkannt und mit ihm im Jahre 803 durch Vertrag die Grenzen des morgen- und abendländischen Reiches geregelt, nachdem gleichzeitig Pipin das avarische Reich völlig zerstört hatte, kaum noch ernstliche Gefahren. Die avarische Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul gewannen jetzt feste Gestalt, und die in- und anwohnenden Slawen erkannten die Herrschaft der Franken an. Im Jahre 806 überzog Karl, der älteste Sohn des Kaisers, die Böhmen und Sorben mit Krieg, auch sie demüthigten sich, und zur Aufsicht über sie wurden die fränkische Mark auf dem Nordgau und die thüringische Mark an der Saale, Gera und Unstrut errichtet.

Andauernder und gefahrvoller waren die Kriege gegen die Araber im Südwesten des Reichs. Die früheren Eroberungen Karls in Spanien waren wieder verloren gegangen, und im Jahre 793 hatten die Araber selbst die Pyrenäen überschritten und das fränkische Reich angegriffen. Erst im Jahre 800 gelang es abermals einem fränkischen 800.
Heere unter Ludwigs Führung tief in Spanien einzudringen, und im folgenden Jahre fiel Barcelona. Der Grund zu der spanischen Mark 801
wurde gelegt, deren Gebiet sich dann durch eine Reihe glücklicher Kämpfe allmählich weiter ausdehnte. Zu derselben Zeit erhoben sich aber auch die kleinen christlichen Staaten, die sich bereits in den Nordgebirgen des Landes gebildet hatten, zu mannhafter Gegenwehr gegen die Ungläubigen. Das Königreich Asturien gewann nun erst unter dem tapferen König Alonso II. sicheren und festen Bestand. Oviedo wurde als Königsstadt gebaut, und über dem Grabe des heiligen Apostels Jacobus, dessen Gebeine wunderbarer Weise gerade damals entdeckt wurden, erhob sich Compostela. Die Verehrung des heiligen Jago di Compostela und der Muth des ritterlichen Alonso feuerten die spanischen Christen zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen an,

doch auch zu ihren Siegen hatten Karls Thaten den ersten Anstoß gegeben, und Alonso, der sich einen Knecht des Kaisers nannte, ließ die schönsten seiner Beutestücke ihm zu Füßen legen. Zu derselben Zeit schütteten Pampiona und ganz Navarra das Joch der Araber ab, indem sie sich zeitweise den Franken unterwarfen, und an den Balearen, an den Küsten von Corsica und Sardinien kämpften bereits fränkische Flotten nicht ohne Glück mit arabischen Seeräubern.

Unfraglich zeigten sich die fränkischen Waffen der bisher so gefürchteten Kriegsmacht der Araber jetzt weit überlegen, aber schon griff ein neuer Feind das Reich an, der mit frischem Muth, riesiger Stärke und wildem Ungestüm gegen die nordischen Marken anstürmte und in der Hitze des Streits immer frische und neue Kräfte zu gewinnen schien. Dieser Feind waren die Dänen. Bisher erschienen sie als stammverwandte Brüder der deutschen Stämme, erst das Christenthum und der enge Verband des fränkischen Reichs errichteten zwischen den deutschen und scandinavischen Stämmen eine starke Scheidewand und verwandelten Stamm- und Blutsfreundschaft in die erbitterste Feindschaft. Unbesieglicher Freiheitstrotz, kecker Heldenmuth, unerschöpfliche Naturkraft, wilde Beutelust: Alles, was einst die Germanen dem römischen Reiche so verderblich gemacht hatte, wandte sich nun gegen die römisch-germanische Herrschaft Karls und drohte derselben um so größere Gefahr, da die scandinavischen Völker des Seekriegs nicht minder kundig waren, als des Kampfes zu Lande, und die Franken, seit langer Zeit nur auf dem Festlande streitend, den Kampf auf dem unstäten Element der Wogen erst zu lernen begannen. Mit Hülfe der seekundigen Friesen rüstete Karl die ersten Flotten aus: wie schon im Mittelmeere fränkische Seeleute stritten, bewachten bald fränkische Schiffe die Küsten der Nordsee vor den Angriffen der nordischen Seeräuber; aber der Seekrieg wurde doch nie den Franken recht vertraut.

Unruhen der Sachsen boten den ersten Anlaß zu dem Kriege mit
804. den Dänen. Als Karl im Jahre 804 die immer widerspenstigen überelbischen Nordleute in das Innere des fränkischen Reichs abführen ließ und ihr Land dem benachbarten Wendenstamm der Abodriten übergab, da entzogen sich Viele der Nordleute dem Gebot des Kaisers und suchten, wie einst Widukind, bei dem Dänenkönig Gottfried Aufnahme und Unterstützung. Mit Heeresmacht drang Gottfried in die fränkischen Marken ein; seine Schiffe beunruhigten die Küsten der Nordsee; der Abodritenfürst, des Kaisers Bundesgenosse, unterlag Gottfrieds Schwerte; die Wiltzen schüttelten das Joch der Franken

ab; bis an die Elbe drangen die Dänen im Jahre 808 vor. Hier 808.
aber ſtießen ſie auf ein Heer, das Karl, der älteſte Sohn des Kaiſers, gegen ſie führte. Gottfried zog ſich zurück und befahl einen Wall an der Grenze ſeines Reichs längs der Nordſeite der Eider aufzuwerfen, mit dem der erſte Grund zum Danewirk gelegt ſein ſoll. Der Sohn des Kaiſers folgte alsbald den Dänen über die Elbe und ſtellte die fränkiſche Herrſchaft in der Mark und dem überelbiſchen Lande her, wo er aufs Neue Deutſche anſiedelte. Das Land wurde durch Wälle und feſte Burgen geſchützt; damals iſt die Eſſeveldoburg an der Stör, das jetzige Itzehoe, gegründet worden. Gottfried, noch unbeſiegt, rüſtete ſich zu neuen Kämpfen, er vermaß ſich nicht allein ganz Sachſen und Friesland ſeiner Macht zu unterwerfen, ſondern den alten Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hofburg zu Achen zu überfallen und der fränkiſchen Herrſchaft ein Ende zu machen. Nachdem er die Abodriten unterworfen hatte, erſchien in der That eine Flotte von 200 Dänenſchiffen an der frieſiſchen Küſte; die Frieſen, mehrfach beſiegt, mußten Tribut zahlen, und Gottfried rüſtete im Dänenlande ein gewaltiges Heer, um Sachſen mit großer Uebermacht anzugreifen. Der alte Kaiſer zog ſelbſt noch einmal in das Feld, aber Gottfried unterlag, ehe er noch auf dem Kampfplatze erſcheinen konnte, ſeinem Schickſal. Von ſeinen eigenen Dienſtleuten wurde er erſchlagen. Gottfrieds 810.
Bruderſohn, Hemming, machte alsbald mit den Franken einen Frieden, der das überelbiſche Sachſen dem Reiche ſicherte. So gewann Karl Raum die Wilzen wieder zu unterwerfen; die Abodriten kehrten willig in die frühere Abhängigkeit zurück; ein fortlaufender Grenzwall ſicherte das Reich gegen neue Anfälle ſeiner nordiſchen Nachbarn.

Rings umſchloſſen das weite Reich jetzt gegen die benachbarten Länder und Völker ſtark befeſtigte und wohlvertheidigte Marken, gleichſam wie Schutzwehre und Dämme, die eine ſorgſam beſtellte Flur vor dem Andringen wilder Gewäſſer bewahren. Zur Vertheidigung der Grenzen waren hier überall fränkiſche Vaſallen angeſiedelt, eine ſtehende Kriegsmannſchaft, immer auf der Wacht gegen den benachbarten Feind und deshalb auch von allen Kriegsdienſten in anderen Theilen des Reichs entbunden. Dieſe Vaſallen, Markmannen genannt, ſtanden unter Grafen, die mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet wurden und die Karl aus den tapferſten Kriegern unter ſeinem Adel erwählte. Markgrafen wurden ſie genannt, doch hieß im engeren Sinne Markgraf auch der Herzog, dem in gefahrvollen Zeiten der Oberbefehl über alle Grenzgrafen einer Provinz für die Dauer der Gefahr übertragen wurde. Selten war an den Grenzen dauernde Waffen-

ruhe, und die Markherzöge oder Markgrafen erlangten dadurch allmählich einen ſtändigen Oberbefehl und eine dauernde Gewalt. Nachdem das nationale Herzogthum glücklich überwältigt war, erhob ſich ſo wieder an den Grenzen des Reichs eine Macht, die ſich zwiſchen den Thron und die Grafen ſtellte.

Als Kaiſer Karl ſein Ende nahen fühlte, erhob er ſeinen jüngſten Sohn Ludwig, dem nach dem frühen Tode Karls und Pipins die ganze Erbſchaft des Vaters zufallen mußte, neben ſich auf den Thron und ſetzte ſelbſt ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt. Vier Monate
814 ſpäter betrauerte die Welt den Tod des großen Kaiſers. Am 28. Januar des Jahrs 814 ſtarb Karl in ſeiner Hofburg zu Achen im 72. Jahre ſeines Alters, im 46. ſeiner Regierung.

10.

Auflöſung des fränkiſchen Kaiſerreichs.

Wie im Frühjahre ſich alle Lebenskeime in der Natur regen, Alles ſprießt und treibt und ſich in Blüthenpracht kleidet, dann aber wohl ein ſcharfer Nachtfroſt die ſchönſten Blüthen ſchnell welken macht und die Triebe neuen Lebens, wenn er ſie auch nicht ganz ertödten kann, doch in ihrer Entwickelung hemmt und ſchwächt; ſo geſchah es dem Leben der Völker nach Karls Tode. Welches friſche und reiche Leben hatte Karl geweckt, wie ſchienen ſich alle Kräfte der Welt im Bunde zu regen und ſich gegenſeitig zu heben und zu fördern, und wie bald löſte ſich dieſer Bund, und in unſeligem Widerſtreit verzehrten und rieben ſich die Mächte auf, welche das Leben der abendländiſchen Völker beherrſchten! Nicht Alles freilich ging unter, was Karl begründet hatte, die Entwickelung, die er begonnen hatte, ſetzte ſich fort, aber gehemmt wurde ſie, und auf ganz anderen Wegen, als ſie Karls Geiſt vorgeſchwebt hatten, gedieh ſie zum Ziele.

Das Kaiſerthum ſollte nach Karls Abſichten, wie es auf das engſte mit dem fränkiſchen Königthum verbunden war, erblich in ſeinem Hauſe verbleiben und zunächſt an dem Stammlande ſeines Geſchlechts, an Auſtraſien, haften. Seinem älteſten Sohn hatte Karl deshalb früher die kaiſerliche Gewalt zugedacht, um aber zugleich dem altfränkiſchen Geſetz der Erbfolge zu genügen, ſeinen jüngeren Söhnen Theile des Reichs zugewieſen, die ſie mit dem Königsnamen und kö-

nüglichen Ehren, aber unter der Oberhoheit des Kaisers beherrschen sollten. Aber nach Karls und Pipins Tode fiel Ludwig mit dem Kaiserthum das ganze Reich des Vaters zu, nur daß Bernhard, Pipins Sohn, mit beschränkter Gewalt die Regierung Italiens behielt. Ungehemmt hätte Ludwig das Werk seines großen Vaters fortsetzen können, wäre er an Gaben und Denkart ihm nur von ferne ähnlich gewesen; aber die Kraft des karolingischen Geschlechts schien bereits erschöpft.

Ludwig war, wie sich bald verrieth, trüben, trägen und schwächlichen Geistes. Die Zügel der Regierung überließ er sofort unwürdigen Rathgebern und Günstlingen; auf unverantwortliche Weise verschleuderte er das Krongut und machte die Vasallen, indem er ihnen viele Lehen als Eigenthum überließ, übermüthig und übermächtig; die Einigkeit des Reichs und die Eintracht der Nationen löste er, indem er die geistlichen und damit alle römischen Elemente des Staats allzusehr bevorzugte und seine Misachtung des deutschen Wesens unverhohlen an den Tag legte. Den deutschen Ländern wandte er seine Aufmerksamkeit nur zu, um die geistlichen Stiftungen dort zu bereichern und zu vermehren. Er begründete das Bisthum Hildesheim für das östliche Sachsen, das Bisthum Hamburg für den überelbischen Theil des Landes, das er zugleich zu einem Erzbisthum erhob und dem der Papst die Mission für den ganzen Norden übertrug; auch die Gründung der ersten Klöster in Sachsen geschah hauptsächlich durch Ludwigs Einfluß. So segensreich diese Stiftungen in späterer Zeit wirkten, so unheilvoll war des frommen Ludwig Anhänglichkeit an die Geistlichkeit für die Zukunft des Reichs, zumal daraus bald in seinem eigenen Hause der bitterste Hader erwuchs, der unaufhörlich genährt und geschürt zu gottlosen Kämpfen führte, in denen der Kaiser von seinen eigenen Söhnen bekriegt und besiegt wurde.

Schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt dachte der 817.
schwächliche Kaiser an die Ordnung der Nachfolge. Mit gutem Grunde wollte die Geistlichkeit die Einheit des Kaiserthums erhalten wissen, zugleich aber bei der Besetzung des Throns das Wahlrecht des Volks, das im Frankenreiche niemals zur rechten Geltung gekommen und in der letzten Zeit fast vergessen war, in Erinnerung bringen. Der Kaiser ging auf ihre Absichten ein und erließ eine Erbfolgeordnung, die seinem ältesten Sohne Lothar, der sogleich zum Mitkaiser ernannt wurde, fast ungemindert die väterliche Herrschaft sicherte, die beiden jüngeren Söhne dagegen mit kleineren Herrschaften abfand

und überdies das Wahlrecht des Volks wieder in gewissen Grenzen zur Anerkennung brachte. Der fränkische Adel und die unterworfenen deutschen Stämme, dem geistlichen Kaiserthum überdies abhold, waren mit dieser Verordnung unzufrieden, und Bernhard, des Kaisers Neffe, erhob sich sogar gegen ihn zu offener Empörung. Bernhard wurde überwunden, gefangen und zum Tode verurtheilt; jeder andere Widerstand wurde dann mit leichter Mühe gebrochen. Aber als dem Kaiser noch spät aus einer zweiten Ehe ein Sohn geboren wurde und er dem Spätling Karl eine schwächliche Vorliebe zuwandte, wurde er
829. selbst der größte Feind seines eigenen Werks; er stieß seine Erbfolgeordnung um und wandte sich der Geistlichkeit zum Trotz den bei den Franken althergebrachten Grundsätzen der Reichstheilung zu. Die Geistlichkeit vergaß alsbald Alles, was sie dem Kaiser dankte, und verbündete sich mit Lothar und seinen Brüdern gegen den Vater. Ein langer abscheulicher Hader zwischen dem Vater und seinen Söhnen entspann sich; mehr als einmal waffneten sich die Söhne gegen den Vater, und obwohl sich in der Folge der Adel der deutschen Stämme für den Kaiser erhob, unterlag er doch zuletzt seinen Söhnen. Sein ganzes Heer verließ ihn, er gerieth in Gefangenschaft, und das Kaiserthum, die höchste Gewalt der Erde, wurde tief in den Staub getre-
833. ten. Wenn der alternde Kaiser dann auch von seinem reuigen Sohne Ludwig und den deutschen Großen dem Kerker entrissen und wieder
834. auf den Thron erhoben wurde, so war der Glanz des Kaiserthums doch getrübt, die Würde desselben beschimpft, und ohne eine gefürchtete kaiserliche Autorität erhielt das große Reich sich kaum im Zusammenhange. Umsonst bemühten sich Lothar und die Geistlichkeit den tödtlichen Streich, den sie selbst gegen die kaiserliche Gewalt geführt hatten, zu heilen; die klaffende Wunde schloß sich nicht wieder. Durch die Ansprüche Lothars gereizt, ergriff Ludwig der Deutsche noch einmal die Waffen gegen seinen Bruder und seinen Vater, aber vor der Ent-
840. scheidung des Kampfs starb Kaiser Ludwig, und der erledigte Thron führte die Brüder zum Kampfe gegen einander.

Für die Einheit des Reichs stritt Lothar, für die Theilung Ludwig und sein Stiefbruder Karl, jetzt mit ihm verbündet. In der fürchterlichen Völkerschlacht, die am Bach der Burgundionen (man nennt das kleine Wasser jetzt die Andrie) unweit Auxerre am 25. Juni
841. 841 geschlagen wurde, wurde Lothar vollständig besiegt. Ludwig und Karl erklärten ihren Sieg für ein Gottesgericht, und in der That wurde durch diese Schlacht über das fränkische Kaiserthum entschieden; zugleich aber hatte die Macht des fränkischen Volks überhaupt einen unheil-

baren Schlag erlitten, die Blüthe des Adels war vernichtet, jene so lange von allen Feinden gefürchtete ritterliche Streitmacht der Franken auf das Aeußerste geschwächt worden. Von diesem Tage an durchbrachen die äußeren Feinde überall die Grenzen des Reichs.

Lothar gab sich durch eine Schlacht, obwohl sein ganzes Heer vertilgt war, doch nicht besiegt; zu den verzweifeltesten Mitteln nahm er seine Zuflucht, um seine Macht zu behaupten. Er rief die Sachsen auf und versprach ihnen die Herstellung ihrer alten Freiheit; er führte die Dänen in das Reich; aber Alles war umsonst, die Großen, die ihm treu geblieben waren, verlangten Einstellung des Kampfes, und er mußte sich endlich bequemen, seinen Brüdern die Hand zur Versöhnung zu reichen. Der Vergleich zu Verdun beendete den erbitterten Bruderkrieg, die Brüder theilten die Erbschaft des Vaters: Lothar behielt die Kaiserwürde und mit ihr Austrasien, Friesland, den größten Theil von Burgund, die alamannischen Theile auf der linken Seite des Rheins und die Provence; Ludwig fielen alle Theile des Reichs auf dem rechten Rheinufer nebst den Gauen von Mainz, Köln und Speier auf dem linken zu; Karl dagegen Neustrien, Aquitanien, der nordwestliche Theil von Burgund, Septimanien und die spanische Mark. Obwohl das Reich noch in einem gewissen Zusammenhange blieb und dem Kaiser auch von den Königen ein gewisser Vorrang eingeräumt wurde, waren ihm doch in keiner Weise bestimmte oberherrliche Rechte zugestanden, und die Gebiete bestanden in derselben Trennung von einander, wie einst bei den Erbtheilungen der Merovinger. Die Idee der kaiserlichen Theocratie war unterlegen, die herkömmliche Erbfolgeordnung der fränkischen Monarchie hatte gesiegt. August 843.

Dieser Sieg wurde für das fränkische Reich und alle von den Franken beherrschten Völker höchst folgenreich. Obwohl nicht die Interessen der Völker, sondern allein die der Herrscher den Vertrag von Verdun herbeigeführt hatten, gewann er doch für die Entwickelung und Ausbildung der Nationalität im Abendlande eine ungemeine Wichtigkeit. Indem Ludwigs Reich fast durchaus aus den germanischen Ländern zusammengesetzt wurde, Karl dagegen im Wesentlichen diejenigen Theile Galliens erhielt, in denen das romanische Wesen sich bereits durchgesetzt hatte, sonderte sich aus dem großen germanisch-romanischen Kaiserreiche im Ostfrankenreiche ein Staat aus, dessen Einwohner, ob auch nach Stämmen sich scheidend, doch in Sprache, Sitte und Denkart gleichartig waren und ihre Verwandtschaft mindestens in der Sprache schon selbst zu begreifen anfingen. Sie nannten diese ihnen eigene Sprache im Gegensatz gegen die römische der ge

lehrten Geiſtlichkeit und die romaniſirte ihrer ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn die deutſche, d. h. die volksthümliche, und unterſchieden ſich fortan als Deutſchredende von den Romanen. Allmählich fing man dann an, die Deutſchredenden Deutſche zu nennen und ſo ſich endlich zu der noch ſehr unbeſtimmten Anſchauung eines deutſchen Volks zu erheben. In ähnlicher Weiſe entwickelte ſich im Weſtfrankenreiche die fränkiſch-romaniſche Nationalität erſt jetzt feſter und beſtimmter, nachdem die Verbindung mit den rein germaniſchen Völkern gelöſet war. Die Deutſchen wie die Franzoſen ſehen deshalb nicht ohne Grund in der Theilung von Verdun die Geburtsſtunde ihrer Nationalität. Als das Reich Karls des Großen ſich auflöſte, traten die alten natürlichen Unterſchiede der Stämme nicht in ihrer ganzen früheren Schroffheit wieder hervor, ſondern auf einer breiteren, gemeinſamen Grundlage bildete ſich die Volksthümlichkeit in umfaſſenderer und zugleich bei weitem höherer Weiſe aus.

Manches trug dazu bei, die Sonderung des Oſt- und Weſtfrankenreichs zu befördern. Die politiſchen Elemente, welche Karl in ſeinem Reiche vereinigt hatte, waren keineswegs über alle Theile deſſelben in gleicher Weiſe verbreitet und hatten nicht überall gleiche Kraft gewonnen. Der Lehnsverband gedieh beſonders auf galliſchem Boden und überwucherte denſelben ſo, daß die Freiheit des niederen Mannes bald ganz erſtickt wurde; alle Kreiſe der Bevölkerung, die nicht im Lehnsverbande ſtanden, verfielen der Hörigkeit. Die großen Vaſallen wurden dadurch ſo übermächtig, daß ſie die Erblichkeit der Lehne bald durchſetzten und der König eine unmittelbare Gewalt nur in den Kronbeſitzungen behielt, während ihm ſonſt nur die Rechte eines Oberlehnsherrn erhalten blieben. Die königliche Macht in der Weiſe, wie die Merovinger und die erſten Karolinger ſie geübt hatten, verfiel hier mehr und mehr, und nur auf einer neuen Grundlage ließ ſich das Königthum ſpäter herſtellen. Anders im Oſtfrankenreiche. Die Gemeindefreiheit hatte hier zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß ſie ſo leicht hätte beſeitigt werden können; das Vaſallenthum gedieh hier nur ſehr allmählich und meiſtens nur dadurch, daß königliche Lehnsleute als Beamte dem Volke entgegentraten. Es war ſo hier noch mehr Kraft und Zuſammenhalt im Regimente, der König war noch Volkskönig und konnte die Streitmacht der Maſſe aufbieten. Dadurch war Ludwig der Deutſche fortan Karl dem Kahlen, wie nicht minder Lothar überlegen.

Lothars Reich war allein aus germaniſchen und romaniſchen Theilen zuſammengeſetzt und deshalb ohne allen nationalen Zuſammenhang;

es war schwach und gebrechlich, obwohl die Hauptländer der Herrschaft und die ersten Städte des Reichs ihm zugefallen waren. Beim 855
Herannahen seines Endes theilte Lothar sein Reich unter seine drei Söhne. Der älteste, Ludwig II., den der Vater schon früher zum Kaiser und Mitregenten ernannt hatte, erhielt Italien, das jetzt erst mit der kaiserlichen Gewalt in engere Beziehung trat; von den beiden jüngeren Söhnen erhielt Lothar II. Austrasien, fortan Lothringen genannt, Friesland und die alamannischen Gegenden auf dem linken Rheinufer, Karl die Provence und den Theil von Burgund, der im Vertrage von Verdun dem Vater zugesprochen war. Die beiden jüngeren Brüder starben ohne Erben, und so schwach war schon die kaiserliche Linie, daß Ludwig II. es nicht hindern konnte, daß seine Oheime Karl und Ludwig über sein Erbe mit bewaffneter Hand herfielen, und es sich endlich theilten. Der Vertrag von Mersen vom 870.
Jahre 870 ist dadurch besonders wichtig, daß er, indem er den größten Theil von Lothringen und Friesland Ludwig zuwies, dem die erwähnten alamannischen Länder bereits früher abgetreten waren, endlich alle Völker, unter denen die deutsche Art sich rein erhalten hatte, im Ostfrankenreich vereinigte und gegen die romanischen Nationen abschloß. Die romanischen Länder dagegen, die von den Brüdern Kaiser Ludwigs II. beherrscht waren, kamen damals an Karl den Kahlen und die Westfranken.

Auch Kaiser Ludwig II. starb im Jahre 875 ohne Erben, und 875
sofort erhob sich abermals zwischen Ludwig und Karl ein Streit um die Erbschaft und das Kaiserthum. Karl, obwohl in jeder Beziehung der Minderberechtigte, war schneller, als Ludwig, auf dem Platze; er erschien zuerst in Rom, machte seinen Bund mit Papst Johann VIII. und empfing die Kaiserkrone nicht als ein Erbstück seines Hauses, sondern als ein Geschenk des Nachfolgers Petri. Weil er vom Papste zum Kaiser gekrönt war, erkannten ihn die Großen Italiens auch als ihren König an, und als er in sein westfränkisches Reich zurückgekehrt war, ließ er sich dort sogar durch einen Wahlact der Vasallen die Krone, die er längst nach Erbrecht besaß, noch einmal ertheilen. Das Wahlkönigthum, nach dem die Geistlichkeit so lange vergeblich getrachtet hatte, schien so durchgesetzt; der Bischof zu Rom hatte die Ernennung der Kaiser selbst an sich gezogen und dem Erbkaiserthum ein Ende gemacht. Pläne der umfassendsten und kühnsten Art, die lange im Stillen gehegt und vorbereitet waren, waren der Durchführung nahe.

Als das Kaiserthum schnell von seiner Höhe sank und es immer deutlicher sich zeigte, daß die schwachen Nachkommen des großen Karl

die Idee des Gottesreiches auf Erden nicht zu verwirklichen vermögten, da tauchte der Gedanke auf, den Nachfolger Petri an die Spitze der abendländischen Theocratie zu stellen und die schon getrennten Staaten des Abendlands in der Abhängigkeit von ihm wieder zu vereinen. Besaß der Papst doch bereits eine universelle Stellung, die keineswegs mehr streng kirchlicher Natur war, sondern vielfach weit in die weltlichen Verhältnisse übergriff! Er selbst hatte in Italien eine weltliche Macht gewonnen, und die ihm untergeordneten Bischöfe zählten überall zu den ersten Magnaten der Reiche. Nur darauf schien es anzukommen, die Geistlichkeit selbst mit den engsten Banden an Rom zu fesseln, jedes Mittelglied zwischen ihr und dem Oberhaupt der Kirche zu entfernen und diesem so eine durchaus monarchische Gewalt zu sichern, um die kaiserliche und königliche Autorität, die sich mehr und mehr in die Netze des Lehnsystems verfing, gründlich zu erschüttern und die Staaten sich dienstbar zu machen. Wahrscheinlich ist die Idee, das Abendland unter der höchsten Gewalt des römischen Pontifex zu vereinen, nicht von Rom selbst ausgegangen, sondern hat sich in der fränkischen Kirche ausgebildet; mindestens entstand hier jenes arge, betrügerische Machwerk, das so viel dazu beigetragen hat, die Macht der Päpste zu einer niemals gekannten Höhe zu erheben und Vorstellungen von dem Primat Petri zu erwecken, die allen früheren Zeiten fremd waren. Eine Sammlung von älteren Concilienbeschlüssen und Schreiben früherer Päpste, wie deren ähnliche als kirchliche Gesetzbücher längst benutzt wurden, war nehmlich von einem fränkischen Geistlichen veranstaltet und in Umlauf gesetzt worden; betrügerischer Weise war diese Sammlung dem Bischof Isidorus von Sevilla zugeschrieben und etwa hundert untergeschobene päpstliche Schreiben, die meist der früheren Zeit der christlichen Kirche angehören sollten, waren ihr einverleibt. Der Zweck des mehr frechen als frommen Betrugs war kein anderer, als einerseits den Klerus hoch über jede weltliche Macht zu erheben, andererseits ihm selbst eine unbeschränkt monarchische Verfassung zu geben und die absolute Gewalt über ihn in die Hände des römischen Bischofs zu legen. Der Papst wurde hier als der allgemeine Bischof dargestellt, die Metropoliten und anderen Bischöfe nur als seine Organe und Stellvertreter, über die ihm allein die richterliche Gewalt zustände; keine allgemeine Synode, hieß es, könne ohne seinen Willen berufen werden, alle Beschlüsse der Synoden bedürften seiner Bestätigung, ihm sei die Entscheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten vorbehalten, wie in jeder Sache die Berufung an ihn freistände; er allein könne Bisthümer errichten, Bi-

schöfe von einem Sprengel in einen andern versetzen, nur in seiner Vollmacht ordinirten die Metropoliten die Bischöfe ihrer Provinzen — die wichtigsten Rechte, die bis dahin die Könige und die Metropoliten ausgeübt hatten, nahmen die pseudoisidorischen Decretalien als unveräußerliches Recht des Papstthums in Anspruch.

Ging die Idee dieser neuen Theocratie nicht von Rom selbst aus, so wurde sie doch bald genug dort aufgefaßt. Schon Papst Gregor IV. war wieder über die Alpen gekommen, aber diesmal nicht, um dort Schutz zu suchen, sondern um der tiefsten Demüthigung des frommen Kaisers Ludwig beizuwohnen und sie nach seinen Kräften selbst herbeizuführen. Leo IV. waltete in Rom wie ein selbstständiger Fürst und stellte sich selbst an die Spitze eines Kriegsheers, das gegen die Araber auszog. Mit der größten Entschiedenheit ergriff endlich die Idee eines päpstlichen Kaiserthums Nicolaus I., einer der kühnsten und klügsten Priester, die jemals die Welt gesehen hat. Er war der erste Papst, der sich auf die pseudoisidorischen Decretalien offen zu berufen wagte und jeden Einspruch gegen das Werk eines bewußt und ruchlos verübten Betrugs zum Schweigen brachte; er sprach es vor aller Welt aus, daß die höchste richterliche Gewalt auf Erden, von der es keine Berufung gäbe, dem Papste beiwohne, und beeilte sich, diese Gewalt der Welt deutlich zu zeigen. Das sittenlose Leben des Königs Lothar II., das bei hochgestellten fränkischen Bischöfen Beschönigung gefunden hatte, bot ihm dazu den günstigsten Anlaß. In einer großen Synode zu Rom sprach er im Jahre 863 über die Hand- 863.
lungen des Königs das Verdammungsurtheil aus, erklärte die demselben günstigen Beschlüsse fränkischer Synoden für nichtig, entsetzte die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier ihrer Gewalt und bedrohte alle Bischöfe, die dieses Urtheil anfechten würden, mit dem Banne. Mit großer Klugheit zeigte er die Macht des Papstthums zuerst zum Schutze der Tugend und guten Sitte. Die Nachfolger des Nicolaus wandelten in den Wegen, die er gebahnt hatte, wenn auch nicht immer mit gleicher Umsicht und gleichem Glücke; endlich gab die rasch ergriffene Gunst der Umstände Johann VIII. die Verfügung über das Kaiserthum in die Hand und machte ihm die Macht dienstbar, die bisher noch das Papstthum beherrscht hatte.

Wenn allein das Spiel der Intrigue und schlauer Berechnung, das die Geistlichkeit jener Zeit meisterhaft verstand, über das Schicksal der Staaten und Völker entschiede, so würde das Papstthum ohne Zweifel den vollständigsten Sieg davongetragen haben. Aber um so weniger konnte ihm dies damals gelingen, als bei der Schwächung

der Reiche überall im Innern die wildeste Anarchie einriß und zugleich furchtbare Feinde die Marken der abendländischen Reiche durchbrochen hatten. Eine Zeit der größten Schrecken war eingetreten, nur mit dem stets gezückten Schwerdte ließ sich die Ordnung herstellen, die Existenz von Staat und Kirche, wie das Leben des Einzelnen sichern. Das Papstthum, dem doch hauptsächlich nur geistige Kräfte zu Gebote standen, konnte sich nicht von Kampf in Kampf stürzen, nicht dem Eisen mit dem Eisen begegnen, und wurde nur zu bald inne, daß es die Herrschaft über das Abendland noch dem germanischen Kriegsmuth räumen müsse.

Aber auch der alte Waffenruhm der Franken schien erstorben zu sein: von allen Seiten von Feinden bedrängt und umringt, leisteten sie trotz einzelner Siege doch kaum ihnen noch erfolgreichen Widerstand, und die eroberte Herrschaft schwand sichtlich dahin. Vom Süden erhob sich ein neuer Eroberungssturm der Araber, der Italien und Rom mit demselben Schicksal bedrohte, das mehr als hundert Jahre vorher Spanien betroffen hatte. Und doch stritt man nicht mehr gegen die vereinte Macht des Chalifen, sondern nur gegen die Streitkräfte eines aufständigen Statthalters, der um das Jahr 810 sich an der nordafricanischen Küste eine selbstständige Herrschaft begründet hatte. Ein verrätherischer Beamter des griechischen Kaisers führte im Jahre 827 die Araber nach Sicilien, nach und nach eroberten sie alle Städte der Insel und befestigten sich durch fanatische Grausamkeit in dem Besitz, zugleich aber verheerten von ihnen ausgesandte Seeräuberschiffe die Küsten Italiens, und bald drangen arabische Heere tief in das Innere der Halbinsel ein. Tarent und Bari fielen in die Hände der Ungläubigen und wurden der Ausgangspunkt furchtbarer Beutezüge. Die langobardischen Fürsten Unter-Italiens — von dem Herzogthum Benevent hatten sich Capua und Salerno mit Amalfi als besondere Herrschaften abgesondert — wurden gezwungen sich der arabischen Macht zu beugen, und bald sogar der Papst selbst bedroht. Im Jahre 846 liefen die Araber auf einer Flotte in der Tiber ein, schwärmten bis vor die Thore Roms und plünderten St. Peter. Papst Leo IV. stellte die Mauern der Stadt her, in deren Bereich er jetzt auch das
849. Gebiet der Peterskirche zog, sammelte eine Flotte und schlug vornehmlich mit dem Beistande der Bürger von Neapel und Gaeta die Schiffsmacht der Ungläubigen bei Ostia. Dieser Sieg rettete Rom, aber die Küsten Italiens wurden deshalb nicht minder hart heimgesucht, und Corsika und Sardinien mußten sich sogar dem Feinde ergeben. Auf dem Meere war den Arabern von den Königen nicht zu wehren, da

die fränkiſchen Reiche ſämmtlich ohne eine Seemacht waren; es rächte ſich bitter, daß man nach Karls des Großen Tode die Flotte, die er zu begründen anfing, ſogleich aufgegeben hatte. Auf dem Lande griff dagegen wohl Kaiſer Ludwig II. noch mehrmals die Araber an und beſiegte ſie auch in einzelnen glücklichen Kämpfen, aber dauernde Erfolge ließen ſich ſchon deshalb nicht gewinnen, weil es unmöglich ſchien, in eine feſte Verbindung mit dem griechiſchen Reiche zu treten, das vielmehr die Schwäche des fränkiſchen Reichs zu neuen Erwerbungen benutzte. Im Jahre 874 erkannten die langobardiſchen Fürſten wieder die Hoheit des griechiſchen Reichs an; in ganz Apulien befeſtigte ſich von Neuem die Herrſchaft des Kaiſers von Conſtantinopel; in Calabrien ſetzten ſich die Araber feſt und verheerten von hier und von Sicilien aus immer aufs Neue die italieniſchen Küſten.

Als Papſt Johann VIII. Karl dem Kahlen die kaiſerliche Krone ertheilte, erwartete er von ihm zunächſt Hülfe für Italiens Bedrängniß, aber Karl konnte ſie am wenigſten gewähren, da er nicht nur ſich mit ſeinem Bruder Ludwig dem Deutſchen wegen der Kaiſerkrone ſofort in einen neuen Krieg verwickelte, ſondern auch in ſeinem eigenen Reiche von dem furchtbarſten Feinde der Zeit, von den Normannen, unaufhörlich bedrängt wurde. Es war, als ob jetzt die ganze Völkermaſſe des ſcandinaviſchen Nordens aufſtünde, um ſich gegen das Frankenreich in den Kampf zu ſtürzen. Gerade damals erhoben ſich zuerſt in Norwegen und Dänemark, bisher in kleinere Reiche geſpalten, umfänglichere Herrſchaften, die zugleich tiefer in die Freiheit der Gemeinden eingriffen. Unbeugſame und trotzige Geiſter, die ſich der Uebermacht eines Einzelnen nicht fügen wollten, verließen die Heimath und ſuchten ihr Glück in der Ferne. Waffenbrüderſchaften und Kriegsgefolge ſammelten ſich zu den verſchiedenartigſten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, je mehr reizte er die Phantaſie, je höher ſteigerte er den Muth dieſer wilden Nordlandsſöhne. Zugleich ſtürmten die nordiſchen Könige ſelbſt in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrſchaft zu ſichern. Der Schauplatz der normanniſchen Heldenthaten war aber vor Allem das fränkiſche Reich. Hierhin lockte die Ausſicht auf reiche Beute, hierhin die aus früheren Kriegen ererbte Feindſchaft, hierhin endlich der Schutz des alten Götterglaubens, den fränkiſche Geiſtliche, wie der wackere Erzbiſchof Ansgar von Hamburg, als Miſſionare mit Eifer bekämpften und zurückdrängten. Das fränkiſche Reich konnte mit ſeiner ganzen Reitermacht und allen ſeinen Vaſallenheeren ohne den Schutz einer Kriegsflotte den Angriffen dieſer Feinde nicht begegnen. Durch die

Lage ihrer Länder auf die See hingewieſen, von Jugend auf mit den Gefahren des ſtürmenden Meeres vertraut und ihnen trotzend, bedeckten die Normannen mit jedem Frühjahr die weite Fläche des Meeres mit ihren leichten Schiffen; überall ſtürmten die Meeresrappen, wie ſie ihre Schiffe nannten, an die Küſten; wo ſich ein ſicherer Landungsplatz zeigte, wo ein Fluß in das Meer mündete, da legten die beherzten Schiffer an, zückten ihr Schwerdt und beuteten weit und breit. An der frieſiſchen Küſte ſetzten die Normannen zuerſt ſich feſt, bald aber waren alle Meere, die Gallien beſpülen, von ihren Flotten erfüllt; rings war das weſtfränkiſche Reich von ihnen umzingelt, und tief in das Innere drangen bald einzelne Heereshaufen, bald unermeßliche Schaaren, die ſich zu gemeinſamen Waffenthaten verbanden. Schon Karl der Kahle fühlte ſich ihnen nicht mehr gewachſen und erkaufte im Jahre 866 ihren Abzug mit 4000 Pfund Silber und dem ſchimpflichſten Frieden, ohne dadurch die baldige Rückkehr zu verhindern.

Wie konnte da der Papſt und Italien von dieſem Kaiſer wirkſamen Schutz erwarten? Selbſt als Ludwig der Deutſche im Jahre 876 ſtarb und deſſen Reich nach fränkiſchem Erbrecht unter ſeine drei Söhne vertheilt und zerſplittert wurde, als Karl dann nach Italien noch einmal zurückkehrte, zeigte Alles nur ſeine völlige Ohnmacht.
877. Bald raffte auch ihn ein unerwarteter Tod hin, und ſein Sohn Ludwig der Stammler wurde von den neuſtriſchen Großen erſt dann als König anerkannt, als er öffentlich bekannt hatte, daß er der Volkswahl ſeine Krone verdanke. Wenig länger als ein Jahr herrſchte Ludwig, früh ſiechte er hin; ſeine beiden unmündigen Söhne Karlmann
879. und Ludwig wurden auf den Thron erhoben und das Reich von ihnen getheilt. Aber wie alle geiſtige und körperliche Kraft der Karolingiſchen Linie in Weſtfranken entſchwunden zu ſein ſchien, ſtarben auch ſie nach wenigen Jahren kurz nacheinander, und nur noch ein nachgeborner Sohn Ludwigs des Stammlers, der fünfjährige Karl, war im Jahre 884 von der Nachkommenſchaft Karls des Kahlen übrig. Das weſtfränkiſche Kaiſerthum hatte noch ſchmählicher ein Ende genommen, als ſein Anfang geweſen war; ſchon nach Karls des Kahlen Tode konnte es ſich nicht fortſetzen; dieſe Könige waren als Werkzeuge ſelbſt dem Papſte zu ſchwächlich.

Johann VIII. ging nach dem Tode Karls des Kahlen mit dem Gedanken um, auf den kaiſerlichen Thron einen fränkiſchen Dienſtmann zu erheben, den er an Kindes Statt annahm. Es war der Graf Boſo, der mit Hülfe der Geiſtlichkeit in der That die Provence und Südburgund von dem weſtfränkiſchen Reiche abriß und ſich zum König

eines besonderen burgundischen Reichs wählen ließ, das nach seiner Hauptstadt Arles auch das arelatische genannt wurde; aber die kaiserliche Krone und das Königreich Italien blieb ihm versagt, trotz aller Anstrengungen des Papstes, dessen Macht schon sichtlich im Sinken war. Noch einmal erhob sich vielmehr das ostfränkische Reich, obwohl es durch die Theilung nach Ludwigs des Deutschen Tode am meisten geschwächt zu sein schien. Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs, der Baiern mit den südöstlichen Marken erhalten hatte, setzte sich durch Eroberung in den Besitz Italiens, und dieser Besitz fiel nach dem frühen Tode Karlmanns und seines Bruders Ludwigs des Sachsen mit der ganzen Erbschaft des Vaters dem jüngsten Bruder Karl dem Dicken zu, der, zuerst auf Alamannien beschränkt, so das ganze ostfränkische Reich wieder vereinte. Das Schicksal hatte ihm noch Größeres zu seinem Verderben beschieden. Die furchtbare Noth wies darauf hin, alle Kräfte des Reichs abermals Einer Hand zu übergeben; der Papst vergaß seine Abneigung gegen die ältere karolingische Linie und krönte Karl zum Kaiser; die Großen des westfränkischen Reichs übergingen den letzten Sohn Ludwigs des Stammlers und erhoben den König der Ostfranken auch auf ihren Thron. Die Monarchie Karls des Großen war mit Ausnahme des arelatischen Reichs wiederum vereinigt, aber darum nicht hergestellt. 884.

Man hoffte von der Einheit des Reichs mindestens eine Abwehr der äußeren Feinde. Denn auch das östliche Reich, das sich bisher noch am besten geschützt hatte, schwebte schon in der größten Gefahr. Die slawischen Stämme an den Ostgrenzen hatten sich fast sämmtlich gegen die fränkische Herrschaft erhoben. Rastiz, der Fürst der Mährer, obwohl selbst durch die Franken eingesetzt, gründete eine selbstständige Herrschaft und in derselben feste staatliche und kirchliche Ordnungen. Die griechischen Mönche Cyrill und Methodius waren die ersten Apostel und Lehrer unter den Südslawen, die große Erfolge gewannen; im Einverständnisse mit dem Papste und zum großen Verdrusse des Salzburger Erzbisthums wurden bald eigene slawische Bisthümer in Mähren errichtet. Zwanzig Jahre leistete Rastiz den Waffen der Deutschen Widerstand und erlag endlich nur der List seines Neffen Swatopluk oder Zwentibold, wie ihn die Deutschen nannten. Swatopluk übernahm selbst die Herrschaft über die Mährer, scheinbar ein Dienstmann der Franken, in Wahrheit aber ihr bitterster Feind. Zu derselben Zeit verweigerten die Sorben und Böhmen dem Reiche nicht nur den Gehorsam, sondern durchzogen schon verheerend die thüringischen Lande, und die Wilzen und die Abodriten überschritten die

Elbe. Noch furchtbarere Feinde waren die Dänen und Normannen. In einer großen Schlacht an der Elbe hatten die Dänen die ganze sächsische Kriegsmacht vernichtet und dann alle Befestigungen in der Mark zerstört. Die Normannen landeten an den Küsten der Nordsee und durchzogen verheerend die Rheingegenden; die Mauern der Städte wurden von ihnen niedergerissen, die Kirchen und Paläste eingeäschert, selbst die Pfalz Karls des Großen in Achen wurde zum Theil ein Raub der Flammen. Am schlimmsten aber wurde von ihnen noch immer das westliche Reich heimgesucht, das in seiner ganzen Weite wie eine sichere Beute vor ihnen lag.

So viele Gefahren auf einmal zu beschwören, dazu hätte Karls des Großen Umsicht und Tapferkeit gehört, und dieser Karl, der jetzt die volle kaiserliche Gewalt scheinbar wieder in Händen hatte, besaß wenig Muth und noch weniger Verstand. Er vermehrte das Unglück des Reichs, statt es zu heben. Als er mehrere Jahre nacheinander durch unermeßliche Geldsummen von den Normannen den Frieden erkaufte, den sie doch nicht lange bewahrten, als die Anarchie im Innern zugleich mehr und mehr wuchs, entsank die Macht des großen Reichs seinen kraftlosen Händen. Arnulf, ein unehelicher Sohn Karlmanns, der mit der herzoglichen Gewalt in den östlichen Marken bekleidet war, erhob die Fahne der Empörung; die Großen des ost-
887. fränkischen Reichs fielen sofort ihm zu, und Karl mußte auf dem Tage zu Tribur im Jahre 887 der Krone entsagen. Willenlos folgte er dem Gebot der empörten Großen und fand bald darauf ein ruhmloses Ende. Durch Wahl wurde Arnulf zum König der Ostfranken erhoben, aber die Wahl ging diesmal vornehmlich von den weltlichen Großen aus. Das karolingische Erbkönigthum war nun auch in den deutschen Ländern beseitigt; die geistliche und weltliche Aristocratie im Bunde hatten es in allen fränkischen Reichen gestürzt, als es sich völlig unfähig erwies, die Macht länger zu behaupten.

Arnulf meinte auf das ganze Reich Karls des Großen Anspruch erheben zu können, aber keineswegs fand er überall die Anerkennung, die er gehofft hatte. Ueberall erstanden vielmehr Wahlkönige, überall durch die Geistlichkeit im Bunde mit den weltlichen Großen erhoben. „Im Frühjahr 888," sagen Annalen jener Zeit, „gediehen „die kleinen Könige." Im Westfrankenreich erhob man auf den Thron den Grafen Odo, dessen Vater als ein niederer Kriegsmann über den Rhein gekommen war und durch glänzende Kriegsthaten sein Haus schnell erhoben hatte. Odo, obwohl er sich durch die muthige Vertheidigung von Paris gegen die Normannen bereits einen ruhmvollen Namen gewon-

uen hatte, brachte es aber doch nicht zu allgemeiner Anerkennung im Westfrankenreiche, denn ein großer Theil der Großen wandte sich bald dem letzten echten Sproß des karolingischen Geschlechts wieder zu, dem Knaben Karl, den man den Einfältigen nannte. In dem burgundischen Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, das die Aar durchströmt, erhob man den Grafen Rudolf, ebenfalls aus einem deutschen, dem welfischen Geschlecht, zum König von Hochburgund. In Italien stritten lange um die königliche Herrschaft zwei langobardische Herzöge, Berengar von Friaul und Wido von Spoleto; Wido gewann endlich den Sieg und durch denselben für sich und seinen Sohn Lambert die Kaiserkrone, der aber sie und der Papst kaum noch einen glänzenden Schimmer zu verleihen vermochten. Um sich gegen ihre Nebenbuhler und Widersacher zu stärken, erkannten dann wohl Odo, Rudolf und Berengar für den Augenblick Arnulfs Oberherrschaft an, und Arnulf hoffte sich so noch zu einer wahrhaft kaiserlichen Stellung erheben zu können. Im Jahre 891 schlug er an der Dyle die Normannen völlig auf das Haupt und wandte sich dann gegen Swatopluk, der sich inzwischen offen gegen die Deutschen erhoben und sein Reich über Böhmen und die meisten bisher den Franken unterworfenen Theile Pannoniens ausgebreitet hatte. Arnulf wies die Angriffe der Mährer zurück und drang sofort in Italien ein. Als Swatopluk im Jahre 894 starb und die Kraft des großmährischen Reichs durch die Theilung unter die Söhne des Verstorbenen gebrochen wurde, da richtete Arnulf, vom Papste Formosus gerufen, abermals seine Heeresmacht gegen Italien. Widos und Lamberts Macht wurde gebeugt, Arnulf eroberte Rom und empfing die Kaiserkrone im Jahre 895, mehr den verdienten Preis 895.
seiner Mühen, als ein Geschenk des Papstes. Aber zu einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt gelangte er dennoch auch jetzt nicht. Odo und Karl der Einfältige theilten sich in das Westfrankenreich, das nach und nach durch Odos tapfere Thaten mehr Ruhe gewann. Wido war bereits während des Kriegs mit Arnulf gestorben, sein Sohn Lambert schloß mit Berengar einen Vertrag, in dem die Herrschaft auch über Italien getheilt wurde. Als bald darauf Odo und Lambert starben, erkannte das ganze Westfrankenreich Karl den Einfältigen als König an, und Berengar gewann allein das italische Reich. Seitdem herrschte Arnulf nur in den deutschen Ländern mit königlicher Gewalt, von denen er Lothringen sogar sonderte, das er seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Unterkönigreich verlieh; und auch in den deutschen Ländern war seine Herrschaft nicht einmal völlig gesichert, denn nur mit Mühe erhielt er die übermüthige Aristocratie, die ihn erhoben

hatte, im Gehorsam, und von allen Seiten war das Reich von Feinden umringt. Die Marken waren bedroht oder schon dem Reiche ent-
899. rissen. Am 8. December 899 starb Kaiser Arnulf, und bald erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an dem kräftigen Fürsten verloren hatten.

Die Herstellung des Kaiserthums in alter Weise hatte sich auch diesmal als unmöglich gezeigt; doch die hochfahrenden Pläne der Päpste waren nicht minder gescheitert, und das Papstthum selbst war von der jähen Höhe, die es hastig erklommen hatte, in den tiefsten Abgrund versunken. Ein Menschenalter nach Nicolaus I. saßen die traurigsten Schattenbilder päpstlicher Macht auf dem Stuhle Petri, die willenlosen Kreaturen des sittenlosen römischen Adels. Auch das Erbkönigthum war gebrochen, und die Nationen, die sich nach dem Verfall des Kaiserreichs gesondert hatten, waren wieder für den Augenblick selbst Herren ihrer Zukunft geworden; überall waren Wahlkönige an die Spitzen der Staaten gestellt, aber überall waren sie nur von der geistlichen und weltlichen Aristocratie erhoben worden, die sich das Recht beimaß, nach eigener Willkühr den Lehnsherrn zu wählen und allein die Interessen der Völker zu vertreten. Aber wie sie in sich selbst gespalten war und in stetem Kampfe gegen die anderen Elemente des staatlichen Lebens stand, die noch nicht erstorben waren, führte der Sieg der Aristocratie in allen Staaten des Abendlands sofort zur wildesten Anarchie; zugleich brachen die erbittertsten Feinde des Christenthums immer von Neuem über die Staaten des Abendlands herein, und zu den alten Gegnern, deren man nicht mehr Herr werden konnte, gesellten sich neue und schlimmere Feinde.

Der Zustand Europas gemahnte an jene Zeiten, da die ersten germanischen Reiche der Auflösung mit reißenden Schritten entgegengingen und endlich dem Schwerdte ihrer Feinde erlagen. Aber zu fest waren von Karl dem Großen die kirchlichen und staatlichen Ordnungen begründet worden, zu weit war auf diesen Grundlagen bereits das nationale Leben gediehen, als daß abermals ganze Völkerstämme und Staaten wieder hätten vertilgt werden können. Tiefes Dunkel brach noch einmal über das Abendland ein, und vergebens suchte der Blick der verzweifelnden Völker leuchtende Sterne am Himmel, aber jene lange entsetzliche Nacht, die der Zerstörung der alten Kulturwelt folgte, konnte nicht wiederkehren.

Ein Zeitraum von etwa tauſend Jahren und mit ihm die Geſchichte zahlreicher germaniſcher Stämme und großer von ihnen geſtifteter Reiche iſt vor unſeren Blicken in raſchem Wandel vorübergegangen. Von jenen Urzeiten an, wo die Germanen ohne einen umfaſſenderen ſtaatlichen Verband, als den der Gaugemeinde, in zahllos zerſplitterten Völkerſchaften den Römern widerſtanden, bis zu den Tagen Karls des Großen, als ſich die ganze römiſch-germaniſche Welt in einem großen Reiche zuſammenfaßte und ein fränkiſcher König das römiſche Kaiſerthum im Abendlande herſtellte, welche reiche, welche gewaltige Entwickelung! Wie waren während derſelben Glaube, Sitte und Sprache der Deutſchen umgewandelt, wie die Blicke und Begriffe erweitert worden, wie hatte man aus den einfachſten Zuſtänden ſich zu den großartigſten politiſchen und kirchlichen Verhältniſſen erhoben!

Die Germanen waren im Laufe der Zeit gleichſam in eine andere Welt verſetzt worden, aber ſie hatten darum doch ihre Eigenheit nie völlig aufgegeben, nie ihre urſprünglichen Zuſtände vergeſſen und ihre beſondere Weiſe verleugnet. Sobald ſie ſich dahin neigten, wurden ſie aus Siegern bald zu Beſiegten, und manche der edelſten und kräftigſten Stämme verſchwanden ſo früh aus der Geſchichte. Auch der fränkiſche Stamm, der zuletzt die Weltherrſchaft gewonnen hatte, verlor ſeine Macht, als die Könige und der Adel ſich dem römiſchen Weſen ergaben.

Aber auch mit der Macht dieſes Stammes war die germaniſche Kraft nicht erſchöpft. In den Ländern jenſeits des Rheins und der Alpen lebten noch Völker, die, obwohl auch ſie von der tauſendjährigen Entwickelung tief und vielfach berührt wurden, wenig bisher auf den großen Schauplatz der Dinge getreten waren und ihre urſprüngliche Natur bewahrt hatten. Noch bewohnten ſie ein weites Waldland, wie einſt in den Urzeiten, noch hauſten ſie meiſt auf ihren Feldfluren und in ihren eigenen Höfen, noch war die alte Gemeindefreiheit bei ihnen nicht ganz erſtorben, noch immer fand man in ihnen ein unbeugſames Geſchlecht voll ſtarren Sinns und wilden Trotzes, dem Kriegsleben und dem Waffendienſte ergeben. Es trennten dieſe Völker, obſchon ſie ſich ſelbſt nach ihrer Sprache ſchon von den anderen Nationen als Deutſche ſchieden, zwar immer noch vielfache Stammesunterſchiede und gehäſſige Stammesvorurtheile; aber ſie fingen doch bereits an zu ahnen, daß ſie ein Volk bildeten, und ſie beugten ſich einem Könige und Herrn. Und große Könige gab ihnen alsbald die Vorſehung, und dieſe

haben dann die Bande der Gemeinſchaft unter ihnen mehr und mehr geſtärkt, durch glänzende Thaten das nationale Bewußtſein erhoben, das römiſche Kaiſerthum im Abendlande abermals hergeſtellt und dadurch ſich und die Deutſchen an die Spitze der europäiſchen Entwickelung für Jahrhunderte geſtellt. Da erſt tritt das deutſche Volk in geſchloſſener Einheit auf, da erſt entſtand ein deutſches Reich. An die Geſchichte der germaniſchen Stämme ſchließt ſich die Geſchichte des deutſchen Volks und des einigen deutſchen Reichs.

Die Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit erzählt nicht allein das Leben und die Thaten der großen deutſchen Kaiſer ſelbſt, ſie ſtellt vor Allem dar, wie durch dieſelben aus den deutſchen Stämmen das deutſche Volk ſich einte und verband. Hier liegt das weſentlichſte Intereſſe dieſer Geſchichte, denn die Macht der Kaiſer erſtarb, aber das Leben des deutſchen Volkes iſt unvergänglich.

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.

900 — 950.

1.

Verfall des oſtfränkiſchen Reichs.

Als man das Jahr 900 nach der Geburt des Herrn zu ſchrei- 900.
ben begann, ſah es unſäglich traurig in den deutſchen Landen aus, und mit weniger Freude hat man wohl nie ein neues Jahrhundert begrüßt.

Kaiſer Arnulf, der das wankende und zerfallende Reich Karls des Großen zu ſtützen verſucht und mit tapfrer Hand die Normannen, die verderblichſten Feinde des Reichs, auf das Haupt geſchlagen hatte, war ſo eben aus der Welt geſchieden; der Kaiſerthron und der oſtfränkiſche Königsſtuhl ſtanden erledigt, und wer ſollte die drückende Laſt der Reichsregierung in dieſer ſchreckenvollen Zeit auf ſeine Schulter nehmen?

Arnulf hatte von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin einen einzigen Sohn, Ludwig, damals einen Knaben von ſieben Jahren, hinterlaſſen, und dieſes Kind wählten einmüthig und ohne Zaudern die weltlichen und geiſtlichen Großen aller deutſchen Länder, als ſie ſich am 21. Januar zu Forchheim an der Regnitz verſammelt hatten, zum Könige des Oſtfrankenreichs. Das Volk ſtimmte der Wahl zu, und ſofort krönte man das königliche Kind und erhob es auf den Thron ſeines Vaters. Nur deshalb wählte man Ludwig und nahm auf Arnulfs mannbare Söhne aus wilder Ehe, deren Nachfolge er ſelbſt gewünſcht hatte, keine Rückſicht, weil man beſorgte, bei einer neuen Abweichung von der üblichen Thronfolge möchten die deutſchen Länder, die jetzt noch nothdürftig zuſammenhielten, ſich völlig von einander trennen. Auf dieſe Weiſe ſuchte mindeſtens der Erzbiſchof Hatto von Mainz die unpaſſende Wahl vor den Augen des Papſtes zu rechtfertigen.

Denn es war allerdings eine üble Wahl. Wie ſollte dieſes Kind die Einheit des Abendlandes wahren oder herſtellen? Sprach

900. nicht die Wahl ſelbſt es ſchon aus, daß man in den deutſchen Ländern die Anſprüche auf das Kaiſerthum, wie ſie noch Arnulf erhoben und durchgeſetzt hatte, nun vollends aufgab? Und ſtand ſelbſt nur zu erwarten, daß der Knabe, aus unächter Linie ſtammend, ſein Reich gegen den ächten Sproß aus Karls Geſchlecht, den vor kurzem die Weſtfranken wieder auf den Thron ſeiner Väter geſetzt hatten, behaupten könnte? War es auch „der einfältige Karl," der in Weſtfranken herrſchte, ſo drohte bei dem unruhigen Sinn der deutſchen Großen doch auch von ihm eine nicht geringe Gefahr, wenn er einſt das Recht ſeines Hauſes jenſeits des Rheins in Anſpruch nehmen ſollte. Vor Allem aber die Lage der deutſchen Länder ſelbſt, wie ſehr heiſchte ſie gerade ein kräftiges Oberhaupt, einen Mann im vollen Sinne des Worts!

Noch lagen die Städte am Rhein in Schutt und Aſche, ihre Mauern waren zerſtört; wer wollte den Normannen wehren, wenn ſie, nachdem der Sieger an der Dyle nicht mehr, von jenen Burgen, die ſie an der frieſiſchen Küſte noch beſetzt hielten, die alte Straße aufs Neue verfolgten? Ueber die Grenzen Sachſens waren die Dänen und Wenden eingebrochen, an der thüringiſchen Mark ſtanden die Sorben. Mit der ſinkenden Macht des mähriſchen Reichs lebten die Biſchöfe und Grafen Baierns in fortwährendem Kriege, und ſchon ſchweiften die Schaaren neuer fürchterlicher Feinde, der Ungern, bis an und bis über die Grenzen des Reichs. Zugleich war nirgends im Innern ſelbſt ein feſter, geſicherter Zuſtand. Die Theile löſten ſich vom Ganzen, und hatte Arnulf noch mit Mühe die erbitterten Fehden der edlen Geſchlechter unterdrückt und die Geiſtlichkeit und die Kirchen gegen die Gewaltthaten der weltlichen Herren geſichert, ſo trieb jetzt überall trotziger Uebermuth, frevelhafte Auflehnung gegen das Reich, zügelloſe Selbſthülfe ungeſcheut ihr verderbliches Weſen. Wie wenig man die königliche Gewalt ſcheute, zeigte ſich ſofort in Lothringen, wo Arnulf ſeinen Baſtard Zwentibold zum Unterkönige eingeſetzt hatte, der mit kräftiger, aber roher Gewaltherrſchaft die widerſpenſtigen Großen in Zaum zu halten ſuchte. Das durchgreifende und ſcharfe Regiment des jungen Fürſten, der ſich mit aus dem Staube erhobenen Günſtlingen umgab, erregte allgemeine Erbitterung, und kaum hatte der Kaiſer die Augen geſchloſſen, ſo vertrieb man ſeinen Sohn aus dem Lande. Vergebens ſuchte Zwentibold ſich mit Gewalt zu behaupten, nach kurzen Kämpfen wurde er an der Maas im Streite erſchlagen. Wohl war es ein Glück, daß ſich die Lothringer damals noch dem unächten Karolinger im Oſten, nicht dem ächten in Weſten anſchloſ-

ſen, und das ſchöne Rheinland ſo mit den deutſchen Stämmen verei- 900.
nigt blieb.

Von allen Seiten umlauerten Gefahr und Verderben das Reich, und doch erhob man ein Kind auf den Thron, die bedrohte Herrſchaft zu ſchützen. So kam, was kommen mußte; das Reich zerfiel und wurde eine Beute äußerer Feinde; eine Zeit entſetzlicher Schmach und der traurigſten Verwirrungen brach über die deutſchen Länder ein.

Alle Schrecken waren entfeſſelt, aber die ſchlimmſte Geißel für das unglückliche Reich und die deutſchen Länder wurden die verheerenden Züge der Ungern, die jetzt begannen.

Die Magyaren, wie ſie ſelbſt ſich nannten, während das Abendland ihnen ſchon damals den Namen der Ungern beilegte, ein finniſcher nomadiſirender Volksſtamm, waren von ihrem Wohnſitze am weſtlichen Fuße des Urals durch nachdrängende Völker vor etwa hundert Jahren verdrängt worden, und hatten endlich ihre beweglichen Zelte in den Steppen am Dniepr aufgeſchlagen, wo ſie bis zu den Donaumündungen hin hauſten. Sie ſtanden noch in einer einfachen und rohen Stamm- und Geſchlechtsverfaſſung. Die Zahl ihrer Stämme, die ſich auf ſieben belief, war durch einen achten, die Kabaren, vermehrt worden, einen Zweig der Chazaren, die damals am Don eine ausgedehnte Herrſchaft beſaßen und denen längere Zeit auch das Volk der Magyaren ſelbſt dienſtbar geweſen war. Jeder Stamm ſtand unter einem beſondren Häuptling, und als das erſte gemeinſame Oberhaupt des ganzen Volks, das aus der Wahl der ſieben Häuptlinge hervorging, wird Arpad genannt, in deſſen Geſchlecht dann die höchſte Gewalt verblieb. Der Reichthum der Magyaren beſtand in Heerden von Rindern und Roſſen, ihr Leben brachten ſie auf der Jagd und in Beutezügen zu, die ſie bald in die weiteſten Fernen ausdehnten und auf denen ſie ſchon im Jahre 862 die Grenzen des Frankenreichs berührten. Sie waren gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbarn, denn in jeder kriegeriſchen Tugend zeichneten ſie ſich aus. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beſchwerden, vorſichtig gegen Liſten des Feindes, ſehr gewandt im Benutzen ſeiner Schwächen; ſo unbändig ſie ſonſt waren, doch im Kriege ſtrenger Zucht gehorchend, blieben ſie im Kampfe faſt immer Sieger, zumal ihre Kriegsführung eigenthümlichſter Art war. Nicht in großen geſchloſſenen Reihen rückten ſie an, ſondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur ſcheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen ſie einen Theil des Heeres ſich im Hinterhalt zu bewahren. Dadurch gewannen alle ihre Unternehmungen an Beweglichkeit, und es blieb ihnen ſtets Gelegenheit dem Streite

neue und unerwartete Wendungen zu geben. Der Sieg täuſchte den
900. Gegner, und oft erlitt dieſer mitten im geträumten Triumphe durch einen plötzlichen Ueberfall eine ungeheure Niederlage. Die Magyaren kämpften auf Roſſen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit unglaublicher Gewandtheit dieſe trefflich geübten Thiere. Obwohl ſie Schwert und Wurfſpieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den ſie mit der größten Sicherheit im Sturme des Roſſes von dem hörnernen Bogen entſandten; er gehorchte ihnen nicht minder beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grauſam im Kampfe, ſchonungslos waren ſie im Benutzen des Siegs. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd, wer ſich ihnen entgegenſtellte, wurde erſchlagen; es ſoll unter ihnen der Glaube geherrſcht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen ſeien, würden ihnen im Himmel als Sklaven dienen. So beſiegten ſie nicht nur ihre Feinde, ſondern vernichteten ſie, und wohin ſie ihre Roſſe lenkten, machten ſie den Boden zur traurigſten Einöde.

Nachdem die Magyaren längere Zeit mit den Bulgaren an der untern Donau gekämpft hatten, griffen ſie im Jahre 892 zuerſt das mähriſche Reich an. Von hier wurden ſie aber durch den Kaiſer zu Conſtantinopel bald zurückgerufen, der ſie über die Donau abermals gegen die Bulgaren führte, die damals ſeine Hauptſtadt bedrohten. Die Bulgaren, von den Magyaren geſchlagen, gewannen als Bundesgenoſſen gegen ſie die Petſchenegen, ein jenen im Oſten benachbartes wildes und kriegsmuthiges Volk. Als nun im Jahre 895 die Ungern zu neuen Beutezügen nach Abend ausgeritten waren, fielen die Petſchenegen unerwartet in die unvertheidigten Sitze derſelben ein, hieben die ſpärliche Beſatzung, die Weiber und Kinder nieder, bemächten ſich der Heerden und ſetzten ſich in dem eroberten Lande feſt. Der öfters erprobten Uebermacht dieſes Feindes wichen die Ungern und ſtanden von der Rückkehr in ihre alte Heimath ab. Sie zogen die Donau hinauf, nicht mehr um plündernd dieſe Länder zu verwüſten, ſondern um ſich dort neue Wohnſitze zu ſuchen. Zwiſchen den Karpathen und der Donau ſetzten ſie ſich feſt, beſonders in den großen Ebenen, während in den Gebirgsgegenden die ſlawiſche Bevölkerung ſich erhielt, aber in Dienſtbarkeit trat. Nirgends fanden die Eroberer hier Widerſtand, denn nur zerſtreute Burgen und Städte gab es im Lande, und wehrloſe Hirten wohnten in dem faſt herrenloſen Gebiete. Mit neuer Heftigkeit begannen dann ſofort die Angriffe auf das mähriſche Reich, mit dem die Ungern jetzt in unmittelbarer Nachbarſchaft ſtanden und das einen um ſo ſchwereren Kampf gegen ſie zu beſtehen

hatte, als es nach Swatopluks Tode durch die Streitigkeiten ſeiner Söhne 900.
geſchwächt war und überdies durch die baieriſchen Großen unaufhörlich beunruhigt wurde. Dennoch hielt es dem erſten Angriff auch jetzt noch Stand, ruhmlos zogen die Ungern ab, und richteten nach andern Seiten von Neuem ihre Kriegszüge. Durch die Grenzmarken des Frankenreichs nahmen ſie im Jahre 899 ihren Weg nach Italien, und verheerten die ſchlecht vertheidigte lombardiſche Ebene von der Küſte des adriatiſchen Meers bis zu den Schneegipfeln des großen Bernhard. Mord, Brand und Verwüſtung bezeichnete überall ihre Straßen.

Als mit reicher Beute beladen die Magyaren von dieſem Zuge in ihre neue Heimath zurückgekehrt waren, hörten ſie, daß ein Knabe auf den fränkiſchen Thron erhoben ſei; und nachdem ſie eiligſt Kundſchaft von der Lage des Reichs eingeholt hatten, brachen ſie unverzüglich in die baierſche Oſtmark ein. Verheerend drang ein Schwarm am rechten Donauufer bis über die Enns vor, während ein anderer am linken Ufer hinaufzog. Die baierſchen Großen ſammelten ſich, aber ehe ſie den Feind erreichen konnten, hatten die am rechten Ufer heerenden Ungern ſich bereits bis über die Raab zurückgezogen. Ihre Genoſſen am linken Ufer wurden zwar von den Baiern erreicht und geſchlagen, aber unverfolgt kehrten ſie mit reicher Beute heim. Jetzt erſt vergaßen die Baiern endlich des alten Haders mit den Mährern und ſahen ein, daß ſie vereint einem mächtigeren Feinde zu widerſtehen hatten. Im Jahre 901 wurde zwiſchen den Baiern und Mährern 901.
Frieden geſchloſſen, und ſie vereinten ihre Streitkräfte zu gemeinſamem Kampfe. Aber es war zu ſpät. Nach allen Seiten ergoſſen ſich ſchon unwiderſtehlich die ungeriſchen Heeresſchwärme. Während ſie Kärnthen plünderten, Italien abermals heimſuchten, richteten ſie ihre Hauptangriffe gegen das mähriſche Reich, und im Jahre 906 waren 906.
alle Länder, die Swatopluk einſt beherrſcht hatte, ihnen völlig erlegen. Die Burgen, die ſo oft den Feinden getrotzt, wurden verlaſſen, die Kirchen des Methodius zerſtört, die Einwohner verjagt, und die Magyaren herrſchten bis zu den Grenzen des fränkiſchen Reichs.

Noch in demſelben Jahre wurden die Ungern von den Dalemuciern, die in der Gegend von Meißen an der Elbe wohnten, zur Hülfe gegen die Sachſen gerufen und durchbrachen auch die Marken des nördlichen Deutſchlands. Im folgenden Jahre wandten ſie ſich abermals 907.
und mit ſtärkerer Heeresmacht als früher gegen Baiern. Um das Land zu vertheidigen hatte Markgraf Liutpold die geſammten Streitkräfte des Volks aufgeboten. Alle Grafen und Vaſallen, auch

907. die Biſchöfe und Aebte mit ihren Kriegsleuten hatten ſich zu ſeinen Feldzeichen geſammelt. Aber ſchon beim erſten Zuſammenſtoß erlitten die Baiern eine vollſtändige, entſetzliche Niederlage. Faſt der ganze baierſche Adel fand mit Liutpold in der Schlacht ſeinen Untergang, der Erzbiſchof Theotmar von Salzburg, die Biſchöfe Udo von Freiſingen und Zacharias von Seben, ſtarben mit vielen andern geiſtlichen Würdenträgern im Kampfe, eine unzählige Menge niederen Volks bedeckte das Schlachtfeld. Man ſagte, der baierſche Stamm ſei von den Ungern faſt vernichtet. Das Land lag ihnen offen und wurde furchtbar verwüſtet. Die Marken gingen zum großen Theil für immer verloren. Die fruchtbaren Landſtriche unter der Enns wurden von den Ungern beſetzt und die deutſche und ſlawiſche Bevölkerung hier vernichtet oder verdrängt. Mit Mühe behaupteten ſich die Deutſchen in der Oſtmark nur bis zur Enns und in den rauhen Gebirgsgegenden Kärnthens, welche die Ungern weniger anlockten. König Ludwig, der bis dahin ſich meiſt in Regensburg aufgehalten hatte, begab ſich nach den weſtlichen Theilen ſeines Reichs und überließ Baiern ſeinem Schickſale. Arnulf, Liutpolds Sohn, ergriff die Gewalt in dem ſchutzloſen Lande, aber nur dadurch vermochte er ihm augenblickliche Ruhe zu gewähren, daß er den Ungern Tribut zahlte.

Alle deutſchen Länder ſchienen eine ſichere Beute der unüber-
908. windlichen Barbaren. Im Jahre 908 durchzogen ſie Baiern und Franken und drangen ſelbſt nach Sachſen und Thüringen ein. In Thüringen ſtellte ſich ihnen der Markgraf Burchard entgegen, aber auch er fand Niederlage und Tod im Kampfe, und mit ihm ſanken der Biſchof Rudolf von Würzburg und der Graf Egino vor den feind-
909. lichen Schwerdtern. 909 wurde Schwaben, das nicht einmal irgend einen Widerſtand wagte, verwüſtet. Mit unermeßlicher Beute kehrten
910. die Ungern von dort zurück und ſchlugen im nächſten Jahre wieder dieſelbe Straße ein. Alle Kräfte des Reichs bot man jetzt noch einmal gegen ſie auf, aber von Neuem kämpfte man mit unglücklichem Erfolge. An den Grenzen Baierns, Schwabens und Frankens unweit der Mündung des Lechs wurde die Streitmacht des Reichs geſchlagen, Herzog Gebhard und viele andere edle Herren verloren im Kampfe das Leben. König Ludwig ſelbſt mußte ſein Heil in der Flucht ſuchen und dem ſiegreichen Feinde Tribut zahlen. Wenn auch die Baiern in dieſem Jahre ſich durch einen Angriff auf die Feinde glänzenden Ruhm gewannen, ſo war doch damit neuen Einfällen in keiner Weiſe gewehrt.

Unbeſchreiblich ſind die Leiden, von denen damals die deutſchen

Länder heimgeſucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwü- 910.
ſtet und verheert, das Vieh fortgetrieben, die Häuſer eingeäſchert, und jede werthvolle Habe eine ſichere Beute der Feinde wurde, auch die hülfloſen Menſchen verſchonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unſchuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greiſes fand bei ihm Erbarmen. Wie Vieh zuſammengekoppelt wurden die gefangenen Frauen und Mädchen unter Mishandlungen fortgetrieben, um ſie entehrender Wolluſt dienſtbar zu machen. Die Spur dieſer furchtbaren Feinde war Verwüſtung, Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die ſie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die ſie verlaſſen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern nnd Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick dieſer Feinde erfüllte die Deutſchen mit Abſcheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Geſicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeſchorene Kopf, dazu der rauhe Klang der ganz unverſtändlichen Sprache: dies Alles ſchien ihnen eher geſpenſterhaften Weſen, als Menſchen eigen. Sie meinten, es ſeien die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt kämen, um Alles von Grund aus zu vernichten; ſie erzählten ſich, wie dieſe Unmenſchen gleich reißenden Thieren rohes Fleiſch verſchlängen und Blut tränken, ja wie ſie ſogar den Gefangenen das Herz aus dem Leibe riſſen, weil ſie dies für ein kräftiges Geſundheitsmittel hielten.

Indeſſen richteten die Magyaren ſich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die ſie innerhalb eines Jahrzehnts von den Karpathen bis zu den Grenzen des Oſtfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten. Die Häuptlinge theilten ſich in das Land, und jeder bemaß den Männern ſeiner Horde einzeln ſeinen beſondern Antheil; vor Allem wurde das Oberhaupt des ganzen Volks reichlich bedacht, dem mehr als die Hälfte des Landes zwiſchen der Donau und Sau zufiel. Die alten Bewohner wurden als Zubehör des Landes behandelt und mit demſelben vertheilt. So reich und fruchtbar der Baden iſt, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur ſpärlich betrieben, da das Volk, in allen friedlichen Künſten auf der niedrigſten Stufe der Cultur, meiſt noch von Jagd und Fiſcherei lebte. Sein ganzes Leben unterſchied ſich wenig von dem jeder anderen aſiatiſchen Nomadenhorde. Die Kleidung beſtand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden — ſteinerne Gebäude waren noch viel ſpäter in Ungern

900—910. ſelten — das erſte und wichtigſte Bedürfniß waren weite, üppige Weideplätze, für alles Andere ſorgte die reiche Beute der alljährlich wiederkehrenden Heereszüge.

Während die deutſchen Länder, von einem Kinde regiert, faſt wehrlos dieſem Feinde ausgeſetzt waren, litten ſie zugleich kaum minder unter den endloſen Streitigkeiten der Großen im Lande, die ohne den Zügel eines ſtarken Gebieters ſich aus Herrſchſucht, Habgier, Rachſucht von Fehden in Fehden ſtürzten. Die wildeſte Zügelloſigkeit herrſchte aller Orten, kaum gab es ein anderes Recht, als das Fauſtrecht; unter den blutigen Fehden der eigenen Großen ging unter, was die einbrechenden Horden der Ungern verſchonten.

Den damaligen Zuſtand des Reichs ſchildert der kluge Biſchof Salomo von Konſtanz, der ſelbſt einer der vertrauteſten Räthe König Ludwigs war, als den traurigſten von der Welt. „Alles hadert," ſagt er, „Graf und Dienſtmann, im Streit liegen die Gau- und „Markgenoſſen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Geſetz wird mit „Füßen getreten, und die, welche Land und Volk ſchützen ſollten, ge„ben gerade das ſchlechteſte Beiſpiel. Die Großen, deren Väter einſt „die Empörungen niederkämpften, ſchüren jetzt ſelbſt den Bürgerkrieg „an. Da das Volk ſo geſpalten iſt, wie läßt ſich da der Beſtand „des Reichs noch erhalten?" Salomon ſelbſt giebt als Hauptgrund des elenden Zuſtandes die Jugend des Königs an. „Das Siechthum „des Kindes," ſagt er, „das den Namen des Königs führt, hat uns „ſchon lange eines Herrſchers beraubt. Seine Jugend iſt unfähig die „Waffen zu führen und Recht und Geſetz zu handhaben. Sein „ſchwächlicher Körper und die zu tapferen Thaten ſpätreifende Kraft „machen ihn den Seinen verächtlich und ermuthigen die Feinde zu jeg„lichem Wagniß. Wie ſehr haben wir zu fürchten, daß die Worte „Salomos: „Wehe dir Land, deß König ein Kind iſt!" (Pred. Sal. „10, 16) ſich an uns erfüllen."

Es waren arge, böſe Zeiten, in denen es dem geringeren, einzeln ſtehenden Manne faſt unmöglich wurde, die Ehre ſeiner Perſon und ſeines Hauſes zu retten. Damals iſt die Freiheit des gemeinen Mannes in den deutſchen Landen mehr gemindert und verkürzt worden, als vielleicht je zuvor. Wie wenige waren ſtark genug, mit eigener Fauſt ihr Erbe gegen äußere und innere Feinde zugleich zu vertheidigen, und wer das nicht vermochte, was blieb dem für ein anderer Ausweg, als ſich in den Dienſt eines mächtigen geiſtlichen oder weltlichen Herrn zu begeben? Und nicht die Gefahr vor dem Feinde allein, auch die bittere Noth minderte von Tag zu Tag die Zahl der

kleinen Grundbeſitzer. Lange andauernder Miswachs war eine ſchwere 900—910.
Plage faſt aller deutſchen Länder zu Arnulfs Zeiten geweſen. Kaum erholte man ſich, da brachen die Ungern ein, und die inneren Fehden entbrannten. Wie ſollte der gemeine Mann, wenn ſeine Saaten zertreten und ſeine Scheunen geleert wurden, ſich und die Seinen erhalten, zumal da man ihn zum Schutz des Landes noch immer von Neuem zu den Waffen rief! Nur dadurch konnte er ſich vor der äußerſten Noth retten, daß er ſein freies Grundſtück einem mächtigen Manne, der ihn in der ſchlimmen Stunde der Gefahr zu ſchützen vermochte, übertrug und ſich ſo gegen Zins Schutz und Sicherheit erkaufte. Wahrte der ſchutzbefohlene Mann dann auch wohl meiſt noch ſeine perſönliche Freiheit, ſo hatte ſie doch nicht mehr den alten Werth für ihn, da er die Mittel verlor, ſie ſeinem Grundherrn gegenüber zu behaupten, und oft genug ſank er aus der Zinspflichtigkeit nach und nach in die Schmach der Knechtſchaft hinab. Er verlor die gleiche Stellung unter den Gaugenoſſen und wurde meiſt mit der Zeit vom Landrecht ganz ausgeſchloſſen und unter Hofrecht gebracht. Und Manche, die mit leeren Händen zu dem reichen Manne kamen, mußten ſofort auch ihrer perſönlichen Freiheit entſagen und ſich, um nur das nackte Leben zu retten, in die Reihe der eigenen und hörigen Leute ſtellen. Es fing das Volk dergeſtalt an ſich in zwei große getrennte Maſſen zu theilen, in den Stand der Bauern, der ſchon damals überwiegend aus zinspflichtigen und hörigen Leuten beſtand, die aller höheren Freiheits- und Ehrenrechte entbehrten, ein armes, vielfach unterdrücktes und misachtetes Geſchlecht, und in den gebietenden Kriegerſtand, der trotzig und übermüthig alle Gewalt und alles Recht an ſich riß.

Nur unabwendbare Noth konnte deutſche Männer, deren innerſtes Leben in dem Genuß der ererbten Freiheit beruhte und die zu den Waffen geboren waren, in ſolche Abhängigkeit oder Knechtſchaft treiben. Hochbeglückt pries ſich daher, wer mit der perſönlichen Freiheit noch die Waffenehre in dem Dienſtverhältniß, das er eingehen mußte oder wollte, bewahren und unter den Vaſallen des Reichs, der Kirche oder des hohen Adels ſeinen Platz finden konnte. Auch der Vaſall gab zwar ſeine Perſon dem Dienſte des Herrn hin und gelobte, indem er durch den Lehnseid ſich als Mann deſſelben bekannte, mit Rath und That für das Wohl und die Macht ſeines Herrn zu wirken, aber der Mittelpunkt ſeines Lebens blieb doch der ehrenvolle Kriegs- und Waffendienſt, und Niemand konnte ihn zu knechtiſcher Frohnarbeit zwingen. Er mußte zwar in manchen Fällen den Lehns-

900—910. herrn auch damals ſchon als ſeinen Richter anerkennen, aber ſeine Stellung in der Gaugemeinde blieb ihm daneben noch unverkürzt, und er ſtand hier ſeinem Lehnsherrn als ſeines Gleichen zur Seite. Ueberdies bot der Vaſallendienſt nicht einen kärglichen Lohn, ſondern half dem tüchtigen Mann bald zu Reichthum und Ehre. Mit ausgedehnten Lehen wurden ausgezeichnete Waffenthaten vergolten, und glänzende Beute lohnte den tapferen Krieger. War auch das Lehn noch nicht erblich und alſo die Nachkommenſchaft durch daſſelbe nicht geſichert, ſo gewährte es doch dem Beliehenen ſelbſt einen ehrenvollen Wohlſtand. Man kann ſich vorſtellen, wie alle muthigen Männer, wenn ſie ſich bei den Drangſalen der Zeit an ein mächtigeres Haupt anſchließen mußten, ſich zu dem Vaſallendienſt drängten. Freiwillig und freudig ſogar übertrugen viele freie Männer ihr Eigengut der Kirche oder einem Höheren, um es als Lehn zurück zu empfangen und ſo die Vortheile und Ehren des Vaſallenſtandes zu gewinnen.

Wie groß die Auszeichnung war, welche der Bewaffnete vor dem Wehrloſen genoß, zeigt ſich auch darin, daß ſelbſt unter den unfreien Dienſtleuten des Adels und der Geiſtlichkeit die bewaffneten vor den unbewehrten bereits einen an Anſehen und Ehren hervorleuchtenden Stand bildeten, der bald erblich auf die Nachkommen überging. Alte Sitte war es, daß die geiſtlichen und weltlichen Herren ſich aus ihren Knechten und hörigen Leuten einen Hofſtaat bildeten, der in Kriegs- und Friedenszeiten ihr untrennbares Geleit ausmachte und den ſie deshalb mit Pferden und Waffen ausrüſteten. Mit dieſer wohlgeübten berittenen Mannſchaft zogen ſie in den Krieg aus und führten mit ihr ihre Fehden und Streitigkeiten. Während die Stellung der freien Vaſallen zu ihrem Lehnsherrn ſchon früh mehr und mehr eine rechtliche und gegenſeitig bedingte wurde, erhielt ſich hier dagegen länger ein freies, perſönliches Verhältniß, und man kann ſagen, daß jenes unzertrennliche, innigſt verſchlungene Band von Huld und Treue, das in den älteſten Zeiten das Gefolge mit ſeinen Führern verband, ſpäter gerade auf das Verhältniß des Herrn zu den Miniſterialen — ſo wurden dieſe unfreien Dienſtleute genannt — ſich vorzugsweiſe übertrug. Die Miniſterialen wußten dieſes engere und nähere Verhältniß zu ihrem Herrn trefflich zu nutzen, ſie erhielten oft von der Gunſt des Herrn die ſtattlichſten Lehen und ſtellten ſich durch Reichthum, Einfluß und Waffenehre ſchon den Vaſallen zur Seite, ſo ſehr die unfreie Geburt ſie von jenen auch zu trennen ſchien. Schon früh finden ſich Beiſpiele, daß ſich freie Männer ſelbſt von edler Geburt als

Miniſterialen geiſtlichen Herrn ergaben; ſo groß mußten die Vortheile 900–910.
ſein, die ſich in dieſem Verhältniſſe darboten.

Wohin man alſo den Blick wendet, überall entwickeln ſich neue Dienſt- und Abhängigkeitsverhältniſſe und wird die alte Volksfreiheit gemindert. In einzelnen Landſchaften, wie in den hohen Alpen, in den frieſiſchen Marſchen und hier und da in Weſtfalen erhielt ſich wohl noch ein tüchtiger Stamm von mittleren und kleinen freien Grundbeſitzern, aber im Allgemeinen ſchwand die Zahl der freien Leute, die ihren eigenen Hof bauten und ſchützten, ſehr zuſammen, und bald war die Zahl derer nicht groß, die ſagen konnten, nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen ſie ihr Gut zu Lehn, die Meiſten konnten nahe genug den Herrn finden, auf deſſen Gebot ſie entweder ihr Roß ſatteln oder den Gaul vor den Pflug ſpannen mußten. So ging die alte Freiheit der Deutſchen in den Zeiten dieſes ſchwächlichen Königskindes mehr und mehr in Dienſtbarkeit über. Das Lehnsweſen war ſchon ſeit einem Jahrhundert auch in den deutſchen Ländern bekannt, aber erſt damals fing es an die alte Gemeindeverfaſſung zu erſchüttern, nachdem es in Weſtfranken bereits zu vollſtändiger Herrſchaft gelangt war.

Wer aber anders gewann bei dieſer großen Veränderung, welche nicht allein tief in die Beſitzverhältniſſe, ſondern auch in die Heeres- und Gerichtsverfaſſung eingriff, als der Adel und die Kirche? Von Tag zu Tag mehrte ſich auf den großen weltlichen und geiſtlichen Gütern die Zahl der Hinterſaſſen und Knechte, von Tag zu Tag wuchs die Zahl der ſtreitbaren Vaſallen und Miniſterialen an den Höfen der Biſchöfe und Grafen, und in demſelben Maaße ſteigerten ſich der Trotz und die Hoffahrt dieſer vornehmen Herren, die kleinen Königen gleich, durch keine höhere Gewalt gebunden, ihre Händel mit wilder Raufluſt auskämpften.

Durch Waffengewalt und Kriegsruhm hatten die Karolinger die deutſchen Stämme geeinigt, die Kirche war bemüht geweſen durch gleichen Glauben und das Gebot der Bruderliebe die ſich widerſtrebenden Volkselemente in dem Reiche zu verbinden, aber weder der Staatsgewalt noch der Kirche war auch nur von ferne geglückt, die Verſchiedenheit der Stämme zu beſeitigen. Noch lebten die Franken, Baiern, Alamannen, Sachſen, Frieſen und Thüringer nach ihren beſonderen Rechten, und durch die Reichstheilungen waren manche Stämme ſogar auch politiſch wieder zu ſelbſtſtändiger Stellung gelangt, wenn auch nur als Theile des großen Frankenreichs. Die natürlichen Bande der Stammesverwandtſchaft waren immer bei weitem

900–910. ſtärker geblieben, als die politiſchen des fränkiſchen Reichsregiments, und ſobald dieſe ſich löſten, verloren jene nicht nur nichts von ihrer Kraft, ſondern gewannen vielmehr an neuer Feſtigkeit und Stärke. Indem das oſtfränkiſche Reich dahinſank, ſtanden Baiern und Schwaben, Sachſen und Thüringen, Friesland und Franken wieder als in ſich geſchloſſene und ſelbſtſtändige Länder da, neben denen ſich Lothringen, obwohl die Bewohner dem fränkiſchen Stamme angehörten, doch ſchon als ein geſondertes Gebiet darſtellte, da es ſeine Geſchichte von den öſtlichen fränkiſchen Gegenden mehrfach getrennt hatte. Das Ganze zerfiel in die Theile, aus denen es einſt gebildet war und in denen es eigentlich immer fortbeſtanden hatte.

Jedes dieſer Länder bedurfte aber, herrenlos und ungeſchützt wie ſie waren, bei den unabläſſigen inneren und äußeren Kriegen eines Oberhaupts, das mit ſtarker Hand die Feinde des Landes niederſchlug und eine neue Ordnung hervorrief. Und wer konnte anders eine ſolche Stellung gewinnen oder behaupten, als der ohnehin durch Kriegsruhm, Reichthum und hohe Geburt der mächtigſte Herr im Lande war? An ihn mußte der gemeine Mann ſich anſchließen, ihn der Adel als ſeinen Lehnsherrn erkennen, ihn mußte das Land ſich zum Herzog ſetzen. Denn dieſer altehrwürdige Name bot ſich von ſelbſt für den neuen Landesoberſten dar; war der Name doch für eine ähnliche Stellung von den Baiern, Schwaben und Thüringern Jahrhunderte lang gebraucht worden und ſelbſt unter der Frankenherrſchaft niemals ganz in Vergeſſenheit gerathen. Indem die einzelnen Stämme vom Reiche, das ſie nicht mehr zu ſchützen und zu einigen vermochte, ſich löſten oder vielmehr gelöſt wurden, traten alſo mit Nothwendigkeit auch die alten Stammesherzöge wieder hervor. Fragt man, welche Rechte dieſe erhielten und worin eigentlich das unterſcheidende Merkmal ihrer beſonderen Stellung beſtand, ſo verkennt man die wahre Bedeutung derſelben. Sie gewannen eben alle Regierungsgewalt, die bisher die Könige geübt hatten und beſtanden nicht unter den Königen mit dieſen oder jenen Rechten, ſondern vielmehr neben und meiſt trotz der geſetzlichen Autorität derſelben mit einer freien, weder durch Geſetz noch durch Herkommen geregelten Gewalt, welche der Drang der Zeitumſtände und die Bedürfniſſe der Länder in ihre Hände gelegt hatten, und die, ob in gewiſſer Weiſe neu, doch ſich mit uralten Erinnerungen der Völker verſchlang. Daß bei einigen Stämmen dieſe neuen Herzöge durch Volkswahl erhoben wurden, wird ausdrücklich berichtet, bei andern ſcheint es einer förmlichen Wahl nicht einmal bedurft zu haben.

Auf ſehr verſchiedene Weiſe bildete ſich die herzogliche Gewalt bei 900–910.
den einzelnen Stämmen, meiſt nicht ohne Schwierigkeiten und große innere Kämpfe. Denn einmal widerſtrebte dem Herzogthum natürlich der letzte Reſt von Kraft, der noch im Königthum wohnte. Dann waren die Biſchöfe ihm auf alle Weiſe entgegen, die ſchon um der Einheit der Kirche willen an der Einheit des Reichs feſthielten, und die überdies zerſplittert und getrennt in eine gedrückte und abhängige Stellung von dem weltlichen Adel gerathen mußten, den ſie an Macht und Einfluß bereits überholt zu haben wähnten. Endlich aber war unter den edlen Geſchlechtern der einzelnen Länder ſelbſt nicht immer eins in ſo unbeſtreitbarer Ueberlegenheit, daß die andern ihm willig den Vorrang einräumten. Ihre Kraft ſog die neuerſtehende Macht zum guten Theil aus dem niederen Volke, das in den Männern, die ſich der vom Throne verlaſſenen Länder annahmen, Helden verehrte. Das Herzogthum war in ſeinem Entſtehen durch und durch volksthümlich; daher haben faſt alle deutſchen Stämme den Kampf der Herzöge mit der königlichen Gewalt, wie er damals begann, in Liedern gefeiert, aus denen Sagen erwuchſen, die in abgebrochenen und oft undeutlichen Lauten noch bis zu uns hinüber klingen. Gegen die Könige und die Biſchöfe ergreifen dieſe Sagen ſtets die Sache der Herzöge, und wie allgemein die Theilnahme an deren Schickſalen unter den tieferen Kreiſen des Volks war, zeigt ſich darin, daß ſelbſt die niedere Geiſtlichkeit an die Sagen glaubte und offen gegen die Biſchöfe in die Schranken trat. Unſere Kenntniß des großen inneren Kampfes, der lange Deutſchland erfüllte, beruht mehr auf ſolchen ſagenhaften Erzählungen, als auf ſtreng geſchichtlicher Ueberlieferung, die in dieſer Zeit innerer Auflöſung faſt verſiegt.

Zuerſt und am furchtbarſten entbrannte der Kampf in Franken ſelbſt. Hier hatte vor den Tagen Arnulfs ſich ein gräfliches Geſchlecht zu großem Glanze erhoben; von ſeiner Burg Babenberg, die nachher der Stadt Bamberg den Namen gegeben hat, wurde es das Babenbergiſche genannt. Seine Macht war begründet durch jenen Grafen Heinrich, der lange einer der tüchtigſten Heerführer gegen die Normannen, im Jahre 886 im Kampf vor Paris erlegen war. Heinrichs Söhne waren Adalbert, Heinrich und Adalhard, alle reich begütert in den fränkiſchen Gegenden am Main, und der älteſte überdies mit der fränkiſchen Markgrafſchaft gegen die Böhmen und mit mehreren Grafſchaften betraut; ihr Oheim Poppo bekleidete die thüringiſche Markgrafſchaft gegen die Sorben und galt für einen der erſten Männer des Reichs. Bis auf die Tage Arnulfs waren die

900–910. Babenberger ohne Widerstreit die angesehenste Familie in Franken, Kaiser Arnulf aber erhob geflissentlich gegen dieselben ein ihm verwandtes Geschlecht, dessen Erbgüter und Lehen auf beiden Seiten des Rheins und in Hessen lagen; es war das Geschlecht der Konradiner. Diesem Hause entstammten vier Brüder; Konrad, das Haupt desselben, war Graf im Hessengau und Oberlahngau, Gebhard, Pfalzgraf zugleich, hatte Grafschaften in der Wetterau und im obern Rheingau, Eberhard war Graf im Niederlahngau, der letzte Bruder Rudolf wurde dem geistlichen Stande bestimmt. Als nun im Jahre 892 in einem unglücklichen Kampfe gegen die Sorben der Bischof Arnt von Würzburg erschlagen wurde, maß Arnulf dem Markgrafen Poppo die Schuld des Unglücks bei und entsetzte ihn seines Amts, das auf Konrad überging, von ihm aber bald an jenen Burchard abgetreten wurde, der später im Kampf gegen die Ungern sein Leben verlor. Das Bisthum Würzburg wurde Konrads Bruder Rudolf übertragen und so dessen Familie auch in den östlichen Gegenden Frankens einheimisch gemacht, wo bisher die Babenberger ohne Nebenbuhler geherrscht hatten. Seitdem war Feindschaft aller Orten zwischen den Babenbergern und Konradinern, die heimlich unter der Asche glimmte, so lange Arnulf noch lebte, in hellen Flammen aber ausbrach, als das Kind auf den Thron erhoben wurde.

Ludwig war ein willenloses Werkzeug in den Händen seines geistlichen Vaters, des Erzbischofs Hatto von Mainz, eines Schwaben von Geburt, den Kaiser Arnulf im Jahre 891 vom Abt zu Reichenau zum ersten Bischof des Reichs befördert hatte. Durch Klugheit, Gewandtheit und entschlossenen Sinn hatte Hatto bald sich die volle Gunst des Kaisers gewonnen, der ihn sein Herz und seine Seele zu nennen pflegte, gingen doch beider Absichten auf dasselbe Ziel hin, den Uebermuth und die Hoffahrt des deutschen Adels zu brechen. Unter Arnulfs Sohn lagen dann alle Geschäfte des Reichs in Hattos Händen, der in den vertrautesten Verhältnissen mit den Konradinischen Brüdern lebte, die nur seinen Zwecken zu dienen schienen. Die Babenberger Grafen sahen sich daher mehr und mehr zurückgedrängt und schritten von Schmähreden und Drohungen endlich zu Thaten. Von beiden Seiten rüstete man sich im Jahre 902 zum Kampfe. Adalbert brach mit seinen Brüdern, von allen seinen Vasallen und Dienstleuten begleitet, aus dem Babenberg auf. Sie fanden die Konradiner zum Kampfe gerüstet, und gleich beim ersten Zusammenstoß wurden von Adalberts Brüdern Heinrich getödtet und Adalhard zum Gefangenen gemacht. Von den Konradinern war dagegen Eberhard, von Wunden

bedeckt, beſinnungslos auf dem Kampfplatze geblieben; hier hatten ihn 900–910.
die Seinigen gefunden und nach Hauſe gebracht, wo er wenige Tage nachher an ſeinen Wunden ſtarb. Um den Bruder zu rächen, ließ Gebhard den gefangenen Adalhard alsbald enthaupten. Aus dem Landfriedensbruch wurde nun die unverſöhnlichſte und ergrimmteſte Blutfehde. Alsbald vertrieb Adalbert den Biſchof Rudolf aus Würzburg, verheerte das Bisthum, nöthigte Eberhards Söhne aus ihren Gütern und Lehen dieſſeits des Speßhart zu weichen und machte ſich zum Herrn aller öſtlichen Gegenden Frankens. Der König ließ darauf Fürſtenrecht über Adalbert halten; durch Urtheil der Franken, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachſen wurde der Babenberger des Landfriedensbruchs ſchuldig befunden und alle Güter des Geſchlechts eingezogen. Der König ſelbſt rückte mit einem Heere vor Adalberts Burg Theres unweit Babenberg, aber den verwegenen Mann zu überwinden war unmöglich. Stolz auf ſeinen Adel, ſeinen Reichthum und die Zahl ſeiner Vaſallen und Dienſtleute behauptete ſich Adalbert in der gewonnenen Macht, ohne des königlichen Anſehens ferner zu achten. Immer weiter dehnte er ſeine Gewaltherrſchaft aus, und rüſtete ſich im Jahre 906 die Konradiner auch aus Heſſen zu vertreiben. Bei Fritzlar ſtieß er mit Konrad zuſammen, der in drei Heereshaufen ſeine Krieger aufſtellte, von denen zwei gleich beim erſten Angriff den Rücken wandten. Umſonſt mahnte ſie der beherzte Führer, daß ſie für ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder ſtritten; Nichts hielt ſie zurück, und als er ſelbſt mit dem dritten Haufen kühn auf den Feind losging, ſank er alsbald, aus vielen Wunden blutend, entſeelt zur Erde. Ganz Heſſen durchzog Adalbert ſiegestrunken und verwüſtete das Land auf das furchtbarſte; mit reicher Beute beladen, kehrte er endlich nach ſeiner Burg zurück. Bald darauf wurde er durch des Königs Gebot nach Tribur im Rheingau beſchieden, daß er hier vor den Fürſten des Reichs ſich rechtfertige und der blutige Streit endlich ein Ziel gewinne. Da Adalbert der Ladung nicht achtete, wurde er von einem ſtarken Heere, das der König ſelbſt begleitete, abermals in Theres umlagert. Er ſchien ſeinen Gegnern nicht mehr entrinnen zu können, und als Egino, einer ſeiner entſchiedenſten Anhänger, zum Könige überging, ſank ihm ſelbſt der Muth. Er ließ die Thore der Burg öffnen; mit geringer Begleitung ging er dem Könige entgegen und unterwarf ſich. Aber ſeine Feinde ließen ihn in ſicheren Gewahrſam bringen, Gericht über ihn halten, ihn mit gebundenen Händen vor das Heer führen und vor ſeiner Burg enthaupten. Man gab ihm Schuld, er habe ſich nur zum Schein gedemüthigt und ſei

900–910. bereits mit neuen unheilvollen Plänen zum Verderben des Reichs umgegangen.

Man feierte in Liedern das unglückliche Ende des tapferen Mannes, der nach dem Volksglauben nur durch Hattos Ränke den Untergang gefunden hatte. Durch das eidliche Verſprechen der Strafloſigkeit — ſo hieß es in dieſen Liedern — habe der Biſchof Adalbert vermocht, ſich dem Könige zu ergeben, und noch in den letzten Worten des Sterbenden ſei jenem der Meineid vorgeworfen worden, aber liſtig habe er ſich zu rechtfertigen geſucht.

Von den konradiniſchen Brüdern überlebte Keiner lange den Fall ihres Gegners. Biſchof Rudolf fiel ſchon im Jahre 908 im Kampfe gegen die Ungern und zwei Jahre ſpäter ſein Bruder Gebhard, wie ſchon erwähnt iſt, durch dieſelben Feinde. Aber doch kam der Fall der Babenberger zumeiſt dieſem Geſchlecht zu gut. Konrads Söhne, Konrad und Eberhard, vereinten bald alle Macht in den fränkiſchen Gegenden in Heſſen, am Rhein und am Main in ihren Händen, und durch die Gunſt des Königs und der Geiſtlichkeit gelangten ſie zu demſelben Ziele, dem die Babenberger durch Auflehnung zugeſtrebt hatten. Konrad ſelbſt bezeichnete ſpäter die Gewalt, die er damals übte, als eine herzogliche, wenn er ſich demungeachtet bei Ludwigs Lebzeiten nur Graf nannte, ſo war ihm das durch ſeine Stellung gegen den König und Hatto geboten.

Auch in Lothringen ſtrebten die Konradiner nach einer gleichen Gewalt, aber mit minder glücklichem Erfolge; nicht durch ſie, ſondern im Gegenſatz gegen ſie kam die herzogliche Macht hier zur Entfaltung. Als Zwentibold, Kaiſer Arnulfs Sohn, das Land getrennt von Oſtfranken verwaltet hatte, erwählte er einen vornehmen Mann, deſſen Geſchlecht im Hennegau und in den Gegenden an der untern Maas angeſeſſen war, — Reginar war ſein Name — zu ſeinem vertrauteſten Rathgeber. Bald aber wurde er dieſes Mannes überdrüſſig, gerieth in Zorn gegen ihn, beraubte ihn aller ſeiner Erbgüter und Lehen und verwies ihn des Landes. Reginar fügte ſich dem Spruche nicht, ſondern in Durfos, jetzt Doveren, einem Orte am Ausfluß der Maas, ſetzte er ſich feſt und behauptete ſich gegen das Heer des Königs, das überall in dem ſumpfigen, vom Waſſer durchſchnittenen Lande Hinderniſſe fand. Zu ihm ſtrömte der von Zwentibold mishandelte Adel, und ſchon damals führte Reginar den Weſtfranken Karl in das Land, der ſich aber dort nicht zu behaupten vermochte. Freunde Reginars waren es, die dann Zwentibold tödteten und das Land dem Oſtfrankenreiche unterwarfen. Aber ſie fanden bei den Räthen König Ludwigs

wenig Dank; ſtatt ihre Macht zu heben, verſuchten dieſe vielmehr 900—910.
auf alle Weiſe das konradiniſche Geſchlecht auch in Lothringen zur Macht zu bringen. Deshalb ſchloſſen ſich jene Freunde Reginars an den Babenberger, als er ſich gegen die Konradiner erhob, auf das Engſte an, und während der ältere Konrad bei Fritzlar kämpfte und fiel, mußte der junge Konrad die Sache ſeines Hauſes in Lothringen verfechten. Der Sturz der Babenberger hob auch in Lothringen das Glück der Konradiner, ihre Feinde wurden geächtet, und ihre Macht ſchien ſich dauernd auch jenſeits des Reichs zu befeſtigen. Da aber traten ihre Gegner — Reginar ſelbſt, der wieder ſeine vorige Stellung gewonnen hatte, an ihrer Spitze — abermals gewaltig auf; im Jahre 911 war das ganze Land in ihrer Gewalt, und ſie konnten es dem Weſtfranken Karl abermals überliefern. Reginar war der erſte Herzog der Lothringer.

In Schwaben entwickelte ſich die herzogliche Gewalt faſt in gleicher Weiſe, wie in Franken. Das Land hatte Jahrhunderte lang ſchon als Herzogthum beſtanden und war dann unmittelbar unter das Reich gekommen, das ſeine Rechte hier erſt durch Sendboten, dann durch ſtehende Beamte, die Kammerboten, wahrnehmen ließ. Kammerboten waren zu Ludwigs Zeiten die Brüder Erchanger und Berchthold. Neben ihnen und nicht immer im beſten Vernehmen mit ihnen ſtand der kluge und ſtolze Biſchof Salomo von Konſtanz, der vertrauteſte Freund des Erzbiſchofs Hatto. Trotz der beſtehenden Gewalten und ungeachtet des häufigen Aufenthalts des Königs im Lande, ſuchte aber hier ein muthiger Mann in gleicher Weiſe, wie die Babenberger in Franken, die höchſte Gewalt an ſich zu reißen. Es war der Markgraf Burchard aus dem Geſchlecht der Grafen des Thurgaus, deſſen Mark gegen Italien in den höchſten Theilen der Alpen lag. Er nannte ſich „Fürſt der Alamannen“ und verlangte von Allen als Herzog des Lands erkannt zu werden. Aber vielfacher Widerſtand begegnete ihm, vor Allem von Salomo und den Kammerboten, und auf einem Landtage, den er im Jahre 911 hielt, wurde er unter wildem Getümmel erſchlagen. „Ungerechter Weiſe“ ſagte das Volk. Mit grauſamer Erbitterung verfolgten Burchards Feinde ſofort ſeine ganze Familie. Seiner Wittwe wurde ihre Habe genommen, ſeine Söhne Burchard und Udalrich aus dem Lande vertrieben und ihre Eigengüter und Lehne als gute Beute vertheilt. Selbſt des jüngeren Burchard Schwiegermutter Giſela betrog man um das Ihrige, indem man ſie durch falſche Zeugniſſe der Theilnahme am Hochverrath zu

900—910. überführen ſuchte. Graf Adalbert, des älteren Burchard Bruder, wurde, obwohl er als der gerechteſte Mann gerühmt wird, auf Anſtiften des Biſchofs Salomo ermordet. Nicht anders, als bei den Babenbergiſchen Grafen, ſuchte man dieſes ganze Geſchlecht zu vernichten. In die letzten Tage König Ludwigs fielen dieſe Ereigniſſe, und gleich darauf bemächtigte ſich Erchanger der höchſten Gewalt, wenn er gleich erſt ſpäter den herzoglichen Namen annahm. Erchanger ſtieg durch Burchards Fall, wie die Konradiner durch den Untergang der Babenberger.

Wie in Schwaben die herzogliche Gewalt früherer Zeiten eigentlich nur erneuert wurde, ſo auch in Baiern, wo ſie von den Anfängen der Stammesgeſchichte an eine nationale Geltung gehabt hatte. Und einfach und ungeſtört trat die Herſtellung ein. Schon Markgraf Liutpold hatte hier eine Stellung gewonnen, zu der ſich kein Anderer aufſchwingen konnte; die geſammten öſtlichen Marken Baierns ſtanden unter ihm, und er führte von ihnen bereits den herzoglichen Namen. Er allein hatte dann das Land gegen die Ungern vertheidigt, und jene unglückliche Schlacht, in der er das Leben einbüßte, hatte ſeinen Nachruhm eher erhöht als geſchwächt. Arnulf, des Vaters würdiger Sohn, trat unbeſtritten in die Stellung deſſelben ein und ererbte mit deſſen Gütern, Lehen und Würden auch den Glanz und Ruhm ſeines Namens. Wer anders, als er, konnte der Führer des Volks und der Schützer des vom Könige aufgegebenen Landes ſein! Arnulf nannte ſich daher Herzog der Baiern, wie er es im vollen Sinne des Wortes war. Ob er durch eine beſondere Wahlhandlung vom Volke erhoben war, wiſſen wir nicht, und es bedurfte einer ſolchen auch kaum.

In ähnlicher Weiſe, nur noch ruhiger und unvermerkter, entfaltete ſich das Anſehen der Liudolfinger in Sachſen zu herzoglicher Gewalt. Dies Geſchlecht, zu den altſächſiſchen Edlingen gehörig, hatte ſchon in den Tagen Karls des Großen eine hervorragende Stellung gewonnen und Ekbert, das Haupt deſſelben, ſich als einer der erſten unter den Sachſen dem großen Kaiſer angeſchloſſen. Die Stammgüter des Geſchlechts lagen in Weſtfalen und Engern, von der Ruhr und Lippe bis zur Weſer hin, und ihr Beſtand wurde erheblich vergrößert durch die Mitgift der Ida, einer nahen Verwandten des Kaiſers, die ſich an Ekbert vermählte. Idas Brüder Adalhard und Wala nahmen ſich mit großem Eifer der Bekehrung der Sachſen an und gründeten das Kloſter Korvei an der Weſer, deſſen erſter Abt Warin, Ekberts Bruder, war und deſſen Schirmvogtei dann immer dem Geſchlechte Ekberts verblieb. Ekbert ſelbſt übertrug Karl der Große nicht allein die Füh-

rung des Heerbanns in den weſtlichen Theilen des Landes, ſondern 900–910.
auch die Vertheidigung der Nordgrenze des Reichs, wo Ekbert damals die Eſſeveldoburg gegen die Dänen anlegte. Ein jüngerer Bruder Ekberts, Kobbo, galt viel bei Ludwig dem Deutſchen und ſcheint dazu beigetragen zu haben, das Land dieſem Fürſten zu erhalten. Ekberts Sohn Liudolf ſtieg zu noch höherem Reichthum und größerer Macht, als der Vater. Unter ihm erſtreckten ſich die Beſitzungen des Hauſes ſchon weit nach den öſtlichen Theilen Sachſens bis zur Elbe und zum Harze hin; auch in Heſſen war Liudolf angeſeſſen, und ſein Geſchlecht ſtand in ſolchem Anſehen, daß ſich König Ludwig der Sachſe mit einer ſeiner Töchter vermählte. Liudolfs Stellung in Sachſen war bereits ſo hervorleuchtend, daß man ſie ſpäter der herzoglichen vergleichen konnte. Hatte dieſes Geſchlecht die Anfänge des Chriſtenthums und höherer Bildung im Lande ſchon vordem auf alle Weiſe gepflegt, ſo war vor Allem Liudolf darauf bedacht, das Anſehn der Kirche zu heben. Als er mit ſeiner Gemahlin Oda *) nach Rom pilgerte, brachte er von dort die Gebeine der Märtyrer Anaſtaſius und Innocentius zurück, die er zuerſt in dem Kloſter Brunshauſen, das er nach ſchwachen Anfängen faſt neu begründete, dann in dem von ihm geſtifteten Nonnenkloſter Gandersheim aufbewahren ließ, wo ſeine Tochter Hathumod zur erſten Aebtiſſin geweiht wurde, der ſpäter zwei ihrer Schweſtern in derſelben Stellung folgten. Gandersheim war ſeitdem die bevorzugte Stiftung der Familie und blieb unter der Schirmvogtei derſelben. Liudolf, der theils auf dem weſtfäliſchen Schloß Kappenberg, theils zu Ludolfshauſen unweit Korvei, dem jetzigen Dankelsheim, ſeinen Sitz gehabt haben ſoll, ſtarb in der Blüthe der Macht. Seine großen Beſitzungen, Reichslehen und Würden gingen auf ſeine Söhne Brun und Otto über. Brun, der ältere, der als Begründer von Braunſchweig angeſehen wird, tritt zuerſt hervor. Er führte bei dem ſchreckbaren Einfall der Normannen in das Sachſenland im Jahre 880 den Heerbann Sachſens gegen die Feinde, fiel aber in jener unglücklichen Schlacht, welche das Land im Norden der Elbe den Feinden preisgab. Mit ihm bedeckten das Schlachtfeld die Biſchöfe von Minden und Hildesheim, zwölf Grafen, achtzehn hohe Reichsvaſallen und eine große Zahl anderer Krieger; Unzählige wur-

*) Oda ſtarb in ſehr hohem Alter im Jahre 913; ſie hatte ihr Leben auf 107 Jahre gebracht. Sie war ein Kind zu den Zeiten Karls des Großen und erlebte noch die Geburt ihres Enkels Otto, der Karls Herrſchaft und Kaiſerthum übernahm.

900–910. den von den Siegern in die Gefangenſchaft geſchleppt. Zu derſelben Zeit erhoben ſich auch die Slawen und Wenden und überflutheten die Grenzen von Sachſen und Thüringen. In dieſer Noth nahm ſich Otto, dem nun alle Gewalt des Hauſes zugefallen war, des Landes an und ſchützte das Volk. Noch einmal führte Kaiſer Arnulf im Jahre 889 ein Heer gegen die Abodriten, aber der Zug mislang; ſeitdem thaten die Könige nichts mehr für das bedrängte Sachſenland, die ganze Sorge für daſſelbe war Otto überlaſſen. Er hielt die Streitkräfte zuſammen, wahrte die Ruhe im Innern, drängte nach und nach die Feinde zurück und vertheidigte die Grenzen. Als die Dalemincier das Land beunruhigten, führte er ein Heer gegen ſie und überließ endlich, weil der Kampf ſich in die Länge zog, die Führung des Heers ſeinem kraftvollen und umſichtigen Sohne Heinrich, der die Feinde bald zu Paaren trieb. Aber die Dalemincier ſuchten Hülfe bei den Ungern und fanden ſie. Im Jahre 906 ergoſſen ſich die erſten Schwärme der Ungern über Sachſen, und ſchon im Jahre 908 erſchienen ſie wieder und hauſten aller Orten mit der wildeſten Grauſamkeit. Das Land litt gewaltig, und wenn es nicht in ſo tiefen Verfall gerieth, als Baiern, ſo dankte es dies nur Otto und ſeinem Sohne Heinrich, die auch in den ſchlimmſten Tagen den Muth nicht ſinken ließen. Als Burchard, der die thüringiſche Mark gegen die Sorben zu ſchützen hatte, im Kampfe mit den Ungern ſeinen Tod gefunden hatte, fiel auch in Thüringen die höchſte Gewalt Otto zu. Von Niemandem konnte das ſchutzloſe Land eher Hülfe und Rettung erwarten, als von ihm, deſſen Beſitzungen ſich ohnehin damals ſchon weit an der Unſtrut ausdehnten, und der in der goldenen Aue und am Kyffhäuſer ſeine beſten Burgen hatte. Seitdem verſchwindet die Macht der Sorben, und ihr Land wird zur thüringiſchen Mark. Etwa zu derſelben Zeit wurden auch die Wenden aus der jetzigen Altmark über die Elbe wieder zurückgedrängt, und die überelbiſchen Sachſen nahmen die Sitze wieder ein, aus denen ſie von den Dänen verdrängt waren. Ueberall wurde Otto der Schutz Sachſens gegen die äußeren Feinde. Dem Babenbergiſchen Hauſe nahe verwandt — ſeine Tochter Baba hatte Otto einem dieſes Geſchlechts vermählt — wie dem Konradiniſchen verſchwägert, miſchte er ſich doch in die blutigen Fehden, die Franken erfüllten, auf keine Weiſe; nie trat er dem Königshauſe entgegen, dem er überdies durch ſeine Gemahlin Hedwig, eine Enkelin Kaiſer Ludwigs des Frommen, verbunden war. Seine Sorgen waren nur auf das Sachſenland gerichtet, aber hier herrſchte er milde und gerecht, mit ſo freier und voller Gewalt, daß man der Königs-

herrſchaft faſt vergaß, und mit ſolchem Ruhme, daß ihm die Nachwelt 900—910.
den Beinamen des Erlauchten gab. Wer hätte ſich hier neben ihm, wenn das oſtfränkiſche Reich zerfiel, behaupten können, oder wer hätte dem ergrauten Fürſten die in ehrenvollen Anſtrengungen erworbene Macht entreißen mögen? Nirgends im Reiche gab es eine ſo feſt mit der ganzen Geſchichte des Landes verwachſene und den wahren Bedürfniſſen des Volks ſo entſprechende Gewalt, als die ſeine. Welchen Namen er nun auch ſelbſt ſich beilegen mochte, ob er ſich Graf oder Markgraf nannte, er war in der That und Wahrheit der Herzog der Sachſen und Thüringer.

So ging allmählich überall die königliche Gewalt auf die Herzöge über, und das Reich löſte ſich in die Herzogthümer Baiern und Schwaben, Franken, Lothringen und Sachſen auf. Als daher Ludwig im Sommer 911 ruhmlos ſtarb, wie er ruhmlos gelebt hatte, — nicht einmal Tag und Ort iſt vermerkt worden, wo der letzte karolingiſche König in unſeren Gegenden ſchied — meinten Viele, ſie bedürften keines Königs weiter, unter ihren Herzögen würden ſich die einzelnen Stämme beſſer beſchirmen, als dies Königsmacht bisher vermocht hätte, mit dem glänzenden Ruhm der kühnen Franken ſei es vorüber, und ein ohnmächtigeres Geſchlecht habe nie das Scepter geführt, als dieſe letzten Nachkommen Karls des Großen. Das oſtfränkiſche Reich, in dem die deutſchen Stämme zum erſten Male, von den Romanen geſondert, in ſtaatlicher Vereinigung beſtanden hatten, ging zu Ende, und die Einheit des Reichs ſchien mit ihm ſich für immer zu löſen.

Vier Reiche, das der Franken und Sachſen, der Baiern und Schwaben, bildeten ſich gleichſam aus dem Reiche der Oſtfranken, und ob ſie bald genug ſich wieder in dem deutſchen Reiche vereinten, blieb doch das Andenken an ihre geſonderte Stellung bis in entfernte Zeiten.

2.

Misglückte Verſuche König Konrads I. ein einiges Reich zu begründen.

Als Ludwig das Kind ohne Erben geſtorben war, fühlten die 911.
Deutſchen, daß das letzte Band gelöſt ſei, das ſie an die karolingi-

911. sche Monarchie gefesselt hatte. Diesseits des Rheins scheint es Keinem unter den deutschen Großen in den Sinn gekommen zu sein, das Erbrecht des Karolingers, der in Westfranken herrschte und sich auch Lothringen eben damals unterwarf, anzuerkennen und ihm die getrennten Ostländer des Reichs wieder zu überliefern.

Große Gefahr war dagegen im ersten Augenblick vorhanden, daß sich die deutschen Stämme, die in dem ostfränkischen Reiche vereint gewesen waren, völlig wieder von einander trennen und lösen würden. Aber obwohl dieses Reich nur eine kurze Dauer gehabt und unter den unglücklichsten Verhältnissen bestanden hatte, hatte es doch die deutschen Stämme mehr genähert, als man hätte glauben sollen. Die gemeinsamen staatlichen und noch mehr die kirchlichen Ordnungen hatten enger verbunden, was sich sonst so spröde abgeschlossen hatte, und es regte sich bereits ein dunkles Gefühl, daß man, wie man in Sprache und Sitte verwandt sei, so auch in den Kämpfen des Lebens zu einander gehöre und einander bedürfe, daß es gemeinsame Güter gebe, die man vereint zu hegen und zu vertheidigen habe. Nicht äußerer Zwang, nur jene ersten Regungen eines deutschen Volksbewußtseins haben in der That bei Ludwigs Tode das Reich zusammengehalten.

Wunderbar, daß in dem Augenblicke, wo sich die einzelnen deutschen Stämme aus der karolingischen Monarchie lösten, das Bedürfniß nach politischer Einigung unter ihnen selbst zum ersten Male deutlich hervortritt, und wunderbarer noch, daß sich gerade unter den Franken und Sachsen bei ihrer alten tödtlichen Stammesfeindschaft, die keineswegs erstorben war, das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität am Regsten kundgab. Sie vornehmlich, die norddeutschen Stämme, waren es, welche die Einheit des Reichs erhielten. „Wie Brüder, wie ein Volk „standen sie jetzt zusammen," — sagt Widukind, der wackere Mönch von Korvei, der die Geschichten dieser Zeit beschrieben hat — „das „hatte Alles der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt."

Wollten die deutschen Stämme aber in Einem Reiche vereint bleiben, so blieb ihnen, da der Stamm Karls des Großen in den östlichen Gegenden ausgestorben war, kein anderer Ausweg, als aus freier Wahl einen ihrer machtvollen Fürsten auf den Thron zu erheben. Zu solcher Wahl versammelten sich in den ersten Tagen des November im Jahre 911 die deutschen Großen und Bischöfe an der gewohnten Stelle zu Forchheim. Aus allen deutschen Stämmen mit Ausnahme der Lothringer waren Wähler erschienen, aber am Zahlreichsten die Großen der Franken und Sachsen, wie sie ja den Gedanken die Ein-

heit des Reichs zu erhalten am Lebendigsten erfaßt hatten. Die 911.
Blicke der Wähler mußten sich deshalb auch sofort auf die Führer dieser beiden Stämme richten: auf Herzog Otto und Herzog Konrad.

Beide leuchteten an Macht und Ansehen allen deutschen Fürsten voran, und wie sie nie bisher in Zwietracht gestanden, sondern sich sogar durch verwandtschaftliche Bande geeint hatten, war bei aller ihrer Macht doch zu hoffen, daß Einer sich willig dem Andern fügen würde; beide hatten überdies der königlichen Gewalt nicht nur nicht widerstrebt, sondern sie vielmehr allein noch erhalten; beide hatten sich zugleich vielfach der Geistlichkeit geneigt erwiesen; beide standen endlich mit dem ausgestorbenen Königsgeschlecht in entfernter Verwandtschaft: dies Alles mußte sie auf gleiche Weise den Wählern empfehlen.

Auf Herzog Otto wandten sich zuerst die Stimmen der Wähler. Willig beugten die stolzen Franken, bei denen von Anbeginn an das Königthum gewesen war, ihr Haupt dem Sachsen. Und wären Erfahrung und Weisheit die einzigen Tugenden auf dem Throne, so war kein deutscher Mann würdiger, als Otto, die Krone zu tragen, auch war wohl Niemand unter den Fürsten, der an Reichthum und Gewaltfülle sich mit ihm messen konnte. Aber was Otto auch hatte und besaß, Eines, fühlte er selbst, fehlte ihm, um die schwere Last der Krone auf sich zu nehmen, die Kraft der Jugend. Sein Haupt neigte sich der Erde zu; der Mann, der die deutschen Länder aus so vielen inneren und äußeren Gefahren retten sollte, mußte hoch sein Haupt über die Schaar der anderen Menschen erheben. Es wäre eine traurige Wahl gewesen, wenn man sich nach dem Kinde einen Greis zum König gesetzt hätte. Auf den ersten Mann unter den Franken, auf Herzog Konrad, der in jugendlicher Kraft blühte, richtete daher Otto selbst die Stimmen der Fürsten. Gehörte doch Konrad überdies dem Stamme an, der bis dahin in der Herrschaft gestanden hatte, und Herkommen und Sitte waren zu jenen Zeiten gewaltige Mächte. Als der greise Otto sich mit seinen Sachsen dem jungen fränkischen Fürsten zu unterwerfen bereit war, da wählten einhellig Alle Konrad, und die Herrschaft blieb dem fränkischen Stamme. Aber nicht deshalb allein, weil Konrad ein Franke war, und noch weniger wegen seiner Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause wurde er zum Könige gewählt — obwohl dies Alles nicht ohne Einfluß war —, sondern weil er vor Allen der Mann schien, das ostfränkische Reich zu retten; er war ein Wahlkönig der deutschen Großen im strengsten Sinne des Worts. Konrad wurde gesalbt und gekrönt nach alter Sitte der Franken.

911. Ob Konrad gegen die Fürsten, die ihn erhoben, bestimmte Verpflichtungen eingehen mußte, wissen wir nicht, aber das liegt auf der Hand, daß jeder von ihnen glaubte, von ihm in seinem Besitzstand geschützt zu werden, mochte derselbe nun nach strengem Recht gewonnen sein oder nicht. Denn nicht deshalb konnten die Herzöge, Grafen und großen Reichsvasallen sich einen König gesetzt haben, um sich in dem Genuß bereits erworbener Rechte und Freiheiten beschränken und verkürzen zu lassen. Wer hätte es nicht fühlen sollen, daß einem Wahlkönige weniger zustehe, als einem Herrscher, der sich auf Erbrecht stützt? Und waren doch im Westfrankenreiche bereits die Lehen im erblichen Besitz der Großen, obschon König Karl seine Krone von den Vätern überkommen hatte. Die Kraft der Völker des Reichs gegen äußere Feinde zu sammeln und die spärlichen Reste königlicher Macht, die sich noch erhalten hatten, zu wahren: das schien daher den deutschen weltlichen Fürsten die einzige Aufgabe König Konrads zu sein. Die geistlichen Herren, vor Allem Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomon von Konstanz, erwarteten freilich ganz Anderes. Dieser kräftige, jugendliche Fürst, hofften sie, würde die Kirche mit mächtiger Hand schützen, sie gegen die vielfachen Bedrängungen und Gewaltthaten des Adels vertheidigen, der Herrschaft der kleinen Tyrannen ein Ende machen und mit der Einheit des Reichs zugleich den kirchlichen Zusammenhang zwischen den deutschen Ländern befestigen.

Nicht mit Unrecht schien man große Hoffnungen von dem neuen König zu hegen. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden, glänzend und stattlich trat er auf nach der Art der Franken, überdies war er freigebig und gütig, leutselig und von heiterer Laune, wie sein ganzes Geschlecht. Als er bald nach seiner Thronbesteigung nach dem Kloster St. Gallen kam, setzte er sich an die Tafel der Mönche und aß nur von den Speisen, die den Brüdern aufgetragen wurden. „Möget ihr wollen oder nicht," sagte er nicht ohne schalkhafte Laune, „heute müßt ihr einmal mit mir theilen." Man bedauerte, daß er nicht andern Tags gekommen sei, wo es frisches Brod und gute Bohnen gebe. „Was thut's," erwiderte er, „Gott erbarmt sich eurer bei altem Brod, wie bei frischem." Die kleinen Klosterschüler, die bei der Tafel vorgelesen hatten, ließ er zu sich kommen, hob sie zu sich in die Höhe und steckte jedem ein Goldstück in den Mund. Darüber schrie ein kleiner Knabe und spuckte das Goldstück aus. Der König lächelte und sprach: „Das wird einst ein „braver Mönch werden!" Als die Kinder in der Kirche einen Umzug halten sollten, ließ er schöne Aepfel auf dem Gange ausstreuen, und

als nach den lockenden Früchten auch nicht die Kleinſten einmal die 911
Hände ausſtreckten, lobte er höchlich ihre gute Zucht und Ordnung. Zum Lohn bekamen die Kinder drei freie Spieltage, die in der Kloſterſchule von St. Gallen viele Jahrhunderte hindurch das Andenken des freundlichen Königs Konrad bewahrt haben.

In den erſten Zeiten genoß der König allgemeine Anerkennung, 912.
und mit Freuden ſah man ihn alsbald ſeine Waffen nach Lothringen wenden. Geſchah es auch im Intereſſe ſeines Geſchlechts, das in dieſem Lande große Lehen beſeſſen und ſeit dem Abfall deſſelben verloren hatte, ſo war es doch nicht minder für die Zukunft und Ehre der neuen Herrſchaft von größter Wichtigkeit, daß ein Land, das ſo lange zu Oſtfranken gehört hatte, nicht dem Weſtreiche verblieb. König Karl, ſtolz auf die Erwerbung des Landes, von dem er eine neue Aera ſeiner Regierung begann, war ſelbſt nach Lothringen gezogen und hatte von ſeiner neuen Provinz Beſitz ergriffen. Zwei Feldzüge unternahm Konrad gegen ihn, aber nur mit geringem Erfolge. Nur der von Alamannen bewohnte reiche Elſaß wurde noch behauptet, ſonſt erhielt ſich Karl in dem Beſitz der überrheiniſchen Gegenden.

Es war ein ſchweres Misgeſchick für die neubegründete Herrſchaft, daß gleich die erſten Waffenthaten das Glück ſo wenig begünſtigte; aber noch verhängnißvoller war für Konrad der Tod des Mannes, dem er vor Allem die Krone verdankte. Herzog Otto ſtarb am **30. November 912**, und über ſeinem Grabe lohten alsbald die Gluthen der inneren Kriege auf, die Konrad nicht mehr zu dämpfen vermochte.

Ottos Erfahrung hatte Konrads jugendlichen Ungeſtüm gemäßigt und der überwiegende Einfluß des alten Sachſenherzogs auf die Angelegenheiten des Reichs viel dazu beigetragen, die deutſchen Fürſten für Konrad zu gewinnen. Nach Ottos Tode aber hatte die hohe Geiſtlichkeit allein über das Ohr und das Herz des Königs zu gebieten. Die Biſchöfe des Reichs, wie Hatto und Heriger von Mainz, Salomo von Konſtanz, Piligrim von Paſſau waren am Hofe ſtets gern geſehen, ſie galten allein dort Etwas und konnten Alles erreichen. Ihren Haß gegen die gewachſene Macht des Adels und beſonders gegen die aufſtrebenden Herzöge flößten ſie dem Könige ein und erfüllten, deſſen Seele mit dem Gedanken, daß es vor Allem darauf ankäme, die Monarchie Karls des Großen in ihren alten Formen herzuſtellen und der Tyrannei des hohen Adels ein Ende zu machen. Nur allzubereit ging Konrad auf ihre Klagen und ihre Pläne ein, und der Kampf gegen die Herzoge wurde ihm fortan zur Aufgabe ſeines Lebens.

912. Gleich nach Herzog Ottos Tode wurde es klar, wohin die Absichten des Königs gingen. Heinrich, Ottos Sohn, damals in den Jahren frischester Manneskraft, hatte sofort die Erbschaft seines Vaters angetreten und war von den Sachsen als Herzog förmlich gewählt oder doch anerkannt worden; Niemand zweifelte daran, daß auch die reichen Lehen in Sachsen und Thüringen vom Vater auf den Sohn übergehen müßten. Verdankte Konrad doch die Krone dem Vater, sollte er dies nicht dem Sohne vergelten? Aber Furcht und Mistrauen vor der Uebermacht des kräftigen Mannes erfüllten die Seele des Königs und das Herz des Erzbischofs Hatto. Sie besorgten, mit der vollen Macht und Gewalt seines Vaters bekleidet, möchte der Sachse Konrad über den Kopf wachsen und die Majestät des Königthums bedrohen. Daher entzog man ihm mehrere der Lehen, die sein Vater besessen hatte. Ganz Sachsen wurde mit Unmuth über den Undank des Königs erfüllt, und bittere Beschwerden drangen bis zu den Ohren desselben; er aber vertröstete auf andere, bessere Zeiten. Da riethen die Sachsen ihrem Herzog, er solle sich selbst in seinem Rechte beschützen; wolle der König ihm die Lehen des Vaters nicht freiwillig geben, so sei er Mann genug, um sie trotz Königsmacht zu
913. behaupten. Im Anfang des Jahres 913 kam Konrad selbst nach Sachsen, aber er fand hier nichts als finstere Mienen und trotzige Blicke und sah, wie eine Schaar tapferer Ritter und eine zahllose Menge Kriegsvolks Heinrich umdrängte. Da stand er von offenem Widerstand ab und trachtete, wie man sich erzählte, danach Heinrich durch List zu beseitigen.

Die Sage berichtet, Hatto habe hier abermals zu schlimmen Dingen die Hand geboten und verknüpft Heinrichs Geschichte mit der des unglücklichen Adelbert. Hatto — so erzählt der Mönch von Korvei der Sage nach — wollte Heinrich zu Falle bringen, um sich die Gunst des Königs und der Franken zu erwerben. Er bestellte deshalb eine kunstreiche Kette bei einem Goldschmied, mit der sollte Heinrich bei einem Gelage, zu dem er ihn einladen wollte, erdrosselt werden. Schon war die Einladung ergangen, und große Gunst und schöne Geschenke hatte der Bischof dem Herzog versprochen, um ihn desto sicherer in die Falle zu locken; da geht der Bischof noch einmal zum Goldschmied und betrachtet die bestellte Arbeit. Als er die Kette erblickt, seufzt er, und betroffen fragt ihn der Goldschmied, was sein Herz bedrücke. „Ach! mit dem Blute des wackersten Manns, mit „Heinrichs Blut wird die Kette befleckt werden," sprach das böse Gewissen aus Hatto. Gewaltig erschrak der Goldschmied, aber er

ſchwieg und lieferte ſeine Arbeit ab. Kaum war indeſſen das geſche- 913.
hen, ſo eilte er zu Heinrich, der ihm ſchon auf dem Wege entgegen-
kam, und entdeckte ihm Alles. Heinrich aber ergrimmte heftig, ließ
den Boten des Biſchofs, welcher die Einladung überbracht hatte, ru-
fen und befahl ihm dies: „Geh und ſage Hatto, Heinrichs Hals ſei
„nicht härter, als Adelberts. Ich will mit der Schaar meiner Dienſt-
„leute ihn nicht beläſtigen, ſondern daheim bleiben und mich beſinnen,
„wie ich ihm diene.“ Und tüchtig diente dann Heinrich dem Biſchof.
Er überfiel die großen Güter, die der Erzbiſchof in Sachſen und be-
ſonders in Thüringen hatte, jagte die Grafen Burchard und Bardo,
von denen der Eine des Königs Schweſtermann war, aus dem Lande
und vertheilte ihre großen Güter unter ſeine Vaſallen und Dienſtleute.
Erzbiſchof Hatto ſtarb bald nachher, und man erzählte, Gottes Rache
habe ihn getroffen, von einem Blitzſtrahl ſei er zu Boden geſchmettert.

Wer will Dichtung und Wahrheit hier haarſcharf ſcheiden; aber
unglaublich iſt es nach früheren und ſpäteren Vorgängen keineswegs,
daß Konrad und Hatto Heinrich nach dem Leben getrachtet haben, und
ſicher, daß der Krieg zwiſchen Sachſen und Franken im Jahre 913
zum Ausbruch kam, daß Burchard und Bardo aus ihren Beſitzungen
vertrieben wurden, und daß Biſchof Hatto bald darauf, nehmlich am
15. Mai des Jahres 913, ſtarb. Sein Nachfolger war Heriger, bis-
her Abt von Fulda, ein Mann von gleicher Geſinnung und gleicher
Gewandtheit, der auf die Entſchließungen des Königs bald nicht min-
deren Einfluß gewann.

In dem Kampf gegen Konrad ſchloſſen ſich die Sachſen auf das
Engſte an Heinrich an, nicht allein um ſeines trefflichen Vaters wil-
len, ſondern auch wegen der hohen Tugenden, die ihn ſelbſt zierten.
Er war, heißt es, gleich wie eine Blüthe, die das Kommen des Len-
zes verkündet. Im kriegeriſchen Spiel, im Lanzenrennen und ritterli-
chen Zweikampf war es eine Luſt, den ſtattlichen, hochgewachſenen Mann
zu ſchauen, es gab keinen kühneren und glücklicheren Jäger in Sach-
ſen, als ihn, und auch auf dem Schlachtfelde hatte er ſchon glänzende
Proben hohen Muthes gegeben. Mit Sieg gekrönt war er aus dem
Kampf gegen die Daleminzier heimgekehrt, gegen die Ungern hatte er
ſein Schwerdt geſchwungen, ob nicht ſiegreich, doch nicht ohne Ruhm.
Ein eigenthümlicher natürlicher Scharfblick wird zu jener Zeit von den
Franken ſelbſt den Sachſen nachgerühmt, und Niemand beſaß denſelben
in höherem Maße, als Heinrich. Das Zweckgemäße und Ausführ-
bare erkannte er auf den erſten Blick, und nie ſetzte er ſich ein ande-
res Ziel für ſeine Handlungen, als das ſeinen Kräften erreichbar war.

913. Uebermuth und Leichtfertigkeit schienen seinem Wesen durch und durch fremd; wenn er auch beim Mahle oft guter Laune war, so zeigte er sich doch meist ernst, oft streng. Keiner seiner Untergebenen erlitt je Gewalt von ihm, Friede und Ordnung unter den Seinen zu stiften war sein eifrigstes Streben, und es gelang ihm mit bewundernswerther Leichtigkeit. Gern und reichlich belohnte er seine Vasallen und Dienstleute, die ihm mit der größten Treue anhingen, schwer war es zu sagen, ob sie mehr Ehrfurcht oder Liebe so eng an ihn fesselte. Anhänglichkeit an sein sächsisches Land und sein Sachsenvolk war eine der hervorleuchtendsten Tugenden Heinrichs, er hielt streng an sächsischer Sitte und Weise und knüpfte selbst mit den überseeischen Sachsen die lange unterbrochene Verbindung wieder an. Aus den schönen Töchtern des Sachsenlands hatte sich Heinrich zweimal die Gattin erwählt. Seine erste Liebe war Hatheburg, die anmuthige Tochter des reichen Grafen Erwin, der zu Merseburg seinen Sitz hatte; hier am Saalestrande wurde das Bellager gehalten. Aber nicht lange währte das Glück der Liebenden. Die Kirche trennte, was sie nicht verbunden hatte und was zu ihrem Schaden sich vereinte. Hatheburg war bereits, wie es scheint, vermählt gewesen und hatte sich durch ein Gelübde dem klösterlichen Leben geweiht; ihre reiche Erbschaft war dem Kloster bestimmt. Gottlos und nichtig schalt deshalb Bischof Siegmund von Halberstadt jetzt ihre Ehe und beschied die Gatten, welche sich gegen den Willen der Kirche verbunden hatten, vor seinen Richterstuhl. Schon trug Hatheburg ein Kind unter ihrem Herzen, dennoch wurde die Ehe gelöst, und der Makel unehelicher Geburt dem Sohne angeheftet, den sie alsbald gebar und Thankmar nannte. Nach dem Willen des Vaters bewarb sich Heinrich wenige Jahre später um die Hand der trefflichen Mathilde, die aus dem edlen Geschlechte Herzog Widukinds entsprossen war. Ihr Vater — Theoderich war sein Name — galt für einen reichen und bedeutenden Mann im Westfalenlande, zu Enger unweit Herford hatte er sein Gut und sein Wohnhaus; der Glanz seines Stammes strahlte um so heller, als eben damals die Herrschaft der Karolinger zu Ende ging, gegen die Widukind zuletzt heldenmüthig die sächsische Freiheit vertheidigt hatte. Mathilde war schon in früher Jugend dem Kloster Herford übergeben und wurde hier in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterrichtet, nicht um dereinst Nonne zu werden, sondern um mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet in das weltliche Leben zurückzukehren. In Herford erwuchs Mathilde zur blühenden Jungfrau, und ob sie hinter Klostermauern lebte, drang doch der Ruf von ihrer Schönheit, Sitt-

ſamkeit und Tugend durch das weite Sachſenland. Der alte Otto 913.
wünſchte die Enkelin Widukinds Heinrich zu vermählen, und der Sohn widerſtrebte nicht dem Willen des Vaters. Mit ſtaatlichem Gefolge begab ſich Heinrich nach Herford. Zuerſt ſah er aus der Ferne Mathilde in der Kirche, dann hielt er ſogleich in feierlicher Werbung bei der Aebtiſſin des Kloſters (es war die Großmutter Mathildens, die als Wittwe den Schleier genommen hatte) um die Hand der Jungfrau an. Sobald er hier der in hoher Schönheit glänzenden Jungfrau in das Auge blickte, ergab ſich ſein Herz ihr ganz zu eigen, ſo daß er kein Scheiden, keinen Aufſchub der Verbindung mehr dulden wollte. Er gewann es von der Großmutter, daß ſie ſelbſt ohne Vorwiſſen der Eltern die Enkelin ihm verlobte, und ſchon am folgenden Tage führte er in erſter Frühe in aller Stille Mathilde der Heimath zu. Ueberall wurde Heinrich mit ſeiner Braut mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen und nicht lange nachher zu Wallhauſen in der goldenen Aue die Hochzeit mit einer Pracht, wie ſie ſonſt nur Könige entfalten, feſtlich begangen. Wallhauſen mit allem Zubehör erhielt Mathilde als reiche Morgengabe von ihrem Gemahl geſchenkt. Dies geſchah im Jahre 909. Am 22. November 912 gebar Mathilde ihren erſten Sohn, die letzte Freude ſeines Großvaters, nach dem das Knäblein den Namen Otto erhielt. Auf dieſe Familie — die Nachkommen Ekberts und Widukinds — richteten damals alle Sachſen voll Stolz ihre Blicke. Heinrich war ihnen der Mann des Troſtes und Beiſtands in dieſen ſchlimmen Zeiten, er ſchien und er war, wie die Folge lehrte, der Retter und Befreier des bedrängten Vaterlands.

Es war ein ſchwerer Kampf, in den ſich König Konrad gegen Heinrich und ſeine Sachſen einließ, und um ſo bedenklicher der Ausgang, als ſich auch an anderen Seiten zugleich der Geiſt der Auflehnung gegen die königliche Herrſchaft zeigte. Denn gleichzeitig wurde der Biſchof Einhard von Speier durch zwei Grafen überfallen und getödtet, und Herzog Erchanger erhob ſich in offener Feindſchaft gegen Biſchof Salomon von Konſtanz und deſſen königlichen Schutzherrn. Zu größerem Unglück brachen noch überdies eben damals mit großer Macht die Ungern abermals in Baiern ein und verwüſteten weithin das Land. Unter den Fahnen Herzog Arnulfs ſammelten ſich die tapferen Baiern, und zu ihnen ſtießen die Schwaben, von Erchanger und Berchthold geführt, den Brüdern von Arnulfs Mutter Kunigunde. Da, wo der Inn ſeine vollen Wogen der Donau zuführt, unweit Paſſau, kam es zu einer blutigen Schlacht; unter ſaurem Schweiße

913. wurde den Ungern der Sieg entrungen, und die Herzöge Arnulf und Erchanger gewannen zuerst den Ruhm, eine schwere Niederlage dem gefürchteten Feinde beigebracht zu haben. Während das Königthum ruhmlos aus dem Kampfe in Lothringen hervorgegangen war, begleitete der Sieg die herzogliche Gewalt: das mahnte Konrad an Versöhnung mit Erchanger zu denken. Er trug seine Sache mit ihm aus und vermählte sich, um den neuen Bund zu besiegeln, mit Erchangers Schwester Kunigunde, der Mutter Herzog Arnulfs; er hoffte Baiern und Schwaben zugleich durch diese Ehe, welche Staatsklugheit, nicht Liebe schloß, an das Reich zu fesseln.

Seine Rechnung war irrig, und er selbst that wenig, den neuen Bund zu kräftigen. Als die Burg Stammheim, welche auf königlichem Boden von Erchanger und Berchthold erbaut war, sie bald darauf nach des Königs Befehl an das Kloster St. Gallen abtreten sollten, brach der kaum vergessene Groll gegen Konrad und Bischof Salomo, der zugleich Abt von St. Gallen war, aufs Neue hervor, und mit feindlicher Gewalt kamen die Brüder über den Feind, der ihnen zunächst erreichbar war. Bischof Salomo wurde von ihnen gefangen genommen und auf eine ihrer Burgen gebracht. Konrad eilte zu seiner Befreiung herbei, und es gelang ihm, sich der Person Erchangers zu
914. bemächtigen. Erchanger wurde darauf des Landes verwiesen, aber sofort erschien ein Anderer auf dem Kampfplatz, um gegen den König in Erchangers Stelle zu treten. Burchard, des getödteten Herzogs Burchard Sohn, kehrte aus der Verbannung zurück und durchzog verwüstend das Land. Um ihn schaarten sich die Misvergnügten und besetzten die unbezwingliche Veste Hohentwil, auf einem Basaltkegel im Hegau erbaut, die damals zuerst, nachher noch so oft in der Geschichte genannt wird. Ganz Schwaben stand bald in Aufruhr gegen den
915. König, der abermals in das Land ziehen mußte und Hohentwil belagerte. Aber die Gegner des Königs leisteten herzhaften Widerstand, und bald kam die schlimme Kunde, daß Herzog Heinrich in Franken eingedrungen sei. Da brach der König die Belagerung ab, verließ Schwaben und eilte Heinrich entgegen.

Lieder und Sagen waren von Erchangers Kämpfen in den deutschen Ländern weit verbreitet, aus denen Eckard, ein Mönch von St. Gallen, später eine unterhaltende Darstellung derselben gegeben hat, die mit der glaubwürdig überlieferten Geschichte vielfach in Widerspruch steht. Auch von den Kämpfen Konrads und Heinrichs wissen wir nur aus ähnlichen Liedern und Sagen, deren Inhalt Widukind, der Mönch von Korvei, uns erhalten hat.

Der König, erzählt er, entsandte seinen Bruder Eberhard mit 915.
Heeresmacht nach Sachsen, um das Land zu verwüsten. Und als Eberhard bis zur Eresburg — jener Burg, wo so oft zwischen Sachsen und Franken gekämpft war — vorgedrungen war, ohne einem Feinde zu begegnen, wurde er ungeduldig, daß sich nirgends die Sachsen ihm zeigten, und brach in die prahlenden Worte aus: „Schwer „liegt es mir auf der Seele, daß mir die Sachsen nimmer im offenen „Felde begegnen und ich meine Kraft nicht mit ihnen messen kann!“ Kaum war das Wort seinen Lippen entflohen, siehe, so rückten ihm die Sachsen entgegen bis eine Meile vor die Burg, mit Heldenmuth stürzten sie sich auf sein Heer, und so mähten ihre Schwerdter unter den fränkischen Schaaren, daß die Bänkelsänger nachher sangen:

Kein Höllenschlund ist groß genug
Zu fassen, die man hier erschlug.

Eberhard aber hatte nun die Sachsen kennen gelernt und verlangte nicht nach einer neuen Begegnung, sondern floh mit Schimpf und Schande von dannen. Als aber der König Konrad vernahm, was geschehen war, versammelte er die ganze Streitmacht der Franken und zog aus, um Heinrich aufzusuchen. Da er erfuhr, daß Heinrich in der Burg Grona — sie lag nicht weit von Göttingen — in Sicherheit sei, aber nicht viel Mannen um sich habe, rückte er eiligst vor die Burg, um sie zu belagern. Als er vor derselben lag, schickte er eine Gesandtschaft an Heinrich und ließ ihn auffordern, sich freiwillig zu ergeben, er werde in ihm dann einen treuen Freund, nicht mehr einen Widersacher finden. Wenig traute Heinrich solchen Worten, aber er war in großer Bedrängniß und wollte schon nachgeben; da trat zur rechten Stunde Graf Thietmar, der vom Harz her war, ein kluger und kriegskundiger Mann, in den Saal, wo Heinrich noch mit den Gesandten des Königs verhandelte, und meldete, neue Schaaren führe er dem Herzoge zu, und fragte, wo sie das Lager beziehen sollten. Als Heinrich dies hörte, dämmerte ihm ein Hoffnungsstrahl auf, und er fragte den Thietmar, wie viele er mit sich gebracht habe. „Bei dreißigtausend Mann,“ antwortete Thietmar, schnell gefaßt. Da entließ Heinrich die Gesandten, und am andern Morgen brachen die Franken das Lager ab und kehrten nach Hause zurück. Das Beste aber war, daß Thietmar nicht mit dreißigtausend Mann, sondern nur mit fünf Leuten nach Grona gekommen war, und der kluge Graf mit seinem Mutterwitze die aus dem Felde schlug, die der Herzog mit dem Schwerdte nicht hatte besiegen können.

So die Sage. Die Geschichte meldet uns nur von dem Kampfe

915. bei der Cresburg im J. 915, von dem Vorrücken Heinrichs nach Franken zu derselben Zeit und verschweigt den weiteren Verlauf und Ausgang des Kampfs. Wahrscheinlich trat bald eine Versöhnung ein, welche die traurige Lage ihrer Länder auf gleiche Weise beiden Fürsten an das Herz legte. Die Ungern, welche die Stunde des innern Zwiespalts stets klüglich zu nutzen wußten, fielen nämlich in demselben Jahre wiederum in die deutschen Länder ein, die sie auf das Entsetzlichste verwüsteten. Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen wurden von ihnen heimgesucht, bis nach Bremen erstreckte sich der verheerende Zug. In dieser Stadt wurden die Kirchen niedergebrannt, die Priester vor den Altären erschlagen, die Kreuze abgehauen und verspottet. Und mit den Ungern zugleich brachen die Wenden und Tänen in Nordelbingen ein und verwüsteten die Länder bis an die Elbe. Das war eine Zeit, wo ein Mann, wie Heinrich, gewiß geneigt war, seinen Bund mit dem König zu machen, und auch den König selbst drängten immer neue und neue Sorgen.

Bald nachdem der König von Hohentwil abgezogen war, kehrte Erchanger aus der Verbannung nach Schwaben zurück; er vereinigte sich jetzt mit Burchard gegen die Vertheidiger der königlichen Sache. Bei Wahlwies unfern des Bodensees, auf einem Schlachtfeld, wo auch in späterer Zeit große Entscheidungen gefallen sind, gewannen Erchanger, Berchthold und Burchard einen vollständigen Sieg über die Anhänger des Königs und des Konstanzer Bischofs, und Erchanger wurde als Herzog von Schwaben allgemein anerkannt. Offen erhob sich jetzt auch Erchangers Neffe Arnulf gegen den König, der selbst im Jahre 916 nach Baiern gegen Regensburg zog, aber doch den feindlichen Baiernherzog, seinen Stiefsohn, nicht zu verdrängen vermochte. Indessen hatten endlich die Sachen in Schwaben für Konrad eine glücklichere Wendung genommen. Erchanger und Burchard hatten sich auf Vertrag dem König ergeben, während Berchthold sich, wie es scheint, nach Baiern zu Arnulf flüchtete. So war mindestens Schwaben in Konrads Händen.

916. Im September 916 traten zu Hohenaltheim im Rieß, unweit Nördlingen, die Bischöfe der deutschen Lande — nur die sächsischen waren nicht erschienen — in Berathung zusammen, um diesen Wirren des Reichs, bei denen sie vor Allen litten, nach Kräften zu steuern. Sie hatten sich auch vorher an den Papst Johann in Rom gewandt, daß er ihnen Rath ertheile, und obwohl dieser selbst schwer bedrängt war, hatte er ihnen doch nicht allein schriftlich Verhaltungsbefehle gesandt, sondern auch einen seiner ersten Hofbeamten, den Bischof Petrus

von Ortona als Legaten geschickt, auf daß er der Synode beiwohne 916.
und der höllische Samen der Zwietracht, der in jenem Lande aufgegangen sei, wie es heißt, gänzlich ausgerottet und die scheuslichen Ränke und Bosheiten nichtswürdiger Menschen zu Schanden gemacht würden. Die Verhandlungen dieser Synode sind uns erhalten und bilden eins der merkwürdigsten und wichtigsten Zeugnisse jener traurigen Zeit.

Als die Bischöfe zusammenkamen, saßen sie erst lange traurig in tiefem Schweigen und wußten nicht, wie sie beginnen sollten. Da erhob sich der Legat des Papstes und löfete ihnen die Zunge. Er las ihnen das Schreiben desselben vor. „Wir vernahmen Alles," sagen sie, „in Demuth, erwogen es reiflich und mit ergebenem Herzen erklär„ten wir durchgängig uns damit einverstanden." Sie bekannten darauf zuerst nach dem Willen des Papstes ihre eigenen Vergehen und Sünden, denn auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, und fortan solle es anders werden, und jeder Bischof ein rechter Bischof sein. Dann aber dachten sie zunächst doch nur wieder an ihren eigenen Vortheil, an die Sicherung ihrer Rechte und Einkünfte und beschlossen, die Zehnten sollten fortan regelmäßig gezahlt und nicht aus Neid den Bischöfen und Priestern vorenthalten werden, die Geistlichen sollten nicht vor den weltlichen Richter beschieden, sondern nur von ihren geistlichen Oberen gerichtet werden, und wenn ein Bischof oder Priester von den Amtsgenossen seiner Provinz verurtheilt wäre, solle ihm die Berufung an den römischen Papst zustehen. Dann endlich richteten sie ihren Blick darauf, wie die königliche Gewalt zu befestigen und damit zugleich die Wohlfahrt der Kirche zu fördern sei. „Wir „haben vernommen," heißt es, „daß viele Völker so treulos sind, daß sie „den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten „und des göttlichen Gerichts nicht achten, das denen den Fluch verkün„det, welche den Namen des Herrn fälschlich im Munde führen." Deshalb schien es nothwendig, den Eid der Treue gegen den König zu erneuern und mit den stärksten Flüchen der Kirche die Meineidigen zu bedrohen. Um mit den Schrecken der Hölle die Beschlüsse, die man jetzt zu fassen gedachte, zu waffnen, erhob sich die ganze Versammlung, Kleriker und Laien, und sprach feierlich dreimal folgende Formel: „Wer „gegen dieses euer Urtheil handelt, dem sei Fluch und ewiges Verder„ben bei dem Kommen des Herrn, sein Theil sei mit Judas Ischarioth „und dessen Genossen. Amen." Sofort leisteten Alle, die anwesend waren, dem König aufs Neue den Eid der Treue und sprachen: „Wir „geloben im Angesicht Gottes und aller Engel, des Chors der Pro-

916. „pheten, Apostel und aller Märterer, im Angesicht der ganzen katholi-
„schen Kirche und der Christenheit, daß Niemand auf das Verderben
„des Königs sinnen, das Leben desselben antasten, ihn der Regierung
„des Reichs berauben, mit tyrannischer Anmaßung nach seiner Krone
„streben, noch zu seinem Schaden auf irgend eine Weise Schaaren Ver-
„schworener um sich sammeln soll. Wenn aber einer von uns sich fre-
„ventlich eines solchen unterfangen sollte, so treffe ihn der Fluch Gottes,
„und er sei verdammt ohne Aussicht auf Vergebung für die Ewigkeit."
Alsdann wurde über Erchanger und seine Gefährten, die sich der Sy-
node gestellt hatten, geistliche Strafen verhängt; sie sollten, weil sie
sich an dem Gesalbten des Herrn, ihrem König und Herrn und dem
Bischof Salomo vergriffen hätten, ihre Waffen niederlegen, in ein Klo-
ster gehen und alle Zeit ihres Lebens das begangene Unrecht betrau-
ern. Wer ferner die beschworene Treue in Zukunft nicht halten oder
Andere zum Treubruch verleiten würde, wurde mit strenger Strafe
bedroht, Untreue gegen den König im Besonderen mit dem Bann-
fluch belegt, auf Treubruch oder Thätlichkeiten gegen einen Bischof die
Strafe langjähriger Bußübungen in einem Kloster gesetzt. Endlich
wurden noch Bestimmungen getroffen über die Punkte, welche sich
nicht hatten erledigen lassen, weil Viele, die zur Synode gefordert wa-
ren, sich nicht gestellt hatten. Im Jahre 914 zu derselben Zeit, wo
Salomo von Konstanz von seinen Gegnern ergriffen wurde, war der
Bischof Otbert von Straßburg, der schon lange mit den Bürgern in
Feindschaft lebte, erschlagen worden und ihm Richwin gefolgt, dessen
gesetzliche Wahl angezweifelt wurde. Obwohl vorgeladen, hatte er sich
nicht zu Altheim gestellt; er sollte sich deshalb vor einer Synode, die
nach Mainz berufen war, in Person stellen. Eben dort sollten sich die
ausgebliebenen sächsischen Bischöfe einfinden, wofern sie aber dieser
neuen Ladung nicht Folge leisteten, wurde beschlossen, ihnen die Be-
fugniß zu entziehen Messe zu lesen, bis sie in Rom sich gerechtfertigt
hätten. Dem Bischof Richowo von Worms wurde aufgetragen, wegen
jener beiden Grafen, die den Bischof Einhard geblendet, nähere Unter-
suchung anzustellen und deren Ergebniß dem Papste zu melden. Ver-
gehen des niederen Volks gegen die Kirche sollten wegen der Bedräng-
niß der Zeit übersehen und der Vergessenheit übergeben werden. Die-
jenigen aber, die sich in das rasende Unternehmen Erchangers, Berch-
tholds und Arnulfs eingelassen, aber trotz ihrer Vorladung auf der
Synode nicht erschienen wären, hätten sich sofort zu ihren Bischöfen zu
begeben, um dort ihre Strafe zu erfahren, andernfalls sie dem Bann-
fluch der Kirche verfallen seien. Berchthold und Arnulf war noch

besonders bis zum 7. October eine Frist gestellt, nach deren Ablauf 916.
sie sich auf einer Synode zu Regensburg zu stellen hätten; erschienen sie dann nicht, so unterlägen sie unwiderruflich dem Banne, und würden wie Judas, der Verräther des Herrn, der ewigen Strafe übergeben.

So beschlossen die Väter zu Hohenaltheim, und in der That unterwarf sich Berchthold alsbald auf Vertrag seinem Schwager. Aber mit den Strafen der Väter schien es Konrad nicht mehr genug, da Arnulf noch immer im Widerstande beharrte. So erbittert war schon sein Gemüth, daß er des gewährten Vertrags nicht achtete, sondern Erchanger und Berchthold, seine Schwäger, zum Tode verurtheilen ließ. Am 21. Januar 917 ließ er sie mit ihrem Neffen Luitfrid bei 917.
Adingen im Neckargau enthaupten. So starben sie, die Sieger über die Ungern, eines gleichen Todes wie der Babenberger Adalbert, gleich ihm vom Volke in Liedern verherrlicht. Die blutige That trug Konrad nicht die Früchte, die er gehofft hatte. Arnulf rüstete zum offenen Kampfe, um seine Oheime zu rächen, und wieder erhob sich in Schwaben der junge Burchard und brachte es alsbald dahin, daß er von allen Großen Schwabens als Herzog anerkannt wurde. Schwaben und Baiern waren im erklärten Aufstande.

Noch in demselben Jahre zog Konrad mit Heeresmacht gegen seinen Stiefsohn, Herzog Arnulf, nach Baiern. Arnulf konnte sich im Lande nicht gegen den König behaupten, mit Weib und Kind floh er zu den Ungern; lieber wollte er sein Leben dem grausamsten Feinde, gegen den er oft sein Schwert gezogen hatte, anvertrauen, als sich in die Hände des Stiefvaters geben, die mit dem Blute seiner Oheime befleckt waren. So lange Konrad noch lebte, kehrte Arnulf nicht nach der Heimath zurück. Die Ungern ergossen sich, als Erchanger und Berchthold nicht mehr waren und Arnulf in ihrer Mitte weilte, aufs Neue über Baiern und Schwaben, auch der Elsaß und Lothringen wurden von ihnen verheert, und Konrad konnte dem verwüstenden Strome nicht mehr Einhalt thun, denn schwer erkrankt lag er darnieder.

In dem Kriege in Baiern soll Konrad eine Wunde empfangen haben, die seinen Tod herbeiführte. Aber tausend Wunden bluteten in seinem Herzen, und an diesen verblutete er wohl in den Jahren frischester Blüthe. Ein schmerzliches Siechthum befiel den kräftigen Mann und ließ die Hoffnung verschwinden, daß er den begonnenen Kampf durchführen würde.

Es war ein schweres, trauriges Leben gewesen, das er sieben 918.

918. Jahre lang unter der Laſt der Krone geführt hatte. Denn was kann es Traurigeres geben, als wenn ein tüchtiger Mann ein hohes Ziel mit Anſpannung aller ſeiner Kräfte verfolgt, und doch unterliegt, weil er nach dem Unmöglichen ſtrebt. Konrad wollte das fränkiſche Königthum in alter Weiſe, in der Macht Karls des Großen herſtellen, aber die Zeit war eine andere geworden, neue Mächte waren aufgetaucht von unbeſieglicher Gewalt. Oft genug glaubte Konrad den Feind überwunden zu haben, und oft genug gewann er glückliche Siege, wo er ſelbſt auf dem Kampfplatz erſchien; aber ſobald er den Rücken wandte, erhoben ſich die feindlichen Mächte aufs Neue. Im ewigen Ringen mit den widerſtrebenden Gewalten der Zeit wurde ſeine edle, tüchtige Natur herabgedrückt, und grauſam und heimtückiſch ſelbſt zeigte ſich der auf dem Throne, der vordem frei und ſeiner Kraft bewußt in den Stürmen des Lebens dageſtanden hatte. Das geſchah, weil er das Leben der Völker meiſtern und regeln ſollte in gefahrvollen Zerwürfniſſen, ohne jenen Adlerblick zu beſitzen, der ungetrübt und ungeblendet durch die verwirrten und verwirrenden Erſcheinungen des Augenblicks deutlich die Geſchicke der Zukunft erkennt, jenen Adlerblick, ohne den ein Fürſt in Zeiten, wo neue Kräfte abgeſtorbene Formen zu durchbrechen und zu bewältigen ſuchen, immer verloren iſt. Konrad irrte, von der Macht geblendet, aber ſein Irrthum iſt verzeihlich, denn er ſtand nach ſeiner Ueberzeugung auf dem Grunde des Rechts und verfolgte eine Idee, an die er alles Heil und Glück ſeines Volks knüpfte. Manche haben geirrt, wie er, aber Wenige haben eine Todesſtunde gehabt, wie die ſeine, wo der Schleier ſich plötzlich hebt, die lange Täuſchung ſchwindet und der entwölkte Blick prophetiſch in die Zukunft dringt. Wenige haben in der letzten Stunde ſo offen den Irrthum des eigenen Daſeins geſtanden und noch ſterbend das Recht des Gegners voll Selbſtverleugnung anerkannt. „So ſehr" — ſagt ein alter ſächſiſcher Chroniſt — „lag ihm das Wohl des Vaterlands am „Herzen, daß er ſelbſt durch Erhebung ſeines Feindes — eine ſeltene „Tugend! — es zu fördern ſuchte."

Als Konrad ſein Ende nahen fühlte — ſo berichtet uns Widukind — rief er ſeinen Bruder Eberhard zu ſich und ſprach: „Ich „fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Laſt dieſes Lebens, „Gott will es ſo, ich muß ſterben. Was nun aus dem Reiche der „Franken werden ſoll, das ſteht vornehmlich bei dir, darum erwäge es „wohl und achte auf meinen Rath, den Rath deines Bruders. Wir „haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, „wir haben Burgen und Waffen, in unſern Händen ſind Krone und

„Scepter, und es umgibt uns aller Glanz des Königthums. Aber es 918.
„fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein
„Bruder, und dieſe Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des
„Reichs ſteht bei den Sachſen. Nimm alſo dieſe königlichen Abzeichen,
„die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die
„Krone unſerer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen
„Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habeſt. Oder
„wie? Soll das ganze Volk der Franken mit dir vor ſeinem Schwerdte
„fallen. Denn wahrlich er wird ein König und Herr ſein vieler Völ-
„ker!“ So ſprach Konrad, und Eberhard konnte den Thränen nicht ge-
bieten. Er verſprach zu thun, wie ihm der Bruder geboten hatte.

Bald darauf ſtarb König Konrad, ohne männliche Nachkommen-
ſchaft zu hinterlaſſen, am 23. December des Jahrs 918. Durch ſei-
nen Tod verſöhnte er ſich die Gemüther der Menſchen. Aufrichtig
betrauerten ihn die Franken und begruben ihn in dem alten Kloſter
zu Fulda am Altar des heiligen Kreuzes. Die Grabesſtelle iſt längſt
zerſtört, und kein Stein bezeichnet die Stelle, wo der hartgeprüfte
Fürſt ſeine Ruheſtätte gefunden hat.

3.

König Heinrich I. vereinigt die deutſchen Länder.

Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vo- 919.
gelheerde ſaß, als Eberhard und die Franken mit der Krone zu ihm
kamen und ihn zum Throne beriefen? Noch heute zeigt man zu
Quedlinburg die Stelle, wo dies geſchehen ſein ſoll, und nennt ſie den
Finkelheerd. Wohl beruht dies auf einer alten, ſchönen Sage unſers
Volks, die mit der Zeit immer neu ausgeſchmückt und erweitert iſt,
doch die Geſchichte weiß von dem allen nichts; ſie meldet, daß Hein-
rich andere Netze ſtellte, als für Finken und Lerchen; Netze, in denen
die Feinde der deutſchen Länder ihren Untergang fanden.

Was Eberhard ſeinem ſterbenden Bruder gelobt hatte, erfüllte er
getreulich. Die Herrſchaft, auf die er nach der Sitte wohl Anſprüche
hätte erheben können, wies er von ſich, und wie einſt Otto auf Kon-
rad, ſo wandte er jetzt die Blicke der fränkiſchen Großen auf Heinrich

919 den Sachsen; der sei würdiger, sagte er, über die deutschen Länder zu herrschen, als er, und es sei Konrads Vermächtniß, daß die Franken sich den Sachsen zum König erwählten. Am Eingange der Geschichte des deutschen Reichs stehen so zwei Männer beieinander, die der Krone entsagten; keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen.

Hatte schon Konrads Wahl vornehmlich auf dem Zusammenhalten der Franken und Sachsen beruht, so wurde Heinrich einzig und allein durch diese Stämme erwählt. Sie allein, die an der Einheit des Reichs noch festhielten, traten — und zwar nicht zu Forchheim, wie ehedem, sondern zu Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze ihrer Länder — zur Wahl zusammen, und hier rief Eberhard, unter dem die Franken erschienen waren, Heinrich vor allem Volk als König der Franken und Sachsen aus. Alle wählten mit Eberhard, und die Sachsen jubelten laut, daß frei fortan Heinrich über ganz Sachsenland walte und die Herrschaft selbst über die Franken gewonnen habe. Das geschah am 14. April des Jahrs 919.

Als aber nun aus der Franken Mitte der Erzbischof Heriger von Mainz hervortrat und Heinrich aufforderte, daß er von ihm nach alter Sitte sich salben und krönen ließe, da wies dies Heinrich bescheiden, aber entschieden zurück. „Mir ist es genug," sagte er, „daß „ich zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe, das hat „ja kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe „danke ich es. Aber nun sei es genug. Salbung und Krönung sei „einem Besseren vorbehalten; ich bin so großer Ehren nicht würdig." Solche Rede gefiel dem versammelten Volke wohl, und Alle erhoben die Rechte gen Himmel, dem neuen König Treue zu geloben, und riefen mit donnernder Stimme, so daß es weithin hallte: „Heil und „Segen dem König Heinrich!"

Nur der Geistlichkeit hatten die Worte des neuen Herrschers wenig behagt, und lange hat sie es Heinrich nicht vergessen, daß er nicht von priesterlicher Hand die Zeichen der höchsten Gewalt empfangen wollte, wie es alle Frankenkönige seit den Zeiten Pipins gethan hatten. Ein König ohne Priesterweihe, meinten sie, sei ein Schwerdt ohne Knauf, zu nichts gut und tüchtig. Aber Heinrich hat sich nicht minder einen König von Gottes Gnaden genannt, wie auch seine Krone getragen, und nimmer hat sein Volk geglaubt, sie sei ihm deshalb nicht von Gott gegeben, weil er sie nicht aus der Hand des Bischofs empfing. Fragt man, weshalb Heinrich sie nicht nach altem Brauch aus Herigers Hand nahm; vielleicht geschah es deshalb, weil

er nicht, wie Konrad und Ludwig das Kind, sich von den Bischöfen 919.
leiten lassen, nicht ein König der Geistlichkeit, sondern ein Schutz- und Schirmherr Aller sein wollte, oder auch, weil er nach der Meinung der Zeit nur als Franke sich krönen lassen konnte und weil er ein Sachse bleiben wollte, wie er es war.

Es war ein wichtiger, folgenreicher Schritt, daß durch Heinrichs Wahl die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging, auf den deutschen Stamm, der sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach am reinsten von allen erhalten hatte, daß jene mächtigen, weltbeherrschenden, kriegberühmten fränkischen Ritter, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen hatten, sich nun selbst einem Sachsen beugten und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme willig einräumten. Wenn nun fortan auch Heinrich sich König der Franken nannte und sein Reich als das fränkische bezeichnete, so war doch offenbar jede unmittelbare Verbindung desselben mit der fränkischen Monarchie der Karolinger gelöst; nicht aus einem Erbrecht oder einem Vorrecht des bisher herrschenden Stammes leitete sich Heinrichs Gewalt her, sondern er war einzig und allein ein Wahlkönig, den sich die Franken und Sachsen gesetzt hatten und dem sich später auch die andern deutschen Stämme anschlossen. In diesem Sinne muß man in Heinrichs Wahl den Anfang eines neuen, des deutschen Reichs sehen.

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick übersah Heinrich sofort seine Lage und erkannte, wie in derselben noch eine Einigung der deutschen Stämme, die zum ostfränkischen Reiche gehört hatten, erreichbar sei. Vor seinem ruhigen und durchdringenden Auge lag das Räthsel der Zukunft enthüllt. Wohl hütete er sich auf die unglücklichen Irrwege König Konrads zu gerathen, neue Bahnen und Wege schlug er mit erfinderischem und unerschrockenem Sinne ein. Nicht durch Unterwerfung der einzelnen Stämme unter den Einen herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten, wie es die Merowinger und nach ihnen die Karolinger gethan hatten, nicht eine Sachsenherrschaft nach der der Franken begründen; nicht von *einem* Mittelpunkte aus wollte er mit Hülfe allein von ihm abhängiger Beamten die Lande regieren und verwalten, wie es die Art der Frankenkönige gewesen war, sondern nur auf solche Weise ließ sich, sah Heinrich, in den deutschen Landen eine Einigung erreichen: jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich, und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegesfolge und

919. Gehorsam verpflichtet sind, er schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten und Fehden im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Schutz und Beistand, er schirme die Kirchen, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volke und allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volks, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. So sollte es werden, und so ward es! Wie die strahlenden Juwelen der Reif der Krone einigt und zum herrlichsten Sinnbild irdischer Macht gestaltet, so faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung. Es ist, wie die fünf Finger der Hand, jeder wohl zu besonderem Dienste gut, aber Macht und Gewalt liegt nur in der geballten Faust.

Heinrich lebte als Sachse in der Geschichte und in den Erinnerungen seines Stammes, er war es, der die Verbindungen mit seinen Stammesgenossen jenseits des Meeres wieder anknüpfte; es ist daher nicht unglaublich, daß er das Vorbild für seine Schöpfung auch von dort entlehnte. Als sich die Reiche der Angelsachsen und Jüten auf der britannischen Insel gebildet hatten, fühlten die einwandernden Stämme bald, daß sie gegen ihre gemeinsamen Feinde einer gemeinsamen Oberleitung bedurften, und so setzten sie sich einen Oberkönig, Bretwalda genannt, wie in ähnlicher Weise die kleinen dänischen und schwedischen Könige die Oberkönige zu Lebra und Upsala anerkannten. Jahrhunderte lang waren die angelsächsischen Reiche unter dem Bretwaldathum geeinigt gewesen, das im Laufe der Zeiten bald auf diesen, bald auf jenen der kleinen Staaten übergegangen war. Der Bretwalda wurde gewählt, nicht von den Königen allein, sondern von dem gesammten Adel und den Aldermannen, wie er über sie alle, wenn auch mit beschränkter Macht, schaltete und waltete. Zunächst nur bestimmt die Streitkräfte der sieben Reiche unter seinem Befehle zu vereinen, hatte er später, als das Christenthum unter den Angelsachsen Eingang fand, auch auf die kirchlichen Angelegenheiten in allen Reichen Einfluß gewonnen und damit die inneren Verhältnisse derselben mehr und mehr von sich abhängig gemacht. Das Bretwaldathum, lange Zeit nur die oberste Spitze eines Staatenbundes, hatte endlich zu einer festeren Einigung der sieben Reiche auf den Britannischen Inseln geführt, die hundert Jahre vor Heinrich durch König Ekbert angebahnt, erst in dieser Zeit durch König Edward glücklich durchgeführt wurde. Aus

dem Bunde der angelsächsischen Staaten wurde damals erst ein Staat. 919.
Sollte ein sächsischer Fürst in unsern Gegenden nicht des Bandes gedenken, das die Sachsen jenseits des Meers unter ähnlichen schwierigen Verhältnissen geeinigt und gegen ihre Feinde gekräftigt hatte, und konnte er nicht hoffen, daß was dort im Laufe der Zeit die Verschmelzung verschiedener Reiche vorbereitet hatte, auch diesseits des Meers zu demselben Ziele dereinst geleiten würde?

Aber viel fehlte daran, daß sofort alle deutschen Stämme auch nur diese Vorstandschaft des sächsischen Fürsten in einem Staatenbunde anerkannt hätten. Ueber Franken und Sachsen ging Heinrichs Macht nicht hinaus. Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick vom Reiche getrennt; dort waltete Arnulf, der von den Ungern nach Konrads Tode zurückkehrte, mit freier Gewalt, hier Herzog Burchard. Lothringen war noch immer mit dem Reiche der Westfranken verbunden. Nur Franken und Sachsen bildeten also zunächst die verbündeten Reiche, und während Heinrich sich auch als König die herzogliche Gewalt in Sachsen und Thüringen in ihrem vollen Umfange bewahrte, gestand er frei und willig dieselbe Eberhard in Franken zu. Die Stellung, die hier vordem sein Geschlecht errungen und unter König Konrads Regierung befestigt hatte, blieb ihm ungemindert und u verkürzt. Nie ist fortan zwischen Heinrich und Eberhard wieder ein Zwist ausgebrochen, sie blieben bis an Heinrichs Ende treu und fest verbunden.

Sobald aber Heinrich einen verheerenden Einfall der Ungern im ersten Jahre seiner Regierung überstanden hatte, ließ er es sein erstes Geschäft sein, alle Stämme, welche bisher dem Ostfrankenreiche angehört hatten, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bringen.

Zuerst wandte er sich, von einem Vasallenheer begleitet, gegen 920.
Schwaben. Herzog Bernhard stand hier in voller Gewalt; gegen König Rudolf von Burgund, der schon früher und gleich nach Konrads Tode abermals einen Versuch gemacht hatte, sich alamannischer Grenzländer zu bemächtigen, hatte der Herzog sich mannhaft vertheidigt und den König bei Winterthur auf das Haupt geschlagen. Aber trotz seines Waffenglücks in diesem Kampfe ließ sich Burchard in keinen Kampf gegen König Heinrich ein, denn er fühlte, er sei einem solchen nicht gewachsen, da Viele im Lande und namentlich die Geistlichkeit, die er oft schwer bedrückte, sich nach der Königsherrschaft sehnten. Der sonst unermüdliche Streiter entsagte den Waffen, bog dem Sachsen den starren Nacken und übergab sich, alle seine Städte und Burgen, wie sein ganzes Volk dem Könige, der ihm dagegen die

920. herzogliche Gewalt in Schwaben in ihrem ganzen Umfange übertrug. Es ist kein Zweifel, daß Heinrich die Besetzung der Bisthümer im Lande vorbehalten blieb, daß auch das Königsgut, insoweit er es nicht anderweitig verlieh, an ihn überging; sonst aber ließ er Burchard freie Gewalt in Schwaben und in dem mit Schwaben verbundenen Elsaß. Burchard nennt sich in Urkunden: „Herzog der Alamannen von Gottes Gnaden", er spricht von dem Volke und Lande, was Gott seiner Gewalt unterworfen habe, er schlichtete auf Landtagen die Streitigkeiten des Volks, wie ein freier Fürst, und führte mit seinen Kriegsmannen auf eigene Hand Kriege. Mit König Rudolf von Burgund, seinem früheren Gegner, schloß er bald darauf ein vertrautes Freundschaftsverhältniß, vermählte ihm seine Tochter Berta und trat ihm, wahrscheinlich als Mitgift, einen Theil des schweizerischen Alamanniens, den Aargau bis zur Reuß, ab. Auf einem Kriegszuge, den König Rudolf später nach Italien unternahm, begleitete ihn Burchard mit seinen Vasallen und fand hier seinen Tod.

Als Heinrich im Jahre 920 so seinem Reiche das Schwabenland,
921. wenn auch nur lose, verbunden hatte, wandte er sich im folgenden Jahre gegen Baiern. Als Arnulf aus Ungern zurückgekehrt war, hatte ihn freudig der Adel empfangen, und Mancher flüsterte ihm zu, er solle nun selbst nach der Krone greifen. Auch hegte Arnulf selbst stolzes Vertrauen auf seine Kraft, und es verlangte ihn nach einer selbstständigen Gewalt. Aber die geistlichen Herren im Lande, in deren Eigenthum Arnulf willkührlich eingriff, indem er die Einkünfte der Kirchen zur Bildung eines starken Vasallenheeres unbedenklich verwandte, jene geistlichen Herren, die ihm den Beinamen „der Böse" gaben, riefen Heinrich in das Land, und noch mehr gewiß rief ihn des eigenen Herzens Stimme. Mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heere, denn er wußte, mit wem er es zu thun hatte, betrat er die Grenzmarken Baierns. Da mochte manches Baiernherz ergrimmen. „Was wollte „damals der Sachse" — so schrieb noch hundert Jahre später ein Baier — „in unserem Lande, wo seine Väter auch niemals einen Fuß „breit Bodens besessen hatten?" Wie mochte erst ein baierscher Mann jener Zeit dem Sachsen entgegentreten?

Arnulf hatte bei Regensburg, der alten, festen Römerstadt an der Donau, sein Heer gesammelt, und als Heinrich heranrückte, die Stadt zu belagern, zog er ihm kampfgerüstet entgegen. Aber Heinrich wollte nicht Krieg, sondern Frieden, und schlug Arnulf eine Zusammenkunft vor, Aug' in Auge wollten sie selbst ihre Sache verhandeln. Da meinte Arnulf, ein Einzelnkampf solle zwischen ihm und dem Kö-

nige entscheiden, und tapfer, wie er war, hieß er das Heer in die 921.
Stadt zurückziehen und stellte sich selbst in Waffen zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht mit Waffen, sondern mit versöhnlicher Rede ihm begegnete. „Was „widerstrebst du Gottes Gebot?" sprach er. „Sein Wille ist es, daß „mich das Volk zum Könige erwählt hat. Hätte das Volk dich auf „den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. „Weshalb willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler „Christen vergießen?" Da wurde Arnulf nachdenklich, er begab sich zu den Seinen zurück, und ging mit ihnen zu Rathe. Sie riethen ihm, er solle sich Heinrich unterwerfen, wenn dieser ihm, was seine Vorfahren nicht besessen, zugestehen wolle, daß er frei über die Bisthümer des Landes walte und bei Erledigung eines Bischofstuhls aus eigener Macht denselben besetze. Arnulf folgte dem Rath der Seinen und wurde König Heinrichs Vasall, der ihm die Forderung, die er erhob, willig zugestand.

So erzählt Bischof Liudprand von Cremona den Hergang der Sache, der etwa dreißig Jahre nach dem Ereigniß schrieb und am deutschen Hofe in der Verbannung lebend, nicht ohne Kunde von den Vorgängen in Deutschland war. Doch scheint seine Erzählung zum Theil dem Munde des Volks entnommen und nicht ohne sagenhafte Zusätze. Widukind von Korvei berichtet nur, König Heinrich habe Regensburg belagert, Arnulf aber sich zu schwach zum Widerstande gefühlt, deshalb die Thore geöffnet und sich dem Könige gestellt, dem er sich und sein ganzes Reich übergeben habe; ehrenvoll sei von Heinrich der Herzog aufgenommen und Freund des Königs genannt worden.

Gewiß ist, daß Arnulf Heinrich als seinen Oberherrn anerkannte, wie auch, daß ihm vertragsmäßig zu den Rechten, welche die anderen Herzöge übten, auch die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande zugestanden wurde. Das letztere war um so höher anzuschlagen, als nach altem Herkommen nur der König, dem das Scepter durch Gottes Gnade übertragen war, die Bisthümer verleihen konnte. Hierdurch stand Arnulf noch bei weitem freier und selbstständiger da, als Burchard, und in der That waltete er in seinem Lande völlig wie ein König im Kleinen. Auch er nannte sich in seinen Urkunden: „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden", er ließ Münzen mit seinem Namen schlagen, schickte Grafen als seine Sendboten aus, und führte, wie Burchard, auf seine eigene Hand Kriege im Ausland. Von den Italienern im Jahre 934 gegen Hugo, den Eindringling aus der Provence, zur Hülfe gerufen, zog er nach der Lombardei, in der Absicht, sich dort

921. die in Baiern verlorene Königskrone zu gewinnen, aber ohne den gehofften Preis zu erringen.

Die Lande bis zum Rheine waren wieder verbunden: das Reich, wie es Ludwig der Deutsche einst bei der Theilung zu Verdun erhalten hatte; aber noch fehlte Lothringen, das später mit gutem Recht erworben und erst unter Konrad dem östlichen Reiche entrissen war. Auch hierauf richtete Heinrich sofort seinen Blick, und die Verhältnisse schienen seinen Wünschen entgegen zu kommen.

Nach Reginars Tode war in Lothringen dessen Sohn Giselbert in der herzoglichen Gewalt gefolgt, ein junger Mann, voll Kraft und unternehmenden Geistes, aber heftig, leidenschaftlich und unstät in Allem, was er begann. Die Art seines Volks spiegelte sich klar in ihm wieder, denn der Lothringer galt im Allgemeinen für ehrgeizig, habgierig, zugleich wetterwendisch und ränkesüchtig, indem er nach seinem Vortheile gern den Herrn und seine Treue wechselte. Auch Giselbert trachtete so nach hohen Dingen und glaubte, Nichts sei zu groß und zu schwierig, aber es fehlte ihm an der Besonnenheit und Ruhe, die glücklich zum entlegenen Ziele führt. Als ein Mann von kurzem, gedrungenem Bau, aber mit gewaltigen Kräften wird er geschildert, die Augen rollten ihm so unstät im Kopfe, daß Niemand die Farbe derselben unterscheiden konnte, seine Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig. Giselbert gerieth, wie sich erwarten ließ, bald mit König Karl in Fehde, der ihm aber seine Vasallen abwendig zu machen wußte und ihn so in die Enge trieb, daß er das Land verließ und sich zu Heinrich flüchtete, durch dessen Verwendung allein er vom König Karl die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe des größten Theils seiner Güter erhielt. Dies war noch zu den Zeiten König Konrads geschehen, bald aber nach dessen Tode empörten sich die großen Vasallen Karls, durch den Uebermuth eines seiner Höflinge gegen ihn gereizt, und es schien das Westfrankenreich in dieselbe Auflösung zu gerathen, wie das Ostfrankenreich kurz vorher unter Konrad. Auch Giselbert empörte sich gegen den König, mit ihm die meisten lothringischen Großen, die ihn zu ihrem Führer ernannten. Ganz in derselben Weise, wie Arnulf in Baiern, herrschte er nun im Lande; er riß die geistlichen Güter an sich, machte sich zum Abt der reichsten Klöster, besetzte das Bisthum Tougern nach seinem Belieben und zwang den Erzbischof von Köln die Weihe zu vollziehen. Giselbert erneuerte sofort seine Verbindung mit Heinrich, um an ihm einen Rückhalt im Kampfe gegen Karl zu finden, und würde schon damals dem östlichen Reiche sich ganz

angeschlossen haben, wenn nicht alsbald eine unerwartete Wendung 921.
der Dinge eingetreten wäre. Durch den Einfluß der Geistlichkeit und namentlich des Erzbischofs von Reims gewann Karl von Neuem sich Anhang und warf sich, um durch Kriegsruhm seine Macht wieder zu befestigen, in den Kampf. Er führte seine Vasallen gegen Heinrich und drang bis in den Nahegau und die Gegend von Worms vor, wo er aber von den deutschen Großen im Jahre 920 eine Niederlage erlitt. Durch große Versprechungen bewogen, waren auch Giselbert und die Lothringer zur Treue zurückgekehrt und unterstützten ihn in dem Kampfe gegen Heinrich, den Karl persönlich im Jahre 921 fortsetzte.

Heinrich sah, daß ohne gewaltiges Blutvergießen jetzt Lothringen seinem Reiche nicht gewonnen werden konnte, er bot deshalb selbst die Hand zum Frieden mit Karl. Bei Bonn, wo der Rhein das Siebengebirge hinter sich läßt und in die weiten Niederungen tritt, kamen die beiden Könige zum Friedenswerke zusammen. Auf beiden Ufern des Flusses lagerten ihre Heere, in der Mitte des Stromes ankerte ein Schiff, wo sich die Könige begegneten. Hier schlossen sie am 7. November 921 einen Freundschaftsbund, und Karl erkannte durch denselben Heinrich als König der Ostfranken feierlich an. Das war ein wichtiges, bedeutendes Ereigniß, daß, nachdem die Schwaben und Baiern die königliche Macht über sich dem Sachsen zugestanden hatten, nun auch der letzte Karolinger die Herrschaft desselben neben sich als zu Recht bestehend erkannte und damit die Länder östlich des Rheins, auf die er bis dahin Erbansprüche behauptet hatte, förmlich aufgab. Erst hierdurch wurde rechtlich die Selbstständigkeit des ostfränkischen oder vielmehr deutschen Reichs begründet. So Großes war hierdurch gewonnen, daß Heinrich es wohl verschmerzen konnte, wenn er Lothringen noch nicht gewann.

Bald kam die Stunde, wo die Lothringer sich willig dem Ostreiche anschlossen. Mit der Geistlichkeit im Bunde suchte König Karl in derselben Weise, wie einst Konrad in den deutschen Landen, sein Ansehen gegen die empörten großen Vasallen wieder geltend zu machen; diese aber erhoben gegen ihn in dem Grafen Robert, dessen Bruder Odo schon einst die Krone getragen hatte, einen Gegenkönig. Ganz Frankreich und Lothringen spaltete sich in zwei feindliche Lager. 923.
Bei Soissons kam es zu blutigem Kampfe. Robert fiel im Streite; Karl aber verlor die Schlacht, und als seine Gegner Roberts Schwiegersohn, den Herzog Rudolf von Burgund, zum König erhoben, verließen ihn auch seine letzten Anhänger. Der Graf Heribert bemächtigte sich endlich der Person König Karls und brachte sie in sicheren

923. Gewahrsam; nur auf kurze Zeit sah der unglückliche Fürst die Freiheit wieder und kehrte dann noch einmal in den Kerker zurück, wo er sein trauriges Dasein beschloß. Aber auch Rudolf fand nicht überall den Gehorsam, den er selbst seinem König und Lehnsherrn verweigert hatte. Herzog Giselbert und andere lotharingische Große widerstrebten seiner Herrschaft und riefen Heinrich mit seinen Sachsen in das Land.

Jetzt war der rechte Augenblick erschienen, wo Heinrich, der bis dahin ruhig der Entwickelung der Dinge zugesehen hatte, in Lothringen eingreifen mußte. Mit Heeresmacht zog er dorthin, und schnell unterwarf sich ihm der größere Theil des Landes. Schon rückte indessen auch Rudolf mit einem stattlichen Heere heran, und Heinrich hielt es auch jetzt nicht für gerathen, in blutigen Kämpfen das Land zu ersiegen. Er schloß deshalb mit Rudolf einen längeren Waffenstillstand und begab sich über den Rhein zurück. Nach Ablauf des
925. Waffenstillstands erschien er erst im Anfange des Jahrs 925 wieder auf dem Kampfplatz, aber er fand hier bereits Manches geändert. Giselbert und andere Große Lothringens hatten sich wieder auf Rudolfs Seite gewendet, und Heinrich mußte Zülpich, Giselberts Feste, belagern. Er nahm sie endlich mit Gewalt und zwang den wetterwendischen Mann, ihm Geißeln zu stellen. Nachdem Giselberts Widerstand so gebrochen war, unterwarf sich nach und nach das ganze Land. Am Ende des Jahrs war ohne blutigen Kampf, durch weise und geschickte Benutzung der Verhältnisse das schöne Lothringerland dem Ostreiche gewonnen, und der Rhein rollte zwischen deutschen Ländern seine Wogen dem Meere zu.

Auch hier hatte, wie Widukind — nach sagenhaften Erzählungen, wie es scheint, — berichtet, das Glück König Heinrich geholfen. Unter den Lothringern, heißt es, war ein angesehener Mann, mit Namen Christian; der sah, daß Alles dem Könige glückte, und er wollte sich deshalb durch ein besonderes Verdienst seine Gunst und Huld erwerben. So sann er auf eine List, Giselbert zu fangen. Er stellte sich krank und bat den Herzog, ihn zu besuchen. Als aber Giselbert arglos in die Falle ging und in Christians Burg erschien, ließ dieser ihn sogleich ergreifen und unter strenger Bewachung den Händen Heinrichs überliefern. Hocherfreut war der König, als er den gefährlichen Feind in seiner Macht wußte, aber er ließ ihn die Qualen harter Gefangenschaft nicht lange schmerzlich empfinden, sondern durch Liebe und Güte gewann er ihn für sich, denn er erkannte, daß Giselbert ein tüchtiger Mann war, und wußte, was er in Lothringen galt.

Wie dem auch sei, fest steht es, daß Heinrich an Giselbert die 925.
herzogliche Gewalt in Lothringen überließ und ihn später ganz und dauernd an sich fesselte, indem er ihm sogar im Jahre 928 seine Tochter Gerberge vermählte. Als Lothringen dem Ostreiche wieder gewonnen war, wurden auch die Konradiner in den Besitzungen und Lehen, die sie hier früher gehabt hatten, hergestellt. Herzog Eberhard, der nicht wenig dazu beitrug, die Angelegenheiten glücklich zu beendigen, wurde Pfalzgraf in Lothringen; denn die Stellung des Pfalzgrafen hatte sich hier aus den Zeiten der Selbstständigkeit des Landes erhalten. Die Macht der Heinrich jetzt so nahe verbündeten konradinischen Familie jenseits des Rheins diente zugleich ihm zur Sicherung des neuerworbenen Besitzes. König Rudolf hat wahrscheinlich selbst später förmlich die Abtretung des lothringischen Landes anerkannt.

Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach König Konrad seine ganze Regierung hindurch so hartnäckig und doch so erfolglos gestrebt hatte. Nicht mit Hast und Ungeduld, nicht mit Drohungen und Schrecken hatte er solches erreicht, sondern durch Ruhe, klare Erkenntniß der wahren Lage der Dinge und durch jene gepriesene Friedfertigkeit, die ihn deutsches Blut nicht zwecklos gegen Deutsche vergießen ließ. So war ein Bund der Eintracht und des Friedens unter den deutschen Stämmen gestiftet worden, der mit der Zeit fester und fester sich schürzte und knüpfte, der die Deutschen erst zu Einem Volke bildete und das nationale Gefühl in ihnen kräftiger wachsen und gedeihen ließ. Dies Reich, das Heinrich begründete, mag man einen Staatenbund nennen, aber zeitig genug entwickelte sich daraus ein starker, einheitlicher Staat. Heinrich hatte das Ziel erreicht, das der Papst und die Bischöfe auf dem Concil zu Altheim sich gesetzt hatten und das sie nicht erreichen konnten, die Einigung Deutschlands, aber er war freilich zu diesem Ziele auf sehr anderen Wegen gelangt, als die jene Bischöfe einschlugen. Nicht sie sind es also gewesen, die den ersten Grundstein zum Bau des deutschen Reichs gelegt, sondern der Mann, der die Krone aus Priesters Hand zu nehmen sich weigerte.

So still und unvermerkt erfolgte die Bildung der neuen Königsgewalt und entwickelten sich die Anfänge des deutschen Reichs, daß man bald nachher schon kaum mehr wußte, wie Alles dies geschehen war. Wenigstens gesteht dies offen der älteste Biograph der Königin Mathilde, der nur wenige Jahre nach ihrem Tode schrieb und in den

925. Geſchichten des ſächſiſchen Hauſes ſonſt wohl bewandert war. Friedlich und ſtill war Alles vollendet, eine neue Ordnung der Dinge auf Jahrhunderte hin mit Leichtigkeit, wie auf Zauberſchlag möchte man ſagen, gegründet, endloſe Wirren waren auf das Einfachſte gelöſt. Es war, wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über die Menſchheit hereinbricht, da tobt und drängt Alles wild durcheinander, und von Minute zu Minute wächſt die fürchterliche Verwirrung, überall Verzweiflung und Bangen des Todes, nirgends Rettung und Hoffnung: bis endlich die Sonne plötzlich im Morgen aufblitzt und ihre lichten Strahlen alle Gefilde vergolden; leicht ſondern ſich dann die verwirrten Maſſen, es findet ſich, was zueinander gehört, Ordnung und Ruhe kehrt zurück, und die Welt lacht wieder in ihrem Glanze den Menſchen. Heinrichs klarer und ruhiger Geiſt war jene Sonne, die das Dunkel über den deutſchen Ländern in Licht verwandelte.

4.

Heinrichs Siege über die Wenden, Ungern und Dänen.

Als Heinrich die Länder dieſſeits des Rheins unter ſeiner Oberhoheit geeint und Lothringen dem Reiche verbunden hatte, überließ er die Sorge für die einzelnen Länder den Herzögen. Am Freieſten unter ihnen waltete und ſchaltete Herzog Arnulf von Baiern und niemals, ſo viel wir wiſſen, iſt Heinrich perſönlich wieder in deſſen Herzogthum erſchienen und hat in die Angelegenheiten deſſelben unmittelbar eingegriffen. Näher trat ſchon Schwaben dem Reiche, als nach
926. dem Tode Herzog Burchards im Jahre 926 der fränkiſche Graf Hermann, ein Sohn des im Ungernkampf gefallenen Gebhard und ein Vetter Herzog Eberhards, das Herzogthum Schwaben — wir wiſſen nicht auf welche Weiſe — empfing, indem er ſich zugleich mit Reginlinde, der Wittwe Herzog Burchards, vermählte. Indem ein Franke die höchſte Gewalt in Schwaben erhielt, wurde die nationale Bedeutung des Herzogthums bereits geſchwächt und daſſelbe den allgemeinen Intereſſen des Reichs genähert. Wie hier die Konradiner jetzt der Machtvergrößerung Heinrichs dienten, ſo auch in Lothringen, wo neben Herzog Giſelbert der Franke Eberhard als Pfalzgraf

eine einflußreiche Stellung bekleidete. Durch die vielfachen Berührungen Lothringens mit den Parteikämpfen im Westfrankenreiche waren die Verhältnisse in diesem Lande noch immer sehr verwickelt, und nur langsam kehrte ein gesicherter Zustand zurück. Wiederholt mußte hier Heinrich noch ferner persönlich einschreiten. So zog er im Jahre 928 mit großer Heeresmacht aus, um jene Feste Durfos, in der sich einst Reginar gegen König Zwentibold behauptet hatte und die jetzt König Rudolfs Bruder, Graf Boso, besetzt hielt, mit Gewalt zu nehmen. Es gelang ihm damals mit Herzog Giselbert dessen Bruder Reginar, der sich erst jetzt unterwarf, und jenen Boso auszusöhnen. Die Angelegenheiten Frankens lagen überdies ganz in den Händen der Konradiner, die nun überall in den Rheingegenden mächtig, die Herrschaft mit Heinrich beinahe zu theilen schienen und die Stellung in der That gewannen, nach der sie unter König Konrad vergebens getrachtet hatten. Wenn auch das Reich auf die Sachsen übergegangen war, so blieb doch den Franken eine äußerst einflußreiche Stellung. Mit dem Beirath der fränkischen Großen entschied Heinrich auf Fürstentagen, wie er sie zu Seelheim in Oberhessen und Worms hielt, über die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs. Auch Synoden traten auf den Befehl des Königs zusammen, um die aufgelöste Kirchenzucht herzustellen; wir finden auf solchen Synoden, wie sie zu Koblenz, Dulsburg und Erfurt abgehalten wurden, fränkische, lothringische, schwäbische und sächsische Bischöfe, während die baiersche Kirche in ihrer geschiedenen Stellung unter Herzog Arnulf blieb. Auf Arnulfs Geheiß wurde im Jahre 932 eine baiersche Synode nach Dingelhofen berufen.

Mit voller, freier Macht waltete König Heinrich nur über seine Erbländer Sachsen und Thüringen, und diesen Ländern wandte er daher auch seine besondere Sorgfalt zu. Mit rastloser Thätigkeit strebte er dahin, hier die Ruhe im Innern völlig herzustellen und das Volk gegen seine äußeren Feinde zu schirmen. Sichtlich erhob sich das Land aus dem Verfall, und was Heinrich hier mit weiser Fürsorge ordnete, diente den anderen Ländern zum Beispiel und Muster.

Dem wackeren Manne hilft das Glück. Und wohl war es ein Glück, daß nach dem verheerenden Zuge der Ungern im Jahre 919 diese schlimmsten Feinde die deutschen Länder eine Zeit lang verschonten. Aber im Jahre 924 erschienen sie von Neuem und wandten sich 924.
besonders gegen Sachsen. Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet. Die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmanns wurden vom Feuer zerstört; Alt und Jung, Mann und Weib wurden erwürgt, wieder konnte man an den Rauch-

924. wolken und dem Feuerſcheine am Himmel die Straßen verfolgen, welche der furchtbare Feind zog, wieder flüchtete man ſich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es iſt beſſer, hiervon zu ſchweigen," ſagt Widukind, „als „durch Worte das Leid noch zu ſteigern."

König Heinrich wagte nicht dem überlegenen Feinde im offenen Kampfe zu begegnen. Er hatte ſchon früh den Krieg gegen denſelben kennen gelernt und glaubte nicht, daß ſein Heer ihm gewachſen ſei. Wohl war jeder freie Sachſe nach vollendetem dreizehnten Jahre verpflichtet die Waffen zu tragen und dem allgemeinen Aufgebot gegen einbrechende Feinde zu folgen, auch galten dem Buchſtaben nach noch die alten Kriegsordnungen des fränkiſchen Reichs, wonach jeder freie Mann, wenn er mindeſtens fünf Hufen Landes beſaß, zum Heerbann ſich perſönlich zu ſtellen hatte und die kleineren Grundbeſitzer gemeinſchaftlich einen Streiter ausrüſten ſollten; aber dieſe Ordnungen waren längſt in Verfall, die Zahl der freien Leute hatte ſich in den unglücklichen Zeiten bedeutend vermindert, nur ſelten und dünn trat der Heerbann zuſammen, und wenn er ſich ſammelte, waren es Schaaren, die den Krieg nicht mehr verſtanden. König Ludwig das Kind und ſelbſt Heinrich konnten, wie uns erzählt wird, nur durch Androhung der Todesſtrafe den Heerbann zuſammenbringen. Der Adel mit ſeinen Vaſallen und Dienſtleuten lebte freilich im ſteten Gebrauch der Waffen und focht ſeine Fehden mit ſeinen Gefolgen aus; auch waren der Fehden leider genug zu dieſen Zeiten in den deutſchen Ländern geweſen, und ſelbſt Sachſen war von ihnen nicht unberührt geblieben. Aber in ſolchen Kämpfen galt es meiſt durch perſönlichen Muth und Liſt im Handgemenge mit Wenigen zu entſcheiden, und dieſen Krieg im Kleinen verſtanden damals die Deutſchen recht wohl; doch in offener Feldſchlacht einem an Zahl überlegenen Feinde zu begegnen, ein ganzes Volk zu bekämpfen, Maſſen mit Maſſen zu ſchlagen — die Kunſt hatten die Deutſchen nur zu ſehr verlernt. Wenn daher auch Heinrich das kriegsgeübtere Dienſtheer der Vaſallen aufbot, ſo war es ungeregelt, ohne feſten Zuſammenhalt und zu großen Unternehmungen nicht zu benutzen. Ueberdies mußte den Ungern im Reiterkampfe begegnet werden, und obgleich das fränkiſche Vaſallenheer ſchon längere Zeit faſt allein aus Rittern beſtand, war doch in Sachſen der Reiterdienſt noch neu und wenig verbreitet. Der größte Theil des Adels hielt hier nur ſchlecht bewaffnete Dienſtleute, die zu Fuße, wie einſt im Heerbann, den Kriegsdienſt leiſteten; die Kunſt, im Kampfe das ſchnelle Roß zu tummeln, war in Sachſen das

Geheimniß einer geringen Zahl. Daher konnte sich Heinrich auch auf 924.
ein Vasallenheer, wie es die Sachsen zu stellen vermochten, den Ungern gegenüber nicht verlassen. Er vermied deshalb jede Schlacht und schloß sich in seiner festen Burg und Pfalz Werla, am Fuße des Harzes unweit Goslar, ein.

Die Gunst des Glücks fehlte Heinrich auch jetzt nicht. Ein vornehmer Unger wurde von den Leuten des Königs gefangen und zu ihm gebracht. Der Gefangene stand in hoher Gunst bei seinem Volke, und die Ungern schickten deshalb sogleich Gesandte, ihn aus den Banden des Feindes zu lösen. Gold und Silber boten sie für ihn im reichsten Maaße; aber nicht darnach stand Heinrichs Sinn. Frieden, nur Frieden verlangte er, ja er erbot sich, wenn der ihm auf neun Jahre gewährt würde, nicht nur den Gefangenen zurückzuliefern, sondern auch jährlich Tribut den Ungern zu zahlen. Auf diese Bedingungen hin gelobten die Ungern neun Jahre das Sachsenland zu verschonen und zogen der Heimath zu.

Nichts wahrlich ist schimpflicher und entwürdigender, als das Vaterland einem Feinde tributbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit war vor Allem die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft; sondern nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der schlimmsten Stunde der Noth, und vom ersten Augenblick der Ruhe arbeitete er unabläßig, die ihm gegönnte Frist aus allen Kräften zu nützen. Neun Jahre dünkten ihm genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Vertheidigungszustand gegen den Feind zu setzen, und sie waren genug.

Heinrichs Vertrag mit den Ungern ging nur auf Sachsen, denn Baiern, Schwaben und Lothringen wurden im Anfange des Jahres 926 von den Ungern arg heimgesucht; vielleicht konnte, vielleicht wollte Heinrich nicht diesen Ländern den Frieden erwirken. Mochten sie, die sich so gern gegen das Reich abschlossen, mit eigener Hand sich gegen den Feind von außen schützen, mochten jene kriegerischen Herzöge selbst das Waffenglück versuchen; Heinrich sorgte zunächst nur für Sachsen und Thüringen, und auf diese Lande allein erstreckten sich seine Anstalten zur besseren Vertheidigung und Bewahrung des Landes und Volkes.

Größere befestigte Ortschaften gab es damals in Sachsen und 924—928.
Thüringen noch nicht. Nur an den Ufern des Rheins und der Donau und jenseits derselben, wo einst die Römer gewohnt hatten, gab

924—928. es auf deutschem Boden volkreiche Städte mit festen Mauern und Thürmen, die aber seit den Normannenzügen und den Ungernkriegen fast sämmtlich zerfallen waren und in Trümmern lagen. Die Sachsen wohnten noch nach uralter Sitte auf einzelnstehenden Höfen, mitten in ihren Fluren und Aeckern, oder hatten sich in offene Dörfer zusammengebaut. Nur hier und da erhoben sich im Lande Königspfalzen und feste Schlösser adliger Herren, nur hier und da wurden die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche die ersten Sammelpunkte eines lebendigeren Verkehrs. Die Grenzen waren schlecht gehütet, die Festen, die Karl der Große einst hier angelegt hatte, waren meist in den Kriegen gegen die Dänen und Wenden zerstört worden. Das Land lag also, ohne Gegenwehr leisten zu können, dem einbrechenden Feind offen, der dann im Innern bei der Zerstreuung der Wohnsitze eben so wenig aufzuhalten war. Das erste Erforderniß schien Heinrich, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, wie auch neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte in sicheren Plätzen sammeln zu können. Besonders mußte dies an den Grenzen geschehen, um den Feind an der Schwelle des Landes zurückzuweisen.

Schon vorher war es Otto und Heinrich gelungen, die Sorben an der Saale gänzlich zu unterwerfen, wie die wendischen Stämme, die über die mittlere Elbe vorgedrungen waren, über den Fluß zurückzutreiben. In diesen Markgegenden, die ihm als Sieger zugefallen waren, hatte Heinrich seine Dienstleute in Menge angesiedelt und gegen kleinere oder größere Lehen zum Kriegsdienst verpflichtet. Hier, wo Alles eine besondere streng kriegerische Verfassung erhalten hatte, und in den zunächst anstoßenden Gauen, die meist mit diesen Marken unter derselben Leitung standen, wurden hauptsächlich die Burgen angelegt. Auf gleiche Weise hatte König Edward von England einige Jahre vorher gegen die Dänen eine ganze Reihe von Grenzburgen hergestellt oder neu erbaut und dadurch sein Reich gegen die Ueberfälle der Feinde glücklich gesichert; es ist sehr wahrscheinlich, daß Heinrich auch hier dem Beispiele der Angelsachsen folgte.

Tag und Nacht wurde nun in den Markgegenden gebaut, Haus mußte an Haus, Hof an Hof sich schließen. Ohne Rast und Ruh ging die Arbeit fort, ungewohnte Mühen und Anstrengungen sollte das Volk ertragen lernen, denn schon im Frieden mußte es sich abhärten, um die Entbehrungen des Kriegs später muthig zu bestehen. Schnell stiegen mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften in jenen Grenzgegenden auf. Kleinere Plätze wurden vergrößert, zerstörte Befestigungen hergestellt, oft erhoben sich zahlreichere Wohnungen der

Menſchen plötzlich, wo früher nur eine einſame Hütte geſtanden hatte. 924—928.
So wurde Quedlinburg am Harz auf Fluren, welche die Bode durchfließt, von Grund aus aufgebaut; ſo Goslar, wohin ſpäter die Pfalz Werla verlegt wurde, am Rammelsberge, in deſſen unterirdiſchen Gängen man bald die erſten Adern edlen Erzes in Sachſen entdeckte. Merſeburg, das dem Könige immer um Hatheburgs willen ein theurer Ort blieb, wurde vergrößert und erhielt eine neue ſteinerne Mauer. Hier in und um Merſeburg eröffnete Heinrich auch gewiſſermaßen ein Aſyl für Verbrecher, um die Stadt zu bevölkern und wehrhaft gegen die Feinde zu machen. Dieſes verdächtige Volk wohnte in der Vorſtadt von Merſeburg und in dem nahen Burgward Keuſchberg, während die eigentliche Burg von verläßlichen Dienſtleuten beſetzt war. Die Merſeburger oder Keuſchberger nannte man jene Schaaren; ein Name, der bald auf ähnliche Kriegsknechte auch an andern Orten übertragen wurde. „Es war," ſagt Widukind, „eine Kriegsſchaar, aus „Räubern gebildet. Denn König Heinrich verſchonte, wie er gegen „ſeine Landsleute gern milde war, wohl ſelbſt Diebe oder Räuber, wenn „ſie ſonſt nur muthige und kriegstüchtige Männer waren, mit der „ihnen gebührenden Strafe und ſiedelte ſie in die Vorſtadt von Merſe„burg an. Er gab ihnen dann Aecker und Waffen, und gebot ihnen, „mit ihren Landsleuten Friede zu halten, gegen die Wenden aber er„laubte er ihnen auf den Raub auszuziehen, ſo oft ſie es wollten." So ſtark war dieſe Merſeburger Schaar, daß ſie wenige Jahre ſpäter 1000 Mann zum Kriege gegen Böhmen ſtellen konnte.

Aber auch auf andere Weiſe ſuchte Heinrich die Bevölkerung der neuen Städte zu heben. Er gebot, alle Gerichtstage, Volksverſammlungen und Gelage, wo die Sachſen zuſammenkamen, um ihre Händel zu ſcheiden oder ſich über das öffentliche Wohl zu berathen, ſollten fortan hinter Stadtmauern gehalten werden, damit ſie, die das Leben in eingeſchloſſenen Orten immer noch für eine Abſperrung und Einkerkerung hielten, ſich allmählich daran gewöhnten. Auch hier ſcheint er dem Beiſpiel König Edwards gefolgt zu ſein, der in ähnlicher Weiſe alle Kaufhandlungen innerhalb der Burgthore vorzunehmen gebot.

An dieſen befeſtigten Ortſchaften ſollten bei einem neuen Einbruch die Feinde nicht nur einen hartnäckigen Widerſtand finden, ſondern ſie ſollten zugleich allen Grenzbewohnern Zuflucht und Sicherheit gewähren. Deshalb mußte je der neunte Mann von den in den Grenzländern mit Lehen ausgeſtatteten Dienſtleuten in die Stadt ziehen, hier für ſich und zugleich für ſeine acht Gefährten Wohnung herrich-

921–928. ten, wie auch Speicher und Vorrathskammern beſorgen, denn der dritte Theil aller Feldfrüchte, die gewonnen wurden, mußte in die Stadt eingeliefert und dort aufgeſpeichert werden. Die acht aber, die draußen waren, beſtellten für den in der Stadt das Feld, ſäeten und erndteten für ihn und brachten die Erndte in ſeine Scheuern. Außerhalb der Stadt ſollten dieſe Dienſtleute ſich keine oder nur werthloſe Wohnungen anlegen, da dieſe doch bei dem erſten Angriff der Feinde dem Untergange geweiht waren.

Obwohl dieſe Anordnungen zunächſt nur für die Marken Sachſens und Thüringens getroffen waren, wirkten ſie doch gewiß auch tiefer in das Land hinein und gewöhnten die Sachſen an das ſtädtiſche Leben. Allmählich verſchwanden mehr die kleinen, einzelnſtehenden Burgen, meiſt nur Raubneſter, im Lande; um die größeren Feſten und hauptſächlich um die Königspfalzen bildeten ſich volkreiche Städte; um die Biſchofsſitze und die berühmteſten Kirchen und Klöſter erwuchs ein immer lebendigerer Verkehr, zahlreicher bauten die Menſchen ihre Wohnungen zuſammen und befeſtigten die Plätze dann gegen die Feinde. So entſtanden die Städte Sachſens und Thüringens, zunächſt als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem einſt die ſchönſten Früchte deutſchen Fleißes und deutſcher Geiſtestiefe gedeihen ſollten. Zwar iſt es nicht richtig, daß Heinrich die ſtädtiſchen Freiheiten und Gerechtſame in Deutſchland begründet hat, wie man früher wohl glaubte, aber den Beinamen der Städtegründer trägt er doch nicht mit Unrecht, denn er war es, der die Sachſen zuerſt planmäßig an das Leben in Stadtmauern hinter dem Verſchluß der Thore gewöhnte und die Zerſtreuten in engere Kreiſe des Lebens zuſammendrängte. Wenn daher Einer durch das weite Sachſenland zieht, und es winkt ihm ſchon von fern eine volkreiche Stadt mit ihren hohen Thürmen, und er ſieht, wenn er eintritt, wie viele Tauſende hier ein friedliches und fleißiges Leben führen, ſo ſoll er Heinrichs gedenken, der die Sachſen zuerſt zu dem Städtebau zwang und ihnen feſte Plätze zu bauen gebot.

Aber dem Kriege begegnet nur der Krieg, der Heeresmacht nur Heeresmacht, und Heinrich mußte ein Heer, das den Ungern widerſtehen konnte, ſich erſt ſchaffen. Wie er die Sachſen zuerſt an das ſtädtiſche Leben, ſo mußte er ſie auch zuerſt an den Reiterdienſt zu Pferde gewöhnen, der bei den Franken ſchon lange in Uebung war. Heinrichs militäriſche Anordnungen betrafen beſonders den Dienſt der Vaſallen in Sachſen, die er mit berittenen Dienſtleuten und Knechten ſich

dem Aufgebot zu ſtellen nöthigte. Durch die große Zahl der königlichen Dienſtleute in den Marken vermehrt, bildete ſich ſo ein zahlreiches Reiterheer, das er jahrelang emſig und ausdauernd übte. Dieſes Vaſallenheer war fortan die Grundlage aller ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen, und den Kern deſſelben ſcheinen des Königs eigene Kriegsmannen, wie ſie in den Marken angeſiedelt waren, gebildet zu haben. Wenn auch Heinrich und ſeine Nachfolger dann bei Landesbedrängniß noch öfters den ganzen Heerbann aufgerufen haben, ſo verlor doch ſeitdem der Kriegsdienſt zu Fuß im Heerbanne allen Glanz und alle Ehre. Bald galten die Worte Kriegsmann und Rittersmann für gleichbedeutend: aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer. Den Dienſt zu Fuße verlernten allmählich die Sachſen, wie die Deutſchen überhaupt, und lange hat es bedurft, ehe ſie ſich wieder in ihm Geltung verſchafften. So wurde die Heeresordnung und Kriegsführung unter den Deutſchen durch Heinrich umgeſtaltet und auf neue Bahnen gebracht. 924—928.

Vier Jahre war Heinrich mit der Ordnung aller dieſer Dinge beſchäftigt. „Meine Zunge," ſagt Widukind, „kann nicht ausſagen, „mit welcher Umſicht und Wachſamkeit er damals Alles gethan hat, „was zum Schutze des Vaterlands diente."

Darauf begann er einen Krieg gegen die nächſten Feinde ſeines Reichs, die Wenden, welche nimmer dem Sachſenvolk Ruhe ließen. Sie waren weniger gefährlich und furchtbar, als die Ungern, und der Krieg gegen ſie zugleich die beſte Uebung und Schule gegen den ſtärkeren Feind. Der erſte Angriff galt den Hevellern, einem wendiſchen Stamme, der auf beiden Seiten der breiten, ſeereichen Havel und an der untern Spree wohnte. Mehrmals kam es zum Kampfe, immer ſiegte Heinrich und drang endlich bis zur Hauptfeſte dieſes Stammes, dem jetzigen Brandenburg, vor. Die Stadt, Brennaburg damals genannt, lag rings von der Havel umfloſſen. Es war mitten im Winter, als Heinrich ſie belagerte, und auf dem Eiſe ſchlug er ſein Lager auf. Eis, Eiſen und Hungersnoth: die drei brachten Brennaburg zu Fall, und mit ihm fiel das ganze Hevellerland in die Hände des Siegers. 928.

Danach zog Heinrich ſüdwärts gegen die Daleminzier, gegen die er einſt ſeine erſten Lorbeeren erfochten hatte. Sie kannten ſchon die Streiche von Heinrichs Schwerdt und wagten nicht, ihm im offenen Feld zu begegnen; ſie ſchloſſen ſich deshalb in ihre Feſte Jana ein, aber am zwanzigſten Tage wurde auch dieſe genommen. Tödtlicher Haß herrſchte zwiſchen Wenden und Sachſen, und auch hier fielen

928. ihm blutige Opfer. Die Stadt wurde geplündert, was mannbar war, erſchlagen, die Kinder als Sklaven verkauft. So wollte es die arge Sitte, und der Deutſche hat ſein Wort Sklave von den Slaven genommen.

Weiter ſüdwärts drang Heinrich gegen die mächtigen, den Wenden ſtammverwandten Böhmen vor, und über den finſtern Böhmerwald rückte zugleich ein Baiernheer unter Herzog Arnulf, der dem Könige diesmal Heeresfolge leiſtete, in das Land ein. Vereinigt kämpften zum erſten Male wieder nach langer Zeit Sachſen und Baiern. Tief bis in die Mitte des Landes drangen ſie ein, wo am Strande der ſchnellen Moldau das alte Prag liegt. Hier übergab der junge Böhmenherzog Wenzel, durch den Einfluß ſeiner frommen Großmutter Ludmilla dem Chriſtenthum bereits gewonnen, ſich und ſein Land dem Könige. Als Lehn erhielt er es zurück und zahlte von nun an willig dem Sachſen den Tribut, der vielleicht ſchon damals, wie ſpäter, in 500 Mark Silber und 120 Stück Rindern beſtand. Seit jener Zeit forderten Deutſchlands Könige von den Böhmenfürſten Lehnspflicht und Gehorſam, bis endlich das Land ſelbſt in viel ſpäterer Zeit an deutſche Fürſten kam.

Während der König ſelbſt dieſe ſlawiſchen Stämme unterjochte, hatten ſächſiſche Grafen mit Glück gegen die nördlich wohnenden Wenden gekämpft. So waren zuerſt bezwungen worden die Redarier, die in dem ſeereichen Lande nördlich von der Havel bis zur Peene wohnten; dann die Abodriten und Wilzen, die nordwärts und weſtlich von jenen ihre Wohnſitze bis zu dem Strande der Oſtſee hatten. Binnen kurzer Zeit wurde der größte Theil des Landes zwiſchen Elbe und Oder der Herrſchaft der Sachſen gewonnen.

Aber der harte Sinn der Wenden war nicht gebrochen, und das vergoſſene Blut ſchrie um Rache. Wüthend erhoben ſich zuerſt die Redarier gegen die Herrſchaft der Deutſchen, ſie ſchaarten ſich zuſam-
929. men und überfielen alsbald Walsleben, das in der Altmark, nahe der Elbe, zwiſchen Werben und Arneburg liegt. Volkreich war damals der ſtark befeſtigte Ort, aber konnte ſich doch gegen die Ueberzahl der Feinde nicht vertheidigen. Mit Sturm wurde Walsleben genommen, alle ſeine Bewohner getödtet, Keiner ſah den kommenden Tag. Dies war der Weckruf zur allgemeinen Erhebung; wie Ein Mann ſtanden alle wendiſchen Stämme auf, um das verhaßte Joch der Sachſen abzuſchütteln.

Heinrich rüſtete ſchnell und befahl dem Bernhard, dem er die Bewachung der Redarier übertragen hatte, wie dem Grafen Thietmar

ſogleich den Krieg mit der Belagerung der Feſte Lenzen, die in den 929.
Händen der Wenden war, zu beginnen. Es wurde der Heerbann, ſo gut es in der Eile ging, im Sachſenlande geſammelt und mit den königlichen Dienſtleuten, die in den Marken ſtanden, unter ihren Befehl geſtellt. Schon fünf Tage lag man vor Lenzen, da meldeten Kundſchafter, ein Heer der Wenden ſei in der Nähe und wolle bei einbrechender Nacht das Lager der Sachſen überfallen. Bernhard ließ ſofort das Heer bei ſeinem Zelte verſammeln und gebot, man ſolle wohl auf der Hut ſein und die ganze Nacht unter Waffen ſtehen. Die Menge trennte ſich und überließ ſich der Freude oder der Angſt, der Hoffnung oder Furcht, je nachdem einer den Kampf wünſchte oder nicht. Die Nacht brach herein, finſterer als gewöhnlich, der Himmel war mit ſchweren Wolken bezogen, und der Regen floß in Strömen herab. Bei ſolchem Wetter ſank den Wenden der Muth, und ſie unterließen den Angriff; die Sachſen aber ſtanden die ganze Nacht unter Waffen. Als der Morgen dämmerte, da beſchloß nun Bernhard ſelbſt einen Angriff zu wagen und ließ das Zeichen zum Aufbruch geben. Zuvor aber nahmen Alle im Heer das heilige Abendmahl — ſo war es Sitte vor der Schlacht — und mit feierlichem Eidſchwur gelobten ſie erſt ihren Führern, dann ſich untereinander Beiſtand und Hülfe in der Noth. Als die Sonne hervorbrach — in heller Bläue ſtrahlte der Himmel nach dem nächtlichen Regenguß — zogen ſie aus dem Lager, die wehenden Fahnen voran. Den erſten Angriff machte Bernhard ſelbſt, doch der Uebermacht der Gegner mußte er weichen. Dennoch hatte er ſoviel geſehen, die Wenden hatten nicht mehr Reiter als er, wohl aber unermeßliche Schaaren von Fußvolk, die jedoch nur mit Mühe auf dem ſchlammigen Boden ſich vorwärts bewegten und mit Gewalt von Reitern im Rücken vorgejagt wurden. Da faßten er und die Sachſen wieder Muth. Mehr aber wuchs derſelbe, als ſie ſahen, wie aus den naſſen Kleidern der Wenden ein dichter Dunſt zum Himmel emporſtieg, während ſie ſelbſt vom klaren Lichte rings umfloſſen waren. Es war ihnen, als ob der Chriſtengott mit ihnen ſei im Kampfe gegen die Heiden. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit freudigem Feldgeſchrei ſtürzten ſie ſich in die Reihen der Feinde. Dicht gedrängt ſtanden die Wenden, vergebens verſuchte man ſich eine Gaſſe durch die Schaaren zu brechen, aber rechts und links wurden einzelne Züge der Wenden, die von der Maſſe ihrer Gefährten ſich ſonderten, angegriffen und niedergemacht. Viel Blut wurde ſo auf beiden Seiten vergoſſen, doch noch immer hielten die Wenden Stand. Da ſchickte Bernhard einen Boten an Thietmar, er

929. solle dem Heere zu Hülfe eilen, und schnell sandte dieser einen Hauptmann mit funfzig gewaffneten Rittern in die Seite der Feinde. Wie ein Unwetter stürzte sich dieser auf die Wenden; da wankten die Reihen derselben, und bald ergoß sich das ganze Heer in die wildeste Flucht. Rings auf dem Blachfelde wüthete das Schwerdt der Sachsen. Die Wenden suchten Lenzen zu erreichen, aber umsonst. Thietmar hatte die Wege besetzt. Da stürzten sich Viele voll Verzweiflung in einen nahe belegenen See, und die das Schwert verschont hatte, fanden hier ihren Tod. Von dem Fußvolk kam Keiner davon, Wenige nur von den Reitern. Achthundert geriethen in Gefangenschaft, den Tod hatte man ihnen gedroht, und den Tod fanden sie alle am kommenden Tage. Mehr als 100,000 Wenden sollen bei Lenzen gefallen sein. Auch die Sachsen erlitten schmerzliche Verluste und vermißten manchen edlen Mann in ihrem Heere. Mit diesem Schlage war der Krieg beendigt. Am andern Tage ergab sich Lenzen, die Bewohner streckten die Waffen, sie baten allein um das Leben. Das ließ man ihnen, nackt mußten sie aus der Stadt ziehen, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Knechte, ihr Hab' und Gut, Alles fiel in die Hände der Sieger.

Herrlichen Ruhm vor allem deutschen Volk erwarben sich Bernhard und Thietmar, denn über ein unermeßliches Heer der gehaßten Wenden hatten sie mit einer eilig zusammengerafften, im Verhältniß geringen Mannschaft einen glänzenden Sieg davongetragen. Auf das ehrenvollste empfing sie der König, und aus seinem Munde erhielten ihre Thaten das schönste Lob.

In den Siegesjubel mischten sich andere Freudenklänge. Gerade damals feierte Heinrich die Hochzeit seines ältesten Sohnes Otto. Aus dem königlichen Geschlecht der stammverwandten Angelsachsen hatte er ihm die Gefährtin seines Lebens erkoren; die schöne Editha, König Edwards Tochter und die Schwester König Athelstans, der damals mit starker Hand England beherrschte, sollte Otto zum Altare führen. Und so geschmeichelt hatte sich Athelstan durch Heinrichs Werbung gefühlt, daß er nicht nur Editha, sondern auch deren Schwester Elgiva nach Deutschland hinübersandte, zwischen beiden möchten Heinrich und Otto wählen. Von dem Kanzler Athelstans Thorketul begleitet, schifften sie den Rhein hinauf bis Köln, da wurden sie von König Heinrichs Gesandten empfangen. Editha blieb die Erkorne, und alsbald wurde die Vermählung mit großer Pracht gefeiert. Als eine reiche Morgengabe empfing Editha von ihrem Gemahl Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande. Nach einem Jahre

gebar sie ihm einen Sohn, der den Namen Liudolf erhielt. Alles Volk be- 930.
grüßte mit Jubel und Freude die Geburt dieses Kindes, in dem man den Herrscher der Zukunft sah, und Niemand ahnte wohl, wie trübe Schicksale desselben harrten.

Noch einmal zog dann König Heinrich gegen die Wenden, dies- 932.
mal galt es den Lausitzern auf beiden Seiten der Spree. Von dem Lande der Daleminzier aus, in dem Heinrich die Feste Meißen erbaut hatte, unternahm er den Zug. Er ging über die Elbe und drang ungefährdet in das Land der Feinde ein. Zwischen Dahme und Schlieben liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebusa: das war damals die Hauptfeste der Lausitzer, sie faßte zehntausend Bewohner, hatte zehn Thore und starke Mauern, von denen man noch jetzt Ruinen sieht. Lebusa wurde von Heinrich belagert, mußte sich ergeben, und das ganze Land ward dem König zinspflichtig. Viel Blut ist gewiß auch hier geflossen, denn gegen Wenden ließ Heinrich das Schwerdt nicht in der Scheide.

Fröhlich gedeiht nun seit Jahrhunderten deutsches Leben zwischen Elbe und Oder, aber es ist auf einem Boden entsprossen, von dem jede Scholle mit heißem Blut getränkt ist. Es waren eherne Zeiten, wo deutsche Sitte und deutsche Sprache und mit ihnen das Christenthum in diese Gegenden gepflanzt ist; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt und vernichtet. Wenn sie murrten unter solchem Joch und es unwillig trugen, wenn sie noch oftmals sich gegen ihre Dränger erhoben und in den Kampf der Verzweiflung stürzten, wer wollte sie deshalb verklagen? —

Aber schon waren die neun Jahre des Waffenstillstands mit den 933.
Ungern dem Ende nahe und der Krieg mit diesen schlimmsten Feinden des Reichs drohte von Neuem. Heinrich, wir sahen es, hatte diese Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, dem Könige stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängliches Vasallenheer zu Gebote; jetzt war es Zeit sich mit dem alten Gegner zu messen.

Der König berief daher alles Volk zu einem Landtage und sprach dort also: „Wie große Verwirrung und Unordnung einst in „eurem Lande geherrscht hat und wie ihr jetzt davon befreit seid, wißt „ihr selbst am Besten, denn ihr erlagt ja unter der Last der inneren „Fehden und der auswärtigen Kriege. Aber unter Gottes Beistand „habe ich es durch meine Sorge und eure Tapferkeit nun so weit ge-

933. „bracht, daß Friede und Eintracht aller Orten herrschen, daß die Wen„den unterjocht sind und jetzt uns dienen. Eins jedoch ist noch übrig; „gegen die Ungern, den Feind Aller, müssen wir allzumal zu den Waf„fen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher, um die „Seckel dieses Feindes zu füllen, geschatzt, jetzt muß ich die Kirchen „Gottes und die Diener des Herrn selbst berauben und plündern, denn „nichts ist uns geblieben, als die nackten Leiber. Erwäget daher selbst „und wählet, was ich thun soll. Soll ich nun auch das, was dem „Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und seinen Feinden geben, um „uns von Knechtschaft zu lösen? Oder soll ich nicht lieber den Altären „des Herrn zum Opfer weihen, was wir bisher den Feinden gaben, „auf daß er, der uns erschaffen und erlöset hat, unsere Bande löse?" Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der „wahre, lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen „und heilig in seinen Werken, er mache uns frei von unsern Banden." Und sie schwuren dem Könige treulich beizustehen in allen Gefahren und ihn nimmer zu verlassen. So ging die Menge auseinander.

Bald darauf erschienen die Gesandten der Ungern, den Tribut, wie gewöhnlich zu fordern, aber mit leerem Seckel kehrten sie diesmal heim. Da sattelten schnell die Reiterschaaren der Ungern, und unermeßliche Schwärme nahmen durch das Land der Daleminzier ihren Weg nach Abend. Sie forderten Hülfe und Geld von den Daleminziern, aber diese wußten wohl, Heinrich sei gerüstet, und statt des geforderten Tributes warfen sie den Ungern höhnisch einen fetten Hund hin. So ergrimmt die Ungern über diese Unbill waren, so ließen sie sich doch nicht Zeit zur Rache, sondern eilten in das Thüringerland, das sie
933. im Winter des Jahrs 932 auf 933 schrecklich verheerten. Als aber das arme Land die große Zahl der Feinde nicht länger ernähren konnte, brach ein Theil des Heeres weiter nach Abend auf, und wollte von dieser Seite in das Sachsenland einbrechen.

Schon hatte Heinrich ein starkes Reiterheer aus Sachsen und Thüringen gesammelt und den Heerbann hier aufgeboten; auch aus Baiern und den andern ihm unterworfenen Ländern waren Ritter, wie uns erzählt wird, zu seinen Fahnen geeilt. Ruhig wartete er des Augenblicks, wo die zahllosen Schwärme der Ungern sich trennten. Kaum hatte aber jene Schaar sich geschieden und den Weg gegen Abend genommen, so griffen Sachsen und Thüringer herzhaft sie an. In einer blutigen Schlacht fielen die Führer der Feinde, und die Schaaren zerstoben nach allen Seiten. Viele kamen im Winterfrost um,

Andere ſtarben vor Hunger, eine große Zahl gerieth in Gefangenſchaft 933.
und fand hier einen jammervollen Tod, „wie ſie es werth war," ſagt der fromme Mönch von Korvei.

Der andere größere Theil des Ungernheeres aber, der im Oſten zurückgeblieben war, hatte indeſſen Kunde erhalten, in der Nähe ſei eine Burg, in der eine Schweſter des Königs wohne, — ſie war Herzog Otto nicht in der Ehe geboren und einem Thüringer, Namens Wido, vermählt — und viel Gold und Silber ſei dort verborgen. Daher brachen ſie auf und griffen jene Burg ſogleich im Sturme an, und würden ſie auch noch deſſelbigen Tages genommen haben, wenn nicht der Einbruch der Nacht dem Kampfe eine Ende gemacht hätte. In der folgenden Nacht aber hörten ſie von der Niederlage der Ihrigen, dem Siege der Sachſen, und wie König Heinrich mit einem ſtarken Heere auf ſie losrücke. Da überfiel ſie gewaltige Furcht, ſie zündeten ſchnell große Feuerzeichen an, daß die zerſtreuten Schaaren ſich ſammelten und verließen ſofort ihr Lager vor der Burg. Heinrich aber lagerte jene Nacht nicht fern bei einem Orte, der damals Riade genannt wurde,*) vielleicht iſt es das Dorf Riethеburg an der Unſtrut in der goldenen Aue, wo ſo viele Burgen der Liudolfinger lagen. Als der Morgen anbrach und Heinrich des Feindes Nähe erfuhr, ſtellte er ſofort ſein Heer in Schlachtreihe auf. Er ermahnte die Seinen, ſie ſollten auf Gottes Gnade all' ihre Hoffnung ſetzen, dann würde er auch heut mit ihnen ſein, wie in ſo vielen andern Schlachten; die Ungern ſeien des Reichs, ſeien ihrer aller Feinde, es gelte das Vaterland und ihre Väter zu rächen, bald würden die Feinde weichen, wenn ſie nur tapfer darauf losgingen und wacker ſich ſchlügen. Da ſchwoll Jedem im Heere das Herz voll Muth, mit Luſt ſahen ſie, wie ihr König bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heers ſich auf dem Roſſe tummelte und vor ihm überall das Zeichen des heiligen Erzengels Michael ſchwebte, denn dies war das Hauptbanner des Reichs. Der König aber fürchtete, wenn die Ungern ſogleich die gewappneten Ritterſchaaren der Sachſen zu Geſicht bekämen, ſo würden ſie nicht Stand halten, ſondern ſofort auseinander ſprengen und einen entſcheidenden Schlag vereiteln. Daher ſchickte er zuerſt 1000 Mann thüringiſches Fußvolk mit nur

*) So nennt Widukind, deſſen Bericht durchaus glaublich iſt und der Darſtellung zu Grunde liegt, den Ort, wo die Schlacht ſtattfand. Liutprand, deſſen Darſtellung vielfach abweicht, nennt Merſeburg, und man hat ihm lange mit Unrecht Glauben beigemeſſen.

933. wenigen gewaffneten Rittern vor. Wenn die sich zeigten, dachte er, würden die Ungern schon mit ihnen anbinden und so bis an die Schlachtordnung seines Heers verlockt werden. Und so geschah es. Die Ungern wagten sich bis nahe an die Schlachtordnung des Königs, sobald sie aber der gewappneten Ritterschaaren ansichtig wurden, wandten sie sich zur Flucht. Und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie zwei Meilen verfolgte, doch wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht wurden. Ihr Lager aber erstürmte Heinrich und befreite alle Gefangenen. Es war der 15. März des Jahrs 933, ein Freudentag für Viele; nach ihm hat man keinen Unger mehr auf deutschen Boden gesehen, so lange Heinrich regierte.

Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, da war des Jubels im Heere und im ganzen Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlands begrüßten Heinrich Heer und Volk, sie priesen ihn als Weltbeherrscher und Kaiser, gleich als ob sie die Größe und Macht ahnten, die seinem Sohne Otto vorbehalten war. Und weit über alle Welt hin verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der die unüberwindlichen Ungern geschlagen. Heinrich aber gab Gott die Ehre des Sieges, dem göttlichen Beistande allein maß er bei, was ihm gelungen war, und den Tribut, den er sonst den Ungern gebracht, gab er jetzt der Kirche, das sie ihn der Armuth spende. —

Auch den letzten Feind des deutschen Namens sollte Heinrichs Schwerdt noch treffen, die Dänen. Diese, obwohl demselben Stamm mit den Deutschen entsprossen, doch von Alters her ihnen feind und abhold, hatten schon lange die Grenzen überschritten, welche einst der große Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Nicht allein die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, sondern auch nach der unglücklichen Schlacht, in der Herzog Bruno fiel, alles Land nördlich der Elbe mit Hülfe der Wenden an sich gerissen und die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlandes mit Feuer und Schwert verwüstet; die gesammte deutsche Bevölkerung, welche sich hier angesiedelt hatte, war über die Elbe gedrängt, und kaum fand man diesseits des breiten Stroms Schutz und Sicherheit vor den Räubereien der Feinde. Nur allmählich gelang es die Dänen zurückzuweisen, und kehrten die Sachsen in die alten Sitze über die Elbe zurück. Doch auch von anderer Seite wurden die Deutschen von diesem Feinde bedrängt, denn immer noch landeten dänische Seeräuber auf leichten Schiffen an den Küsten von Friesland und drangen plündernd tief in das Land ein.

Schon einmal war früher Heinrich gegen diesen alten gefürchte-

ten Feind ausgezogen, aber der Kampf war nicht ausgekämpft wor- 934.
den. Jetzt erhob sich noch einmal am Ende seiner Laufbahn der alternde Held und führte sein Heer über die Grenzen der Dänen. Ihr König Gorm der Alte, obwohl in vielen Schlachten erprobt, ein glücklicher Streiter, der zuerst die Reiche der Dänen auf den Inseln, in Schonen und Jütland vereinte, wagte dennoch nicht dem Sieger über die Ungern im offenen Kampfe zu begegnen. Gorm bat um Frieden und versprach sich jeder Bedingung zu fügen. So stellte denn Heinrich die alten Grenzen des Reichs auch hier wieder her, und gab, indem er an sächsische Kriegsleute die verlassenen Landstriche zu Lehn gab, diesen nördlichsten Gegenden seines Reichs eine ähnliche Verfassung, wie den von den Wenden eroberten Marken. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, später die Mark Schleswig genannt, blieben die Grenze des Reichs gegen die Dänen, bis Konrad II. beinahe hundert Jahre später das Land bis zur Eider dem Dänenkönig Kanut abtrat. Es war keine That des Segens, daß er die Grenzen verrückte, die Karl der Große gesteckt und Heinrich mit weiser Umsicht hergestellt hatte.

5.

Die letzten Zeiten König Heinrichs.

Wie Glück und Segen alle Unternehmungen König Heinrichs im Sachsenlande und im ganzen Reiche begleiteten, so gedieh ihm auch Alles im eigenen Hause zur Lust und Freude.

In Mathilde war Heinrich ein eben so thätiges, als frommes und liebreiches Weib beschieden. Ihr milder und friedlicher Sinn, ihr unermüdliches Schaffen und Wirken für das Wohl Anderer standen dem Könige stets hülfreich zur Seite. Mit ihren Gebeten bei Tag und Nacht unterstützte sie die Unternehmungen ihres Gemahls; sie war die Zuflucht der Leidenden und der bedrängten Unschuld; einem strengeren Urtheil des Königs trat sie oft mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Zorn gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau dankte, und schenkte ihr seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Witthum.

934. Fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder schenkte Mathilde ihrem Gemahl. Nach Otto, ihrem ältesten Sohn, hatte sie als Herzogin noch zwei Töchter geboren, Gerberge und Hedwig; dann war sie bald nach der Thronbesteigung Heinrichs eines Sohns genesen, der nach dem Vater seinen Namen erhielt; endlich hatte sie dem Gemahl noch im sechszehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geschenkt, der den Namen Bruno erhielt. Bald danach verließ bereits Gerberge das Vaterhaus und wurde Herzog Giselbert vermählt; ihre Stelle ersetzte die schöne und fromme Editha, des jungen Ottos Gemahlin. Ottos und Gerberges erste Kinder wurden noch bei Lebzeiten des Großvaters geboren.

Seinen jüngsten Sohn Bruno bestimmte Heinrich dem geistlichen Stande und übergab ihn in einem Alter von etwa vier Jahren der Schule des klugen Bischofs Baldrich von Utrecht. Gewiß geschah dies zur größten Freude der frommen Königin Mathilde, die von jeher der Kirche eifrig ergeben das Gemüth des Gemahls, das durch manche schlimme Erfahrungen an ehrgeizigen Geistlichen erbittert dem Klerus nicht eben geneigt war, in den späteren Jahren den Ansprüchen und Forderungen der Kirche mehr zugewandt hatte. Dem Glauben seiner Zeit war Heinrich stets aufrichtig ergeben geblieben und wir hören, daß er besonders auf den Besitz kostbarer Reliquien einen großen Werth legte. König Rudolf von Burgund erkaufte sich seine Freundschaft durch die Schenkung der heiligen Lanze, in deren Schaft Nägel vom Kreuze des Herrn waren und die seitdem zu den Reichskleinodien gezählt wurde. König Karl suchte durch Uebersendung der Hand des heil. Dionysius Heinrichs Hülfe zu gewinnen, und dieser nahm, wie Widukind erzählt, das göttliche Geschenk mit den Ausdrücken der höchsten Dankbarkeit an, kniete vor den Reliquien nieder und erzeigte ihnen die größte Verehrung. Aber mit welcher Andacht auch Heinrich Alles umfaßte, was jene Zeit für heilig hielt, der Geistlichkeit zeigte er sich in der früheren Zeit wenig hold, sie übte weder einen durchgreifenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte aus, wie unter den früheren Königen, noch erhielt sie bedeutende Schenkungen oder Privilegien. Erst in der letzten Zeit seines Lebens wandte er der Herstellung der fast ganz zerfallenen Kirchen- und Klosterzucht ernste Sorgfalt zu.

Fast überall waren die reichen Klöster in die Hände der weltlichen Gewalthaber gerathen, und man sah die sonderbare Erscheinung von Laien-Aebten, welche die Einkünfte der Stifter nur zu ihren weltlichen Zwecken benutzten und dort meist das unkirchlichste, ja geradezu das lästerlichste Leben einführten. Auch die Bischofsstühle wurden

meist nicht würdigen Geistlichen verliehen, sondern Männern, die vor- 934.
nehmen Familien angehörten und die mit hohen Summen ihre Stellen am Hofe erkauften, um sich in denselben schnell zu bereichern und ein üppiges Leben zu führen. So war es in Baiern, in Schwaben, in Franken und ganz besonders in Lothringen, wo Herzog Reginar und sein Sohn Giselbert sich hauptsächlich an den Einkünften der Kirche bereichert hatten. Durch mehrere Synoden suchte Heinrich den Schäden der Kirche zu steuern, und es wird uns ausdrücklich berichtet, daß im Jahre 934 man angefangen habe in manchen Klöstern in Lothringen die Kirchenzucht herzustellen. Auch ist es durchaus nicht unglaublich, daß Heinrich, wie Liutprand versichert, vor der Ungernschlacht gelobt habe, er wolle jenem herkömmlichen abscheulichen Handel mit den geistlichen Stellen — der Simonie, wie man ihn nach der Erzählung im achten Kapitel der Apostelgeschichte nannte, — für alle Folge entsagen.

In seinen letzten Lebensjahren dachte König Heinrich endlich auch daran, gleich seinen Ahnen, Hand an eine Klosterstiftung zu legen. Am Fuße des Harzes, auf seiner Pfalz zu Quedlinburg, weilte er oft und gern mit Mathilde, der er hier auch den Wittwensitz bestimmt hatte; hier wollte er ein Kloster gründen, um in demselben einst selbst seine Ruhestätte zu finden. Mit Eifer betrieb der König das Werk, nicht minder eifrig Mathilde, die es wahrscheinlich angeregt hatte. Auf einer weitaussehenden Höhe, die sich unmittelbar über der Pfalz erhob, wurde sofort mit dem Bau der Kirche begonnen. Als man mit dem Werke beschäftigt war, vernahm Heinrich, daß die Nonnen im Kloster Wendhausen, das in unwegsamer Gegend, wo die Bode bei Thale sich zwischen hohen Felsen in die Ebene Bahn bricht, belegen war, mit Mangel und Widerwärtigkeiten kämpften, die sie um so mehr bedrückten, als sie vornehmen Geschlechtern des Landes angehörig, nicht an Entbehrungen gewöhnt waren. Die Verwandten der Nonnen baten daher den König, er möchte sie nach Quedlinburg versetzen, und dies entsprach ganz dem Wunsche Mathildens, die auf eine freie und edle Geburt nicht geringen Werth legte, denn sie meinte, edles Geschlecht verbürge auch edle Denkungsart, und wie sie wünschte, daß diese Stiftung, für die sie die größte Theilnahme empfand, eine Pflanzstätte edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, legte sie die Sache Heinrich dringend an das Herz. Der König entschied sich daher für die Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg.

Es wird uns glaublich versichert, der König habe noch kurz vor seinem Tode an eine Reise nach Rom gedacht. Was zog ihn dort-

934. hin? Wollte er, der die Königskrone aus Bischofshand verschmäht hatte, in St. Peters Kirche die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, wie einst Karl der Große und nach ihm so mancher Andere aus Karls Geschlecht? Wollte er das abendländische Kaiserthum wieder aufrichten, nachdem es seit mehreren Jahren schon ruhte? Kaum vermag man dies zu glauben, wenn man das ganze Wesen und Leben des Mannes bedenkt, der alle seine Pläne und Absichten in den Grenzen des Erreichbaren beschloß und dessen Wünsche nirgends über die Marken der deutschen Länder hinausreichten. Vielleicht war es etwas Anderes, was ihn bewegte. Ein mächtiger Herzensdrang zog seit Jahrhunderten die Sachsen zu den heiligen Stellen nach Rom, zum Grabe des Apostels Petrus, dem sie sich zu eigen geweiht hatten. So pilgerten die Könige der überseeischen Sachsen Ine und Athelwulf nach Rom, so Heinrichs Großvater Liudolf mit der frommen Oda, so noch später der Sachse Gero, der seine gegen die Wenden siegreichen Waffen an den Gräbern der Apostel aufhing; so wollte vielleicht auch Heinrich nicht als Kriegsherr, sondern als einfacher Pilger nach Rom ziehen, um am Abend seines Lebens an den Stellen zu beten, wo die Apostel bluteten, und an hochheiliger Stätte seinen Ruhm und seine Siege Gott willig zum Opfer zu bringen. Wie dem auch sei, es blieb dem Könige dieser letzte Wunsch versagt.

935. Heinrich war in den Kämpfen und Siegen des Lebens gealtert, und sein einst so kräftiger Körper wurde gebrechlich. Im Herbst des Jahrs 935 hielt er sich in dem waldigen Harze auf, wo er gern der Jagdlust oblag, und verweilte längere Zeit dort auf seiner Burg Bodfeld, die zwischen Elbingerode und Rübeland lag, wo die Bode über mächtige Felsen daherbraust. Kaum bezeichnen jetzt noch spärliche Reste die Stelle, wo die mächtigsten Könige und Kaiser Deutschlands gern hausten und wo der größten Kaiser Einer, Heinrich III., mehr als hundert Jahre nach dem ersten Heinrich seinen letzten Athem aushauchte. Hier traf den König ein Schlaganfall. Er war nicht tödtlich, aber er mahnte ihn des Todes zu gedenken und zu ordnen, was ihm noch in dieser Welt zu ordnen blieb.

Zuerst dachte Heinrich des Vaterlands, der Nachfolge im Reich. Er konnte und wollte nicht abermals Alles aufs Ungewisse gestellt sein lassen. Unfraglich bildeten die deutschen Länder ein Wahlreich, doch war nach Heinrichs glücklichen Thaten nicht daran zu denken, daß man bei der Wahl das sächsische Haus wieder hätte verlassen können. Die Franken selbst fühlten, was sie gewonnen hatten; als im Jahre 931 Heinrich durch Franken zog, da hatten ihn Herzog Eberhard, alle Bischöfe

und Grafen auf das Höchste geehrt, jeder Einzelne ihm auf seiner 935.
Burg herrliche Feste bereitet und das Beste seiner Habe zum Geschenke dargebracht. Aber Heinrich hatte den Ehrgeiz seiner Söhne zu fürchten und die Ansprüche, die sich aus ihrer verschiedenen Geburt herleiten ließen. Thankmar, der älteste Sohn, war aus einer Ehe geboren, welche die Kirche nicht anerkannt hatte; Otto war erzeugt, als der Vater noch Herzog war; des Königs Erstgeborner war sein dritter Sohn Heinrich. Der König wählte den Erstgebornen aus der kirchlich anerkannten Ehe mit Mathilde, wählte Otto zum Nachfolger, in dem er überdies einen höher strebenden Geist, einen kraftvolleren Sinn erkannte, als in Heinrich, obwohl dieser ihm selbst ähnlicher und der Mutter Liebling war. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er alle Großen des Reichs nach Erfurt, hier wollte er ihnen die Nachfolge Ottos empfehlen und konnte um so eher auf ihre Willfährigkeit rechnen, als sie einst sich ja auch Konrads Wunsch gefügt hatten.

Im Anfange des Jahrs 936 kamen die Großen aus allen Thei- 936.
len des Reichs zu Erfurt zusammen; hier erschien vor ihnen zum letzten Male König Heinrich und empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum künftigen König. Nach reiflicher Ueberlegung erklärten sich Alle für Otto. Auch seiner kirchlichen Stiftung gedachte hier Heinrich und räumte die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege, die sich der Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg entgegenstellten. Endlich verfügte der König auch über sein Haus. Otto sollte fortan das Haupt desselben sein, unter ihn und seine anderen Söhne vertheilte er seine Eigengüter und seinen Schatz; auch Thankmar wurde reich bedacht, da ihm die große Erbschaft seiner Mutter entgangen war, die wahrscheinlich das Kloster, dem sie geweiht wurde, an sich gerissen hatte.

Nachdem die Fürstenversammlung in Erfurt sich getrennt hatte, begab sich Heinrich mit geringer Begleitung nach Memleben an der Unstrut in der goldenen Aue; damals eine Pfalz, neben der sich bald ein prächtiges Kloster erhob, jetzt ein schlichtes Dorf, in dem aber noch ehrwürdige Reste eines staatlichen Kirchenbaus an die Zeiten seines früheren Glanzes erinnern. Hier traf den König ein neuer Schlaganfall, und er fühlte, sein Ende sei nahe. Da rief er Mathilde zu sich, sprach erst lange stille mit ihr, dann aber mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Chri„stus, daß ich vor dir von dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein „so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich „oft im Zorn besänftiget, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben,

936. „mich, wenn ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt, du haſt „mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe „Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte ſeiner Aus„erwählten Dich und unſere Kinder, wie auch meine Seele, die nun „dieſen Leib verlaſſen muß.“ Da dankte auch Mathilde in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewieſene Liebe und Treue, dann verließ ſie ſein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres ſterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart ſeiner Söhne und einiger vornehmer Sachſen den Athem aus. Der Klageruf drang ſchnell in die Kirche und zu den Ohren der Königin. Sie faßte ſich und fragte, ob nicht ein Prieſter da ſei, der noch keine Speiſe genommen und ſogleich eine Seelenmeſſe für ihren dahingeſchiedenen Herrn und Gemahl leſen könne. Es war ſchon hoch am Tage, aber ein Prieſter, mit Namen Adaldag, hatte noch Nichts an dem Tage genoſſen. Er las die erſte Seelenmeſſe für König Heinrich, und die Königin dankte ihm mit den goldenen Spangen, die ſie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch ſpäter dieſes Prieſters gedacht. Als die Meſſe beendet war, trat ſie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager ſtanden, ſich wendend, ſprach ſie: „Meine theuren Söhne, ſchreibt „euch in das Herz, was ihr hier ſehet, ehret Gott und fürchtet ihn, „der Macht hat, ſolches zu thun.“

Es war ein Sonnabend, der 2. Juli des Jahrs 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er ſein Leben beinahe auf ſechszig Jahre gebracht und ſiebzehn Jahre über die deutſchen Länder regiert hatte.

Das Grab wurde ihm beſtellt in Quedlinburg, in dem Kloſter, das er ſelbſt begründet hatte. In der dem heiligen Petrus geweihten Kirche vor dem Altar wurde unter Thränen und Wehklagen einer unzählbaren Menſchenmenge, die herbeigeſtrömt war, die Leiche beigeſetzt. Noch ruht ſie an ihrer alten Stelle, und wer nach Quedlinburg kommt, beſucht gern die geweihte Stätte. In einem ſchwach erhellten Raume, der Unterkirche, die man dort den alten Münſter nennt, bezeichnet eine einfache Marmorplatte Heinrichs Grab. Die Platte iſt geborſten und in eichene Bohlen gefaßt, die von vier kurzen Pfoſten an den Ecken getragen werden. Kein Sonnenſtrahl dringt zu dieſem Königsgrabe, und wer es ſieht, meint wohl, dem großen deutſchen Fürſten gezieme wohl ein ſtaatliches Grabmal am Tageslicht. Und doch möchte alle Kunſt kein paſſenderes Monument dem Manne

errichten, der das Große im Stillen vollführte und unter deſſen Tu- 936.
genden vielleicht die Schlichtheit die größte war.

Blicken wir von ſeinem Grabe noch einmal auf ſein reichgeſegnetes Leben zurück, ſo werden wir die Summe deſſelben kaum beſſer bezeichnen können, als mit den Worten des kölniſchen Klerikers Ruotger, der das Leben Brunos, des jüngſten Sohns Heinrichs, ſo trefflich beſchrieben hat. „Der Tag würde nicht ausreichen," ſagt er, „wollte „man erzählen, wie Heinrich es ſo weit brachte, daß der ſchönſte „und herrlichſte Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurig„ſten Zuſtande überkam, da alle die weiten Länderſtrecken nicht minder „durch die unaufhörlichen Angriffe der Nachbarn, als durch die greu„lichen Fehden unter Genoſſen und Blutsfreunden auf das Schreck„lichſte heimgeſucht wurden. Denn von hier drohte das wilde, zu „Land und zur See gleich gewaltige Dänenvolk Unheil und Verder„ben, von dort die knirſchende Wuth der vielgeſpaltenen Slawen„ſtämme, und zugleich verwüſtete das grauſame Ungervolk die meiſten „Länder des Reichs weit und breit mit Feuer und Schwerdt; jen„ſeits des Rheins war Alles im Aufſtande; die Großen ſelbſt des „alſo beſchränkten Reichs wütheten gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut, „und unmöglich war es, dem Verderben Einhalt zu thun. Mit ſtar„ker Hand die Schäden aus dem geſunden Fleiſche zu ſchneiden oder „ſie auszuheilen, dazu gehörte wahrlich die erprobteſte Tüchtigkeit und „eine Ausdauer ohne Gleichen Aber Heinrich gelang es, und in kur„zer Zeit verbreitete ſich durch Gottes Gnade eine ſo gewaltige Furcht „vor den Deutſchen unter den fremden Völkern, wie ſie nie ſonſt ge„kannt hatten, und eine ſolche Eintracht verband fortan alle Bewoh„ner des Landes, wie ſie auch in dem mächtigſten Reiche nimmer „noch gefunden wurde."

Man vergleiche Heinrich nicht mit jenen gewaltigen Kriegsfürſten und Eroberern, die große Länder und weite Gebiete ihrem Schwerdte unterwarfen und die ganze bisherige Ordnung der weltlichen Dinge umwandelten, auch nicht mit den großen leuchtenden Geiſtern, welche der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes neue Bahnen für Jahrhunderte vorſchrieben: ſolche Ziele hat Heinrich ſich ſelbſt weder geſteckt noch erreicht. Will man Fürſten ſeines Gleichen ſuchen, ſo wird man ſie unter den Königen finden, welche die überſeeiſchen Sachſen zu Einem Volke einten, in Egbert, Alfred und Edward dem Aelteren. Wie dieſer Streben nicht weiter ging, als Einheit und Zuſammenhang in die Unternehmungen und Verhältniſſe ihrer Völker zu bringen, aus der höchſten Gefahr ihr Reich zu retten und lebendige Triebe und Keime

936. höheren staatlichen Lebens in ihre Länder zu pflanzen: so wirkte auch Heinrich, und so hat er Großes und Folgenreiches geleistet. Schon seine Zeit hat ihn als den Gründer eines neuen Reichs anerkannt, das auf dem ostfränkischen begründet, von ihm zwar noch den Namen entlehnte, sich in der That aber, wie es im Grunde auf freier Einigung der deutschen Stämme beruhte, als deutsches Reich darstellte. Als Gründer dieses Reichs hat Heinrich für uns Deutsche eine Bedeutung, die ihn den ersten Männern unserer Geschichte an die Seite stellt. Durch die Einigung der deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft, zu einem nun politisch wie kirchlich in sich abgeschlossenen Volke und auf sich beruhenden Ganzen bildete sich erst ein gemeinsames nationales Bewußtsein unter den Deutschen bestimmt und klar heraus; erst jetzt konnte man im strengen Sinn von einem deutschen Volke reden, und erst jetzt fing man an, die Deutschen scharf zu scheiden wie hier von den romanischen Völkern der Monarchie Karls des Großen, so dort von der scandinavischen Bevölkerung des Nordens und den überseeischen Angelsachsen. Mit Heinrich beginnt die Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volks, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat. So hat Heinrich einen Samen ausgestreut, der herrlich aufgegangen ist und aus dem jede Erndte zu neuen Erndten geführt hat, eine freilich ergiebiger, als die andere, aber keine ohne den Segen des Himmels.

„König Heinrich war" — so zeugt Widukind von Korvei — „der „größte König Europas zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen „Gaben stand er keinem nach, doch hinterließ er einen Sohn, größer „noch als er, und diesem Sohn hinterließ er ein großes weites Reich, „das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und „allein Gottes Gnade zu verdanken hatte."

6.

Ottos I. Wahl und Krönung.

Als König Heinrich nicht mehr war, versammelten sich alsbald die Franken und Sachsen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrschende Stamm im Reiche gewesen,

so theilten sie jetzt die Macht mit den Sachsen. Auf der Vereinigung 936.
dieser beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte. Sachsen und Franken bildeten damals gleichsam den Kern des Reichs, den die andern deutschen Länder — Schwaben, Baiern und Lothringen — noch in loserem Zusammenhange umschlossen.

Hatte auch Heinrich schon Otto, seinen ältesten Sohn von Mathilde, als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet und die Zustimmung der Fürsten zu dessen Wahl gewonnen, so schien doch die Wahlhandlung selbst dadurch nicht beseitigt zu sein, und schon mochten sich selbst hier und da Zweifel regen, ob es gerathen sei, Otto auf den Thron zu erheben.

Denn Manche legten Gewicht darauf, daß Heinrich, der zweite Sohn Heinrichs, im Königsbette erzeugt war, während Otto, der vor Heinrichs Thronbesteigung das Licht der Welt erblickt hatte, nur zum Herzog von Sachsen geboren schien. Und der junge Heinrich selbst soll, als ihm Otto auf dem Reichstage zu Erfurt durch die Wahl des Vaters vorgezogen wurde, erbittert und voll kindischen Trotzes die Worte haben laut werden lassen: es rinne doch *edleres* Blut in seinen Adern. So gewiß auch Mathilde den letzten Willen ihres Gemahls ehrte und die Pflicht der Mutter, den Frieden zwischen ihren Söhnen zu erhalten, nie aus den Augen ließ, so gewiß hing doch ihr ganzes Herz damals an Heinrich, in dem sie das Ebenbild des Vaters erblickte. Keiner der Jünglinge im Sachsenlande kam ihm, der eben damals zu den Jahren der Mannbarkeit heranreifte, an Schönheit gleich; mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit führte er die Waffen, unermüdlich war er bei Mühen und Anstrengungen, und obwohl er heißblütig und voll brennenden Ehrgeizes war, *schien* er doch in Allem vorsichtig und überlegt. Wenn ein strenger Ernst, ein finsterer Zug auch von früher Jugend an seine Stirne umdüsterte, so wußte man, daß er auch das vom Vater geerbt hatte, dem nimmer ein leichtfertiges Wort entflohen war, der selbst beim Spiele seine bedächtige und gebietende Haltung niemals verloren hatte. Leicht gewann sich so Heinrich, wie einst sein Vater, die Herzen der Menschen, und besonders sah man im Sachsenlande gern auf den fürstlichen Jüngling, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute.

Denn in Otto regte sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnete man in ihm schon den Mann, dem strenges Regiment Bedürfniß war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den

936. Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Sicherheit und Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und hellstrahlende Tugenden konnte Niemand in ihm verkennen, vor Allem unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen gedemüthigte Feinde. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singen. Offen trat er jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mistrauisch, als er; und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit und Furcht, als Vertraulichkeit und Hingabe. Brauste er aber in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart genug empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden Ein und Dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Aber wie so auch Neigung und Stimmung wechseln mochten, als es zur Wahl kam, blieb man doch dem König Heinrich gegebenen Versprechen getreu, und ohne Widerspruch wurde Otto zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte, wie einst die König Heinrichs, schien schon nicht mehr genug. Otto wohl selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung, und man bestimmte zu Achen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, sollten alsbald die Herzöge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch zum Könige gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August des Jahres 936. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband —, beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — da war der Thron für den neuen König aufgeschlagen, und hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte als dem *König der Franken*, denn diesen Namen behielten die deutschen Könige damals und auch in der Folge. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem

Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, 936.
könne der neue König die Krone empfangen. Der König hat fränkisches Recht, hieß es seitdem, sobald er gekoren ist, von welchem Stamm er auch geboren sein mag. In feierlichem Zuge, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster.

Wer nach Achen kommt, wird diese Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achtecks steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von mit Säulen gezierten Arkaden; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo der große Kaiser Karl sein Grab gefunden hat. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit herbeigeströmt war, dem großen Tage beizuwohnen. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz — der erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser nun an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott „zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten „erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum „Himmel!“ Und Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es wieder in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, „Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille „alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze „Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er die Spangen und den Mantel und legte sie ihm an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewands, die bis zur Erde herabwallen, sollen „dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glau„ben und in der Sorge für den Frieden.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du „väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor Allem aber“, fuhr er fort, „ſtrecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die

936. „Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer „versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du „hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Mit diesen Worten nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zum Throne empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, und von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von Allen gesehen werden konnte. Auf dieser Stelle blieb er, während die Messe gehalten wurde, dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

Hier war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet, und mit den Bischöfen und allen Großen setzte sich der neue Herrscher zu Tische; es dienten ihm aber die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen und oft dann in der Folge; zum deutlichen Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten und nichts anders sein sollten und wollten, als die Ersten seiner Dienstleute. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von Alters her die mächtigsten und angesehensten unter den Dienstleuten als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person der Fürsten umgaben und ihrer warteten: so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Achen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier; der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stelle ersehen hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Achen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem Jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten Alle in ihre Heimath zurück.

Ein Fest, wie dieses, hatten die deutschen Völker nie gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab gleichsam dem Baue, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter

ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging das 936.
Fest der Gründung des deutschen Reichs. Die Herrschaft, welche die Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Lande geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; ob auch der Titel des Königs und die Gebräuche bei der Krönung an das fränkische Regiment der Karolinger erinnerten, es hatte doch eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Großen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, der noch zuletzt die alte Freiheit der Väter vertheidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Glanze hatte König Heinrich verschmäht, aber durch seine Thaten gewann er ihr einen neuen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn aus Priestershand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten, die einst seinen Vater als Lehnsherrn anerkannt hatten, jetzt ihm Dienste leisteten, die ihnen selbst ihre Ministerialen, ihre unfreien Dienstleute, darboten. Das Königthum war schon mehr, als nur eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs geworden, und Otto war ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst, denn als König der Deutschen, so war Otto, obwohl er sich König der Franken nannte, doch im vollen und ganzen Sinne des Worts ein König der Deutschen.

7.

Die ersten Jahre der Prüfung.

Wie viele, die eine Krone getragen, haben nicht offen gestanden, sie sei eine schwere Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone galt dies mehr, als von der des deutschen Reichs, zumal in dieser Zeit seiner Bildung und der gewaltigen inneren Kämpfe, welche dieselbe begleiteten. Wessen Haupt damals die Krone zierte, der ist nicht leicht durch das Leben gewandelt, sondern in zahllosen inneren und äußeren Kämpfen hat er es erproben und beweisen müssen, daß er ein Mann sei vor andren Sterblichen. So kamen auch für Otto bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen Vaters würdiger Sohn und seine jugend-

936. liche Hand stark genug sei, die Zügel der Herrschaft mit Kraft zu ergreifen und die Bande der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen.

Kaum war die Nachricht von Heinrichs Tode zu den slavischen Völkern im Osten gedrungen, so erhoben sich sofort die streitbarsten unter ihnen, um das Joch der Sachsen abzuschütteln: die Böhmen und die wendischen Stämme, die an der unteren Elbe wohnten. Der fromme Böhmenherzog Wenzel, der das Land den Sachsen untergeben hatte, war schon in den letzten Tagen Heinrichs unter den Mordstreichen seines Bruders Boleslaw, eines kühnen, trotzigen Mannes, dem die Freiheit seines Volks höher stand, als das Leben des Bruders, gefallen. Kaum hatte Boleslaw selbst die herzogliche Macht an sich gerissen, so verweigerte er den Sachsen den Gehorsam und rüstete sich der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Voll Mistrauen sah er dabei auf einen benachbarten slavischen Häuptling, der sich willig den Deutschen unterworfen hatte, und gegen ihn begann er zuerst den Krieg. Zwar zog dem Bedrängten alsbald ein deutsches Heer, das aus Sachsen und Thüringen aufgeboten war, mit jener von König Heinrich begründeten, übel berüchtigten Merseburger Schaar zur Hülfe, aber Boleslaw ließ sich nicht schrecken und drang in das Land seines Gegners ein. Er theilte sein Heer, überfiel einzeln die getrennten Schaaren der Sachsen und Thüringer und vernichtete beide. Ohne weiteren Widerstand zu finden, zog er sodann gegen die Hauptfeste jenes Häuptlings, nahm sie mit Sturm und machte sie dem Erdboden gleich. Was auch die Sachsen fortan unternahmen, um den verschlagenen und kampflustigen Böhmenherzog zum Gehorsam zu zwingen, doch behauptete er sich in stolzer Selbstständigkeit, bis er im zehnten Jahr der Regierung Ottos endlich genöthigt wurde, sich abermals der fremden Herrschaft zu beugen.

Schneller wurden die empörten wendischen Stämme wieder unterworfen, gegen die der junge König selbst sogleich nach seiner Krönung zu Felde zog. Wohl traute er sich selbst noch nicht Erfahrung genug zu, um die schwere und gefährliche Kunst des Krieges zu üben; er übergab deshalb die Führung des Heeres, sobald er die Grenzen des Feindes überschritten hatte, einem tapferen und sehr verständigen Manne aus Sachsenland, Hermann, dem jüngeren Sohne des Grafen Billing. Hermann, dem später noch größere Ehren zu Theil werden sollten, war keineswegs, wie man später gefabelt hat, von niederer Herkunft, sondern gehörte einem der vornehmsten Geschlechter des sächsischen Landes an und war dem königlichen Hause selbst nahe

verwandt. Ottos Großmutter Oda stammte aus dem Geschlechte 936.
der Billinger, und eine Schwester der Königin Mathilde war Hermanns älterem Bruder Wichmann vermählt. Mit scharfem Blick hatte Otto den rechten Mann getroffen, aber doch erregte seine Wahl Neid und Misgunst unter den stolzen sächsischen Großen, unter denen Viele sich gleiche Würdigkeit zu solcher Stellung zutrauten und sich dem noch unerprobten Urtheil des Jünglings nicht ruhig beugten. Vor Allem war selbst Hermanns älterer Bruder Wichmann bitter erzürnt und verließ das Heer; Eckard, ein anderer vornehmer sächsischer Herr, wollte lieber den gewissen Tod durch der Wenden Hand suchen, als Hermanns Glück mit seinen Augen sehen; Groll gegen den König, Eifersucht gegen den Günstling waren in Aller Herzen, standen auf den Mienen Aller zu lesen. Aber Hermanns Tapferkeit machte seine Neider zu Schanden. Er griff die Feinde an, schlug sie aufs Haupt und beendete in kürzester Zeit den Krieg. Abermals unterwar- (Septemb.)
fen sich jene Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Der König ließ als Markgrafen über ihre Länder den wackern Hermann zurück und kehrte aus seinem ersten Feldzuge mit einem siegreichen Heere heim.

Doch mit dem Frühjahr des folgenden Jahres stürmten aufs 937.
Neue die Ungern heran; auch sie wußten, Heinrich war nicht mehr, und wollten die Tapferkeit des neuen Königs auf die Probe stellen. In unermeßlichen Schaaren ergossen sie sich über Deutschlands Grenzen und zogen durch Franken, um auf einem neuen Wege von Abend aus in Sachsen einzudringen. Aber schnell sammelte Otto sein Heer; ehe sie noch die Grenzen Sachsens erreichten, stellte er sich ihnen entgegen, griff sie an und trieb sie bald in die Flucht. Sie wandten sich dem Westen zu, von Otto unablässig verfolgt, bis sie die Grenzen des deutschen Reichs verlassen hatten. Ueber die Ebenen Frankreichs schweiften nun ihre Reiterschaaren bis zur Loire hin; schrecklicher wie je zuvor verheerten sie das arme Land, denn dort war Niemand, der wie Heinrich und Otto dem Strome der Zerstörung hätte wehren können.

Fehde und Unfriede herrschte im Reich der Westfranken aller Orten. König Rudolf war kurz vor Heinrich gestorben; Hugo, der mächtigste Große des Landes, ein Sohn jenes Robert, der sich gegen Karl den Einfältigen zum König erhoben hatte, und ein Neffe König Odos, hatte der verlockenden Aussicht selbst den Thron zu besteigen, durch das Beispiel seiner Vorfahren ermahnt, freilich entsagt, aber nur um gefahrloser unter dem Deckmantel gesetzlichen Gehorsams die Herrschaft üben zu können. Er war es, der Ludwig, König Karls Sohn, der vordem über das Meer zu seinem Oheim König

937. Athelstan nach England geflüchtet war, auf den Thron der Väter zurückführte und nun unter dessen Namen zu herrschen gedachte. Er, der sich Herzog der Franken von Gottes Gnaden und den Zweiten nach dem König in allen dessen Reichen nannte, wollte in Wahrheit überall der Erste sein. Als daher Ludwig zu zeigen anfing, daß er auch einen Willen habe, entfernte sich Hugo alsbald von ihm, und da die königliche Gewalt ohne die Stütze des mächtigen Herzogs zu schwach war, begannen die Fehden im Reiche wieder, wie ehedem. Hugo aber, den die Herrschsucht nicht ruhen ließ, verstärkte nicht nur seine Gewalt im Lande selbst, sondern sah sich nach mächtigen Bundesgenossen im Auslande um; einen besseren vermochte er nicht zu finden, als König Otto, dessen Schwester Hedwig er alsbald zur Ehe nahm. Otto gab dem mächtigen Herzog die Schwester; vielleicht in der Hoffnung, daß sie für Ludwig, den Neffen seiner Gemahlin Editha, Hugo gewinnen würde. So war Frankreich in sich zerspalten und zerrissen und mußte, was Deutschland so lange und so bitter empfunden hatte, abermals auch an sich erfahren: daß ein uneiniges Land eine leichte Beute der Feinde ist.

Doch nicht lange, so kamen die inneren Kämpfe auch in unserem Vaterlande, nachdem man sich der äußeren Feinde kaum erst entledigt hatte, wieder zum Ausbruch. König Heinrichs friedfertiger und doch allen Stürmen gebietender Geist hatte die Erde verlassen, und ob der stolzere, heftigere Sinn des Sohnes, wie er wohl zu reizen und zu erbittern vermochte, auch Kraft genug besaß, ein trotziges, ungestümes und freiheitslustiges Geschlecht danieder zu halten und nach seinen Absichten zu lenken, sollte sich jetzt erst erweisen.

Auf der Vereinigung der Franken und Sachsen beruhte zunächst, wie wir sahen, die Macht des Königs, die Zukunft des Reiches. Löste sich daher jene, so waren auch diese in Frage gestellt, und schon lockerte sich jenes Band nur zu sichtlich.

Kein Zweifel waltet darüber ob, daß nicht die Franken, sondern die Sachsen den ersten Anlaß zu neuem Unfrieden boten: ein sächsischer Mann selbst, Widukind von Korvei, berichtet es. „Die Sachsen „waren stolz darauf geworden," sagt er, „daß die königliche Herrschaft „an ihren Stamm gekommen war, und wollten keinem Manne andres „Stammes mehr dienen. Trugen sie von einem solchen ein Lehn und „standen in seinem Dienst, so leisteten sie ihm als ihrem Lehns- und „Dienstherrn nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als ob sie „Alles nur ihrem Landsmanne, dem Könige, zu verdanken hätten." Händel mannigfacher Art entstanden hieraus zwischen sächsischen Vasal-

len, und fränkischen Lehnsherren, bei denen, wie es scheint, Otto 937.
nicht ohne parteiische Theilnahme für seine Landsleute geblieben ist, zumal ihm hier ein Mittel geboten wurde, die Königsgewalt gegen den übermächtigen fränkischen Adel zu stärken.

Solche Streitigkeiten brachen vornehmlich im Hessenlande aus, wo Herzog Eberhard große Güter an der Diemel besaß und Bruning, ein Sachse, der sein Lehnsmann war, ihm offen den Gehorsam verweigerte. Darüber gerieth Herzog Eberhard in heftigen Zorn. Diese stolzen Sachsen, meinte er, schuldeten ihm Alles, und es könne ihm Niemand verargen, daß er sich selbst sein Recht nehme, ohne erst vor den Richterstuhl des sächsischen Königs zu treten. Viele fränkische Großen billigten dies und sagten ihm ihren Beistand zu bei Allem, was er zu unternehmen gedächte. Eberhard sammelte also ein Heer, rückte gegen Helmershausen an der Diemel, die feste Burg des Bruning, steckte sie in Brand und ließ Alle, die darin hausten, mit dem Schwerte erwürgen. Kaum aber vernahm Otto von diesem Bruch des Landfriedens, so rief er Herzog Eberhard und alle die fränkischen Herren, die ihm Unterstützung geliehen, vor sein Gericht; und wie sie sich auch damit zu rechtfertigen suchten, daß sie Nichts gegen des Königs Majestät im Schilde geführt, sondern nur nach Fehderecht den ihnen und ihren Genossen angethanen Schimpf gerächt hätten: er verurtheilte Herzog Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber, deren Werth er in edlen Rossen zahlen sollte; die Anderen aber zu der schimpflichen und schändenden Strafe, Hunde *) vor den Augen alles Volks nach seiner königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen. Daß Bruning und seine Genossen bestraft seien, wird nirgends berichtet, obwohl sie durch ihren Uebermuth doch den ganzen Handel veranlaßt hatten.

Als Eberhard und seine Freunde die Strafe abgebüßt hatten, nahm sie der König zwar sehr gnädig in seiner Pfalz auf und ließ Keinen unbeschenkt nach Hause ziehen; aber man kann sich vorstellen, wie diese Franken heimkehrten, wie sie von diesem Könige dachten, der kaum in das Jünglingsalter getreten war und doch schon so hoch sein Haupt erhob. Und wie mochte es in Eberhards Herzen toben, der da wähnte einst die Macht aus den Händen gegeben zu haben, die nun so empfindlich sich gegen ihn wandte! Des Königs Gnade hatte ihn nicht versöhnt, sondern erbittert. Er sann auf Rache, seine Freunde schlossen sich eng und enger an ihn und zeigten sich bereit, jedes Wag-

*) Eine noch später gebräuchliche Ehrenstrafe für Freie, der bei den Ministerialen die Strafe des Satteltragens, bei den Bauern des Pflugradtragens entsprach.

937. niß mit ihm zu theilen. Auch fehlte es ihm nicht an einem großen Anhange im Frankenland. Denn er war ein Mann von guter Laune, umgänglich mit seines Gleichen, wie mit Leuten, die unter ihm standen, seine Hand war stets offen dem Armen, wie sein Haus seinen Freunden. Ueberdies war er der Erste im Lande, in seinem Geschlechte war noch vor Kurzem die Krone gewesen, seit dreißig Jahren hatte Keiner dem Throne näher gestanden, als er. Meinten doch Viele im Sachsenlande selbst, obgleich er gegen Sachsen seine Fehde geführt hatte, es sei ihm bittres Unrecht geschehen, und hielten es im Geheimen mit Eberhard gegen den König.

Wir wissen, wie schon Hermanns Erhebung Viele der vornehmen Sachsen gegen den König mit Groll erfüllte. Noch immer hielt sich Hermanns Bruder Wichmann von der Nähe des Königs fern, tiefen Unmuth im Herzen, und doch war er der Besten Einer, angesehen bei allem Volk, tapfer wie Wenige, des Krieges kundig, hochgesinnt und von solcher Klugheit, daß man meinte, es ständen ihm überirdische Kräfte zu Gebote. Bald mußte der König eine andere wichtige Wahl treffen, und auch sie trug ihm der Feindschaft nicht weniger ein. Der mächtigste Mann im Sachsenlande nach dem König, Graf Sigfrid, war eben gestorben; er der einst, als der König nach Achen zog, das ganze Land verwaltet hatte und dem die unterworfenen Wenden an der mittleren Elbe bis zur Oder hin untergeben waren. Vieler Blicke richteten sich auf diese hohe und gewichtige Stellung, aber Niemand glaubte mehr Anspruch darauf zu haben, als Thankmar, König Heinrichs Sohn von der Hatheburg, Ottos älterer Stiefbruder. Denn Graf Sigfried war mit seiner Mutter Geschwisterkind gewesen, und er sah dessen Grafschaft gleichsam als sein Erbe an. Auch war kein Zweifel daran, er war ein kühner und gewandter Kriegsmann, klug und verständig zeigte er sich im Rathe; aber diese Tugenden waren nicht ohne Makel, ausschweifend und wild lebte er unter den Waffen, und sein Gemüth war nicht frei von Habsucht und Rachgier. Mußte es bei solcher Sinnesart ihn schon mit Ingrimm erfüllen, daß durch einen unverdienten Makel seiner Geburt ihm die Krone entgangen, ihm sogar das reiche Erbe seiner Mutter entzogen war, wie reich ihn auch der Vater dafür mit Gütern entschädigt hatte: so loderte nun die Rachsucht in hellen Flammen in ihm auf, als ihm Sigfrieds Stellung von Otto versagt und dem Grafen Gero am Unterharz, aus einem noch wenig bekannten Geschlechte, übertragen wurde. Er, der Königssohn, sah sich in den frischesten Jahren von der Bahn des Ruhmes unverdient ausgeschlossen und beschloß, sich den Weg zur Größe mit Ge-

walt zu bahnen, den man ihm abſichtlich, wie er meinte, verſperrte. 937.
Genoſſen, die das verderbliche Feuer ſchürten, fehlten nicht, und bald ſtanden Eberhard und Thankmar in geheimer Verbindung, jeder an der Spitze eines bedeutenden Anhangs.

Während ſo die Verſchwörung gegen die königliche Macht in Franken und Sachſen im Stillen immer weiter um ſich griff, ſtand Baiern ſchon im offenen Aufſtand. Ein Jahr nach der Krönung zu Achen ſtarb Herzog Arnulf und hinterließ mehrere Söhne. Die Zeit 14. Juli.
ſchien dieſen günſtig, die Oberherrſchaft der Sachſen abzuſchütteln. Eberhard, der älteſte Sohn, ergriff ohne Weiteres das herzogliche Banner, er weigerte ſich in übermüthigem Trotze in der Pfalz des Königs zu erſcheinen, ihm zu huldigen und aus ſeiner Hand die herzogliche Gewalt über Baiern zu empfangen. Die weltlichen Großen mochten ohnehin dem Sohne Arnulfs ergeben ſein, und ſelbſt unter der Geiſtlichkeit wußte er ſich eine Partei zu gewinnen. Die Biſchöfe von Paſſau ſtrebten ſchon längere Zeit, wie es ſcheint, theils aus Neid gegen die überlegene Stellung von Salzburg, theils aus Verlangen nach einem ausgedehnten Miſſionsſprengel nach dem Pallium; ein frommer Betrug ſollte ihnen hierzu den Weg bahnen, indem ſie vorgaben, daß einſt in der lange zerſtörten Römerſtadt Laureacum eine Metropole beſtanden habe und ſpäter nach Paſſau verlegt ſei. Eberhard erkaufte ſich den Beiſtand des Biſchofs Gerhard von Paſſau, indem er auf dieſe Abſichten einging, und ſofort begab ſich Gerhard nach Rom, wo er vom Papſte Leo VII. nicht nur das Pallium erhielt, ſondern mehr noch, als er verlangte, das Vicariat in den geſammten deutſchen Ländern. Der Papſt, der ſeit längerer Zeit ohne Einfluß auf die Angelegenheiten jenſeits der Alpen geweſen war, ergriff begierig die Gelegenheit hier einzugreifen, und Herzog Eberhard und Biſchof Gerhard boten ihm hierzu die Hand.

Die Dinge geſtalteten ſich in Baiern bedenklich genug. Daher 938.
ging Otto im Jahre 938 ſelbſt nach Baiern. Er hoffte gütlich, wie einſt ſein Vater Herzog Arnulf, ſo jetzt deſſen hochfahrenden Sohn zum Gehorſam zu bringen, aber er hatte ſich getäuſcht und wurde bald inne, daß nur durch Gewalt der Trotz des Baiern zu beugen war. Da ſammelte er alsbald ein zahlreiches Heer, drang mit Waffengewalt in Baiern ein und unterwarf ſich ſchnell das ganze Land. Eberhard war rettungslos verloren, er mußte dem Urtheilsſpruche des Königs ſich fügen, wurde des Landes verwieſen und verſchwindet ſpurlos ſeitdem aus der Geſchichte.

Mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnte der König einen

938. Bruder Herzog Arnulfs, Berchthold mit Namen, der ſchon bei Lebzeiten Arnulfs Kärnthen mit dem herzoglichen Titel verwaltet hatte und im Streit mit Eberhard die Partei des Königs ergriffen zu haben ſcheint. Aber Berchthold erhielt nicht die volle Gewalt ſeines Bruders, denn das Recht die Bisthümer des Landes zu beſetzen — jenes Vorrecht, um deſſen willen ſich einſt Baiern Heinrich unterworfen hatte, — wurde Berchthold entzogen und der Krone vorbehalten; überdies wurde dem zweiten Sohne Herzog Arnulfs, der den Namen des Vaters führte, eine neue Stellung in Baiern gegeben, die der Vollgewalt des Herzogthums gewaltigen Abbruch that. Arnulf wurde zum Pfalzgrafen in Baiern eingeſetzt; Pfalzgrafen hatte es hier, wie in allen Theilen der karolingiſchen Monarchie, die zeitweiſe zur Selbſtſtändigkeit gelangten, ſchon früher gegeben, denn der Pfalzgraf war der nothwendige Gehülfe und Beiſitzer des Königs im Hofgericht, aber eine viel umfaſſendere Macht wurde jetzt Arnulf in Baiern anvertraut, indem ihm neben dem höchſten Gericht an Königs Stelle die Aufſicht über alle königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reichs in dieſem Lande übertragen wurde; die Stellung der königlichen Sendboten in der karolingiſchen Monarchie vereinigte ſich alſo mit der des Pfalzgrafen, der ein zu fürchtender Nebenbuhler des Herzogs wurde.

Von unberechenbarer Wichtigkeit war, was hier in Baiern geſchah, nicht allein deshalb, weil hierdurch erſt Baiern näher dem Reiche verbunden wurde, ſondern noch vielmehr, weil es hier zuerſt klar ſich ergab, wie anders Otto die Stellung der Herzöge zur königlichen Gewalt anſah, als einſt ſein Vater. Ihm galt das Herzogthum nicht als ein erbliches Lehn, noch machte er es von Volkswahl abhängig, ſondern er ſah in demſelben nur ein Reichsamt, das er nach freier Entſchließung ertheilte und dem er nicht gewillt war, irgend welche Vorrechte zu überlaſſen, die nach der Meinung der Zeit zur königlichen Vollgewalt gehörten. Die Macht der herzoglichen Häuſer zu brechen ſchien ihm die Aufgabe des Königthums, und auch das zeigte ſich hier bereits, wie er zu dieſem Ziele durch Theilung der Intereſſen in jenen übermächtigen Familien ſelbſt zu gelangen ſuchte. Er ſchwächte die Macht des baierſchen Hauſes, indem er ein Glied deſſelben gegen das andere erhob, und er verband die Zukunft deſſelben enger mit dem Reiche und mit ſeinem eigenen Hauſe, als er zu derſelben Zeit Arnulfs ſchöne Tochter Judith ſeinem Bruder Heinrich vermählte und ſo eine Verbindung ſchloß, die von den bedeutendſten Folgen war.

Was Eberhard, dem Frankenherzog, widerfahren war und was jetzt in Baiern ſich zugetragen hatte, mußte die großen Vaſallen des

Reichs mit den größten Besorgnissen erfüllen. Wie anders griff die- 938.
ser junge König in die Angelegenheiten der einzelnen Länder ein, als es Heinrich gethan hatte, wie anders dachte er von seiner Stellung als König? Eine Macht schien der Sachsen an sich zu reißen, wie seit den blühendsten Tagen der Frankenherrschaft sie kaum ein König in den deutschen Ländern beansprucht hatte. Es war vorauszusehen, daß es zu einem neuen Kampf auf Tod und Leben zwischen der königlichen Gewalt und der herzoglichen kommen mußte, und dieser Kampf drohte um so gefährlicher für Otto zu werden, als es seinen Gegnern nicht minder gelang die Eintracht in seiner Familie zu stören, wie es ihm geglückt war in Baiern das herzogliche Geschlecht zu spalten.

Schon stand Thankmar mit Herzog Eberhard im geheimen Bunde, und während der König noch in Baiern beschäftigt war, ergriff Eberhard die Fahne der Empörung. Aufs Neue überfiel er, des Königs Urtheilspruch verachtend, Brüning mit Waffengewalt, und ein allgemeiner Kampf entspann sich in Hessen zwischen den Franken und den dort angesessenen Sachsen, der sich bald auch über Westfalen verbreitete. Mit besonderer Erbitterung wurde derselbe zwischen Eberhards Vasallen und den Vasallen Heinrichs, des königlichen Bruders, geführt, und bald entwickelte sich daraus ein hitziger Streit zwischen diesen beiden mächtigen Herren selbst. Die Aecker wurden verwüstet, die Häuser eingeäschert, Mord und Zerstörung herrschten aller Orten. Mit Schrecken und Bekümmerniß hörte Otto von diesen Gräueln und berief einen allgemeinen Reichstag nach dem Hofe zu Steele an der Ruhr, unweit Essen auf westfälischem Boden; hier sollten die Ruhestörer erscheinen und das Urtheil über sie gesprochen werden. Aber Herzog Eberhard und seine Freunde, die nicht zum zweiten Mal Hunde nach des Königs Pfalz tragen wollten, erschienen nicht, und offenkundig war es nun, daß sie Empörer, die des Königs Gebot nicht mehr Gehorsam schuldig zu sein glaubten. Dennoch verzieh ihnen Otto; durch Nachgiebigkeit hoffte er diesem Zwist ein Ende zu machen, der unübersehbare Folgen, wenn er weiter und weiter um sich griff, nach sich ziehen konnte und die Einheit des Reiches zu lösen drohte.

Aber erbitterte Gemüther werden durch Nachgiebigkeit nur gereizt, und Vielen erschien die Milde des Königs als Schwäche. Die Empörer legten die Waffen nicht nieder, sondern von Tage zu Tage wuchs ihre Vermessenheit, wuchs der Gräuel der Zerstörung in Hessen, Franken und Westfalen, die schlimmen Tage König Konrads schienen zurückgekehrt; schon schlossen sich auch die Misvergnügten unter den

938. Sachsen an Eberhard an, endlich ergriff selbst Thankmar, des Königs Bruder, offen die Waffen des Aufstands. Er sammelte seine Freunde um sich und überfiel in einer dunklen Nacht die Feste Beleke in Westfalen, etwas südlich von Lippstadt. Hier hielt sich damals gerade sein Stiefbruder Heinrich auf, er nahm ihn gefangen, führte ihn gebunden, wie einen gemeinen Knecht, mit sich fort und sandte ihm Eberhard als das beste Unterpfand ihres Bundes zu. Die reiche Burg übergab er seinen Kriegern zur Plünderung, verheerend durchzog er weiter Westfalen und setzte sich endlich in der alten Eresburg fest. Von dort aus verwüstete er mit seinen Schaaren weit und breit das Land.

Gefahrvoll war Ottos Lage. Unheil stürmte auf Unheil herein, und nirgends sah er sichere Hoffnung auf Hülfe. Kaum fand er zuverlässige Freunde in Franken und Sachsen, und noch weniger konnte er auf Beistand in den andern Ländern rechnen. Herzog Hermann von Schwaben war der Geburt nach Franke und Eberhards Vetter; Baiern war kaum dem Reiche erhalten; und Lothringen war mit seinem Herzoge Giselbert von stets schwankender Treue.

Unerwartet fanden sich dennoch Freunde in der Noth. Der kluge Graf Wichmann, der bis dahin still und verdrossen daheim gesessen hatte, ging in sich, als er die Gräuel des Bürgerkrieges sah und das traurige Ende derselben bedachte. Er begab sich zum Könige und gewann sich dessen Gnade wieder, die er sich auch bis zu seinem Ende erhielt, durch treue Dienste den alten Fehl in Vergessenheit bringend. Viele im Sachsenlande folgten gewiß dem Beispiele des hochangesehenen Mannes. Aber noch wichtiger war es, daß Herzog Eberhard mit seinen eigenen Verwandten in erbitterten Zwist gerieth. Die Spaltung des fränkischen Herzogshauses gab Otto hier den Sieg in die Hände, wie in Baiern. Vor Beleke war Gebehard, der Sohn des Grafen Udo von der Wetterau, gefallen. Sein Tod wurde die Veranlassung zu unversöhnlicher Feindschaft in Herzog Eberhards eigener Familie, zunächst zwischen ihm und seinem Vetter Udo, dem Vater des Gefallenen, bald aber ergriffen Udos Partei auch sein Bruder Herzog Hermann von Schwaben und beider Vetter, der Graf Konrad von Niederlahngau, den man Kurzpold nannte; sie alle schlossen sich aus Haß gegen Eberhard aufs Engste an König Otto an. Schon damals sah man das Walten einer höheren Macht in dem, was aus Gebehards Tode erfolgte; in ihm lag die Entscheidung des Kampfs.

Indem Eberhard mit seinem eigenen Hause zerfiel, wandte sich das Glück von ihm ab, und noch schneller, als er, gelangte Thankmar

an das Ziel der traurigen Laufbahn, die er in wilder Leidenschaft be- 938.
treten hatte. Otto konnte Thankmars Treiben nicht länger ungeahndet ansehn. So sehr es ihm zu Herzen ging, er brach mit einem Heere gegen den Bruder auf und zog gegen die Eresburg. Die Bewohner öffneten ihm freiwillig die Thore, und Thankmar blieb keine andere Rettung, als in die dem heiligen Petrus geweihte Kirche des Ortes zu flüchten. Wüthend verfolgten den Flüchtigen hierhin die Leute des Königs, vor allen die Mannen Heinrichs, die ihren Herrn zu rächen gedachten. Sie erbrachen die Thür des Heiligthums; mit bewaffneter Hand — was heilige Scheu und die Gesetze der Kirche untersagten — drangen sie in das Gotteshaus. Thankmar steht am Altar, seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vornehmen Geburt, hatte er, bis zum Tode erschöpft, hier niedergelegt. Dennoch läßt er noch einmal in einen Kampf sich ein. Ein Sachse, mit Namen Thiatbold, trifft ihn, und Schmähungen und Schimpfreden begleiten den glücklichen Streich, aber sofort giebt ihn Thankmar mit noch besserem Erfolge zurück, und Thiatbold haucht am Altar im scheußlichen Kampfe den Athem aus. Immer heißer entbrennt der Streit. Tapfer vertheidigt sich noch Thankmar, bis ihn ein Wurfspeer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar zunächst gelegen, auf ihn geschleudert war. Regungslos sinkt er endlich am Altar hin; ein Krieger Ottos, mit Namen Maincia, gab ihm den letzten Stoß und raubte die goldene Kette vom Altare. Juli.

Otto hatte Nichts von Allem, was geschah, gewußt; mit tiefem Schmerz vernahm er alsbald die Kunde. Wohl ergrimmte sein Herz über die Gräuel, die an heiliger Stätte geschehen, aber es war nicht die Zeit, sich durch Strenge die Gemüther der Seinen zu entfremden. Tief beklagte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders, und er verschmähte es nicht, den Seinigen zu bezeugen, wie sehr er die Tapferkeit und Einsicht seines Bruders zu schätzen gewußt habe, dem freilich zur Größe Eins und damit Alles gefehlt hatte, Selbstbeherrschung. Ein ungestümer Geist hatte sich in seinem Trotze früh zu Falle gebracht, denn Thankmar hatte noch nicht sein dreißigstes Jahr erreicht. Vier vornehme Männer, die mit Thankmar gemeinschaftliche Sache gemacht hatten und in des Königs Hand gefallen waren, wurden nach fränkischem Rechte gerichtet und fanden durch den Strang ihren Tod. Auch die andern sächsischen Burgen, die Eberhard und Thankmar genommen hatten, ergaben sich wieder dem Könige, und Herzog Eberhard selbst mußte daran denken, seinen Frieden mit Otto zu machen, da ihn schon sein ganzer Anhang verließ.

938. Eberhard warf sich Heinrich zu Füßen, der noch in seiner Gewalt war. Er erbat von dem schwer gekränkten Königssohne sich Verzeihung, und er erhielt sie, aber um welchen Preis! Wir wissen, Heinrich hatte früh schon sein Auge zur Krone erhoben und wähnte nicht ohne ein Anrecht auf dieselbe zu sein; gewiß nicht ohne Absicht hatte man ihn von der Krönung zu Achen ferngehalten und damals unter die Aufsicht des Grafen Sigfried gestellt. Wie hätten ihn die letzten Zeiten nicht belehren sollen, daß Otto viele und erbitterte Feinde hatte? Nichts war natürlicher, als daß alle Misvergnügten im Sachsenlande auf ihn blickten, daß die Worte der Unzufriedenen seinem thörigen Wahne nur neue Nahrung gaben; war seine Seele von Herrschsucht nicht frei, so weckten die Jahre, die ihn der Selbstständigkeit entgegenführten, immer mehr die gefährliche Leidenschaft in ihm. Wir wissen nicht, wie die Pläne Heinrichs allmählich entstanden sind, aber schon in Eberhards Banden war der Entschluß in ihm gereift, den Bruder zu entthronen und selbst das Scepter zu führen. Wie bitter er daher auch Herzog Eberhard zürnen mochte, wie verschieden ihre Absichten und Endzwecke waren, in einem Punkte trafen sie zusammen, in der Feindschaft gegen Otto. Der Augenblick war gekommen, wo Heinrich Eberhard für seine Pläne gewinnen konnte, er versprach ihm Verzeihung für alle Unbill, die er erlitten, wenn er mit ihm einen Bund gegen den König zu schließen und ihm selbst zur Krone zu verhelfen gelobte. Eberhard, der unversöhnliche Feind Ottos, bot willig auch hiezu die Hand; wie hätte er Anstand nehmen sollen, den Zwist im königlichen Hause zu nähren, da der König den Unfrieden in seine eigene Familie gebracht hatte? Das Bündniß wurde geschlossen, und hochgeehrt und reichlich beschenkt schied Heinrich von Eberhard; wie anders, als er gekommen war! Er kehrte zu Otto zurück, und als sich die Brüder nach langer Zeit wiedersahen, da war Ottos Freude reiner und wahrer, als die seines Bruders, dem arge List in der Seele wohnte.

Auch Eberhard durfte sich wieder dem Könige nahen. Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der vor Kurzem auf Hildebert gefolgt war und den jene Zeit für ein Wunder von Klugheit und Frömmigkeit hielt, verwandte sich für den Mann, der sich so schwer gegen den König versündigt hatte. Otto ließ Eberhard vor sich kommen. Der stolze Frankenherzog beugte seine Knie vor dem jungen König und stellte all' sein Hab und Gut, Leib und Leben dem Sieger anheim. Nicht ungestraft durfte dieser ein so schweres Verbrechen belassen, aber er wollte den hochgestellten Mann auch nicht durch harte Strafe aufs

Neue reizen, deshalb verbannte er ihn nur auf kurze Zeit aus der Hei- 938.
math, indem er ihn nach Hildesheim auf sächsischen Boden schickte. Bald nahm er Eberhard wieder, nachdem er feierlich ihm abermals Treue gelobt hatte, zu Gnaden auf und gab ihm alle seine frühere Macht und Ehre zurück. Otto ahnte nicht, daß in der Brust dieses Mannes der Haß bereits neue Empörung brütete.

Noch hatte Otto diese Wirren nicht beendigt, siehe da brachen bereits abermals unerwartet die Ungern in Sachsen ein, jede Zwietracht im Lande zu neuen Raubzügen benutzend. Sie nahmen ihren Weg durch Thüringen, und da, wo die Bode sich vom Harz durch ein fruchtbares Land ergießt, schlugen sie ihre Zelte auf und verheerten weit und breit die Umgegend. Als aber Einer ihrer Führer von dort mit einem großen Theile des Heeres gegen die feste Stetternburg, zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, aufbrach, überfiel sie ein Platzregen und durchnäßt und erschöpft langten sie vor der Burg an. Da das die Burgmannen sahen, wagten sie herzhaft einen Ausfall. Mit gewaltigem Geschrei drangen sie aus den geöffneten Thoren und warfen sich auf die bestürzten Ungern, die sich sogleich zur Flucht wandten. Viele wurden erschlagen, eine große Menge von Pferden, wie auch einige Feldzeichen der Feinde kamen in die Hände der Sachsen. Als man nun die Ungern in wilder Flucht dahinstürmen sah, da fielen auch die Bewohner der umliegenden festen Ortschaften über sie her, und nur Wenige von dieser Schaar entrannen dem Verderben. Der Führer selbst endete elend sein Leben, man drängte ihn in eine Pfütze, hier wurde er erschlagen. Eine andere Schaar, die weiter nach Mitternacht ihren Weg genommen hatte, wurde durch die List eines wendischen Wegweisers, dem sie sich anvertraut hatte, in die Gegend geführt, wo Aller und Ohre ihre Gewässer sammeln und die man schon damals, wie noch heute, den Drömling nannte. Es ist ein weiter mit Erlen, niederen Sträuchen, Rohricht und Schilf dicht bewachsener, sumpfiger Landstrich, unwirthbar und schaurig, wo nach dem Volksglauben der wilde Jäger haust. In diese Sümpfe wurden die Ungern verlockt, hier von den Sachsen umstellt und fast alle niedergemacht. Der Führer dieser Schaar entkam dem Tode, er wurde gefangen zum König geführt und für ein großes Lösegeld freigegeben. Auch die an der Bode zurückgebliebenen waren, brachen alsbald, durch solche Unglücksfälle erschreckt, ihr Lager ab und satteiten die Pferde zum Heimritt. Seitdem hat das nördliche Deutschland die verheerenden Züge der Ungarn nicht mehr zu ertragen gehabt, von dieser schlimmsten aller Plagen blieb es fortan verschont. Ohne den König

938. hatte sich das Sachsenland diesmal selbst gerettet, das dankte es vornehmlich König Heinrichs weisen Einrichtungen.

Otto erntete die Früchte auch dieses Sieges und mochte am Schluß des Jahres 938, so reich an Sorgen und Unruhen es gewesen war, doch mit Befriedigung auf dasselbe zurückblicken; er wußte es nicht, daß ein weit schwereres vor ihm lag, daß er am Anfang des Kampfs, nicht an dessen Ende stand.

9.

Das Jahr 939. Heinrichs Vergehen und Reue.

Während Otto sich sicher wähnte, umlauerte ihn der Verrath, der Verrath des eignen Bruders.

Mit großer Hast arbeitete Heinrich seinen Plänen vor. Durch Freigebigkeit und große Geschenke kettete er seine alten Freunde in Sachsen und Thüringen enger an sich und gewann sich neue. Mit seinem Schwager, Herzog Giselbert von Lothringen, dessen Treue gegen Otto sehr zweifelhaft war, knüpfte er Verhandlungen an, und es gelang ihm, denselben für seine Absichten zu gewinnen. Nicht daß Giselbert an Heinrichs Erhöhung besonderen Antheil genommen, er wünschte nur Ottos Fall, um selbst zu steigen. In seinem unruhigen Gemüthe lebte das Verlangen, Lothringen zu einem eignen Königreich zu erheben, wie es das schöne reiche Land schon vor Zeiten gewesen war, und in zu sicherem Vertrauen auf die Erfüllung seiner Wünsche soll er einst seiner Gemahlin zugerufen haben: „Heute scherzest du noch „auf dem Schooße des Herzogs, bald wirst du in den Armen eines „Königs ruhen."

Sobald Eberhard nach Franken zurück gekehrt war, schien der
939. Augenblick gekommen, die Waffen der Empörung abermals zu erheben. Im Anfang des Jahrs versammelte Heinrich zu Saalfeld, am Abhang des Thüringerwaldes, wo sich unweit die Grenzen Thüringens und Frankens berühren, seine zahlreichen Freunde und Anhänger; hier wurde bei festlichem Gelage nach alter Sitte der Deutschen das gefahrvolle Unternehmen berathen. Viele waren erschienen und gelobten, durch reiche Geschenke gewonnen, Heinrich Beistand und Unter-

stützung, aber die Mehrzahl war nicht gemeint, um dieses ehrgeizigen 939.
Jünglings willen ihr Alles auf das Spiel zu setzen. Bräche der Krieg hier in der Nähe aus, dachten sie, dann würden sie genöthigt sein offen Partei zu ergreifen und hätten, wenn Otto die Oberhand behielte, schwer ihre Schuld zu büßen; daher wünschten sie lieber, die erste Entscheidung aus der Ferne abzuwarten, um nach ihr den letzten Entschluß zu fassen. Sie gaben deshalb Heinrich einen Rath, bei dem sie mehr ihre eigene Sicherheit, als seinen Vortheil im Auge hatten: er solle Sachsen verlassen, sagten sie ihm, seine Burgen hier und in Thüringen in die Hände treuer Freunde übergeben und selbst nach Lothringen zu Giselbert eilen, um dort das Zeichen zum allgemeinen Aufstand zu geben. Heinrich war zu unerfahren, um die Gefahr und die eigennützige Absicht dieses Raths zu durchschauen; sobald die Versammlung aufgelöst war, verließ er heimlich ohne des Königs Wissen das Land. Seine Burgen, unter denen Dortmund im Westfalenlande und in den östlichen Gegenden Sachsens Merseburg und Scheidungen die wichtigsten waren, überließ er Männern, auf deren Treue er sich glaubte verlassen zu können. Offen war es erklärt, daß er seine Wege von denen des Bruders trennte, und seine Untreue Niemandem mehr ein Geheimniß.

So ausgebreitet die Verschwörung auch war, es war dennoch bis dahin streng das Geheimniß bewahrt worden. Daher erregte die Nachricht, als sie durch das Land lief, allgemeine Bestürzung. Niemand hatte einen so tiefgreifenden Zwiespalt der Brüder geahnt, Niemand wußte den Grund davon. Niemand aber war im Sachsenland betroffener über diese Nachricht, als Otto selbst; er wollte sie nicht glauben, als er sie vernahm. Aber er faßte sich schnell, sammelte ein Heer und eilte Heinrich nach dem Rheine zu. Als er bei Dortmund vorüberkam, und die Burgmannen von seinem Anmarsch hörten, da gedachten sie an die Eresburg und an Thankmar und öffneten sofort dem Könige die Thore. Auch Hagen, dem Heinrich die Burg anvertraut und der viel bei ihm galt, unterwarf sich ohne Widerstand und versprach, wie Otto ihn gebeten hatte, er wolle selbst zu Heinrich eilen und ihn von seinem Unternehmen auf alle Weise abzuhalten suchen; gelänge ihm dies nicht, so werde er doch selbst zurückkehren und seine Person dem Könige stellen. Als er dies mit einem hohen Eide beschworen hatte, entließ ihn der König und rückte mit seinem Heere bis zum Gestade des breiten Rheinstromes, da wo die Lippe sich in denselben mündet, mit großer Schnelligkeit vor.

Schon war ein Theil von Ottos Heer über den Fluß gesetzt, er

939. selbst aber mit der Hauptmacht stand noch am diesseitigen Ufer: da stellte Hagen sich wieder ein. Umsonst waren seine Bitten gewesen; Heinrich und Giselbert hatten sich zum Kampfe gerüstet, und schon standen ihre Truppen am Rheine. Hagen kehrte zurück, sein Wort zu lösen, doch Heinrichs Heer folgte ihm schon auf den Fersen. Er wagte es nicht, den verfehlten Zweck seiner Sendung sofort dem Könige zu gestehen. Mit ehrfurchtsvollen Worten begrüßte er ihn und sprach: „Dein Bruder, mein Lehnsherr, wünscht dir, o König, eine „lange und gesegnete Regierung, und läßt dir melden, er werde sogleich „selbst erscheinen, um dir aufzuwarten." Und als Otto noch fragte, ob Heinrich freundliche oder feindliche Absichten im Schilde führe, siehe, da zeigte sich schon am Ufer des Flusses ein großes Heer, im langen Zuge mit erhobenen Bannern schreitet es vor und richtet sich gegen den Theil des königlichen Heeres, der den Rhein bereits überschritten hatte. Otto erschrickt, wendet sich zu Hagen und ruft: „Was „sind das für Schaaren? Und was wollen sie?" Aber ruhig erwiedert ihm dieser: „Das ist mein Lehnsherr, dein Bruder. Wäre er „meinem Rathe gefolgt, so wäre es anders gekommen. Ich aber bin „hier, wie ich geschworen habe."

Unruhig ritt Otto auf und ab am Gestade, des Gemüthes heftige Regungen wußte er nicht mehr zu bergen. Nirgends waren Schiffe, das Heer in Eile überzusetzen, und nicht Verwegenheit, Unmöglichkeit war es, anders die mächtige Breite des Flusses zu überschreiten. Wie aber sollte die kleine Macht drüben begegnen dem unerwarteten Angriff? Ihrer schien der sichere Tod zu harren, kaum war selbst an Gegenwehr zu denken. Da sprang Otto vom Pferde und warf sich mit seinen Kriegern auf die Knice nieder vor jener heiligen Lanze, welche die Nägel vom Kreuze des Herrn in ihrem Schafte trug. Und zum Himmel erhob der König seine Hände und rief: „Herr, der du Alles geschaffen hast und Alles lenkst, siehe herab auf „dieses Volk, an dessen Spitze du mich gestellt, und entreiße es den „Feinden, auf daß alle Welt es erfahre, daß kein Sterblicher wider„streben könne deinem Willen, denn du vermagst Alles, du lebst und „regierst in Ewigkeit!" So betete Otto für sich und sein Volk.

Die aber jenseits des Flusses standen, ließen schnell ihr Gepäck nach Xanten, der alten Römerstadt nahe am Rheine, bringen und stellten sich bei Birthen auf, den Feind zu erwarten. Zwischen ihnen und den Lothringern lag zum Glück ein Teich, den ersten Angriff abwehrend. Mit unglaublicher Kühnheit wagten sie, so klein ihre Anzahl und so schlecht ihre Ausrüstung war — kaum über hundert säch-

ſiſche Männer in voller Rüſtung ſollen dabei geweſen ſein — doch 939.
ſich zu theilen; ein Theil umging den Feind und griff ihn aus einem Hinterhalt im Rücken an. Das hatten Heinrich und Giſelbert nicht vermuthet, und alsbald entſtand Verwirrung und Unruhe in ihren Reihen. Als das Einige der Sachſen merkten, die im Rücken der Feinde ſtanden, riefen ſie in franzöſiſcher Sprache, deren Manche unter ihnen kundig waren: „Fliehet! Fliehet! Rette ſich, wer kann!“ und die Lothringer merkten die Liſt nicht, ſondern meinten, es ſei Alles verloren, es warnten ſie ihre Genoſſen und Freunde, und wandten ſich alsbald zu wilder Flucht. Viele wurden getödtet oder geriethen in Gefangenſchaft, das ganze Gepäck der Feinde wurde erbeutet. Aber auch von den Sachſen kamen nicht Wenige um, unter ihnen jener Maincia, der Thankmar getödtet. Von Heinrichs eigener Hand erhielt Albert, den man den Weißen nannte, eine tödtliche Wunde und ſtarb nach wenigen Tagen. Heinrich ſelbſt wurde ſchwer verwundet, und man meinte im Anfange, die Schlacht habe auch ihm das Leben gekoſtet, aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des auf ſeinen Arm geführten Streiches gemindert, doch behielt er davon für die Folge einen ſchmerzvollen Schaden, der die Urſache ſeines frühen Todes geweſen ſein ſoll.

So erzählt Widukind von Korvei die merkwürdigen Vorgänge an dem ſo folgenreichen Tage von Birthen. Wunderbar genug iſt, was er meldet, und kaum minder wunderbar, was die anderen Quellen von dieſem Siege berichten. Was ſie melden — die frühſten ſind zwanzig Jahre nach dem Ereigniſſe niedergeſchrieben — beruht auf mündlicher Ueberlieferung des Volks, in der das Ueberraſchende und Gewaltige bald zum Wunder und zur Dichtung ſich geſtaltete. Auch dieſen Kampf, ſehen wir, erfaßt ſofort die Sage des Volks, aber jetzt war es die Sache des Königthums, für welche gegen die Herzöge das Volk ſich erklärte.

Das ſcheint gewiß, daß bei Birthen eine kleine Zahl, die für die gerechte Sache focht, einen glänzenden Sieg über eine gewaltige Uebermacht von Feinden davontrug. Otto ſelbſt und ſeine Zeit ſchrieben dieſen Sieg der Kraft des Gebets zu und ſahen eine unmittelbare Fügung Gottes in ihm; und wunderbarer ſcheint in der That ſelten ein Sieg erfochten. Je unerwarteter der Schlag Heinrich und die Seinen betroffen hatte, je mehr nahm er ihnen den Muth. Otto verfolgte Heinrich und Giſelbert, die ihm nirgends mehr Stand hielten, weit über den Rhein und machte erſt Halt, als er erfuhr, daß

939. Heinrich Lothringen verlassen und bereits nach Sachsen zurückgekehrt sei.

Auch hier hatten indessen die Sachen für Heinrich eine unglückliche Wendung genommen. Der thüringische Graf Dadi, der an der Saale zu Hause war, ließ eiligst die Nachricht von dem Siege des Königs und zugleich die irrige Botschaft von Heinrichs Tode durch ganz Thüringen und die östlichen Gegenden Sachsens verbreiten. Er rieth den Befehlshabern der Burgen, die sich gegen Otto erklärt hatten, schnell ihren Frieden zu machen, und diese folgten um so eher dem Rathe, als auch auf jene Anhänger Heinrichs, die den Ausgang der Dinge erst erwartet hatten, nach dem Kampfe von Birthen nicht mehr zu zählen war. Alle Städte und Burgen Heinrichs unterwarfen sich daher schnell dem Könige, nur Merseburg und Scheidungen blieben auf Heinrichs Seite. Da erst erkannte er, wie übelberathen er Sachsen verlassen hatte, und eilte sofort, nur von neun Rittern begleitet, nach der Heimath zurück, um zu retten, was noch zu retten sei. Doch es war zu spät, ganz Sachsen und Thüringen erklärte sich für den König. Es blieb Heinrich nichts übrig, als sich in Merseburg einzuschließen.

Aber auch Otto kehrte nach Sachsen zurück, sobald er von diesen Dingen vernahm; er folgte Heinrich auf dem Fuße und belagerte ihn alsbald mit starker Heeresmacht in Merseburg. Zwei Monat lang hielt sich die Stadt, endlich mußte sie der Uebermacht sich beugen. Heinrich zog ab, nachdem ihm ein Waffenstillstand von dreißig Tagen bewilligt war, binnen welcher Frist es ihm freistehen sollte mit allen seinen Vasallen und Dienstleuten, die bei ihm aushalten wollten, Sachsen zu verlassen; wer aber von jenen zum König übergehen wollte, dem solle ungehindert dies freistehen. So ging Heinrich aus Sachsen, das nur auf wenige Sommertage von den inneren Fehden ruhte, während an den Grenzen der Streit auch jetzt nicht schwieg.

Die Wenden hatten sich abermals empört und ein sächsisches Heer unter Haiko vernichtet. Jetzt meinten sie, sei ihre Zeit, da die Herrschaft der Sachsen von allen Seiten bedrängt war. Aber unermüdlich, wo es galt, die Macht des Reichs aufrecht zu erhalten, rückte Otto gegen die Wenden vor, trieb mehrmals ihre Schaaren auseinander und nahm ihrem ersten Angriff die Wirkung. Dann überließ er die Fortsetzung dieses Krieges dem Grafen Gero, um sich selbst gegen Heinrich zu wenden, der sich indessen abermals zu Giselbert nach Lothringen begeben hatte und zu neuem Kampfe rüstete.

Der zweite Feldzug dieſes denkwürdigen Jahres wurde ſofort er- 939.
öffnet. Noch einmal wurde das blutige Spiel erneuert; immer höher trieb man es; Alles ſetzte man ein, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren.

Heinrich und Giſelbert ſahen ſich diesmal noch nach neuem Beiſtand um. Sie ſcheuten ſich nicht, auch Frankreich, damals wie immer des deutſchen Reichs Widerſacher und Feind, in den inneren Zwieſpalt hineinzuziehen. Herzog Giſelbert gab für den Augenblick ſogar ſeine alten Pläne für Lothringens Selbſtändigkeit auf, er und viele Großen im Lande huldigten König Ludwig von Frankreich, und um dieſen Preis ſtellte Ludwig ein Heer an des Reichs Grenze, die Empörung zu unterſtützen bereit. Sollte Lothringen nicht verloren gehen, ſo war, wie Otto einſah, kein Augenblick zu verlieren, keine Schonung zu üben. Mit großer Heeresmacht zog er aus Sachſen heran und drang eiligſt in Lothringen ein, mit Feuer und Schwert vertilgte er auf ſeiner Straße Alles, was ſeinem Gebote ſich nicht fügte, und ſolche Furcht verbreitete dieſer verheerende Zug, daß bald Niemand mehr Widerſtand wagte. König Ludwig zog ſich von der Grenze nach Laon, was damals ſeine feſteſte Stadt war, zurück, und Herzog Giſelbert ſchloß ſich in die Burg Chevremont ein. Chevremont, das iſt Ziegenberg, wurde ſie genannt, weil ſie auf einem Felſen unweit von Lüttich ſo hoch und ſo unzugänglich lag, daß man meinte, nur Ziegen könnten die Höhe erklimmen. Eng umſchloß hier Otto den Herzog, aber doch entkam der ſchlaue Mann ſeinen Händen, und nicht einmal die Burg konnte man bezwingen.

Dringend rief man Otto abermals nach Sachſen zurück, das von allen Seiten bedroht ſchien, denn noch hatten die Wenden die Waffen nicht niedergelegt, und ſchon regten ſich auch die Dänen. Unvollendet mußte Otto daher den Krieg in Lothringen verlaſſen, der Treue und Einſicht ſeiner Freunde das begonnene Werk vertrauen und ſie durch neue Verbindungen zu ſtärken ſuchen. Er hielt deshalb eine Zuſammenkunft mit ſeinem Schwager Herzog Hugo von Franzien und ſchloß mit ihm einen Bund gegen König Ludwig, jetzt ihren gemeinſchaftlichen Gegner. Während Hugo den Krieg gegen Ludwig führte, ſollte der junge Graf Immo, den Otto erſt vor Kurzem gewonnen hatte, Giſelbert in Lothringen beſchäftigen.

Dieſer Immo galt für den klügſten und verſchlagenſten Kopf damals im ganzen Lothringerlande. Giſelbert ſelbſt hatte ihn erziehen laſſen und dann auf Niemandes Rath mehr gehört, als auf den des jüngeren Freundes. Aber Immo ſah bald, daß Otto ein anderer Mann

939. Mann sei, als Giselbert, und schloß seinen Bund mit dem mächtigen König gegen seinen früheren Herrn und Wohlthäter. Viel Ungemach wahrlich bereitete er nun dem mächtigen Herzoge durch manchen wohlersonnenen Streich, und man hat lange unter dem Volke zu sagen gewußt von Immo, dem klugen Grafen. Was man sich von ihm erzählte, hat Widukind von Korvei uns zum Theil überliefert. Es trieben einst, sagt er, die Hirten des Herzogs eine Heerde Schweine vor Immos Burg vorbei; da ließ dieser ein Ferkel vor das Thor stoßen, und als dies wieder hinein wollte, wurde schnell das Thor geöffnet, und sofort liefen des Herzogs Schweine alle dem Ferkel nach in die Burg. Als Giselbert darauf wüthend ein Heer aufbot und selbst gegen Immos Burg anzog, da zerbrach dieser einige Bienenkörbe und warf sie von oben herab auf die Reiter, als sie der Mauer sich nahten. Die Bienen aber fielen die Pferde an und machten sie toll und wild, so daß die Reiter nicht mehr fest in dem Sattel saßen; Immo aber sah von seinem Zimmer lachend die Verwirrung an und drohte, jetzt werde er einen Ausfall machen. Solche Streiche und andere gleicher Art gefielen dem Herzoge so schlecht, daß er alsbald die Burg verließ. „Mit Immo allein," soll er beim Abzug gesagt haben, „habe ich alle Lothringer im Zaum gehalten, und doch kann ich mit „allen Lothringern ihn allein nicht fahen."

Was Immo indessen auch ersinnen mochte, er vermochte es nicht zu hindern, daß Giselbert aufs Neue zu Kräften kam. Denn kaum hatte Otto Lothringen verlassen, so rückte König Ludwig abermals vor, überschritt die Grenze und ließ zu Verdun sich huldigen. Ungehindert drang er in den reichen Elsaß ein, und alle Anhänger Ottos wurden vertrieben. Zu derselben Zeit hatte sich auch Herzog Eberhard eidbrüchig wieder erhoben, der bis dahin noch müssig den Ausgang des Kampfes abgewartet hatte. Jetzt, glaubte er, sei auch für ihn die Zeit gekommen, die Maske abzuwerfen und der Rache freien Lauf zu lassen. Seine Leute besetzten Breisach, ein schon von den Römern umwallter Ort und bis auf die letzten Zeiten immer eine wichtige Feste am Oberrhein; auf einem einzeln stehenden Felsen belegen, von dem Flusse inselartig umzogen, beherrscht sie die Gegend weit und breit. Auch andere Festen am Rhein wurden von Eberhards Mannen besetzt; er selbst aber begab sich indessen zu Giselbert und Heinrich und führte ein Heer ihnen zu.

Schon war es Spätherbst, und immer schlimmer, immer trauriger wurden die Verwickelungen dieses Jahrs. Schon war Otto von Kampf zu Kampf, von Belagerung zu Belagerung geeilt, von Sach-

sen nach Lothringen, von dort zurück bis an die Grenzen der Wenden, 939.
dann abermals nach Lothringen, und wiederum nach Sachsen zurück. Und zum drittenmal mußte er jetzt an den Rhein ziehen, den gefahrvollsten aller Kämpfe zu bestehen. Welch wirres, unruhvolles Dasein ward diesem königlichen Jüngling zu Theil, und doch beneidete ihm der eigene Bruder die Krone.

Otto, je größer die Gefahren, desto unerschrockener und kühner, voll Kraft und Gottvertrauen mitten unter den gewaltigsten Schlägen des Geschicks, war stets auf dem Kampfplatz. Er wandte sich jetzt gegen die Orte am Rhein, die in Eberhards Händen waren, belagerte Breisach und die andern hier vom Feinde besetzten Burgen und sandte zugleich den Erzbischof Friedrich von Mainz als Unterhändler an Eberhard, daß er ihn auffordere sich zu ergeben. Friedrich dachte anders wie Otto, denn er fürchtete selbst schon den stolzen Muth dieses Königs, er wollte eine Ausgleichung zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, den Frieden um jeden Preis; deshalb überschritt er seine Vollmacht, gewährte mehr, als ihm befohlen war, und gab sogar seinen Eid zum Pfande, Otto werde Alles, was bedungen sei, willig genehmigen. Aber Otto konnte und wollte sich nicht an das unbedachte Versprechen des Priesters binden, obwohl er voraussah, daß er in ihm, dem ersten Bischofe des Reichs und einem Manne von sehr großem Ansehen, sich einen neuen, gefährlichen Feind erwecken würde. Er verwarf den Vertrag, und sofort unterhandelte Friedrich mit den Feinden des Königs und machte sich anheischig, in Metz mit seinen Dienstleuten zu ihnen zu stoßen. So dachte auch Bischof Rothard von Straßburg auf Verrath, und die Treue wankte bei Vielen im Heere des Königs, namentlich bei den Bischöfen, die Erzbischof Friedrich der Sache des Königs mehr und mehr abtrünnig machte. Wie oft hatten diese Bischöfe gegen die weltlichen Herren bei den Königen Schutz und Beistand gesucht; schien es doch lange, als ob das Königthum allein um ihretwillen da sei und nur durch sie erhalten werde; jetzt wandten sie sich selbst gegen dasselbe. Auch sie fürchteten schon in diesem jungen Otto einen gewaltigen und mächtigen Gebieter, den sie so wenig, wie die Herzöge, wollten!

Noch war Erzbischof Friedrich, noch waren die andren Bischöfe im Lager des Königs, obschon sie bereits mit dem Feinde unterhandelten; als Otto die Nachricht erhielt, Eberhard und Giselbert seien bei Andernach über den Rhein gegangen, um das diesseitige Ufer des Flusses zu verheeren, nachdem schon alles Land jenseits desselben in ihrer Gewalt sei. Da verließen sofort jene Treulosen heimlich bei

939. Nacht und in so schimpflicher Eile, daß sie selbst ihr Gepäck aufgaben, das Heer des Königs. Viele Kleinmüthige folgten dem schlimmen Beispiel; schaarenweise floh man aus dem Lager und stürzte sich zum Verrath. Alle Hoffnung, — so sagt ein sächsischer Mann selbst, der ehrliche Widukind, — war verschwunden, daß die Herrschaft der Sachsen bestehen würde.

Nie hat sich Otto größer gezeigt, als gerade damals. Bei der allgemeinen Bestürzung bewahrte er unerschütterliche Ruhe; ob nur Wenige vom Heere ihm treu geblieben waren, er schaltete mit einer Sicherheit und einem Vertrauen, als ob ihm nirgends Hemmnisse im Wege ständen, als regiere er in aller Fülle der Macht. Hier gerade erprobte er sich als ein wahrer König, dem die Majestät und Hoheit, wie sie ihm angeboren ist, durch kein widriges Geschick geraubt werden kann.

Ein mächtiger Graf drohte damals, auch er werde den König verlassen, wenn er ihm nicht die Einkünfte von Lorsch, einer reichen Abtei unweit Heidelberg, verleihen wolle. „Es steht geschrieben," antwortete ihm Otto, „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden „vorwerfen. Willst du mich aber, wie die Andren, verlassen, so thue „es je eher, je lieber!" Da erröthete jener Graf und warf sich dem königlichen Jüngling zu Füßen.

In solcher Noth mochte Otto an den Kampf bei Birthen gedenken, wie ihn der Herr damals wunderbar errettet und ihm den Sieg verliehen hatte. Und wunderbar wurde er auch diesmal aus seiner Bedrängniß befreit; wenigstens ist es wunderbar genug, was das Volk auch von diesem Siege sich erzählte und unsere Quellen dem Volke nacherzählen. Unerwartet, das unterliegt keinem Zweifel, war wiederum der Wechsel und Umschwung der Dinge, wenn wir gleich kaum im Einzelnen zu erkennen vermögen, wie er erfolgte. Je größer die Noth schien, desto vollständiger war die Erlösung.

Niemand hatte von dem verheerenden Zuge Giselberts und Eberhards über den Rhein mehr zu besorgen, als die Grafen Udo und Konrad Kurzpold, Eberhards Vettern, die die reichen fränkischen Gauen an Rhein, Main und Lahn besaßen und sich, wie erzählt ist, mit Eberhard verfeindet und eng an Otto angeschlossen hatten. Diese schickte der König jetzt mit Herzog Hermann von Schwaben, Udos Bruder, gegen die aufrührerischen Herzöge ab. Mit einem mäßigen Heere zogen sie aus, wagten jedoch keinen entscheidenden Kampf. Da ereignete es sich, wie uns der Bischof Liudprand von Cremona berichtet, daß sie eines Tages auf einen Priester stießen, der weinte und schrie überlaut, und als sie ihn nach der Ursach seines Schmerzes

fragten, sprach er: „Ich komme eben aus den Händen der Räuber: 939.
„mein Pferd, meine einzige Habe, ist mir von ihnen genommen, zum
„armen Manne haben sie mich gemacht.“ Emsig forschten nun Udo
und Konrad weiter, ob und wo er Eberhard und Giselbert gesehen,
und sie erfuhren, jene seien bereits auf dem Rückzuge, ja sie hätten
sogar schon den größeren Theil ihres Heeres und ihre Beute bei An-
dernach wieder über den Rhein gebracht; nur sie selbst, von wenigen
Leuten begleitet, seien noch diesseits des Flusses und ganz in der Nähe,
wo sie ihr Mahl unbesorgt verzehrten. Da machten Konrad und Udo
sogleich sich kampfbereit und eilten nach der bezeichneten Stelle. Sie
fanden die Herzöge, so erzählt man, gerade bei den Freuden des
Brettspiels, das sie alsbald verließen, um ein gefährlicheres Spiel zu
wagen. Ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entspann
sich. Eberhard der Franke wehrt sich wie ein Held, Wunde em-
pfängt er auf Wunde, aber jede giebt er zurück, bis er endlich zusam-
mensinkt und seinen Geist aufgiebt. Giselbert ergreift die Flucht, mit
mehreren Andren wirft er sich in einen Kahn, aber der Kahn wird
überfüllt, sinkt und begräbt ihn mit den Seinen in den Fluthen des
Rheins. So endeten die Herzöge von Franken und Lothringen ihren
Verrath und ihr Leben, und Giselbert erhielt nicht einmal die Ehre
eines christlichen Begräbnisses. Denn die Einen sagen, niemals sei
seine Leiche im Flusse gefunden worden; die Andren, Fischer hätten
sie herausgezogen, sie der Waffen beraubt und heimlich verscharrt.

Als dies sich zutrug, stand Otto noch fern bei Breisach am
obern Rhein. Eines Morgens — so erzählt Liudprand weiter —
bestieg Otto sein Pferd, um in einer fern liegenden Kirche sein
Morgengebet, das er nie versäumte, zu verrichten. Da sah er einen
Mann in großer Hast die Straße ziehen, und als derselbe nah und
näher kam, erkannte Otto, es sei ein Bote, und Frohes verkündete
sein Freudengeschrei und Jauchzen. Bald kam er näher und brachte
die große Kunde von Eberhards und Giselberts Tode. Als Otto
aber die ersten Worte vernommen hatte, gebot er dem Boten zu
schweigen, stieg von dem Pferde und warf sich auf die Knie, dem
Herrn zu danken, der ihn abermals so wunderbar errettet hatte.
Dann setzte er ruhig den Weg zur Kirche fort.

Breisach und die andren Burgen ergaben sich sofort, als Eber-
hards Tod bekannt wurde; der König konnte bald den Elsaß und
Schwaben verlassen und begab sich nach Franken. Erzbischof Friedrich
kehrte beschämt jetzt zu ihm zurück, da die Mainzer selbst — in den
niederen Schichten des Volks bestand also damals die Kraft des Kö-

939. nigthums — ihrem treulosen Bischof die Thore gesperrt hatten. Mit gelinder Strafe kamen er und Bischof Rothard davon, nur auf kurze Zeit entfernte sie Otto aus ihren Städten; bald kehrten sie dahin zurück und der König, der Geistlichkeit ohnehin im Herzen weit weniger abhold, als sie es ihm war, schien schnell zu vergessen, wie sie ihn schändlich verrathen hatten. Heinrich wollte nach dem Ereigniß, das alle seine Hoffnungen vereitelte, nach Chevremont sich flüchten, aber seine Schwester Gerberge selbst, Giselberts Wittwe, schloß ihm aus Furcht vor Ottos Zorn die Thore. Keine andre Zuflucht blieb ihm, als Frankreich, wo König Ludwig sich seiner annahm. Noch einmal wagte dieser sogar einen Einfall in Lothringen. Aber schnell zog ihm Otto von Franken aus entgegen, und sofort trat auch Ludwig den Rückzug an, auf dem ihm Gerberge als Flüchtige folgte. Fast Niemand wagte für den Augenblick in Lothringen den Sachsen noch Widerstand zu leisten. Um König Ludwig zu beschäftigen, erneuerte Otto das Bündniß mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien, dann zog er über den Rhein und kehrte in sein Sachsenland zurück. Die Feldzüge dieses mühereichen und verhängnißvollen Jahres waren endlich beendet.

Es war ein schweres Jahr gewesen, und um seine Leiden noch zu mehren, schloß es mit einem ungemein strengen Winter, dem eine Hungersnoth folgte. Und doch war es so reich an Segen für unser deutsches Vaterland, wie wenig andere. Denn in den Stürmen desselben erprobte sich nicht nur die Kraft des jungen Königs auch in Unwettern sich und sein Volk zu schützen, sondern es zeigte sich zugleich, daß der Baum deutscher Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, schon tiefe und feste Wurzeln geschlagen hatte. Denn wahrlich nicht darum griffen die Herzöge Eberhard und Giselbert und der König Ludwig von Frankreich so oft zu den Waffen, um dem einen Bruder die Krone zu nehmen und sie dem andren auf das Haupt zu setzen, das heißt nur den Namen des Königs zu wechseln. Was sie auch dem unerfahrnen Heinrich zuflüstern mochten, Eberhard würde niemals, ohne seine und Frankens Selbständigkeit zu wahren, wieder einen sächsischen König anerkannt haben; Giselbert strebte selbst sichtlich nach einer Königskrone, und nimmer hätte ohne einen Siegespreis von deutschem Boden Ludwig seine Waffen, wenn er sie glücklich geführt hätte, niedergelegt. Es war in der That ein Kampf nicht allein zwischen dem König und den großen Vasallen des Reichs, es war ein

Kampf zugleich um die Einheit, um die Freiheit des deutschen Vater- 939.
lands, und Otto verfocht nicht allein seine Stellung und den Glanz seiner Krone, er verfocht nicht minder die Ehre und Zukunft des deutschen Volks. Jetzt erst mußte die Einheit des Reichs fest und haltbar erscheinen, da sie in diesem Feuer nicht allein geprüft war, sondern so gestählt und gehärtet, daß sie allen ferneren Angriffen zu trotzen vermochte. Konnte das deutsche Reich unter Heinrich als ein Staatenbund unter einem Oberhaupt mit sehr beschränkten Rechten erscheinen, so mußte nach den Ereignissen der letzten Zeit es Jedermann klar werden, daß Otto nach einer Gewalt strebte und sie in der That schon errungen hatte, wie sie keinem Könige Europas damals in seinem Reiche zustand. Das alte Uebergewicht des fränkischen Volksstamms über die anderen deutschen Stämme war in diesem letzten Kampfe eigentlich erst völlig gebrochen; fortan standen die Franken nicht mehr über, sondern neben den Sachsen, Schwaben und Baiern. Das Herzogthum hatte überdies seine frühere Bedeutung verloren, nicht neben dem Königthum, sondern nur in Abhängigkeit von demselben konnte es sich jetzt erhalten. Von den vier Herzögen, die zu Achen Otto gedient hatten, waren zwei von ihm als Empörer überwunden und einer zwar in Frieden abgeschieden, dessen Macht aber nach seinem Tode vernichtet worden.

Daß sich Baiern und Schwaben, die sich König Heinrich nur mit Widerstreben unterworfen hatten und bis dahin nur lose mit dem Reiche zusammenhingen, damals treu zu demselben gehalten haben, soll und darf nimmer vergessen werden. Auch Otto erkannte es dankbar und verband sich eng und enger mit den Herzögen dieser Lande. Die reiche Verlassenschaft Herzog Eberhards kam meistentheils ihnen zu gut.

Schon längst gehörten die Marken am Böhmerwalde, die Gegend an Nab und Regen, die man später die Oberpfalz nannte, zum baierschen Herzogthum; jetzt erhielt Berchthold, der Baiernherzog, auch die Gauen bis zum Main und zum Speßhard, die bis dahin zum Herzogthum Franken gezählt waren, so daß Baiern schon damals diese Landstriche gewann, die es jetzt wieder unter seinem Königsscepter vereinigt. Auch wünschte Otto durch verwandtschaftliche Bande mit Herzog Berchthold näher verbunden zu werden und bot ihm deshalb Giselberts Wittwe Gerberge oder deren eben zu mannbaren Jahren heranreifende Tochter Willetrud zur Ehe an. Berchthold wählte die Tochter und hat sich später mit ihr vermählt. So kam Baiern, das Otto noch vor Kurzem mit einem Heere hatte betreten müssen, allmählig in ein enges

939. Verhältniß zum Reiche, nicht aus Zwang allein, sondern halb willig, halb den Umständen weichend.

Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse Schwabens, dessen Herzog, der fränkische Hermann, Otto in dem Kriege so große Dienste geleistet hatte. Die großen Eigengüter Eberhards fielen besonders ihm, seinem Bruder Udo und seinem Vetter Konrad Kurzpold zu. Sie Alle gewannen durch Eberhards Fall und verbanden sich immer enger dem jungen König, der in ihnen mit Recht eine der Hauptstützen seiner Gewalt sah.

Die ausgedehnten Lehngüter Eberhards wurden theils eingezogen, theils der Kirche geschenkt, theils neu vergabt. So kam damals zu großem Ansehn und Wohlstand ein tüchtiger Mann aus Frankenland, der Otto später noch um Vieles näher treten sollte: Konrad, Werners Sohn, den man den Rothen nannte. Bald vereinte er durch Ottos Gunst die schönen Grafschaften an der Nahe, um Worms und Speier am linken Ufer des Rheins, reich gesegnete fruchtbare Gegenden, die ein herrliches Fürstenthum bildeten. Einen eigenen Herzog setzte Otto in Franken nicht wieder ein; fortan galt der König selbst als der geborne Herzog der Franken.

Am schwersten war Lothringen zu beruhigen, denn wenn man der Noth gehorchend auch sich Otto gebeugt hatte, so war bei dem unruhigen Geist des Volkes doch nicht auf dauernden Gehorsam zu rechnen. Otto übertrug, als er das Land verließ, dem Grafen Otto, Richwins Sohn, dort die höchste Gewalt und übergab ihm Giselberts Sohn Heinrich, einen Knaben, der große Hoffnungen erweckte. Graf Otto fand Arbeit genug im Lande. Denn Viele regten sich bald wieder gegen die Herrschaft der Sachsen und sammelten sich um Bischof Adelbero von Metz, der sich nie dem König gebeugt hatte. Giselberts Neffen Ansfried und Arnald waren zwar der Noth gewichen und hatten sich Otto unterworfen, aber sobald dieser den Rücken wandte, weigerten sie doch sich ihre Burgen auszuliefern. Noch immer hielten sie Chevremont, die unbezwingliche Feste, besetzt, und Uebles hatte man sich von ihnen zu versehen. Da aber half, wie Widukind erzählt, wieder der kluge Graf Immo. „Drei können mehr als Einer," ließ er ihnen sagen, „und wenn wir einig sind, weshalb sollten wir dann den „Sachsen dienen? Haben sie euch nur besiegt? Wie viel weniger „werden sie uns miteinander überwinden! Ich freilich habe den Be„sten der Sterblichen, Herzog Giselbert, der mich von klein an erzo„gen, mich immer wie einen Freund geehrt und mir große Macht „verliehen hat, unsren gemeinsamen Gebieter, schändlich verlassen und

„mich mit Lebensgefahr dem Sachſen verbündet. Aber was war mein 939.
„Lohn? Nur Schimpf und Schande habe ich davongetragen, mit den
„Waffen in der Hand iſt man über mich gekommen und hat mich aus
„einem freien Manne faſt zum Knechte gemacht.“ Und in der That
hatte Immo kurz zuvor eine Fehde gegen das Heer des Königs ge-
habt, war in ſeiner Burg belagert worden und hatte dieſelbe überge-
ben müſſen, aber man meinte, dies Alles ſeien nur liſtige Streiche
geweſen, um Andere leichter zu täuſchen. „Sehet,“ ſo ließ er Giſel-
berts Neffen weiter melden, „nun wende ich mich an euch, damit
„wir zuſammen unternehmen, was uns Allen frommt, und daß ihr
„in meine Treue keinen Zweifel ſetzt, will ich Dir, Ansfried, meine
„einzige Tochter verloben. Beſtimmt alſo einen Ort, wo wir uns
„treffen, dort verhandeln wir Alles ohne Zwiſchenträger am beſten.“
Ansfried und Arnald waren nicht gerade vom weichſten Stoff gemacht
und wußten längſt, weſſen ſie ſich von Immo zu verſehen hatten.
Dennoch ließen ſie ſich überreden und gingen in die Falle. Sie be-
ſtimmten Ort und Stunde zu einem Geſpräch, und erſchienen daſelbſt;
Immo aber, der Bewaffnete in einen Verſteck gelegt hatte, bemächtigte
ſich ihrer und ſchickte ſie unter ſicherer Bewachung zum Könige. „Ar-
„nald,“ ließ er ihm ſagen, „iſt weicherer Art, da bedarf es nicht
„Ketten und Geißelhiebe; wenn man ihm droht, ſagt er Alles, was
„er weiß. Aber Ansfried iſt härter als Eiſen; wenn dem die härteſten
„Foltern etwas entlockten, wäre es viel.“ Otto hielt ſie eine Zeit
lang in Haft, dann entließ er ſie gnädig. Er ſah ein, daß die Ruhe
Lothringens vornehmlich nur davon abhing, daß König Ludwig zum
Frieden genöthigt wurde.

Ludwig ſchien aber jetzt ein um ſo gefährlicherer Gegner, als er mit 940.
Gerberge, Giſelberts Wittwe, ſich vermählt und Heinrich bei ſich aufge-
nommen hatte. Da er ſo die Seele alles ferneren Widerſtands war, rüſtete
Otto gegen ihn ein großes Heer und drang im Jahre 940 tief in Frank-
reich ein. Bis zur Seine rückte er ſein Lager vor, wo Herzog Hugo mit
ſeinen Anhängern ihm in aller Form den Huldigungseid leiſtete. Aber
Ludwig war nicht überwunden, noch in demſelben Winter machte er
einen neuen Einfall in Lothringen, und ohne Frieden, nur durch einen
Waffenſtillſtand wurde der Feldzug beendigt. Während des folgenden
Jahrs hatte Ludwig genug im eignen Lande zu thun und führte ſeine
Sache zu unglücklich gegen Herzog Hugo, als daß er ſeine Waffen
nach außen hätte wenden können. Zum Frieden kam es jedoch auch
jetzt noch nicht, und erſt gegen Ende des Jahrs 942, als die Kö-
nige zu Vonziers an der Aisne, wo die Grenzen ihrer Reiche ſich be-

940. rührten, eine Zusammenkunft hielten, wurde der Friede und zugleich ein engeres Freundschaftsbündniß zwischen ihnen geschlossen. Gewiß war es besonders Gerberge, die das Einverständniß zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder herbeiführte. Auch gelang es Otto seine feindlichen Schwäger selbst bald darauf zu versöhnen. Dafür, daß König Ludwig an Hugo zu dem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund verlieh, erkannte dieser wieder die Oberhoheit Ludwigs an. Mit vereinten Kräften hofften sie jetzt das Küstenland an der unteren Seine, das vor mehr als dreißig Jahren an die Normannen abgetreten war, diesen wieder entreißen zu können. Seitdem die Könige und Herzog Hugo sich versöhnt hatten, tobten auch die Stürme in Lothringen aus, und das ganze Land unterwarf sich dem Gebote des Sachsen.

Indessen war auch Heinrich, dessen Herrschsucht vor Allem diese Stürme erregt hatte, endlich zur Ruhe gelangt, aber nicht um einen leichten Preis. Durch schwere Vergehungen und harte Kämpfe führte ihn noch das Leben, bis die verzehrende Leidenschaft in seinem Herzen austobte.

Die schweren Geschicke des Jahrs 939 hatten Heinrich tief gebeugt, aber doch nicht belehrt und gebessert. Als er alle seine Hoffnungen vereitelt sah und nach Frankreich als Flüchtling eilte, als Otto dann seine siegreichen Waffen bis in das Herz Frankreichs selbst trug, da dachte er freilich daran, seinen Frieden mit dem Bruder zu machen, aber sein Gemüth war noch fern von wahrer Reue und Versöhnlichkeit. Mehrere Bischöfe legten bei Otto Fürbitte für den Bruder ein, und dieser bot willig und aufrichtig die Hand zur Versöhnung. Gern sah er es, als Heinrich die Waffen vor ihm niederlegte und sich ihm zu Füßen warf. Alles verzieh er dem Bruder und behielt ihn nur kurze Zeit bei sich unter strenger Bewachung, dann entließ er ihn und stattete ihn sogar mit der herzoglichen Gewalt in Lothringen aus, indem er hierdurch dies Land und den Bruder zugleich dauernd zu fesseln hoffen mochte.

Aber Lothringen war Heinrich nicht genug, und die Ansprüche, die er an das Leben machte, wurden in diesem fremden Lande und unter diesem ihm fremden Volke nicht befriedigt. Er gerieth unmuthig, wie er damals war, in Unfriede aller Orten, konnte sich in seiner Stellung nicht behaupten und mußte bald flüchtig das Land verlassen. Wie es scheint, misbilligte Otto das Verhalten seines Bruders, er entzog ihm die kaum überantwortete Gewalt und bekleidete mit derselben jenen Otto, Richwins Sohn, der schon vorher das Land

verwaltet hatte. Aufs Neue war Heinrichs Ehrgeiz verletzt, aufs 940.
Neue entbrannte sein Unmuth; bald zeigte sich eine neue Gelegenheit seine ehrgeizigen Absichten zu verfolgen, und er ergriff sie mit Hast. Je erbitterter sein Gemüth war, je eifriger folgte er dem ersten täuschenden Schimmer der Hoffnung und ließ sich von ihm in das Verderben verlocken.

Unausgesetzt nehmlich mußten die Vasallen, welche in den östlichen Theilen Sachsens wohnten, an den Grenzen mit den Wenden kriegen. Ein zahlreiches Heer stand fortwährend unter Geros Gebot, aber dem strengen Führer war es nicht immer willig und gefügig. Mühevoll war dieser Krieg und legte viele Entbehrungen auf; überdies fielen die Belohnungen oft kärglicher aus, als man erwartete, da der Tribut von den empörten Wenden nicht regelmäßig beizutreiben war und Gero oft selbst in die größte Noth gerieth. Man verweigerte Gero endlich den Gehorsam und beschwerte sich bei dem König über seine Strenge und Kargheit. Otto nahm sich, wie billig, des treuen Dieners an, und sofort wandte sich der erbitterte Haß vom Führer auf den König selbst. Viele mächtige Vasallen im östlichen Sachsen schauten mit unverhohlenem Groll auf Otto. Kaum wurde dies Heinrich bekannt, so nährte er durch Geschenke und Versprechungen die Unzufriedenheit; Boten liefen hin und wieder, und bald waren viele streitbare und angesehene Männer in diesem Theile des Landes mit ihm im Bunde. Auch an andren Orten hatte der König noch Feinde, die sich abermals an Heinrich anschlossen, so wußte vor Allem selbst der Erzbischof Friedrich von Mainz, der doch kurz zuvor erst die Gnade des Königs erfahren hatte, um einen Anschlag, den man gegen das Leben des Königs bereitete. Denn so groß war der Haß der zahlreichen Verschworenen gegen Otto, daß man den abscheulichen Plan gefaßt hatte, bei dem nächsten Osterfeste, das der König in diesen östlichen Gegenden zu feiern gedachte und wo auch Heinrich sich einstellen sollte, ihn, den man im offenen Felde nicht zu besiegen vermochte, durch Mord aus dem Wege zu räumen, um Heinrich die Krone aufzusetzen. Zu solchem Verbrechen bot der erste Bischof des Reiches die Hand, und so verderbte die Herrschsucht die Seele eines jungen, sonst wohl edler Regungen fähigen Fürsten, daß er nicht einmal vor dem Brudermord zurückschauderte.

Gott schützte den König auch hier. Der höllische Plan blieb 941.
lange im Dunkeln, wurde aber doch kurz vor Ostern verrathen. Die Verschworenen sammelten sich zu Quedlinburg um den König, als er schon ihre Absicht kannte. Aber er wollte die Würde des Festes nicht

941. beeinträchtigen, ruhig feierte er es in gewohnter Weise, nur ließ er sich Tag und Nacht von getreuen Vasallen umgeben. Erst als die festlichen Tage vorüber waren, wurden die Verschwornen, welche die Vorsichtsmaßregeln des Königs schon mit Besorgniß erfüllt hatten, zusammt ergriffen. Die Meisten von ihnen fanden den verdienten Tod nach dem Gesetz durch Henkershand. Erzbischof Friedrich, den nur sein heiliges Amt vor gleicher Strafe schützte, wurde dem Abte zu Fulda zu strengem Gewahrsam übergeben; auch Andre wurden in die Verbannung geschickt. Heinrich rettete sich durch die Flucht; Niemand wußte einige Zeit, wo er lebte.

Der scheußliche Anschlag war misglückt, und bald dankte wohl Heinrich selbst Gott, daß er das Leben des Bruders geschützt hatte. Denn in diesen Tagen bitterster Noth scheint endlich die Reue in seine Seele Eingang gefunden zu haben. Er stellte sich selbst dem Bruder, als dessen Gemüth durch die Bitte der Mutter und die Verwendung der Bischöfe erweicht war. Otto verzieh auch diesmal. „Du hast „meine Gnade nicht verdient," sagte er zu dem Bruder, „da du aber „dich demüthigst, will ich kein Leid dir zufügen." Er ließ indessen Heinrich nach der königlichen Pfalz zu Ingelheim am Rhein bringen und ihn streng dort bewachen. Aber unerträglich war bald dem Jüngling, dem königliches Blut in den Adern rollte, die enge Haft und die Strenge der Wächter; ihnen zu entgehen schien ihm kein Schritt zu gewagt. Heimlich bei Nacht, nur von einem Geistlichen begleitet, verließ er Ingelheim und wandte sich nach Frankfurt, wo Otto eben das Weihnachtsfest feierte. Als nun hier im Dome in der Frühe des Christtags die himmlischen Lieder den König umtönten, sah er seinen Bruder im härenen Gewande mit entblößten Füßen sich vor ihm auf den eisigen Boden werfen; abermals hörte er aus seinem Munde, und diesmal aus tiefster Seele, die Bitte um Gnade und Vergebung. Noch hallte in Ottos Herzen der Gesang der Himmlischen wieder: „Friede auf Erden!" — und so verzieh er auch diesmal dem Bruder und tilgte ganz dessen Schuld, obwohl er ihn so oft und so tödtlich beleidigt und nach dem Höchsten, was ihm Gott verliehen, nach seiner Krone, ohne vor irgend einem Frevel zurückzubeben, getrachtet hatte. Er erhob ihn vom Boden und gab ihm die Freiheit.

Dieser Weihnachtstag des Jahrs 941 war das schöne Versöhnungsfest Ottos und Heinrichs; von diesem Tage an haben sie wahrhaft wie Brüder gelebt, und man hat nachdem gesungen und gesagt von ihrer Liebe und Eintracht. Heinrich schien seitdem völlig umgewandelt, seine Herrschsucht wurde Otto gegenüber zur tiefsten Ergeben-

heit; es war, als ob er ſein ganzes Beſtreben nur dahin richte, die 941.
Abſichten ſeines Bruders zu unterſtützen und den Willen deſſelben zu erfüllen. Jetzt erſt gediehen auch ſeine bedeutenden Gaben dem Vaterlande zum Heil, die vorher ſo viel Unſegen über daſſelbe gebracht hatten. Große Vergehen ſuchte er durch große Verdienſte, wenigſtens im Herzen des Bruders, vergeſſen zu machen. Von dieſer Zeit an wollten die Brüder ſtets Ein und Daſſelbe, und man hat bald geſagt, es ſei geweſen, als ob ſie zuſammen Deutſchland regierten.

9.

Befeſtigung der königlichen Gewalt und Reichseinheit.

Die Stürme, welche die Herrſchaft Ottos und mit ihr die Ein- 941—946.
heit des Reichs bedrohten, hatten ausgetobt; ruhigere Zeiten traten ein, in denen das von Heinrich begonnene Werk der friedlichen Einigung der deutſchen Stämme zu Einem Volke fortgeführt werden konnte. Die königliche Macht erhob ſich wieder in den deutſchen Ländern ihres Namens und ihrer Bedeutung würdig über alle anderen Gewalten, und mit je feſterer Hand der junge König die Zügel des Regiments ergriff, je enger ſchürzten ſich die Bande der deutſchen Stämme, je mehr wuchs und erſtarkte der Glaube an ein einiges deutſches Reich.

Man fing damals bereits an, die Deutſchredenden in ihrer Geſammtheit als das deutſche Volk zu bezeichnen, aber man ſprach noch nicht von einem deutſchen Reiche und kannte den Namen Deutſchland noch nicht. Die von Otto beherrſchten Länder nannte man in ihrer Verbindung entweder Franken und Sachſen oder Germanien oder noch mit der alten Bezeichnung das oſtfränkiſche Reich, wie ja auch Otto den Titel eines Königs der Oſtfranken führte. Aber ob der alte fränkiſche Name dem Reiche blieb, Charakter und Weſen deſſelben hatten ſich völlig geändert. Konrad, der erſte Wahlkönig der Deutſchen nach dem Ausſterben des karolingiſchen Hauſes im Oſten, hatte noch dem fränkiſchen Stamme angehört, auf deſſen Herrſchaft die Monarchie Karls des Großen weſentlich ruhte; nicht auf neuen Grundlagen hatte er das zerfallene Reich herzuſtellen geſucht, ſondern nur mit den Mitteln einer bereits veralteten Politik, welche keine Erfolge mehr erreichte. Er

941—946. wollte das fränkische Reich von Neuem aufrichten, und gerade mit ihm ging es zu Grunde. Daß nach seinem Tode das fränkische Reich an den Sachsen Heinrich kam, bezeichnete den Anfang einer neuen Ordnung der Dinge. Die nationale Grundlage des Reichs mußte mit Nothwendigkeit jetzt eine andere werden, und da Heinrich, wie sehr er auch das Ansehen des sächsischen Stammes hob, doch nie daran dachte denselben zu einer ähnlichen Herrschaft zu führen, wie sie früher die Franken besessen hatten, ruhte das von den Sachsen regierte Frankenreich in der That nicht mehr auf dem Uebergewicht des einen deutschen Stammes über dem andern, sondern es gründete sich bereits auf der Idee der Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeit aller Deutschen. Das von Heinrich begründete Reich stellte, wie wir sahen, sich gleichsam als ein Staatenbund dar, in dem die gleichberechtigten Glieder dem Sachsen zeitweilig die Vorstandschaft eingeräumt hatten. Wie lose war noch der Verband des Reichs: die wichtigsten königlichen Rechte wurden den Herzögen überlassen, in den süddeutschen Ländern zeigte sich kaum je die königliche Autorität nach ihrer wahren Bedeutung, mit freier Gewalt herrschte Heinrich in Sachsen allein und erscheint deshalb bis an sein Ende fast mehr als Sachsenfürst, denn als das Oberhaupt aller Deutschen. Aber dennoch hatte die Idee der nationalen Einheit die in seinem Reiche wohnenden Völker allmählich mehr und mehr ergriffen, und alle deutschen Stämme begrüßten in gleicher Weise Otto zu Achen als ihren König, in gleicher Weise dienten ihm die Herzöge aller deutschen Länder als ihrem Herrn. Von diesem Tage an finden wir Otto unabläßig in dem Vollgefühl eines mächtigen Herrschers über alle deutschen Stämme ohne Unterschied walten; wie er die Sachsen auch ehrte und als seine Stammesgenossen hochstellte, sein Verfahren wurde nicht durch die Rücksicht auf ihre Machterweiterung bestimmt, sondern seine ganze Regierung zeigt sich von dem Gedanken der durch die gemeinsamen Interessen des deutschen Volks bedingten Reichseinheit geleitet und erfüllt. Die gespaltenen deutschen Stämme zu einem einigen Reiche und Volke untrennbar zu verbinden, das erkennt er als seinen göttlichen Beruf, und jedem gegen die Reichseinheit gerichteten Versuch tritt er mit heiligem Zorn als einem gottlosen Unterfangen entgegen. So überwindet er alle auf die Schwächung der königlichen Gewalt und eine neue Spaltung der Stämme zielenden Unternehmungen und befestigt dauernd eine Herrschaft, die nach ihrem innersten Wesen auf den gemeinsamen Interessen der deutschen Völker, d. h. auf der deutschen Nationalität selbst ruhte. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, wenn die spätere Zeit, sobald sich eine klare Vor-

stellung von einem nationalen deutschen Reiche entwickelt hatte, ihn 941—946.
den ersten deutschen König nannte, obschon er selbst niemals diesen Titel geführt hat.

Es war ein neues Reich, das Heinrich und Otto begründeten, aber es knüpfte nichtsdestoweniger an jenes fränkische an, von dem es den Namen trug, und Otto, obwohl in Wahrheit ein König der Deutschen, sah sich doch als den Nachfolger der fränkischen Könige an. Wie die Ordnung des Reichs im Ganzen und Großen dieselbe blieb, so trat auch Otto in die Regierungsgewalt der Karolinger, wie in ein Erbe, ein. Aus den Capitularien derselben leitete er seine königlichen Rechte her, nach fränkischem Rechte bestrafte er den Hochverrath und den Bruch des Landfriedens. Wenn aber die Capitularien auch ferner als allgemeines Reichsrecht galten, so nahm man doch in der Anwendung derselben volle Rücksicht auf die veränderten Umstände. Denn wie hatten sich doch gerade die Verhältnisse, welche die Capitularien besonders in das Auge faßten, so völlig geändert! Die Beschickung der einzelnen Theile des Reichs durch Sendboten hatte aufgehört; die Immunitäten, d. h. die gefreiten Besitzungen der Kirche und der weltlichen Großen hatten eine früher kaum geahnte Ausdehnung gewonnen; das Vasallenthum war zu einer selbstständigen Stellung gediehen; die Grafen standen durch die Erhebung der herzoglichen Gewalt der Krone ferner, als früher; die Wehrkraft des Volks endlich beruhte schon mehr in dem Ritterheer, als in dem Heerbann. Die Capitularien hätten einer vollständigen Revision unterworfen und vielfach ergänzt werden müssen, um sie den neuen Verhältnissen anzupassen.

Aber nicht durch viele neue Gesetze herrschte der Sachse. Es ist wahrlich kein blinder Zufall, wenn uns so Weniges von geschriebenem Recht aus jener Zeit vorliegt, sie hat überhaupt selten gesetzliche Bestimmungen verzeichnet. Es ist ein recht scharfes Kennzeichen dafür, daß das Reich jetzt begann sich wieder mehr auf rein deutscher Grundlage zu erbauen, daß Sitte und Herkommen das geschriebene Recht verdrängten und dieses nur so weit sich behaupten konnte, als es bereits in Fleisch und Blut des Volks eingedrungen war. Selbst noch in einer späteren Zeit, wo das geschriebene Recht wieder zu größerer Geltung kam, blieb der Grundsatz, daß das Reich nach den Gesetzen der Kaiser und dem alten guten Brauche der Väter regiert werde.

Nicht anders, wie mit den Capitularien, erging es mit den geschriebenen Volksrechten; auch sie, dem Volke schon wegen der Sprache fremd, kamen fast in Vergessenheit, und das ungeschriebene Herkommen galt bereits wieder mehr, als das geschriebene Recht. Gewohn-

941—946. heit und Sitte wurden wie in den öffentlichen, so auch in den Privatverhältnissen abermals die wichtigsten und ergiebigsten Quellen für alles Rechtsleben. Im Sinne und Herzen des Volks lebte das Recht der Vorfahren fort, und wie es hier tiefe Wurzeln geschlagen hatte, trieb es aus sich selbst reiche und frische Sprossen und verjüngte sich stets von Neuem.

Alles Gericht wurde öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzöge, das Gericht in den Gauen und Hundertschaften die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Immunitäten die Vögte und Meier, dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter, der Graf, das Urtheil gab, sondern die aus den freien Männern erwählten Schöffen es fanden, und wie dort der Umstand, d. h. die dem Gericht außer dem Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rath die Urtheiler unterstützten und ihr Weisthum belobten oder tadelten, so hatten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in den andren Gerichten ausgebildet; überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Schöffen umgeben und überall nimmt das Volk an der Verhandlung einen lebendigen Antheil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das ungekannt und unbewußt über dem Volke und allem seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreiberstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge wieder zu befreien sucht; sondern mit Sitte und Herkommen waren sie innig verbunden, Jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volks und jedes Einzelnen durch und durch verwachsen. Selten schrieb man das Gesetz auf Pergament; man bedurfte dessen nicht, es war jedem Manne in die Seele geschrieben. Frei entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienstrechte nach Sitte und Herkommen in der größten Mannigfaltigkeit.

So wenig Einfluß hiernach der König auf die Gesetzgebung und die Rechtsbildung selbst hatte, so sehr sah man es dagegen als seine Aufgabe an streng darüber zu wachen, daß Jedem sein gutes Recht werde und die Richter Niemand Gewalt thäten. Je geneigter die Zeit zu roher Gewaltthat war, je mehr bedurfte es hier der achtsamsten Sorge. Unaufhörlich saß der König selbst zu Gericht, sei es um über Reichsfürsten und Reichsvasallen zu richten, die nur von ihm ihren Spruch empfangen konnten, sei es weil seine Hülfe in einer Sache angerufen wurde, die in einem anderen Gericht schlecht oder gar nicht entschieden war. Denn allerdings trat es nicht selten ein,

daß die Schöffen ſich in ihrer Mehrheit über ein Urtheil nicht einigten, 941—946.
oder daß ſie des Rechts nicht weiſe waren, alſo nicht zu ſagen vermochten, was in dieſer Sache ſeit Alters her Rechtens ſei, oder daß ihr Urtheil endlich von der unterliegenden Partei geſcholten d. h. angefochten wurde; in allen dieſen Fällen mußte die Sache an ein anderes Gericht und, fand ſich ſonſt nirgends Rath, zuletzt an den König gezogen werden.

Aber ſelbſt dann, wenn das Urtheil des Königs ſo angerufen wurde, entſchied er nicht nach eigener Willkühr, ſondern beſtellte Schöffen, um unter ſeinem Vorſitz ein Weisthum zu finden. Waren auch ſie des Rechts nicht weiſe, ſo war es wohl Sitte Schiedsrichter zu ernennen, die aus freier Willkühr eine Entſcheidung trafen. Wie widerwillig Otto aber zu dieſer Auskunft ſchritt und wie er jeden anderen Ausweg vorzog, zeigt eine Streitfrage, die auf dem Tage zu Steele im Jahre 938 verhandelt wurde.

Man ſtritt darüber, ob wenn ein Erblaſſer neben Söhnen auch Enkel von bereits verſtorbenen Söhnen hinterließe, die letzteren in die Stelle ihrer Väter treten und ſo mit ihren Oheimen erben müßten oder nicht. Urſprünglich hatte das deutſche Recht die entfernteren Glieder der Sippe, ſo lange nähere am Leben waren, völlig ausgeſchloſſen, doch waren ſchon unter den Merovingern in Auſtraſien zu Gunſten der Enkel in dieſem Falle beſondere Beſtimmungen getroffen worden. Seitdem ſcheint das neue Recht mit dem alten gekämpft zu haben, und die Richter und Schöffen mochten oft entgegengeſetzte Weisthümer ertheilen. Man verlangte daher Belehrung und Entſcheidung von Otto, und dieſer legte die Sache dem auf dem Tage zu Steele verſammelten Volke vor. Man beſchloß, die Sache ſolle durch Schiedsrichter unterſucht und entſchieden werden. Aber Otto wollte nicht, daß die Richter und Schöffen — „die Edelen und Aelteſten des Volks," wie Widukind ſagt — durch einen ſo aus freier Willkühr gefundenen Spruch beſchämt und beſchimpft würden; er wies deshalb den Rath der Verſammlung zurück und ſtellte die Entſcheidung der Allweisheit Gottes anheim. Durch einen Kampf, in dem man Gottes Gericht ſah, beſchloß er die Frage zum Austrag zu bringen. Im Kampfe ſiegten die Streiter für die Erben, und es wurde demnach geſetzlich für ewige Zeiten beſtimmt, daß die Enkel in die Stelle ihrer verſtorbenen Väter treten und mit den Oheimen das Erbe theilen ſollten. So iſt es denn auch meiſt nachdem in den deutſchen Landen gehalten worden, obwohl an vielen Orten ſich doch die uralte Sitte zum Nachtheile der Enkel wieder feſtſetzte.

941—946. In einer Zeit, die Himmel und Erde so fern von einander gerückt hat, wie man in Ottos Tagen sie nahe verband, hat man Ottos Verfahren in dieser Sache vielfach als ungeschickt und barbarisch gescholten,*) aber es war doch durch und durch deutsch, daß er jede willkührliche Entscheidung eines Rechtsgrundsatzes abwies, wie es tief in seiner sächsischen Natur beruhte, daß er die Entscheidung gerade durch den Kampf wählte. Sahen die Germanen von jeher im Zweikampfe ein Gottesurtheil, so hatte diese Vorstellung sich besonders bei den Sachsen erhalten. Es konnte damals und noch später jeder freie Sachse, wenn er das Urtheil seiner Richter gescholten hatte, zu dem Könige ziehen und dort selb sieben seiner Genossen gegen die sieben Schöffen seine Sache im Kampfe durchfechten; eben so diente den Sachsen häufig der gerichtliche Kampf als Beweismittel, um die Ungerechtigkeit einer Beschuldigung oder die Wahrheit einer Behauptung darzuthun. Otto handelte also in dem Sinne und nach den Vorstellungen seines Volks hier, wie später, als er den gerichtlichen Zweikampf in Italien gegen die bereits erstorbene Sitte für manche Fälle gesetzlich wieder gebot und dadurch viel dazu beitrug, daß derselbe sich in der Folge über das Abendland abermals weiter und weiter verbreitete. Wie man jetzt auch über das Kampfgericht denken mag, es beweist die häufige Anwendung desselben zu jener Zeit, daß man lieber sein gutes Recht dem allmächtigen Gott, als der Willkühr der Menschen anheim stellte und daß selbst der König sich nicht als Herr des Gesetzes ansah. Wo Sitte und Herkommen das Recht nicht wiesen, unterstellte man sich dem Urtheil und Willen des Höchsten.

So wenig Einfluß der König auf die Rechtsbildung und Rechtsentwickelung im deutschen Reiche hatte, so frei und ungebunden war nach anderen Seiten seine Thätigkeit. Als die wichtigsten Aufgaben seines Regiments wurden noch jetzt, wie früher, die Wahrung des Landfriedens, die Beschirmung des Volks vor äußeren Feinden, die Sicherung des althergebrachten Rechts, der Schutz der Kirche und der Hülflosen angesehen. Aus seiner Stellung als oberster Gerichtsherr, Kriegsherr, Schutzherr der Kirche flossen alle die einzelnen Rechte und Befugnisse her, die er, neben seiner oberlehnsherrlichen Gewalt über

*) Justus Möser, ein deutscher Mann, wie es Wenige gegeben hat, ein Mann zugleich von altsächsischer Art und Sitte, hat Ottos Beweggründe richtig zu würdigen gewußt, und er bewundert es als ein Denkmal der deutschen Freiheitsliebe und des großen Gefühls von Ehre, daß Otto so und nicht anders handelte. Patriotische Phantasien. Vierter Theil. S. 153.

die Vasallen, über die Gesammtheit des Volks übte. Ueber den Umfang und über die Grenzen der königlichen Rechte war freilich des Streits genug, aber innerhalb des der Reichsgewalt einmal eingeräumten Gebiets waltete der König in völlig freier Macht, ganz nach eigener Entschließung, ohne irgend durch hemmende Fesseln und Formen beschränkt zu sein. Wir finden keine regelmäßigen Reichs- und Kirchenversammlungen mehr, das Maifeld wird nicht mehr abgehalten, die Ordnungen des Hofes verlieren ihre strenge Geschlossenheit, der Staatsrath verschwindet, die Provincialverwaltung wird eine ungebundnere, da an die Stelle der Sendboten neben die Herzöge und Pfalzgrafen in gewissem Sinne der König selbst tritt. Die ganze Regierung Ottos trägt, wie schon die seines Vaters, einen durchaus persönlichen Charakter, und so eng sich auch sonst die Ordnungen des deutschen Reichs an die des fränkischen anschließen, zeigt sich doch gerade auch in dieser freieren Stellung der königlichen Person eine Rückkehr zu dem altgermanischen Wesen. 941—946.

Das Reich ist der König selbst. Nach eigener, freier Wahl zieht er Männer seiner Gunst und seines Vertrauens an seinen Hof, mit denen er die Angelegenheiten des Staats berath und entscheidet; aus ihrer Mitte erwählt er seine Grafen und Bischöfe, ihnen ertheilt er nach ihren Verdiensten um das Reich und seine Person die erledigten Reichslehne, sie erhalten die ausgedehntesten Privilegien oft in Anerkennung der allerpersönlichsten Dienste. Der König erscheint inmitten dieser seiner Großen fast nicht anders, als ein alter Gefolgsherr inmitten seiner Mannen.

Die Reichsverwaltung hat keinen andren festen Mittelpunkt, als unmittelbar in der Person des Königs; der Hof selbst hat keine bleibende Stelle. Wo der König weilt, da ist das Reichsregiment und der Hof. Wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und in der goldenen Aue aufhielt, so finden wir ihn doch selten lange dort rasten. Ueberall durch das weite Gebiet seiner Herrschaft lagen seine Pfalzen zerstreut, und von einer Pfalz zieht er zur andern. Sein Haus ist aller Orten in den deutschen Landen, und überall will er selbst sehen und selbst entscheiden, was in seinem Hause vorgeht; wo ein Feind an den Grenzen droht, wo sich ein Aufruhr regt, wo eine gewichtige Entscheidung in Staat und Kirche zu treffen ist, da ist er selbst sogleich zur Stelle. Ein unruhiges und unstätes Dasein hat Otto so geführt, aber dies rastlose Wanderleben, das die Person des Königs allen Stämmen gleich nahe brachte, hat nicht wenig dazu beigetragen, damals die Einheit des Reichs zu befestigen.

941—946. Einen besonderen Glanz pflegte der König um seine Person an den hohen kirchlichen Festen zu entfalten, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Da strömten die hohen geistlichen Würdenträger an seinen Hof und gaben durch ihre Gegenwart der heiligen Festfeier eine besondere Weihe; da kamen mit reichen Geschenken die Herzöge und Grafen zu ihrem Lehnsherrn und Könige und beeiferten sich ihre Treue und Ergebenheit ihm an den Tag zu legen, um seine Huld zu verdienen; abhängige Fürsten der umwohnenden Völker brachten ihren Tribut dar und beugten ihr Haupt dem gefürchteten Oberherrn; Gesandte befreundeter Könige erschienen von nahe und fern und fesselten durch die Kostbarkeiten, die sie dem Könige zu Füßen legten, wie nicht minder durch ihre fremde Sitte und Sprache die Aufmerksamkeit der herbeieilenden Menge. Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe des Königs, wo er auch gerade weilen mochte; Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage, viel Kurzweil wurde getrieben, aber auch die ernstesten Dinge wurden erwogen und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Hier wurde häufig über Krieg und Frieden entschieden, hier wurden Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, hier Bischöfe und Grafen ernannt, hier neue Belehnungen und große Privilegien ertheilt, wie auch meist das Fürstengericht mit diesen Hoftagen verbunden wurde. Indem der König die gerade anwesenden Großen über die wichtigsten Reichsgeschäfte zu Rathe zog, traten die Hoftage jetzt gewissermaßen an die Stelle jener regelmäßigen Reichstage der Karolingerzeit; aber es hatte doch Alles den freiesten und ungebundensten Gang, und es fehlte viel daran, daß die festeren Formen der früheren Reichsversammlungen auf die Hoftage übergegangen seien. Mehr mochte sich von jenen Formen auf den großen allgemeinen Reichstagen erhalten haben, zu denen zuweilen die Großen aus allen deutschen Landen förmlich berufen wurden. Aber nur wenn es sich um einen langwierigen Kriegszug oder um die Bestimmung der Nachfolge im Reiche handelte, scheinen sie zusammengetreten zu sein, und auch dann wurden die Verhandlungen, wie wir glauben müssen, nicht aufgezeichnet; mindestens sind keine Reichstagsverhandlungen aus jener Zeit auf uns gekommen. Wir wissen daher auch wenig oder nichts von der Art und Weise, wie die Berathungen dort geführt wurden. Häufiger traten dagegen auf den Befehl des Königs entweder in einzelnen deutschen Ländern oder im ganzen Reiche Kirchenversammlungen zusammen, die bei dem geistlich-weltlichen Charakter der Herrschaft nicht selten auch über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathen hatten

oder mit Reichs- und Hoftagen verbunden wurden. Der König pflegte dann wohl selbst in der Mitte der Bischöfe zu erscheinen und hatte auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß. Hier herrschten strengere, durch das Herkommen geheiligte Formen der Berathung, die Verhandlungen wurden aufgezeichnet und sind uns zum Theil noch erhalten. 941—946.

Obwohl das königliche Regiment innerhalb der ihm eingeräumten Grenzen mit einer Freiheit, die der Willkühr nahe stand, geübt wurde, war Ottos Königthum doch nichts weniger, als unbeschränkt. Denn gerade die Grenzen der königlichen Gewalt waren äußerst ungewiß und schwankend, und je weiter sie der hochstrebende Fürst auszudehnen suchte, um so mehr suchten die widerstrebenden Elemente sie zu verengen. Das Gefühl für die Einheit des Reichs war im Volke noch bei weitem nicht so lebendig, wie das vor Kurzem wieder so mächtig erwachte Stammesinteresse, das seiner Natur nach einer starken Reichsgewalt widerstrebte. Der hohe weltliche Adel trachtete nach der Erblichkeit seiner Lehen und nach einer völlig selbstständigen Gewalt in seinem großen bereits gewonnenen Besitz. Die Geistlichkeit, wenn sie schon zeitweise sich eng an die Krone angeschlossen hatte, um sich vor den Gewaltthaten des Adels zu retten, hatte doch ihre theokratischen, der Reichsgewalt feindlichen Ideen noch nicht aufgegeben, und ob sie schon von dem Versuch den Staat von sich abhängig zu machen für den Augenblick abstand, verlangte sie doch nicht desto minder eine freie und unabhängige Stellung in Bezug auf alle ihre geistlichen, wie ihre weltlichen Gerechtsame.

Da noch keine Staatsverträge die gegenseitigen Rechte des Königs und der Reichsstände, der Kirche und des Staats festgestellt hatten, war es kein Rechtsstreit, den der König hier mit dem Adel und der Geistlichkeit führte, es war lediglich eine Frage der Macht, die zwischen ihnen schwebte und die weder durch geistige Waffen, noch mit bewaffneter Hand jemals zur letzten Entscheidung gebracht werden konnte. Denn nach der Uebermacht, die Adel und Geistlichkeit unter den letzten Karolingern gewonnen hatten, und nachdem das deutsche Reich einmal zu einem Wahlreich geworden war, konnte es der Reichsgewalt unmöglich gelingen, die geistliche und weltliche Aristokratie jemals wieder ganz in das frühere Dienstverhältniß zurückzubringen; beide hatten schon eine vom Königthum unabhängige Machtstellung errungen, aus der sie niemals mehr ganz sich verdrängen ließen. Aber andererseits hatte die Noth der Zeit auch den deutschen Völkern gezeigt, daß sie ohne eine gesicherte Königsherrschaft die Beute ihrer

941—946. Feinde seien. Das Königthum war als eine Nothwendigkeit erkannt worden, und dadurch nicht minder, wie durch den großen Sieg, den Otto über die Herzöge errungen hatte, war dasselbe für die Zukunft gesichert. Der Widerstreit der Interessen, der Kampf um die Grenzen der gegenseitigen Rechte blieb daher zwischen der Krone und dem Adel, zwischen der Reichsgewalt und allen provinciellen und localen Mächten und mußte sich nach der ganzen Lage der Dinge verewigen.

Otto stand nicht in der günstigsten Stellung in diesem Kampfe, denn außer den Kräften, welche ihm Sachsen darbot, waren ja die Hülfsmittel des Reichs nicht in seinen, sondern in den Händen seiner Gegner; er fand seine Widersacher gerade in denen, die seine Diener und die Vollstrecker seiner Befehle sein sollten; seine eigenen Beamten waren es, in denen sich hauptsächlich der Widerstand des Adels zusammenfaßte. Diese Beamten waren zugleich mächtige Herren mit eigenem Besitz und großem Reichthum, auf deren Gütern zahlreiche Hintersassen und Hörige wohnten und die sich mit einem kriegerischen Gefolge von Vasallen und Ministerialen umgaben; überdies waren sie es, welche die Krone dem Könige gegeben hatten und nach seinem Tode wieder über dieselbe verfügten. Und besaß nicht im Besonderen noch die Geistlichkeit außer allen anderen Vortheilen ihrer Lage in ihrem geheiligten Ansehn eine furchtbare, unwiderstehliche Waffe? Karl der Große hatte einst die Macht des Adels durch Hebung des freien Standes zu beschränken gesucht, aber seine Bestrebungen waren ohne nachhaltigen Erfolg geblieben, und unmöglich war es für Otto zu demselben Mittel zu greifen. Denn die Zahl der mittleren und kleinen freien Gutsbesitzer schmolz mehr und mehr auch in den inneren deutschen Ländern zusammen; wenn die alte Gauverfassung auch erhalten war und sich noch lange erhielt, so wurde doch die Ausdehnung der Immunitäten immer größer und größer; die Kriegsmacht des Reichs beruhte gar nicht mehr überwiegend auf dem Heerbann, sondern auf den berittenen Vasallenschaaren, und König Heinrich selbst hatte auf eine Gestaltung des Kriegswesens hingewirkt, welche die alte Gemeindefreiheit eher schwächen als kräftigen mußte. Was man damals das Volk nannte, das war schon allein oder doch vorzugsweise der waffentragende Theil der Bevölkerung, jene Klassen, die bereits der Lehnsverband umfaßte. In dem Stande der Gemeinfreien war also Otto kein wirksamer Schutz mehr gegen den Adel gegeben, und es blieb ihm kaum ein anderes Mittel, um eine wahrhaft königliche Macht zu behaupten, als seine Gegner in ihren Interessen zu spalten,

den Adel durch den Adel und die Geistlichkeit durch die Geistlichkeit 911—946.
zu bekämpfen. Nur durch Bildung und Gewinnung einer Partei ließ sich damals die königliche Macht halten und heben.

Noch immer schlossen sich alle gegen die Einheit des Reichs und die königliche Gewalt gerichteten Bestrebungen an die Stellung des Herzogthums an. Alle provinziellen und lokalen Interessen, die so tief in dem deutschen Wesen wurzelten, waren dem Herzogthum verbündet, nicht minder alle Elemente des Adels, die nicht unmittelbaren Vortheil oder Gewinn an Ehre im Dienste des Königs fanden; selbst die hohe Geistlichkeit trug, wie sich zeigte, kein Bedenken, sich dem lange befehdeten Herzogthum zu nähern, wenn sie der königlichen Uebermacht entgegentreten zu müssen meinte. Daher war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung das Herzogthum behaupten würde, nachdem es im Jahre 939 von dem jungen Könige eine so gewaltige Niederlage erlitten hatte.

Der wiederholte Aufstand der Herzöge gleich im Anfange seiner Regierung hatte dem Könige hinreichend gezeigt, daß eine starke Reichsgewalt mit dieser Fülle der Selbstständigkeit, die Heinrich den Herzögen eingeräumt hatte, nicht bestehen könne, und es war deshalb nicht anders zu erwarten, als daß er seinen Sieg auf alle Weise benutzen würde, um seine königliche Macht eben so zu erweitern, wie die der Herzöge zu schmälern. Denn das Herzogthum ganz zu beseitigen und damit auf die Bahn König Konrads zurückzukehren, dazu besaß er weder die Macht, noch erlaubte es ihm seine eigene Stellung, die ja im Wesentlichen noch auf der herzoglichen Gewalt in Sachsen begründet war. Aber Otto konnte das Herzogthum durch seine persönliche Erscheinung in allen deutschen Ländern verdunkeln und zurückdrängen, er konnte es in seinen Befugnissen beschränken, durch Einsetzung neuer Beamten überwachen lassen, endlich seine Selbstständigkeit durch Ertheilung an ihm persönlich ergebene Männer mindern. Und keinen Augenblick nahm Otto Anstand, alle diese Wege zu betreten. Nur in Franken hob Otto, wie wir sahen, das Herzogthum ganz auf, indem er es mit der Krone vereinigte. Es mußte für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit sein, den Stamm, der so lange die Herrschaft über alle deutschen Länder geführt hatte und der so hohe und stolze Erinnerungen nährte, ohne einen selbstständigen Führer zu lassen, aber es wurde ihm nur dadurch möglich, die Aufhebung dieses Herzogthums durchzuführen, daß er die noch lebenden Glieder der konradinischen Familie auf das Engste in sein Interesse gezogen hatte und die aufstrebenden andern fränkischen Großen nach anderen

941—946. Seiten beschäftigte. Die andern Herzogthümer blieben bestehen, aber es war freilich keine Rede mehr davon, daß die Herzöge die wichtigsten Rechte des Königs selbstständig übten, wie es noch unter Heinrich geschehen war. Das Recht über Krieg und Frieden lag nicht mehr in ihrer Hand, es sei denn, daß es den Schutz der Reichsgrenzen gegolten hätte; der Herzog von Baiern verlor jenes einst ausdrücklich bedungene Recht, die Bischofsstühle in seinem Lande zu besetzen. In allen Provinzen wurden nach und nach Pfalzgrafen eingesetzt zur Beaufsichtigung der Reichsgüter und Reichseinkünfte, zur Gewährung der Rechtshülfe an Stelle des Königs und überhaupt zur Beaufsichtigung und Ueberwachung der Herzöge und Grafen; sie waren nichts anders, als die Statthalter des Königs in den Provinzen, die Vertretung des Reichs lag ihnen ob gegenüber den provinziellen Interessen, die der Natur des Herzogthums nach dieses immer beherrschten. War der Pfalzgraf einst der Vertreter des Königs im Mittelpunkt der Monarchie gewesen, so wurde er jetzt dessen Statthalter in den einzelnen Reichen, die sich aus dem Ganzen gelöst und wieder zusammengeschlossen hatten, ohne dabei ihre Selbstständigkeit ganz zu verlieren. Vor Allem aber suchte der König ihm völlig ergebene Männer zu dem Herzogthum zu erheben und diese dann durch alle Bande des Lebens an sich zu fesseln.

Wenn es früher scheinen konnte, als ob das Herzogthum theils auf Erbansprüchen, theils auf Volkswahl beruhte, so nahm es Otto von Anfang an als ein unveräußerliches Recht der königlichen Gewalt in Anspruch, frei über die Besetzung des Herzogthums zu verfügen, und hat es niemals geduldet, daß ihm dies Recht bestritten würde. So besetzte er im Jahre 938 das Herzogthum Baiern, so dann Lothringen nach eigener Wahl, und so verfuhr er auch in der Folge.

Der Herzog Otto von Lothringen starb schon im Jahre 944, und bald darauf der junge Heinrich, Giselberts Sohn. Das Land bedurfte eines neuen Herzogs, und der König sah sich unter seinen Großen um, wem er die Obhut über dies immer noch unruhige Volk anvertrauen könnte. Seine Wahl fiel nicht auf einen Lothringer, sondern einen Franken, jenen Konrad den Rothen, der ihm im Kampfe gegen die Herzöge so wichtige Dienste geleistet hatte und damals der Erste war in seiner Gunst. Es lag etwas Trotziges und Verwegenes in der Art dieses jungen Mannes, aber es war der Trotz, der begabten Naturen nicht selten eigen ist und oft ein Zeichen inneren Werthes scheint; der Trotz, den man den früheren Jahren wohl verzeiht, wenn er mit soviel Mannhaftigkeit und Klugheit sich paart, wie sich in Kon-

rad fand. Im Lager und daheim galt er viel bei seinen Genossen, 941—946.
denn er war klug im Rath, rasch in der That, ein Kriegsmann, der seines Gleichen suchte. Wenn Einer, schien er der Mann, dies unruhige Volk der Lothringer zu bändigen; überdies stießen seine schönen Grafschaften am Rhein und an der Nahe, die er theils von seinem Vater Werner ererbt hatte, theils Ottos Gunst verdankte, unmittelbar an das Lothringerland. Konrad erfüllte auf das Beste die in ihn gesetzten Hoffnungen, er beruhigte bald das weite ihm übertragene Gebiet und stieg dadurch so hoch in der Gunst des Königs, daß dieser ihm vier Jahre später seine Tochter Liutgarde, als sie zu mannbaren Jahren heranreifte, zur Ehe gab.

Im Jahre 945 wurde auch in Baiern das Herzogthum abermals erledigt. Herzog Berchthold starb, nachdem er treue Dienste dem sächsischen Hause geleistet und noch in seiner letzten Lebenszeit die Ungern, als sie Baiern abermals angriffen, tapfer zurückgeschlagen hatte. Er hinterließ nur einen unmündigen Sohn, dem Otto das Herzogthum nicht übertragen wollte. Da verwandte sich Mathilde, die königliche Mutter, für ihren heißgeliebten, unglücklichen Sohn Heinrich; sie bat den König, er möchte nun seines Bruders gedenken, der so unsägliche Leiden erduldet hätte. Otto gewährte wirklich ihre Bitte, und Heinrich, der schon durch seine Gemahlin Judith, die durch Schönheit und Geist glänzende Tochter Herzog Arnulfs, dem Baierlande nicht fern stand, wurde mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnt. Abermals wurde eine bedeutende Macht in seine Hände gelegt, die so oft frevelnd nach der Krone getrachtet hatten. Aber nie hat es Otto zu beklagen gehabt, nie täuschte Heinrich fortan das Vertrauen des Bruders. Er war noch kaum in die Mannesjahre getreten, seine Seele dürstete nach Thaten, er verlangte danach dem Namen seines großen Vaters Ehre zu machen und in Vergessenheit zu bringen, was er gegen den Bruder gefehlt hatte und dessen man nur zu gut noch in allen deutschen Landen gedachte. Jetzt fand er eine Stelle, wo er seine Thatkraft in löblichem Streben zeigen konnte; gegen die Feinde des Reichs innen und außen stand er ein unermüdlicher Kämpfer stets auf der Wacht. „Die Eintracht der Brüder," sagt Widukind, „wurde bald auf dem ganzen Erdkreis gepriesen, denn „einmüthig erweiterten sie das Reich, bekämpften sie die Feinde und „herrschten sie über ihr Volk."

So hatte freilich die Stellung der Herzöge sich bedeutend geändert. Das Herzogthum und mit ihm die Besonderheit der deutschen Lande unter dem Königthum hatte sich erhalten, aber es waren nicht

941—946. mehr die alten Nationalherzöge, die aus den einzelnen Stämmen selbst hervorgegangen als Vertreter derselben sich der Krone halb gezwungen, halb freiwillig unterworfen hatten. Diese Herzöge gehörten den Ländern, an deren Spitze sie standen, gar nicht oder nur durch ihre Frauen an, und waren fast alle von dem neuen Könige gesetzt, mit dessen Macht die ihrige eng verbunden war. Ueber Lothringen und das Schwabenland herrschten fränkische Männer; während Franken selbst unter dem Könige aus sächsischem Blut stand, und über Baiern sein Bruder waltete. Nur in Sachsen hatte sich das alte Stammesherzogthum ungebrochen erhalten und zur königlichen Gewalt über alle deutschen Lande erhoben; sonst erscheinen die Herzöge überall schon mehr als Dienstleute und Beamten des Königs, als daß sie eine völlig selbstständige Gewalt neben ihm hätten geltend machen können. Nun erst ließ sich in Wahrheit wieder von einem Reiche in dem Sinne sprechen, wie es einst die Franken besessen hatten; eine ganz andere Gewalt übte Otto, als jene Vorstandschaft Heinrichs war, die wir dem sächsischen Bretwaldathum verglichen. War der Vater in die Fußtapfen eines Egbert getreten, so strebte der Sohn schon den Thaten Karls des Großen nach.

Irrig wäre es zu glauben, daß die Bedeutung des Herzogthums deshalb eine geringe und die Kraft desselben völlig gebrochen gewesen sei. Es war vielmehr die dem Herzog über sein Gebiet verliehene Gewalt noch so umfassend, daß man gradezu sagte, er regiere das Land. Er stand an der Spitze des ganzen Kriegswesens, er hatte die Sorge über den Landfrieden, er hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Aebte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, was meist ohnehin der Herzog besaß, kamen große Reichslehen, die ihm mit dem Herzogthum ertheilt, und Reichsvasallen, die ihm überwiesen wurden; zudem erhielt er gewöhnlich in dem Herzogthum mehrere Grafschaften. So wurde er mit Rechten und Lehen überhäuft, die ihm ein wahrhaft fürstliches Ansehen sicherten; überdies verbanden sich aber alle die mannigfaltigen Stammesinteressen mit seiner Gewalt, die oft so stark und mächtig waren, daß sie selbst Männer, die dem Könige am nächsten standen, doch von ihm trennten. Es stand immer hier noch eine bedrohliche Macht der Reichsgewalt gegenüber, wie auch in andern Kreisen noch keineswegs aller Widerstand vernichtet war, und besonders die hohe Geistlichkeit öfters eine bedenkliche Stellung einnahm; aber dennoch war Otto schon zu dem Besitz einer Macht ge-

langt, wie sie seit Menschenaltern in keines deutschen Mannes Hand 941—946.
vereint gewesen war.

König Heinrich hatte die Herzöge durch den Vasalleneid an sich geknüpft, und das Lehnsverhältniß, in welches die Führer der deutschen Stämme so zu ihm traten, schien eine Zeit lang allein die deutschen Länder zusammenzuhalten. Auch dem König Otto hatten alsdann, als er zu Achen sich krönen ließ, alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, die Herzöge, Bischöfe, Grafen und Reichsvasallen durch den Lehnseid gehuldigt, und das Lehnsverhältniß regelte daher auch unter ihm zunächst alle seine Beziehungen zu den Fürsten des Reichs. Als Lehen wurden deshalb fortan alle Herzogthümer und Grafschaften, die Bisthümer und Reichsabteien vom Könige verliehen. Wenn das Vasallenthum aber im Westfrankenreich bei der bereits vom Adel durchgesetzten Erblichkeit der Lehen schon zu einer die königliche Gewalt unendlich hemmenden Fessel geworden war und zu einem Verhältniß erwuchs, das dem Könige mehr Pflichten auferlegte, als ihm Rechte gab, ihn mehr zum Diener seiner Vasallen als zu ihrem Herrn machte; so faßte Otto dagegen die Stellung der großen Reichsvasallen zu ihm als ihrem Lehnsherrn, trotz alles Widerstrebens derselben, streng nach der ursprünglichen Bedeutung des Lehnsverbandes auf und sah in diesen mächtigen Großen nur seine ihm zu besonderem Dienste verpflichteten Mannen. Weder die Erblichkeit der Lehen gestand er ihnen zu, noch irgend ein bestimmtes Recht auf die Regierung des Reichs, noch besondere Gerechtsame, die dem Interesse des Reichs zu widerstreiten schienen. Wenn er die Herzöge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit Ring und Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seiner Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete und in keiner Noth ihn zu verlassen. Indem er diesen Eid nach seiner ganzen Schwere ihnen gegenüber geltend machte, ohne irgend eine andere Gegenbedingung einzugehen, als daß er sie bei ihrem Lehn belassen wollte, so lange sie es nicht durch Untreue verwirkten, mußte der Lehnsverband die Fürsten des Reichs eher fester dem Könige verbinden, als sie ihm entfremden. Aber freilich glaubte Otto noch andere und höhere Rechte zu besitzen, als die aus seiner Stellung als Oberlehnsherr folgten. Es war ihm, meinte er, von Gott selbst die höchste Gewalt über alles Volk in den deutschen Landen mit seiner Krone übertragen worden, und diese Krone gäbe ihm über den Adel, wie über die anderen Stände des Volks Rechte der umfassendsten Art, die

941—946. nur durch das Herkommen der Väter und durch die Macht der Verhältnisse begrenzt würden. Er hielt sich, wenn er sich auch nicht nach fränkischer Sitte einen besonderen Eid der Treue von allen Freien schwören ließ, sondern sich mit der Anerkennung begnügte, welche das versammelte Volk bei seiner Krönung mit zum Himmel erhobenen Händen ausgesprochen hatte, doch für einen Volkskönig im eigentlichen Sinne des Worts und nach den Vorstellungen, welche sich unter dem Einfluß des Christenthums und der Geistlichkeit unter allen deutschen Stämmen von der königlichen Gewalt ausgebildet hatten.

Otto bedurfte bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei der großen Freigebigkeit, die seine Stellung ihm zur Nothwendigkeit machte, bei den vielen Umzügen und Heerzügen eines stets gefüllten Schatzes, und in der That standen ihm, sobald die Ordnung nur wieder gewonnen war, bedeutende Hülfsmittel zu Gebote. Neben dem Genuß seines sehr reichen Erbgutes hatte er die freie Verfügung über die gesammten Einkünfte des Reichs, und so sehr diese auch durch die Schwäche und Schlaffheit der letzten Karolinger gemindert waren, boten sie nach Einführung einer strengeren Ordnung doch noch einen bedeutenden Ertrag. Schon König Heinrich hatte, wie er als ein guter Haushalter überhaupt geschildert wird, die königlichen Einkünfte fester gehalten, als die königlichen Rechte; es liegen unzweideutige Beweise vor, daß er in Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern in gleicher Weise über die Kammergüter verfügte, wie in Sachsen, doch scheinen unter ihm noch die Herzöge selbst mit der Erhebung der Reichseinkünfte in jenen Ländern betraut gewesen zu sein. Otto dagegen verband alsbald die Einziehung der königlichen Gefälle mit den neu errichteten Pfalzgrafschaften, was für die Hebung der Reichseinkünfte große Vortheile darbieten mußte.

Die wichtigsten Einkünfte flossen unfraglich noch immer aus dem Ertrage der sehr großen, weit durch das ganze Reich zerstreuten königlichen Güter, die durch Ministerialen und Zinsleute bestellt wurden. Die mächtigen Königsforsten dienten mehr der Jagdlust des Hofs, als daß sie eine ergiebige Geldquelle gewesen wären. Die Bergwerke, wie überhaupt die Gewinnung der Metalle, waren dem Könige vorbehalten und fingen, wie es scheint, bereits an sich einträglich zu zeigen. Die Friedensgelder und Bannbußen flossen noch zum Theil dem Fiscus zu, verminderten sich jedoch durch die Ausdehnung der Immunitäten, während die zahlreichen Confiscationen der letzten Zeit dem Schatze sehr zu Gute kamen. Die Zölle und Wegegelder, wie der Ertrag des Münz- und Marktrechts gehörten ursprünglich allein dem

Reiche zu und waren bedeutende Einnahmequellen, obgleich Otto ge- 941—946.
rade mit diesen Gerechtsamen nach dem Vorbild der Karolinger am freigiebigsten war und namentlich die geistlichen Herren meist die Zölle, die Münz- und Marktgerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten schon für sich gewannen.

Eine gleichmäßige Reichssteuer gab es nicht. Wir wissen, welchen Widerwillen der freie deutsche Mann gegen jede Schatzung empfand; soweit seine Macht reichte, erwehrte er sich jeder Besteuerung, in der er eine Minderung seiner Ehre und Freiheit sah. War daher auch im fränkischen Reiche in den gallischen Ländern eine Kopf- und Grundsteuer erhoben worden, so hatte sie sich doch keineswegs über die Gegenden am Rhein und jenseits des Rheins erstreckt. Manche der unterworfenen deutschen Völker hatten freilich den merovingischen Königen Tribut zahlen müssen — wir wissen dies von den Alamannen, Thüringern und Friesen —, aber der theils in Geld, theils in Naturalien abgetragene Tribut war später entweder erlassen oder an kirchliche Stiftungen vergabt worden. Zu Ottos Zeiten forderte die Kammer unsers Wissens nur noch einen Schweinezins von den Thüringern, den sie mit großem Verdrusse entrichteten, und in der Grafschaft Chur einen Geldzins, den der König alsbald dem dortigen Bisthum schenkte.

Viel bedeutender, als diese ganz vereinzelten Steuern, waren die ursprünglich freiwilligen Abgaben, die dem Könige unter dem Namen von Ehrengeschenken nach alter Sitte dargebracht wurden. Niemand pflegte sich seinem Hofe mit leeren Händen zu nahen; die geistlichen, wie die weltlichen Großen brachten gemeinhin ihm bedeutende Summen, um sich seine Huld zu gewinnen oder zu sichern. Es war dies mit der Zeit eine förmliche, oft sehr drückende Abgabe geworden, die deshalb die reichen und großen Abteien durch ein bestimmtes Abkommen regelten. So wissen wir, daß die Abtei Lorsch gleich anderen später jährlich hundert Mark der Kammer zahlte. Nicht minder einträglich waren, als Otto nach allen Seiten erobernd vordrang, die Tribute der unterworfenen Völker, die theils in Geld, theils in Naturalien abgetragen wurden. Schon damals empfing er mindestens zeitweise von den Dänen, Wenden und Slawen erhebliche Tributzahlungen. Nimmt man nun hiezu, daß der König selbst, sein Hof und seine Beamten überall frei beherbergt und bewirthet, daß ihnen aller Orten Vorspann und Fuhren unentgeltlich geleistet wurden, daß selbst bereits ausgethane Einkünfte des Reichs dem Könige, wo er Hof hielt, wieder nach dem alten Ausdruck ledig wurden, daß ferner die Ausrüstung

941—946. und Unterhaltung der Heeresmacht fast ganz den Vasallen zur Last fiel und die sonstigen Bedürfnisse des Heeres beim Durchzug durch das Reich von den Unterthanen gestellt werden mußten, so begreift sich, daß Otto bei aller Freigebigkeit doch ein reicher König blieb, dem die Hülfsquellen zu den mannigfachsten Unternehmungen, in die ihn die Verhältnisse verwickelten, niemals versiegten. Es war dies durchaus nicht ohne Wichtigkeit in einer Zeit, die bei geistiger Roheit gerade auf Reichthum und Glanz der äußeren Erscheinung einen sehr hohen Werth legte, und unter Verhältnissen, die den König nöthigten, einflußreiche Männer durch bedeutende Vergabungen an seinen Thron zu fesseln. Ohne einen stets gefüllten Schatz hätte Otto die Einheit des Reichs und die Würde des königlichen Namens unter den Deutschen schwerlich aufrecht erhalten können.

Das neue Reich war begründet, aber noch war Alles im Uebergang und in der Gährung. Ueberall durchkreuzen sich noch die allgemeinen Interessen des Reichs mit den besonderen der einzelnen Länder und Stände, nirgends finden sich schon scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Gewalten, nirgends haben sich noch feste Formen für die neuen Verhältnisse ausgeprägt. Und auf freie, selbstständige Weise von innen heraus entwickelt sich das neuerwachte Leben des Volks zu bestimmterer Gestaltung; die eigenthümlichsten und mannigfaltigsten Lebensformen bilden sich in den höheren, wie in den niederen Kreisen des Staats aus; sie zeigen nicht immer einen Fortschritt gegen die Einrichtungen Karls des Großen, ja sie bezeichnen vielmehr zum guten Theil eine Rückkehr zu Zuständen, die bereits überwunden schienen, aber sie entsprachen jedenfalls mehr dem Geiste des deutschen Volks, wie sie frei aus ihm geboren waren.

Wo den verschiedenen Elementen soviel Raum bleibt, sich aus eigener Kraft zu entfalten, können Reibung und Kampf nicht fehlen; einen langwierigen und oft überaus erbitterten Streit sehen wir daher sich zwischen den die Zeit beherrschenden Gewalten entspinnen und die verschiedensten Wendungen gewinnen. Das Lehnswesen ringt mit der alten Volksfreiheit, die alte Gauverfassung wird von den immer wachsenden Immunitäten mehr und mehr aufgelöst, das Volksheer muß dem Ritterheer weichen; es erhebt sich der weltliche und geistliche Adel hoch über die Masse des Volks und reißt für den Augenblick selbst die Summe der Herrschaft an sich. Aber indem der weltliche Adel und die Geistlichkeit in ihren Interessen sich trennen und über der Sicherung des eigenen Vortheils das Wohl des Ganzen vergessen, indem der weltliche Adel sogar die Einheit des Reichs zu lösen

sucht und sich ganz den alten Stammesinteressen hingiebt, erhebt sich 941–946.
über ihn abermals das fast beseitigte Königthum. Die ersten Regungen eines lebendigeren gemeinsamen Volksbewußtseins in den deutschen Stämmen und die sich aufdrängende Erkenntniß, daß sie in der Trennung und Spaltung die sichere Beute ihrer Feinde seien, machen die Herstellung des Königthums und damit einer kräftigen Reichsgewalt zur Nothwendigkeit. Diese Gewalt durchdringt sich von Anfang an mit dem Gefühl für nationale Freiheit und Selbstständigkeit, dann auch mit der Erkenntniß, daß diese Güter nur durch eine engere Verschmelzung der deutschen Stämme zu erlangen und zu sichern seien, und so wirft sie sich alsbald in einen Kampf der gefährlichsten Art gegen alle Sonderbestrebungen des hohen Adels, den sie dennoch siegreich besteht. Wenn nun auch die alte Volksfreiheit langsam ihrem Untergange entgegengeht, die Erbschaft derselben fällt nicht dem Adel allein zu, er muß sie vielmehr guten Theils dem Königthum überlassen.

Welches Glück für das deutsche Volk war es, daß gerade in der Zeit, wo das Lehnswesen im Kampfe mit der Gemeindefreiheit entschieden die Oberhand gewann, sich ein kraftvolles Königthum erhob, das sich in den Mittelpunkt der Dinge stellte und das Wohl Aller scharf in das Auge faßte, das den Uebermuth der Mächtigen brechen und die Gewaltthat gegen die Niederen rächen konnte! Hier war, während das Volk in schroff gesonderte Stände mehr und mehr auseinanderfiel, wieder ein Anhaltpunkt für die Gesammtheit gegeben. Und wie hätte wohl das erst aufkeimende Bewußtsein gemeinsamer Volksthümlichkeit unter den Deutschen erstarken können, da sich ja auf der einen Seite der Adel, sobald er sich dem Königthum gegenüber als eine selbstständige Macht fühlte, ganz seinen besonderen Verhältnissen und den provinziellen Interessen hingab, während auf der andern Seite die Geistlichkeit stets von Neuem jenem Ideal einer theocratischen Universalmonarchie zustrebte, das den nationalen Regungen nichts weniger als günstig war — wie anders, als durch ein Königthum, wie es Otto unter den deutschen Stämmen aufrichtete?

10.

Herstellung und Erweiterung der Marken.

Durch seine ruhmvollen Siege über die äußeren Feinde des 939–950
Reichs, die Ungern, Dänen und Wenden, hatte König Heinrich vor

939—950. Allem das Reich begründet, aber nach Heinrichs Tode hatten die Feinde an den Grenzen nicht geruht und kaum mindere Gefahren über die deutschen Länder gebracht, als die Empörer im Innern. Wiederum hatten sich die Ungern im Reiche gezeigt, und unaufhörlich waren die Grenzen Sachsens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgesetzt. Gegen die Ungern hatte sich endlich das Sachsenland selbst zu helfen gewußt; gegen die Wenden mußte dagegen der König wiederholentlich noch in Person ausziehen und sie zurückweisen. Aber doch war selten lange an den nördlichen und östlichen Grenzen des Reichs Ruhe, und nur ein lange fortgesetzter Kampf, der alle Kräfte des Feindes brach, konnte zu dauernder Sicherheit führen. Den Frieden im Innern benutzte jetzt der König, die Kräfte des Reichs gegen die äußeren Feinde zu wenden und durch starke Schutzwehren seinen Staat gegen Angriffe von außen zu sichern. Er selbst nahm an diesen Kämpfen Theil, aber fast höher noch, als sein eigener Ruhm, strahlt hier der, den sich seine tapferen Heerführer im Kampf gegen die Feinde des deutschen Namens und der christlichen Kirche erwarben.

Vor Allem war Markgraf Gero der Schrecken der Feinde. Wir wissen, wie misvergnügt die Sachsen waren, als Otto ihm, einem Mann ohne glänzende Abkunft, die Vertheidigung der Grenzen gegen die Wenden übertrug, aber doch hatte der König gerade in ihm den rechten Mann für diese Stelle gefunden. Gero besaß ausgezeichnete Eigenschaften, die ihn in des Königs Augen höher stellten, als es selbst die vornehmste Geburt vermocht hätte. Er war erfahren im Kriege und nicht minder kundig der Staatsgeschäfte; auch wußte man wohl, daß es ihm nicht an einer beredten Zunge fehlte, wenn er es gleich mehr liebte, seinen Verstand in Thaten, als in Worten, zu zeigen. Galt es etwas zu erwerben oder zu gewinnen, so war er schnell auf dem Platze, aber zur rechten Zeit that er auch gern seine Hand auf, und mit Unrecht schalt man ihn karg und geizig. Ueberdies war er, obwohl ein strenger, oft harter Kriegsmann, doch fromm und gottesfürchtig und sorgte gern für die Kirche und ihre Diener, was sie ihm nicht vergessen haben.

Geros Mark erstreckte sich von der Saale und mittleren Elbe bis zu der Oder. Hier wohnten manche Völker, die sich schon ganz der Sachsenherrschaft gebeugt und ihre Selbstständigkeit aufgegeben hatten, wie die Sorben und Daleminzier, deren Namen fortan aus der Geschichte verschwinden; ihnen benachbart aber andere wendische Stämme, die sich nur mit dem äußersten Widerstreben der fremden Herrschaft beugten und sich nach jeder Gelegenheit umsahen, das ver-

haßte Joch abzuwerfen. Es waren die Milzaner an der oberen 939–950.
Spree, die Lausitzer, abwärts an demselben Flusse wohnend, die Heveller an der Havel, die Redarier und Uckrer zwischen der oberen Havel und Oder; die drei letzten zu der mächtigen Völkerschaft der Liutizen gehörig, der auch noch außerhalb Geros Mark die Wilzen, in die Zirzipaner und Tolensauer gespalten, und von der Peene und Tollense bis zum Meere wohnend, zugerechnet wurden.

Seit Gero seine Mark verwaltete, lag er unausgesetzt im Kampf mit den Wenden. Denn Brand, Mord und Verwüstung übten unaufhörlich diese schlimmen Nachbarn, und selbst die Kriegszüge des Königs, deren wir schon gedachten, wehrten nur auf kurze Zeit dem immer aufs Neue sich andrängenden Verderben. Bisweilen trat eine trügerische Waffenruhe ein, die aber bei der Treulosigkeit der Wenden noch gefahrvoller schien, als der offene Kampf. So machten sie einst den Anschlag, Gero, wenn er sich sicher dünkte, zu überfallen und zu tödten, doch er war listiger, als sie, und vergalt ihnen die Tücke ihres Herzens. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er, als er von jenem Anschlage vernahm, zu einem festlichen Mahle; hier trank er ihnen tüchtig zu, bis sie vom Wein berauscht zu Boden sanken, dann ließ er sie alle in derselben Nacht erschlagen, und noch lange wußte man davon zu sagen, wie er ihnen das Mahl gesegnet hatte.

Diese blutige That war das Zeichen zu einer neuen, allgemeinen Empörung der Wenden Der alte Haß gegen die Deutschen flammte in aller seiner Macht auf, und es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Viel machte der ergrimmte Feind dem tapfern Gero zu schaffen. „Denn so ist die Art der Slawen", sagt Widukind von Korvei, „sie „können, wenn es sein muß, unsägliche Beschwerden und Mühen er„tragen und mit geringer Kost sich begnügen, so daß ihnen als leicht, „ja als eine Lust erscheint, was die Unsrigen nur unter Seufzen und „Stöhnen über sich kommen lassen." Aber auch das ist Slawenart, daß sie uneins unter sich sind, jeder thun will, was ihm beliebt, und den eigenen Vortheil höher anschlägt, als das Wohl des Ganzen. Es ist ein Volk ohne rechte Zucht und Ordnung, wenn nicht ein unwiderstehlicher und als heilig verehrter Wille durch unerbittliche Strenge sie bändigt. Und so mußten sie denn doch zuletzt, so tapfer sie für ihre Freiheit kämpften, Geros Schwerdt unterliegen.

Auch Verräther fanden sich unter ihnen. So war ein Mann aus fürstlichem Geschlecht der Heveller, Tugumir mit Namen, schon zu König Heinrichs Zeiten in die Hände der Deutschen gerathen; der versprach jetzt für Geld und große Versprechungen Brandenburg und

949–950. das umliegende Land in Geros Hände zu liefern. Er begab sich deshalb zu seinen Landsleuten zurück und erzählte, er sei heimlich den Deutschen entlaufen. Freudig nahm man ihn zu Brandenburg auf, denn man hielt ihn gerade für den rechten Mann zum Kampf gegen die Deutschen und übertrug ihm sogar die fürstliche Gewalt. Er aber trachtete nur danach seinen Neffen, der außer ihm allein vom fürstlichen Stamm noch übrig war, in seine Gewalt bekommen; als das geschehen war, tödtete er ihn und übergab nun Stadt und Land der Herrschaft der Sachsen. Nachdem Gero auf diese Weise in dem Herzen des Wendenlandes festen Fuß gefaßt hatte, drang er immer weiter und weiter vor bis zu der Oder und unterwarf hier abermals alle die Völker der Zinspflicht, die einst schon König Heinrich Tribut gezahlt hatten.

Die nördlichen Wenden, die zu der Mark des Billingers Hermann gehörten, die Wagrier, die Abodriten, Zirzipaner und Tolensaner, von der Mündung der Eider bis zu dem Haf die Küsten der Ostsee bewohnend, hatten sich ebenfalls der allgemeinen Erhebung ihrer Stammesgenossen angeschlossen, und auch Hermann hatte gegen sie einen harten Kampf zu bestehen. Ein sächsisches Heer wurde von ihnen vernichtet, und nur mit großer Mühe machten der König und Hermann hier endlich dem Kriege ein Ende.

Von nun an walteten die Deutschen frei als Herren in den wendischen Marken, die sich bis zur Oder erstreckten, und feste Ordnungen wurden in diesen Gegenden errichtet. Unter dem Namen der Mark verstand man fortan ein erobertes Gebiet jenseits der alten Reichsgrenze, dessen unterworfene Bevölkerung zum Tribut verpflichtet war. Diesen Tribut mußten die Wenden theils in Geld, theils in Lebensmitteln erlegen. Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänse und Hühner lieferten sie der Kammer des Königs und leisteten ihm und seinen Vasallen Frohndienste mannigfacher Art. Sonst bestellten sie ruhig ihr Feld und befanden sich kaum schlechter, als vordem unter ihren adligen Häuptlingen und ihren Fürsten, die sogar bei einzelnen Stämmen, wie bei den Abodriten, noch als Dienstleute des Königs bestehen blieben. Die Masse des Volks vertauschte nur einen Herrn mit dem andern, denn ein Stand vollfreier Bauern oder Bürger war bei den Wenden unbekannt, und von adligen Geschlechtern war die Masse des Volks beherrscht worden. Der König nahm meist nur das für sich, was durch den Fall der Fürsten und Häuptlinge herrenloses Gut geworden war und vertheilte es unter die zahlreichen Vasallen und Ministerialen, die er im Lande ansiedelte. Diese mußten dafür, wie

alle andren königlichen Mannen, stets zum Kriegsdienst bereit und 939–950.
gerüstet sein; sie bildeten gleichsam ein stehendes Heer an den Grenzen des Reichs, das in die zahlreichen Burgen vertheilt war, die sich von jeher in dem Wendenlande befanden und jetzt von den Deutschen hergestellt und stärker befestigt wurden. Nach diesen Burgen zerfiel das Land in seiner ganzen Ausdehnung in eine große Menge von Burgwarden, mit welchem Namen man die Burg mit ihrem District bezeichnete. Jede Burg stand unter einem Burggrafen oder Castellan, dem die Kriegsleute untergeordnet waren, die theils in der Burg, theils in der Stadt, die sich der Burg anbaute, theils auf dem Lande ihren Wohnsitz hatten; auch Grafen der Grenzgaue hatten oft den Befehl über ein oder mehrere Burgwarde in dem wendischen Lande. Die Grafen, Castellane und das ganze Kriegsvolk, das in den Marken stand, folgten der Fahne des Markgrafen oder Markherzogs, der ausgedehnte Rechte über sie übte, wie sie der stete Kriegsstand erforderlich machte. Gero übte diese Rechte in der südlichen wendischen Mark, Hermann in der nördlichen und zugleich in der dänischen, die bald darauf hergestellt wurde.

Denn auch die Dänen hatten die inneren Streitigkeiten Deutschlands benutzt. Gorm dem Alten war im Jahre 936 sein Sohn Harald Blauzahn gefolgt, ein kühner Kriegsheld, der die jetzt vereinigte Dänenmacht zu den glanzvollsten Unternehmungen zu benutzen gedachte. Nach allen Seiten richtete er seinen Blick, nach allen Seiten entsandte er seine Schiffe mit den verwegenen Nordlandssöhnen. Er stand in Verbindung mit jenen stammverwandten Kriegsschaaren, die auf französischem Boden ihre Herrschaft begründet hatten; er entsandte einen Sohn zu den Dänen in England, einen andern nach der preußischen Küste, um sich dort eine Herrschaft zu gründen; er gewann es, daß man in Norwegen ihn als Oberherrscher anerkannte, und an der Mündung der Swine legte er neben der wendischen Stadt Jumne die Jomsburg an, aus der er erobernd in das Wendenland eindrang. Ein solcher Fürst konnte mit den Sachsen nicht Ruhe halten, und gleich einer seiner ersten Kriegszüge war gegen die von Heinrich errichtete dänische Mark gerichtet. Die Grafen und königlichen Vasallen konnten dem ersten Angriff nicht Stand halten, sie wurden mit ihrem Kriegsvolk vernichtet, und die sächsischen Ansiedelungen zwischen der Eider und dem Grenzwall zerstört. Hermann eilte mit einem Heere herbei, aber dem übermächtigen Feinde war auch er nicht gewachsen. Es wird erzählt, er sei endlich in Gefangenschaft gerathen und so lange in den Händen der Feinde gewesen, daß er selbst ihre Sprache erlernte.

939-940. Lange tobte der Krieg, bis endlich König Otto selbst mit gewaltiger Heeresmacht aufbrach und ihm auf geraume Zeit durch einen raschen und glücklichen Feldzug ein Ziel setzte.

Nur dunkle und sagenhafte Kunde aus einer spätern Zeit klingt zu uns von Ottos Kriegszug herüber. Der König drang, heißt es, tief in das Dänenland ein, kein Feind stellte sich ihm entgegen, mit Feuer und Schwerdt verwüstete er Jütland und gelangte bis zu dem Meere, das Jütland im Norden begrenzt. Hier schleuderte er seinen Speer weit hinaus in die Wogen, um nach alter deutscher Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Von des Königs Gegenwart, wird berichtet, erhielt das Meer hier den Namen der Ottensund, und noch jetzt soll eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand heißen. Auf dem Rückzuge erst soll Harald bei Schleswig sich dem deutschen Heere zum Kampfe gestellt haben, aber Otto gewann den Sieg und zwang die Dänen auf ihre Schiffe zu fliehen. Dann erst kam es zum Frieden, und auf welche Bedingungen er auch geschlossen sein mag, die Mark wurde hergestellt, die deutschen Kolonien erneuert und Herzog Hermann die Obhut auch dieser Mark, die man die von Schleswig nannte, für die Folge übergeben.

Als so die Wenden und Dänen überwunden waren, fürchtete endlich auch der Böhmenherzog Boleslaw, der so manches Jahr den Krieg gegen die Deutschen mit gutem Erfolge geführt hatte, die Uebermacht der feindlichen Waffen und unterwarf sich dem unwiderstehlichen Gegner. Froh
946. empfing Otto, als er sich gerade auf der Jagd befand, die Geißeln des Böhmen und zeigte sie triumphirend der um ihn versammelten Menge. Als Boleslaw einige Jahre später sich noch einmal gegen die deutsche Herrschaft erhob, brachte ihn Otto schnell durch einen glück-
950 lichen Kriegszug, der ihn bis vor Prag führte, zum Gehorsam zurück. Der Böhmenherzog wurde wieder des Königs Vasall und zahlte ihm den lange vorenthaltenen Tribut. Die Wacht über die Treue des Böhmen wurde Herzog Heinrich von Baiern übertragen, dessen Herzogthum überall längs des Böhmerwalds an das Gebiet des mächtigen Slawenfürsten grenzte.

Böhmen, das sich seitdem ruhig verhielt, bot einem jungen ehrgeizigen Fürsten, wie Heinrich war, keine Gelegenheit, sich Waffenruhm zu gewinnen, um so weiter öffnete sich die Siegesbahn für ihn in den niederen Gegenden an der Donau. Ein großer Theil des alten Reichsgebiets war hier noch immer in den Händen der Ungern, denn nur mit Mühe hatte man das Land bis an die Enns behaup-

tet An der Donau entlang und durch die Thäler der Alpen hindurch 939 950.
stürmten die Ungern noch immer gegen die baierschen und kärnthnischen
Grenzen an und nutzten jede sorglose Stunde, um ihre verheerenden
Schwärme tief in das Land zu ergiessen. Obwohl Herzog Berchthold
schon mit den Ungern glücklich gekämpft und ihre Angriffe zurück-
geschlagen hatte, scheint doch von ihm eine geordnete Vertheidigung
der Marken noch nicht durchgesetzt zu sein. Wir hören wenig oder
nichts von dem Bau neuer Grenzburgen damals in Baiern, wie sie
in Sachsen bereits zu den Zeiten König Heinrichs entstanden; mit der
Vertheidigung der schon im Jahre 900 errichteten starken Ennsburg
— es ist das heutige Enns — scheint man sich begnügt zu haben.
War es schon schwierig, sich der drohenden Feinde nur zu erwehren,
so wagte man es noch viel weniger, selbst in das Land derselben ein-
zudringen. Heinrich gab aber bald dem Kriege mit diesem unversöhn-
lichen Feinde der Christenheit eine neue glückliche Wendung.

Die Ungern griffen in Kärnthen ihn an, er schlug sie hier zurück.
Durch die schlecht bewachte Mark von Friaul, welche die Könige Ita-
liens den Feinden fast preisgegeben hatten, waren sie unaufhörlich in
Kärnthen eingedrungen; er verjagte sie auch hier und nahm Aquileja,
die Hauptstadt der Mark, um sich für die Folge zu sichern; von den
Höhen der Alpen breitete er seine Gewalt bis zu den sumpfigen Kü-
sten des adriatischen Meeres aus. Dann drang er über die Enns in
die weiten Ebenen am Donaustrom vor, wo die Ungern hausten.
Zweimal schlug er sie auf das Haupt und führte bis über die Theiß
seine Baiern; weiter waren selbst die Heere Karls des Großen nie
vorgedrungen. Ohne von den Ungern angegriffen zu werden, führte
Heinrich dann das baiersche Heer unverletzt in die Heimath zurück.
Große Beute brachte er heim, unzählige Kostbarkeiten, welche die Un-
gern aus allen Ländern Europas geraubt und in ihren Zelten ange-
häuft hatten, waren in seine Hände gefallen und wanderten jetzt nach
Baiern. Aber Schöneres noch hatten seine Waffen errungen. Man-
chem Edlen führte er die Gattin und die Kinder nach langer Tren-
nung wieder zu. Es ist freilich nicht begründet, was schon damals
geglaubt wurde, daß Heinrich seinem königlichen Bruder das Ungerland
unterworfen habe, aber so dunkel auch unsere Kunde von diesen Din-
gen ist, über allem Zweifel erhaben bleibt, daß Herzog Heinrich der
Erste war, der den gefürchtetsten Feind jener Zeit in seinem eigenen
Lande anzugreifen wagte, wie sein großer Vater einst zuerst mit die-
sem Feinde einen siegreichen Kampf bestanden hatte. Hier zeigte sich
Heinrich als des Vaters ächter und würdiger Sohn, und der Ruhm

939—950. ſeiner großen Kriegsthaten tönte weithin durch alle deutſchen Gaue. Heinrichs Siege gehören dem Jahre 950 an, und es war ſehr zu beklagen, daß ihn andere Ereigniſſe bald von der eingeſchlagenen Bahn ablenkten.

Es waren wahrlich große und folgenreiche Thaten, die in dieſer Zeit theils der König ſelbſt, theils für ihn Hermann, Gero und Heinrich vollführten. Nicht allein, daß durch ſie überall die Grenzen des Reichs im Norden und Oſten geſichert und erweitert wurden, es beruht auch weſentlich auf ihnen, daß für alle folgenden Zeiten der deutſche Einfluß in den Ländern Raum gewann, die bis dahin dem ſtaatlichen und kirchlichen Leben des Abendlands noch fern geſtanden hatten. Die deutſchen Länder, bisher die äußerſte Grenzhut der abendländiſchen Bildung, wurden mehr und mehr in den Mittelpunkt des gemeinſamen europäiſchen Lebens gerückt; während die Deutſchen bisher die Güter einer reicheren und höheren geiſtigen Entwickelung nur empfingen, wurden ſie bald befähigt ſie auch anderen Völkern mitzutheilen. Dem deutſchen Krieger folgten in dieſe öſtlichen und nördlichen Zonen Europas der deutſche Prieſter und der deutſche Kaufmann. Jetzt erſt, da der Weltverkehr ſich nicht in die germaniſchen Wälder verlief, ſondern durch dieſelben in faſt neu entdeckte Länder führte, wurde auch das ſtädtiſche Leben an der Donau und Elbe regſamer und lebendiger, und Handel und Gewerbe blühten empor; es bildete ſich allgemach ein Bürgerſtand, in dem die Gemeindefreiheit dereinſt wieder aufleben ſollte, nachdem ſie unter den Bauern faſt erſtorben war. Aber kaum erkannte man damals die große Bedeutung deſſen, was man ſelbſt vollführte. Hätte man auch nur eine dunkle Ahnung davon gehabt, die Annalen jener Zeit würden nicht von den Dänenkriegen ſchweigen, den Ungernkrieg kaum mit wenigen Worten berühren und über die Unterwerfung der Wenden ſo unzuſammenhängende Kunde uns geben.

11.

Zerſplitterung und Schwäche des weſtfränkiſchen, burgundiſchen und italiſchen Reichs.

939—950. Während das oſtfränkiſche oder deutſche Reich zu immer größerer Feſtigkeit und Stärke gedieh, geriethen die romaniſchen Staaten, die

aus der zerſplitterten Monarchie Karls des Großen hervorgegangen 939—950.
waren, ſichtlich mehr und mehr in Verfall. Die königliche Gewalt konnte in ihnen allen dem Adel und der Geiſtlichkeit gegenüber ſich kaum noch aufrecht erhalten; die Freiheit der niederen Klaſſen des Volks wurde ganz unterdrückt, und ſchutzlos war die waffenloſe Menge den Gewaltthaten ihrer ſtets in Kriegsrüſtung daherziehenden Herren ausgeſetzt; die Theile des Reichs löſten ſich vom Mittelpunkte ab und ohne eine ſtarke Gewalt, die das Ganze umſpannte, waren die einzelnen Landſchaften zu ſchwach, ſich gegen die auswärtigen Feinde zu ſchirmen. Die Araber und Ungern ſtürzten ſich, Geiern gleich, die das Aas wittern, über die von innerer Fäulniß ergriffenen Staaten.

Schroffer, als im oſtfränkiſchen Reich, theilten im Weſtfrankenreich, das man ſchon anfing Frankreich ſchlechthin zu nennen, nationale Unterſchiede die Bevölkerung der verſchiedenen Landſchaften. Hier ſaßen Britten neben den Reſten der alten gothiſchen Bevölkerung; mitten unter den unterjochten Römern die ſiegreichen Franken; es blieb, nachdem die burgundiſchen Reiche geſtiftet waren, in den Gegenden zwiſchen der Marne und Seine auch im Frankenreiche noch eine burgundiſche Bevölkerung; endlich hatte man ſogar innerhalb deſſelben normanniſche Schaaren aufgenommen, die mit ihrer alten Sitte und Sprache damals zum Theil noch das Heidenthum feſthielten. Welches Gemiſch von Sprachen war in dieſem Lande! Neben der romaniſchen Mundart des Südens bildete ſich in beſonderer Weiſe eine andre im Norden aus, mehr als jene durch germaniſche Einflüſſe beſtimmt; in manchen Theilen des Landes erhielt ſich rein und ungemiſcht das Deutſche; in anderen ertönte die Sprache des ſcandinaviſchen Nordens, und in der nordweſtlichen Halbinſel ſprach man noch die Sprache der alten Gallier. Theils dieſe nationalen Unterſchiede, theils hiſtoriſche Verhältniſſe oder mehr zufällige Umſtände hatten das Reich in eine große Menge kleinerer oder ausgedehnterer Territorien geſchieden, die das Reich nicht mehr zuſammenhielt und die nach der Laune und Willkühr ihrer Gewalthaber bald ſich trennten, bald ſich wieder verbanden. Ob ſie Herzogthümer, Markgrafſchaften oder Grafſchaften hießen, die königliche Gewalt war in ihnen äußerſt gering; ſie waren faſt ſelbſtſtändige Fürſtenthümer, die ihre Herren vererbten, wofern nicht eine überlegene Gewalt ſie verdrängte. Die Herzöge von Franzien, Burgund, Aquitanien und der Normandie, die Markgrafen in Flandern, in der gothiſchen und ſpaniſchen Mark, die Grafen von Vermandois u. A. hatten ſogar ſchon mächtige Grafen unter ihre Lehnshoheit gebracht und vertheilten die reichen Bisthümer innerhalb ihrer

939 950. Gebiete nach ihrem Belieben und meist an jüngere Söhne ihres eigenen Geschlechts. So gab es mächtige Herren in Fülle im Reiche, aber Niemand war machtloser, als ihr Oberlehnsherr, der König; selbst das letzte gewichtige Recht, die Bisthümer des Landes zu vertheilen, entriß man ihm oder verjagte die Bischöfe, die er ernannte.

Das Land war reich und nahm sich nach den Verheerungen durch die Normannen schnell wieder auf; es gab zahlreiche Städte mit starker Bevölkerung in dem Lande; die von Karl dem Großen verbreitete geistige Bildung war doch so weit in die höheren Klassen des Volks eingedrungen, daß sie, wenn auch im Fortschritt gehemmt, doch nicht ganz vernichtet werden konnte. Aber trotz aller dieser Vortheile kam Frankreich durch die Vielherrschaft seiner Großen in den ärgerlichsten Verfall. Nachdem die Herzöge von Franzien und Burgund zu Königen aufgeworfen waren, doch sich nicht hatten behaupten können, hatte man endlich den Letzten vom karolingischen Mannsstamm, den jungen Ludwig, wieder auf den Thron seiner Väter erhoben. Aber er dankte seine Erhebung einem Lehnsmann, der mächtiger war, als er, dem Herzog Hugo von Franzien, dem Neffen König Odos, dem Bruder König Roberts, dem Schwager des mächtigen Königs jenseits des Rheins. Ludwig, seiner Väter nicht ganz unwerth, suchte durch Kriegsruhm und Eroberung das gesunkene Ansehen der Krone wieder zu heben. Die Noth seiner Lage war es, die ihn in den Kampf gegen Lothringen trieb, aber das Glück war nicht mit seinen Waffen, und er mußte sich in König Otto, den er eben erst angegriffen hatte, bald einen Bundesgenossen suchen. Er gewann sich die Hand von Gerberge, Giselberts Wittwe, Ottos Schwester, und sie war es, die das Ost- und Westfrankenreich wieder versöhnte. Seitdem hatte Ludwig keinen andern Halt, als seine Verwandtschaft und Freundschaft mit dem königlichen Hofe jenseits des Rheins. Mit den großen Vasallen, die ihn erhoben hatten, war er längst zerfallen; die Bischöfe, die er eingesetzt hatte, waren vertrieben; selbst jener Erzbischof Artold von Reims, der ihn gekrönt hatte, war von dem Eindringling Hugo, einem Sohne des Grafen Heribert von Vermandois, verjagt worden; außer Laon war keine feste Burg ihm im Lande geblieben; seine königliche Macht und sein königlicher Name waren nur Schein, und in der That war Herzog Hugo, an der Spitze des weltlichen Adels, der mächtigste Mann im Reiche. Es ist erzählt worden, wie König Otto endlich seine Schwäger versöhnte, wie aber Hugo nur dadurch zur Anerkennung des Königs bewogen werden konnte, daß er zu seinem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund erhielt. Der gefähr-

lichſte Feind des Königthums wurde durch den Vertrag mit Ludwig 939—950
noch mächtiger, als er je geweſen war.

Ludwig baute auf Hugos Beiſtand bei einem neuen Unternehmen, das die Macht der Krone noch einmal erheben konnte. Der Herzog Wilhelm von der Normandie war auf Anſtiften des Grafen Arnulf von Flandern ermordet worden, die Herrſchaft Wilhelms kam an ſeinen unmündigen Sohn, und Ludwig hoffte die Jugend dieſes Fürſten zu benutzen, um halb mit Gewalt, halb mit Liſt die Normannen aus ihrem Beſitz wieder zu verdrängen. Aber während der Kämpfe mit den Normannen zerfielen Ludwig und Hugo aufs Neue, und Ludwig gerieth durch den Krieg in die größte Bedrängniß. Denn die Nor- 945.
mannen hatten die ſtammverwandten Dänen um Beiſtand gebeten, mit einer großen Zahl leichter Schiffe war König Harald Blauzahn an der Küſte der Normandie gelandet, alle Schrecken der alten Dänenzüge drohten aufs Neue dem Reiche. Die Feinde Ludwigs wuchſen mit jedem Tage, während ſein eigenes Heer durch Hugos Abfall mehr und mehr zuſammenſchmolz; er erbot ſich daher zu einer friedlichen Verſtändigung, und man verabredete zu dem Ende eine Zuſammenkunft. Argliſtig überfielen hier die Dänen Ludwig und ſeine Begleiter. Die Meiſten vom Gefolge des Königs wurden niedergemacht, er ſelbſt auf der Flucht ergriffen, in Feſſeln gelegt und in die Hände Herzog Hugos, ſeines Feindes, gegeben, der ſich nicht ſcheute ſeinen König und Schwager in den Kerker zu werfen, um ihm die letzten Reſte der alten Herrſchermacht abzutrotzen. So war Ludwig, wie einſt ſein unglücklicher Vater, in der Macht ſeiner Feinde. Um ſeinen Schmerz noch zu vermehren, mußte er vernehmen, daß ein Söhnchen, das ihm vor Kurzem Gerberge geboren, in der Gewalt der Normannen geblieben war und bald zu Rouen, ihrer Hauptſtadt, ſein kurzes Daſein beſchloß.

Wie hätte Otto gleichgültig dieſen Dingen zuſehen ſollen? Um ſo mehr bekümmerten ſie ſeine Seele, als das Loos ſeiner Schweſtern damit auf das Innigſte verflochten war. Da nun einmal zwiſchen Ludwig und Hugo kein dauernder Friede möglich war, mußte er die Sache des Einen oder des Andern mit Kraft und Entſchiedenheit ergreifen. So lange Ludwig Lothringen angriff, hatte Otto ſeinem Schwager Hugo ſich überall geneigt gezeigt und ihm zuletzt noch einen Vertrag der günſtigſten Art erwirkt; jetzt aber war ſeine Geſinnung gegen ihn völlig geändert. Er ſah, dieſer ehrgeizige und unruhige Mann wollte nicht Frieden halten und ſich dem Könige, den er ſelbſt einſt erhoben hatte, nimmerdar fügen. Hugos Frevel erſchien ihm überdies jetzt als

939—950. ein Angriff auf das Königthum selbst, und zuviel hatte er selbst von empörten Großen gelitten, um nicht König Ludwigs Geschick tief im Herzen, wie sein eigenes, zu empfinden. Kaum bedurfte es noch der dringenden Bitten Gerbergens, sich ihrer und ihrer Kinder zu erbarmen, kaum des Boten, der aus dem Gefängniß Ludwigs den Weg zu Otto zu finden wußte und der das abermalige Versprechen brachte, niemals wolle Ludwig wieder an Lothringen denken, nur möge sein Schwager aus diesem Elend ihm helfen. Zwar erschien auch Hugo, als Otto am Rheine sich aufhielt, an dessen Hoflager und bat um eine Unterredung. Aber Otto ließ ihm seine Thür nicht öffnen, sondern sandte nur Herzog Konrad zu ihm, dem solle er melden, was er zu sagen habe. Da wußte Hugo, was ihm beschieden war, und rüstete sein Heer zum Kriege.

946. Es war an der Zeit, denn schon sammelte Otto seine Schaaren aus allen Theilen des Reichs. Da mochte Hugos Herz wohl die Furcht beschleichen, denn er ließ König Ludwig frei, nachdem er ein Jahr lang im Kerker geschmachtet hatte, doch mußte der unglückliche Fürst auch jetzt noch theuer die Freiheit erkaufen. Laon, die einzige Feste, die ihm geblieben und die Gerberge, ein muthiges sächsisches Weib, bis dahin tapfer vertheidigt hatte, mußte er Hugo übergeben. So war er ein König, der kaum einen Fuß breit Landes sein nennen konnte, der nichts als Ansprüche besaß, die er nicht zur Geltung zu bringen wußte. Kraft und Macht dazu konnte ihm nur von Otto kommen. Und bald rückte dieser mit einem Heere von 32,000 gewappneten Rittern, dessen Hauptstärke die gefürchteten Sachsen waren, in Frankreich ein. Prahlerisch ließ Hugo an Otto durch seine Gesandten melden, es bange ihn nicht, denn bei seines Vaters Seele schwöre er, so viel Harnische und Helme blinkten in seinem Heere, wie Otto sein Lebtag nicht beieinander gesehen hätte. Da antwortete Otto ihm ruhig, er habe so viele Strohhüte bei sich, wie Hugo sammt seinem Vater niemals zu Gesicht bekommen. Noch lange wurde das Wort des Königs nachgesagt und herumgetragen unter dem Volke. Unter den Strohhüten aber verstand er die Sachsen, die zur Sommerzeit einen breiten Strohhut zu tragen pflegten, und es war gerade ein heißer August, als man in das Feld zog. Auch andere Prahlereien ließ Hugo dem Könige melden, die dieser keiner Antwort für werth hielt. So sagte er, die Sachsen seien ein feiges Volk, und ihre Speere so winzig, daß er ihrer wohl sieben in einem Becher hinunterschlucke. Und allerdings waren die Speere der Sachsen — es waren noch die Frameen der alten Germanen — viel kleiner, als die

gewichtigen Lanzen der feindlichen Ritter, aber ſie trafen doch gut zum Ziele. 939—950.

Durch große Worte ließ ſich Otto nicht ſchrecken. Furchtlos drang er vor, und bald warf ſich Ludwig in ſeine Arme. Vereint zogen ſie gegen das feſte Laon, aber es ſchien unmöglich die Stadt zu nehmen, die hoch auf dem Berge belegen von einer ſtarken Mannſchaft vertheidigt wurde. Dagegen fiel Reims bald in die Hände der Deutſchen, und ſie eilten gegen Paris, den Hauptſitz und Mittelpunkt der Macht Herzog Hugos. Man belagerte die Stadt einige Zeit, doch ohne Erfolg, überſchritt dann die Seine und durchzog verheerend das Land der Normannen bis an die Thore von Rouen. Da es aber ſchon ſpät im Jahre war, und die Normannen nicht unglücklich kämpften, ſo daß kaum ein ſchnelles Ende des Kriegs zu erwarten ſtand, kehrte Otto nach Deutſchland zurück. Laon, Paris und Rouen hatten ihm freilich erfolgreichen Widerſtand geleiſtet, aber drei Monate lang hatte er Frankreich mit ſeinem Heere durchzogen, und als er das Land verließ, konnte er Ludwig Reims und andere Feſten übergeben, auch hatte er manchen Großen zum Gehorſam gegen den König zurückgeführt. Nun mochte Ludwig den Kampf gegen Hugo auf eigene Hand fortführen, um nicht den Waffen der Fremden allein ſeine Krone zu danken.

Es zeigte ſich bald, daß Ludwig ohne Ottos Beiſtand die königliche Macht in ſeinem Lande auch jetzt nicht zu behaupten vermochte. Wiederholentlich erſchien er am Hofe des deutſchen Königs, um ſeine traurige Lage zu ſchildern und die Vermittlung des mächtigen Schwagers in Anſpruch zu nehmen. Endlich brachte es Otto zu einem Waffenſtillſtand zwiſchen Hugo und Ludwig, indem er zugleich damit umging 947.
dem Streite auf eine andere Weiſe, als durch Waffengewalt, ein Ende zu machen.

Durch die inneren Streitigkeiten litt ganz beſonders die Kirche in Frankreich. Manche Biſchöfe waren aus ihren Sitzen verjagt; einflußreiche Stellen, wie das Erzbisthum Reims, waren doppelt beſetzt, und je nachdem die eine oder die andre Partei den Sieg gewann, ging die ganze Verwaltung des Sprengels von dieſer in jene Hand über. Die meiſten Biſchöfe waren auf Seiten des mächtigeren Hugo; andere, die ſich ihm nicht beugen wollten, wandten bald ihre Blicke von Ludwig, der ſie nicht zu ſchützen vermochte, auf den deutſchen König, und dies um ſo mehr, als ſelbſt der Papſt zu Rom in der letzten Zeit auf Hugos Seite getreten war und ſie auch dort keinen Beiſtand fanden. Otto beſchloß endlich über die Klagen der von Hugo verdrängten Bi-

939–950. schöfe, namentlich des verjagten Erzbischofs Artold von Reims, eine Kirchenversammlung entscheiden zu lassen, wobei es ihm nicht entging, daß über die Rechtmäßigkeit dieser Beschwerden nur dann ein Urtheil zu fällen war, wenn die versammelte Geistlichkeit sich zuvor über die durch Hugo angetasteten Rechte König Ludwigs erklärte. Eine solche Erklärung, meinte Otto, würde der Sache des unglücklichen Königs günstig sein, zumal wenn er selbst verspräche, derselben Nachdruck zu geben.

Mit großem Eifer betrieb Otto die Sache. Nachdem zwei Synoden zu Verdun und Mouzon erfolglos gewesen waren, sandte er Gesandte nach Rom, um den Papst für seinen Plan zu gewinnen, und in der That schickte dieser einen besonderen Legaten, den Bischof Marinus von Bomarzo, nach Deutschland, um ein allgemeines Concil der Bischöfe in den gallischen und deutschen Ländern wegen der Bedrängniß der Kirche in Frankreich zu versammeln. Am 7. Juni
948. des Jahrs 948 wurde die Versammlung auf deutschem Boden zu Ingelheim eröffnet. Die beiden Könige Otto und Ludwig waren selbst in Person erschienen, vier und dreißig Bischöfe hatten sich eingefunden, aber nur wenige unter ihnen waren aus Frankreich. Denn die auf Hugos Seite standen, hatten der Einladung nicht Folge geleistet, auch Hugo selbst, der entboten war, hatte sich nicht gestellt. Den Vorsitz führte der Legat des Papstes, der bald selbst mit dem Vorschlag hervortrat, man solle zuerst die Sache König Ludwigs verhandeln. Offen legte Ludwig nun seine traurige Lage dar und enthüllte das Elend, in das ihn Herzog Hugo gestürzt habe. Wollte Jemand behaupten, sagte er, daß er selbst solches verschuldet, so sei er bereit, wenn das Concil dies verlange und König Otto es befehle, durch einen Eid seine Unschuld zu betheuern oder durch einen Zweikampf sie darzuthun. Von dem Urtheilsspruch des Concils und des deutschen Königs machte Ludwig seine Krone abhängig. Wir wissen, Otto und die Versammlung, die nur seinem Willen folgte, war ohnehin für Ludwig. Man beschloß also, Herzog Hugo noch einmal durch ein Schreiben der Versammlung aufzufordern, zum Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen König zurückzukehren, leiste er auch dann nicht Folge, ihn in den Bann zu thun; Otto versprach nöthigen Falls den Bann mit den Waffen zu vollstrecken. Nachdem dann auch alle kirchlichen Fragen zu Gunsten der Anhänger Ludwigs entschieden und die Bischöfe Artold von Reims und Rudolf von Laon als rechtmäßige Kirchenfürsten anerkannt waren, ging das Concil auseinander.

Hugo fügte ſich indeſſen der Entſcheidung der Biſchöfe nicht. 939—950.
Mit bewaffneter Hand mußte Konrad von Lothringen Ludwig in ſein Reich zurückführen, und die neue Synode zu Trier ſprach endlich auf Ottos ausdrücklichen Wunſch über Herzog Hugo, den Empörer gegen ſeinen König, den Bann aus. Alsbald erſchien Gerberge am Hofe ihres Bruders, ihn nochmals an ſein Verſprechen zu erinnern, und abermals ſandte Otto Herzog Konrad nach Frankreich zum Beiſtande Ludwigs. Aber es war ſchwer einem Könige ohne Macht und ohne Einfluß auf die Gemüther die Krone zu ſichern, und erſt durch vielfache Kämpfe und eine lange Reihe von Verhandlungen brachte es Konrad dahin, daß im Jahre 950 ſich Hugo völlig ſeinem rechtmäßigen König un- 950.
terwarf und endlich auch die Feſte Laon ihm auslieferte. Aus den Händen der Deutſchen empfing Frankreichs König ſeine Krone. Als bald darauf wegen einer geringfügigen Veranlaſſung es wieder zu Zwiſtigkeiten zwiſchen Ludwig und Herzog Hugo kam, da rief jener abermals Otto zum Richter in ſeiner Sache auf, und Hugo weigerte ſich nicht in Achen vor dem Richterſtuhl ſeines mächtigen Schwagers zu erſcheinen. Zwei Löwen ſandte er als königliches Geſchenk voraus, um eine gute Aufnahme zu finden. Die fand er auch, aber zugleich vernahm er auch Ottos geſtrengen Spruch, er wolle, daß Ludwig König ſei in ſeinem Lande, und er verlange, ja er befehle, daß ohne des Königs Zuſtimmung Niemand in Frankreich im Beſitz einer feſten Burg ſei. So viel galt damals das Wort und der Wille des Sachſen in Frankreich.

Nicht geringeren Einfluß übte König Otto damals ſchon auf die burgundiſchen Länder aus, die ſich vom weſtfränkiſchen Reiche getrennt hatten, aber doch durch gemeinſame Intereſſen noch vielfach mit ihm verbunden waren. Es iſt erzählt worden, wie der Graf Boſo, der mit der Tochter Kaiſer Ludwigs II. vermählt war, durch die Gunſt Papſt Johanns VIII. und die Wahl zahlreicher geiſtlicher Herren zum König der burgundiſchen Länder im Weſten der ſüdlichen Alpen und des Juragebirges um Rhone und Saône erhoben war. Die Abſichten des Papſtes, dieſem Geſchöpf ſeines Willens das Königreich Italien zu gewinnen und ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen, waren nicht in Erfüllung gegangen, und Boſo war als ein ziemlich machtloſer Fürſt im Jahre 887 zu Vienne geſtorben. Ihm folgte ſein unmündiger Sohn Ludwig, dem die Mutter wohl das ererbte Königreich erhielt, aber es nicht verhindern konnte, daß die ſchwach begründete königliche Macht immer mehr in Verfall kam. Neben unwirthbaren Gegenden auf den Höhen der Alpen enthielt das Reich üppige

939—950. Landstriche und alte volkreiche Städte im Thale der Rhone, die großen Straßen, welche das südliche Europa mit dem Westen verbanden, zogen durch das Land; aber doch war und blieb das Königthum hier immerdar arm und aller Hülfskräfte beraubt. Denn das Reich war mit Bisthümern und Klöstern wie übersäet; und unaufhörlich beanspruchten und erhielten die geistlichen Herren von dem Könige, den sie erhoben hatten, neue Schenkungen und Freiheiten. Die Bisthümer aber waren in den Händen der adligen Geschlechter und wurden unter dem Namen des Königs von ihnen vertheilt, so daß alle Macht und alles Ansehn lediglich bei dem Adel standen. Nur auswärtige Eroberungen konnten das Königthum kräftigen, aber während der Minderjährigkeit Ludwigs erhob sich ein zweites burgundisches Reich in den Gegenden zwischen dem Jura, dem Rhein, der Aar und den penninischen Alpen unter dem Welfen Rudolf, und dieses hochburgundische Reich setzte dem von Niederburgund fortan nach der einen Seite Ziel und Schranke, während auf einer andern das französische Herzogthum Burgund, von Ludwigs Oheim Richard begründet, noch weniger Aussichten zu neuen Erwerbungen darbot. Als Ludwig zum Manne heranwuchs, lockte ihn der Ehrgeiz daher nach Italien, um die einst schon seinem Vater verheißene Königs- und Kaiserkrone dort zu gewinnen. Nur kurze Zeit hatte hier König Berengar allgemeine Anerkennung genossen; als er sich unfähig zeigte, die Ungern von dem Lande fern zu halten, wandten sich die Gemüther von ihm ab, und Ludwig, der in strahlender Jugendkraft mit hochfahrenden Plänen nach Italien hinabstieg, der Enkel Ludwigs II., fand die freudigste Aufnahme, empfing Italiens
900. Krone und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt.

Schnell verflog für Ludwig der schöne Traum, sich durch die Vereinigung dreier Kronen an die Spitze der abendländischen Welt gestellt zu haben. Schneller noch, als die Italiener ihn anerkannt hatten, verließen sie ihn wieder und wandten sich Berengar aufs Neue zu. Schon nach einem Jahre mußte Ludwig das Land verlassen und eidlich geloben, nie mehr in dasselbe zurückzukehren. Er hielt nicht Wort, sobald sich in Italien wieder Miswollen gegen Berengar regte, brach er von Neuem auf, um dem Kaisernamen, den er noch führte, Anerkennung zu gewinnen. Das Glück lächelte im Anfang auch diesmal seinem Unternehmen, aber nur um bald seine ganze Tücke um desto empfindlicher dem jungen Kaiser zu zeigen. Als er sich in
903. Verona völlig sicher glaubte, brach Berengar durch Verrath in die Stadt und die Feste; Ludwig, ein Mann von riesigen Kräften, sah sich von seinen Feinden umringt und übergab sich der Gnade seines

erbittertſten Gegners. Wegen des Meineids ließ Berengar Ludwig die 939—950.
Augen ausſtechen und ſandte ihn dann als einen unſchädlichen Mann in ſein burgundiſches Reich zurück, wo dieſer blinde Kaiſer noch mehr als zwanzig Jahre ein elendes Leben und noch weit elenderes Regiment führte. Alle Macht in dem Reiche riß einer ſeiner Dienſtleute, der Graf Hugo, an ſich, durch ſeine Mutter ein Enkel König Lothars II., ein Mann von ſeltener Härte und Grauſamkeit, aber ausgezeichnet durch feſten Willen und ſcharfen Verſtand.

Auch das oberburgundiſche Reich, in enge Grenzen eingeſchloſſen, hatte ſich nicht kräftig entfalten können, und der junge König Rudolf II., der im Jahre 911 ſeinem Vater gefolgt war, ſah ſich deshalb nicht minder, als Ludwig, nach auswärtigen Eroberungen um. Zuerſt richtete er ſeine Waffen gegen die deutſchen Lande, aber von Herzog Burchard von Schwaben im Jahre 919 bei Winterthur geſchlagen, verſöhnte er ſich mit ihm, nahm deſſen Tochter Bertha zur Ehe und begnügte ſich mit den deutſchen Gegenden zwiſchen Aar und Reuß, die damals Oberburgund einverleibt wurden. Der eroberungsſüchtige Fürſt wandte nun ſeine Blicke auf Italien, um, da des Niederburgunders Pläne geſcheitert waren, hier auf andere Weiſe Burgund zur Größe zu erheben.

Eine Zeit lang war König Berengars Herrſchaft unangefochten geblieben, und Papſt Johann X., von den Arabern unabläſſig bedrängt, die am Garigliano ſich ſchon dauernd feſtgeſetzt hatten, vergaß ſogar, daß noch ein Kaiſer lebe, und ſetzte Berengar im Jahre 916 zu Rom die Kaiſerkrone auf. „Aber die Italiener," ſagt der 916.
Biſchof Liutprand von Cremona, der ſeine Landsleute trefflich kannte, „wollen immer zwei Herren haben, damit ſie den einen durch den „andern in Furcht halten." So ſahen denn auch Viele wieder nach einem andern Herrn ſich um und riefen König Rudolf in das Land. Bereitwillig folgte er ihrem Rufe, er ſtieg von den Alpen herab, ließ ſich im Jahre 922 zum König Italiens krönen, beſiegte Berengar in einer blutigen Schlacht, und kehrte dann ſiegesfroh in ſeine Berge heim. Kaiſer Berengar erholte ſich nicht wieder von ſeiner Niederlage und fiel im Jahre 924 zu Verona durch einen Meuchelmörder, den 924.
die burgundiſche Partei gegen ihn bewaffnet hatte.

Rudolf ſuchte alsbald ſein italiſches Königreich wieder auf und fand hier im erſten Augenblick keinen Gegner mehr, aber bald zerfiel er mit Irmengard, einer Frau von königlichem Geblüt, die damals durch

939—950. ihre Reize, ihre Zügellosigkeit und ihre Ränke alle Großen Italiens beherrschte. Sie war durch ihre Mutter eine Enkelin König Lothars II., ihr Vater war der reiche und prachtliebende Markgraf Adalbert von Toscana gewesen, ihr Gemahl der mächtige Markgraf Adalbert von Ivrea; ihr Wittwenstand ließ ihr Raum schamlos und ungestraft ihren Lüsten zu leben. Auch König Rudolf hatte sie in ihre Netze gefangen und nicht wenig dazu beigetragen, ihn auf den Thron Italiens zu erheben: Aber schon beschäftigte ein anderer Plan den Sinn des launenhaften Weibes; sie ging damit um ihrem Stiefbruder Hugo, demselben Manne, der damals in Niederburgund alle Macht an sich gerissen hatte, die Königs- und Kaiserkrone zu gewinnen und wußte auch Papst Johann für diesen Plan zu stimmen. Deshalb wiegelte sie jetzt die Großen Italiens gegen Rudolf auf, der in schmählicher Weise, erbebend vor dem Einfluß der gewaltigen Zauberin, seine Anhänger verließ und in sein Alpenreich zurückkehrte. Die Bischöfe und Großen Italiens wählten nun Hugo zu ihrem Könige, und der Papst selbst rief ihn in die Halbinsel. Noch einmal machte König Rudolf alsbald einen Versuch sich Italiens wieder zu bemächtigen, doch er mislang völlig und kostete nur seinem Schwiegervater Herzog Burchard das Leben.

926. Im Jahre 926 landete Hugo an der italischen Küste, nachdem er seine Macht im niederburgundischen Reiche in den Händen seines Bruders Boso zurückgelassen hatte. Er wurde zu Pavia zum König gekrönt und alle Bischöfe und Grafen des Landes erkannten ihn an, aber die Kaiserkrone erlangte er nicht, da wenig später Papst Johann selbst von dem Stuhle Petri in den Kerker geschleppt wurde und dort seinen Tod fand. Kaum hatte sich Hugo in der Herrschaft Italiens
928. befestigt, so starb im Jahre 928 der blinde Kaiser Ludwig und hinterließ das niederburgundische Reich, das er nur dem Namen nach regiert hatte, seinem Sohn Karl Constantin, einem jungen Manne von etwa zwanzig Jahren. Sobald Hugo diese Nachricht erhielt, eilte er in seine Heimath und beraubte den jungen machtlosen Fürsten seiner väterlichen Herrschaft, indem er ihn auf das Gebiet von Vienne beschränkte. Nachdem er seinen Raub gesichert hatte, kehrte er nach Italien zurück und wußte durch Klugheit und Entschiedenheit so den
931. Großen des Landes zu imponiren, daß sie schon im Jahre 931 seinen Sohn Lothar als seinen Mitregenten und Nachfolger anerkannten.

Bisher hatte König Hugo im Einverständniß mit Irmengard gehandelt und dankte ihr viel, wenn nicht Alles. Als er aber darauf

sich der Römerin Marozia ergab, um durch sie die langersehnte Kaiser- 929—930.
krone zu erlangen, trennten sich seine Wege von denen der Schwester. Hugos Absichten auf Rom scheiterten, der Einfluß Irmengards war verringert oder wurde nicht mehr zu seinen Gunsten geübt; da erhob sich alsbald wieder eine unzufriedene Partei unter den italienischen Großen und rief im Jahre 934 noch einmal König Rudolf aus seinen Bergen in die lombardische Ebene hinab. Aber Hugo wußte diesen Gegner unschädlich zu machen; mit dem Raube von Niederburgund erkaufte er sich Ruhe vor Hochburgund; er trat die Länder an der Rhone 933.
und Saône an König Rudolf ab, der dagegen alle Ansprüche an Italien aufgab.

So wurden die burgundischen Reiche im Jahre 933 vereinigt, und das vereinte burgundische oder arelatische Reich hat dann, ein Jahrhundert lang selbstständig, später mit dem deutschen Reiche verbunden, eine lange Dauer gefristet, ohne jedoch jemals zu rechter Kraft und Bedeutung zu gelangen. Damals litten die in demselben vereinten Länder am meisten durch die Araber, die sich an den Küsten der Provence dauernd niedergelassen hatten und den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten; weder Hugo noch Konrad wußten ihnen zu begegnen, und Hugo nahm sie sogar zeitweise in seine Dienste und verwandte sie für seine ehrgeizigen Zwecke. Was die Araber verschonten, rafften die Ungern hin, die zugleich fast Jahr für Jahr von Italien her über die Berge kamen und das schlecht regierte Reich plündernd durchzogen.

Schon im Jahre 937 starb König Rudolf II. und hinterließ nebst 937.
seiner Gemahlin nur zwei unmündige Kinder: Konrad, den Erben des Thrones, einen Knaben von 13 Jahren, und dessen jüngere Schwester Adelheid, die bestimmt war, in der Geschichte der Deutschen noch eine so bedeutende Rolle zu spielen. Hugo hatte die Angelegenheiten Burgunds nie aus den Augen verloren; sein Sinn stand von jeher darauf, sich bei günstiger Gelegenheit jenes Raubes, den er zeitweise aus den Händen gelassen hatte, wieder zu bemächtigen, und diese Gelegenheit schien jetzt gekommen. Kaum daß Rudolfs Tod betrauert war, bot Hugo dessen Wittwe Bertha die Hand und verlobte deren Tochter Adelheid seinem Sohne Lothar; als nächster Verwandter des jungen Königs dachte Hugo denselben in seine Gewalt zu bekommen und unter dem Schein der Vormundschaft das Land zu regieren. Aber die burgundischen Großen kannten Hugo als einen durchgreifenden, gewaltthätigen und grausamen Herrn und weigerten sich seine Herr-

939—950. schaft auf sich zu nehmen; durch List brachten sie die Person des jungen Königs in ihre Gewalt und überlieferten sie König Otto, dem einzigen Manne, der den Knaben gegen Hugos Macht und Ränke wirksam schützen konnte. Seitdem war Otto gleichsam zum Vormund des jungen burgundischen Fürsten bestellt; er zog selbst nach Burgund und ordnete dort die Angelegenheiten des Reichs. Der junge König verweilte, wie es scheint, meist in dem Gefolge Ottos, bis er im Anfange des Jahres 943 in das ererbte Reich zurückkehrte und seinen Sitz dann meist zu Vienne nahm. König Konrad, den man den Friedfertigen genannt hat, blieb für alle Zukunft Otto ein treu ergebener Freund. So angesehen war Ottos Wille in dem burgundischen Reiche fortan, daß die Deutschen es schon als eine Eroberung ihres Königs ansahen.

Ottos Verbindungen mit dem burgundischen Königshause mußten ihn unmittelbar in die Verhältnisse Italiens verwickeln, und dies um so mehr, als seit geraumer Zeit fast alle jene Fürsten, die um die Krone Italiens stritten, sich aus den südlichen deutschen Ländern, bald aus Baiern, bald aus Schwaben, Hülfskräfte zu gewinnen wußten. Wiederholentlich waren schon zu König Heinrichs Zeiten die Herzöge von Baiern und Schwaben in die Händel des Südens hineingezogen und sogar öfters selbst in die lombardische Ebene zum Kampfe hinabgestiegen. Doch es berührte dies nur in geringem Maaße die Seele Heinrichs, dessen Blicke allein auf den Norden gerichtet waren; Otto aber faßte bereits auch die Verhältnisse der südlichen deutschen Länder und zugleich die Italiens scharf in das Auge.

Seitdem Otto sich der Person König Konrads bemächtigte, war die Freundschaft, die ihn früher mit König Hugo verbunden hatte, vernichtet. An Feinden fehlte es diesem Könige nie, und der beispiellose Nepotismus, mit dem er alle einträglichen geistlichen und weltlichen Aemter des Reichs an seine vielen unehelichen Söhne und seine anderen Verwandten, Männer meist von den schmutzigsten Leidenschaften beseelt, schamlos ausstat, mußte ihm stets neue erwerben; aber durch tyrannische Grausamkeit erhielt Hugo lange Alles in Furcht. Schwere Verfolgungen hatte von ihm besonders der Markgraf Berengar von Ivrea zu erdulden, obwohl er als Irmengards Stiefsohn Hugo verwandt war und früher solche Gunst bei diesem gefunden hatte, daß er ihm sogar Willa, die Tochter seines Bruders Boso, vermählte. Aber Berengar, durch seine Mutter der Enkel jenes Berengar, der noch bei Menschengedenken die Kaiserkrone getragen hatte, schien Vielen zum

Befreier des Landes von Hugos Tyrannei bestimmt; deshalb haßte 939—950.
ihn Hugo und suchte ihn zu verderben. Er machte einen Anschlag, sich der Person Berengars zu bemächtigen und ihn dann des Augenlichts zu berauben; Berengar sollte des blinden Ludwigs unglückliches Schicksal theilen, das Hugo einst zum Glücke erhoben hatte. Doch der abscheuliche Plan wurde verrathen, und Berengar ergriff die Flucht. Umsonst schickte Hugo eine Schaar von Arabern, die in seinen Diensten standen, ihm nach; der Flüchtling entkam und eilte schutzflehend an Ottos Hof, denn auf Otto richteten sich auch in Italien schon die Blicke Aller, die rohe Gewalt erlitten. Hugo verlangte von Otto die Auslieferung Berengars und bot große Schätze dafür, aber Otto verschmähte sie und verlachte Hugo, daß er glauben konnte, ein deutscher Fürst werde seinen Schützling verrathen. „Daß „Hugo mir entbieten läßt", sagte Otto, „ich sollte dem meinen Bei„stand entziehen, der meine Gnade anruft, das ist die höchste Thor„heit." Dennoch gewährte der König Berengar nicht so bereitwillig die Unterstützung, wie dieser es gehofft hatte, denn es war nicht mehr die Art Ottos, unzufriedene Große gegen ihren gekrönten Herrn und König zu bewaffnen. Die Achtung vor der königlichen Macht wirkte wohl mehr auf Otto, als die reichen Geschenke, die Hugo stets von Neuem über die Alpen sandte. Als aber in Italien mehr und mehr 945.
der Haß gegen Hugo und seine übermüthigen Burgunder wuchs — aus Stolz, sagten die Italiener, thäten die Burgunder ihren Mund nicht auf, sondern sprächen in die Gurgel hinein — da kehrte Berengar mit einem selbstgeworbenen, nur geringen Gefolge deutscher Mannen im Jahre 945 über die Alpen zurück. Freudig nahm man ihn als den Befreier des Landes auf, man begrüßte ihn als einen zweiten David und Karl den Großen; die goldene Zeit, sagte man, bringe er zurück. Denn zu allen Zeiten waren die Italiener hitzig und überschwenglich in Liebe, wie in Haß. Alles fiel Berengar zu. Hugo wollte mit seinen Schätzen nach Burgund entfliehen, nachdem er zuvor zu Gunsten seines Sohnes Lothar der Krone Italiens entsagt hatte, aber man hinderte ihn an der Flucht. Bleiben mußte er wider Willen und eine Scheinkrone tragen, während Berengar in der That die höchste Macht in Händen hatte. Aber auch Berengar fühlte sich nur durch die Freundschaft Ottos stark; das Wort des mächtigen sächsischen Fürsten fiel auch in Italien schon schwer in die Waage, ehe er noch dieses von der Natur so reich gesegnete und damals so unglückliche Land betreten hatte.

So gingen, während die Macht des ostfränkischen Reichs durch

939—950. die Sachſen neu erhoben wurde, die romaniſchen Reiche im Süden und Weſten dem traurigſten Verfall entgegen; indem eine wahrhaft königliche Gewalt ſich dort erhob, ſank das Königthum hier zur erbärmlichſten Schwäche herab oder verwandelte ſich in eine unerträgliche Tyrannei. Das deutſche Reich, einerſeits über dieſe zerrütteten Staaten von überwiegendem Einfluß, andererſeits die Barberei des Nordens und Oſtens durch natürliche Kraft und Waffenruhm zügelnd, hatte die Stellung gewonnen, die ihm ſeine natürliche Lage im Herzen Europas überhaupt angewieſen zu haben ſcheint; es regelte die Kräfte der abendländiſchen Staaten und ordnete die Verhältniſſe derſelben untereinander. Denn auch mit England ſtand Otto lange durch ſeine Gemahlin in engſter Verbindung. Noch jetzt iſt ein ſchönes Andenken an jene Zeit vorhanden, da die Sachſen dieſſeits und jenſeits des Meeres die Bande der Stammverwandtſchaft aufs Neue durch ihre Herrſcher feſter geknüpft hatten. Es iſt ein Evangelienbuch, das um das Jahr 940 König Otto und ſeine Mutter Mathilde an König Athelſtan als Geſchenk überſandten, in dem ſie auf der erſten Seite ſelbſt ihr Namenszeichen geſetzt haben.

Da Otto, nachdem kaum die Stürme im Innern ausgetobt hatten, ſeine Herrſchaft zu einer ſo geachteten und glänzenden Stellung erhoben hatte, war es nicht zu verwundern, wenn an ſeinem Hofe ſich die Geſandten der Könige Frankreichs, Italiens, Burgunds und Englands mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungern begegneten; im Jahre 945 und abermals im Jahre 949 ſandte ihm ſchon der Kaiſer von Conſtantinopel ſeine Boten mit prächtigen Ehrengeſchenken, und im Jahre 950 ſtellten am Hofe des Sachſen ſich Abgeſandte des Chalifen von Cordova ein. Otto galt allgemein ſchon für den erſten Fürſten des Abendlandes.

12.

Ottos I. kirchliche Richtung.

Mitten in seiner Glückesbahn hatte König Otto ein gewaltiger 946—950.
Schlag des Schicksals getroffen und ihn an die Hinfälligkeit aller Herrlichkeit dieser Welt mit vernichtender Härte gemahnt.

Im Januar des Jahres 946 wurde ihm durch den Tod seine Gemahlin Editha entrissen. Unerwartet nahm der Tod sie von Ottos Seite, da sie zwei Kinder, die sie ihm geboren hatte, lieblich erblühen sah. Achtzehn Jahre hatte die angelsächsische Königstochter unter den Deutschen gelebt, und Alle beweinten ihr Ende, denn sie hatte mehr gleich einer liebenden Mutter, denn als eine Königin, unter dem Volke gewaltet. Schon ihre Zeit sah in ihr eine Heilige, denn reine, wahre und innige Frömmigkeit wohnte in ihrer Seele und gab sich kund in edlen Werken christlicher Liebe. Oft soll ihr Gebet aus großer Bedrängniß den König gerettet haben, oft milderte ihre Fürbitte seinen heftigen Sinn. So stürmisch sein Zorn war, das zarte Weib beschwichtigte ihn. Als er einst seine treffliche Mutter wegen ihrer Mildthätigkeit schalt und die Mutter sich tief gekränkt vom Hofe entfernte, rührte Editha das Herz des Gemahls und reuig bat er die Mutter um Verzeihung.

Auch Editha selbst soll Otto bisweilen ihre große Mildthätigkeit verargt und ihr einmal im Zorn verboten haben, ihre Hand ferner den Armen zu öffnen. Um sie zu prüfen, erzählt die Sage, trat er einst selbst an einem Feiertage verkleidet im Bettlergewande an eine Kirchenthür, als die Königin im prächtigen Festschmuck sich näherte. Dringend sprach er sie um ein Almosen an. Sanft verweigerte sie es; sie habe Nichts, sagte sie, als ihre Kleider. Noch dringender hielt er sie am Mantel zurück. Nur ein Fetzen hiervon, sagte er, würde dem Armen helfen. Und sie, die der Rührung nicht mehr gebieten kann, erlaubt ihm endlich einen Aermel des kostbaren Gewands zu nehmen. Als sie darauf an des Königs Tafel erscheint, trägt sie einen andern Mantel, als am Morgen, und scheinbar erstaunt fragt sie der König, warum sie die Tracht gewechselt. Verlegen sucht sie nach einer Ausflucht. Da läßt der König den Mantel holen, um sie zu beschämen, denn er trug den Aermel bei sich, den sie ihm gegeben hatte. Aber siehe! ein Wunder, als der Mantel gebracht wurde, fanden sich beide Aermel an ihm, und der König bekannte, die er habe erproben wollen, habe der Himmel erprobt gefunden.

946—950. Für wie liebreich man Editha hielt, zeigt auch eine andre schöne Sage. Eine Hirschkuh kam einst, so heißt es, in tiefer Nacht zu Magdeburg an ihr Schlafgemach; leise scharrte sie an der Thür und schritt, als ihr geöffnet war, zum Lager der hohen Frau; winselnd und stöhnend, als wolle sie einen tiefen Schmerz ausdrücken und Mitleid erwecken, streckte sie sich zu den Füßen der Herrin nieder und suchte alsbald wiederum die Weite. Editha befahl einem Jäger, dem Thiere zu folgen. Er ging der Spur nach und fand jenseits der Elbe die Hirschkuh mit ihrem Jungen beschäftigt, das sich in einer Schlinge gefangen hatte. Er befreite das Thier, und schnell eilte die Mutter mit dem Jungen in das tiefe Gebüsch. Froh aber hörte Editha, wie der armen Mutter geholfen war. In solchen Erzählungen lebte Jahrhunderte lang das Andenken der guten Königin fort und vererbte sich von Kind auf Kindeskind.

In dem Kloster des heiligen Moritz zu Magdeburg, das Otto nach Edithas Wunsch auf ihrem Witthum im Jahre 937 begründet hatte, wurde der edle Leib der Königin bestattet; auf der Nordseite der alten Kirche war ihr Denkmal. Jetzt sehen wir dasselbe in einer späteren Gestalt in dem prachtvollen Dome, der dort einige Jahrhunderte nachher als eines der erhabensten Werke deutscher Frömmigkeit und Kunst erbaut wurde.

Mächtig ergriff Otto der Tod seines geliebten Weibes, er wandte seinen Sinn mehr als bisher den himmlischen und geistlichen Dingen zu. Das schleunige Ende der Theuren, der noch ein langes Leben vorbehalten schien, mahnte auch ihn an den Tod, der ihn mitten aus seiner glänzenden Laufbahn abrufen konnte, und wies ihn mehr als je auf jene höchste Macht hin, der auch der Gewaltigste auf Erden sich beugen muß. Er richtete seine Gedanken auf die heiligen Schriften und frommen Bücher. Nach der Sitte der Zeit war er zu den Waffen, nicht für die Bücher erzogen worden, jetzt erst lernte er die Buchstaben, aber er brachte es bald zu völliger Sicherheit im Lesen und Verstehen heiliger Schriften.

Von dieser Zeit an wandte der König auch den kirchlichen Angelegenheiten seines Reichs besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu. Wahre, tiefe Religiosität war einer der hervortretendsten Züge in Ottos Wesen; er lebte stets in dem Bewußtsein, daß er unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe und daß die Allmacht mit ihm und den Seinen sei; aus dem Gebete, durch dessen Kraft er meinte

oft wunderbar aus Gefahren errettet zu ſein, ſchöpfte er immer neuen 946–950.
Muth in ſeinen Bedrängniſſen und Mühen; von dem Glauben an den göttlichen Urſprung ſeiner königlichen Gewalt war er ganz und gar durchdrungen. Aber dennoch war Otto in den erſten Jahren ſeiner Regierung nichts weniger als kirchlich nach dem Sinne jener Zeit, und die hohe Geiſtlichkeit genoß damals bei ihm keine beſondere Gunſt. Die Anſprüche, die ſie in dem verfallenden Staate der Karolinger auf eigene Selbſtſtändigkeit und darüber hinaus auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten erhoben hatte, vertrugen ſich durchaus nicht mit den Vorſtellungen, die Otto von ſeiner Würde hegte. Mit Ausnahme des Erzbiſchofs Adeldag von Hamburg, den er ſelbſt erhoben hatte, ſtanden deshalb die erſten Kirchenfürſten lange Zeit ihm und den von ihm geſetzten Herzögen feindlich gegenüber. Wir wiſſen, wie Friedrich von Mainz, der doch den Ruf beſonderer Heiligkeit bei Vielen gewonnen hatte, wiederholentlich des Hochverraths angeklagt wurde und wie er nur mit genauer Noth der ſchwerſten Strafe entging; wir wiſſen, wie die Untreue dieſes erſten Biſchofs des Reichs im Jahre 939 den Abfall anderer Biſchöfe nach ſich zog. Im Jahre 942 wurde dann auch der Erzbiſchof Robert von Trier, ein naher Verwandter Herzog Giſelberts, mit dem Biſchof von Tongern von Herzog Konrad, ſobald dieſer die Verwaltung Lothringens erhielt, des Treubruchs gegen den König bezüchtigt und mußte ſich öffentlich wegen der gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen rechtfertigen. Kaum hatte des Königs Bruder Heinrich die Regierung Baierns übernommen, ſo gerieth er in die ärgerlichſten, nie wieder beigelegten Händel mit dem Erzbiſchof Herold von Salzburg. Dem altersſchwachen Wikfried von Köln wurde es zu beſonderem Verdienſte angerechnet, daß er die dem Könige beſchworene Treue nicht offen verletzte, doch lebte auch er in mannigfachen Streitigkeiten mit Otto, der in dem alten Streite zwiſchen Köln und Hamburg über das Bisthum Bremen ſich offen auf die Seite des Erzbiſchofs von Hamburg ſtellte und die Sache endlich für dieſen entſchied.

Unter dieſen Verhältniſſen iſt es kaum zu bewundern, wenn die Kirchen und Klöſter im Anfange der Regierung Ottos nicht ſonderlich gefördert wurden. Zwar beſtätigte er ihnen die früheren Privilegien, auch erhielten einige Bisthümer, wie beſonders Hamburg, dann Utrecht, wo ſein Bruder Brun erzogen war, und Chur, das durch die Verwüſtungen der Araber gelitten hatte, neue Schenkungen, vornehmlich gewannen das Kloſter zu Quedlinburg, die Stiftung Heinrichs, und das neue Moritzkloſter zu Magdeburg viele Beweiſe königlicher Gunſt; aber

946—950. einer ungewöhnlichen Freigebigkeit hatten sich die geistlichen Stiftungen in der Mehrzahl so wenig zu erfreuen, daß der König es vielmehr seiner Mutter sehr verargte, daß ihre Hand für die Kirchen und Klöster stets offen war. Es kam sogar hierüber zu einer traurigen Spaltung in der königlichen Familie selbst. Mathilde, die seit dem Tode ihres Gemahls ihre größte Freude in frommen Werken und Uebungen fand und neben dem Nonnenkloster auf der Höhe zu Quedlinburg bereits eine neue Klostergemeinschaft für Mönche neben der Königsburg dort am Fuße des Berges gegründet hatte, ging mit ihrem reichen Witthum bei der Ausstattung geistlicher Stiftungen so verschwenderisch um, daß die Söhne glaubten Einsprache erheben zu müssen. Kaum waren Otto und Heinrich versöhnt, so wandten sie sich gegen die Mutter; nicht allein ihr Witthum vergeude sie, warfen sie ihr vor, sondern sie müsse auch große Schätze aus der Verlassenschaft des Vaters ihnen vorenthalten haben; sie häuften Kränkungen auf Kränkungen und verlangten endlich, Mathilde solle ihr Witthum aufgeben und in ein Kloster gehen. Die Mutter, tief durch diesen Undank ihrer Söhne verwundet, entsagte willig dem, was ihres Gemahls Liebe ihr gegeben hatte, sie zog nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück und beschränkte sich darauf, mit ihren geschmälerten Einkünften das dortige Kloster so zu erweitern, daß sie als die neue Begründerin desselben angesehen wurde. Längere Zeit war dann die Eintracht zwischen der Mutter und ihren Söhnen gestört geblieben, bis endlich die gute Königin Editha den Frieden hergestellt hatte. So wenig Eifer für die Hebung des äußeren Wohlstands der geistlichen Stiftungen Otto hier zeigte, noch weniger Theilnahme fanden bei ihm damals die Bestrebungen der Geistlichkeit, die ganz verfallene Klosterzucht herzustellen. Manche Versuche der Art wurden in Lothringen gemacht, namentlich vom Bischof Adalbero von Metz; wie auch in den deutschen Ländern, wo sich Erzbischof Friedrich an die Spitze einer Klosterreformation stellte; aber Otto sah diese Bemühungen mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Mistrauen, lange Zeit hindurch an, und dieselben hatten deshalb auch im Anfange nur einen geringen Erfolg.

Erst nach dem Tode Edithas wandte er sich mit ganzem Herzen der Kirche zu. Er suchte da den Trost für seine schwerbekümmerte Seele, wo ihn die Mutter gefunden hatte: in gottseligen Werken und in rastlosen Bemühungen für das Reich Gottes auf Erden. Auch mochte ihm mit jedem Tage klarer werden, wie wichtig es für die Zukunft des Reichs war, sich der kirchlichen Richtung, welche bei aller Roheit doch diese Zeit gewaltig beherrschte, zu bemeistern und ihr Ziel

und Richtung zu geben. Wie Otto sich hier mit den frommen Nei- 946—950.
gungen seiner Mutter begegnete, so trat er auch dem geistigen Stre-
ben seines Bruders Brun nahe, in dem er das ausgezeichnetste Werk-
zeug für alle seine kirchlichen Pläne und Absichten fand.

Brun, der jüngste Sohn König Heinrichs, stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit seinen älteren Brüdern in keiner Weise nach, nur daß Neigung und Erziehung ihn auf ein ganz anderes Gebiet des Lebens angewiesen hatten. Da der Vater ihn dem geistlichen Stande bestimmte, war er schon in früher Jugend dem elterlichen Hause und seiner sächsischen Heimath entzogen worden. Nach Lothringen hatte man ihn gesandt, wo sich noch am meisten Bildung und Gelehrsamkeit aus der karolingischen Zeit in den Kloster- und Stiftsschulen erhalten hatten, obwohl man bald genug auf den damaligen Zustand dieser Schulen als einen kläglichen herabsehen konnte; zugleich sollte der Königssohn die Lothringer enger an die sächsische Herrschaft fesseln. Deshalb übertrug man auch seine Erziehung dem damals noch sehr jungen Bischofe Balderich von Utrecht, einem Verwandten Herzog Giselberts; es war zu derselben Zeit, als König Heinrich seine älteste Tochter dem Lothringerherzog vermählte und Robert, einem andern nahen Verwandten Giselberts, das Erzbisthum Trier verlieh. In den nächsten Beziehungen zu dem lothringischen Herzoghause wuchs Brun auf und nahm hier viel von der regsameren und lebendigeren Art der Franken an.

Früh zeigten sich in dem Knaben die glänzendsten Fähigkeiten; unverdrossen war er spät und früh bei der Arbeit und that es bald allen seinen Altersgenossen zuvor. Man staunte, wie die Genüsse des Lebens und der Lärm der Welt auf diesen so hoch geborenen Knaben gar keinen Eindruck machten, ihn von seinen Büchern nicht zu trennen vermochten. Aus dem Ernst und der Treue, mit der er die Studien betrieb, schloß man nach dem Wort der Schrift: „Man kennt „einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden „will“ (Sprüche 20, 11) auf die Reinheit und Wahrheit seines Herzens und die Unsträflichkeit seines späteren Lebens. Brun lebte ganz in seinen Büchern; wer sie ihm befleckte oder zerknitterte, konnte ihn bitter erzürnen, und dieselbe peinliche Sorgfalt, mit der er sie äußerlich hielt, übertrug er auf die Art und Weise, wie er sie studirte. Er eilte nicht, wie häufig begabte Knaben pflegen, von einem Buche zum anderen, um die Phantasie mit buntwechselnden Bildern zu füllen; es lag ihm an jedem einzelnen Wort, an jedem Ausdruck; die Form an

946—950. sich beschäftigte nicht minder seinen Geist, als der Gedanke des Schriftstellers; eine philologische Ader, die so Wenigen seiner Zeitgenossen zu Theil geworden war, hatte die Natur diesem Königssohne mitgegeben. Es wird uns erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst unsrem Brun in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte; es entzückte ihn in gleicher Weise an diesem Dichter der gläubige Inhalt, der lebendige Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Reichthum und Wandel des Versbaus. Als er dann später die Lustspiele des Terenz las, sah man ihn bei den ausgelassenen Stellen keine Miene verziehen, kein Lächeln kam über seine Lippen; er empfand die Schönheit der Form, sie vor Allem nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Früh übte er sich im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache und brachte es hierin zu einer damals angestaunten Fertigkeit, so daß er darin Vielen später ein trefflicher Lehrer werden konnte.

Als die Verhältnisse Ottos zu Lothringen und zu Herzog Giselbert sich änderten, kehrte Brun, damals etwa vierzehn Jahr alt, an den königlichen Hof zurück. Noch im Knabenalter, schien er doch an Bildung und Reife des Verstandes ein Mann vor Andren, und der König suchte die trefflichen Kenntnisse seines Bruders dem Reiche nutzbar zu machen. Wie die Einrichtungen, welche Karl der Große für seinen weltlichen Hofstaat getroffen hatte, längst in Verfall gerathen waren, so nicht minder die für die Hofgeistlichkeit. Die Stellung des Apocrisiarius war eingegangen und mit der des Erzkanzlers vereinigt worden. Mit dem Reiche selbst war dann auch die Kanzlei desselben aufgelöst und zerstückt worden; die Erzbischöfe der Theilreiche hatten die Titel und Ehren der Erzkanzler oder Erzkapellane an sich gerissen, die Geschäfte selbst aber vernachlässigt, die an niedere Geistliche kamen, welche die Person des Königs als Kanzler begleiteten und die Urkunden derselben im Namen der Erzkanzler ausstellten. Die Hofschule, jene große Bildungsanstalt für die Geistlichkeit des Reichs, war längst aufgelöst. So fand Otto die Reichskanzlei, durch die allein damals ein regelmäßiger Geschäftsgang erhalten werden konnte, in der größten Verwirrung; die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg nannten sich Erzkanzler des Reichs, bekümmerten sich aber wenig um die Geschäfte, die nach der Wahl des Königs von Hofgeistlichen besorgt wurden, die oft der schwierigen und einflußreichen Stellung, die sie einnahmen, kaum gewachsen sein mochten und denen der König doch, da alle wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hände gingen, ein unbedingtes Vertrauen schenken mußte. Sollte die Ein-

heit des Reichs festeren Halt gewinnen, so mußte vor Allem auch der Geschäftsgang am Hofe besser geregelt und fähige Geistliche zum Dienste desselben herangebildet werden, mit Einem Worte die Kanzlei oder nach dem damals gebräuchlichen Ausdruck die Capelle*) des Königs mußte neu organisirt werden. Diese Aufgabe wies Otto seinem Bruder zu und ernannte ihn nicht allein zum Kanzler, sondern übergab ihm im Jahre 940 zugleich als Erzcapellan die Leitung der Kanzlei in ihrem ganzen Umfange; auch die Ueberwachung der kirchlichen Verhältnisse des Reichs stand mit dieser Stellung in Verbindung. 946—950.

Mit der größten Hingebung und jener Pünktlichkeit, die ihm in Allem eigen war, unterzog sich Brun den Geschäften des Hofs. Fast alle Urkunden sind in den nächsten dreizehn Jahren von ihm selbst ausgestellt; dabei mußte er Tag für Tag zahllose Klagen von Bedrängten und Hülflosen anhören, von denen Keiner ohne Trost, Rath und Beistand ihn verließ. Wohin der König seinen Weg nahm, Brun stand überall ihm zur Seite und fand überall Arbeit im Ueberfluß. Aber so jung er war, die Kräfte erlahmten ihm nie, ja er fand in der größten Geschäftigkeit noch immerdar Muße, um seinen geliebten Studien nachzugehen. „Wenn er Muße hatte" — so sagt Bruns trefflicher Biograph Ruotger — „gab es doch keinen beschäftigteren Mann, „und mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße."

Während Brun unabläßig für Andere arbeitete, arbeitete er nicht minder an sich, denn Nichts lag ihm ferner, als mit Selbstbefriedigung auf das zu schauen, was er bereits erreicht hatte. Wo auch der König sein Hoflager oder sein Kriegszelt aufschlagen mochte, dahin begleiteten Brun seine Bücher; „wie die Israeliten die Bundeslade," sagt Ruotger, so führte er überall seine Bibliothek mit sich; mitten im Getümmel der Reise, in dem Lärmen des Hofs, war er doch gleichsam allein und lebte in seinen Studien und Meditationen. Um keinen Preis gab er die Frühstunden des Tags zu zerstreuenden Beschäftigungen hin; da lebte er ungestört seinen Büchern und kehrte, wenn nach den Freuden des Mahls die Geschäfte des Hofs ruhten, mit frischer Kraft sofort zu denselben zurück. Ein so regsamer und wißbegieriger Geist, überdies von solcher Höhe des Lebens herabstrah-

*) Capella hieß ursprünglich das Gemach im königlichen Pallast, wo die Urkunden ausgefertigt und aufbewahrt wurden; doch wurde darunter schon in der karolingischen Zeit auch die Gesammtheit aller dem Hofe dienenden Geistlichen, der gesammte Hofklerus, verstanden.

946—950. lend, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden; alle Elemente wissenschaftlicher Bildung, welche die Ungunst einer rohen, gewaltthätigen Zeit überstanden hatten, konnten nicht anders, als sich um ihn sammeln, um von ihm neue Kräftigung zu erhalten. Und in der That strömten fast Alle im Reiche, die sich geistig etwas dünkten, an den Hof des Königs; aber wie Viele kehrten mit dem beschämenden Geständniß zurück, sie hätten an Brun erst erkennen gelernt, daß sie Nichts wüßten, in ihm hätten sie eine Leuchte gefunden auf dem Wege wahrer Wissenschaft, den sie nun betreten wollten.

Während Brun Andern Muster und Vorbild wurde, suchte er selbst für sich neue Lehrer und fand sie. Zunächst waren es Griechen, die theils als Gesandte vom Hofe zu Constantinopel erschienen, theils zerstreut in deutschen Klöstern wohnen mochten, wie wir denn wissen, daß das Kloster Reichenau damals mehrere griechische Mönche beherbergte. So versteinert und vertrocknet auch schon die Wissenschaft unter den Griechen war, so übertrafen sie doch an Umfang der Kenntnisse, an Gewandtheit in Schrift und Rede, an feiner gesellschaftlicher Bildung damals weit alle Völker des Abendlandes, und selbst untergeordnete Gelehrte des Ostens mochten es hierin leicht den ersten Männern des Westens zuvorthun. Auch Brun fand, daß er von ihnen lernen könne, und studirte mit Eifer ihre Sprache; er ließ sich gern mit ihnen in Disputationen ein, und so gerühmte Kämpfer die Griechen in diesen Wortstreiten wegen ihres scharfen Verstandes und ihrer Zungengeläufigkeit waren, staunten sie doch über den feinen Geist dieses Jünglings und brachten neue Probleme desselben, die sie nicht zu lösen vermochten, in die Heimath zurück, um sie den ersten Gelehrten daselbst vorzulegen. Die griechische Sprache war damals im Abendlande nicht so unbekannt, wie man wohl geglaubt hat; aber sie galt mehr als nothwendiges Verkehrsmittel mit dem Ostreiche, mit dem die Verbindungen niemals ganz abgebrochen wurden, als daß man sie als Schlüssel zu den alten Schriftwerken der Hellenen benutzt hätte. Diese lagen der ganzen Anschauung der Zeit durch die Entwickelung, welche die abendländische Welt genommen hatte, unendlich fern; selbst die theologische Litteratur der Griechen fand als eine ketzerische nur geringe Aufmerksamkeit. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Kenntniß der griechischen Sprache für Bruns innere Entwickelung kaum recht fruchtbringend gewesen ist.

Als den Lehrer, der am meisten auf ihn gewirkt hat, nennt Brun selbst einen irländischen Bischof, mit Namen Israel. Wir

kennen auch das Zeugniß, das Israel auf Befragen seinem Zöglinge 946—950.
gab; er betonte es vor Allem, daß Brun ein ausgezeichnet heiliger Mann sei, und gab damit zu erkennen, daß die religiöse Bildung des Herzens in seinen Augen noch höheren Werth besäße, als die wissenschaftliche des Geistes, und daß diese in Brun wesentlich auf jene zurückgewirkt habe. Wir wissen wenig von diesem Israel, aber schon seine Abkunft läßt uns auf das Innerste seines Wesens und seiner Lehre schließen.

Noch einmal, wie einst in den Tagen eines Fridolin, Columban und Gallus, übten damals brittische und irische Mönche einen tiefgreifenden Einfluß auf das religiöse Leben der deutschen Stämme aus. Durch Normannen und Dänen aus ihrem Inselande verjagt, kamen sie über die See und begaben sich theils in die meist von Iren gestifteten Klöster am Rhein, namentlich nach Sanct Gallen, theils flüchteten sie sich nach Lothringen, wo sie auf die Herstellung der verfallenen Klosterzucht den wohlthätigsten Einfluß übten und zugleich den reformirten Klöstern die ihnen von jeher eigene Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung mittheilten. Von den hierarchischen Bestrebungen der karolingischen Geistlichkeit waren sie weit entfernt, die Zwängung der Christenmenschen unter Roms Gebot hielten sie am wenigsten für ihre Aufgabe, sie lebten im Gebet, in Ertödtung des Fleisches, in wissenschaftlicher Arbeit und suchten in Armuth und Demuth dem Reiche Gottes und dem Wohl ihrer Mitmenschen nach Kräften zu dienen; dabei vertiefte sich ihre Einbildungskraft mit Vorliebe in die Geheimnisse der göttlichen Zukunft, und sinnlich greifbar mußten ihnen Zeichen und Beweise des göttlichen Waltens überall entgegentreten. Niemand verehrte gläubiger die Reliquien; Niemand legte mehr Gewicht auf Träume; Kasteiungen und Fasten hatten in ihren Augen den größten Werth; Gelübde trieben sie zu Wallfahrten bis an das Ende der Welt. Es ist eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und wahrhaft christlicher Glaubensfreudigkeit in diesen Mönchen; man wird nicht mit Unrecht an ihrem Treiben manchen Anstoß nehmen, aber es läßt sich nicht verkennen, es geht durch dasselbe ein tiefer Zug wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und jener aufopfernden Liebe, die um des Herrn willen Allen Alles sein möchte. Die Deutschen, die an der vornehmen karolingischen Geistlichkeit mit ihren steifen kirchlichen Formen, ihrer prunkenden Gelehrsamkeit und ihrem glänzenden Weltleben wohl niemals großes Gefallen gehabt hatten, sahen in diesen schlichten Mönchen Heilige. Denn gerade das

946—950. fand die Masse an ihnen in höchster Vollendung, was sie selbst damals als das Ideal eines christlichen Lebens ansah.

Die fürchterliche Noth der Zeit hatte in den deutschen Ländern, wie überall im Abendlande, die Menschen gelehrt, daß mit ihrer Macht Nichts gethan und ohne Gottes sichtlichen Beistand alle ihre Sorge vergeblich sei. Die Verzweiflung trieb das Volk zu den Kirchen und Altären, bei ihnen suchten sie von Gott Schutz für die Gegenwart und Gewähr für die bedrohte Zukunft. Das fromme Herz fand hier Trost und Freudigkeit; der Kleinglaube richtete sich an den Segenssprüchen, Prophezeiungen, Träumen heiliger, dem weltlichen Leben abgestorbener Männer auf; der Aberglaube maß den Gebeinen der Heiligen wunderbare Kräfte der Hülfe und Errettung bei und glaubte durch äußere Werkheiligkeit die Strafen Gottes abwenden zu können. Das Volk suchte überall unmittelbare Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, es jagte Mitteln nach, die ihm Gottes gnädigen Beistand erwirkten, es wollte in seinen Priestern lebendige Zeugen göttlichen Lebens sehen — was konnten ihm da jene Bischöfe alten Schlags bieten, die in ihren vergilbten Kirchengesetzen und in ihren dogmatischen Streitigkeiten lebten, die in der Unterjochung der weltlichen Gewalten, in der Erhebung des römischen Primats und ähnlichen Dingen fast allein ihre Lebensaufgabe zu sehen schienen? Mit Nothwendigkeit entfremdete sich das Volk den Bischöfen und wandte sich frommen Klausnern und heiligen Mönchen zu; ein eigenthümliches religiöses Leben bildete sich unter ihm aus, dem es an innerer Wärme und frischer Glaubenskraft nicht fehlte, das aber einer Leitung bedurfte, wenn es sich von der Kirche nicht ganz trennen sollte. Dieser lebendigen Glaubensströmung im Volke bemächtigten sich rechtzeitig und führten sie zur Kirche zurück einige hervorragende Männer, die selbst von ihr berührt, zu Bischöfen erhoben wurden. So war vor Allen jener heilige Bischof Ulrich von Augsburg, der in St. Gallen gebildet und noch von König Heinrich eingesetzt war. Und in gleicher Weise wirkten auch jene irischen Mönche, indem sie in die Geistlichkeit von Neuem nicht allein den Trieb zu ernster wissenschaftlicher Thätigkeit pflanzten, sondern sie auch auf ein gottgefälliges und geistliches Leben hinwiesen. In diesem Sinne haben sie an vielen Orten, und ganz besonders in Lothringen, die Kirchen und Klöster reformirt.

Auch auf Brun ist der Einfluß dieser Iren, wie es scheint, von großer Bedeutung gewesen. Wir finden ihn bald ganz auf denselben Bahnen mit ihnen und Bischof Ulrich; auch sein Inneres ist von die-

ſem neuerwachten Glaubensleben ergriffen; auch ſein Leben durchdringt 946—950.
ein aſcetiſcher Zug, und wir ſehen ihn wie die Iren bei der Reformation der Geiſtlichkeit thätig. Mehrere Abteien, beſonders das reiche Lorſch, waren ihm von ſeinem Bruder um der großen Einkünfte willen nach der Sitte der Zeit übertragen worden, er aber hielt dafür, daß ſie ihm nicht gegeben ſeien, um ſich an ihnen zu bereichern, ſondern um ſie in einen Gott wohlgefälligen Stand zu ſetzen, und theils mit Güte, theils mit Gewalt ſtellte er eine ſtrenge Kloſterzucht her. Den ſächſiſchen Klöſtern, die zum Theil noch ſehr arm waren, wandte er Schenkungen zu; in volkreichen Orten, die ſchon Mittelpunkte eines lebendigeren Handelsverkehrs geworden waren, wie Soeſt, fehlte es noch ganz an Kirchen, er ließ Reliquien dorthin bringen und Kirchen zu Ehren der Heiligen erbauen.

Vor Allem aber war es die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Geiſtlichkeit, die Brun neu belebte. Die Hofſchule, von der man ſeit Karls des Großen Zeit kaum etwas vernommen hatte, eröffnete er aufs Neue und zog tüchtige Lehrer an dieſelbe. Von den ſieben freien Wiſſenſchaften, in die man die ganze Summe menſchlicher Weisheit damals zuſammenfaßte, waren nur die drei niederen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik ſeit Menſchengedenken in den Schulen gelehrt worden; daß er nun auch Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie in der dürftigen Weiſe, welche die alten Lehrbücher an die Hand gaben, wieder in den Unterricht aufnahm, ſtellte ihn in den Augen jener Zeit gleichſam als den Begründer dieſer Wiſſenſchaften dar. Brun lehrte ſelbſt in der Hofſchule und war ein vorzüglicher Lehrer; nie ließ er die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes einem Schüler durch Hochmuth ſpüren, mit gewinnender Freundlichkeit und mildem Ernſte feſſelte er die Zöglinge an ſich. Während er ſelbſt „mit Giganten„ſchritten auf der Bahn der Tugend vorwärtseilte", wie ſich ſein Biograph ausdrückt, wurde er doch nie müde, ſich nach denen umzuſehen, die hinter ihm zurückblieben und ihnen den Weg zu erleichtern.

Seitdem Otto dieſen Beſtrebungen ſeine volle Aufmerkſamkeit zuwandte, nahmen ſie den lebendigſten Aufſchwung. Schon um das Jahr 950 ſtand die Hofſchule in voller Blüthe. Bald darauf wurde der gelehrte Rather, ein Lothringer von Geburt, der ſein Heimathsland verlaſſen und durch König Hugo in Italien ſein Glück gemacht hatte, dann aber zweimal aus ſeinem Bisthum Verona vertrieben war, an dieſe Schule berufen, und Brun ſelbſt lernte noch von Rather, der für den erſten Theologen der Zeit galt. Biſchof Liudprand von Cremona

946—950. kam nicht so lange danach an den Hof Ottos, und auch seine in der klassischen Litteratur ausgebreitete Belesenheit ließ man gewiß nicht ungenutzt. Schon holte man nicht die Gebeine der Heiligen allein, sondern mit ihnen andere in unsern Augen werthvollere Reliquien des Alterthums über die Alpen, vor Allem die trefflichsten Handschriften der alten klassischen Schriftsteller. Mehr als hundert derselben brachte ein Italiener, mit Namen Gunzo, auf Ottos Aufforderung in die deutschen Länder, aus denen manche Italien nach Jahrhunderten wieder zurückgeführt hat. Mit frischem Eifer warf man sich auf das Studium der alten Dichter, Redner und Geschichtsschreiber; Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust erstanden gleichsam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutschen in den freien Wissenschaften. Indem man die Alten eben erst kennen lernte und noch von dem Glanz ihrer Rede und der Schönheit ihrer Darstellung geblendet stand, faßte man aber auch schon den Muth mit ihnen zu wetteifern; man legte Hand an historische und poetische Werke, die bei aller Roheit und Unbeholfenheit doch ein edles Streben nach Vollendung der Form zeigen, die nicht ohne erhabene Schönheiten sind und schon durch ihren Inhalt für uns Deutsche einen unvergänglichen Werth haben. Vom Hofe aus verbreitete sich diese lebendige Theilnahme an den Wissenschaften schnell durch das Land, namentlich nahmen die Klosterschulen jetzt rasch einen erfreulichen Aufschwung. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüthe; Fulda scheint mindestens seinen alten Ruf behauptet zu haben; Hersfeld eiferte Fulda nach; Korvei pflegte zuerst in Sachsen die Wissenschaften mit besonderer Vorliebe, aber auch in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg lasen die Mädchen neben den Heiligenleben bald den Virgil und Terenz; nach Würzburg berief man zur Unterweisung der Jugend einen Lehrer aus Italien.

Eine Litteratur eigenthümlichster Art entwickelte sich aus diesen Bestrebungen; sie ruht ganz auf nationaler Grundlage und kleidet sich doch in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und ascetisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber sie kümmert sich wenig um dogmatische Streitigkeiten und canonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber dabei doch schlicht, treuherzig und aufrichtig; die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die dem Virgil nachgebildet oder entlehnt sind; die naive Thiersage muß sich dem strengen Takte antiken Versmaaßes fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des Sallust und Tacitus vorgetragen; eine

Nonne behandelt die Legenden der Heiligen in der Form terentiani- 946—950.
ſcher Comödien. Brun hat dieſer ganzen Litteratur den Stempel ſeines Geiſtes aufgedrückt; ſeine Liebhaberei für philologiſche Gelehrſamkeit, ſein aſcetiſcher Eifer, ſeine ihm von der Natur angewieſene höfiſche Stellung wirken ein Jahrhundert lang fort auf faſt alle Schriftwerke, die auf deutſchem Boden entſtanden ſind. Aber es waltet noch ein anderer Geiſt in und über denſelben, den er weder bewältigen konnte noch wollte; es lebt in dieſen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre Sinn des deutſchen Volks. Man hat wohl das zehnte Jahrhundert vor andern ein Zeitalter der Barbarei genannt, und allerdings bezeichnet die Anfänge deſſelben ein tiefer Verfall alles deſſen, was die karolingiſche Zeit für Kunſt und Wiſſenſchaft geleiſtet hatte; aber um die Mitte des Jahrhunderts nahm in den deutſchen Ländern die Bildung von Neuem den kräftigſten Aufſchwung und drang eigentlich damals zuerſt tiefer in unſere nordiſchen Gegenden ein; eine Bildung allerdings, die nur die höchſten Spitzen des Volks berührte, den Hof, die Geiſtlichkeit und den in die Nähe des Hofs gezogenen Adel. Niemand verſpürt mehr, als der Geſchichtsſchreiber des deutſchen Volks, welche Umwandlung in den Culturzuſtänden unſerer Gegenden damals vorging. Nachdem er aus dem Dunkel der Sagen ſich plötzlich in der karolingiſchen Zeit in das helle Licht der Geſchichte verſetzt ſieht, umfängt ihn in dem Anfang des zehnten Jahrhunderts abermals ein trübes Dämmerlicht, in dem es faſt unmöglich iſt, Thatſache und Dichtung deutlich zu ſcheiden, die Ueberlieferung iſt verworren, widerſprechend, unvollſtändig und ohne Zuſammenhang; mit der Mitte des Jahrhunderts aber erſchließen ſich ihm ſofort gleichzeitige, zuverläſſige Quellen, die den Gang der Dinge mindeſtens im Großen und Ganzen deutlich erkennen laſſen; der Boden wird feſter unter ſeinen Füßen und nur ſelten hat er noch den unſicheren und ſchwanken Grund der Vermuthungen zu betreten.

Aber die Capelle des Königs war damals mehr, als allein eine Schule der Wiſſenſchaft und Litteratur, ſie wurde zugleich eine Pflanzſtätte für Kirche und Staat, indem aus ihr faſt alle die Geiſtlichen hervorgingen, die in der nächſten Zeit Otto und ſeine Nachfolger auf die deutſchen Biſchofsſtühle erhoben. Es iſt ein neues Geſchlecht von Kirchenfürſten, ſehr unähnlich dem, das die ſpätere Karolingerzeit überliefert hatte. Dieſe Biſchöfe, ſo durchdrungen ſie von der Höhe ihres geiſtlichen Berufs ſind, zeigen ſich doch der Reichsgewalt wahrhaft ergeben, ſie ſchlagen willig die Schlachten des Königs mit und ziehen in ſeinem Intereſſe und zu ſeinem Nutzen von einem Lande freudig

946—950. zum andern. Hierarchisch-theocratische Ideen liegen ihnen fern, nicht minder knechtischer Gehorsam gegen Rom, wie sehr sie auch die Ehrenrechte des heiligen Petrus achten; sie durchdringen sich vielmehr mit dem Gefühl einer freien, selbstständigen Gewalt, die sie von Gott über ihr Bisthum empfangen haben und innerhalb ihres Sprengels regieren sie mit einer patriarchalischen, Alles umfassenden Macht. Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Capitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit, darin sehen sie zunächst ihre Aufgabe; aber nicht minder finden sie darin ihren Beruf, ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrecht ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu hegen und zu pflegen. Es sind durchweg practische Aufgaben, die sie sich stellen, und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen meinen. Die römische Kirche hat nicht Wenige dieser Bischöfe unter ihre Heiligen versetzt, aber auch das deutsche Vaterland schuldet diesen Männern den größten Dank; sie haben zur Hebung des unterdrückten Theils des Volks, zur Belebung des städtischen Lebens, zur Förderung des Ackerbaus nicht wenig beigetragen, ja selbst die bestimmtere Entwickelung des nationalen Geistes beruht zum großen Theil auf ihnen. Von Einem Mittelpunkte gingen sie in alle Theile ddes eutschen Reichs aus; gleiche Bildung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiche kirchlich-politische Ansichten verbreiteten sie von dort, wohin sie kamen, und sie selbst blieben, wenn auch getrennt, doch immer in einem nahen, oft sehr innigen Verhältniß. Man kann behaupten, daß unter ihnen sich zuerst feste Grundzüge einer nationalen Politik festgestellt haben, die von der zufälligen Denkart des jeweiligen Staatsoberhaupts unberührt blieben. In diesem bischöflichen Stande begegnen uns eine große Zahl der würdigsten und verdientesten Männer, die sich, bis der unglückliche Investiturstreit Spaltung in ihre Reihen brachte, alle von derselben Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande durchdrungen zeigen.

Eine Geistlichkeit, so erfüllt von tapfrem Glaubensmuthe und hülfreicher Liebesthätigkeit, wie sie damals in den deutschen Ländern sich heranbildete, konnte nicht lange dem Missionswerke fremd bleiben, und schon öffnete Otto ihrer Wirksamkeit auch hier ein weites und schönes Feld.

Das Beispiel des ruhmreichen Apostels des Nordens, des heiligen Ansgar, der zuerst nicht ohne Erfolg das Christenthum unter den

Dänen und Schweden predigte, hatte den Missionseifer in den ham- 916—950.
burger Erzbischöfen immer rege erhalten, aber die Verkündigung des Evangeliums im Norden stieß auf so viele Schwierigkeiten, die politische Lage dieser deutschen Bischöfe gegen die damals für unwiderstehlich geltenden Nordlandskämpfer war lange Zeit so unglücklich gewesen, daß die Mission fast erstarb. Dazu erwuchsen dem Erzstift selbst die ärgerlichsten Händel. Schon unter Ansgar war Hamburg von nordischen Seeräubern überfallen und die Kirche zerstört worden; das Erzstift wurde darauf mit dem Bisthum Bremen vereinigt, das bisher unter Köln gestanden hatte. Papst Nicolaus I. hatte Bremen dann zwar ausdrücklich von Köln getrennt, doch hatte Köln unaufhörlich Einsprache gegen dies Verfahren erhoben, und spätere Entscheidungen theils durch Päpste, theils durch Synoden waren bald der einen, bald der andern Seite günstig gewesen. So in ihrer eigenen Existenz angegriffen, hatten die Erzbischöfe von Hamburg die Mission mehr und mehr aus den Augen verloren. Zuerst gedachte man ihrer wieder nach den glücklichen Kämpfen Heinrichs gegen die Dänen. Erzbischof Unni zeigte sich da als der würdige Nachfolger Ansgars, er durchzog abermals das dänische Festland, die Inseln und setzte sogar nach Schweden über. Fast überall fand er die früher gestifteten Gemeinden eingegangen oder im äußersten Verfall; er suchte das Christenthum von Neuem anzupflanzen, aber da er schon auf der Reise starb, führte sein Unternehmen noch nicht zu festen kirchlichen Einrichtungen. Unnis Nachfolger war ein junger vornehmer Sachse, der für den geistlichen Stand erzogen war und in der königlichen Kanzlei diente; jener Adeldag, der bei König Heinrichs Tode die erste Seelenmesse gelesen hatte. Er verdankte Otto seine Erhebung und war, wie wir sahen, der einzige deutsche Erzbischof, der sich bis dahin besonderer Gunst und des unbedingten Vertrauens des Königs rühmen konnte. Viel hatte Adeldag auch in der Folge der Geneigtheit Ottos zu danken; nicht nur daß er die ausgedehntesten Privilegien erhielt, Otto erwirkte ihm auch das Pallium von Rom und brachte es endlich dahin, daß die Ansprüche Kölns durch eine päpstliche Entscheidung für immer zurückgewiesen wurden. Adeldag war aber auch ganz der rechte Mann für seine Stellung; er gehörte derselben Richtung an mit Ulrich von Augsburg, und war Einer der Ersten, der in ihr vorleuchtete. Adam von Bremen, der alte Geschichtsschreiber des hamburger Erzstifts, nennt ihn schlechthin den Wiederhersteller desselben. „Adeldag lebte", sagt er, „ganz in der Heidenbekehrung, in der Errichtung von Kirchen, in der „Seelsorge; deshalb war er von Gott und den Menschen geliebt,

946—950. „Alle verehrten ihn, selbst seine Feinde.“ Der glückliche Krieg Ottos gegen die Dänen und die festere Ordnung der dänischen Mark gaben der Heidenbekehrung jetzt mehr Aussicht auf Erfolg, und bald gedieh Adeldag so weit, daß es möglich wurde bischöfliche Kirchen auf dem dänischen Festlande zu errichten. Kurz nach dem Tode der Königin Editha konnte Otto als Denkmal seines kirchlichen Eifers hier drei neue Bisthümer gründen: zu Schleswig, Ripen und Aarhuus. Die neuen Bischöfe bekleidete Otto mit den Zeichen ihrer bischöflichen Würde, Erzbischof Adeldag weihte sie, und als der Papst bald darauf Hamburg den Missionssprengel in Dänemark, Norwegen, Schweden und im ganzen Norden bestätigte, hatte es bereits ihm untergebene Bischöfe in diesen nordischen Regionen.

Indessen waren aber auch die ersten glücklichen Versuche gemacht, die unterworfenen wendischen Stämme zu bekehren. Schon zu den Zeiten Heinrichs nach dessen ruhmreichen Siegen über diese Stämme hatte Bischof Adalward von Verden, ein älterer Verwandter und der Lehrer Adeldags, den Abodriten gepredigt und Viele derselben bekehrt. So war der erste Grund gelegt worden zu dem Bisthum Oldenburg, das von Otto etwa um dieselbe Zeit mit den dänischen Bisthümern fest begründet und reichlich ausgestattet wurde. Oldenburg, von den Slawen Stargard genannt, wo der Sitz des Bisthums ursprünglich war und von wo es später nach Lübeck verlegt wurde, liegt nahe der Küste der Ostsee, der Insel Femern gegenüber; der Sprengel erstreckte sich über die von den Abodriten und Wagriern bewohnten Küstenstriche bis zur Peene und Elde. Das Bisthum wurde unter den hamburger Erzbischof gestellt, und der Schutz desselben, wie der dänischen Bisthümer, Hermann Billing übertragen, der in diesen nordischen Gegenden als Markgraf gebot.

Aber viel umfassendere Pläne für die Bekehrung der Wenden beschäftigten damals schon Ottos Geist. Der lange Kampf hatte zur Unterwerfung der Wenden geführt, aber der Haß gegen die Deutschen war in den Herzen der Besiegten nicht erstorben. Sie beugten sich der Gewalt, aber ihre Seele war voll bittern Grolls gegen ihre oft so hartherzigen und hoffärtigen Herren, die überdies eine andere Sprache redeten und einen anderen Glauben hatten als sie. Denn noch lebte der alte finstere Götzendienst ungebrochen unter ihnen fort. Blutige Opfer brachten sie ihren Göttern, und nicht Stiere und Schaafe allein, sondern auch Menschen schlachteten sie an den Altären. Nichts, meinten sie, sei ihren Göttern angenehmer, als das Blut der

verhaßten Chriſten, und wenigſtens einmal im Jahre müßte ihr Kriegs- 946—950.
gott Swatowit am Blut eines Chriſten ſich ſättigen. An einen dauernden Frieden und beſſere Zeiten für dieſe Länder war nicht zu denken, ehe nicht dieſer Abgötterei ein Ende gemacht war und das Chriſtenthum Sieger und Beſiegte zu einem Volke von Brüdern verband. Dies wurde Otto klar, und er erfaßte deshalb mit aller Kraft ſeiner Seele den Gedanken, das Heidenthum unter allen wendiſchen Stämmen zu vertilgen und der Religion Chriſti auch hier die Stätte zu bereiten.

Kaum läßt ſich bezweifeln, daß Otto ein Plan, den er nachher mit der größten Beharrlichkeit verfolgt hat, ſchon damals beſchäftigte, nehmlich beim Moritzkloſter zu Magdeburg, wo das Grab Edithas war, ein neues Erzbisthum zu errichten und ihm die Miſſion unter den ſlawiſchen Völkern im Oſten zu übertragen. Aber bei dem hartnäckigen und ſchroffen Geiſte des Erzbiſchofs Friedrich von Mainz, der die Miſſion im Oſten als ihm untergeben betrachtete, konnte Otto nicht hoffen, ſo leicht ſeinen Wunſch erreicht zu ſehen. Er ſtand deshalb damals von dieſem Plane ab und begnügte ſich einer ſpäteren Durchführung deſſelben vorzuarbeiten. Auch in die Gegenden an der Havel und Spree ſandte er jetzt ſächſiſche Geiſtliche und Mönche, die von den Waffen Geros geſchützt bis zur Oder hin ihren Weg nahmen und aller Orten den Wenden das Evangelium des Heils predigten. Mehr wohl Furcht und Gewalt, als ein erneuter Sinn und ein bekehrtes Herz führten Manche der Wenden zur Taufe, und man konnte bald darangehen Gotteshäuſer zu errichten und chriſtliche Gemeinden zu ordnen. Auch hier, wo Chriſtus noch niemals gepredigt war, wurde das Kreuz erhöht, Vielen damals, wie es zu allen Zeiten war, ein Aergerniß, aber Vielen auch bald der höchſte Ruhm. Schon im Jahre 946 begründete Otto das Bisthum Havelberg für die Gegenden zwiſchen der Elbe und Oder nördlich der Havel, die vornehmlich die kriegeriſchen, wilden Redarier bewohnten; drei Jahre ſpäter errichtete er dann für die Heveller und Lauſitzer, in den Gegenden an Havel und Spree, ein zweites Bisthum zu Brandenburg. Die erſten Biſchöfe wurden, nachdem ſie mit dem Stabe vom Könige eingeſetzt waren, von dem Erzbiſchofe von Mainz geweiht. Reichlich ſtattete der König dieſe Bisthümer mit den Abgaben und Zehnten aus, die er bisher ſelbſt aus dem Wendenlande bezogen hatte. Von jedem Pfluge mußte der Wende fortan jährlich dem Biſchof ſteuern und von ſeinem Getreide und ſeinem Flachſe ihm abgeben. Nicht ohne Widerwillen theilte Mancher das Seine mit dem geiſtlichen Herrn

946—950. und grollte um so mehr dem ihm aufgedrungenen Glauben. Aber doch übte das Evangelium auch hier seine heilsame Kraft; ruhigere Zeiten kamen für diese Gegenden, und die Religion Christi gewöhnte nicht die Besiegten allein, sondern auch die Sieger zu größerer Menschlichkeit und Milde.

So war es Otto zuerst, der die Mission der Deutschen unter den Heiden, wie sie Karl der Große und Ludwig der Fromme begonnen hatten, wieder aufnahm und der Boten in die Weite schickte, um über die Völker, die im Finstern wohnten, ein neues Licht zu verbreiten. Kein Papst dachte damals daran, und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen. Wohl versuchte hier und da ein frommer Bischof, der Kraft des göttlichen Worts vertrauend, auf eigene Hand das große Werk, aber auch der redlichste Wille erlahmte im fruchtlosen Streben. Der Herrschaft der Sachsen war es vorbehalten, auch hier der Zukunft Bahn zu brechen. Jetzt liegt das Land, das einst die Wenden bewohnten, mit unzähligen Kirchen vor unseren Blicken; dem Wanderer winkt, noch ehe er Stadt oder Dorf erblickt, schon aus weiter Ferne der hohe Kirchthurm und bietet ihm Gottesgruß; kommt der Wanderer näher, dann fesseln Kirche und Friedhof, der stille, friedliche Mittelpunkt eines bewegten Lebens, vor Allem sein Auge, und am Sonntag tönt ihm von hier Festgesang entgegen, und er vernimmt die Predigt vom Kreuze. So war es nicht immer hier, und wohl gebührt Otto Dank, der zuerst christliches Leben in diese Länder verpflanzte.

Während Otto auf solche Weise der Kirche in den deutschen Ländern frisches Leben gab, unter den Heiden im Osten und Norden neue Bisthümer begründete und zugleich durch die Synode zu Ingelheim selbst in die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs tief eingriff, stand er auch schon mit dem Oberhaupt der gesammten abendländischen Kirche, dem Papst Agapet II., in genauer Verbindung. Gegen Ende des Jahrs 947 hatte er den Abt Hadamar von Fulda, einen gewandten und ihm treu ergebenen Mann, nach Rom gesandt und den Papst veranlaßt, in den wichtigsten Streitfragen der deutschen Kirche Entscheidungen zu treffen, zugleich aber einen Vicar über die Alpen zu senden, der mit apostolischer Machtvollkommenheit binden und lösen könnte, was zu binden und zu lösen sei. Es war jener Marinus, Bischof von Bomarzo, der der großen Ingelheimer Synode vorsaß, der erste päpstliche Legat seit dem Altheimer Concil. —

Wie es das Andenken an Editha ist, das sich durch alle diese kirchlichen Einrichtungen Ottos hindurchzieht, so finden wir auch nach

andren Seiten hin sein Handeln damals vielfach durch die liebevolle 946–950.
Erinnerung an die ihm so früh entrissene Gemahlin bestimmt. Mit der größten Zärtlichkeit umfaßte er Liudolf und Liutgarde, Edithas Kinder, und Nichts mochte ihn mehr erfreuen, als daß Gunst und Wohlwollen ihnen auch überall im Volke entgegenkamen. Besonders war Liudolf, damals ein Jüngling von sechszehn Jahren, der Liebling des Volks. Keinem seiner Altersgenossen, meinte man, stände er an körperlichen und geistigen Gaben nach, er werde sich gewiß seiner Ahnen werth zeigen; man hegte keinen Zweifel, daß er einst nach dem Vater den Thron besteigen werde. Und schon eilte Otto, obwohl er selbst in dem kräftigsten Alter stand — er hatte das vierzigste Jahr noch nicht erreicht —, Liudolf die Nachfolge zu sichern. In feierlicher Versammlung der Großen des Reichs ließ er dem Jüngling als seinem Nachfolger und Mitregenten huldigen. Bald darauf, im Jahre 947, vermählte er Liudolf mit Ida, der einzigen Tochter des reichen und mächtigen Schwabenherzogs Hermann, dessen Treue er so vielfach erprobt hatte. Als gegen Ende des Jahres 948 Herzog Herzog Hermann starb, fiel Liudolf durch Idas Hand nicht nur das große Vermögen seines Schwiegervaters zu, sondern er erhielt auch die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, dem er durch seine Gemahlin in gleicher Weise angehörte, wie Heinrich dem Baierlande durch Judith, Herzog Arnulfs Tochter. Uebrigens verweilten Liudolf und Ida selten in Schwaben, sie folgten meist dem Hofe, da sich Otto von seinem Sohne nicht zu trennen vermochte, und Ida wurden nach seinem ausdrücklichen Willen die Ehren einer Königin erwiesen.

Zu derselben Zeit, als Liudolf Ida heimführte, war auch Edithas Tochter Liutgarde, in den Gesichtszügen, wie in ihrer Herzensgüte der Mutter ähnlich, dem Herzog Konrad von Lothringen vermählt worden, dem Manne, den Otto unter Allen am Höchsten erhoben hatte und der damals in allen staatlichen Angelegenheiten am Meisten bei ihm vermochte. Konrad war überdies durch enge Freundschaftsbande mit Liudolf verbunden; mit der feurigen Leidenschaft eines jungen Herzens hatte sich Liudolf an den reiferen Mann angeschlossen, der wegen vieler glänzender Waffenthaten vom Volke als der erste Held seiner Zeit gepriesen wurde. Auch mit Herzog Heinrich lebte Konrad zu jener Zeit im vertrauten Verhältniß. Man pries Liutgarde wegen dieser Ehe glücklich, die für sie freilich später die Quelle vieler Leiden wurde.

Alle deutschen Herzogthümer waren jetzt in den Händen der nächsten Angehörigen des Königs. Baiern verwaltete sein Bruder Hein-

946–950. rich, Schwaben sein Sohn, Lothringen der Gemahl seiner Tochter, Sachsen und Franken er selbst. Eine Familie herrschte über alle deutschen Länder, ihre Geschichte war die Geschichte des Reichs. Wie diese Herzöge durch die engsten Bande des Lebens, durch Blutsverwandtschaft vereinigt waren, so schienen durch sie auch die deutschen Stämme jetzt in die innigste Gemeinschaft gebracht und gleichsam zu einer großen Familie, zu einem Volke verbunden. Ruhe und Eintracht schien hierdurch für lange Zeit gesichert, denn nach menschlichem Ermessen versprach Alles den Anordnungen Ottos Bestand und Dauer. Otto und Konrad standen noch in dem frischesten Mannesalter, Heinrich hatte eben erst das dreißigste Jahr erreicht, Liudolf lachte noch der Morgen des Lebens. Auch die Nachfolge im Reiche war schon dem sächsischen Hause verbürgt, wenn ja ein früher Tod den König ereilen sollte.

Man stand jetzt in der Mitte des Jahrhunderts, das unter so bösen Vorzeichen begonnen hatte. Wie hatte sich seitdem doch die Gestalt der Dinge in den deutschen Ländern geändert!

Die deutschen Völker, vordem in das große germanisch-romanische Weltreich Karls des Großen einbegriffen, waren widerwillig und gezwungen in alle die traurigen Schicksale, welche den Verfall dieses Reiches bezeichneten, hineingezogen; sie hatten eine Schreckenszeit innerer Kämpfe durchgemacht und waren während derselben auf das Fürchterlichste von der Wuth barbarischer Stämme mißhandelt worden. Von den romanischen Theilen der karolingischen Monarchie rissen sie sich endlich los, doch in demselben Augenblick zeigte sich auch unter ihnen die Neigung ihre bisherige Vereinigung völlig zu lösen und kleine Reiche zu gründen, die nur auf den alten Stammesunterschieden beruhten. Aber der Gang der Geschichte führte nicht zu den alten Zuständen zurück, sondern zu einer neuen höchst folgenreichen Entwickelung. Ein neues, umfassendes Reich wurde begründet, das die deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren und ihre Muttersprache mit der Sitte der Väter rein und ungemischt erhalten hatten, in sich abschloß, wie einerseits gegen die Romanen, so andererseits gegen die Slawen und die scandinavischen Völker des Nordens; ein Reich, das auf den gemeinsamen Interessen aller deutschen Stämme beruhte und in dem sich ihre Stammeseigenthümlichkeiten immer bestimmter zu einer Volksthümlichkeit entwickeln konnten oder vielmehr mußten.

Es ist oft bemerkt worden, daß nur der von äußeren Feinden geübte Druck in uns Deutschen das Bedürfniß nationaler Einigung und Einigkeit zum Bewußtsein bringe. So traten zuerst den einbrechenden Römern gegenüber deutsche Gaugemeinden zu einem kraftvollen Bunde zusammen; so schlossen sich später, von Osten und Westen bedrängt, die kleinen Stammgemeinden zu größeren Völkerschaften zusammen; so brachte dann nur das gezückte Schwerdt der über den Rhein vorgedrungenen Franken die Stämme des innern Deutschlands unter ein Scepter und ein Regiment; so waren es unfraglich auch jetzt die Raubzüge der Dänen, Ungern und Wenden, die vor Allem die deutschen Stämme nöthigten sich enger aneinander zu schließen, und dadurch vornehmlich setzte sich die Herrschaft der Könige fest, daß es ihnen gelang, überall die äußeren Feinde aus dem Felde zu schlagen und die Freiheit und Selbstständigkeit des deutschen Volks nach außen zu sichern. Aber in großen, nicht minder gefahrvollen inneren Kämpfen wurde dann die Einheit des Reichs behauptet, und Mannhaftigkeit, Festigkeit und Weisheit vollendeten erst, wozu die Noth des Augenblicks den ersten Fingerzeig gegeben hatte. Nicht äußerer Zwang allein, auch strahlende Tugenden gründeten das Reich der Deutschen.

Als die Universalmonarchie Karls des Großen verfiel, regte sich in allen Völkern der Trieb auf nationaler Grundlage ihr staatliches Leben neu zu gestalten. Nirgends ist dies ohne große innere Kämpfe gelungen, nirgends ohne den Zwang der Noth und den Druck äußerer Feinde durchgesetzt; aber nirgends ist man so früh glücklich zum Ziele gediehen, als gerade in den deutschen Ländern. Innerhalb weniger Jahrzehente wurde ein Reich begründet, daß sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat und auf dem unser politisches Dasein noch jetzt zum größten Theile fußt; ein Reich, dessen Ordnungen und Einrichtungen das altgermanische Wesen viel klarer abspiegelten, als jene kunstreiche Organisation der karolingischen Monarchie, das sich aber darum doch nicht aus der großen Gemeinschaft der germanisch-romanischen Welt schied, die durch Karl den Großen begründet war. Mochten die Nationen sich jetzt trennen, schon war allen staatlichen Einrichtungen so tief der Charakter des germanischen Wesens eingeprägt, daß ihre Entwickelung keinen ganz verschiedenen Gang mehr nehmen konnte. Und umschloß sie nicht alle zugleich dieselbe Kirche, in allen ihren Formen, ihrer Sprache und Bildung eben so kenntlich den Stempel des römischen Wesens tragend, als der Staat den des germanischen trug! Man kann es beklagen, daß, als ein selbstständiges deutsches Reich sich bildete, die Kirche nicht nur römisch blieb, sondern die deut-

ſche Sprache aus der Kirche und Schule mehr noch als zuvor verdrängt wurde, daß die ganze Litteratur ein römiſches Gewand annahm und Roms Sprache ſich ſogar zur Hofſprache der deutſchen Könige ausbildete; aber wie man dies auch beklagt, es wird ſich doch nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß gerade hierdurch erſt die Gefahr völlig beſeitigt wurde, daß das deutſche Volk aus dem großen Gange der Bildungsgeſchichte herausträte. Wohl nur ſo konnte unſer Volk ſich mitten in der allgemeinen Entwickelung der Kultur dauernd erhalten, als es ſich, von den Völkern des Weſtens und Südens geſondert, zu politiſcher Selbſtſtändigkeit erhob.

Und wie glänzend und gewaltig tritt unſer Volk, ſobald ſich ſeine Kräfte in einem nationalen Königthum ſammeln, in die Geſchichte ein, wie zeigt es ſich ſogleich ganz von ſeiner großen Aufgabe für die Entwickelung der Menſchheit erfüllt! Deutſche Waffen waren es, welche der zerſtörenden Wuth heidniſcher Völker wehrten, die die Bildung des Abendlands abermals mit Vernichtung bedrohten. Deutſche Prieſter waren es, welche das Evangelium den heidniſchen Stämmen im Norden und Oſten brachten, ſo daß die dunkeln Schatten des Heidenthums mehr und mehr wichen und die hellen Strahlen der wahren Religion weiter und weiter die Welt durchdrangen. Wie zerriſſen, wie thatenarm, in wie abhängiger Schwäche erſcheinen neben dieſem neuen deutſchen Reiche die anderen chriſtlichen Staaten des Abendlands: Frankreich, Italien und Burgund!

Die hohe Stellung, die das deutſche Volk damals gewann, dankte es aber vor Allem ſeinen beiden großen Königen aus dem Sachſenſtamme. Otto vollendete, was Heinrich begründet hatte. Freilich war Manches in anderer Weiſe, als es vor des Vaters Seele geſtanden hatte, von dem Sohn in das Leben gerufen: die königliche Gewalt war erhöht worden, das Herzogthum hatte an ſeiner urſprünglichen Bedeutung für die einzelnen Stämme verloren; aber der Grundriß des Baus war, wie ihn Heinrich vorgezeichnet hatte, doch auch jetzt geblieben. Der letzte Gedanke des Sohns ſchien noch derſelbe, der einſt den Vater beſeelt hatte: Einigkeit des Reichs, ſoweit es die Sicherheit des Ganzen gegen äußere und innere Feinde erfordert; getrennte Verwaltung der einzelnen deutſchen Stammesländer, ſoweit der Beſtand des Reichs dadurch nicht gefährdet wird.

Wohl mochte es eine Zeit geben, wo Otto glaubte, es ſei für ihn genug, ſo das Werk ſeines Vaters vollendet zu haben, und er habe damit ſeinen Beruf erfüllt. Aber die Kraft kann nicht ruhen,

und das Leben ſteht nicht ſtill, ſondern es lockt uns von einem Ziele zum andern. Als Otto die Stellung ermaß, die er ſich und ſeinem Volke errungen hatte, als er die Lage der Welt überblickte, da bot ſich ihm ein neues, höheres Ziel ſeines Strebens dar: die römiſche Kaiſerkrone. Um ſie zu gewinnen, war es nicht mehr genug, den Fußſtapfen des Vaters zu folgen; ſein Geiſt mußte zu anderen, ſtolzeren Gedanken ſich aufſchwingen, ſein Fuß neue Bahnen betreten.

Heinrichs Name gehört der Geſchichte Deutſchlands an; in der Weltgeſchichte ſollten Ottos Thaten mit unverlöſchlichen Zügen verzeichnet werden.

Drittes Buch.

Gründung des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation. Das Kaiſerthum der Ottonen.

951—1002.

1.

Italien in der kaiſerloſen Zeit.

„Wenn du die Kaiſerkrone gewinnſt, werden alle Königreiche dir „untergeben ſein“: ſo ſchrieb im Jahre 879 Papſt Johann VIII. an König Ludwig den Sachſen. Es war ein blendender Schein, mit dem der römiſche Biſchof den ehrgeizigen Karolinger zu täuſchen ſuchte; denn in der That war das Kaiſerthum damals nicht nur außerhalb Italiens ohne alle Macht, ſondern hatte auch in den italiſchen Ländern bereits jede Achtung verloren. 900—950.

In unſäglicher Schwäche hatte Karl der Kahle die wichtigſten Vorrechte der kaiſerlichen Gewalt an die Geiſtlichkeit vergeudet. Wie er dem Papſt im Weſentlichen die Herrſchaft in Rom überließ, indem er den kaiſerlichen Sendboten, der bis dahin die Rechte des Reichs in der Stadt wahrgenommen hatte, gänzlich zurückzog; wie er dem Papſte zugleich in Mittel- und Unter-Italien Städte und Landſchaften ſchenkte, die er zum Theil ſelbſt nicht einmal beſaß: ſo hatte er auch den lombardiſchen Biſchöfen nicht nur ihre Immunitäten erweitert, ſondern ihnen ſogar innerhalb ihrer Sprengel jenes Aufſichtsrecht über die öffentlichen Beamten beigelegt, welches bis dahin die Sendboten ausgeübt hatten. Seitdem ſank die königliche Macht in Italien tiefer und tiefer, und in ihr verlor das Kaiſerthum die einzige Machtſtütze, die ihm in ſeinem Verfall noch geblieben war. Mehr und mehr verblich ſeitdem der einſt ſo ſtrahlende Glanz des abendländiſchen Kaiſerthums; er erloſch endlich faſt unbemerkt, wie ein Licht, dem ſchon lange die Nahrung ausgegangen iſt und das zuletzt nur noch in nächſter Nähe einen falben Schein verbreitet.

Im Jahre 924 fiel unter dem Mörderdolch jener Berengar, der zuletzt in Sanct Peters Dom gekrönt war, den noch einmal ein ge-

900–950. lehrter Dichter Italiens in schwülstigen lateinischen Versen als Imperator verherrlicht hatte. Vier Jahre später beschloß der blinde Kaiser Ludwig, Bosos Sohn, zu Vienne ein Leben, das sich mehr als zwanzig Jahre in der größten Hülflosigkeit hingeschleppt hatte. Ihm, dem sprechendsten Abbilde des hinsterbenden Kaiserthums, hatten zuletzt nur noch seine wenigen Getreuen mit dem kaiserlichen Namen geschmeichelt; dieser Name, der höchste einst der Christenheit, war zu einem inhaltslosen Titel geworden und verklang dann ganz. Das Schattenbild des Kaiserthums, mit dem die Päpste ein halbes Jahrhundert ein Gaukelspiel getrieben hatten, blendete längst kaum Rom und Italien mehr, viel weniger die weite Welt, die es daher leicht verschmerzte, daß man in Rom sich den leeren Prunk einer neuen Kaiserkrönung ersparte.

Aber die Idee des Kaiserthums war darum nicht untergegangen, sondern beherrschte nach wie vor die Gemüther der Menschen, wie sie denn mit allen Vorstellungen und Anschauungen, welche jene Zeit von den Ordnungen in Kirche und Staat nährte, unauflöslich verschlungen und verwachsen war. Ob die Päpste, als in Italien das Geschlecht Karls des Großen ausgestorben war, aus feiger Furcht oder um schnöden Lohns willen an machtlose Fürsten Burgunds und Italiens die Kaiserkrone verliehen, ob zuletzt dieselbe ruhte und die Welt deshalb nicht schlechter zu bestehen schien, als unter jenen letzten Schattenkaisern; doch glaubte jene Zeit mit unerschütterlicher Festigkeit an das von Gott geordnete Kaiserthum und sah nach wie vor in ihm die höchste Gewalt der Christenheit, den Ausgangs- und Mittelpunkt aller Ordnungen des menschlichen Lebens. Dieses Regiment konnte zeitweise nicht in die Erscheinung treten, aber es erstarb darum nicht und mußte, wenn anders die Dinge eine Wendung zum Besseren gewinnen sollten, wieder zur Geltung gelangen.

Wir besitzen eine kleine merkwürdige Schrift „von der kaiserlichen „Gewalt in der Stadt Rom," die in dieser Zeit verfaßt ist; sie preist das Glück, dessen sich die Stadt und Italien unter den karolingischen Kaisern erfreut habe, und sie beklagt es laut, daß seit dem Abgang derselben das wahre Kaiserthum erloschen sei; daher, heißt es, rührten die ewigen Kriege und Streitigkeiten, daher die Rechtsverweigerungen und Gewaltthaten aller Art. Und nicht zu Rom allein erfüllten die Erinnerungen an das entschwundene Kaiserreich die Gemüther der Menschen. Auch der fränkische Mönch, der in seiner Klosterzelle die Geschichten der Vorzeit las oder schrieb; das Volk, welches beim Mahle die Lieder von Karl dem Großen sang; König Heinrichs

Ritter, die ihn nach dem Siege über die Ungarn auf dem Schlacht- 900—950.
felde als Imperator begrüßten: ſie alle lebten in der Idee des Kaiſerthums. Ein Jeder, der tiefer in die Geſchicke der Zeit ſah, betrauerte es, daß die chriſtlichen Staaten ohne gemeinſame Führung und Leitung ſeien. Daher, meinten Viele, rühre der Zeiten Nothſtand, daher die Uebertretung aller menſchlichen und göttlichen Geſetze, daher die Heimſuchung der Chriſten durch die heidniſchen Völker, die von allen Seiten über das Abendland einbrächen; die Welt ſei aus den Fugen, und ſo lange die ſtarke Hand des von Gott geweihten Kaiſers fehle, werde ſie ihre rechte Bahn nicht wieder gewinnen.

Und allerdings, ſo war es! Der Zerſplitterung und Schwäche der einzelnen Staaten Europas entſprach der Verfall des großen Ganzen; die ſtaatliche Einheit des Abendlands, der Verband der chriſtlichen Staaten war aufgelöſt. Nur deshalb konnten Araber und Ungarn, Dänen und Wenden die Länder der römiſchen Chriſtenheit über ein halbes Jahrhundert lang zum Tummelplatz ihrer wilden Raubgier und aller ihrer unbändigen Lüſte machen, weil es keinen Kaiſerruf gab, der alle die ſchlummernden Kräfte des Weſtens weckte, weil kein Weltbeherrſcher die Fahne erhob, um die jene große thatenluſtige Ritterſchaft, welche ſich ſelbſt in zahlloſen Fehden aufrieb, gegen die gemeinſamen Feinde ſich ſchaaren konnte. Es war die Zukunft des Abendlands in Frage geſtellt, wenn das Kaiſerthum nicht hergeſtellt wurde, nicht ſowohl dem Namen nach, als nach ſeiner wahren Bedeutung. Das römiſche Reich — denn noch immer faßte man die abendländiſche Chriſtenheit in dieſem Begriffe zuſammen — bedurfte mehr als je einer ſtarken leitenden Hand, eines Kaiſers, der in Wahrheit ein Kaiſer war.

Aber wie ſollte eine kaiſerliche Gewalt hergeſtellt werden, die ihres Namens würdig war?

Papſt Johann **VIII.** hatte es offen ausgeſprochen, daß er den Kaiſer, den er krönen ſollte, auch zu wählen habe, und in der That hatten ſeit dem Tode Kaiſer Ludwigs **II.** die Päpſte nach ihrem Ermeſſen über die Kaiſerkrone verfügt. Die Welt hatte ihnen das angemaßte Recht ſo lange nicht beſtritten, daß es ſchon für verjährt galt. Aus der Hand des Nachfolgers Petri glaubte das Abendland daher allein den Kaiſer empfangen zu können. Aber wer hätte damals von einem Papſte eine große That oder einen ſegensreichen Entſchluß erwarten können? Seit dem Beginn des Jahrhunderts war ſich eine lange Reihe von Schwächlingen und Lüſtlingen auf dem Stuhl Petris gefolgt, die kaum ihre nächſten Umgebungen beherrſchten, ge-

900—950. schweige denn auf die Geschicke der Welt einen durchgreifenden Einfluß ausübten. Der einzige mannhafte Papst, der mitten in diesem verächtlichen Geschlecht erscheint, Johann X., hatte doch nur allein die nächsten Interessen Roms in das Auge gefaßt und sich mehr als Herr der Stadt, denn als Hirt der Christenheit gezeigt. Mit dem Kaiserthum selbst war das Papstthum auf das Tiefste gesunken, und fast ein Wunder war es, daß es nicht mit demselben erlosch. Ein Geschöpf dieser Päpste konnte das Abendland nimmer von dem Verderben retten.

Aber hätte selbst die Vorsehung einen gewaltigen Mann damals an die Spitze der römischen Kirche gestellt, er hätte bei der Herstellung eines machtvollen Kaiserthums unübersteigliche Hindernisse gefunden. Denn nach verjährtem Herkommen konnte die kaiserliche Gewalt nur dem Könige Italiens zufallen, und gerade das italische Königreich war unter allen Staaten des Abendlands in der ärgsten und erbarmungswürdigsten Zerrüttung. Alle Verhältnisse, alle staatlichen und kirchlichen, ja alle sittlichen Ordnungen gingen hier dem Anschein nach der gänzlichen Auflösung mit eilenden Schritten entgegen. Unmöglich schien es, daß Italien die tiefeingewurzelten Schäden seines Gemeinwesens aus eigener Kraft heilte, wie viel weniger war zu erwarten, daß es eine Regeneration des ganzen Abendlands durch eine lebenskräftige Herstellung des Kaiserthums herbeiführen würde.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die allgemeine Lage der Dinge damals in Italien war. Selbst eine nur übersichtliche Betrachtung wird darüber keinen Zweifel lassen, daß die sittlichen, staatlichen und kirchlichen Zustände in diesem Lande es unmöglich machten, daß ein starkes Kaiserthum aus ihm hervorginge; sie wird zeigen, daß, wenn die Idee der kaiserlichen Gewalt wieder mit Kraft in das Leben treten sollte, sie durch eine dem Lande fremde Macht erweckt werden mußte, die zugleich, da nun einmal das Kaiserthum mit dem italischen Königthum in dem Laufe der Zeit gleichsam verwachsen war, die Herrschaft in Italien an sich reißen und feste Wurzeln hier schlagen mußte.

Wie gewaltig auch die Umwälzungen gewesen waren, welche Italien durch die wiederholte Eroberung und Einwanderung germanischer Stämme erlitten hatte, es war doch mit Nichten Alles, was dort die Kultur des Alterthums entwickelt und zur Reife gebracht hatte, im Sturm der Zeiten vernichtet worden. Die politischen Verhältnisse, durch die im Alterthume das Leben des Volkes bedingt und

geregelt war, hatten sich freilich aufgelöst, aber die Denkweise und die 900—950.
Gewohnheiten der Menschen hatten damit nicht völlig geändert werden können. Wie wenn ein gewaltiger Bau durch ein Erdbeben in einen Schutthaufen verwandelt wird, die Pracht und Harmonie des Ganzen untergeht, aber die Baustücke bleiben, nur daß sie in wüster Unordnung auf- und durcheinander geworfen sind, so hatten sich auch die Elemente des antiken Lebens hier erhalten, aber sie konnten Jahrhunderte lang die verlorne Einheit und Fügung nicht wiedergewinnen.

Von freier Beschäftigung mit der Staatsverwaltung zurückgedrängt, des beschwerlichen Kriegsdienstes längst entwöhnt, hatten sich die Italiener schon in den Zeiten ihrer alten Imperatoren den bürgerlichen Geschäften des Friedens zugewandt und ihre Freude an dem gefunden, was in gemächlicher Ruhe den Geist zu beschäftigen und die Sinnenlust zu befriedigen vermag. Das in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe verweichlichte Volk verfiel endlich in drückende Knechtschaft; es mußte fremden Herren dienen, und seine Lage war kaum eine wesentlich verschiedene, ob es sich den nordischen Heeresfürsten beugte, die in das Land eindrangen, oder den Beamten des Kaisers von Constantinopel, die verheerend die entfernten Provinzen des Reichs durchzogen. Die politische Einheit der Halbinsel wurde gelöst, alle staatlichen Einrichtungen umgestaltet, das Leben nahm eine rauhe und kriegerische Gestalt an, die christliche Kirche stieg von einer Stufe der Macht zur anderen, und die Noth der Zeit wandte alle tieferen Gemüther ihr zu; die ganze Gestalt der Dinge schien verändert, aber die Natur des Volks wurde doch nicht völlig umgewandelt. Ob die Städte Italiens sich mit festen Mauern umgaben, sich Burgen in denselben und an den Abhängen der Berge erhoben, ob die Bewohner nothgedrungen endlich zu den Waffen greifen mußten; das Gewerbe ging seinen alten Gang, der Verkehr wurde in der alten Weise und auf den alten Straßen betrieben, und Italien vermittelte nach wie vor den Handel zwischen Morgen- und Abendland. Aehnlich war es mit der wissenschaftlichen Bildung. Mochte ein eifriger Papst, wie Gregor der Große, oder ein der Welt abgewandter Heiliger, wie Benedict von Nursia, die weltliche heidnische Bildung des Alterthums als dem Christenthum widerstrebend mit den Waffen heiligen Zornes bekämpfen, dennoch ergriff in Italien jene theologische Bildung, die sich nach und nach, namentlich von England aus, über das ganze Abendland verbreitete, nie dauernd die ganze Nation; es erhielt sich hier, von weltlichen

900—930. Lehrern fortgepflanzt, ein Rest der freien klassischen Studien, der nicht zu vertilgen war. Es war eine dürre und dürftige Gelehrsamkeit, zu der das wissenschaftliche Leben des Alterthums in den Rhetorenschulen Italiens herabgesunken war, aber wie aus dem Funken im dürren Reisig ein heller Brand sich anfachen läßt, so sollte auch der dort verborgene Geistesfunke einst noch der Welt einen weitleuchtenden Schein geben. Es war nicht ohne nachhaltige Folgen für die Entwickelung des menschlichen Geistes, daß mitten in dieser kriegerischen Zeit die Künste des Friedens nicht ganz untergingen, daß in einer ganz von geistlichen Richtungen bewegten Epoche auch die freiere geistige Bewegung nicht vollends erstarb.

Für Alles, was in den Augen des italienischen Volks Werth hatte, schienen die Langobarden, als sie das Land eroberten, kein Gefühl und keinen Sinn zu haben; und doch wie bald nahmen sie von den Besiegten Sitte und Denkart an! Daß sie so bald mit ihnen zu einem Volke verschmolzen, beruht nicht allein darauf, daß sie ihre Sprache mit der weicheren und bequemeren italischen Mundart vertauschten, oder darauf allein, daß sie endlich ihren Arianismus gegen die römisch-katholische Lehre aufgaben, es ist wesentlich mit dadurch bedingt, daß sich in allen ihren Lebensgewohnheiten beide Nationen nach und nach ausglichen. Die alten Einwohner des Landes lernten von den Eroberern die Waffenübung wieder und die sorgsamere Kultur des Bodens; diese von jenen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Es ist eine äußerst merkwürdige Verordnung des Langobardenkönigs Aistulf erhalten, in welcher er Anordnungen für die Bewaffnung seines Volks trifft; er unterscheidet da drei Klassen von Grundbesitzern und drei Klassen von Kaufleuten: die größeren, mittleren und kleinen, und jede Klasse der Kaufleute muß mit der entsprechenden der Grundbesitzer den gleichen Kriegsdienst leisten. Es stand hiernach damals schon bei den Langobarden der Kaufmannsstand in einer Achtung, die er sonst noch bei keinem deutschen Stamme sich gewonnen hatte, und es kann kaum eine Frage sein, daß bereits auch freie Langobarden in diesen Stand eingetreten waren. Um dieselbe Zeit werden bereits Notare, Aerzte und Maler unter den Langobarden erwähnt, die ihrem Namen nach aus germanischem Blute entsprossen sind. Es ist ferner eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der erste bedeutende Gelehrte, der in Italien nach Jahrhunderten wieder auftaucht, Paul Warnefrieds Sohn, einem edlen Geschlechte entstammte, dessen Ahnherr mit König Albuin nach Italien gekommen war. Seine Bildung beruht, wenn er gleich später in den geistlichen Stand trat,

weſentlich doch auf der profanen Litteratur des klaſſiſchen Alterthums. 900—950.
Der Gemahlin des Herzogs Arichis von Benevent, ſeiner Schülerin, gab er die römiſchen Geſchichten des Eutrop zu leſen und ſetzte das Buch für ſie fort. Man hat ihm einen Auszug aus dem grammatiſchen Werke des Feſtus beigelegt, der, wenn auch nicht von ihm, doch von einem ſeiner italiſchen Zeitgenoſſen herrührt. Der Lehrer Karls des Großen in der Grammatik und Rhetorik war Peter von Piſa, ein Zeitgenoſſe Paul Warnefrieds, und in denſelben Wiſſenſchaften zeichnete ſich damals jener Paulinus aus, der ſpäter zum Erzbiſchof von Aquileja erhoben wurde. Die hervorragendſten Gelehrten am Hofe Karls des Großen waren, wie in den theologiſchen Wiſſenſchaften Angelſachſen, ſo in der klaſſiſchen Litteratur Italiener und zwar beſonders Lombarden.

Die fränkiſche Eroberung fand alſo weder die alten Langobarden, noch die frühere römiſche Bevölkerung in dem Lande, ſondern eine neue aus germaniſchen und römiſchen Elementen gebildete Nation, zwar ohne die vielgerühmte kriegeriſche Kraft der alten Langobarden, aber in allen Künſten des Friedens bei weitem erfahrener und entwickelter, als es die rein germaniſchen Stämme waren. Wie folgenreich war es nicht ſchon, daß Italien auch unter der Langobardenherrſchaft ein Land der Städte geblieben war, daß die Städte die Grundlage jener Gau- und Gemeindeverfaſſung geboten hatten, welche die Eroberer dort nach germaniſcher Sitte einführten, daß ſogar die öffentlichen Beamten der Langobarden in dieſen Städten ihren Sitz nahmen. Mit dem ſtädtiſchen Leben hatten ſich nicht geringe Reſte der ſtädtiſchen Gewerbe und der ſtädtiſchen Bildung erhalten, wie ſie ſich denn erhalten mußten. Das Land war ſichtlich ſchon wieder in Aufnahme, der Wohlſtand entwickelte ſich, Künſte und Wiſſenſchaften hoben ſich, als Karl der Große das langobardiſche Reich eroberte, es alsdann mit einem großen Theile der Halbinſel, der immer den Waffen der Langobarden Widerſtand geleiſtet hatte, enger verband und ſeinem gewaltigen Kaiſerreiche einverleibte.

Die Herrſchaft Karls ſchien die begonnene Entwickelung der Dinge eher zu fördern, als zu hemmen. Daß das Land in Grafſchaften eingetheilt und zugleich die fränkiſche Heer- und Gerichtsverfaſſung eingeführt wurde, daß man vornehme Franken vielfach an die Spitze der Grafſchaften geſtellt ſah, daß das Anſehen der Geiſtlichkeit gehoben und ihre Beſitzungen von der Gerichtsbarkeit der öffentlichen Beamten befreit wurden, dies Alles ſchien im Anfange kaum weſentliche Nachtheile für die allgemeinen Verhältniſſe herbeizuführen,

900—950. zumal die fränkischen Vasallen, die im Lande angesiedelt waren, sich bald genug den Eingebornen eng verbanden und schon in der zweiten Generation völlig als Italiener ansahen. Welcher Gewinn war es dagegen, daß Rom und Ravenna mit ihren Gebieten nun mit der Lombardei in nächste Berührung traten, daß die Verbindungen mit den gallischen und germanischen Ländern, die früher vielfach behindert waren, jetzt von allen Hemmnissen befreit wurden, daß alle jene friedlichen Künste Italiens an dem Kaiser nicht nur einen Schutzherrn, sondern den eifrigsten Förderer fanden. Italien gedieh so zu einem Wohlstande, den es seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, zu einer Höhe in Kunst und Wissenschaft, auf die man bald wieder mit Neid zurückblickte.

Aber allerdings hatte die fränkische Eroberung auch Einrichtungen dem Lande gebracht, die mit der Zeit eine äußerst verderbliche Wirkung übten. Vor Allem das Vasallenthum, das schon den Langobarden nicht ganz fremd, aber ohne tiefgreifenden Einfluß auf ihre politischen Einrichtungen geblieben war. Seine üblen Nachwirkungen erfuhr man, sobald die kaiserliche und königliche Gewalt der Karolinger in Italien erschlaffte, vornehmlich seitdem die Einsetzung der Sendboten unterblieb. Da erhoben sich auch hier überall die großen Vasallen mit demselben ungezügelten Uebermuth gegen die freie Bevölkerung und mit demselben Trotz gegen die Krone, wie in den gallischen und germanischen Ländern. Der von ihnen auf das Empörendste bedrückte Stand der Freien, den das Königthum schon nicht mehr schützen konnte, suchte nothgedrungen Schutz in den Immunitäten der Geistlichkeit und ergab sich meist mit seinem Eigenthume den Kirchen und Klöstern in Zinspflichtigkeit. Auch die Könige selbst wußten bald dem Adel gegenüber keinen andern Halt mehr zu gewinnen, als daß sie die Macht der Geistlichkeit auf alle Weise vergrößerten, ihre Besitzungen erweiterten, sie mehr und mehr von der öffentlichen Gerichtsbarkeit befreiten, ihnen endlich sogar das Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten übertrugen. Die Kirchen und Klöster gediehen so zu einem unermeßlichen Reichthume, und es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß damals etwa die Hälfte des gesammten Grundeigenthums in Italien ihnen zufiel und durch ihre Immunitätsrechte gegen die Eingriffe der öffentlichen Beamten geschützt wurde. Die Geistlichkeit aber, unaufhörlich in die weltlichen Geschäfte hineingezogen, verlor mehr und mehr das Bewußtsein ihres Standes, erhob sich hier in Stolz und Hoffart und versank da in Ueppigkeit und Wohlleben. Von dem Adel stets mit neidischen Blicken angesehen, in den erwor-

benen Rechten gekränkt, oft mit roher Gewalt überfallen, mußten die 900—950.
Biſchöfe und Aebte ſich mit bewaffneten Schaaren umgeben, die ſie durch Vertheilung des Kirchenguts zu Lehn oder in Pacht für ſich gewannen; ja es blieb den geiſtlichen Herren häufig nichts anders übrig, als mit Aufopferung eines großen Theils des Kirchenvermögens ſich den Beiſtand eines jener mächtigen Herren gegen die andren zu erkaufen. Das Lehnsweſen hatte alſo hier, wie anderer Orten, keine andere Folge, als unausgeſetzte Fehden des weltlichen Adels unter ſich, Streitigkeiten zwiſchen dieſem Adel und der Geiſtlichkeit, faſt völlige Unterdrückung der gemeinen Freiheit. Am traurigſten aber wurde der Zuſtand Italiens, als die geiſtliche und weltliche Ariſtocratie nach dem Ausſterben der Karolinger glaubte ganz nach eigenem Ermeſſen über die Krone Italiens verfügen zu können; als ſie dann ihr Intereſſe dabei fand, dieſe Krone meiſt doppelt zu vergeben, um den einen Herrn durch die Furcht vor dem andern zu ſchwächen und von ſich abhängig zu machen; als die Anarchie das förmlich anerkannte Princip der Großen ward, die alle Gewalt in dem Lande an ſich geriſſen hatten und ſo zu behaupten gedachten. An das Wohl des Ganzen dachte da Keiner von ihnen mehr, ſondern Jeder ſuchte nur ſich ſelbſt eine ſelbſtſtändige Gewalt in den ſeiner Obhut vertrauten Bezirken zu gründen. Die Biſchöfe ſtrebten nach der unbeſchränkten Herrſchaft in ihren Städten, die Grafen nach der freien Gewalt in ihren Grafſchaften, und namentlich gelang es bald den mit ausgedehnteren Vollmachten bekleideten Grenzgrafen, die anderen Vaſallen der Krone in ihrer Mark von ſich abhängig zu machen und ſo geſchloſſene Territorien zu bilden, in denen ſie mit willkührlicher Gewalt herrſchten. So erhoben ſich im nördlichen Italien die Markgrafen von Friaul und Ivrea, im mittleren die von Tuſcien und Spoleto, von denen die letzteren meiſt auch im Beſitze der Mark von Camerino waren, zu einer Selbſtſtändigkeit, bei der ein Reichsregiment nicht mehr beſtehen konnte.

Als zu dieſer Zeit Italien von den wildeſten und erbittertſten Feinden der Chriſtenheit angegriffen wurde, zeigten ſich ſofort die traurigſten Folgen der inneren Zerſplitterung. Nirgends begegneten die Feinde einem nachhaltigen Widerſtand; trotz der großen und befeſtigten Städte, trotz der Volksmenge in denſelben hauſten Räuberſchwärme überall ungeſtraft in dem reichen Lande und plünderten mit unerſättlicher Habgier ſeine ſchönen Schätze. Schon ſeit geraumer Zeit verheerten Araber, die von Sicilien herübergekommen waren, die Küſten des ſüdlichen und mittleren Italiens; bis in die Nähe

900—950. Roms waren sie bereits im Jahre 846 vorgedrungen, aber an dem Widerstande der Kaiser und Päpste waren damals noch ihre Unternehmungen gescheitert, wenigstens gelang es ihnen nicht in dem mittleren Italien dauernd festen Fuß zu fassen. Jetzt erneuerten sie ihre Angriffe und mit dem glücklichsten Erfolge. Um das Jahr 880 setzten sie sich an der Mündung des Garigliano fest, erbauten hier eine Burg und drangen tief in das Land ein, um es so bald nicht wieder zu verlassen. Von den Schluchten im rauhen Marsergebirge aus, die sie zu ihren Räuberhöhlen erwählt hatten, schweiften sie nach der einen Seite bis zum adriatischen, auf der andern Seite bis zum tyrrhenischen Meere, bis zum Po erstreckten sich landeinwärts ihre verheerenden Züge; ihre reiche Beute schleppten sie dann dem Garigliano zu, wo Schiffe bereit standen, um sie nach Sicilien und Afrika zu führen. Kaum *eine* Stadt in der Nähe widerstand ihnen auf die Dauer; die einsam liegenden Klöster wurden von den Mönchen verlassen und der Zerstörung überlassen; die Umgegend von Rom war in keinem Augenblick sicher, und lange blieben den Pilgern, die vom ganzen Abendlande zur Peterskirche eilten, alle Zuzüge zu den heiligen Stätten versperrt. Fast dreißig Jahre beherrschten, kann man sagen, die Ungläubigen das mittlere Italien, bis endlich Papst Johann X. die Kräfte des Landes gegen sie aufbot. Unter der Führung des Markgrafen Alberich von Camerino schaarten sich die waffenfähigen Einwohner von Rieti, Nepi und Sutri zusammen, mit ihnen zogen die Bewohner der Sabina und der umwohnenden Orte in den Marken von Spoleto und Camerino aus; in mehreren blutigen Schlachten litten die Araber große Verluste und zogen sich endlich nach ihrer Burg am Garigliano zurück. Von den Griechen unterstützt, umzingelte Alberich sie hier sofort und stürmte die Burg; in einem furchtbaren Gemetzel fielen die Meisten der Feinde; die Wenigen, die dem Schwerte entrannen, geriethen in die Gefangenschaft der Christen. So wurden wenigstens Rom und Mittel-Italien im Jahre 916 von diesem schlimmen Feinde befreit.

Andauernder wurde das reiche lombardische Land durch arabische Horden verwüstet. Um das Jahr 889 waren Piraten aus Spanien an der Küste der Provence gelandet und hatten am Golf von Saint-Tropès eine Burg, Fraxinetum damals genannt, in Besitz genommen. Der Ort, jetzt Garde-Frainet geheißen, war zu Streifzügen in die schlechtvertheidigten Landschaften des burgundischen Reichs günstig belegen, und bot zugleich Gelegenheit zu Einfällen in das norditalische Land. Bald sammelte sich hier eine immer größere Schaar von Ungläubigen,

und die Araber von Frarinetum wurden bald weit und breit die ge- 900—950.
fürchtetsten Feinde. Durch das Glück ermuthigt, drangen sie tiefer und tiefer in die Thäler der Alpen ein, besetzten hier besonders die von Kaufleuten und Pilgern vielbetretenen Alpenstraßen, die Italien mit den gallischen Ländern verbanden, und lange konnte Niemand unbelästigt von ihnen die westlichen Alpen übersteigen. Von hier aus durchzogen sie plündernd weithin die Abhänge des Gebirgs, drangen bis zu den Städten der Ebene vor, und gründeten sich endlich am Sanct Bernhard, an vielen Orten der Provence, der Dauphinée, in Savoien und in Wallis feste Burgen, in denen sie sich fast ein Jahrhundert hindurch behaupteten; noch jetzt weisen die Namen mancher Ortschaften und Berge dort, die arabischen Ursprungs sind, auf die Zeiten hin, als jene schlimmen Gäste die größte Geißel der Alpenbewohner und Alpenwanderer waren. Mehrfache Versuche, welche die Könige Burgunds gemacht hatten, das Räubernest in Frarinetum zu zerstören, waren ohne allen Erfolg geblieben, und gleichwie die burgundischen Länder erlitten auch die liguriſchen Küsten und die Markgrafschaft von Ivrea stets aufs Neue Verheerungen durch diese gefürchteten Nachbarn, die in der Plünderung der Christenstädte ein Verdienst um ihren Gott und seinen Propheten sahen.

Bei weitem verheerender indessen, als die Züge der Araber, waren die Einfälle der Ungarn, die sich seit dem Jahre 899, wo die Barbaren des Ostens zuerst die gesegnete lombardische Ebene betreten hatten, schnell nacheinander folgten. Seitdem die Ungarn von den deutschen Ländern in siegreichen Kämpfen zurückgewiesen waren, ergossen sie sich fast Jahr für Jahr in unzählbaren Schaaren über das nördliche Italien, wohin sie die zahlreichen Städte mit ihren strahlenden Schätzen lockten. Die schlechten, in der Eile aufgeführten Burgen Sachsens und Thüringens waren in unsren Gegenden ihnen zum Verderben geworden; die Städte Italiens, seit Jahrhunderten wohlbefestigt, hielten sie nicht nur nirgends auf, sondern zogen sie vielmehr herbei; gerade die volkreichsten Städte der Lombardei wurden zuerst geplündert oder mußten durch große Geldsummen ihren Abzug erkaufen. Pavia, nach Rom damals die schönste Stadt des Abendlands, war bereits i. J. 924 in einen Schutthaufen verwandelt. Dreiundvierzig Kirchen sollen ein Raub der Flammen geworden sein; von einer unzähligen Menge von Einwohnern nur zweihundert das Leben gerettet haben. Das mittlere Italien zog mit seinen rauhen Gebirgen die Ungarn weniger an, aber es ist kein Zweifel, daß sie schon um das Jahr 926 bis in die Umgegend Roms vordrangen, Alles

900—950. hier verheerten und durch die toscanische Landschaft ihren Rückzug nahmen. Noch mehrmals erschienen sie in den folgenden Jahren wieder vor Rom, bis es vor dem Thore von S. Giovanni, wahrscheinlich im Jahre 942, zu einer blutigen Schlacht kam, nach der die Ungarn den Rückzug antraten. Als sie dann bei Rieti von einem langobardischen Heere noch einmal eine schwere Niederlage erlitten, kehrten sie in diese Gegenden nicht mehr zurück, sondern begnügten sich die lombardische Ebene nach allen Seiten zu durchziehen und plündernd zu verheeren.

Es ist unglaublich, was Italien während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts litt. Alle Schriften jener Zeit sind voll von Klagen über die Plünderungen, Brandstiftungen, Raubthaten und Gewaltthätigkeiten jeglicher Art, die damals das Land durch innere und äußere Feinde erfuhr, und so entsetzlich diese Schilderungen sind, so bleiben sie doch noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir wissen, auch die deutschen Länder erfuhren ein ähnliches Schicksal, auch dort begegneten uns im Anfang des Jahrhunderts dieselben inneren Zerwürfnisse, auch dort sehen wir die Marken überall von den Feinden durchbrochen; aber das Unglück übte auf unser Volk eine kräftigende und bessernde Gewalt. Man sah die hereinbrechenden Plagen als eine Strafe des Himmels an, man erhob die Herzen und Hände zu der Barmherzigkeit des Herrn, im Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand griff man dann zu den Waffen und gewann die ruhmvollsten und folgenreichsten Siege über die äußeren Feinde, während zugleich die Einheit der deutschen Länder auf neuen Grundlagen befestigt, die Ordnungen in Kirche und Staat hergestellt und durch die unabläßige Thätigkeit einer sich neu heranbildenden trefflichen Geistlichkeit der religiöse und sittliche Zustand des Volks gehoben wurde. So hatte man sich aus der schmählichsten Zerrüttung schon um das Jahr 950 zu einer weithin geachteten ehrenvollen Stellung erhoben, und zwar hauptsächlich dadurch, daß das Königthum sich zum Mittelpunkt der geistigen Erhebung des Volks gemacht und die besten Kräfte desselben um sich gesammelt hatte. Wie anders aber wirkten die schweren Fügungen Gottes auf das italische Volk!

Die sittlichen und geselligen Ordnungen zeigten sich alsbald in Italien in der grauenvollsten Auflösung begriffen. Alle Bande der Scheu und des Gehorsams wurden gesprengt; in zuchtloser Willkühr walteten überall die entfesselten Lüste und Leidenschaften; nur auf das sinnliche Leben war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze

und ſchöne Weiber; alle höheren Güter der Menſchheit, welche das Leben erſt zum Leben machen, hatten für dieſes eben ſo verweichlichte, als ſittlich rohe Geſchlecht ihren Werth verloren. Eine Weiberherrſchaft entwickelte ſich hier, wie ſie die Welt nie wieder geſehen hat. Königreiche, Fürſtenthümer, Bisthümer und Abteien hingen von dem Lächeln oder Schmollen hochgeſtellter Buhlerinnen ab; ihre Lüſte und Ränke entſchieden das Wohl und Wehe des Volks; an ihren Blicken hingen Könige und Ritter, Biſchöfe und Prieſter. Die ganze Nation ſtürzte ſich, als ſei der ausgelaſſenſte Geiſt des Alterthums zurückgekehrt, in bachantiſchem Taumel von Sinnenluſt in Sinnenluſt. Während das Unglück die ſittliche Kraft der Deutſchen ſtärkte, nahm es den Italienern den letzten Reſt von Mannhaftigkeit und Ernſt. 900—950.

Nach dem Leben der Geiſtlichkeit wird man zu allen Zeiten am beſten den ſittlichen Standpunkt einer Nation beurtheilen. Wie aber damals das Leben der Biſchöfe in Italien war, ſchildert uns der Lothringer Rather, der zweimal während dieſer Zeit auf dem Biſchofsſtuhl von Verona ſaß,*) mit kräftigen Farben. Wir ſehen da, wie ſich jene vornehmen Biſchöfe der Lombardei in griechiſchem Schmucke und babyloniſcher Pracht kleiden; ſie liegen beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefeſſelt von lüſternen Tänzen; dann eilen ſie zur Jagd und laſſen zu raſchem Fluge den Falken aufſteigen, oder ſie fahren prunkend auf hohen Wagen einher, ſtolz herabſehend auf die ſie umwogende Menge, bis ſie der Einbruch der Nacht aufs Neue zu den Genüſſen der Tafel ladet; endlich eilen ſie den Freuden des Betts zu, auf dem ſie am Morgen mit einem Fluch auf den Lippen erwachen. Von wahrhaft kirchlichem Leben war keine Spur mehr in Italien vorhanden, die Religioſität beſtand in der äußerlichſten Werkheiligkeit, in Schenkungen an die Kirche, mit denen überdies meiſt naheliegende gewinnſüchtige Abſichten verbunden waren. Alle Ordnungen in der Kirche waren erſchlafft, Synoden traten ſelten zuſammen und dann gemeinhin nur um politiſcher Intereſſen willen. Denn der Politik allein widmeten die Biſchöfe die wenige Zeit, welche die Schwelgerei zu ernſten Beſchäftigungen ließ.

Will man dagegen das Leben der Kloſtergeiſtlichkeit kennen lernen, ſo muß man eine um das Jahr 1000 geſchriebene Schrift des Abts Hugo von Farfa über die Zerſtörung ſeines Kloſters leſen. Durch die Freigebigkeit der Karolinger war der Zuſtand der Klöſter überall in Italien ein äußerſt blühender geweſen, aber wie dieſe

*) Vom Jahre 931—935 und 946—948.

900—950. meist außerhalb der Städte lagen, hatten sie bei den feindlichen Einfällen zuerst und am meisten gelitten. So war auch das Kloster Farfa im Sabinergebirge, eines der reichsten in Italien, von den Arabern zerstört worden, und die Mönche hatten sich nach allen Seiten zerstreut; theils waren sie nach Fermo, theils nach Rieti, theils nach Rom gezogen. Um das Jahr 925 kehrten sie zurück, und das Kloster wurde wieder aufgebaut; aber schon der erste Abt, dem das Kloster die Herstellung verdankte, machte an den Mönchen die schlimmsten Erfahrungen. Zwei derselben wurden endlich seine Mörder, maßten sich den Namen von Aebten an, theilten sich in die Güter des Klosters und nahmen sich Weiber. Campo, der eine von ihnen, zeugte dann drei Söhne und sieben Töchter, die er sämmtlich aus den Gütern des Klosters ausstattete; eine seiner Töchter hatte er sogar an einen Juden, mit Namen Azo, verheirathet und auch diesen seinen Schwiegersohn mit Besitzungen des Klosters bedacht. Der andere Mörder, Hildebrand mit Namen, stattete seine vielen Kinder ebenso reichlich aus dem Klostergut aus, das fast ganz verschleudert wurde. Auch die Mönche hatten sich Weiber genommen und wohnten zerstreut mit ihnen in Landhäusern; sie rissen zuletzt selbst ihre Wohnungen im Kloster nieder, damit sie nicht wieder in dasselbe einzuziehen gezwungen würden; nur von einem Sonntage zum andern kamen sie zur Klosterkirche, um Messe zu lesen und zu hören, dann kehrten sie mit dem dort gestohlenen Gold und Silber zurück und ließen daraus Ketten und Geschmeide für ihre Weiber machen. Rom hatte zuletzt ein Einsehen, man schickte Mönche nach Farfa, die das Kloster reformiren sollten; aber sie fanden die übelste Aufnahme und retteten kaum das Leben. Mit Gewalt wurde endlich von Rom ein neuer Abt gesetzt, der nun als der dritte neben Campo und Hildebrand den Abtsnamen führte, aber bald darauf wurde er vergiftet, und sein vom Papst ernannter Nachfolger ging binnen Kurzem wieder selbst auf das zuchtlose Treiben der Mönche ein. Von den Leuten des Papsts wurde dieser Abt im Ehebruch ertappt und ergriffen; er trug kein Bedenken sich mit Kirchengut von der Strafe zu lösen. Alle Versuche Roms, der gräulichen Sittenlosigkeit im Kloster zu steuern, scheiterten, so lange das Reich eines mächtigen Kaisers entbehrte.

Der antichristliche Geist, der die gesammte italienische Geistlichkeit damals beherrschte, spricht sich vielleicht am deutlichsten in der Richtung aus, in welcher sich die Litteratur Italiens erhalten hatte und weiter bewegte. Denn obwohl der Laienstand derselben hier weniger fern stand, als bei den anderen Völkern des Abendlands, war

es doch auch hier der Klerus vornehmlich, der der wissenschaftlichen 900—950.
Bildung Anstoß und Ziel gab. Wir finden nun neben Schriftwerken, die in der traurigsten Formlosigkeit ein unwiderlegliches Zeugniß des tiefsten wissenschaftlichen Verfalls ablegen, andere sich hoch über Alles erheben, was in der nachkarolingischen Zeit in den anderen Ländern Europas geleistet wurde. Liudprand von Cremona, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts blühte, zeigt sich in seinen Werken als einen lebendigen, vielseitig gebildeten Geist, der die Form der Darstellung beherrscht und seinen Leser wohl zu unterhalten weiß. Der Dichter, der die Thaten Kaiser Berengars besang und dessen Name uns unbekannt geblieben ist, ahmt zwar nur die Muster der klassischen Zeit nach, aber nicht ohne ein gewisses Geschick. Doch es ist nicht das Leben einer christlichen Zeit, sondern vielmehr die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums, die diese und die anderen italischen Schriftwerke jener Zeit überall durchdringt. In der abschreckendsten, widerwärtigsten Gestalt, einem Gespenste gleich, tritt uns der Geist der heidnischen Litteratur hier entgegen. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn man sich weniger an der Bibel und an der kirchlichen Litteratur heranbildete, als an den alten Dichtern, Philosophen und Rednern, wenn die Anführungen aus diesen dicht gesäet sind, während sich selten eine Hinweisung auf die heiligen Schriften findet. Bis zu welchen Verirrungen es kam, zeigt die Geschichte eines Grammatikers, Wilgard mit Namen, der um die Mitte des Jahrhunderts zu Ravenna lehrte. Ihm erschienen, so wird erzählt, böse Geister in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal und verkündeten ihm unsterblichen Ruhm, weil er um die Verherrlichung ihres Namens sich so große Verdienste erworben habe. Darüber wurde Wilgard, wie wir weiter hören, so aufgeblasen, daß er gegen die Kirchenlehre auftrat und behauptete, man müsse den Worten der Dichter mehr Glauben schenken, als den Lehren der Schrift; zuletzt wurde er als Ketzer zum Tode verurtheilt. Wilgard stand, wie uns ausdrücklich berichtet wird, nicht allein, und es begreift sich daraus, daß Rather so oft gegen jene Gelehrten eifert, welche die ewige Weisheit Thorheit hießen und die Geschichte der Heiden der heiligen Geschichte vorzögen. Wir wissen von ihm, daß die Städte Italiens voll waren von Gelehrten, die sich mit eitler Weisheit brüsteten und gern Doctoren und Magister nennen ließen, wie auch daß die Wissenschaft schon damals in Italien sich gut bezahlt machte.

Wenn Rather sich gegen die Philosophen Italiens erhebt, d. h. gegen alle Diejenigen, welche auf wissenschaftliche Bildung und Ge-

900—930. lehrsamkeit Anspruch machten, dann nennt er sie wohl „Weltweise“ und „Männer städtischer Bildung.“ Und allerdings hatte diese Bildung der Grammatiker und Rhetoren im Gegensatz gegen die geistlich-theologische, die sonst im ganzen Abendlande herrschte, einen überwiegend weltlichen Character. Daher wurde sie auch die Mutter der practischen Wissenschaften, der Medicin und Jurisprudenz, in denen es Italien bekanntlich bald allen Ländern Europas zuvorthat. Die älteste berühmte Schule der Medicin zu Salerno läßt sich bis in das zehnte Jahrhundert verfolgen, die älteste Rechtsschule, die zu Pavia, bis in dieselbe Zeit; beide aber sind hervorgegangen aus Rhetorenschulen und standen in unmittelbarer Verbindung mit solchen. Und wie diese Bildung weltlich ist, weist sie zugleich auf ein entwickeltes städtisches Leben hin, in dem sie ihre Grundlage findet und sich bewegt. Es zeigt sich also auch hier, daß jener städtische Verkehr, der in Italien von den ältesten Zeiten her sich gebildet hatte, mit Nichten in Stocken gerathen war.

So viele Störungen auch der Handel Italiens in dieser Zeit erleiden mochte, er verfolgte doch unverändert die alten Straßen; wir begegnen italienischen Kaufleuten nach wie vor überall im Innern des Landes, wie auf den Uebergängen der Alpen. Wenn Italien bei den Verwüstungen der Feinde so wenig verarmte, daß es vielmehr fortwährend als ein reiches Land erscheint, so dankte es dies mehr noch als der Fruchtbarkeit seines Bodens dem regen und ausgedehnten Handelsverkehr der Einwohner. Das Handwerk wurde wohl meist noch von hörigen Leuten betrieben, die aber mehr und mehr in den Schutz der Kirche kamen, und aus diesem allmählich zur Freiheit aufstiegen. Waffenschmiede, Goldschmiede und Baumeister waren unter den Werkleuten am meisten geehrt; und besonders mußten die Letzteren vollauf beschäftigt sein, da die zerstörten Städte sich bald wieder erhoben und die verfallenen Wälle und Mauern überall mit besonderem Eifer hergestellt wurden. Jede einzelne Burg, jede Stadt wurde jetzt mit festen Mauern und Thürmen umgeben; denn da von keiner anderen Seite Hülfe zu erwarten war, schützte jede Gemeinschaft sich selbst, so gut sie vermochte. Rom hatte damals auf seinen Mauern 381 feste Thürme, 46 besonders befestigte Castelle und 6800 Brustwehren. Kaum minder fest waren die Städte der Lombardei. Mit welcher Schnelligkeit man baute, zeigte das Beispiel Pavias. Nachdem die Stadt im Jahre 924 fast vernichtet war, mußten im folgenden Jahre die Wälle bereits wieder hergestellt sein, denn Pavia hielt eine neue Belagerung aus; und dreißig Jahre später zählte die Stadt wieder zu den reichen

und schönsten Italiens. Die Ortschaften auf den venetianischen Inseln 900—950.
waren von den Ungern gleich auf ihrem ersten Zuge zerstört worden; bald darauf erhob sich als Mittelpunkt der Republik die Stadt am Rialto, die zum Wunder der Welt wurde. Die meisten Gebäude in den Städten Italiens wurden freilich — selbst die Kirchen und Paläste — aus Holz aufgeführt, aber man arbeitete doch mit einer gewissen Pracht und schonte in der Ausführung das Gold nicht, das reichlich aus dem Oriente zufloß.

Diese Zeit innerer Auflösung hemmte aber nicht allein die Entwickelung des städtischen Lebens in Italien nicht, sondern beförderte sie vielmehr in ungewöhnlichem Maße. Die Unsicherheit auf dem platten Lande trieb viele Bewohner desselben in die Städte, wo sie sich dauernd niederließen; die Mauern und Gräben, welche jetzt regelmäßig die Städte umgaben, schieden das Stadtgebiet bestimmter von dem ländlichen Bezirk, mit dem es bisher in der Grafschaft vereinigt gewesen war; endlich wurde dies Gebiet auch öfters schon rechtlich von der Grafschaft getrennt und dem Grafengericht entzogen, indem durch königliche Privilegien die Immunität der Bischöfe über die ganze Stadt ausgedehnt wurde, selbst über die freien Männer, die in derselben wohnten und deren Zahl bereits gewaltig zusammengeschmolzen war. Denn um den Belästigungen der Grafen und andrer öffentlicher Beamten zu entgehen, hatte sich der größere Theil der Freien, welche in den Städten wohnten, allmählich in ein Schutz- oder Dienstverhältniß zu den Kirchen begeben, und waren damit entweder unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs und seines Vogts gerathen oder wurden doch von diesen in den ordentlichen Gerichten vertreten. Der Gerichtssprengel der Grafen in den Städten selbst und die mit demselben verbundenen Gefälle des Staats waren dadurch in dem Grade verringert worden, daß die Könige zuletzt keinen Anstand nahmen, sie einzelnen Bischöfen ganz zu überlassen; nur der Blutbann wurde meist noch den Grafen vorbehalten, und das Gericht des Königs und seines Pfalzgrafen als höhere Instanz festgehalten. Durch diese Entwickelung erst wurden die Städte in sich völlig abgeschlossen, und es konnten sich nun in ihnen auf eigene Weise eine Verfassung und ein besonderes städtisches Gemeinwesen gestalten und ausbilden. An die Spitze der Stadt trat dann der Bischof selbst, dem auch der Königshof mit allen dazu gehörigen Leuten und Einkünften überlassen wurde; in seinem Namen wurde das Gericht gehalten, er mit seinen Vasallen beherrschte die Stadt, die Ein-

900—950. wohnerschaft wurde zu seinen Hintersassen, und die ganze Stadt konnte als Eigenthum der bischöflichen Kirche angesehen werden.

Nicht überall ist es zu einer solchen Ausbildung der bischöflichen Hoheit über die Stadt gekommen. Wo sich mächtige Fürstengeschlechter in den Marken Ober- und Mittel-Italiens erhielten, sind alle Bestrebungen der Bischöfe zur Selbstständigkeit in ihren Städten zu gelangen ohne dauernden Erfolg geblieben; dagegen haben die Ansprüche der hohen Geistlichkeit sich in den meisten großen Städten der lombardischen Ebene durchgesetzt. Doch auch hier nur allmählich. Denn die Privilegien der Könige und Kaiser allein reichten nicht aus, um die Bischöfe gegen den neidischen Adel zu schützen, es bedurfte dazu materieller Kräfte, eines gefüllten Schatzes und eines schlagfertigen Vasallenheeres, das die errungenen Rechte mit bewaffneter Hand schützte. Die ältesten Privilegien, die uns Städte bereits als geschlossene Immunitäten der Kirche zeigen, gehören den letzten Jahren des neunten und dem Anfange des zehnten Jahrhunderts an. Im Jahre 892 wurde dem Bischofe von Modena zur Wiederherstellung der zerstörten Stadt der ganze Königszins in derselben, der Grund und Boden, die Thore, Brücken und Straßen geschenkt und ihm die Erlaubniß ertheilt, im Umkreis einer Meile Befestigungen um die Stadt anzulegen. Im Jahre 904 fiel dem Bischofe von Bergamo eine ähnliche Schenkung zu; die ganze Stadt wurde unter seinen Schutz und seine Gerichtsbarkeit gestellt. Im Jahre 916 erhielt der Bischof von Cremona alle Zölle und öffentlichen Einkünfte, wie die vollständige Gerichtsbarkeit in der Stadt und im Umkreis von fünf Meilen. Die Grafschaft selbst gewannen damals die Bischöfe noch nirgends, sondern nur Exemtionen von der Gewalt der öffentlichen Beamten, aber ihre Immunitäten wuchsen mehr und mehr an räumlicher Ausdehnung, wie an Umfang der Rechte, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts gingen in der Lombardei schon einzelne volkreiche Städte ganz in dieselben auf.

Obwohl diese städtischen Immunitäten der Bischöfe die Keime einer großen und segensreichen Entwickelung in sich hegten, trugen sie doch damals nicht wenig dazu bei die Verwirrung und Auflösung der Verhältnisse Italiens noch zu befördern. Die Könige hatten die Macht der Bischöfe hauptsächlich deshalb also erweitert, um in ihnen eine Stütze gegen den Adel des Landes zu finden, aber die Bischöfe, sobald sie in der städtischen Bevölkerung einen starken Anhang hinter sich hatten, trennten alsbald ihr Interesse von dem der Krone; sie bewaffneten und unterstützten mit demselben Eigennutz und derselben

Treuloſigkeit, wie die weltlichen Großen, einen Bewerber um die Krone 900–930.
gegen den andern; auch ſie wechſelten unabläſſig die Partei, wo ſich ihnen ein Gewinn zeigte, und untergruben unbedachtſam das Anſehn des Königthums, anſtatt es zu ſtützen. So war unter den ſchwachen Wahlkönigen, die den karolingiſchen Erbkönigen folgten, trotz der Kaiſerkrone, die ſie meiſt erlangten, die königliche Macht zu völliger Nichtigkeit herabgeſunken. Gleichviel ob die Könige Einheimiſche oder Fremde waren, ſie brachten es niemals zu einer dauernden Anerkennung und zu einer feſten Begründung ihrer Macht. Wido von Spoleto mit ſeinem Sohne Lambert, Berengar von Friaul, Ludwig von Niederburgund, endlich Rudolf von Oberburgund: ſie alle waren Schattenkönige, jeder von ihnen ein Spielball in der Hand der ſtreitenden Factionen, nach dem Gefallen derſelben aufgeworfen und bald wieder beſeitigt. Der vollſtändigen Anarchie, die in Italien eingeriſſen war, zu begegnen, dazu fehlte es ihnen allen eben ſo ſehr an Muth, wie an Kraft.

Zuſtände, wie ſie zu jener Zeit in Italien herrſchten und wie ſie 926.
in verwandter Weiſe ſpäter noch mehrfach dort wiedergekehrt ſind, erzeugen mit innerer Nothwendigkeit die Tyrannis, eine Herrſchaft, die weder Recht noch Herkommen achtet, die mit Gewalt ſich gründet, mit Gewalt ſich behauptet, der Gewalt unterliegt. Die Tyrannis kennt kein anderes Ziel als die Macht, kein anderes Mittel als die Macht; ſobald ſie ſich ohnmächtig zeigt, geht ſie ihrem Untergange entgegen.

Als eine ſolche und zwar bewußt geübte Tyrannis muß die Regierung jenes Hugo von Niederburgund angeſehen werden, der zuletzt den ſo Vielen verderblichen Gang nach Italiens Krone angetreten hatte. Und in der That beſaß dieſer Mann wichtige Eigenſchaften zu der Rolle, die er ſich einmal erwählt hatte: durchdringenden Verſtand, entſchiedenen Willen, ſtarre Conſequenz und jene Härte des Gemüths, mit der ein ſittlich ſo verſunkenes Volk ſich allein regieren läßt. Nicht das hat ihn zuletzt geſtürzt, daß er den Lüſten nicht minder ergeben war, als die Maſſe, die er beherrſchen wollte, ſondern vielmehr, daß er bei allem Ehrgeiz den äußeren Feinden gegenüber wenig Muth und Selbſtvertrauen zeigte, daß er ohne Siegesruhm und Siegespreis endlich die Freunde nicht mehr zu feſſeln, die Unzufriedenen nicht mehr zu ſchrecken vermochte.

Es iſt bereits früher erzählt worden, wie Hugo, durch ſeine

926. Mutter ein Enkel König Lothars II. als Dienſtmann des unglücklichen Kaiſers Ludwigs des Blinden in der Provence emporkam, wie er durch Liſt und Gewalt das arelatiſche Reich an ſich riß und ſich zugleich in den Beſitz der italiſchen Krone ſetzte; auch davon haben wir ſchon berichtet, wie Hugo ſeinen Mitbewerber um Italiens Krone, den König Rudolf II. von Hochburgund, durch Abtretung des arelatiſchen Reichs fernhielt, wie er dann dieſes Reich nach Rudolfs Tode wieder an ſich zu reißen gedachte, doch dabei an König Otto, der Rudolfs Sohn Konrad ſchützte, einen ſo gewichtigen Widerſacher fand, daß er von dem Unternehmen abſtehen mußte; es bedarf hier aber einer näheren Erwägung, wie er zu ſeiner Macht in Italien gelangte, wie er ſie übte und endlich verlor.

Hauptſächlich waren es verwandtſchaftliche Beziehungen, denen Hugo die italiſche Krone verdankte. Seine Stiefſchweſter Irmengard lenkte durch ihre Reize, ihren Geiſt und ihre Leichtfertigkeit damals den ganzen Adel Italiens nach ihrem Willen; Wido, der mächtige Markgraf von Tuſcien, der durch ſeine Ehe mit der Römerin Marozia ſelbſt auf Rom und den Papſt den größten Einfluß übte, war Irmengards Bruder; ihr Stiefſohn Berengar, durch ſeine Mutter der Enkel Kaiſer Berengars und im Beſitz der von ſeinem Vater ererbten Mark von Ivrea, ein junger Mann, den ſich Hugo durch die Hand ſeiner Nichte bald auf das Engſte zu verbinden ſuchte. Der Schrecken befeſtigte dann ſchnell die ſo gewonnene Herrſchaft. Eine Verſchwörung wurde in Pavia entdeckt und mit unnachſichtiger Härte beſtraft. „Seitdem," ſagt Liudprand von Cremona, „achtete man Hugo nicht „mehr gering, wie die Könige vor ihm, ſondern fürchtete ihn auf das „Höchſte." Papſt Johann X. hatte Hugos Erhebung begünſtigt; daß derſelbe kurz darauf durch den Einfluß Widos und der Marozia geſtürzt wurde, vereitelte allerdings zunächſt Hugos Hoffnungen auf die Kaiſerkrone, ſchien aber doch der Ausdehnung ſeiner Macht eher förderlich als hinderlich zu ſein. Ohne Verpflichtung gegen die ſchwachen Päpſte, die auf dem Stuhle Petri ſich folgten, beſetzte er ohne Weiteres die Länder der Pipiniſchen Schenkung und machte ſich völlig zum Herrn des Exarchats und der Pentapolis. Erſt hierdurch gewann ſein Reich Zuſammenhang und ſelbſt im mittleren Italien unbeſtrittene Anerkennung. Einem ſeiner nächſten Verwandten ertheilte er die Marken von Spoleto und Camerino, riß das Sabinerland von Rom los und ſetzte einen andren ſeiner Stammesvettern hier als Abt in Farfa ein. Die langobardiſchen Fürſtenthümer Unter-Italiens ſtanden damals ganz unter dem Einfluß des morgenländiſchen Reichs, aber ſchon regte ſich

eine starke Partei in Capua und Benevent, die von einer und derselben Familie beherrscht wurden, um das Joch der Griechen abzuschütteln; Theobald, der neue Markgraf von Spoleto, eilte dem Fürsten von Benevent zu Hülfe, und man erstritt einen namhaften Sieg über die Truppen des Kaisers. Alles war im glücklichsten Gange und so geachtet schon Hugos Name, daß er es im fünften Jahre seiner Regierung durchsetzte, daß sein Sohn Lothar, ein Knäblein in der Wiege, von den Großen Italiens als Mitregent und Nachfolger anerkannt wurde. 929. 931.

Wäre von Hugo ein ernstlicher Versuch gemacht worden, die Araber und Ungern vom italischen Boden auf immer zu verjagen, vielleicht wäre dann seine Herrschaft dauernd befestigt und über die ganze Halbinsel ausgebreitet worden. Aber zu seinem Unglück suchte Hugo seine Macht nur mit denselben Mitteln zu behaupten und zu erweitern, mit denen er sie gewonnen hatte, zunächst durch Weibereinfluß und verwandtschaftliche Verbindungen. Auf diesem Wege hoffte er auch zum Besitze Roms und der Kaiserkrone zu gelangen, als schnell nacheinander durch das Abscheiden seines Stiefbruders Wido Marozia Wittwe und er durch den Tod der Alda Wittwer wurde.

Längst war auch in Rom der Einfluß der Weiber allmächtig. Der tief in Lüste versunkene Adel, der in der Stadt die Herrschaft übte, während die Päpste nur dem Namen nach regierten, folgte willig den Launen ränkesüchtiger und üppiger Weiber aus vornehmen Häusern. Unter diesen hatte aber keine einen mächtigeren Einfluß gewonnen, als die berüchtigte Theodora, die Gemahlin des Consuls Theophylactus. In ihrer Hand lagen lange die wichtigsten Angelegenheiten und mit männlichem, aber argliſtigem Geiste leitete sie die Geschicke der Stadt; was Kaiser und Papst nicht vermochten, vermochte der vielgewandte Sinn der trügerischen Buhlerin. Aus den Händen der ruchlosen Mutter war die Gewalt auf ihre Tochter Marozia übergegangen, die an schamloser Zügellosigkeit, wie an Verschmitztheit die Mutter noch weit übertraf. Die Buhldirne erst Papsts Sergius III., dann jenes Markgrafen Alberich, der die Araber vom Garigliano verjagte, hatte sie sich endlich dem Markgrafen Wido vermählt. Mächtiger, als je zuvor in der Stadt, war sie die Veranlassung zum Sturz und Tode Papsts Johanns X.; die folgenden Päpste Leo VI. und Stephan VIII. waren Geschöpfe ihrer Gunst; endlich wagte sie sogar ihren eigenen Sohn von Sergius III., obwohl derselbe noch kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Es war

931. Papſt Johann XI. So ſchien ſie an das Ziel ihrer Wünſche gelangt, als bald darauf ihr Gemahl, Markgraf Wido, ſtarb.

Obwohl in Lüſten alt geworden, war doch das wilde Feuer der Begierden in Marozias Seele nicht erloſchen und paarte ſich dort mit der ausſchweifendſten Herrſchluſt. Noch einmal bewarb ſie ſich um die Liebe eines Mannes, die ihr zugleich die höchſten Ehren der Welt gewinnen ſollte. Sie trug ihre Hand König Hugo an, und er ſchien eines ſolchen Weibes werth. Den ärgſten Ausſchweifungen war er nicht minder, als Marozia, ergeben; mit Buhlerinnen, zum Theil der Hefe des Volks entnommen, führte er das ärgerlichſte Leben, und drei dieſer Weiber — das Volk nannte ſie Venus, Juno und Semele — würdigte er ſogar beſonderer Auszeichnung und beförderte ihre Kinder zu den ehrenvollſten Stellungen. Um ſo weniger verſchmähte Hugo Marozias Anerbieten, als ſie mit ihrer Hand ihm den Beſitz Roms und die Kaiſerkrone verſprach, die ihr Sohn Papſt Johann ihrem Neuvermählten auf das Haupt ſetzen ſollte.

932. Hugo eilte nach Rom. In der Engelsburg, jener ſtarken Feſtung am Tiber, in die man das gigantiſche Grabmal Kaiſer Hadrians umgeſchaffen hatte, empfing ihn Marozia. Hier wurde die Ehe geſchloſſen, obwohl die Geſetze der Kirche ſie unterſagten, denn Hugo und Markgraf Wido waren von einer Mutter geboren. Mit großer Feſtlichkeit wurde das Beilager gehalten, und Hugo wartete der Erfüllung ſeiner ehrgeizigen Hoffnungen. Da ereignete es ſich, daß ihm eines Tages der junge Alberich, der uneheliche Sohn Marozias vom Markgrafen Alberich, Hofdienſte auf den Befehl ſeiner Mutter that, und da er ſich dabei nicht unterthänig genug gegen den ſtolzen Burgunder erwies, ſchlug ihm dieſer erzürnt ins Geſicht. Die Wuth des kaum zum Jüngling erwachſenen Knaben, der aber Kraft und Muth zu großen Dingen in ſich fühlte, kannte keine Grenzen. Er verließ die Engelsburg, verſammelte die Römer und entflammte ihre Leidenſchaft. „Soweit iſt Rom," ſagte er, „von ſeiner ſtolzen Höhe geſunken, daß „es jetzt dem Gebot eines buhleriſchen Weibes gehorcht. Das Schmäh„lichſte und Schimpflichſte ſehen wir vor unſern Augen: um der Lüſte „eines Weibes willen wird die Freiheit Roms zu Grabe getragen, „und die Burgunder, einſt die Knechte Roms, ſollen jetzt ihm gebie„ten. Wenn Hugo ſchon jetzt, wo er als Gaſt zu uns kommt, mir, „ſeinem Stiefſohn, ſolche Unbill zu bieten wagt; was habt ihr erſt dann „von ihm zu erwarten, wenn er ſich hier einbürgern ſollte? Oder kennt „ihr etwa nicht den Stolz und die Habgier der Burgunder?" Dieſe Worte wirkten, das Volk ſchaarte ſich zuſammen, erwählte Alberich

zu seinem Führer und eilte nach der Engelsburg, die es umschloß. 932.
Hugo entsank der Muth; er ließ sich bei Nacht an einem Strick von der Mauer der Burg herab und eilte seinem Heere zu, das in der Nähe Roms lag. Schnell begann er die Belagerung der Stadt, die Alberich mit Glück vertheidigte. Schimpflich verließ Hugo endlich das römische Gebiet; seine Hoffnungen auf die Kaiserkrone waren vereitelt.

Dies misglückte Unternehmen erschütterte schneller, als man hätte erwarten sollen, Hugos Stellung auch dort, wo sie schon gesichert schien. Mit burgundischen Rittern war Hugo in das Land gekommen; burgundische Geistliche, auch manche fränkische Priester, die durch die Ungunst der Verhältnisse ihre Heimath hatten verlassen müssen, waren dem Eroberer gefolgt. Sie alle machten an Hugo Ansprüche, und diese wurden um so eher befriedigt, als er sich mehr auf die Treue dieser Fremden, als auf den wetterwendischen Sinn der Italiener glaubte verlassen zu können. So kamen die größten Lehen des Reichs an Burgunder, vornehmlich an Männer, die in näherer oder fernerer Verwandtschaft mit dem König standen. Auch die reichsten und schönsten Bisthümer und Abteien des Landes fielen Burgundern und Franken zu, unter denen allerdings Manche einer strengen Richtung folgten und ihrer Stellung nicht unwerth schienen. Denn es lag Hugo schon um der Sicherheit des Reichs willen ernstlich daran, die völlig aufgelösten kirchlichen Ordnungen herzustellen; er stand deshalb mit Odo, dem zweiten Abt von Cluny und Begründer einer ausgedehnten Klosterreformation, in der engsten Verbindung. Aber der Erfolg dieser Bestrebungen war gering; die Geistlichkeit zeigte sich bald nicht minder aufrührerisch, als der Adel. Die Begünstigung der Fremden reizte die Empfindlichkeit der Italiener, unter denen das Nationalgefühl damals schon am Entwickeltsten war, nur mehr und mehr gegen den eingedrungenen Gebieter; verderblicher noch war es für Hugo, daß, als ihn das Glück zu verlassen schien, selbst jene Fremden ihm nicht treu blieben, die er vor Allen begünstigt hatte. So hatte Hugo zum Grafen von Verona einen gewissen Milo ernannt; zum Bischof daselbst zuerst einen seiner Vettern, Hilduin, der aus dem Bisthum Lüttich vertrieben war, und dann, als Hilduin im Jahre 931 zum Erzbisthum von Mailand erhoben wurde, dessen Freund Rather, den schon öfters erwähnten gelehrten lothringischen Mönch, der Hugos Glücksstern folgend, seine Heimath verlassen hatte. Milo und Rather, obschon beide von Hugo erhoben, öffneten doch alsbald dem Baiernherzog Arnulf, als er einen Ueberfall auf Verona 935.

935. wagte, die Thore der Stadt. Armulfs Unternehmen scheiterte zwar und Rather mußte im Kerker seine Untreue büßen, aber bald darauf klagte Hugo sogar seinen eigenen Bruder Boso, dem er die Mark von Tuscien übertragen hatte, des Verraths an und warf auch ihn in den Kerker.

Hugos Herrschaft war im Innern schon nicht mehr gesichert, und die fortwährenden Kriegszüge, die er ohne allen Erfolg gegen Alberich unternahm, dienten nur seine Macht noch zu schwächen. Deshalb folgte er endlich den Rathschlägen des Abtes Odo und schloß im
936. Jahre 936 einen Vertrag mit Alberich, der schon mit unumschränkter Gewalt Rom beherrschte. Denn nach Hugos Flucht hatte Alberich seine Mutter und Papst Johann, seinen Halbbruder, in das Gefängniß geworfen und so der Weiberherrschaft über Rom ein Ende bereitet. Marozia fand bald darauf ein ruhmloses Ende; der Papst erhielt zwar die Freiheit wieder, starb aber auch schon nach wenigen Jahren, und Leo VII., der ihm folgte, war nur ein willenloses Werkzeug in Alberichs Händen. Alberich, den Eingebungen Odos nicht minder zugänglich, als Hugo, war zwar auf den Frieden eingegangen und hatte sogar Hugos Tochter Alda zur Ehe genommen; wenn aber sein neuer Schwiegervater an diese Verbindung neue Hoffnungen auf die Kaiserkrone geknüpft hatte, so sah er sich bitter getäuscht. Durch List und Verschmitztheit war ein Mann, wie Alberich, nicht zu überwinden. Was Hugo auch that, der Besitz Roms blieb ihm versagt, und während die Thore der Stadt Jedem offen standen, der sich vor des Königs Grausamkeit flüchtete, waren sie ihm verschlossen. Die Italiener hatten wieder, was sie verlangten, zwei Fürsten, von denen sie den einen durch den andern schrecken und schwächen konnten, und nicht eher hörten sie auf, das Feuer der Eifersucht zwischen beiden zu schüren, als bis sie abermals gegeneinander die Waffen
941. ergriffen. Hugo rückte im Jahre 941 gegen Rom und scheint wirklich einen Theil der Stadt in Besitz genommen zu haben, aber dauernd konnte er sich nicht in derselben behaupten. Abt Odo eilte von Neuem
942. nach Italien, um Frieden zu stiften; wir wissen nicht, ob ihm dies letzte wichtige Werk seines Lebens gelungen ist.

Immer gefährlicher wurde Hugos Lage. Der Mangel an nachhaltigen Erfolgen, der beispiellose Nepotismus in Vertheilung der geistlichen und weltlichen Würden, die Willkühr und Härte seines ganzen Regiments entfremdeten ihm immer mehr die Gemüther. Die Blicke aller Unzufriedenen hatten sich daher längst auf die Söhne des Markgrafen Adelbert von Ivrea: den jüngeren Berengar, Kaiser

Berengars Enkel, und seinen Stiefbruder Anschar, den Sohn der 942.
Irmengard, gerichtet. Anschar wurde, da sein Anblick Hugo nicht Ruhe gönnte, vom Hofe entfernt und zum Markgrafen von Spoleto ernannt; hier ließ ihn Hugo von einem Burgunder Sarilo, dem er selbst die Waffen in die Hand gab, im Kampfe überfallen. Als Hugo vernahm, daß Anschar unterlegen sei und das Leben eingebüßt habe, frohlockte er laut, aber zu früh. Denn Berengar, Anschars Bruder, hatte sich bereits dem auch ihm drohenden Verderben entzogen; als ihm verrathen war, daß Hugo ihn wolle blenden lassen, hatte er sich über die Alpen zu König Otto geflüchtet. Dies war bereits im Jahre 940 geschehen, und von dieser Zeit an schwebte Hugo in beständiger Furcht vor Berengar und vor dem mächtigen Sachsen. Der Bund, der früher zwischen Hugo und König Heinrich bestanden hatte, war in den ersten Jahren auch von Otto erhalten worden, hatte sich aber gelöst, seitdem Otto im burgundischen Reich als Vertreter König Konrads aufgestanden war und hier die Pläne Hugos vereitelt hatte.

Hugo, von allen Seiten bedroht, suchte sich zuletzt durch eine Verbindung mit dem griechischen Hofe zu sichern. Eine Unternehmung gegen die Araber, welche die ligurischen Küsten immer unsicherer machten und den griechischen Kaufleuten nicht minder beschwerlich sein mochten, als den italischen, bot ihm Veranlassung, mit dem Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen. Unter der Bedingung, daß Hugo eine seiner Töchter einem Kaisersohn vermählte, stellte ihm Constantinopel eine Flotte, um das Räubernest der Araber an der provenzalischen Küste, gegen welches die Griechen schon zehn Jahre früher einen Zug unternommen hatten, endlich zu zerstören. Im Jahre 942 wurde von der Land- und Seeseite ein Angriff auf Garde-Frainet gemacht. Von der Seeseite machten es die Griechen den Arabern unmöglich zu entkommen; diese zogen sich daher in das Innere zurück, aber hier stand Hugo nicht nur von allen kräftigen Maßregeln gegen sie ab, sondern machte sogar einen Vertrag mit ihnen, nach dem sie die Pässe der penninischen, lepontischen und rhätischen Alpen besetzt halten sollten, um gegen einen Angriff von der deutschen Seite her sein Reich zu schützen. Die griechische Flotte sandte Hugo darauf heim, unterhielt aber seine Verbindungen mit Constantinopel auch in der Folge. Bertha, die Tochter einer Concubine Hugos, wurde nach Constantinopel gesandt und dort im Jahre 944 dem nachherigen Kaiser Romanus II. vermählt, starb aber schon kinderlos nach wenigen Jahren.

Der Ausgang des Unternehmens gegen Garde-Frainet mußte

943. Hugo in den Augen des Volks herabwürdigen, und die geringe Achtung, die der schon alternde König noch sich erhielt, vollends verloren gehen, als im Jahre 943 die Ungern abermals in die Lombardei einbrachen und Hugo, weit entfernt ihnen im Kampfe zu begegnen, ihnen vielmehr Geld und Wegweiser gab, welche angeblich die Ungern nach Spanien gegen die Feinde der Christenheit leiten sollten. Die Ungern hatten kaum die Westgrenze des Reichs überschritten, so kehrten sie um, durchzogen noch einmal plündernd die Lombardei und traten dann den Heimweg in ihr Land an.

Die Dinge reiften der Entscheidung entgegen. Der König fühlte sich immer mehr verlassen, und als mit einem kleinen selbstgeworbe-
945. nen Heere im Frühjahre 945 Berengar durch den Vintschgau sich der italischen Grenze näherte, verließen Hugo bald sogar die Freunde, auf die er glaubte am Sichersten noch rechnen zu können. Die Verwaltung der Mark Verona hatte er seinem Neffen, dem Erzbischof Manasse von Arles, übertragen, dem er überdies die reichen Einkünfte der Bisthümer von Trient, Verona und Mantua zugewiesen hatte. Manasse, mit Gunstbeweisen überschüttet, war der Erste, der Hugo verrieth; gegen das Versprechen des Erzbisthums Mailand öffnete er Berengar die Thore von Verona. Von hier zog Berengar, in dem man den Befreier des Landes von der drückendsten Tyrannei sah, nach Pavia; die geistlichen und weltlichen Großen Italiens strömten hier von allen Seiten ihm zu; Hugo war vollständig verlassen. Der Jubel und die Lobeserhebungen, mit denen man Berengar dann zu Mailand empfing, kannten keine Grenzen; schon fühlte Hugo selbst, daß seine Zeit vorüber sei, und sandte seinen eben zum Jüngling heranwachsenden Sohn Lothar, dessen weiches Herz bekannt war, nach Mailand, um die Gemüther der Großen für diesen seinen Sohn zu gewinnen; er selbst wollte der Krone entsagen.

Die italienischen Großen waren endlich der langen Parteikämpfe müde, die das Land so lange schon der Verwüstung der auswärtigen Feinde aussetzten; sie wollten wirklich einmal alle inneren Zerwürfnisse durch eine allgemeine gütliche Ausgleichung beseitigen und so jenes goldene Zeitalter herbeiführen, von dem sie träumten. Von solcher Gesinnung zeugten alle Schritte, die damals sie thaten. Als Lothar, vor dem Kreuze in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand hingestreckt, ihr Erbarmen anrief und versprach, sich in allen Dingen ihnen willfährig zu zeigen, da erwählten sie ihn aufs Neue zu ihrem König und gelobten ihm Treue. Aber zu seinem ersten Rathe setzten sie Berengar ein und übertrugen ihm die Führung aller Geschäfte; Beren-

gar erhielt die Macht des Königs, Lothar behielt den Namen, den er 945.
mit dem Vater noch theilte. Denn König Hugo, der mit den erpreß-
ten Schätzen das Land verlaſſen wollte, hatte man daran verhindert,
weil man nicht ohne Grund beſorgte, er werde, ſobald er aus Italien
entkommen ſei, mit Waffengewalt die verlorene Macht herzuſtellen ſuchen.
Die Verwandten Hugos ließ man in ihren Aemtern; ſelbſt ſeine un-
ehelichen Söhne. So behielt jener Lieblingsſohn Hugos, Hubert, den
eine vornehme Burgunderin Wandelmoda ihm außer der Ehe geboren
und der bereits die Marken von Tuſcien, Spoleto und Camerino in
ſeiner Hand vereinigte, das wichtige Tuſcien; während er Spoleto
und Camerino an Bonifacius, einen Schwager König Rudolfs II. von
Burgund, abtreten mußte. Bonifacius Stellung wurde auf alle Weiſe
geſichert; ſein Sohn Theobald erhielt ſofort die Mitbelehnung über
die Marken, ſeine Tochter wurde an Hubert vermählt. Mit Alberich
von Rom wurde ein dauernder Friede geſchloſſen und König Lothar
am 27. Juni 947 mit Adelheid, der burgundiſchen Königstochter,
vermählt. Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeit König Hugo, um das
burgundiſche Reich zu gewinnen ſich mit Bertha, der Wittwe König
Rudolfs II., vermählt und deren Tochter ſeinem Sohne verlobt hatte.
Als ſeine Abſichten auf Burgund geſcheitert waren, hatte er ſich von
Bertha in Unfrieden getrennt, und nicht eher wurde die Ehe Lothars
geſchloſſen, als bis Hugo ſein Schickſal erfüllt hatte. Um Oſtern
946 war es ihm zuletzt doch gelungen, heimlich Italien zu verlaſſen.
Er trug ſich mit großen Entwürfen, jetzt noch einmal das ſchöne Kö-
nigreich im Süden zu erſtürmen, wie zwanzig Jahre zuvor; mitten in
dieſen Plänen raffte der Tod ihn hin. Er ſtarb zu Arles am 10.
April 947, nachdem er ſein vielbewegtes Leben auf mehr als ſechs-
zig Jahre gebracht hatte. Man hatte alle Parteien, die ſeit einem
Menſchenalter um die Herrſchaft Italiens geſtritten hatten, auszuglei-
chen geſucht; Hugos Tod drückte den Verträgen, die man geſchloſſen
hatte, gleichſam das Siegel auf.

Die Ruhe Italiens ſchien geſicherter, als je zuvor. Die inne-
ren Streitigkeiten hatten ausgetobt, und nach außen glaubte man
ſich vor jedem Angriffe ſicher. Mit Alberich ſtand man in Frieden;
Adelheid hielt den burgundiſchen König, ihren Bruder, in Schranken;
Lothar war dem griechiſchen Hofe durch ſeine Schweſter verwandt;
König Otto war von jeher der Beſchützer des burgundiſchen Hauſes
geweſen und hatte auch Berengar in den Tagen der Verbannung ſeinen
Beiſtand gewährt. Von keiner Seite zeigte ſich Gefahr, und ſo konnte

947. man hoffen, endlich auch der räuberischen Ungern und Araber Herr zu werden.

Aber die Hoffnungen, die man auf Berengar gesetzt hatte, wurden nur allzubald getäuscht. Den Feinden des Landes gegenüber zeigte auch er wenig Muth und Entschlossenheit. Als die Ungern im Jahre 947 wieder in Italien erschienen, trat er ihnen nicht mit bewaffneter Hand entgegen, sondern fand sie durch Geld ab und ließ durch eine Kopfsteuer, eine seit geraumer Zeit unerhörte Sache, die erforderliche Summe zusammenbringen. Der allgemeine Unwille mußte sich aufs Höchste steigern, als sich herausstellte, daß er an dieser Steuer sich selbst bereichert hatte. Ueberdies trat bald zu Tage, wie wenig Bestand das gute Vernehmen zwischen ihm und König Lothar hatte. Lothar wandte sich an den Hof zu Constantinopel und beschwerte sich über seine Lage. Man that dort Alles, um Berengar in der Pflicht gegen Lothar zu erhalten. Berengar schickte zwar
949. einen Vertrauten — es war der Geschichtsschreiber Liudprand — nach Constantinopel, um die Besorgnisse des dortigen Hofes zu verscheuchen; aber die Lage Lothars wurde in keiner Weise gebessert, und als Adelheid ihrem Gemahl eine Tochter geschenkt hatte, begann die Seele der Willa, Berengars Gemahlin, die Furcht zu beschleichen, es könnten die Hoffnungen, die sie für die Herrschaft ihres Sohnes Adelbert hegte, bald vernichtet werden. Diese Willa, eine Nichte König Hugos, war nach dem Bilde, das uns Liudprand von ihr entwirft, unter den schlimmen Weibern Italiens die schlimmste. Herrschsucht, Zornmuth, Rachgier und Wollust paarten sich in ihr auf die widerwärtigste Weise und machten sie Allen, selbst ihrem Gemahl, furchtbar. Niemand aber haßte sie mehr, als den jungen König und seine Gemahlin. Bei solchem Zwiespalt der Herrschenden lebten bald die inneren Parteiungen wieder auf und zeigten die alte Schwäche der königlichen Gewalt. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Mailand erledigt wurde, konnte man Manasse nicht einmal zu dem ihm verheißenen Lohn verhelfen, und Rather, der aus Verona gewichen, dann aber zurückgeführt war, fühlte sich dort in kurzer Zeit wieder so unsicher, daß er angstvoll zum zweiten Male seinen Bischofssitz verließ. So wenig zeigte man sich überdies auswärtigen Feinden gewachsen, daß Herzog Heinrich von Baiern, der durch die von Italien eindringenden Ungern in seinem Herzogthume vielfach bedrängt wurde, im Jahre
950. 950 ungehindert in die Mark von Friaul eindrang und Aquileja, die wichtigste Stadt in derselben, einnahm. Schon unterhielt Heinrich zahlreiche Verbindungen in den lombardischen Städten: ein Be-

weis, daß ſich Berengars freundliche Verhältniſſe zu den deutſchen 950.
Ländern bereits gelöſt hatten; dem was Heinrich that, konnte König Otto nicht fremd ſein.

Wir ſahen, wie alle Pläne Hugos, ſich der Kaiſerkrone zu bemächtigen, an der Feſtigkeit Alberichs geſcheitert waren, und wie Italien ohne eine kaiſerliche Gewalt zerſtückt und zerriſſen blieb. Weniger noch, als Hugo, konnten Lothar oder Berengar jetzt darauf hoffen, den harten Sinn Alberichs zu beugen, der ſich in Rom eine Macht gegründet hatte, der an Feſtigkeit keine andere in Italien zu vergleichen war.

Ein außerordentlicher Mann war Alberich ohne Zweifel, wenigſtens unter den Italienern dieſer Zeit die ſeltenſte Erſcheinung. Zweiundzwanzig Jahre behauptete er ſich in dem Beſitze Roms gegen Angriffe von allen Seiten. Er war es, der die Ordnung in der Stadt und ihrem Gebiet zuerſt wiederherſtellte; unter dem Namen eines „Fürſten und Senators aller Römer" herrſchte er mit völlig freier Gewalt, gebot über Krieg und Frieden, hielt in ſeiner Hofburg neben der Kirche Santi Apoſtoli das höchſte Gericht, ließ Münzen mit ſeinem Namen ſchlagen und ſetzte alle Beamte ein. Auch die ganz aufgelöſte Kirchenzucht wurde durch ihn wieder zur Geltung gebracht, die alten Klöſter hergeſtellt und neue begründet; ſelbſt das Haus auf dem Aventin, wo er geboren war, beſtimmte er zu einer geiſtlichen Stiftung; ſo iſt das Kloſter der heiligen Maria begründet worden, in dem Gregor VII. erzogen wurde. Aber ſo kirchlich im Sinne ſeiner Zeit Alberich auch war, der in allen geiſtlichen Dingen dem Rathe des Abts Odo von Cluny folgte; nichtsdeſtoweniger verſchenkte er den Stuhl Petri ganz nach ſeinem Gefallen und ließ den Päpſten Nichts, als ihre nächſten geiſtlichen Befugniſſe und den leeren Namen einer völlig bedeutungsloſen Oberherrſchaft über die Stadt und ihr Gebiet. Leo VII., Stephan IX. und Marin II. waren Nichts, als Werkzeuge Alberichs, wenn auch die Urkunden nach wie vor mit ihrem Namen bezeichnet wurden und die Münzen ihr Bildniß trugen. Dieſer Schein einer höheren Gewalt beſchränkte Alberich nicht, aber jeder anderen Abhängigkeit wußte er ſich zu entziehen. Nach dem kaiſerlichen Namen trachtete er nicht; denn er wußte ſehr wohl, an wirklicher Macht gab ihm die Kaiſerkrone Nichts und verwickelte ihn dabei in endloſe Kämpfe, die er nicht durchzuführen vermochte. Aber er war ſtark genug, ſich in Rom ſelbſt zu behaupten und jeden Verſuch, das Kaiſerthum herzuſtellen, ſchon im Keime zu erſticken. Auch Alberich war, wie Hugo, ein Tyrann, und

950. die Lage der Dinge mußte ihn dazu stempeln; aber darin unterscheidet er sich von Hugo, er bewahrte die Herrschaft bis an sein Ende, weil sein Ehrgeiz nicht weiter reichte, als seine Hülfsmittel.

Und doch, welche Stellung nahm Rom und das Papstthum unter Alberichs Herrschaft ein! Rom, das der Mittelpunkt der Welt sein sollte und wollte, war abgeschlossen und getrennt von allen Staaten der Christenheit. Der Papst, der oberste Lenker und Richter der gesammten Kirche, war ganz in den Händen eines Stadttyrannen und mußte seinen untergeordneten Interessen dienen. Der geistliche Staat, den Pipin, Karl der Große und seine Nachfolger den Päpsten begründet hatten, war völlig aufgelöst, denn Rom selbst war in Alberichs Händen, während Ravenna und die Pentapolis die italischen Könige an sich gerissen hatten. Zuweilen regte sich denn doch in der römischen Geistlichkeit ein Gefühl davon, zu welcher Tiefe man herabgesunken sei. Zwei Bischöfe Marin und Benedict stifteten eine Verschwörung gegen Alberich an, in die sie selbst die Schwestern des Fürsten zogen; aber eine von diesen enthüllte den Plan ihrem Bruder, und die Verschworenen wurden nach der Strenge des Gesetzes bestraft. Endlich scheint auch selbst Papst Agapet **II.**, der im Jahre **946** den Stuhl Petri bestieg, das Unwürdige seiner Stellung empfunden und eine Befreiung des Papstthums angebahnt zu haben. Alberich fühlte es in seinen letzten Lebensjahren, daß seine Stellung doch nicht ohne Gefahr sei. Deshalb suchte er eine Stütze am Hofe zu Constantinopel und schickte eine Gesandtschaft dorthin, die für ihn um die Hand einer Kaisertochter werben sollte. Ob Alda, König Hugos Tochter, inzwischen verstorben oder von ihrem Gemahl verstoßen war, wissen wir nicht.

Um die Gunst des griechischen Hofes buhlten damals im Wetteifer die Fürsten Italiens, und hätte das Morgenland einen kräftigen Kaiser an seiner Spitze gehabt, wohl würde er in diesen Bewerbungen eine Aufforderung gesehen haben, die alten Rechte seines Thrones hier noch einmal aufzunehmen und durchzufechten. Wäre es dann gelungen, die Kaiserkrone des Morgen- und Abendlandes wieder auf *einem* Haupte zu verbinden, die Einheit des römischen Reichs und der ganzen Christenheit herzustellen, wer kann sich vorstellen, welchen Gang die Geschichte Europas, die Geschichte der Menschheit genommen hätte? Jene ganze Entwickelung der Dinge, die mit dem sieg-

reichen Vordringen der germanischen Stämme begonnen hatte, wäre 950.
unterbrochen oder für immer abgeschnitten worden. Und allerdings war es damals für den Kaiser des Morgenlands nach menschlichem Ermessen nicht unmöglich, sich Rom und Italien wiederum zu unterwerfen. Noch waren ihm unmittelbar die südlichsten Theile der Halbinsel, Apulien und Calabrien, untergeben; Neapel und Gaeta, die in gewissen republikanischen Formen von Herzögen regiert wurden, erkannten bereitwillig seine Oberhoheit an; Amalfi, das durch den Handelsverkehr, den es zwischen Griechen, Arabern und den Völkern des Abendlands unterhielt, schnell emporgekommen war, wagte sich schon um seines eigenen Vortheils willen nicht ganz vom morgenländischen Reiche zu trennen; eben so wenig Venedig, dessen Handel eben damals emporblühte und das durch eine schwankende Stellung zwischen den feindlichen Mächten sich eine eigenthümliche Selbstständigkeit zu bewahren wußte; die langobardischen Fürstenthümer von Benevent, Capua und Salerno erkannten meist die Hoheit des griechischen Reichs an; änderten sie auch häufig nach dem augenblicklichen Vortheil ihr Verhältniß, so waren sie doch dem bestimmten und energisch durchgeführten Willen des Kaisers einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen damals schon viel zu schwach. Der ganze Süden der Halbinsel hatte sich längst vom Norden getrennt und war wesentlich durch Einflüsse von Constantinopel beherrscht. Kräfte genug waren hier, Kräfte genug standen sonst dem Kaiser in seinem weiten Reiche zu Gebote: der Ausgang eines Kampfes gegen Rom und das von Parteiungen zerrissene italische Königreich hätte kaum zweifelhaft sein können. Aber nicht der Gedanke einmal regte sich zu Constantinopel, die Krone des Abendlands zu gewinnen; man begnügte sich durch Bundesverträge und Heirathscontracte, durch Gesandtschaften und kaiserliche Schreiben den alten Einfluß in Italien kümmerlich zu unterhalten.

Daß eine große Macht noch immer im römischen Ostreiche sich vereinigt fand, darüber waltet kein Zweifel; aber die Männer, die damals diese Macht in ihren Händen hatten, wußten sie nicht zu gebrauchen und waren ohne alles Gefühl für ihre hohe, gewaltige Stellung. Nach dem Tode Kaiser Leos **VI.**, der nicht in den Regierungsgeschäften, sondern in dem Studium einer mönchischen Philosophie seinen Ruhm suchte, war im Jahre **912** ihm sein unmündiger Sohn Constantin **VII.**, mit dem volltönenden Beinamen Porphyrogenitus, gefolgt. Fast ein halbes Jahrhundert hat er dem Namen nach über das Römerreich im Osten geherrscht, aber lange mußte er den Thron mit einem Vormunde theilen, der sich selbst und seinen

950. Söhnen die kaiſerlichen Ehren anmaßte; erſt im Jahre 944 gewann er die Alleinherrſchaft, ohne ſie jedoch jemals in Wahrheit zu üben. Alle Macht blieb in den Händen verderbter Hofleute und zügelloſer Weiber; Emporkömmlinge beherrſchten den Kaiſer, und die Weiber miſchten ihre Ränke in alle Staatsgeſchäfte; der Hof lebte in den nichtigſten Dingen, in rauſchenden Vergnügungen und eitlem Schimmer, und erkaufte den Genuß dieſes erbärmlichen Daſeins um jeden Preis. Die Araber vom Oſten, die Bulgaren vom Norden umlagerten die Hauptſtadt und die innerſten Provinzen des Reichs, aber mitten von mächtigen Feinden umringt, nährte man zwanzig Jahre einen feigen Frieden. Unbekümmert um die Dinge der Welt, führte der Kaiſer, ein harmloſer und gutmüthiger Menſch, ein ſtilles Leben in ſeinem Palaſte; die Bücher und die Muſik waren ſein Entzücken, Feder und Pinſel führte er nicht ohne Geſchick, aber Schwerdt und Scepter waren ſeiner Hand zu ſchwer. Von dieſem Kaiſer und ſeinem Hofe hatten Rom und Italien Nichts zu fürchten und Nichts zu hoffen.

Die Schwäche des griechiſchen Reichs war das größte Glück für Italien, denn der ſittlichen Fäulniß, welche alle Verhältniſſe der Halbinſel ergriffen hatte und zerſetzte, würden wahrlich neue Einflüſſe des Morgenlands nicht gewehrt, ſondern ſie nur befördert und reißend beſchleunigt haben. Aber eben ſo wenig ſchien Italien, ſich ſelbſt überlaſſen, die tiefen Schäden ſeiner Zuſtände heilen zu können; eine feſte Ordnung in Staat und Kirche herzuſtellen, dazu fehlte es im Lande ſelbſt an jeder dauerhaften Grundlage. Eine ſtarke Hand mußte noch einmal tief in alle Verhältniſſe des Landes eingreifen und abermals einen gewaltigen Umſchwung in den Zuſtänden der Halbinſel herbeiführen. So nur konnte die Zukunft Italiens ſelbſt und zugleich die Zukunft der abendländiſchen Chriſtenheit geſichert werden. Denn das Kaiſerthum und das Papſtthum, die allein damals eine univerſelle Bedeutung hatten und auf denen der Zuſammenhang der abendländiſchen Welt weſentlich beruhte, waren nun einmal durch die Entwickelung der Dinge mit den Geſchicken Italiens auf das Engſte verflochten worden. Hier waren ſie tief in das wüſte und ſchmutzige Treiben nur von egoiſtiſchen Zwecken beſeelter Factionen hineingezogen worden; das Kaiſerthum war darin untergegangen; das Papſtthum beſtand faſt nur noch dem Namen nach. Das Treiben dieſer Parteien vernichten, hieß das Kaiſerthum erneuern, dem Stuhle Petri ſeine Ehre zurückgeben, den Zuſammenhang der abendländiſchen Chriſtenheit herſtellen.

2.

Die Eroberung des Königreichs Italien.

Während das Königthum in Italien ſich nur noch als Tyran- 950.
nis geltend machte; während zugleich in Frankreich faſt alle Gewalt von den großen Vaſallen den Karolingern entriſſen war, die ſich nur durch auswärtigen Beiſtand auf dem Throne erhielten; während endlich in Burgund, wo ein kräftiges Regiment nie hatte erſtarken können, unter der Regierung eines minderjährigen Fürſten die Macht der Krone noch tiefer herabgedrückt wurde, hatten in den deutſchen Ländern lange und ſchwere innere Kämpfe zur Herſtellung eines friſchen und lebenskräftigen Königthums geführt, das von Tag zu Tage an Macht nach außen und innen wuchs und zugleich ſich immer geneigter und fähiger zeigte, die großen Ideen der karolingiſchen Zeit aufzunehmen und auf ſeine Weiſe durchzuführen. Unter allen Fürſten des Abendlands gab es daher keinen, der die wahre Bedeutung des Kaiſerthums erfaſſen konnte; keinen, der dem höchſten Namen der Chriſtenheit, wenn er wieder hervorgerufen werden ſollte, Glanz und Kraft zu leihen vermochte, als Otto; und ſchon trieb ihn ſeinerſeits die Natur ſeiner Stellung ſelbſt auf die Kaiſerkrone ſein Auge zu richten.

Es iſt gezeigt worden, welchen Einfluß bereits Otto auf alle jene Staaten übte, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren; wie ſeine Macht allein es war, welche die abendländiſche Chriſtenheit vor den ſie rings umlagernden Feinden ſchützte; wie er allein die kirchlichen Ideen Karls durch die Herſtellung der Miſſion wieder aufnahm und in das Leben rief. Dieſe Stellung, die Otto bereits einnahm, wie anders konnte man ſie nach den Ueberlieferungen der karolingiſchen Zeit bezeichnen, die ja noch immer die Gemüther beherrſchten, denn als eine kaiſerliche? Und wie hätte Otto, der für perſönliche Hoheit und eine weitgreifende Gewalt ein ſo ungemein lebendiges Gefühl beſaß, nicht auch nach der äußeren Anerkennung einer Macht ſtreben ſollen, die er dem Weſen nach bereits beſaß. Wäre aber ſelbſt Otto perſönliche Größe gleichgültiger geweſen, als ſie es war, ſo hätte ihn doch ſchon die Ehre ſeines Reichs auf eine Bahn lenken müſſen, die zur Herſtellung des Kaiſerthums führte. In ſeinem Reiche lagen die alten Kaiſerſitze Karls des Großen, jenes alte Stammland der Pipiniden, auf welches zuerſt das Kaiſerthum

950. begründet war; es blieb unvergeſſen, daß nach dem Ausſterben der italieniſchen Karolinger der deutſche Zweig dieſes Geſchlechts mit dem franzöſiſchen um die Kaiſerkrone gerungen und ſie endlich davongetragen hatte; es war noch kaum ein halbes Jahrhundert verfloſſen, ſeit Arnulf, ein karolingiſcher Herrſcher in den deutſchen Ländern, dem erſten Berengar Italien zu Lehen gegeben hatte und ſelbſt in St. Peter zum Kaiſer gekrönt war. Es galt daher in der Herſtellung der oberherrlichen Gewalt in Italien und in der Erneuerung des Kaiſerthums die verlorene Bedeutung des eigenen Reichs wiedergewinnen, ein verſäumtes Recht in Anſpruch nehmen, durch das Bewußtſein neuerrungener Stärke und wiedergewonnener Ehre die Macht der eigenen Herrſchaft ſichern und feſtigen. Einem deutſchen König, der in die Ideen der karolingiſchen Zeit ſo tief einging, wie es Otto that, *mußte* die Wiederaufrichtung des Kaiſerthums ſich als eine Nothwendigkeit aufdrängen.

Wir wiſſen nicht, wann die Kaiſergedanken ernſtlich Ottos Seele zu bewegen anfingen, aber immer näher mußten ſie ihm treten, ſeit er im Intereſſe der kirchlichen Organiſation ſeines Reichs und namentlich im Intereſſe der neubelebten Miſſion unter den Heiden mit dem Papſte ſelbſt in Verbindung trat. Es iſt erzählt worden, wie Otto gegen das Ende des Jahres 947 ſeinen vertrauten Rath, den Abt Hadamar von Fulda, zum Papſt ſandte, der mit den wichtigſten Entſcheidungen für die deutſche Kirche von Rom heimkehrte; wie dann Papſt Agapet II. in dem Biſchof Marin von Bomarzo einen der erſten Würdenträger des römiſchen Stuhls nach Deutſchland ſchickte, der der großen Ingelheimer Synode vorſaß: es iſt bei der durch Alberich ganz herabgedrückten Stellung des Papſtthums und der aufſtrebenden Macht des ſächſiſchen Hauſes kaum glaublich, daß nicht Unterhandlungen damals angebahnt ſein ſollten, wie ſie einſt zwiſchen Karl dem Großen und Leo der Herſtellung des Kaiſerthums vorangegangen waren. Wie weit man gedieh, daran fehlt es freilich an allen Nachrichten; denn ein unerwartetes Ereigniß veranlaßte Otto ſchneller, als man es erwarten konnte, mit Waffengewalt in das italiſche Königreich einzudringen und ſo ſich Bahn zu ſeinem großen Ziele zu brechen.

Am 22. November 950 ſtarb unerwartet im Jünglingsalter König Lothar zu Turin. Niemandem kam das ſchleunige Ende des Königs gelegener, Niemand zog größere Vortheile daraus, als Berengar. Er beeilte ſich den erledigten Thron für ſich und ſein Geſchlecht zu gewinnen, verſammelte die italieniſchen Großen ſchon am 15. Decem-

ber zu Pavia, setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adelbert 950.
zu Königen wählten, und noch an demselben Tage empfingen Beide die Krone. Nun erst zeigte sich Berengar in seiner wahren Gestalt. Leutselig und freundlich war er aufgetreten, so lange er der Krone nicht sicher war; da sie aber auf seinem Haupte saß, fand Italien in ihm einen habsüchtigen und gewaltthätigen Fürsten, der das Recht um Geld verkaufte und besonders die hohe Geistlichkeit hart bedrängte. „Er war" — sagt Liudprand von Cremona, der selbst viel von ihm zu leiden hatte — „gleich dem Vogel Strauß, dessen Natur man an „seinen Federn nicht erkennt; kommt aber seine Stunde, dann schlägt „er seine Fittiche mit Macht und verlachet Roß und Mann; *) Nie„mand kann dann die Wuth des unbändigen gefräßigen Thieres zäh„men." An Härte, Grausamkeit und Hang zu den niedrigsten Lüsten überbot nach Liudprands Zeugniß den argen Fürsten noch sein ärgeres Weib, die verrufene Willa.

Schon in den ersten Tagen seiner Herrschaft wandten sich die Gemüther Vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die junge Wittwe Lothars, die kaum noch das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volks gewonnen und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung und Rettung der Zukunft. Bei den ganz in Verwirrung gerathenen Bestimmungen über die Erbfolge war es erklärlich, wenn Manche ihr ein Erbrecht an das italische Reich beimaßen und meinten, sie könne mit ihrer Hand dieses Reich einem zweiten Gemahle schenken; wenigstens sah sie selbst ohne Zweifel sich als die rechtliche Erbin der Krone an.

Berengar hegte nicht geringe Furcht vor Adelheid und ihrem Anhange und dachte bald auf nichts Andres, als sie zu verderben. Es scheint wohl, als habe er zuerst verlangt, daß sie sich, ehe noch die Tage der Wittwentrauer verstrichen waren, mit seinem Sohne Adelbert vermählen solle, und als habe sie entrüstet diese Anmuthung zurückgewiesen. Wie dem auch sein mag, bald trat Berengar als Adelheids bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung, Gewalt über Gewalt mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmucks, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls,

*) Anspielung auf Hiob 39, 13. 18.

951. am 20. April des Jahres 951, wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier war sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt, man raufte ihr das schöne Haar aus, mit Schlägen und Fußtritten beschimpfte man ihren königlichen Leib. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem gräuenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres wechselvollen Lebens; Nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Unsägliches hat damals die junge Königin erduldet, wie sie später selbst oft dem Abt Odilo von Cluny erzählte. „Aber es war ihr heilsam," sagt Odilo; „ damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges „Herz umstricke; wen der Herr liebt, den züchtigt er."

Das Gerücht von diesen Dingen lief durch die Welt und bewegte überall die Menschen. Man glaubte, Lothar sei vergiftet und Berengar habe sich durch Mord den Thron gewonnen. Allgemein war die Theilnahme für die junge, unglückliche Königin. Nirgends aber regte das unerwartete Ende Lothars mit seinen Folgen mehr die Gemüther auf, als in jenen deutschen Ländern, die unmittelbar an Italien grenzten: in Baiern und Schwaben. Wie oft waren die Herzöge dieser Länder nicht schon in die Ereignisse jenseits der Alpen verwickelt worden, wie nahe waren sie durch Alles betroffen, was dort sich zutrug! Baiern konnte keine Ruhe gewinnen, so lange die Ostmarken Italiens den Ungern offenstanden, Schwaben war in seinen südlichen Theilen unausgesetzt den Verwüstungen der Araber preisgegeben, die König Hugo geflissentlich an der Grenze angesiedelt hatte. König Berengar schien nicht der Mann, sein eigenes Reich und damit mittelbar auch die deutschen Länder vor diesen Feinden des christlichen Namens zu sichern; zumal die Art und Weise, wie er zum Thron gelangt war, kaum erwarten ließ, daß er den Widerstand der feindlichen Parteien im Innern jemals überwältigen würde. Ueberdies eröffneten sich hier den kampfeslustigen, thatendurstigen Seelen in Schwaben und Baiern weit die Bahnen strahlenden Ruhms und glänzenden Gewinns. Die freundlichen Verhältnisse zu Berengar waren gelöst; Heinrich von Baiern hatte sich kurz zuvor in den Besitz von Aquileja gesetzt und wahrscheinlich auch darin behauptet; jetzt rüstete er von Neuem, und gleich ihm Liudolf von Schwaben, um in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Den Kampf gegen Berengar und für Adelheid gebot die Noth, rieth der Vortheil an und schien die Ritterehre zu fordern.

Auch Ottos Seele hatten die Ereigniſſe jenſeits der Alpen im 951.
Innerſten ergriffen, und nicht deshalb allein, weil er bei ſeinem nahen Verhältniſſe zu dem burgundiſchen Hauſe am erſten berufen war, ſich der unglücklichen Königin anzunehmen; ſondern in noch höherem Maße, weil er als Rächer Adelheids die erwünſchteſte Gelegenheit fand ſich des italiſchen Königreichs zu bemächtigen und dann im Beſitz deſſelben das abendländiſche Kaiſerthum zu erneuern. Aber nur wenn er Adelheids Intereſſen auf das Engſte mit den ſeinigen vereinte, konnte er, der nordiſche Fremdling, feſten Fuß in dem italiſchen Reiche faſſen, ſich dort gleichſam einbürgern und heimiſch machen; es reiſte daher in ihm der Gedanke, der jungen Königin, die im Kerker ſchmachtete, weil ſie Italiens Hoffnung war, ſeine Hand und ſeinen Thron anzubieten. Was er von Vielen, die auf der Pilgerfahrt nach Rom an Lothars Hofe freundliche Aufnahme gefunden hatten, von der Anmuth, der Liebenswürdigkeit und den Sitten Adelheids gehört hatte, konnte ihn in dieſem Vorhaben nur beſtärken. So war denn bald Ottos Entſchluß gefaßt, mit Heeresmacht Berengar zu bekriegen, Adelheid zu befreien, das Königreich Italien mit ihrer Hand zu gewinnen und ſo ſich den Weg nach Rom und zum kaiſerlichen Throne zu bahnen. Es galt dabei einem Undankbaren, der einſt eine Zufluchtsſtätte am ſächſiſchen Hofe geſucht und in den deutſchen Ländern die Mittel zu jener Macht gefunden hatte, die er jetzt ſo arg misbrauchte, gebührend zu ſtrafen; es galt die verfolgte Unſchuld zu rächen, den alten Anſpruch auf das italiſche Reich durchzuſetzen, durch die Hand Adelheids die unterdrückte Partei im Lande zu gewinnen und ſo ſich die Herrſchaft zu ſichern; es galt endlich die Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums, welche der Befeſtigung des königlichen Anſehens in Italien mit Nothwendigkeit folgen mußte. Es war der größte Entſchluß, den Otto jemals gefaßt hatte. Er berief die Großen des Reichs, eröffnete ihnen ſeine Abſicht nach Italien und Rom zu ziehen, Alle ſtimmten ihm freudig bei, und im Sommer des Jahres 951 wurde in allen Gauen der deutſchen Länder mit Macht zum großen Zuge über die Alpen gerüſtet.

Aber nicht mehr duldete es Liudolf in der Heimath, es verlangte ihn danach durch Thaten zu beweiſen, daß er ein Mann geworden, daß er die Hoffnungen ſeines Vaters und ſeines Volkes erfüllen werde; auch ſchien es ihm vortheilhaft und rühmlich zugleich, die Grenzen ſeines Herzogthums im Süden zu erweitern. Aufregende Reden unruhiger Geiſter erhitzten ſein ohnehin lebhaftes Gemüth noch mehr; ſchnell ſammelten ſich um ihn Männer, die ihr Glück jenſeits der

951. Berge ſuchten, wie jener Rather, der zweimal von ſeinem Biſchofsſtuhl in Verona vertrieben, abermals auf ſeine Herſtellung hoffte. So ſtürzte ſich denn ſchon im Sommer, ohne den Vater zu befragen, Liudolf in den Krieg; mit unzureichenden Streitkräften, die er in Schwaben geſammelt, ſtieg er zum Kampf gegen Berengar von den Alpen hinab. Der Erfolg ſeiner Waffen entſprach aber nicht ſeinen Wünſchen; nicht ſowohl Berengar leiſtete ihm Widerſtand, als ihm gerade der Beiſtand verſagt blieb, auf den er am Sicherſten gerechnet hatte. Man hatte ihn verſichert, die Unzufriedenen im Lande würden ſich beeilen, ihm ihre Städte und Burgen zu öffnen, aber faſt überall fand er die Thore verſchloſſen. Man erzählte, es habe Herzog Heinrich, ſein Oheim, mit dem er ſchon vorher um die Grenzen ſeines Herzogthums gehadert hatte, gleich ihm nach einer Erweiterung ſeiner Macht in Italien trachtend, Geſandte über Trient nach der Lombardei geſandt und Berengars Gegner aufgefordert, ſich von Liudolf fern zu halten. So erzählte man, und Liudolf ſelbſt glaubte es und nährte tiefen Groll gegen den Oheim in ſeinem Herzen. Der Mangel an Lebensmitteln, die ungünſtige Jahreszeit brachten Leiden aller Art über Liudolf und ſeine kleine Schaar; es blieb ihm zuletzt keine andre Wahl, als den Rückweg anzutreten und der bereits anrückenden Kriegsmacht des Vaters entgegenzuziehen.

Mit einem wohlgerüſteten, glänzenden Heere war König Otto ſelbſt indeſſen aufgebrochen. Es begleiteten ihn ſeine Brüder Herzog Heinrich und der Erzcapellan Brun; auch ſein Schwiegerſohn, der muthige Konrad von Lothringen, leiſtete Heeresfolge, nicht minder der verſchlagene Friedrich von Mainz, der gelehrte Robert von Trier und viele andre Biſchöfe, Grafen und große Vaſallen. Da, wo am Brenner ſich ein Thor in dem Rieſenwalle der Alpen öffnet, zog man hindurch und ſtieg in das Thal der brauſenden Etſch hinab. Der König ging muthig auf das letzte und höchſte Ziel ſeines Lebens zu; was die Welt von ihm erwartete, zeigt ein Brief, den wenig ſpäter Rather an Papſt Agapet richtete. Aus keinem andren Grunde, meint Rather, habe Otto um das italiſche Reich geworben, als um in kaiſerlicher Macht den vielfachen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten in Italien zu ſteuern und chriſtliche Ordnungen herzuſtellen.

Als Otto den Boden Italiens betrat, kam ihm Liudolf mit den Seinigen entgegen, ohne Triumph kehrte er zu dem Vater zurück, der ihn zürnend über ſein unbedachtes Benehmen empfing. Die erſte große Hoffnung des Lebens war dem trefflichen, hochgeſinnten Jüngling geſcheitert, und dieſes Misgeſchick ließ einen tiefen Stachel in

seiner Seele zurück. Manche, die ihr Glück an das seine geknüpft 951.
hatten, trennten sich jetzt von ihm, wie Rather, der sich wieder nach Lothringen wandte. Liudolf schloß sich mit schwerem Herzen dem Heere des Vaters an.

Trient, das noch in den Händen des Erzbischofs Manasse war, öffnete Otto die Thore. Wie Manasse einst der Erste war, der seinen Oheim König Hugo verließ, so hatte der treulose Mann jetzt auch Berengar als der Erste den Rücken gewandt und stand, wie es scheint, mit Otto längst in geheimem Bunde. Auch Verona nahm ohne Kampf den König auf; der Graf Milo, der kurz zuvor für seinen gleichnamigen Neffen das Bisthum von Manasse erhandelt und die Genehmigung des Papsts für dessen vielfach anzufechtende Einsetzung gewonnen hatte, scheint ebenfalls mit Otto schon vorher im Einverständniß gestanden zu haben. So ergoß sich das deutsche Heer, ohne Widerstand zu finden, in die reiche Ebene der Lombardei. Berengar wagte nicht einmal sich zum Kampfe zu stellen; wohin Otto kam, überall öffneten sich ihm die Thore, vor Allen schlossen sich die Bischöfe bereitwillig ihm an. Berengar suchte Pavia noch zu halten, aber kaum daß sein Gegner gegen diese Hauptstadt des Landes anrückte, floh er feige von dannen; schon am Tage darauf, am 23. September, rückte Otto in Pavia ein. Auf eine seiner Burgen rettete sich Berengar, um wenigstens seine Person vor dem übermächtigen Feinde zu sichern.

Otto verfolgte den Feind nicht; er blieb in Pavia. Immer zahlreicher versammelten sich um ihn die geistlichen und weltlichen Großen des italischen Reichs. Auch Mailand, die Stadt der vielen Kirchen, unterwarf sich dem Sachsen, und Manasse, dessen Beistand Otto so wichtig gewesen war, erhielt in dem Erzbisthum Mailand den Lohn seiner Dienste. Schon sah sich Otto als Beherrscher des Landes an, nannte sich in seinen Urkunden „König der Langobarden" oder auch „König der Italiener," zählte nach Jahren des neugewonnenen Reichs und ernannte Manasse zu seinem Erzkanzler in diesem Reiche. Keine Wahl, keine Krönung erfolgte; nicht von dem Willen des Adels, auch nicht von einem Erbrecht, das Adelheids Hand ihm übertragen sollte, machte Otto seine Ansprüche auf Italien abhängig; als König der Ostfranken meinte er ein angeborenes Recht auf das italische Reich zu haben, als ein untrennbares Nebenland des ostfränkischen oder deutschen Reichs sah er Italien an.

Ohne Schwerdtstreich war Otto in die Hauptstadt Berengars eingezogen; ohne Blutvergießen hatte er sein Anrecht auf das schöne Königreich im Süden zur Geltung gebracht; aber er stand damit nicht

951. am Ziel seines Strebens. Sich die Eroberung Italiens durch Adelheids Hand zu sichern und sich den Weg nach Rom zu bahnen, das waren die Aufgaben, die er zunächst sich stellte und sofort angriff.

Ehe Otto noch den Boden Italiens betreten hatte, zu derselben Zeit, als Lindolf seinen unglücklichen Zug durch die Lombardei unternahm, war bereits Adelheid auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte; zugleich hatte ihr der Bischof einen sicheren Aufenthalt in seiner Stadt versprochen. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Thurme in das Freie führte; auf diesem
20. Aug Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet. Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit nur die Füße die Königin zu tragen vermochten; beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Mehrere Tage brachten sie in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die wogenden Aehren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen entrann. Endlich gelangten die Flüchtlinge an ein breites Wasser — wahrscheinlich waren es die Kanäle und Sümpfe, welche der vielarmige Mincio bei Mantua bildet — hier ließ der Priester die Frauen zurück und eilte zu Bischof Adelhard, um ihm zu melden, die Königin sei entronnen und warte seines Beistands. Tage und Nächte verlebten die Frauen in der peinlichsten Ungeduld, in steter Furcht und Sorge schwebend, zuletzt auch vom Hunger gepeinigt und auf das Aeußerste erschöpft. Da kam ein Fischer heran auf seinem Nachen, der hatte so eben einen großen Stör in seinem Netze gefangen. Verwundert sieht er die Frauen und fragt, wer sie seien und wie sie in diese Gegend kämen. „Siehst du denn nicht," sagte Adelheid, „daß wir Fremde sind, von aller menschlichen Hülfe „verlossen? Wir leiden Gefahr Hungers zu sterben; gieb uns zu „essen, Mann, und wenn du Nichts hast, so rathe und hilf." Der Fischer fühlte Erbarmen, wie der Herr einst mit den Hungrigen in der Wüste, und sprach: „Siehe, ich habe Nichts, als Wasser und

„einen Fiſch, um euren Hunger zu ſtillen.“ Er führte Feuer mit ſich 951.
nach der Sitte der Fiſcher, und ſchnell lohten helle Flammen auf, an denen der Fiſch zum Mahle bereitet ward. Beim ärmlichen Mahl ſaß bald die Königin, von der Magd und dem Fiſcher bedient. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Prieſter vom Biſchof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheids Schutz eine gewaffnete Schaar, die Königin ſei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen ſie jubelnd, Biſchof Adelhard ſelbſt zog ihr entgegen und führte ſie erſt nach Reggio, dann nach Canoſſa, einer feſten Burg unweit Reggio, die Atto, ein tapferer Vaſall des Biſchofs, zu Lehn hatte. Froh zog Adelheid in dieſe Mauern ein, die einſt ein deutſcher König mit ganz anderen Gefühlen betreten ſollte; jetzt liegen ſie in Schutt und Aſche, ein trauriges Denkmal deutſcher Schmach.

Nach Canoſſa ſandte Otto, ſobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als ſeine Boten ab, die mit reichen Geſchenken um Adelheids Liebe für ihn werben und die junge Königin nach Pavia einladen ſollten. Willig verſprach ſie dem mächtigen Fürſten, der ſie ſo plötzlich aus der Tiefe des Elends zu der glänzendſten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte froh ihm entgegen, ſchon von einer dichten Menge umdrängt, die ſie wieder als Königin begrüßte. Seinen Bruder Heinrich ſandte Otto als Brautführer mit der königlichen Leibwache ihr entgegen; noch ehe ſie den Po überſchritt, empfing ſie Heinrich, der Erſte von Ottos Hauſe, der ihr entgegentrat, der Bote einer großen Zukunft. Nie hat Adelheid dieſe Begegnung Heinrich vergeſſen; vom erſten Augenblick war er der Mann ihres Vertrauens. Dienſtbefliſſen und ergeben erwies ſich Heinrich auf dem weiteren Zuge; dieſer Königin wollte er gefallen, und leicht war es ihm, wenn er wollte, die Herzen der Menſchen ſich zu gewinnen.

Otto wartete zu Pavia der Braut. Als er ſie im Glanze jugendlicher Schönheit erſcheinen ſah, ſchlug ihr beim erſten Blicke ſein Herz entgegen. Nicht die Liebe hatte die erſten Fäden dieſes für die Welt ſo folgenreichen Bundes geſchürzt; Otto freite um Adelheid, die er wohl nie vorher mit Augen geſehen hatte, nicht um einer zärtlichen Neigung zu genügen, ſondern um ihrer und ſeiner Stellung willen, aber die Liebe kettete bald den großen Kriegsfürſten an dieſes reizende Weib mit unauflöslichen Banden. Nicht lange nachher — wahrſcheinlich ſchon im October — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert. Wie es eines mächtigen Königs würdig war, ſtattete Otto ſeine junge Gemahlin aus. Zu dem großen Witthum, was Lothar ihr in Italien hinterlaſſen hatte, fügte

951. er reiche Güter im Elsaß, Franken, Thüringen, Sachsen und Slavonien; Adelheid konnte mit Recht für die reichste Frau der Welt gelten.

Pavia, das einst Adelheids tiefste Erniedrigung gesehen hatte, sah jetzt das neue Glück, das ihr aufging. Die junge Fürstin, der einst die Krone so schmählich entrissen war, trug nun eine zweifache Krone auf ihrem Haupte und schritt höher als je einher an der Seite eines Gemahls, den alle Welt als den ersten Fürsten des Abendlands kannte. Kaum war ein Jahr seit dem Tode ihres ersten Gemahls verflossen; was hatte sie nicht seitdem erlebt? Wunderbare Abenteuer, die ihren Namen durch die weite Welt trugen und zum Gegenstande buntwechselnder Mähren machten! Jahrhunderte lang ist man in Italien nicht müde geworden von dem seltenen Glückswechsel, den die reizende Frau erfuhr, und von dem Kampfe, der um sie entbrannte, zu singen und zu sagen; Adelheid wurde gleichsam die Helena der italienischen Sage. Was wir von ihr berichtet haben, fließt nicht aus jenen täuschenden Sagen, sondern aus den Erzählungen des Abts Odilo von Cluny, des vertrauten Freundes der Königin in ihren letzten Lebensjahren, und aus dem Bericht der Nonne von Gandersheim, die noch bei Adelheids Lebzeiten aufschrieb, was sie von wohlunterrichteten Personen vernommen hatte.

Das Glück hatte Otto bisher auf unglaubliche Weise begünstigt; noch immer traten aufs Neue angesehene Männer zu ihm über, und durch Huld und reiche Gunst suchte er die Großen des neugewonnenen Reichs an sich zu fesseln. Aber endlich erfolgte ein Umschwung der Dinge, wie ihn Nichts bisher hatte erwartet lassen.

Bald nach seinem Einzug in Pavia hatte der König den Erzbischof Friedrich von Mainz, den ersten Kirchenfürsten seines Reichs, und mit ihm den Bischof Hartbert von Chur nach Rom geschickt, um mit dem Papst über die Herstellung des Kaiserthums zu unterhandeln und seine Aufnahme in Rom zu verlangen. So geneigt nun der Papst auch den Wünschen Ottos sein mochte, war er doch zu sehr in der Gewalt Alberichs, als daß er frei seiner Ueberzeugung hätte folgen können. Der unbiegsame Tyrann der ewigen Stadt weigerte sich ebenso entschieden jetzt dem Sachsen die Thore zu öffnen, wie einst dem Burgunder, und mit unerwünschter Antwort kehrten die Gesandten Ottos zurück. Welche Rolle Friedrich in Rom gespielt hat, wissen wir nicht, aber es ist wohl zu glauben, daß den unglücklichen Ausgang der Sache Otto vor Allem ihm zur Last gelegt haben wird; mindestens erwachte die alte Abneigung zwischen dem König und dem angesehen-

ſten Biſchof ſeines Reichs ſofort aufs Neue und drohte ſchon damals 951.
wiederum in offenen Hader auszubrechen.

Wollte Otto jetzt die Abſichten, die ihn über die Alpen geführt hatten, vollſtändig erreichen, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich mit Waffengewalt Roms zu bemeiſtern und die Kaiſerkrone gleichſam zu erobern. Aber ſchon das mußte ihn von ſolchem Unternehmen abhalten, daß Berengar noch nicht in ſeiner Gewalt war; weit mehr aber, daß er zu derſelben Zeit bereits in ſeiner nächſten Nähe wahrnehmen konnte, wie die Gaben des Glücks, die ihm zufielen, nicht überall mit freundlichen Augen angeſehen wurden. Es meinten Manche, das italiſche Königreich ſei ein trauriges Geſchenk, das ſchweres Unheil über das deutſche Reich zu bringen drohe; ſo vor Allem ſelbſt Liudolf, Ottos Sohn und erwählter Nachfolger.

Mit welchem Unmuth hatte es Liudolf nicht ſchon erfüllt, daß er ſeinen erſten Waffenzug ſo ruhmlos hinausgeführt hatte. Sein Oheim Heinrich war es, auf den er zunächſt ſeinen Groll übertrug, und doch ſah er von Tag zu Tag gerade ihn in der Gunſt des Vaters ſteigen. Heinrich führte dem Vater die neue Mutter zu, er gewann ſich ſofort ihr Vertrauen und durch ihre Gunſt einen unberechenbaren Einfluß auf den König ſelbſt, während Liudolf ſelbſt es bald inne wurde, daß keine Mutter mehr für ihn bei dem Vater ſprach. Je mehr er ſelbſt dem Vater ſich entfremdet fühlte, je widerwärtiger erſchien ihm die Ergebenheit und Unterwürfigkeit, die Heinrich gegen Otto jetzt gefliſſentlich an den Tag legte. „Nicht wie ein Bruder trat „er auf, ſondern wie ein Sklave ſuchte er Ottos Befehle zu erfüllen," ſagt Roswitha; ſie will Heinrich freilich damit rühmen, wie anders aber mußte Liudolf Heinrichs Benehmen erſcheinen! Mit welchen Gefühlen mußte der Sohn da der Hochzeit des Vaters beiwohnen, mit welcher Beſorgniß dies junge und ſchöne Weib, in der er nur eine Verbündete Heinrichs ſah, in den Armen des Vaters erblicken! Tauſend ſchlimme Gedanken beſtürmten ſein Herz, es wurde ihm heiß und bang in der Nähe der Stiefmutter und Heinrichs; ohne Wiſſen des Vaters verließ er bald nach der Hochzeit das Hoflager von Pavia und eilte nach Sachſen, ſeinem Heimathslande, zurück. Erzbiſchof Friedrich, der alte Ränkeſchmied, verließ mit ihm Pavia und ging mit ihm nach Sachſen.

Liudolfs Entfernung und ſeine Annäherung an Erzbiſchof Friedrich hatten den König mit Unmuth und großer Beſorgniß erfüllt. Bald kam ſchlimme Kunde. Zu Saalfeld feierten Liudolf und Friedrich vereinigt das Weihnachtsfeſt; hier ſammelte ſich um ſie ein zahl-

951. reicher Anhang. An dieſem Orte traurigen Andenkens, von wo einſt im Jahre 939 Heinrichs Verſchwörung ihren Ausgang genommen hatte, wurden abermals böſe Worte geſprochen, der verhaltene Ingrimm machte ſich Luft, man erhitzte ſich gegenſeitig mit Klagen und Beſchwerden über den Gang der Dinge, man verwünſchte den Zug nach Italien nebſt Ottos neuer Ehe und maß dem Rathe und Ehrgeize Herzog Heinrichs die Schuld an allem Unheil bei. Das Gerücht von dem, was in Saalfeld verhandelt war, durchlief das Reich, und man ſprach bereits von einer Verſchwörung und verbrecheriſchen Plänen gegen die Majeſtät des Königs; die Kunde davon drang alsbald auch über die Alpen, und ſie vor Allem mußte Otto bewegen den Zug nach Rom aufzugeben, den Kampf gegen Berengar abzubrechen und nach Sachſen zu eilen. Er hatte es hinlänglich erfahren, wie leicht ſich aus geringfügigen Urſachen unter dieſem trotzigen und unfügſamen Geſchlecht ein innerer Krieg von unermeßlichen Folgen entzündete, um nicht darauf bedacht zu ſein, jeden Verſuch zu neuer Auflehnung durch ſein perſönliches Auftreten ſchon im Keime zu erſticken; er hatte überdies alle Urſache dem alten Erzbiſchof nicht zu trauen und war des leicht erregbaren Gemüths ſeines Sohns nicht ſicher.

952. Otto hatte das Weihnachtsfeſt zu Pavia gefeiert, hier verweilte er noch im Anfange des Februars; dann ließ er zur Vertheidigung der Stadt mit ausreichenden Streitkräften ſeinen Schwiegerſohn, Herzog Konrad, zurück und trat ſelbſt den Rückweg an. Am 26. Febr. befand ſich Otto mit Adelheid zu Como, am 1. März zu Zürich. Dann ging die Reiſe den Rhein hinab durch den Elſaß; zur Oſterzeit war der König bereits zu Pöhlde am Harz, unweit Lauterberg, dem Wittwenſitz ſeiner geliebten Mutter, wo ſie mit ihrer nimmer raſtenden Sorge für kirchliche Stiftungen eben damals ein Mönchskloſter angelegt hatte. Von Pöhlde führte der König ſeine Gemahlin nach Magdeburg, wo Editha ruhte und wo er am Liebſten verweilte. Froh war Sachſen den König wiederzuſehen, freudig begrüßte man die neue Königin; wie die Sonne die Nebel zertheilt, ſo verſcheuchte die perſönliche Erſcheinung des hohen Paars alle die böſen Befürchtungen, die ſich an ihre Ehe geknüpft hatten; die Gegenwart des Vaters ſchien ſelbſt Liudolfs Unmuth mehr zu beſchwichtigen.

Kaum aber hatte Otto die Lombardei verlaſſen, ſo erhob ſich Berengar wieder. Nicht alle geiſtlichen und weltlichen Großen hatten ihn ſchon verlaſſen; wir wiſſen, daß der gelehrte Biſchof Atto von Vercelli ſich bemühte, ſelbſt die ſeiner Amtsbrüder, die ſchon zu Otto übergegangen waren, wieder von ihm zu entfernen; auch waren manche

Städte und Burgen, vorzüglich jenſeits des Po, noch immer in Be- 952.
rengars und Adelberts Händen. War Herzog Konrads Lage nun wirklich ſo gefährlich, daß er einen Kampf vermeiden mußte, oder war dieſer Krieg auch ihm ſchon zuwider, der Niemand anders, als Heinrich, Vortheile verſprach; gewiß iſt, er ließ ſich ſofort ohne Ottos Wiſſen mit Berengar in Verhandlungen ein, in denen er dieſem ſein Reich verbürgte, wofern er ſich freiwillig nach Sachſen zu begeben und Otto zu unterwerfen bereit zeige. Berengar legte ſofort die Waffen nieder und machte ſich mit Konrad nach Sachſen auf den Weg; ſie folgten Otto und Adelheid faſt auf den Ferſen.

Als Berengar ſich Magdeburg näherte, kam ihm ſchon weit vor der Stadt ein ſtaatlicher Zug von Herzögen, Grafen und Hofbeamten entgegen; mit königlichen Ehren wurde er empfangen, aber nicht in der Hofburg, ſondern in einer Herberge mußte er Wohnung nehmen, und drei Tage lang wartete er alsdann vergebens darauf, bei Otto Zutritt zu erhalten. Otto, der ſchon den königlichen Titel von Italien angenommen hatte; Heinrich, der eine Erweiterung ſeines Herzogthums beanſpruchte; Adelheid, ſo viel und ſo bitter gekränkt: ſie Alle waren Berengar abgeneigt und misbilligten Konrads Verfahren. Konrad, gereizt durch die ungebührliche Behandlung ſeines Schützlings, empört über die Beanſtandung der von ihm gegebenen Verſprechungen, hielt heftigen und zornmüthigen Sinns, wie er war, kaum noch ſeinen Ingrimm gegen den König, Adelheid und beſonders gegen Herzog Heinrich zurück; er und Liudolf begegneten ſich in ihrem Unmuth, und ſelbſt mit Erzbiſchof Friedrich, der bis dahin ſein Feind geweſen war, ſöhnte ſich Konrad jetzt aus. Berengars Sache ſpaltete das Haus des Königs, entzweite die erſten Fürſten des Reichs. Konrad und Liudolf ſah man Heinrich gefliſſentlich aus dem Wege gehen; Heinrich, wenn er ja mit Liudolf zuſammentraf, ſcheute ſich nicht mit höhniſchen Worten den reizbaren Jüngling zu kränken. Otto mußte um jeden Preis einen offenen Bruch für ſein Haus und ſein Reich zu vermeiden ſuchen; er ließ deshalb endlich Berengar vor und nahm ihn, als er ſich unterwarf, zu Gnaden an. Aber, was Berengar erwartet hatte, die volle und ganze Rückgabe ſeines Reichs, erhielt er mit Nichten; kaum erlangte er es, daß er frei nach Italien zurückkehren konnte. Nur vorläufige Beſtimmungen wurden über Berengar in Magdeburg getroffen; die endliche Erledigung der Sache aber auf einen Reichstag verſchoben, der im Sommer zu Augsburg gehalten werden ſollte; da wurde Berengar befohlen mit Adelbert und den Großen ſeines Reichs vor Otto zu erſchei-

952. nen. Was geschah, war ohne Frage darauf berechnet, Konrad zu versöhnen, aber dennoch machte sich der Einfluß Heinrichs deutlich genug darin geltend; daß man Berengar nicht frei und vollständig gewährte, was er forderte und auf Konrads Wort fordern konnte, legte dieser mit Recht Heinrich zur Last und hörte nicht auf ihm zu grollen.

Im Anfang August wurde der Reichstag zu Augsburg gehalten. Mit dem Reichstage war eine große Synode verbunden, zu der 4 Erzbischöfe und 21 Bischöfe aus Deutschland und Italien erschienen und wo für die kirchlichen Ordnungen beider Reiche nicht unwichtige Bestimmungen getroffen wurden. Die Acten über diese Beschlüsse vom 7. August sind erhalten und zeigen uns den König in seiner ganzen Macht der Geistlichkeit gegenüber. Auf seinen Befehl beriethen die Bischöfe; als ihre Berathungen beendigt waren, luden sie ihn ein in ihre Mitte zu treten; Otto erschien, nahm den Vortrag des Erzbischofs Friedrich über die Berathungen entgegen, verhieß denselben seine Unterstützung, und erst, als die Beschlüsse so von ihm genehmigt waren, wurden sie niedergeschrieben und erhielten gültige Kraft. Bei weitem wichtiger noch, als die Verhandlungen der Synode, waren unfraglich die des Reichstags, über die wir aber leider keine Aufzeichnungen besitzen. Aber so viel wissen wir, daß hier in Gegenwart der meisten Großen des deutschen und italischen Reichs die Sache Berengars ihre schließliche Erledigung fand.

Das italische Königreich wurde an Berengar und Adelbert zurückgegeben, aber Beide mußten feierlich in die Hände Ottos den Lehnseid leisten, der sie dann mit einem goldenen Scepter belehnte. Verwundert sahen es die Gesandten des griechischen Kaisers, die zu Augsburg erschienen waren, daß Berengar aus einem freien Fürsten ein Lehnsmann des deutschen Königs wurde. Höchst wahrscheinlich wurde damals der König Italiens auch zu einem Tribut, wie ihn andere vom Reiche abhängige Fürsten zahlten, verpflichtet; denn es ist gewiß, daß das italische Königreich später dem deutschen Könige einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund Goldes zahlte, dessen Ursprung kaum anders, als in den damaligen Verhältnissen Berengars, gesucht werden kann. Nicht ohne bedeutende Einbuße erhielt überdies Berengar sein Königreich zurück. Das alte Herzogthum von Friaul, das schon in die Markgrafschaften von Istrien, Aquileja, Verona und Trient zerfallen war, wurde von Italien losgerissen, dem deutschen Reiche vereinigt und diese Länder zunächst dem Baiernherzoge Heinrich untergeben.

Durch die Augsburger Beschlüsse gewann Niemand, als Heinrich, 952.
der nicht nur in dem bereits gewonnenen Besitz gesichert wurde, sondern auch sehr erhebliche neue Erwerbungen machte. Unermeßlich war sein Vortheil, da jetzt nicht nur seine weite Herrschaft überall gegen die Ungern geschützt schien, sondern ihm auch die Thore nach dem Süden zu jeder Zeit erschlossen blieben. Er allein konnte den Ausgang des italischen Kriegs mit Jubel begrüßen; seine dem Ehrgeize so offene Seele hatte in demselben ihre volle Genüge gefunden. Weiter als jemals erstreckte sich jetzt das Amtsgebiet des baierschen Herzogs, und mehr noch, als an Land, hatte er an Einfluß auf die Geschicke des Reichs gewonnen.

Aber Ottos Hoffnungen, mit denen er den Zug unternommen hatte und die im Anfange der Erfüllung so nahe schienen, waren nicht in gleicher Weise erreicht. Zwar standen die Pässe nach Italien auch ferner ihm offen und Berengar hatte seine Oberhoheit anerkannt; aber er hatte doch das Regiment des langobardischen Reichs, das er bereits angetreten hatte, wieder aufgeben und den Titel eines Königs der Langobarden wieder ablegen müssen, seine Absichten auf Rom waren gescheitert, und es war fraglich, ob er sie jemals wieder würde verfolgen können. Und so wenig die Erfolge seinen Wünschen genügten, hatten sie doch die, welche seinem Herzen am Nächsten standen und auf deren Mitwirkung bis dahin seine Regierung hauptsächlich sich stützte, mit Unmuth erfüllt und seinem Herzen entfremdet. So mächtig das Königthum sich auch erhoben hatte, so beruhte seine Macht doch damals wesentlich auf der Eintracht des königlichen Hauses, und jeder Zwiespalt in demselben mußte sich bald durch das ganze Reich fühlbar machen.

Wenn Berengar seine Herrschaft zurückerhalten hatte, so hatte er es zumeist der Rücksicht zu danken, die Otto auf Konrad nahm, den Mann, der so lange im Frieden und im Kriege Alles bei ihm gegolten hatte. Konrad mochte, da er sein Versprechen mindestens halb erfüllt sah, nun für den Augenblick schweigen; aber versöhnt war er nicht. Noch weniger hatte Liudolf Ruhe gefunden, der selbst in allen Hoffnungen, mit denen er Italiens Boden betreten hatte, bitter getäuscht, jetzt seinen Widersacher frohlocken hörte. Und wenn noch andere, größere Hoffnungen sich ihm nicht erfüllen sollten! Bald gebar Adelheid einen Sohn, und schon der Name Heinrich, den er in der Taufe erhielt, mußte Liudolfs Gemüth verwunden; wie aber, wenn es wahr werden sollte, was man sich schon erzählte, daß diesem Kinde Otto die Krone zuwenden wolle, die bereits Liudolf zugesagt war? Alles besorgten

952. Konrad und Liudolf, als sie, die Ersten einst an dem Herzen des Königs und in seinem Reiche, sich überall zurückgedrängt sahen, und nicht fehlte es in dem unruhigen Geschlecht jener Zeiten an Männern, die ihren Unmuth geflissentlich nährten. Mit Widerwillen ertrugen Viele schon längst die von Tag zu Tag wachsende Macht dieses Königs und sein ehernes Scepter; vornehmlich regte sich der Uebermuth in den Jüngeren, denen die alte ungebundene Freiheit der Vorderen als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte und die noch nicht jene Leiden der inneren Kriege kennen gelernt hatten, welche die alten und erfahrenen Männer bedachten. Kaum schien jenem jungen Volk tadelnswerth und unbedacht ein Unternehmen sein zu können, das selbst der alte Erzbischof Friedrich mit seinem Segen begleitete; sein geheiligtes Ansehen konnte in den Augen der Masse ihr Beginnen sogar als ein löbliches darstellen. So spannen sich nach und nach die Fäden einer neuen Verschwörung an, die wie die Theilnehmer auch sich selbst und Andere mit Beschönigungen täuschen mochten, doch gegen die Person und die Macht des Königs gerichtet war. Die Söhne des Königs wußten nicht nur um das frevelhafte Beginnen, sie standen vielmehr an der Spitze desselben, und alle die angesponnenen Fäden liefen in ihren Händen zusammen.

Traurige Saaten fürwahr waren aus dem Samen aufgegangen, den Otto jenseits der Alpen ausgestreut hatte, aber wer läßt ein weites Ackerfeld brach liegen, ob sich auch übel die erste Erndte lohnt!

3.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Als der verständige Brun wenige Jahre zuvor sich einst über die Vertraulichkeit Herzog Heinrichs und Herzog Konrads schwer kränkte, die ihr geheimes Flüstern selbst bis in die Messe fortsetzten, brach er in die Worte aus: „Diese traurige Busenfreundschaft wird „einst noch in die bitterste Feindschaft enden.“ Es war ein prophetisches Wort gewesen, das nur zu bald sich in der traurigsten Weise erfüllte. Denn nicht allein, daß zwei so ausgezeichnete Männer, die vereint dem Reiche die größten Dienste geleistet hatten, zum Nach-

theil deſſelben ſich jetzt überall in den Weg traten, ihre Feindſchaft trennte 952.
zugleich das königliche Haus in zwei feindliche Lager, und wie die Geſchichte dieſes Hauſes damals die Geſchichte des Reichs ſelbſt war, drohte der Zwiſt dieſer Männer auch die ſchon feſter begründete Einheit des deutſchen Reichs und Volks wieder gänzlich zu löſen. Einer der gefahrvollſten inneren Kriege brach noch einmal im Reiche aus, der es klar an den Tag legte, daß die Einheit Deutſchlands noch anderer Bande bedürfe, als ſie Verwandtſchaft der Fürſten ſchlingt!

Im Stillen waren im Winter des Jahrs 952 die Fäden der Verſchwörung enger und enger geſchürzt worden, ohne daß der König, wie es ſcheint, von den Dingen, die vorgingen, nähere Kunde erhielt. Ruhig ging das Jahr zu Ende, und ſchon mochte Otto hoffen, das drohende Unwetter werde nicht mehr zum Ausbruche kommen. Er hatte mit Adelheid das Weihnachtsfeſt zu Frankfurt gefeiert und zog dann im Anfange des neuen Jahrs nach dem Elſaß, wo Adelheid 953.
ihre Mutter wiederſah. Auf dem Rückwege verweilten ſie länger auf den fränkiſchen Pfalzen und gingen endlich nach Ingelheim, wo ſie das heilige Oſterfeſt mit Herzog Heinrich zu verleben gedachten. Da aber kamen die erſten Vorboten, daß der Sturm losbreche; was lange im Finſtern vorbereitet war, trat an den Tag. Otto vernahm, die Burgen Konrads und Liudolfs würden zum Kampfe gerüſtet und ſeine Söhne hätten eine Schaar verwegener Jünglinge aus Franken, Sachſen und Baiern um ſich geſammelt. Schon bemerkte Otto um ſich trotzige Mienen und ſah, daß man ihm die ſchuldige Ehrerbietung verweigerte; er befürchtete, er könnte, da er nur von einem geringen Gefolge begleitet war, in Ingelheim in die Hände der Empörer fallen, verließ die Burg und zog gegen Mainz. Aber wie mußte er ſtaunen, als man ihn ungebührlich lange vor den Thoren der Stadt warten ließ, aus denen ihm die Bürger ſonſt jubelnd entgegengezogen waren. Endlich öffneten ſich ihm die Thore, der König zog ein und gab ſich damit, ohne es zu ahnen, in die Hand ſeiner Feinde. Denn mit Unrecht baute er auf die Treue des Erzbiſchofs.

Erzbiſchof Friedrich, der nach ſeiner Sitte die Faſtenzeit in den Klausnerhütten, die um die Stadt lagen, zubrachte und der ſich ſtellte, als ob er, von allen weltlichen Dingen abgewendet, nur in religiöſen Werken und Betrachtungen lebte, war bei der Nachricht, daß Otto nach Mainz ſich begebe, dorthin zurückgekehrt und nahm mit erheuchelter Unterwürfigkeit den König und ſeine Gemahlin auf. Auf ſeine Veranſtaltung kamen aber ſofort auch Liudolf und Konrad nach Mainz; unter dem Vorwande ſich wegen der gegen ſie erhobenen An-

953. schuldigungen zu rechtfertigen und ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, wagten sie es vor ihren König und Vater hinzutreten und offen zu bekennen, was sie im Schilde führten. Nichts, betheuerten sie, hätten sie gegen ihn unternommen, aber Herzog Heinrich Feindschaft und Fehde geschworen; käme ihr Oheim nach Ingelheim, so würden sie sich seiner Person bemächtigen. Und Erzbischof Friedrich, scheinbar die Rolle des Vermittlers kraft seines heiligen Amtes spielend, sprach für die aufrührerischen Söhne und suchte das Gemüth des Königs wankend zu machen.

Wohl nie hat Otto einen so bitteren Schmerz empfunden, als damals. Er sah sich verrathen von denen, die ihm am Nächsten gestanden hatten, von seinen eigenen Söhnen; schutzlos befand er sich in der Macht der Verschworenen. Wie zornig auch sein Gemüth aufwallen mochte, er sah sich gezwungen gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Empörern alle ihre Forderungen zu bewilligen. Durch einen förmlichen Vertrag, dessen Inhalt wir nicht kennen, band er sich gegen sie die Hände und gab sich in ihre Gewalt. Otto vergaß hier seines königlichen Namens; niemals hatte man das vordem von ihm sagen können.

Die Verschworenen glaubten ihren Zweck erreicht zu haben und ließen den König ziehen. Er aber fuhr zu Schiff den Rhein hinab bis Köln, dann eilte er nach Sachsen, wo er zu Dortmund bei
3. April. seiner Mutter das Osterfest feierte. Nichts stärkte und erfrischte ihn mehr nach diesen bitteren Erfahrungen, als die Freude, mit der sie ihn empfing, als die Liebe und Zärtlichkeit, die sie ihm in diesen Tagen des Unglücks bewies. Auch die Anhänglichkeit der Sachsen richtete ihn auf, und hier, von einem treuen Volke umgeben, erhob er sich wieder zu dem Vollgefühl seiner Majestät. „Er fand den König „in Sachsen wieder," sagt der ehrliche Widukind, „den er in Fran„ken beinahe verloren hatte."

Unter seinem Sachsenvolk und seinen Freunden fühlte Otto sich wieder frei und erklärte sofort jenen Vertrag, den er in Mainz geschlossen hatte, für null und nichtig, alle seine Versprechungen für erzwungen; er verlangte, Konrad und Liudolf sollten die Urheber der ruchlosen Verschwörung ihm ausliefern; wo nicht, werde des Reiches Acht sie treffen. Noch einmal wollte Erzbischof Friedrich betrüglicher Weise die Rolle des Vermittlers spielen, er sprach für Friede und Eintracht und forderte den König auf, den Vertrag und sein Wort zu halten. Aber er erlangte nicht mehr, als daß der König ihn mehr und mehr durchschaute und Alle am Hofe ihm ihre Verachtung be-

zeigten. Otto blieb fest und berief sofort einen allgemeinen Reichs- 953.
tag nach Fritzlar; dort sollte über die Verräther Gericht gehalten werden.

Der König selbst eilte gleich nach dem Fest abermals nach Köln. Hier gewann er den Bischof Adalbero von Metz, auf den Konrad hauptsächlich gezählt hatte und der durch seine Stellung und sein Geschlecht viel in dem Lande vermochte, für sich; überdies knüpfte er neue Verbindungen mit dem Hause Herzog Giselberts an, dessen Bruder Reginar, Graf im Hennegau, und dessen Vettern, Erzbischof Rodbert von Trier und Bischof Balderich von Utrecht, sich insgesammt gegen Konrad erklärten; fast ganz Lothringen trat auf des Königs Seite und ergriff die Waffen gegen Konrad, der wie ein Zwingherr in das Land gekommen war und mit Eifer und Strenge in demselben geherrscht hatte. Jetzt war die Stunde den lange verhaltenen Grimm gegen ihn auszulassen gekommen, und die persönliche Rache konnte selbst als Verdienst in den Augen des Königs erscheinen und ihres Lohnes gewiß sein.

Als sich der König Lothringens versichert hatte, kehrte er über den Rhein zurück. Der Tag zu Fritzlar nahte, und allgemein war man voll banger Sorge, was Liudolf und Konrad beginnen würden. Die Urheber der Verschwörung konnten sie nicht ausliefern, waren sie es doch selbst, und gefährlich war es dem Zorne des auf das Aeußerste gereizten Vaters sich anzuvertrauen. Sie beschlossen daher nicht in Fritzlar zu erscheinen, sondern ihre Sache in offener Fehde auszufechten, zu der sie jetzt um so mehr ein gutes Recht zu haben meinten, als der geschlossene Vertrag ihnen nicht gehalten war. Noch einmal versuchte der arglistige Erzbischof von Mainz die Rolle des Friedensstifters zu spielen. Er erschien auf dem Reichstage zu Fritzlar. Aber so viele und so schwere Beschuldigungen erhob hier Herzog Heinrich gegen ihn, daß er sich nicht mehr zu rechtfertigen vermochte. Allgemein beschuldigte man ihn des Verraths; es traf ihn der Unwille des ganzen versammelten Volks. Eiligst verließ er den Reichstag und begab sich nach Mainz; auch hier hielt er sich bald nicht mehr für sicher, übergab die Stadt den Feinden des Königs und flüchtete sich nach Breisach, jener alten Rheinfeste, die der Schlupfwinkel der Hochverräther zu allen Zeiten war und von Herzog Eberhards Empörung her noch in traurigem Andenken stand.

Schon auf dem Reichstage zu Fritzlar scheint über Konrad und Liudolf die Acht des Reichs ausgesprochen und sie ihrer Herzogthümer entsetzt zu sein. Von Konrad wissen wir bestimmt, daß ihm sein Amt

953. bald nach dem Ausbruch der Verschwörung entzogen wurde, von Liudolf läßt sich dasselbe vermuthen. Außerdem wurde auf dem Reichstage Gericht über Alle gehalten, die des Verraths verdächtig und in des Königs Händen waren; so über zwei vornehme Thüringer, die Grafen Wilhelm und Dadi, die sonst bei Otto in hohen Ehren gestanden und ihm in dem Kriege des Jahres 939 große Dienste geleistet hatten. Dadi war es gewesen, der durch seine Klugheit nach dem Tage von Birthen dem Könige Thüringen und das östliche Sachsen unterworfen hatte. Sie, alte Waffenbrüder Herzog Konrads, waren angeschuldigt, es mit ihm gehalten zu haben, und da sie sich nicht zu rechtfertigen wußten, wurden sie nach Baiern verbannt und der Obhut Herzog Heinrichs übergeben. Diese Strafe verbreitete großen Schrecken unter Allen, die Konrads und Liudolfs Sache geneigt waren, denn Herzog Heinrich ging eben nicht glimpflich mit seinen Feinden um.

Als der Reichstag sich getrennt hatte, rüstete Alles zum Kampf. Ganz Schwaben war in den Händen Liudolfs, und er schon konnte daran denken sich auch über Franken auszubreiten; er warf sich nach Mainz, damals eine volkreiche und stark befestigte Stadt. Konrad hatte sich nach Lothringen, in sein Herzogthum, begeben und mochte glauben, mit Leichtigkeit würde er das unruhige und streitsüchtige Volk gegen das Königthum in die Waffen bringen. Aber er hatte sich diesmal verrechnet; die Lothringer ergriffen vielmehr in der Mehrzahl gegen ihn die Waffen und rückten unter der Anführung des Grafen Reginar in das Feld. An der Maas stellten sie sich Konrad zum Kampfe, und trotz ihrer überlegenen Zahl griff er unerschrocken sie an. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht. Mit Löwenmuth kämpfte Konrad, eine unglaubliche Menge der Lothringer erlag seinem Schwerdte. An seiner Seite fiel sein Freund Konrad, Eberhards Sohn; immer höher steigerte sich seine Wuth; er raſete gegen die ihn umdrängenden Feinde, wie ein edles Wild, das sich von seinen Verfolgern umringt sieht. Tapfer standen ihm seine Ritter zur Seite, aber immer neue Schaaren führten die Lothringer vor. So wurde vom Mittag bis zum Abend gekämpft, erst die Nacht trennte die feindlichen Schaaren. Konrad mochte sich so gut wie Reginar des Siegs rühmen, aber seine Absichten in Lothringen waren vereitelt; er mußte das Land räumen, und wenn auch später noch einzelne Bewegungen dort zu seinem Gunsten entstanden, niemals hat er sich wieder ganz festsetzen können.

Konrad begab sich nach Mainz und vereinigte sich hier mit Liu-

dolf. Aber schon rückte auch Otto, der in Sachsen ein Heer gesammelt hatte, gegen die Stadt an. Schnell ergaben sich ihm alle Burgen der Empörer, die er auf seinem Wege fand; ohne erheblichen Widerstand zu finden, kam er in der Mitte des Juli mit dem sächsischen Heere vor Mainz an; Franken und Lothringer stießen hier zu ihm, auch führte Herzog Heinrich ein baiersches Heer ihm zu. 953. Juli.

Ein fürchterlicher, unnatürlicher Krieg entspann sich jetzt, und Jedem bangte vor dem Ausgang desselben. Vor der Stadt lag der König; in derselben der erwählte Erbe der Krone, ein Jüngling, der von jeher große Liebe unter dem Volke besessen hatte, wie auch des Königs Schwiegersohn. Was stand zu erwarten von diesem Kriege zwischen dem Vater und seinen Söhnen, von diesem schrecklichsten aller Bürgerkriege!

Mainz wurde wiederholentlich mit Mauerbrechern berannt, aber ohne Erfolg; man überfiel die Wachen, man kämpfte oftmals vor den Thoren, viel Blut wurde vergossen: aber Nichts gab dem Kriege einen entscheidenden Ausschlag. Zwei Monate dauerte so die Belagerung, ohne die Kräfte der Belagerten zu erschöpfen. Und schon wurden Viele im Heere des Königs unzufrieden, priesen die Tapferkeit der Empörer und wollten sie rechtfertigen; fast allgemein wurde der Haß gegen Herzog Heinrich, den man als die alleinige Ursache alles dieses Jammers ansah. Namentlich zeigten die Baiern im Heere sich schwieriger und schwieriger gegen ihren Herzog. Ihre lange daniedergehaltene Empfindlichkeit gegen den Sachsen regte sich jetzt; sie hatten Heinrich so wenig gern gesehen, wie die Lothringer Konrad; auch er war ihnen ohne ihren Willen zum Herrn gesetzt und war ein strenger Gebieter. Noch aber lebten mehrere Söhne Herzog Arnulfs und sahen, obwohl Heinrichs Schwäger, doch in ihm den Räuber ihrer Würde und Ehre. Um Pfalzgraf Arnulf, den Aeltesten von ihnen, dem Heinrich in seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes und die Vertheidigung Regensburgs, der Hauptfeste Baierns, übertragen hatte, sammelten sich die Unzufriedenen im Lande, mit ihm standen die Schwierigen in Heinrichs Heer in Verbindung, mit ihm unterhandelte schon heimlich Liudolf selbst und hatte ihn in die Verschwörung gezogen.

So ungünstig wurde die Stimmung in Ottos Lager, daß er es für gerathen hielt an den Frieden zu denken. Er ließ seine Söhne einladen, in sein Lager zu kommen, sie möchten sich vor ihm rechtfertigen, dann wolle er gütlich mit ihnen die Sache austragen. Als Geißel für ihre Sicherheit schickte er den sächsischen Grafen Ekbert, den Neffen Hermann Billings und seinen eigenen Vetter, in die Stadt.

953. Liudolf und Konrad, rings eingeſchloſſen und abgeſchnitten von jeder Verbindung, ohne die Möglichkeit, ſo dauernden Widerſtand zu leiſten, entſchloſſen ſich endlich in das Lager des Vaters zu gehen.

Als die Söhne vor dem Vater erſchienen, warfen ſie ſich zu ſeinen Füßen nieder und betheuerten, ſie ſeien bereit jegliche Strafe für ihr Vergehen zu leiden, nur möchte ihren Freunden, die in dem gefährlichen Beginnen ihnen Hülfe geleiſtet, nichts Uebles widerfahren. Doch der Verrath konnte nicht ungeſtraft bleiben, und Otto, der nicht wußte, wie er die Söhne ſtrafen ſollte, verlangte deshalb um ſo dringender die Auslieferung ihrer Genoſſen. Aber ſtandhaft verweigerten ſie dieſelbe, denn ſie hatten ſich durch einen Eid ihren Freunden verpflichtet, ſie niemals dem Zorne des Königs preiszugeben.

Groß war die Freude im Lager geweſen, als Konrad und Liudolf dort erſchienen, ſchon meinten Alle, nun habe der Krieg ein Ende, denn, wenn die Söhne ſich nicht unterwerfen wollten, würden ſie nimmer ſich aus der Stadt gewagt haben. Doch es ſchwieg der Jubel, als man ſah, wie hartnäckig ſie ſich weigerten, dem Gebote des Königs Folge zu leiſten. Niemand aber gerieth darüber mehr in Zorn, als Herzog Heinrich, zumal jene abermals feierlich verſichert hatten, ſie ſtritten nicht gegen ihren König und Vater, ſondern nur gegen ihren Oheim Heinrich, gegen den ſie gerechte Urſache hätten.

Da wandte ſich Heinrich, wie Widukind erzählt, gegen Liudolf und fuhr ihn heftig an. „Du brüſteſt dich," ſagte er, „Nichts gegen „meinen König und Herrn unternommen zu haben, und ſiehe, Alle „hier wiſſen, daß du ein Thronräuber biſt und ſein Reich mit Waf„fengewalt überfallen haſt. Wenn du mich anklagſt und beſchuldigſt, „warum führſt du nicht deine Schaaren gegen mich? Greife mich „nur an! Nicht ſo viel," er nahm dabei einen Halm von der Erde auf, „ſollſt du mir von meiner Macht entziehen. Aber was erhebſt „du dich gegen deinen Vater und bekümmerſt ihn alſo? Du verſün„digſt dich gegen Gott, da du dich deinem Herrn und Vater wider„ſetzeſt. Haſt du Kopf und Herz auf der rechten Stelle, ſo laß dei„nen Zorn an mir aus. Ich wahrlich fürchte mich vor dir nicht!" Auf ſolche Reden antwortete der Jüngling Nichts, ſondern wandte den Rücken, und Konrad folgte ihm.

Aber ehe Liudolf das Lager verließ, nahm ihn ſein Oheim Brun noch einmal bei Seite, der vor Kurzem den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln beſtiegen hatte. Mit Recht hielt er es für ſeinen Beruf, Liudolf auf ſeine Kindespflichten aufmerkſam zu machen, und ſprach, wie ſein Biograph Ruotger berichtet, ſo zu dem zornigen

Jüngling: „Ach, du weißt nicht, wie sehr du dir und uns Allen nützest, 953.
„wenn du nachgiebst und meinen Worten folgst. Du bist deines Vaters
„Sorge und unser Aller Freude, was haben wir zu hoffen und zu
„erwarten, wenn du dich von uns wendest? Siehst du nicht, wie
„das ehrfurchtgebietende Haupt deines Vaters um deinetwillen er-
„graut? Ihm solches Leid zu bereiten, frommt dir wahrlich nicht.
„Du weißt es ja selbst, wie viele Liebe er dir von deiner Kindheit an
„bewiesen hat. Du versündigst dich gegen Gott, wenn du den Vater
„nicht ehrst. Nein, entschuldige dich nicht, Sünde ist es, was du
„gegen deinen Vater und sein Reich unternimmst. Nicht auf deine
„Freunde, sondern auf deine Feinde nur hörst du und gehst nur
„mit ihnen zu Rathe, aber sie suchen nur das Ihre und den-
„ken nicht an das, was dir frommt; statt dich zu leiten, verleiten
„sie dich. Einst warst du die Freude und der Stolz deines Vaters,
„die Hoffnung und die Lust dieses ganzen Landes, jetzt bist du der
„Kummer Aller. Bedenke, wer dich so hoch gestellt, wer dir die
„Nachfolge in diesem Reiche gegeben hat! That er dies, um solchen
„Undank von dir zu erndten? Fürchte seine Seufzer, die täglich um
„deinetwillen zum Himmel aufsteigen, und schaue auf seine Thränen.
„Noch ist sein Herz dir offen, er klagt über den verlornen Sohn, und
„Freude wird sein, wenn er zurückkehrt. Er wird dir verzeihen;
„wenn er dich wieder an sein Herz drückt, wird er bald auch deinen
„Genossen vergeben, wie heftig er auch jetzt noch ihnen zürnt. Irr-
„thum und nicht Verbrechen wird er ihr Vergehen nennen, wenn er
„dich nur wieder sein nennt, den er mehr liebt, als sich selbst." So
sprach Brun, aber kaum mit dem äußeren Ohr lieh der Jüng-
ling den Worten Gehör, in seinem Herzen tobte Wuth und Verzwei-
flung. Er kehrte mit Konrad nach Mainz zurück. Der Kampf be-
gann aufs Neue und blutiger, als zuvor, um sich bald weiter und
weiter über das Reich zu verbreiten.

Zunächst ergriff die Empörung Baiern. Gleich nach der Unter-
redung mit Liudolf verließen die baierschen Grafen im Lager vor
Mainz ihren Herzog und ihren König und gingen zum Feinde über.
Zugleich steckte Pfalzgraf Arnulf in Regensburg offen die Fahne des
Aufstands auf. Ganz Baiern war Heinrich und dem Könige ver-
loren. Die Empörung mußte schon am Rhein und an der Donau
zugleich bekämpft werden.

Auch in Sachsen fingen die Sachen an eine bedrohliche Wen-
dung zu nehmen. Hier übte in Abwesenheit des Königs der Mark-
herzog Hermann Billing die herzoglichen Rechte, ein tapferer und

953. verständiger Kriegsmann, dessen schon vielfach gedacht ist. Er hatte, als die Belagerung von Mainz sich hinzog, dem Könige neue Truppen gesandt unter der Anführung seines Neffen Wichmann und des Grafen Dietrich. Als nun dies Heer gegen Mainz kam, zogen Liudolf und Konrad ihm heimlich entgegen, überfielen an der fränkischen Grenze unvermuthet die Sachsen, drängten sie in eine verfallene Burg und belagerten sie hier. Wichmann und Dietrich sahen, daß eine Vertheidigung unmöglich war, und schlossen endlich einen Waffenstillstand auf drei Tage, während dessen es ihnen freistehen sollte, nach Sachsen umzukehren. Während der Verhandlungen hatte Liudolf nicht ohne Erfolg sich bemüht, seine sächsischen Landsleute für sich zu gewinnen. Dietrichs Treue war zwar selbst durch große Versprechungen nicht zu erschüttern; um so leichter aber gelang es Liudolf den jungen Wichmann auf seine Seite zu ziehen. Er war aus dem Geschlecht der Billinger, dem königlichen Hause verwandt, der Sohn jenes Wichmann, der einst die Erhebung seines Bruders Hermann mit so vielem Neide gesehen und deshalb König Otto bitter gegrollt hatte. Der Vater war todt, und seine beiden Söhne, Wichmann und jener Ekbert, den Otto nach Mainz als Geißel geschickt hatte, waren erzürnt auf ihren Oheim, der, wie sie meinten, sie um Ehre, Geld und Gut gebracht hatte. Auch waren sie dem Könige nicht hold, der sie nach ihrer Ueberzeugung zurücksetzte. Namentlich hatte es ihm Ekbert nicht vergessen, daß er einst von ihm streng gescholten war, weil er sich unbesonnener Weise in einen Kampf eingelassen habe, während er vielmehr Lob zu verdienen gemeint hatte, denn er hatte sich tapfer geschlagen und selbst ein Auge im Kampfe eingebüßt; weshalb er auch Ekbert „der Einäugige" aller Orten genannt wurde. Schon in Mainz hatte Liudolf diesen Ekbert für sich gewonnen, gleich ihm trat nun auch Wichmann auf die Seite der Empörer. Die Brüder gingen zusammen nach Sachsen und bereiteten hier einen schweren Stand ihrem Oheim. Unsäglich ist es, mit welcher Wachsamkeit er stets ihrer Fährte folgte, wie er durch Umsicht und Sorgfalt alle ihre verbrecherischen Pläne vereitelte. Nur ihm dankte es Otto, wenn es in Sachsen nicht zu einem gefährlichen Aufstande kam. Als dann später Wichmann und Ekbert sich ergeben mußten und über sie als Verräther das Urtheil gesprochen werden sollte, da meinte Herzog Hermann, sie seien unbesonnene Knaben und mit Ruthen müßte man sie züchtigen. Otto aber schonte ihrer, doch ließ er Wichmann unter strenger Bewachung in seiner Umgebung halten.

Indessen dauerte die Belagerung von Mainz fort, nur daß Liu-

dolf und Konrad die Stadt verließen, um dem Aufstande in den an- 953.
dren Ländern des Reichs neue Nahrung zu geben. Liudolf begab sich
nach Baiern, Konrad noch einmal nach Lothringen, wo er jetzt bessere
Erfolge erwartete. Otto sah sich endlich gezwungen, die Bela- Sept.
gerung aufzuheben. Sein Heer murrte und verlangte, des langen
Krieges müde, seine Entlassung, die er, ohne die Gemüther völlig zu
erbittern, nicht länger verweigern konnte. Er beschloß darauf mit der
geringen Dienstmannschaft, die ihm blieb, noch im Spätjahre gegen
Liudolf nach Baiern zu ziehen, die Vertheidigung Lothringens aber
seinem Bruder Brun zu übertragen.

Es ist Brun, der hier abermals die Augen auf sich lenkt. Wir
wissen, welche Bedeutung er an Ottos Hofe einnahm, wie alle Ge-
schäfte durch seine Hand gingen, da er an der Spitze der kaiserlichen
Kanzlei stand. So ungern er die übermäßige Vertraulichkeit zwi-
schen seinem Bruder Heinrich und Konrad einst gesehen hatte, so ent-
spricht es doch ganz der friedfertigen und ausgleichenden Weise seines
Charakters, daß er den Zwiespalt, als er ausbrach, auf alle Weise
beizulegen bemüht war. Als er aber sodann Partei ergreifen mußte
in dem unglücklichen Kampf, der sein Haus entzweite, sprach er sich
entschieden und offen für die Sache seiner Brüder aus und trat den
empörten Neffen ohne Rückhalt entgegen. Otto, dem von Beginn des
Kampfes Alles daran lag, Konrads Macht in Lothringen zu brechen,
konnte hierzu kein geschickteres und tauglicheres Werkzeug finden, als
seinen Bruder, der in Lothringen aufgewachsen war und durch seinen
Lehrer Balderich dem mächtigen Geschlechte der Grafen des Henne-
gaus, das früher im Besitze des Herzogthums gewesen war, sehr
nahe stand. Wenn der König sich mit dem Grafen Reginar und dessen
Stammesvettern Rodbert von Trier und Balderich von Utrecht so leicht
wieder aussöhnte, so dankte er gewiß dies Brunos Vermittelung. Wir
haben gesehen, wie folgenreich für den Kampf diese Verbindungen
waren; sie zu unterhalten und Lothringen durch seinen Bruder sich noch
enger zu verbinden, dazu hatte sich aber kurz zuvor eine günstige Ge-
legenheit geboten. Am 9. Juli 953 war der alte Erzbischof Wikfried
von Köln gestorben, und die Wähler wandten ihre Blicke sofort auf
Brun, den Bruder des Königs. Ein in Lothringen einheimischer
Graf Godfried, der Brun zugethan und in seinem Dienste erzogen
war, erklärte sich zuerst für ihn. Die Wahl Bruns erfolgte darauf
mit großer Einhelligkeit. Eiligst ging eine Gesandtschaft nach Mainz
an den König ab; man war den Wünschen desselben nur zuvorgekom-
men, und Brun eilte nach Köln, um von seinem Bischofsstuhle Besitz

953. zu ergreifen. Aber bald wurde er wieder in das Lager des Bruders vor Mainz berufen. Vergebens bemühte er sich noch einmal hier Liudolf von seinem gottlosen Unternehmen zurückzuhalten; die Starrheit des Jünglings befestigte ihn immer mehr in der Sache, die er einmal ergriffen hatte. Indem sich Otto nach Baiern wenden wollte, fand er schon Niemanden, dem er die Obhut Lothringens so sicher anvertrauen konnte, wie seinem Bruder.

Es war allerdings etwas Neues und Unerhörtes, daß die herzogliche Gewalt in die Hand eines geistlichen Fürsten gelegt wurde, und Brun selbst war nicht ohne große Bedenken, ob die Herzogsfahne und der Krummstab sich für eine Hand schickten. Aber Otto suchte ihn über diese Bedenken und über das Urtheil der Menschen zu beruhigen; die würden freilich, meinte er, Bruns Herzogthum anfechten, die verbrecherische Absichten hegten. „Siehst du nicht," — so führt Bruns Biograph den König redend ein, — „wie gerade Erzbischof „Friedrich, der sich stellt, als meide er die Theilnahme an diesem „Bürgerkrieg und fliehe den Streit, so Viele verführt und zum Kampfe „treibt. Käme es ihm wirklich darauf an, wie er vorgiebt, in an„dächtiger Stille zu leben, er würde wahrlich seine Stadt und seine „Burgen lieber mir und dem Reiche, als meinen Feinden, übergeben „haben, die mein Volk zu Grunde richten, das Vaterland verrathen, „das Reich verheeren, pflichtvergessen von den Fahnen laufen, und „am Liebsten mich selbst mit verruchter Hand erwürgten, die mir den „Sohn entzogen, meinem Bruder sein Herzogthum, sein Weib und „seine Kinder genommen haben und auch ihm nach dem Leben trach„ten. Verlaß mich nicht, du bist allein mein Trost und meine Stütze, „denn von Kindesbeinen an hast du in guten Dingen deine Tage „verlebt, und Tugend und Weisheit sind dir zur andern Natur ge„worden. Mit dir wird es mir an Glück, Ehre und Ruhm nicht „fehlen. Fürchte dich nicht, wir sind nicht hülflos, nur müssen wir „uns selbst nicht verlassen." Brun vermochte nicht länger den Bitten seines königlichen Bruders zu widerstehen, er stürzte ihm unter Thränen in die Arme und gelobte zu thun, wie er beföhle.

Als Otto sich darauf nach Baiern wandte, ging Brun, der Herzog-Erzbischof, sofort nach Achen. Hier hielt er am 21. September einen großen Landtag, befestigte die lothringischen Großen in der Treue und gelobte ihnen zu jeder Zeit hülfreich zur Hand zu sein, selbst mit Gefahr seines Lebens. Jenen Godfried, dem er das Erzbisthum hauptsächlich zu verdanken hatte, ordnete er sich zur Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Herzogthums bei, wie dieser denn auch fortan den her-

zoglichen Namen führte, ohne jedoch die volle dem entsprechende Macht 953.
zu bekleiden. Seine kräftigste Stütze im unteren Lothringen fand Brun neben Godfried in dem Grafengeschlecht des Hennegaus, den alten Feinden Konrads; im oberen Lothringen in dem Bischof Adalbero von Metz und dessen Bruder, dem Grafen Friedrich, welche einem den Karolingern verwandten und um Nancy, Metz und Bar angesessenen, aber damals verarmten Geschlechte angehörten.

Konrad war, nachdem er eine Besatzung in Mainz zurückgelassen hatte, abermals in Lothringen eingefallen. Sein Angriff galt zunächst Metz und dem Bischof Adalbero, und es gelang ihm wirklich, dessen Stadt einzunehmen, die er plünderte, aber nach kurzer Zeit wieder verließ. Den Winter über blieb Konrad in Lothringen, doch dahin brachte er es nicht, sich ganz in dem Lande zum Herrn zu machen. Brun hielt die Königlichen aufrecht und bewahrte namentlich das untere Lothringen in der Treue gegen den König.

Glücklicher, als Konrad, war Liudolf in Baiern gewesen. Pfalzgraf Arnulf hatte ihm die Thore von Regensburg geöffnet, alle die andren festen Plätze des Landes fielen in seine Hand. Heinrichs Gemahlin und seine Kinder vertrieb er aus dem Lande; des reichen herzoglichen Schatzes bemächtigte er sich und überließ ihn zur Plünderung seinen Kriegern. Alles im Lande ergriff offen Partei gegen den König oder war, wie die Bischöfe, von schwankender Treue. Als Otto dem Sohne folgte und mit geringer Kriegsmacht nach der Donau zog, belagerte er zwar Regensburg, aber ohne Erfolg. Die Jahreszeit war ungünstig und der Krieg nicht fortzuführen. Nachdem der König fast drei Monate in Baiern in den Waffen gestanden hatte, trat er gegen Weihnachten den Rückweg an. Das Fest feierte er schon in Sachsen.

Ein trauriges Jahr ging zu Ende. Aus einem Zwist, der innerhalb der königlichen Familie ausgebrochen war, entspann sich einer der fürchterlichsten inneren Kriege. Wie die Glieder des Ottonischen Hauses alle deutschen Länder beherrschten und die Einheit des Reichs sich wesentlich in ihnen darstellte, kam ihr Zwiespalt jetzt fast einer Auflösung des Reichs selbst gleich. Sofort erhoben sich wieder jene lokalen Gewalten, welche im Jahre 939 für immer niedergeworfen zu sein schienen. Der König selbst mußte sich ihrer für den Augenblick bedienen, wo ihr Interesse sie gegen seine Söhne in die Waffen rief; so in Lothringen, wo das Geschlecht des Herzogs Giselbert noch einmal entscheidend hervortritt. Bedenklicher noch gestalteten sich die Dinge, wo die frühere herzogliche Familie im Kampfe gegen den König glaubte ihr altes Ansehen erneuern zu können, wie in Baiern die

953. Armulfinger. Auch in Schwaben und Franken tauchten abermals die alten herzoglichen Geschlechter auf: jener Konrad, Eberhards Sohn, der im blutigen Kampf an der Maas fiel, war ein Blutsverwandter Herzog Eberhards, wie Manche meinen, sein leiblicher Sohn; und höchst wahrscheinlich ist es, daß jener Burchard, der bald nachher Liudolf in Schwaben folgte, dem alten Herzogshause entstammte. Wie wenn noch einmal die Provinzen sich über das Reich erhoben, die localen Gewalten das Königthum besiegt hätten, die Entwicklung der Dinge eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hätte? Man verhehle es sich nicht, Ottos Lage war damals auf das Aeußerste gefährdet. Was er unternommen hatte, war mislungen: erst die Belagerung von Mainz, dann von Regensburg. Immer weiter hatte die Empörung um sich gegriffen, das ganze südliche Deutschland, Schwaben und Baiern, war dem Könige so gut wie verloren; Franken war fast ganz in den Händen der Aufständigen; in Lothringen wurde gekämpft, und in Sachsen selbst hatten sich manche jener starren Häupter, die sich immer unwillig einem Manne ihres Gleichen gebeugt hatten, wieder erhoben.

Der ganze Heldenmuth, der in Ottos großer Seele wohnte, gehörte dazu, um auch in solcher Noth nicht zu verzweifeln. „Unerschütterlich blieb der König," sagt Widukind, „mitten in den Gefahren und vergaß nie, daß ein Herr und König von Gottes Gnaden sei."

---

954. Wie der vernichtende Druck äußerer Feinde auf die deutschen Länder einst vor Allem die Einheit des Reichs befestigt und die Macht der Krone gehoben hatte, so war es merkwürdiger Weise vornehmlich auch jetzt ein Angriff von außen, der die Königsherrschaft rettete und wiederherstellte.

Bald nach Beginn des Jahres fielen plötzlich die Ungern in Baiern ein und verheerten das schon so arg heimgesuchte Land weit und breit. Liudolf meinte und sprach es unverhohlen aus, Herzog Heinrich habe die Feinde gegen ihn in das Land gerufen; Otto und Heinrich legten aber dasselbe Liudolf und seinen Genossen zur Last. So schob ein Theil die Schuld auf den andern, als ob diese Feinde des Reichs nicht immer spähend an den Grenzen gelauert und jede Stunde der inneren Zwietracht und Schwäche genutzt hätten. Als sie vernahmen, daß Heinrichs gefürchtete Tapferkeit Baiern nicht mehr

ſchütze, durchbrachen ſie ſchnell die baierſchen Marken und überfluthe- 954.
ten das Herzogthum nach allen Seiten.

Hatten Liudolf und ſeine Freunde auch die Ungern nicht gerufen, ſo thaten ſie doch andererſeits Nichts, um das Land gegen ſeine ſchlimmſten Feinde zu ſchützen; ja ſie gaben ihnen ſogar Geld und ſchloſſen Verträge mit ihnen, um die Drangſale von ſich auf die nächſten Nachbarn zu wenden. Dies that ſelbſt der Erzbiſchof Herold von Salzburg, der alte Feind Herzog Heinrichs, der jetzt zu Liudolf übergegangen war und den Kirchenſchatz an die Ungern verſchleuderte.

Wie anders Otto. Sobald er von dem Einbruch der Ungern hörte, erhob er ſich aus der Tiefe ſeines Unglücks zu dem vollen Selbſtgefühl ſeiner Majeſtät. Aus Sachſen ſammelte er ſofort ein ſtarkes Heer und rückte ſchon im Anfange des Februars den Ungern nach Baiern entgegen. Sie wichen vor ihm und vor Herzog Heinrich, denn ſie kannten ſie ſchon als König Heinrichs rechte Söhne. Als die Ungern aber Baiern räumen wollten, gab ihnen Liudolf Geld und Wegweiſer, die ſie auf ſicheren Wegen nach Franken brachten. Im März ergoſſen ſich ihre Schwärme durch Franken und über den Rhein. Am Palmſonntag wurden ſie zu Worms, das in Konrads Händen 19. März.
war, feſtlich bewirthet und reichlich mit Gold und Silber beſchenkt, dann führte ſie Konrad ſelbſt durch das Lothringerland gegen ſeine Feinde, Erzbiſchof Bruno und Graf Reginar. Kann man ſich verwundern, wenn Liudolf und Konrad allgemein für Bundesgenoſſen der alten Landesfeinde gehalten wurden?

Die ganze Wucht des königlichen Heeres fiel ſtatt auf die Ungern jetzt auf das Baierland, das ſchon durch den Feldzug des vorigen Jahres und die Verheerungen der Ungern völlig erſchöpft, bald um Waffenſtillſtand bat. Die Gemüther neigten ſich dort ſchon dem Frieden zu, wie ſehr ihm auch Liudolf widerſtreben mochte. Es wurde beſtimmt bis zum 15. Juni die Waffenruhe beſtehen zu laſſen und dann zu Langen-Zenn bei Nürnberg eine Zuſammenkunft zu halten, um dem Kriege, wo möglich, für immer ein Ziel zu ſetzen.

Indeſſen hatte ſich auch in Schwaben bereits eine königliche Partei gebildet. Biſchof Ulrich von Augsburg mit ſeinem Bruder Dietpold und dem Grafen Adalbert von Marchthal war hier zwar dem Könige zu allen Zeiten treu geblieben, aber im Anfange des Jahrs fühlten ſie ſich ſo ſchwach, daß Ulrich ſelbſt Augsburg verließ und ſich in einer nahe gelegenen Burg verſchanzte. Pfalzgraf Arnulf von Baiern zog mit Heeresmacht gegen ihn aus, nahm Augsburg und belagerte die Burg des Biſchofs. Da aber wurde der Pfalzgraf am

954. 6. Februar von Dietpold und Adalbert im Rücken angegriffen und erlitt eine vollständige Niederlage. Biſchof Ulrich kehrte nach Augsburg zurück, und immer zahlreicher wurden ſeitdem in Schwaben die Anhänger des Königs. Die Sache Liudolfs ſtand im ſüdlichen Deutſchland höchſt bedenklich; die Königlichen verſtärkten ſich täglich.

Mislicher geſtalteten ſich Anfangs die Verhältniſſe in Lothringen, wo Erzbiſchof Brun in große Bedrängniß gerieth. Der Bund mit dem Grafengeſchlecht des Hennegaus, auf den ſeine Macht im unteren Lothringen hauptſächlich ſich ſtützte, hatte ſich bald gelockert. Schon die Bevorzugung des Grafen Godfried, der das Herzogthum erhalten hatte, auf das Reginar einen Erbanſpruch geltend machen konnte, reizte gewiß die Hennegauer; mehr noch, daß ihnen das Lütticher Bisthum entging, das Brun, ſobald er in das Land kam, ſeinem Lehrer, dem gelehrten aus Verona vertriebenen Rather, verlieh, obwohl die Hennegauer es für einen jungen Mann ihres Hauſes, Balderich mit Namen, beanſpruchten. Rather faßte kaum in Lüttich feſten Fuß; ſchon um Weihnachten brach ein Aufſtand gegen ihn in der Stadt aus. Wahrſcheinlich war derſelbe von den Hennegauern erregt, wenigſtens nahmen alsbald Graf Reginar, Erzbiſchof Rodbert und Balderich von Utrecht offen Partei gegen Bruns Schützling, ſie verlangten Rathers Entfernung und die Einſetzung des jungen Balderich. Es war um dieſelbe Zeit, als Konrad die Ungern nach Lothringen führte und Brun mehr als je die Sache des Königs hier gefährdet ſah; nur mit dem äußerſten Widerſtreben fügte er ſich endlich der Forderung der Hennegauer. Rather mußte alſo weichen, und Reginar und die Seinigen gelobten dafür eidlich, mit unverbrüchlicher Treue fortan das Recht des Königs zu vertheidigen. So konnte ſich Brun gegen die Ungern und Konrad, die ihre Heereshaufen ſchon gegen ihn herangeführt hatten, obſchon von allen Seiten bedrängt, doch für den Augenblick aufrecht erhalten.

Der Sturm der Ungern brauſte aber ſchnell vorüber; im Anfang des Aprils verheerten ſie die Gegend von Lüttich, dann die von Cambray und richteten endlich ihren Zug nach Frankreich, um ihren Heimweg durch das burgundiſche Land und Italien zu nehmen. Konrad hatte ſich wieder von ihnen getrennt und verſuchte in neuen Kämpfen Lothringen den Königlichen zu entreißen. Im Anfange ſchwankte die Entſcheidung des Streits, aber die Erfolge der königlichen Partei in Baiern und Schwaben überzeugten endlich doch auch Konrad von dem traurigen Stand ſeines Unternehmens. Schon ſtanden die treuen Anhänger des Königs unter Anführung Bruns im Blesgau ſchlacht-

gerüſtet Konrad gegenüber, und man erwartete den Ausgang eines 951.
entſcheidenden Kampfes; da ging Konrad in ſich, machte Waffenſtill-
ſtand und verſprach ſich auf dem Tage zu Langen-Zenn dem Könige
zu ſtellen. Niemand begrüßte dieſen Ausgang der Dinge gewiß freu-
diger, als Brun, der ohnehin der Entſcheidung mit dem Schwerdte
abgeneigt, ſich ſo auf unerwartete Weiſe von den größten Gefahren
befreit ſah.

Durch die Unterſtützung, welche Konrad und Liudolf den Ungern
gewährten, hatten ſie ihrer Sache unberechenbaren Schaden zugefügt.
Die Theilnahme der Maſſen an ihrem Schickſale ſank, als man ſie
mit den alten Landesfeinden im Bunde ſah. Otto und Heinrich, die
gefeierten Sieger über die Ungern, erſchienen wieder in um ſo glän-
zenderem Lichte, je näher man von Neuem die gräßlichen Verheerungen
dieſer furchtbaren Feinde vor Augen gehabt hatte. Unter dieſen Ein-
drücken kam der Tag von Langen-Zenn heran; ein unerwarteter Um-
ſchwung der Dinge und der öffentlichen Meinung war ihm bereits
vorangegangen.

Die Fürſten und Biſchöfe Deutſchlands waren zahlreich verſam-
melt. Die Gegner des Königs waren mit den treuen Anhängern deſ-
ſelben erſchienen. Erzbiſchof Friedrich ſelbſt war, als er die Sache
gerichtet ſah, die er erſt mit ſchlauer Berechnung begünſtigt hatte,
ihr untreu geworden und hatte beſchloſſen um jeden Preis ſich die
Gunſt des Königs wiederzugewinnen; er verließ das feſte Breiſach
und erſchien auf der Tagfahrt. Nicht minder Konrad, der die Waf-
fen bereits niedergelegt hatte und ſich, im Innerſten von Reue ergrif-
fen, dem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben wollte. Schon
war während des Kriegs Liutgarde geſtorben; vielleicht daß ihr Tod
auf ſeinen Entſchluß Einfluß übte, vielleicht daß er um der Dahin-
geſchiedenen willen Ottos Herz für verſöhnlicher hielt. Auch Liudolf
ſtellte ſich ein, aber ſeine Seele war noch immer voll heißen Zorns
gegen ſeinen Oheim Heinrich, und er hatte die ihm gegönnte Waffen-
ruhe wohl benutzt, um in Schwaben und Baiern noch einmal einen
Kampf mit ihm beſtehen zu können.

Was zu Langen-Zenn verhandelt wurde, berichtet uns Widukind
anſchaulich und in zuverläſſiger Weiſe.

Als die Verſammlung zuſammengetreten war, erzählt er, erſchien
König Otto in ihrer Mitte und ſprach alſo: „O, wäre doch der
„Grimm meines Sohns und der anderen Empörer nur mein Kummer
„und nur meine Sorge! Aber die ganze Chriſtenheit ſtürzt er in das
„Verderben. Nicht genug, daß ſie meine Städte wie Räuber plün-

954. „dern, mir meine Länder entreißen: ſelbſt am Blute meiner Verwand-
„ten und meiner liebſten Freunde ſättigen ſie ihren Zorn. Seht,
„meiner Söhne beraubt, ſitze ich hier auf dem Thron, und mein bit-
„terſter Feind iſt mein eigenes Kind. Der, den ich am meiſten ge-
„liebt, den ich einſt über ſeine Geburt zu den höchſten Stufen der
„Ehre erhoben habe," — er deutete damit auf Konrad — „hat die
„Hand meines einzigen Sohnes gegen mich bewaffnet. Und wie
„ſchwer dies auch iſt, ich würde es doch ertragen, wenn nicht auch
„die Feinde Gottes und der Menſchen, die Ungern, in dieſe Händel
„hineingezogen wären. Sie haben mein Reich verwüſtet, mein Volk
„getödtet und in Gefangenſchaft geführt, meine Städte zerſtört, die
„Kirchen eingeäſchert und die Prieſter getödtet. Noch triefen vom
„Blute die Wege und mit Gold und Silber beladen, mit den Schätzen,
„die ich einſt meinem Sohn und meinem Eidam geſchenkt habe, zie-
„hen ſie, die Feinde Chriſti, heim zu ihren Sitzen. Welch' größeres
„Verbrechen, welch' abſcheulichere Treuloſigkeit kann gedacht werden!"

So ſprach der König, und kaum ſchloß er den Mund, ſo erhob ſich Herzog Heinrich, bekräftigte die Worte des Bruders und ſchärfte noch die verwundende Spitze derſelben. Schändlich, ſagte er, ſei es und nichtswürdig, ſich einen Landesfeind, den man zweimal in offener Feldſchlacht geſchlagen, als Bundesgenoſſen zu werben und ihm den Weg in das Land zu öffnen; jede Noth und jede Gefahr würde er lieber ertragen, als ſich ſchimpflich ſo mit dem gemeinſamen Feinde verbinden.

Da trat Liudolf vor und ſprach: „Ja, die Ungern ſind gewor-
„ben, aber nicht von mir, ſondern gegen mich. Ich habe Nichts
„gethan, als ihnen Geld gegeben, daß ſie mich und mein Volk ver-
„ſchonten. Habe ich hierin gefehlt, ſo wiſſe mindeſtens alles Volk,
„daß ich es nicht aus freien Stücken, ſondern nur von der äußerſten
„Noth gedrängt gethan habe."

Darauf ſtellte ſich Erzbiſchof Friedrich vor den König und die Verſammlung. Auf jede Weiſe, betheuerte er, wolle er erhärten, daß er niemals Etwas gegen den König im Schilde geführt habe; nur weil er unſchuldig bei ihm verklagt ſei und ſeinen Zorn gefürchtet habe, hätte er ſich lange von ihm ferngehalten; mit jedem Schwure ſei er bereit ſeine Treue für die Folge zu verbürgen. „Ich verlange
„keinen Schwur, als den, daß du mir nach allen deinen Kräften bei-
„ſtehn willſt, Friede und Eintracht zu ſtiften:" erwiederte ihm Otto. Willig leiſtete der Erzbiſchof dieſen Eid und wurde in Frieden entlaſſen.

Umſonſt aber bemühten ſich der Erzbiſchof und Konrad Liudolf zur

Nachgiebigkeit zu vermögen. Der Jüngling, aufs Neue durch seinen 954.
feindlichen Oheim gereizt, beugte sich nicht; da trennten sich seine bisherigen Bundesgenossen von ihm und verbanden sich wieder, wie Widukind sagt, „Gott und dem Könige."

Den Rath und Beistand eines vielerfahrenen und hochgerühmten Freundes hatte Liudolf in Konrad verloren, seine Sache büßte überdies in den Augen der Welt ihren heiligen Schein ein, seit Erzbischof Friedrich sich gegen sie erklärte; dennoch warf er sich aufs Neue in den furchtbaren Kampf. Kaum konnte er selbst noch einen glücklichen Erfolg desselben hoffen, aber es trieb ihn die äußerste Verzweiflung eines tödtlich gekränkten, in allen seinen Hoffnungen getäuschten Herzens, das sich zuletzt in starrem Trotz nur noch an sein vermeintes Recht krampfhaft festklammert, blind in das Verderben.

Gleich in der Nacht nach jener Unterredung zog Liudolf mit seinem Gefolge ab; er wandte sich abermals nach Baiern und besetzte mit seinem Heere Regensburg. Der König folgte ihm auf dem Fuße, und in Baiern begann wiederum der blutige, gräuliche Krieg.

Auf seinem Wege stieß Otto auf eine kleine Feste, die in den Händen der Empörer war; Horsadal wurde sie damals genannt, heute Roßthal an der Bibert. Es kam hier an den Mauern zu einem hitzigen Kampfe. „Einen härteren Streit," sagt Widukind, „hat nie„mals ein sterbliches Auge gesehen." Bis in das Dunkel der Nacht wurde mit unmenschlicher Wuth gekämpft. Die Feste ergab sich nicht, und schon mit dem Morgenlicht zog Ottos Heer weiter, denn dem König lag Alles daran, so bald wie möglich vor Regensburg zu erscheinen, das jetzt der Hauptsitz der Empörung war. Schon nach drei Tagen lagerte er vor der Stadt mit einem gewaltigen Heere, in dem sich auch Herzog Heinrich, der Sieger über die Ungern, und Markgraf Gero, der Schrecken der Wenden, befanden. In der Stadt lag die Hauptmacht der Aufständigen, von Liudolf und Pfalzgraf Arnulf befehligt.

Von allen Seiten wurde Regensburg umschlossen. Bald machte sich Mangel an Lebensmitteln in der Stadt fühlbar, und die Belagerten beschlossen durch einen listigen Ueberfall im Rücken das Lager des Königs zu überrumpeln. Die Sache war gefahrvoll, aber lieber wollten sie tapfer kämpfend untergehen, als dem jammervollen

954. Hungertode erliegen. Der Anſchlag misglückte jedoch, und mit großem Verluſte wurden Liudolfs Mannen in die Stadt zurückgetrieben. Zum Unglück der Städter fiel nicht lange nachher alles Schlachtvieh auf der Stadtwieſe in die Hände Heinrichs, und immer höher ſtieg ihre Noth. Da entſchloß ſich Liudolf endlich mit den angeſehenſten Männern ſeines Anhangs in das Lager des Königs zu gehen; er bat um Frieden, aber er erlangte ihn nicht. Denn der Vater verlangte unbedingte Unterwerfung vom Sohne, und Liudolfs ſtarrer Sinn wollte ſich auch jetzt noch nicht beugen.

Wieder begann der Kampf. Noch einmal machten die Städter einen Ausfall. Von der dritten bis zur neunten Stunde des Tags wurde mit unglaublicher Hartnäckigkeit gekämpft. Markgraf Gero aber, ein Führer, von dem es hieß: „ſo viele Schlachten, ſo viele „Siege," trieb zuletzt die Aufſtändigen in die Stadt zurück. Damals fand nahe vor dem Stadtthor Pfalzgraf Arnulf ſeinen Tod. Zwei Tage lang wußte man in der Stadt nicht, wohin er gekommen war; endlich fand ein altes Weib, das der Hunger vor die Stadt getrieben hatte, die Leiche des vornehmen Manns. Die Städter ergriff gewaltige Furcht; ſie ſchickten Boten in das Lager des Königs und unterhandelten wegen der Uebergabe, nachdem ſie bereits ſechs Wochen lang die Belagerung ausgehalten hatten. Liudolf und ſeine Gefährten verließen die Stadt und eilten den ſchwäbiſchen Grund und Boden zu erreichen. Hier in ſeinem Herzogthum glaubte Liudolf noch die letzte Zufluchtsſtätte zu finden.

Ende Auguſt.

Regensburg ergab ſich nicht, doch zog der König alsbald mit Herzog Heinrich ab, um Liudolf auf dem Fuße zu folgen. In der Nacht nach dem Abzuge des königlichen Heeres äſcherte eine gewaltige Feuersbrunſt faſt ganz Regensburg ein, aber trotz dieſes neuen Unglücks blieben die Bewohner im Aufſtande gegen ihren König und ihren Herzog, zufrieden, daß nur das Kriegeswetter für den Augenblick nach einer andern Seite abgelenkt ſei.

Herzog Heinrich beſetzte Neuburg an der Donau; der König drang über den Lech in Schwaben ein und rückte bis zur Iller vor. Bei Illertiſſen bezog er ein Lager, und nur der Fluß trennte ihn noch von Liudolfs Heer. Der Kampf ſchien unvermeidlich, als die beiden ſchwäbiſchen Biſchöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, die immer treu zum Könige gehalten, ſich zu Liudolf begaben und noch einmal verſuchten ſein bethörtes Herz auf den Weg des Heils zu lenken. Jetzt erſt in der tiefſten Noth fanden die Worte Eingang, die ihm einſt ſo vergeblich ſein Oheim Brun an das Herz gelegt

hatte. Er zeigte sich endlich zur Nachgiebigkeit bereit, und der König 954.
gewährte ihm Waffenstillstand bis zu einem Reichstage, der in Fritzlar abgehalten und wo über alle die Zerwürfnisse dieser traurigen Zeit entschieden werden sollte. Hierauf kehrte Otto mit seinem Heere nach Sachsen zurück.

Die furchtbaren Schläge des Schicksals hatten Liudolfs trotzigen Sinn jetzt völlig erweicht; schon ließ es ihm keine Ruhe mehr, ehe er sich nicht Verzeihung von seinem Vater erwirkt hatte. Er wartete den Tag zu Fritzlar nicht ab, sondern eilte nach Thüringen, und da Otto hier im Herbste nach gewohnter Weise dem Waidwerk oblag, überraschte er den Vater auf der Jagd. Mit bloßen Füßen warf er sich vor ihn hin und öffnete seinen Mund zu den rührendsten Bitten. Thränen entströmten den Augen des Vaters und Aller, die diesem Schauspiel beiwohnten. Mitleidig erhob Otto den Sohn und zeigte ihm wieder die Liebe eines Vaters. Liudolf aber gelobte, er wolle Allem sich fügen, was der Vater über ihn verhänge. Dies geschah zu Saufeld, einem Orte unfern Berka an der Ilm.

Der nach Fritzlar berufene Tag, auf dem der König über seine Söhne Gericht halten wollte, mußte verschoben werden, da die Nachricht kam, daß Erzbischof Friedrich schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Bald darauf, am 24. October, starb der alte Widersacher des Königs, und sein Ende soll löblicher gewesen sein, als sein Leben. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs traten erst in der Mitte des Decembers zusammen, und nicht zu Fritzlar, sondern zu Arnstadt in Thüringen. Hier unterwarfen sich feierlich noch einmal Konrad und Liudolf ihrem Vater und lieferten ihm Mainz und alle Burgen in Franken, die sie noch besetzt hielten, aus. Der König nahm seine Söhne wieder zu Gnaden an und ließ ihnen auch die großen Eigengüter, die sie in Franken und Schwaben besaßen, aber der herzoglichen Gewalt und der Reichslehen gingen sie für immer verlustig. Erzbischof Brun behielt Lothringen, das er mit so großer Umsicht vertheidigt hatte. Schwaben erhielt Burchard, wahrscheinlich ein Sohn des gleichnamigen im Jahre 926 verstorbenen Herzogs, und somit ein Oheim der jungen Königin Adelheid. Mit Burchard, einem schon bejahrten Manne, wurde Hedwig, die geistvolle Tochter Herzog Heinrichs, vermählt, und das junge und schöne Weib gewann im Interesse ihres Hauses bald eine unbedingte Herrschaft über den älteren Gemahl. Das Bisthum Mainz, das mächtigste und wichtigste in allen deutschen Landen, erhielt ein natürlicher Sohn des Königs, Wilhelm mit Namen, den er mit einer vornehmen Wendin vor seiner

954 Vermählung mit Editha erzeugt hatte. Wilhelm, von früh auf für den Dienst der Kirche, wahrscheinlich in dem durch gelehrte Bildung ausgezeichneten Kloster Reichenau, erzogen, war zwar an Gelehrsamkeit und Geist nicht von fern seinem Oheim Brun zu vergleichen, aber er besaß den lebendigen und thätigen Sinn seines Vaters und war seinem Berufe mit ganzer Seele ergeben. Als ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren wurde er auf den ersten Bischofsstuhl des deutschen Reichs durch die einstimmige Wahl der Mainzer Kirche erhoben, aber trotz seiner Jugend fühlte er ganz die Pflichten, die ihm als Nachfolger des Bonifacius oblagen, und ließ sich selbst durch die Rücksichten auf seinen mächtigen Vater nicht an der Erfüllung seines Berufs verhindern.

So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohne und dem Manne, der ihm in der ersten Hälfte seiner Regierung am Nächsten gestanden und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vaterherz ein schmerzensreicher Kampf ohne Gleichen. Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand tönt in den mannigfachsten Weisen immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch, wir stoßen immer von Neuem, sei es in den höchsten, sei es in niederen Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie zerreißen; es wurzeln diese verderblichen Contraste, wie es scheint, tief in der starren Subjectivität des deutschen Wesens, die gereizt und beeinträchtigt keine äußere Schranke, selbst die heiligste nicht, mehr anerkennt. Aber nie sind in einen Familienzwist größere Interessen hineingezogen worden, als hier; nie hat mehr auf dem Spiele gestanden; es handelte sich nicht, wie man glauben könnte, allein um den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit, sondern ebenso sehr um die Einheit der deutschen Völker und das neubegründete Königthum, es handelte sich überdies um den den Deutschen bereits gewonnenen Vorrang unter den Völkern des Abendlands und das Kaiserthum. Deshalb stürzen sich auch die feindlichen Nachbarn des Reichs sofort in den Kampf, und der Kaiser zu Constantinopel wie der Chalif zu Cordova nehmen an dem Ausgange desselben den lebendigsten Antheil.

Persönliche Verwicklungen, wie sie auch sonst häufig genug in dem Schooße der Familie sich bilden und den Frieden derselben stören, entspinnen sich in dem mächtigen Hause, in dem die Geschicke Deutschlands damals beschlossen lagen. Durch diesen unglücklichen Zwiespalt gewinnt die kaum überwundene Abneigung eines kraftvollen, streitbaren Adels gegen das mächtig emporstrebende Königthum

neue Nahrung; die weltlichen Gelüste der so eben erst mehr auf ihren 954.
wahren Beruf zurückgeführten Geistlichkeit regen sich von Neuem; der Absonderungstrieb der deutschen Stämme, wie ihre alte schrankenlose Freiheitslust tritt wieder hervor, und sie erheben die Waffen gegen ein Herzogthum, das seine nationale Bedeutung verloren zu haben schien und einer Zwingherrschaft ähnlich sah. So werfen sich die Völker in den blutigsten Bürgerkrieg, alle Leidenschaften werden angefacht, vergessene Feindschaften erwachen, von Neuem flammt erloschener Ehrgeiz auf, Männer, die sich den Dank der Mit- und Nachwelt durch rühmliche Thaten verdient haben, verleugnen die ersten Gebote Gottes und betäuben Gefühle, die selbst in der Brust des Bösewichts noch ihr Recht üben, und frohlockend durchziehen die erbittertsten Feinde des im ruchlosen Kampfe gespaltenen Reichs seine Gauen und bereichern sich an dem allgemeinen Verderben. Es ist, als ob eine höllische Macht den Hader schürt und an dem Greuel der Verwüstung ihre freventliche Lust stillt.

Niemals ist das Andenken an diesen Kampf in unserm Volke erloschen. Es las und liest noch heute, wie der große König Otto mit seinem edlen und hochherzigen Sohne kämpfte, und es richtet dabei weder über Sohn noch Vater mit hartem Urtheil. Der Stoff zu der größten Tragödie, den die deutsche Geschichte einem deutschen Dichter darbietet, liegt hier verborgen, und es fehlt dieser Tragödie nicht an einer erhebenden Versöhnung; denn was Liudolf, Konrad und Heinrich in diesem Kampfe gefehlt hatten, büßten sie durch muthige Thaten für die Ehre Ottos und seines Reichs und dann durch ihren frühen Tod.

4.

Herstellung der königlichen Macht im Kampf gegen innere und äußere Feinde.

a. Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern.

Wie ein Schiff, von einem furchtbaren Orkan auf hoher See er- 955.
griffen, nicht sogleich, wenn der Sturm ausgetost hat, die ruhige Fahrt wiedergewinnt, sondern von den schäumenden Fluthen noch lange unstät dahingetrieben wird, und wie der Führer dann erst mit traurigem

955. Blick die Größe seiner Schäden ermißt: so geschah es Otto und seinem Reiche, als er den Trotz seiner Söhne endlich gebeugt sah.

Wie verändert zeigte sich da die einst so glückliche und glänzende Lage des Reichs, wie viele Verluste waren erlitten, wie viele Gefahren drohten hier und dort, wie war Verwirrung und Unordnung an die Stelle der Zucht und Ordnung getreten! Berengar hatte sich mit dem italischen Reich von der Lehnspflicht losgerissen und ohne Zweifel auch die zu Augsburg abgetretenen Marken wiedergewonnen; die Wenden waren im Aufstand; die Ungern lauerten an den Grenzen, um ihren beutereichen Zug vom vorigen Jahre zu erneuern, und im Innern war der Bürgerkrieg noch keineswegs beendigt. Denn nicht Alle, die mit Lindolf und Konrad zu dem Schwerdte gegriffen, hatten es zugleich mit ihnen abgelegt, und in manchen Gegenden, wie namentlich in Baiern, war das königliche Ansehen noch kaum wieder zur Geltung und Anerkennung gebracht.

Den damaligen Zustand der deutschen Länder zeigt am Klarsten ein Brief, den Erzbischof Wilhelm etwas später an den Papst schrieb, um sich zu entschuldigen, daß er weder selbst nach Rom gekommen sei, noch einen Boten dorthin geschickt habe. „Wir schweben hier in „solcher Gefahr und in solcher Noth," schreibt er, „daß mir, selbst wenn „ich vor Euch erschienen wäre, doch die Frage, die mich zu Euch „führte, auf den Lippen ersterben müßte. Denn unsäglich ist der „Jammer des innern Kriegs bei uns, und nimmer kann man ohne Thränen davon reden. Der Vater stellt dem Sohn, der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder nach, der Blutsfreund liegt mit dem „Blutsfreund in Fehde; kein Stand, keine Bande der Verwandtschaft „werden geachtet; der König kann sein Regiment nicht üben; den „Bischöfen ist das Recht ihres Standes entzogen, sie, die gleichsam „Gottes Augäpfel sind, müssen Frohndienste thun, werden verbannt „und geblendet; der Herzog und der Graf thun, was des Bischofes „ist, der Bischof, was dem Herzog oder Grafen gebührt; keine Kirche „giebt es, die nicht Verluste erlitten hätte. Ich klage Niemanden „an, wohl aber klage ich über den Stand der Dinge." Ist dies Gemählde, das Wilhelm gegen den Schluß des Jahrs 955 entwirft, der wahren Lage des Reichs entsprechend, wie kaum zu bezweifeln steht, wie traurig mußte erst am Anfange dieses Jahrs der innere Zustand in den deutschen Ländern sein, wie mußte er des Königs ganze Sorge in Anspruch nehmen!

Zunächst galt es für Otto, Baiern Herzog Heinrich wieder zu

unterwerfen und zugleich einem neuen Einbruch der Ungern zu wehren. 955.
Denn schon standen diese kampfgerüstet abermals in den Marken, und nur daß Otto gleich nach Jahresanfang in Baiern mit einem Heere einrückte und die Grenzen deckte, hielt sie von ihrem Vorhaben für den Augenblick zurück. Vereint unterwarfen dann die Brüder das ganze baiersche Land mit den Marken wieder. Regensburg, das sich am Hartnäckigsten weigerte ihnen die Thore zu öffnen, hielt nach Ostern abermals eine Belagerung aus und ergab sich erst nach muthiger Gegenwehr, vom Hunger überwältigt. Noch einmal kam es alsdann zu einer blutigen Schlacht, wie es scheint, unfern Mühldorf, auf demselben Felde, auf dem mehrere Jahrhunderte später über die deutsche Königskrone eine folgenreiche Entscheidung getroffen wurde. Erzbischof Herold von Salzburg, der es von jeher mit den Feinden Heinrichs gehalten hatte, wurde kurz vor der Schlacht zu Mühldorf gefangen genommen, dann, ohne vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden, geblendet und nach Seben in die Verbannung geschickt; während die Besitzungen der Salzburger Kirche vom Herzog Heinrich unter seine Vasallen vertheilt wurden. In der Schlacht selbst erlitten die Aufständigen eine vollständige Niederlage; vier Grafen, Adalbert, Askwin, Arnulf und Kerlo, fielen in derselben und außerdem eine große Menge niederer Krieger. Im Anfange des Mai scheint diese Schlacht geschlagen zu sein, welche das königliche Ansehen und die Macht Heinrichs in Baiern herstellte; bald darauf wird auch die Mark von Aquileja wiedergewonnen sein, wo der Aufstand an dem Patriarchen nach Heinrichs Meinung seine vornehmlichste Stütze gefunden hatte. Denn in gleicher Weise, wie Erzbischof Herold, traf den Patriarchen eine grausame Rache; Heinrich ließ ihn, wie man meinte, ohne gerechte Ursache entmannen. Gegen den Sommer war Heinrich wieder in dem vollen Besitz Baierns und der Marken; „er gewann sein Herzogthum und alle seine Besitzungen wieder," heißt es, „die er schon völlig aufgegeben hatte." Er bewährte hier abermals seine mit Recht hochgepriesene Tapferkeit, aber auch jene schonungslose Härte, die so großes Unheil über das Reich gebracht hatte. Milder bewies sich Otto, der selbst noch über die Aufständigen in Baiern Gericht hielt; die Grafen und großen Vasallen, die an der Empörung Antheil genommen hatten, wurden in die Verbannung geschickt, den niederen Leuten aber verziehen. Als so die Macht Heinrichs in Baiern hergestellt war, kehrte der König gegen den 1. Juli nach Sachsen zurück.

Mit Freuden sah man hier die Rückkehr des Königs. Denn

955. schon hatte der Aufstand der Wenden, der bald nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs erfolgt war, eine sehr bedenkliche Gestalt angenommen; um so bedrohlicher, als sächsische Männer selbst die alten Feinde des Landes gegen dasselbe führten.

Es waren Wichmann und Ekbert, die Neffen Hermann Billings, die, wie erzählt ist, schon im Sommer des Jahrs 953 für Liudolf zu den Waffen gegriffen hatten, aber damals schnell von ihrem Oheim bezwungen waren. Mit gelinder Strafe hatten sie den Hochverrath gebüßt, doch hatte der König Wichmann in ehrenvoller Haft in seiner Nähe behalten. Als Otto im Anfange des Jahrs 954 nach Baiern aufbrach, befahl er dem jungen unruhigen Manne ihm zu folgen. Wichmann aber gab vor, er sei krank und müsse daheim bleiben. Da erinnerte ihn Otto daran, wie er ihn, eine vater- und mutterlose Waise, gleich einem Sohne erzogen habe, und bat ihn, er möge kein neues Leid ihm bereiten, es liege so schon genug Schweres auf seiner Seele. Aber das ehrgeizige, nach Rache verlangende Gemüth Wichmanns ließ sich durch solche Vorstellungen nicht rühren. Kaum hatte der König Sachsen verlassen, wo er die Aufsicht über Wichmann dem Grafen Ibo anvertraut hatte, so entfloh der Verhaftete dem unbequemen Wächter. Er bat um die Erlaubniß zur Jagd zu gehen und erhielt sie. Im Dunkel des Waldes traf er Genossen, die dort sich versteckt hielten, eilte mit ihnen nach seiner Heimath und besetzte seine Burgen. Sein Bruder Ekbert, der auch der Gnade nicht mehr gedachte, die ihm der König erwiesen, vereinigte sich mit ihm, und der Aufstand brach, während Otto in Baiern war, von Neuem los. Aber Herzog Hermann wußte, wie diesen seinen unruhigen Neffen zu begegnen sei, und trieb ihre Schaaren zu Paaren. Da flüchteten sie sich über die Elbe zu den Wenden, wo sie bei den Brüdern Nako und Stoinef, zwei wendischen Häuptlingen, die schon längst nach Rache gegen die Deutschen dürsteten, eine Zuflucht fanden.

Die Wenden standen abermals auf, und zuerst ergriff die Empörung die Mark Herzog Hermanns. Noch vor Ostern 954 führte dieser sein Heer gegen die Aufrührer. Er war nahe daran die Hauptfeste der Wenden, in der sich seine Neffen befanden, zu nehmen. Der Streich mißglückte jedoch, und Hermann zog bald danach ab. Nach Ostern griffen ihn die Wenden unter Wichmanns Führung in Sachsen selbst an. Hermanns Heer war zu schwach, um im offnen Kampfe den großen Schaaren der Wenden Stand zu halten, er vermied deshalb eine Schlacht und rieth sogar der Burg der Cocaresmier — wir wissen nicht, wo sie belegen war — in die sich eine

große Menge Volks geflüchtet hatte, mit den Wenden zu unterhandeln. 955.
Das Kriegsvolk in der Burg ergab sich auf die Bedingung, daß die freien Männer mit ihren Weibern und Kindern ohne Waffen über die Mauern steigen und abziehen könnten, die hörigen Leute aber, wie Habe und Gut der Einwohner zurückbleiben sollten. Als nun die Wenden in die Burg einzogen, erkannte Einer in dem Weibe eines Freigelassenen seine Leibeigene und wollte sie ihrem Manne entreißen; der aber schlug ihm mit der Faust in das Gesicht. Da riefen die Wenden, die Sachsen hätten den Vertrag gebrochen, zogen das Schwerdt und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Alle erwachsenen Männer wurden erschlagen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt.

Das hier vergossene deutsche Blut schrie um Rache, aber noch umtobte Otto der Bürgerkrieg. Und zu derselben Zeit brach auch schon in den Marken Herzog Geros, der gegen Liudolf damals vor Regensburg lag, der Aufstand aus. Als Gero in die Heimath zurückkehrte, mußte er sofort mit seinem Heere die Wenden in der Uckermark angreifen; vom Kriege zog er zum Kriege. Konrad, der dem Vater so eben sich versöhnt hatte, begleitete Gero auf diesem Zuge und schwang hier zum ersten Mal sein Schwerdt wieder für Ottos Ruhm und des deutschen Reiches Ehre. Die Uckrer wurden besiegt, reiche Beute brachte man heim, und Sachsen war voll Siegesfreude; aber der Aufstand war doch noch nicht gedämpft, der in der Burg der Cocaresmier verübte Frevel nicht gerächt, als Otto von seinem letzten Zuge nach Baiern in das sächsische Land im Sommer 955 zurückkehrte. Er gedachte sich jetzt mit voller Macht gegen die Wenden zu richten, doch ein anderer schlimmerer Feind nöthigte ihn nach einer anderen Seite sein Schwerdt zu wenden.

---

b. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Kaum war Otto in Sachsen angelangt, so erschienen Gesandte der Ungern an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber um zu spähen, wie es denn im sächsischen Lande stände und ob nicht abermals auch hier ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto so eben erst mit reichen Geschenken gütig entlassen hatte, kamen

955. auch schon Boten von Herzog Heinrich aus Baiern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungern sind da, überfluthen die Grenzen „des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Wie Otto solche Kunde vernahm, brach er sogleich auf und nahm abermals seinen Weg nach Baiern, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, denn er durfte das Land wegen des drohenden Wendenkriegs nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen.

Indessen aber hatten die Ungern schon das ganze Baierland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterschaaren, während die Hauptmasse des Heers sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Baiern eingebrochen sein, und sie rühmten sich selbst, sie scheuten Nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder die Erde sie verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungern ausgesetzt, und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Thürme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine große Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungern heranrückten, wünschten sie Nichts so sehnlich, als diesen entgegenzuziehen und sich mit ihnen im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Beginnen zurück, er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang ihm darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem anderen Thore zu, das nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungern, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und so dicht besetzten sie mit ihren Schaaren das Thor, daß sie meinten, Niemand könne ihnen den Eingang verwehren. Aber Ulrich machte alsbald aus dem Thor mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf; in der Mitte seiner

Schaar ritt durch das Schlachtgetümmel Ulrich im bischöflichen Or- 955.
nate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm Nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete; mit beispielloser Tapferkeit stritten die Seinen; Viele der Ungern fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volks. Als die Ungern das sahen, erhoben sie ein wildes, barbarisches Geheul und ritten alsbald in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern in die Mauern von Augsburg ein und bereitete Alles zum weiteren Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am andern Tage würden die Ungern mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb eiligst die Mauern ausbessern und Alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag auf seinen Knien und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte Alle durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen zu, indem er sie auf das Wort Gottes im 23sten Psalm hinwies: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thale, fürchte ich „kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröste „mich.“ Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, da griffen die Ungern von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und hielten sie rings besetzt. Sie sahen von oben, wie die Ungern zum großen Theil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth; da wurde plötzlich, ehe es noch zu einem ordentlichen Angriff gekommen war, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungern von der Stadt ab. Ihr Feldherr hatte nehmlich von einem Verräther — es war Berchthold, der Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deshalb zog er seine Schaaren zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Flußes nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehen.

Otto war, als er den Feind nicht mehr in Baiern fand, sogleich ihm nach in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten

955. ſich mehr und mehr Streiter um ſeine Fahnen, aber noch war ſein Heer nicht von fern zu vergleichen mit den unermeßlichen Schaaren der Ungern. Als er zuerſt dieſe ſah, meinte er, ſolche Unzahl könne nimmer beſiegt werden, wenn Gott im Himmel nicht ſelbſt darein ſchlage. Daher verſchob er beſorgt den Kampf und lagerte ſich an einem günſtigen Ort auf dem linken Ufer des Lechs, unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die baierſchen Völker, ſchon auch die Franken dieſſeits des Rheins in Ottos Lager erſchienen; die Schwaben ſtrömten herbei, ſelbſt Biſchof Ulrich ließ bei Nacht ſeine tapfren Ritter aus Augsburg ziehn, und Graf Dietpold, Ulrichs Bruder, führte jene ruhmgekrönte Schaar dem Könige zu. Doch die Lothringer fehlten, denn Erzbiſchof Brun hatte ſein Heer nicht zu dem anberaumten Tage dem Bruder zuführen können, überdies fürchtete er ſich ſein Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungern leicht dem Kampfe hätten entgehen und die Länder jenſeits des Rheins angreifen können. Auch die Franken jenſeits des Rheins, die einen weiten Marſch von Hauſe hatten, wurden noch vermißt: da erſchienen endlich auch ſie und an ihrer Spitze Konrad, der rühmlich wieder im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann, und, was er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heer, als er. Otto wollte den Kampf noch hinausſchieben, aber die Ungern ſtanden ihm zu nah, und es war ihm unmöglich, den ungeſtümen Muth ſeiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Faſt- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beiſtand für den Sieg zu erflehen, für den andren Tag aber Alles zum Kampfe rüſten.

Als nun das Zwielicht des andren Tags dämmerte — es war
10. Aug. Laurentiusfeſt, der 10. Auguſt — da ſtärkte ſich das Heer durch Gottesdienſt zu dem bevorſtehenden Kampfe. Der König warf ſich auf ſeine Knie nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, daß wenn ihm Chriſtus den Sieg über die Feinde ſeines Reichs verleihe, er in ſeiner Stadt Merſeburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daſelbſt begonnen hatte, zum Eigenthum weihen wolle; dann nahm der König von dem frommen Biſchof Ulrich das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben ſich bereitend. Alle im Heere entſagten feierlich aller Fehde und Feindſchaft untereinander und gelobten aufs Neue Treue ihren Führern und Hülfe und Beiſtand einander in jeglicher Noth. Die Fahnen wurden erhoben; luſtig wehten ſie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen 955.
jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Baiern; die waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich selbst, der auf dem Siechbette lag und die Führung der Seinen Anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des ganzen Heers. Der glänzendste und stärkste Zug aber von allen war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, da hatte noch nimmer der Sieg gefehlt; dicht umringten sie und den König eine Schaar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heers. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heers, war auch das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber es kam anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich bald selbst hintergangen. Ein Theil der Ungern hatte nehmlich zweimal den Fluß überschritten und so den Rücken des deutschen Heers umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatz erschien, sah er den Feind nicht allein *vor* sich, sondern er stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander; Viele sanken dahin in ihrem Blute, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich die Ungern auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht Stand. Und schon war der Feind im Rücken der königlichen Schaar angelangt, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungern in fester Ordnung zusammenstand. Da schickte Otto den tapferen Konrad mit den Franken ab, um dem Angriffe im Rücken zu begegnen. Furcht ergriff in dieser bedrängten Lage selbst die ältesten Krieger, die so oft im Schlachtgetümmel gestanden und gesiegt hatten. Aber Konrad fürchtete Nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen

955. Führer, bereit ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einfielen, zerstoben die Ungern; Viele bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich die Schaaren der Feinde in wilde Flucht; die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde, und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Muth jetzt beweisen müssen, denn „nicht fern von uns, sondern dicht vor unseren Augen stehen die Feinde. „Aber ich fürchte sie nicht; mit euch habe ich allenthalben in der „Fremde gesiegt, und sollte nun mit euch in meinem Lande und Reiche „den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns „die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung, denn meist sind „sie ohne Waffen; und ihnen fehlte die Hülfe Gottes, unsre beste Waffe! „Jene schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf „Gott und seinen Schutz. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir jetzt, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, „unser Reich den Feinden zu Lehn geben. Nein, besser ist es, ihr „meine wackren Streiter, wenn unser Stündlein geschlagen, ruhmvoll „im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen oder wie das Vieh sich hinwürgen zu lassen. Mehr „noch würde ich euch sagen, aber Worte werden eure Tapferkeit und „euren Muth nicht erhöhen. Laßt uns lieber jetzt mit dem Schwerdte, „als mit dem Munde reden!“ Darauf ergriff er seinen Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das ganze Heer ihm nach ritt auf die Ungern ein, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungern, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwerdt in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so stoben ihre Massen überall auseinander und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet waren, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen; aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten ihre letzte Zufluchtsstätte ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen.

Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. 955.
Das Lager der Ungern fiel noch an demſelben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erſt am Abend des blutigen Tags ſammelten ſich wieder die Deutſchen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfelde erſchlagen, auch ſein Neffe Reginbald. Der König betrauerte tief den Verluſt dieſer Braven; aber Keinen beweinte er mehr, als ſeinen Eidam Konrad, denn auch er war als ein Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er ſich in den Streit geſtürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erſchöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Auguſtſonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war ſein Wunſch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden geſtorben, die ſchwere Schuld hatte er mit dem höchſten Preiſe geſühnt. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einſt vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei ſeinen Vätern beſtatten. „Konrad," ſagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt ſeines Ruhmes voll; „alle Franken beklagten und beweinten ſein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geſchlechts, das ſpäter ein Jahrhundert lang auf Deutſchlands Thron geſeſſen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und froh bewillkommnete ihn die Stadt, die er von großer Angſt erlöſt hatte. Wie aber in Ottos Seele ſich Freude und Trauer miſchten, ſo war es auch in dem Herzen Biſchof Ulrichs; hatten doch ſein Bruder und ſein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröſtend ſtand ihm der König zur Seite und erfüllte ihm jeden Wunſch ſeiner Seele. Als der Morgen kam, da nahm Otto aus Ulrichs Händen abermals das Abendmahl, dann brach er ſogleich nach Baiern auf, dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn ſchon drängten die Schwärme der Ungern, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Oſten zu. Wer jedoch noch nicht über den Lech war, dem war ſchon das letzte Brodt gebacken, denn alle Fuhrten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König ſtreng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die ſchon hinüber waren, entrannen meiſt nicht dem Tode; überall lauerte auf ſie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Stadt die irrenden, unſtäten Schaaren, ſchnell kamen die Städter heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen. So fand eine große Menge am zweiten und drit-

955. ten Tage nach der Schlacht den Tod. Otto verfolgte die Ungern die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die gefangenen Feinde, und viele vornehme Ungern fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen ihr Oberfeldherr Pulszi, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlands und Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungern begrüßt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und zum Dankgebet zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner lieben Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungern in einer großen Feldschlacht von den Deutschen geschlagen und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich ganz von ihren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, fingen sie an sich in der schönen, fruchtbaren Donauebene, die sie gewonnen hatten, feste Wohnsitze zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Bald begannen sie sogar, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen zu verschanzen, denn sie hatten die deutsche Tapferkeit fürchten gelernt; dennoch drangen die in der Mark angesiedelten deutschen Kriegsleute nach und nach über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde hier in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte in dem Lande ob und unter der Enns die baiersche Ostmark festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Oestreich zu großer Macht und zu großen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oestreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des ungerschen Volks; in ihm beschließt sich, kann man so sagen, die Völkerwanderung, denn nach den Ungern hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der inneren Entwickelung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kul-

tur, die Rom in ſich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und 955.
mit ihrem Schwerdte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht geweſen; wie furchtbar hatte noch das geſammte Abendland zuletzt von der Zerſtörungswuth des allerwildeſten Geſchlechts, das jemals die Länder Europas durchſchwärmte, gelitten; jetzt aber war auch über dieſes Volk der glänzendſte Sieg gewonnen, und es zeigte ſich bald die Möglichkeit daſſelbe für jene chriſtliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenſchaftlichſten Wuth verfolgt hatte. Ottos Sieg befreite nicht das deutſche Reich allein, es befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungern, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten: dieſen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unausſprechlicher Freude und namenloſem Jubel.

---

c. Neue Kämpfe gegen die Wenden.

Mit Jubel und Freude empfing vor Allem Sachſen den König, als er dahin zurückkehrte. Denn lange hatte man hier in großer Furcht und Beſorgniß geſchwebt. Nicht wegen der Ungern allein, vielmehr noch wegen der Wenden, die unter Wichmanns und Ekberts Führung den Markgrafen Dietrich, Geros Stellvertreter, beſiegt und in die Flucht geſchlagen hatten. Ueberdies waren mannigfache Zeichen voll ſchwerer Vorbedeutung am Himmel geſehen. Hoffend blickte nun Alles auf Otto, und ſofort rüſtete er ſich zum Kriege gegen die Wenden.

Ehe aber das Heer auszog, wurde abermals über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, die ſo wenig die Gnade des Königs gedankt hatten. Ohne Schonung ſeien ſie jetzt; ſo beſchloß man in ihrer Abweſenheit, als Feinde des Reichs zu bekämpfen, doch wolle man ihrer Gefährten ſchonen, wenn ſie zurückkehrten und ſich unterwürfen. Als man dieſen Beſchluß faßte, erſchienen in der Verſammlung Geſandte der Wenden. In herkömmlicher Weiſe, meldeten ſie, wollte ihr Volk den Tribut zahlen, doch verlange es Herr zu bleiben im eigenen Lande; gewähre man ihnen dies, ſo würden ſie treue Freunde und Bundesgenoſſen ſein, ſonſt aber mit den Waffen ihre Freiheit behaupten. „Friede mag ſein," antwortete ihnen Otto, „aber „nur, wenn ihr gut macht, was ihr gefehlt." So entließ er die Ge-

955. sandten und führte sogleich sein Heer über die Elbe. Sengend und brennend drangen der König selbst und Gero tief in das Wendenland bis zur Rekenitz ein, denn hier und an der Peene waren die Hauptsitze der aufständigen Wenden. Auch Lindolf, der von schwerem Seelenkummer bedrängt sich nicht wie Konrad an der Ungernschlacht betheiligt hatte, ergriff jetzt wieder sein Schwerdt und stand an des Vaters Seite.

Wer dies Land kennt, weiß, es ist sumpfig und reich an Seen. Beschwerlich war es daher, hier den Krieg zu führen, und Otto gerieth zuletzt in große Gefahr. Denn als er an der Rekenitz lagerte, und wegen der sumpfigen Ufer nicht über den Fluß setzen konnte, wurde er im Rücken von wendischen Schaaren eingeschlossen, die ihm durch Verhaue den Weg versperrten, und vor ihm stand auf dem andern Ufer Stoinef mit einem Heere. Bald fehlte es auch an Lebensmitteln, und Hunger und Krankheit wütheten unter den Deutschen. Da nun die Noth täglich stieg, sandte Otto endlich Herzog Gero ab, um mit Stoinef zu unterhandeln: wolle er mit seinen Wenden sich unterwerfen, so solle er in Otto einen guten Freund, nicht einen Gegner finden.

Gero traf mit dem wendischen Häuptling zusammen. Sie trauten sich einander nicht; deshalb besprachen sie sich so, daß der eine auf dem diesseitigen, der andere am jenseitigen Ufer des Flusses stand. Gero grüßte zuerst, und der Wende erwiederte seinen Gruß. Dann aber sprach Gero stolz: „Ist es dir noch nicht genug, gegen „unser Einen den Krieg zu führen; sprich, wie kommt solche Kühn„heit dir bei, dich mit dem Könige selbst zu messen? Hast du denn „Männer und Waffen genug, um dich eines solchen Unternehmens zu „erdreisten? Doch wohlan, wohnt dir Kraft, Erfahrung und Muth „bei, so laß uns hinüberkommen, oder komme du selbst zu uns „herüber. Auf gleicher Wahlstatt mag sich dann zeigen, wer der „wackerste ist.“ Es knirschte Stoinef mit den Zähnen, schmähte und verhöhnte Gero, seinen König und das ganze Heer. Denn er wußte, sie waren in großer Noth, und er gedachte ihnen noch das Bad zu segnen. Da lief aber auch Gero die Galle über — denn er war ein Mann von heißem Blut und wallte gewaltig im Zorne auf — und er rief über den Fluß: „Wohl, morgen soll es sich zeigen, ob „du und dein Volk etwas werth sind, ja gewiß morgen werdet ihr „sehen, wie wir uns mit euch schlagen.“ Flugs eilte er dann zum Lager und meldete dem König, was geschehen war. Und Otto gedachte Geros Wort zu erfüllen.

Noch in der Nacht eröffnete der König den Kampf. Die Deut- 955.
ſchen ſandten Pfeile und Wurfſpeere über den Fluß, gleich als wollten ſie hier in der Nähe des Lagers den Uebergang über den Fluß erzwingen. Auch dachten die Wenden nicht anders und ſchaarten ſich dicht hier zuſammen, um Keinen über den Fluß zu laſſen. Aber ſie hatten Ottos Abſichten nicht errathen; denn er ſandte Gero eine gute Strecke vom Lager den Fluß hinab, und dieſer ſchlug hier an einer unbewachten Stelle mit Hülfe von Wenden aus der Inſel Rügen — die waren noch Heiden, halfen aber doch dem Könige in dieſem Kriege — in aller Eile drei Brücken und meldete dies dem Könige. Alsbald zogen ſich die deutſchen Ritter den Fluß entlang und gingen hier ohne Beſchwerde über die Rekenitz. Schnell folgten zwar die Wenden ihnen nach, aber ſie hatten mit ihrem Fußvolk einen weiten Marſch zu machen, und ermüdet und ungeordnet kamen ſie auf der Wahlſtatt an. Als es daher zum Schlagen kam, hielten ſie Ottos Rittern nicht Stand, ſondern wandten ſich eiligſt zur Flucht, auf der Viele vor dem Schwerdte der Deutſchen ſanken.

Stoinef hielt in der Nähe mit einigen Reitern auf einem Hügel, von dem er den Kampfplatz überſchauen konnte. Als er die Flucht der Seinigen ſah, ſuchte alsbald auch er das Weite und verbarg ſich im Dunkel eines Waldes. Hier traf ihn mit zwei ſeiner Diener ein Ritter Ottos, mit Namen Hoſed, und ſtellte ihn. Der Wende fiel von den Streichen des Sachſen; Hoſed hieb ihm das Haupt ab, nahm ihm die koſtbare Rüſtung und brachte Beides zum König. Auch einen der Diener, den er gefangen hatte, führte er dem Könige vor. Hoch belobte ihn dieſer wegen ſeiner Tapferkeit und gab ihm zwanzig Hufen Landes zu Lehn.

Indeſſen war auch das Lager der Wenden genommen und reiche Beute gemacht worden. Bis tief in die Nacht hinein währte das Schlagen und Schlachten. Es war der 16. October, St. Gallentag 16. Oct.
in demſelben Jahre, da Otto die Ungern geſchlagen.

Am Tage nach der Schlacht wurde Gericht gehalten über die Gefangenen. Oeffentlich wurde Stoinefs Haupt aufgeſtellt und bei demſelben ſiebenhundert Gefangene enthauptet; einem Rathgeber Stoinefs wurden die Augen ausgeſtochen und ihm die Zunge ausgeriſſen, ſo ließ man ihn hülflos unter den Leichen liegen. Ekbert und Wichmann waren durch die Flucht der blutigen Rache, die ihrer wartete, entkommen und ſuchten bei Herzog Hugo in Frankreich eine Zuflucht zu erlangen, die ſie dort auch fanden.

Das Blutbad, das Otto unter den Wenden angerichtet, ſchreckte

957. ſie doch nur auf kurze Zeit; denn Freiheitsliebe und Rachedurſt trieben ſie immer aufs Neue zu den Waffen. Schon im Jahre 957 mußte Otto abermals wider ſie zu Felde ziehen und heimkehren, ohne ſie völlig unterworfen zu haben. Bald zeigte ſich auch Wichmann wiederum in der Mitte der Wenden. Zwei Jahre lang hatte er in der Fremde mit ſeinem Bruder Ekbert gelebt. Da war es dem Erzbiſchof Brun gelungen, die Gnade des Königs für Ekbert zu erwirken, und froh kehrte dieſer zur Heimath zurück. Aber nun duldete es auch Wichmann nicht länger dort außen. Heimlich kam er in ſeine Heimath, um Haus und Hof und ſein liebes Weib noch einmal zu ſe-
958. hen, dann ging er von Neuem hinaus zu den Wenden. Zum dritten Male rückte gegen ihn im Jahre 958 ein ſächſiſches Heer aus. Viele jedoch in demſelben waren ihm freundlich geſinnt und brachten es dahin, daß er ſich Herzog Gero und deſſen Sohn freiwillig unterwarf. Gero erlangte, indem er ſich perſönlich für den tapferen, doch unruhigen Mann verbürgte, vom Könige, daß Wichmann frei zu ſeinem Hauſe und zu ſeinem Weibe zurückkehren durfte, aber mit einem furchtbaren Eide mußte er beſchwören, daß er nie wieder Etwas gegen ſeinen König und Herrn unternehmen wolle.

Auch in dieſem Jahre mußte noch mancher Wende bluten, doch gelang es immer noch nicht die Ruhe dauernd zu ſichern; noch zweier
959. 960. neuer Feldzüge bedurfte es in den beiden folgenden Jahren, um die deutſche Herrſchaft im Wendenlande von Neuem zu befeſtigen.

---

d. Innere Verhältniſſe.

955—960. Einſt konnte es ſo ſcheinen, als ob Otto mit ſeinen Söhnen die Regierung der deutſchen Länder theile; jetzt war der Einfluß, den ſie geübt hatten, vernichtet, ſie ſelbſt und die ganze Partei, die an ihnen einen Anhalt geſucht und gefunden hatte, hatten an dem königlichen Hofe alle Bedeutung verloren. Dagegen erhob ſich mehr und mehr zu einer ſelbſt für die Reichsgeſchäfte höchſt wichtigen Stellung die junge Königin Adelheid mit Allen, die ſich ihrer Gunſt erfreuten. Nächſt ihr galten bei dem Könige am meiſten ſeine Brüder Heinrich und Brun; jener von eben ſo ausgebreiteter Macht im Süden Deutſchlands, wie dieſer im Weſten, beide erprobt durch ihre ausdauernde Treue während des Bürgerkriegs.

Heinrich war wieder zu dem vollen Beſitz ſeines baierſchen Her-

zogthums und der Marken gelangt und hatte durch die Vermählung 955—960.
ſeiner Tochter Hedwig mit dem neuen Schwabenherzog auch auf die ſchwäbiſchen Angelegenheiten einen erheblichen Einfluß gewonnen. Je bedeutender Heinrichs Stellung war, je empfindlicher mußte für den König der Tod dieſes Bruders ſein, der eintrat, ehe noch die Ruhe im Innern völlig hergeſtellt war. Heinrich ſtarb am 1. November des Jahres 955 in den Jahren friſcheſter Mannskraft; er hatte noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht. Große Tugenden waren mit ſchlimmen Eigenſchaften in dieſem merkwürdigen Manne auf das Wunderbarſte gemiſcht, und ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſchwankten, ob ſie mehr ihn loben oder tadeln ſollten. Daß er ein tapferer Degen, ein entſchiedener, entſchloſſener Mann in allen Verhältniſſen des Lebens war, die Zügel der Herrſchaft mit Kraft ergriff, den Feinden des Reichs in tapferen Kämpfen zu begegnen wußte, konnte Niemand leugnen, aber Niemand auch die entſtellenden Makel ſeines Lebens verhüllen. Es iſt wahr, das Herz ſeines Bruders, dem er einſt nach dem Leben und nach dem Reiche ſtellte, hat er ſich wiederzugewinnen gewußt und durch große Verdienſte ſeine früheren Vergehen bei ihm in Vergeſſenheit gebracht, aber die Liebe des deutſchen Volks, das nicht mit Unrecht auch jenen furchtbaren Krieg zwiſchen dem Vater und ſeinen Söhnen ihm zur Laſt legte, hat er ſich niemals erworben. Die Baiern vornehmlich ſahen immer in ihm einen ſtrengen und harten Gebieter, deſſen Herrſchaft ihnen um ſo verhaßter war, als er nicht ihrem Stamme angehörte. Treue Freundſchaften ſuchte und fand er ſelten; die Brüder ſeiner Gemahlin waren es, die zuerſt gegen ihn die Waffen ergriffen.

Wie wenig Liebe auch Heinrich genoß, ein Herz ſchlug ihm mit immer gleicher Zärtlichkeit und Treue: das Herz ſeiner Mutter. Mathilde erhielt — ſo erzählt uns die ſpätere Biographie der Königin — die Trauerkunde von Heinrichs Tode zu Quedlinburg. Sie berief darauf ſogleich die Nonnen zur Kirche, forderte ſie auf für das Seelenheil ihres Sohnes zu beten und beugte ſelbſt ihr Knie zuerſt vor dem Altare: „O Herr,“ rief ſie aus, „erbarme dich der Seele „deines Knechts, den du von der Welt abberufen haſt! Gedenke, „wie wenig Freuden er im Leben genoſſen hat und wie faſt alle ſeine „Tage voll Kummer und Elend waren!“ Sie erhob ſich, wankte zum Grabſtein König Heinrichs, neigte ihr Haupt auf denſelben und ſprach unter Thränen: „O mein Herr und mein Gemahl, glücklich biſt du, „daß du dieſen Schmerz nicht mehr erlebteſt. Dich berührt jetzt das „bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, ſo oft

955—960. „ich des traurigen Tags deines Todes gedachte, mein einziger Troſt, „daß dieſer unſer geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, „deine Geſtalt und deinen Namen trug.“ Von dieſem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, das ſie ſeit dem Tode ihres Gemahls ſtets unter einem leinenen Ueberwurf trug, auf immer ab und zeigte ſich nur in Trauerkleidern; auch mochte ſie fortan kein Goldgeſchmeide mehr an ihrem Leibe dulden; ſie nahm an Spielen, wie ſie die Zeit liebte, keinen Antheil ferner, litt auch nicht, daß man weltliche Lieder vor ihr ſang, an geiſtlichen Geſängen allein fand ſie fortan Gefallen.

Baiern ging auf Heinrichs vierjährigen Sohn, der auch des Vaters Namen führte, in ſeinem ganzen Umfange nebſt den Marken über. Die Vormundſchaft über das Kind führte ſeine Mutter Judith, die Tochter Herzog Arnulfs; eine Frau, wie Widukind ſagt, von ſeltener Schönheit und wunderbarem Verſtande. Ihr erſter Rathgeber wurde alsbald der kluge Biſchof Abraham von Freiſingen, der einem im Herzogthume einheimiſchen Geſchlechte angehörte. Die Regierung Baierns gewann durchaus mehr jetzt einen den Stammesintereſſen entſprechenden Charakter, und der junge Herzog erwuchs im baierſchen Lande als Baier.

Nach dem Tode Herzog Heinrichs war der Einfluß, den Brun, „der große Biſchof,“ wie ihn Widukind nennt, auf ſeinen königlichen Bruder übte, keinem andren nur von fern zu vergleichen, aber Niemand war auch des unbedingten Vertrauens des Königs würdiger, als dieſer hochbegabte und treffliche Mann, auf den man mit immer neuer Bewunderung den Blick lenkt. Niemand durchſchaute tiefer die Gebrechen und Schäden der Zeit und wußte klarer die Mittel zu erkennen, um ſie zu heilen; Niemand war entſchiedener in der Geſinnung und doch ſo durch und durch von Verſöhnlichkeit und Friedensliebe beſeelt; ſo ſtreng Brun gegen ſich ſelbſt war, ſo nachſichtig zeigte er ſich gegen Andere; während ſeine Gedanken ſich am Liebſten zu der Anſchauung der himmliſchen Dinge aufſchwangen oder in das Studium der Wiſſenſchaften verſenkten, wachte er doch mit der größten Gewiſſenhaftigkeit über Alles und Jedes, was ihm an weltlichen Geſchäften in Kirche und Staat übertragen war.

Wir wiſſen, eine wie ſchwierige Aufgabe ihm geſtellt wurde, als er das lothringiſche Herzogthum erhielt, und mit welchem Geſchick er ſie während des Bürgerkriegs zu löſen wußte. Aber es fehlte viel daran, daß ſein unruhiges Volk ſogleich nach Konrads Unterwerfung zur alten Ordnung zurückgekehrt wäre; es ſtand nicht zu erwarten,

daß die übermüthigen Großen des Landes ohne Weiteres einem frem- 955—960.
den Prieſter, der mit einer ſo ungewöhnlichen Macht über ſie be-
kleidet war, unweigerlichen Gehorſam geleiſtet hätten. Allerdings
gab es eine ſtarke königliche Partei in dem Lande, aber es fehlte ihr
nicht an Widerſtand, und Hader, Unfriede und Miswollen zeigten ſich
an vielen Orten. Im Jahre 956 beſchied Otto deshalb die Bewohner
Lothringens nach ſeiner Pfalz Ingelheim und ließ ſich faſt aus allen
Städten Geißeln ſtellen; bald darauf kam er ſelbſt nach Köln und
hielt hier einen großen Landtag. Dennoch wurde ſchon im folgenden
Jahre der Landfriede wieder geſtört, und zwar gerade durch jenen
Reginar, an dem Brun im Anfange den feſteſten Halt gegen Konrad
gefunden hatte. Die Gewaltthaten, welche ſich der übermüthige
Mann mit den Seinen gegen die Kirchen und Klöſter im Lande er-
laubte, konnte Brun nicht ferner ſchweigend dulden und machte ſich
dadurch denſelben zum unverſöhnlichen Feinde. Gereizt und unzufrie-
den ohnehin, weil er für ſeine Dienſte nicht glaubte den gebührenden
Lohn erhalten zu haben, trat Reginar dem Erzbiſchof bald überall hin-
dernd entgegen und ſuchte ſogar an deſſen Schweſter, der Königin
Gerberge, ſeinen Unmuth auszulaſſen. Mehrere Güter, die einſt
Herzog Giſelbert gehört und von ihm als Morgengabe an Gerberge
verliehen waren, beanſpruchte Reginar jetzt als brüderliches Erbe
und machte zuletzt ſein vermeintliches Recht mit offener Gewalt gel-
tend. Brun nahm ſich indeſſen, wie billig, der Schweſter an, und
Reginar, der in Bruns Gefangenſchaft gerieth, mußte ſein verwegenes
Beginnen mit der Verbannung nach Böhmen büßen; im fremden Lande
fand der unſtäte Mann ſein Ende. Dann erhoben ſich noch einmal
im Jahre 959 mehrere vornehme Männer im Lande gegen Brun, als
er einige feſte Burgen, die ſie ohne des Königs Erlaubniß erbaut hat-
ten, niederreißen ließ; er wolle auch, erzählte man damals, dem Lande
neue und unerhörte Laſten aufbürden. An die Spitze der Aufſtändigen
ſtellte ſich jener Immo, der durch ſeine Liſten einſt ſo viel dazu bei-
getragen hatte, das Land dem Könige zu erhalten und der bis dahin
auch Bruns vertrauter Rathgeber geweſen war. Aber der Aufſtand 959.
wurde glücklich unterdrückt, und dann die Ausübung der herzoglichen
Rechte im oberen Lothringen dem Grafen Friedrich übertragen. Vom
Anfang des Bürgerkriegs an hatte ſich dieſer junge Mann mit ſei-
nem Bruder, dem trefflichen Biſchof Adalbero von Metz, treu zum
Könige gehalten und war ſeit dem Jahre 954 ihm durch Verwandt-
ſchaft noch näher getreten. Er vermählte ſich nämlich zu jener Zeit
mit Beatrix, einer Tochter Herzog Hugos von Franzien, mit der er

955—960. ſchon ſeit mehreren Jahren verlobt war. Friedrich übte ſeitdem, wie Godfried, deſſen Geſchäftskreis wohl jetzt erſt auf das untere Lothringen beſchränkt wurde, unter Bruns Aufſicht die herzogliche Gewalt und führte den herzoglichen Namen. Da in ähnlicher Weiſe, wie die Biſchöfe der Provinz unter Brun als Erzbiſchof ſtanden, dieſe Herzöge ihm untergeben waren, nennt ihn Ruotger „gleichſam einen „Erzherzog" und giebt ihm damit einen Titel, den Brun nie ſelbſt geführt und der zu ſehr irrthümlichen Auffaſſungen ſeiner Stellung Veranlaſſung gegeben hat. Die Theilung des Lothringerlandes, die damals zuerſt eintrat, erhielt ſich und wurde ſpäter noch weiter durchgeführt, da zur Zeit die Verwaltung von ganz Lothringen doch noch in Bruns Händen vereinigt blieb. Denn in der That war er nach wie vor die Seele von Allem, was in dem Lande vorging. „Er „theilte," ſagt Ruotger, „einem Jeden der Großen und der Beamten „ſeine Obliegenheiten zu, wies Jedem die Thätigkeit an, zu der ihn „ſeine Kräfte befähigten, aber Nichts gab es, wobei er nicht doch zu„gleich auch ſelbſt Hand angelegt hätte, und mit jener ungemeinen „Lebendigkeit und durchdringenden Kraft ſeines Geiſtes wußte er „ſtets das zu erfaſſen, was dem Wohl Aller am Beſten diente." Wohl nahm Mancher einen Anſtoß daran, daß Brun als Biſchof eine ſo ausgedehnte weltliche Verwaltung führte, aber es genügte einen Solchen auf die Erfolge dieſer Thätigkeit zu verweiſen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachdem jene Empörungen, von denen wir ſo eben ſprachen, beſiegt waren, herrſchte weit und breit ein Friede in dem Lande, wie man ihn niemals früher hier gekannt hatte.

Nicht minder erſprießlich und ſegensreich erwies ſich Bruns Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Provinz. Die alten und reichen Bisthümer und Klöſter derſelben waren ſeit geraumer Zeit faſt nur an die Söhne einheimiſcher Gewalthaber vertheilt worden; die großen Einkünfte und Güter der Kirchen waren unabläſſig der Zankapfel der Parteien, und die Macht, nicht die Würdigkeit entſchied bei der Beſetzung der geiſtlichen Würden; ein großer Theil des Kirchenguts war theils durch Gewalt, theils durch das Familienintereſſe der Biſchöfe in die Hände von Weltlichen gekommen; die Kloſterzucht war verfallen, und die Schulen, die früher hier in nicht geringer Blüthe geſtanden hatten, genoſſen kaum noch beſonderer Pflege. Manches war ſchon vor Brun geſchehen, um die kirchlichen Zuſtände des Landes wieder zu heben, aber mit durchgreifender Kraft und planmäßiger Sorgfalt wurde jetzt erſt die Sache angegriffen. Fremde Geiſtliche, namentlich Sachſen, zog Brun in das Land und

bildete ſich einen Klerus, der durch Unſträflichkeit des Lebens und 935—960.
geiſtige Bildung es werth war an die Spitze des Volks zu treten. Alte Klöſter, die in Verfall gerathen waren, wurden reformirt, daneben neue begründet, wie vor Allem aus Bruns eigenem Vermögen das nachher ſo berühmte Pantaleonskloſter zu Köln. Ueberall wurde auf die Errichtung von Kloſterſchulen Bedacht genommen, während zugleich die Domſchulen zu neuer Blüthe gediehen. Vor Allem glänzte durch wiſſenſchaftliche Bildung Köln ſelbſt; da wurden unter Bruns Augen jene Biſchöfe erzogen, um derenwillen Sigebert von Gemblour nach hundert Jahren das Zeitalter Ottos als ein glückliches preiſt: Dietrich von Metz, Heinrich und Ekbert von Trier, Gerard von Toul, Wikfried von Verdun. „Aber alle dieſe glänzenden „Sterne," ſagt Sigebert, „überſtrahlte Brun ſelbſt wie der hellblin„kende Morgenſtern." Es ließen ſich die Namen noch vieler anderer bedeutender Männer nennen, die Brun entweder ſelbſt gebildet hatte oder die doch mit ihm in einmüthigem Geiſte wirkten, wie Everaclus von Lüttich, deſſen Wahl nur mit großer Mühe durchgeſetzt war, und der treffliche Engrann von Cambray, den Brun aus Frankreich nach Lothringen gezogen hatte, nachdem er einen Verwandten des königlichen Hauſes, Berengar, der nicht im beſten Sinn das Bisthum verwaltet hatte, trotz aller Anſtrengung doch nicht auf ſeinem Sitze hatte behaupten können. Bald zeichnete ſich der lothringiſche Klerus an Bildung, Geſchicklichkeit in der Amtsführung und durch ſtrenge Kirchenzucht vor der geſammten Geiſtlichkeit des Abendlands aus, und dieſe planmäßige Reformation des geiſtlichen und geiſtigen Lebens in Lothringen hat für die Geſchichte der Welt die bedeutendſten und weitgreifendſten Folgen gehabt. Schon in den Jahren 962 und 967 wurden nacheinander zwei Metzer Domherren, Odelrich und Adalbero auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Reims, dem vornehmſten im Weſtfrankenreiche, erhoben, von denen der zweite beſtimmt war, ein neues Königsgeſchlecht dem Frankenreiche zu geben. Und ein Jahrhundert ſpäter beſtieg ein lothringiſcher Biſchof in Leo IX. den päpſtlichen Stuhl, deſſen Pontificat der Anfang einer neuen Aera der chriſtlichen Kirche wurde.

So ſehr die Angelegenheiten Lothringens Brun in Anſpruch nahmen, ſo war ſeine Thätigkeit doch in gleichem Maße den allgemeinen Reichsgeſchäften zugewandt, und vor Allem hatte er die Verhältniſſe des Reichs zu der Karolingerherrſchaft im Weſten faſt allein zu regeln und zu ordnen. Wir wiſſen, wie der Thron König Ludwigs ſchon ſeit geraumer Zeit nur durch den Einfluß ſeines mächtigen

955—960. Schwagers Otto noch gegen die immer wachſende Gewalt Herzog Hugos geſtützt wurde. Im Jahre 954 ſtarb König Ludwig in jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, und es ſchien jetzt der günſtigſte Augenblick für Hugo gekommen, ſich der lange erſehnten Krone zu bemächtigen. Aber es gelang Brun dennoch, ſelbſt Hugo für die Erhaltung der Herrſchaft in dem karolingiſchen Geſchlecht zu ſtimmen. So beſtieg Lothar, der ältere Sohn Ludwigs und der Gerberge, ein Knabe von zwölf Jahren, den Thron der Weſtfranken, während ſein jüngerer Bruder Karl, noch ein Kind in der Wiege, gegen die bisherige Sitte der Karolinger von der Thronfolge ausgeſchloſſen wurde. Hugo war zum Lohn für ſeine Zurückhaltung Aquitanien verſprochen worden, aber ſchon im Jahre 956 ſtarb er, ehe er noch den verlangten Preis hatte in Beſitz nehmen können. Hugo hinterließ vier Söhne: den älteſten, dem Vater gleichnamig und ſpäter Capet zubenannt, Otto, Heinrich und Odo, der dem geiſtlichen Stande beſtimmt war, ferner zwei Töchter: Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Oberlothringen, und Emma, die ſich bald darauf dem Herzog Richard von der Normandie vermählte. Wie zu erwarten ſtand, dauerte es nicht lange, daß die Königin Gerberge mit den Söhnen Hugos in die ärgerlichſten Streitigkeiten gerieth und den Beiſtand ihres Bruders Brun in Anſpruch nehmen mußte. Mit Heeresmacht zog daher Brun im Jahre 958 nach Frankreich und brachte endlich i. J. 960 einen Frieden zu Stande, nach dem Hugos Söhnen nicht nur die Lehen ihres Vaters, Franzien und Burgund, unverkürzt erhalten blieben, ſondern ihre Herrſchaft noch durch das Poitou vermehrt wurde, wogegen ſie Lothar als ihrem Lehnsherrn den Vaſalleneid leiſteten. Die alte Eiferſucht zwiſchen den beiden Häuſern dauerte natürlich fort, aber Brun, der Weſtfranken gleichſam wie eine Provinz des deutſchen Reichs überwachte, wußte mit großer Umſicht jeden gewaltſamen Ausbruch des gegenſeitigen Neids und der vererbten Selbſtſucht im Keim zu erſticken.

Auch die Kapelle des Königs und mit ihr die ganze in ihr dienende Hofgeiſtlichkeit war nach Bruns Erhebung zum Erzbisthum Köln unter ſeiner Leitung geblieben, und wenn er auch jetzt nicht mehr ſelbſt die Urkunden ausfertigte, ſondern die Kanzler hierfür in ſeine Stelle traten, behauptete er doch als Erzkanzler und Erzkapellan die oberſte Führung des ganzen Geſchäftsgangs. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, die in den Bürgerkrieg verwickelt waren, gingen ihres Einfluſſes auf die Kanzlei ganz verluſtig, und eine Zeit lang finden ſich nur Urkunden, in denen die Kanzler für Brun als Erz-

kanzler zeichnen. Als Wilhelm, König Ottos Sohn, zum Erzbisthum 955—960.
Mainz gelangte, wurde das bis dahin mit ſeiner Stellung verbundene Erzkanzleramt ihm zwar zurückgegeben, doch erlangte er ſchwerlich vor Bruns Tode einen überwiegenden Einfluß auf die Geſchäfte der Kapelle. Es iſt bereits darauf hingewieſen worden, wie dieſe recht eigentlich als die Bildungsſtätte der hohen Geiſtlichkeit anzuſehen war, indem aus ihr die erſten und wichtigſten Biſchofsſtellen beſetzt wurden; je mehr der König nun die einmal eingeſchlagene kirchliche Richtung in ſeiner Regierung des Reichs verfolgte und den Klerus gefliſſentlich zu den Staatsgeſchäften heranzog, je mehr mußte auch die Bedeutung des Mannes wachſen, der dieſe Pflanzſtätte der hohen Geiſtlichkeit begründet hatte und fortwährend leitete.

Die ganze Höhe der Stellung, die Brun in Ottos Reiche und an deſſen Hofe einnahm, tritt daher erſt dann hervor, wenn man ſich eines überaus wichtigen Wechſels und Umſchwungs bewußt wird, den der innere Krieg in den Regierungsgrundſätzen des Königs hervorgebracht hatte.

Nicht zum geringſten Theil war nehmlich der Krieg gerade durch jene conſequent durchgeführte Hauspolitik herbeigeführt worden, durch welche der König das alte Stammesherzogthum zu beſeitigen und die deutſchen Länder feſt der Krone zu verbinden geglaubt hatte. Sobald dieſe Politik aber das Reich in die ſchlimmſten Verwicklungen gebracht hatte und der Kampf im Hauſe des Königs ſelbſt ausgebrochen war, hatten ſich ſofort auch die Nachkommen der früheren Stammesherzöge von Neuem geregt, und der König hatte, was das Wichtigſte war, hier und da ſogar ſein eigenes Intereſſe mit dem ihrigen verbinden müſſen. Da zeigte ſich, daß die Macht des alten Herzogthums mit Nichten ganz gebrochen war; aber es war ſo wenig an der Zeit ſich mit dieſer Macht in einen neuen Kampf einzulaſſen, daß die Klugheit vielmehr rieth, ſich dieſelbe, ſo weit es möglich, zu gewinnen und dienſtbar zu machen. Zu einer völligen Herſtellung des alten Nationalherzogthums kam es zwar nicht, aber offenkundig kehrte Otto nach dem Kriege mehr zu den Grundſätzen ſeines Vaters zurück. Mit einer ausgedehnten, innerhalb ihres Gebiets faſt ſelbſtſtändigen Gewalt erſcheinen bald wieder an der Spitze der einzelnen deutſchen Länder einheimiſche Fürſten, zum Theil den alten Herzogsgeſchlechtern entſproſſen, zum Theil die Begründer neuer herzoglicher Dynaſtien. In Baiern trug den herzoglichen Namen der Enkel Arnulfs, und die herzogliche Gewalt übte Arnulfs Tochter; das Herzogthum war hier unmittelbar vom Vater auf den Sohn übergegangen, was in einer

955—960. Zeit die geneigt war, aus jedem Vorgang ein Gewohnheitsrecht zu bilden, leicht zu dem von Otto früher ſo beſtimmt beſtrittenen Grundſatz der Erblichkeit des Herzogthums zurückführen konnte. Ingleichen gehörte, wie erwähnt iſt, der neue Herzog von Schwaben einem dort einheimiſchen Geſchlechte an und war aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Sohn jenes erſten Herzogs Burchard, der einſt gegen König Heinrich die Waffen erhoben hatte. In Lothringen waren die Anſprüche Reginars zwar zurückgewieſen, aber dennoch hatten zwei einheimiſche und den Intereſſen des Landes engverbundene Große, Godfried und Friedrich, auch hier den herzoglichen Namen erhalten, und mindeſtens der zweite wurde der Gründer eines neuen herzoglichen Geſchlechts. Aehnlich, wie in Lothringen, geſtalteten ſich in Sachſen die Verhältniſſe. Das Land, ſo häufig den Einfällen der Wenden und Dänen ausgeſetzt, bedurfte zu ſeiner Vertheidigung einer beſonderen Leitung, da der König nur allzuoft die Grenzen deſſelben verlaſſen mußte. Die herzoglichen Rechte innerhalb ihrer Marken waren zwar ſchon längſt Gero und Hermann Billing übertragen, auch hatte der letztere während des inneren Kriegs in Abweſenheit des Königs als deſſen Stellvertreter in ganz Sachſen die herzoglichen Rechte geübt; jetzt aber wurde, um dieſelbe Zeit, als Friedrich Oberlothringen erhielt, Hermann förmlich zum Herzog von Sachſen ernannt. Es iſt zweifelhaft, ob er die herzogliche Gewalt in ihrem vollen Umfange über ganz Sachſen behielt; es ſcheint vielmehr, daß nur die öſtlichen Gegenden zwiſchen der Weſer und unteren Elbe ihm als Fahnlehn ertheilt wurden, während Weſtfalen unmittelbar unter der Krone blieb; jedenfalls wurde an der mittleren Elbe und in ſeinen Marken Gero von Hermanns Gewalt in keiner Weiſe berührt. Aber wie dem auch ſein mag, Hermann wurde, wie Friedrich, der Gründer eines neuen herzoglichen Geſchlechts, das bald nach ihm eine bedeutende Gewalt über alle Theile Sachſens übte. Daß dieſe neuen Herzöge, deren Gewalt vom König ſelbſt begründet war und hauptſächlich durch ſeine Macht geſtützt wurde, damals kaum den Gedanken faſſen konnten, ſich von der Einheit des Reichs zu trennen, liegt auf der Hand; aber kaum minder deutlich iſt es, daß durch ihre Einſetzung die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Länder dem Reiche gegenüber gekräftigt wurde und daß Otto mehr und mehr zu der einſt von ſeinem Vater befolgten Politik zurückkehrte, den Theilen des Reichs nach den Stammesunterſchieden in der Verwaltung ſo viel Freiheit einzuräumen, als der Beſtand des Ganzen nur immer zuließ. Niemals hat Otto die Erblichkeit des Herzogthums und der Grafſchaft förmlich anerkannt, aber er hat in ſeinen ſpäteren

Jahren erledigte Kronlehen doch kaum eingezogen und neu vertheilt, 955—960.
wenn der letzte Inhaber mannbare Söhne hinterließ, wofern nicht offenkundiger Treubruch zu ſtrafen war. In einzelnen Fällen, wie dies ausdrücklich bei dem Grafen Udo in der Wetterau erwähnt wird, ging der König ſogar ſo weit, den Lehnsträgern zu erlauben, die Reichslehen gleichwie ein Erbgut unter ihre Söhne zu vertheilen. Nicht wenige fürſtliche Geſchlechter, die ſich in den folgenden Jahrhunderten hervorthaten, laſſen ſich in der factiſchen Erblichkeit ihrer Grafſchaften und Reichslehen gerade bis auf die Zeit Ottos hinab verfolgen.

Indem der hohe Adel ſo wieder mehr in jenen lockeren Lehnsverband zurückkehrte, in dem er unter Heinrich zum Reiche geſtanden hatte, indem er ſich zugleich den provinziellen und lokalen Intereſſen der einzelnen Theile des Reichs von Neuem enger verbündete, konnte der königlichen Gewalt allerdings mit der Zeit durch die weitere Machtentwickelung des Adels ernſtliche Gefahr erwachſen, wenn das Reichsregiment nicht auf einer anderen Seite eine neue, feſte und zuverläſſige Stütze gewann. Otto, der mehr nothgedrungen als freiwillig auf die Wege ſeines Vaters zurückgekehrt war, ſuchte daher in derſelben Zeit, wo er es aufgeben mußte, Krone und Herzogthum zu Einem Intereſſe durch ſeine Familie zu verbinden, einen um ſo feſteren Bund zwiſchen Reich und Kirche herzuſtellen und dieſe Zwecke und Abſichten dieſer beiden Mächte unauflöslich zu verſchlingen und zu verflechten. Ruotger erzählt, daß Otto mitten im Bürgerkriege zu ſeinem Bruder Brun, als derſelbe ſo eben das Erzbisthum Köln angetreten hatte, geäußert habe: „Das tröſtet mich zumeiſt in meinen „harten Leiden, daß durch Gottes Gnade jetzt die Herrſchaft unſres „Hauſes mit dem Prieſterthum verbunden iſt, denn in dir iſt Prie„ſterthum und Königthum vereinigt.“ Und in der That war es die Perſönlichkeit Bruns, die es dem Könige erleichterte, ja man kann ſagen, vielleicht einzig und allein ermöglichte, den Gedanken, ſein Reich durch die Macht des Klerus zu ſtärken, in das Leben zu führen.

Vor Allem kam es darauf an, dem Könige unbedingt ergebene Männer auf die deutſchen Biſchofsſtühle zu bringen. Unerwartet ſchnell gelang, was gerade das Wichtigſte war, dies bei allen Metropolitankirchen. Mit Ausnahme Adeldags von Hamburg hatte Otto mit keinem der deutſchen Erzbiſchöfe vordem in engen Beziehungen geſtanden, er hatte vielmehr mehr oder minder mit allen in andauernden Streitigkeiten gelebt. Nun aber war im Jahre 953 Brun zu dem Erzbisthum Köln erhoben; Mainz erhielt im folgenden Jahre

955—950. Ottos eigener Sohn Wilhelm; im Jahre 956 wurde durch Rodberts Tod Trier erledigt und auf Heinrich, einen Schwaben, der dem königlichen Hauſe verwandt und Bruns Schüler war, ging das Erzbisthum über. Jene Familienpolitik, welche der König einſt bei der Beſetzung der Herzogthümer verfolgt hatte, übertrug er jetzt auf die Erzſtifte. Auch Salzburg wurde endlich dem geblendeten Herold durch eine Synode im Jahre 958 förmlich abgeſprochen und an Friedrich, aus einem gräflichen, königlich geſinnten Geſchlecht in Baiern entſprungen, von Otto übertragen. Obwohl Herold ſelbſt auf jener Synode in ſeine Abſetzung hatte willigen müſſen, trat er nichtsdeſtominder bald wieder mit Anſprüchen auf ſein Bisthum hervor, und ſchon um ſeiner Erhaltung willen mußte ſich Friedrich in der engſten Verbindung mit Otto erhalten. So ſtanden denn alle deutſchen Erzbiſchöfe in nahen perſönlichen Verhältniſſen zum Könige, und die erſten und älteſten Metropolen der deutſchen Länder waren in die Hände ſeiner Verwandten gekommen. Kann es da Wunder nehmen, wenn wir auch die anderen Bisthümer bald nur mit ergebenen Anhängern des Königs beſetzt und das deutſche Reich hierdurch mit der deutſchen Kirche in der innigſten Verbindung finden. Ueber ein Jahrhundert lang geht die Geſchichte der deutſchen Kirche faſt ganz in die Reichsgeſchichte auf, und dieſe iſt zum guten Theil in jener enthalten. Das ganze Reichsregiment nahm einen überwiegend kirchlichen Charakter an, und die deutſchen Biſchöfe erhielten ihre hauptſächliche Bedeutung gerade durch die Stellung, die ſie in dem Reiche bekleideten.

Es iſt neuerdings behauptet worden, das deutſche Reich ſei aus dem Organismus der römiſch-katholiſchen Kirche erwachſen und die Idee eines einigen deutſchen Volks ſelbſt ſei gleichſam im Schooße der römiſchen Kirche ausgebildet und von ihr in das Leben gerufen. Nur ein Schein der Wahrheit ſpielt um ſo phantaſtiſche Paradoxen. Das ſiegreiche Schwerdt, das die Zukunft der deutſchen Stämme vor den Barbaren des Oſtens ſchirmte, hat das deutſche Reich begründet, in dem und an dem die nationale Idee erwuchs und erſtarkte; nicht der Krummſtab war es, der die Einheit des deutſchen Volkes ſchuf. Nicht das gleiche Credo, das die Biſchöfe der deutſchen Länder dem römiſchen Papſte überſandten, war das erſte Band, das Deutſche mit Deutſchen zuſammenſchloß, ſondern der gleiche Lehnseid, den alle deutſchen Großen dem *einen* Könige und Herrn gezwungen oder freiwillig ſchwuren. Erſt als ſich zeigte, daß dieſes Band viel zu locker ſei, um die Einheit des Reichs zu erhalten und daß bei der Natur jener Zeiten alle Anſtrengungen, es ſtraffer anzuziehen, vergeblich ſeien;

erſt als alle Verſuche Ottos die großen Vaſallen wieder lediglich auf 955—960.
den Standpunkt von Reichsbeamten zurückzudrängen, geſcheitert waren: da erſt wurde die Kirche von Neuem, wie ſchon einſt für Pipin und Karl den Großen, auch für die deutſchen Könige ein wirkſames Mittel ihr Regiment zu befeſtigen. Als die Könige mit den Herzögen, Pfalzgrafen und Grafen das Reich nicht mehr zu regieren vermochten, fingen ſie an mit den Biſchöfen zu regieren; als jenen das Bewußtſein mehr und mehr entſchwand, daß ſie ein Reichsamt bekleideten, und ſie als den Anſpruch erhoben eine in ihrer Art ſelbſtſtändige Fürſtenmacht zu beſitzen, wurden die Biſchöfe neben ihnen zu mächtigen Beamten des Reichs erhoben. Je mehr in dem Reichsadel die Mannigfaltigkeit und Selbſtſtändigkeit der Stammes- und provinciellen Intereſſen kräftige Vertretung fand, je enger verband die Krone ihre nationalen Ideen mit den weltumfaſſenden Anſchauungen der katholiſchen Kirche. So entwickelte ſich im Grunde erſt aus dem deutſchen Reiche eine deutſche Kirche, die allerdings für die Entwickelung des nationalen Lebens von unermeßlicher Bedeutung geweſen iſt, die aber ein Jahrhundert lang von dem Glanz der Krone mehr Licht empfing, als ſie jener zu leihen vermochte. Nicht Scepter und Diadem, unter Krummſtab und Mitra geborgen, ſind das Emblem jener Zeiten; ſondern das gezückte Schwerdt mit der Krone, Crucifix und Brevier beſchirmend.

Was Otto durch ſeine Verbindung mit der Kirche bezweckte, liegt auf der Hand. Er wollte ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzöge und Grafen gewinnen in einem Stande, der ſich ſchon ſeiner Bedeutung nach über die beſonderen Intereſſen, welche jene vertraten, zu allgemeinen politiſchen Ideen und Anſchauungen erheben mußte und dem er überdies ſtets an ſeinem Hofe die ihm gefällige Richtung zu geben vermochte. Welcher Gewinn war es ferner, daß ſich in dieſem Stande die Idee einer erblichen Gewalt gar nicht bilden konnte und daß der König ſo immer aufs Neue Gelegenheit fand ihn zu ergänzen und in ſeinem Sinne umzugeſtalten! Wie freigebig er nun auch die Biſchöfe und Aebte mit Reichslehen ausſtatten mochte, es kehrte immer die Zeit wieder, wo das Vergabte heimfiel und in die Hand des Mannes gebracht werden konnte, dem man es zum Wohle des Ganzen am liebſten vertraut ſah. Ueberdies kam die ganze Summe von Bildung, geiſtiger Gewandtheit und Geſchäftskenntniß, die ſich in dem Klerus vereinigte, nun erſt vollends dem Reiche zu Gute, und die Krone konnte in den Augen des Volks, deſſen Geiſt und Gemüth vom Klerus beherrſcht war, nur an Bedeutung gewin-

935—960. nen, wenn daſſelbe Kirche und Staat in Eintracht erblickte. Die tiefere Richtung der Zeit war eine religiöſe, und indem Otto mehr und mehr ſeine Sache dem Klerus verband, folgte er nur dem richtig erkannten großen Zuge der Weltgeſchichte.

Aber je kirchlicher das Reichsregiment wurde, je weltlicher wurde mit Nothwendigkeit in dieſem Bunde die deutſche Kirche. Indem die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Vorſteher der Reichsabteien geradezu Reichsbeamten wurden, ſorgte auch der König dafür, daß ſie ihre Verpflichtungen gegen das Reich vor allen anderen erfüllten. Für ihre Reichslehen mußten ſie ihre Vaſallen zum Heere des Königs ſtellen, ja gegen die Strenge der Kirchenſatzungen oft ſelbſt mit ihnen in das Feld ziehen; unaufhörlich wurden ſie zu Hofe entboten und mußten zu allen weltlichen Geſchäften willig die Hand bieten. Endlich beruhte doch darauf hauptſächlich das ganze Verhältniß des Königs zum Klerus, daß er meinte mit unbeſchränktem Recht Herr deſſelben zu ſein. Er machte den Anſpruch, daß ohne ſeinen Willen kein Concil in dem Reiche berufen werde und kein Beſchluß des Klerus ohne ſeine Genehmigung geſetzliche Kraft habe, daß er neue Bisthümer gründen, die Biſchöfe ſelbſt ernennen und vor ſeinen Richterſtuhl ziehen könne, und übte alle darauf beruhenden Rechte in ihrem vollen und ganzen Umfange. Und doch ſtanden andererſeits alte Kirchenſatzungen — ächte ſowohl, wie jene untergeſchobenen des Pſeudoiſidors, deren Urſprung Niemand mehr kannte — mit dieſen Anſprüchen des Königs in dem ſchroffſten Gegenſatz, und die Geiſtlichkeit ſchien ſich für immer die Hände zu binden, indem ſie ſich dem Könige gleichſam in Dienſtbarkeit hingab.

Es ging damals ein friſcher, freier und lebendiger Zug durch die deutſche Geiſtlichkeit, die wahrlich höhere Dinge in das Auge faßte, als Menſchengunſt und äußere Vortheile. Es iſt deshalb nicht zu verwundern, wenn die Gefahr, die hier der Kirche drohte, recht wohl von ihr gefühlt wurde. Vor Allem wiſſen wir von Brun und Wilhelm ſelbſt, wie ſehr ſie eine Vergewaltigung und Verweltlichung der Kirche beſorgten. Widerſtrebend und nur Ottos dringenden Bitten nachgebend, übernahm Brun die Verwaltung des Herzogthums Lothringen, und in dem ſchon vorhin angeführten Brief an Papſt Agapet bezeichnet Erzbiſchof Wilhelm es unzweideutig als ein ſchlimmes Zeichen der Zeit, daß der Biſchof thue, was ſich für den Herzog und Grafen gebühre. Mit dem größten Erſtaunen lieſt man in demſelben Briefe, mit welcher Entſchiedenheit Wilhelm die Rechte ſeiner Kirche und der

deutschen Kirche überhaupt gegen die Eingriffe seines eigenen Vaters 955—960.
zu vertheidigen wagte.

Zum vollen Verständniß dieses überaus merkwürdigen Briefs ist es nöthig auf andere kirchliche Pläne, die damals des Königs Seele bewegten, hier näher einzugehen. Auf dem Schlachtfelde bei Augsburg hatte der König, wie erzählt ist, gelobt dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu Merseburg zu gründen und zugleich war der schon längst gehegte Wunsch, am Grabe Edithas ein Erzstift für die slawischen Länder zu errichten, wieder in ihm aufgetaucht. Alsbald sandte daher Otto, der damals die Verlegung des Halberstädter Bis- 955.
thums nach Magdeburg beabsichtigte, nach Rom, um die Genehmigung des Papstes hierfür zu gewinnen. Sein Bote war der Abt Hadamar von Fulda, der sich schon einmal im Jahre 947 als ein sehr geschickter Unterhändler bewährt hatte. Die Absichten des Königs bedrohten in gleicher Weise das Erzbisthum Mainz, wie das Moritzkloster zu Magdeburg, denn Halberstadt, zur Metropole erhoben, wäre der Mainzer Provinz entzogen, und die großen Schenkungen des Moritzklosters auf das neue Erzstift übertragen worden. Obwohl Papst Agapet erst vor Kurzem die Rechte des Moritzklosters ausdrücklich bestätigt und Wilhelm nicht nur zum apostolischen Vikar in Germanien und Gallien ernannt, sondern sogar auf das Nachdrücklichste in allen bisherigen Rechten und Ehren der Mainzer Kirche geschützt hatte, indem er ihm die Erlaubniß gab in apostolischer Machtfülle jeden Eingriff in diesen seinen Besitz mit dem Bann zu bestrafen, gelangte Hadamar dennoch in Rom zu seinem Ziele und brachte eine Bulle über die Alpen, welche dem Könige freistellte, die Bisthümer nach seinem Gefallen zu ordnen. Wie es scheint, führte Hadamar außer dem Pallium für Brun auch schon das für den Erzbischof der Zukunft mit sich. Da schrieb nun Erzbischof Wilhelm in der größten Aufregung jenen Brief an den Papst, in dem er ihm den Widerspruch der früher von Rom ertheilten Privilegien mit dieser Begünstigung von Ottos Absichten darlegte und dann so fortfuhr: „In die Verkür„zung unseres Bisthums und die Verlegung der Halberstädter Kirche „werde ich, so lange ich lebe, nimmer willigen; selbst wenn einer von „jenen falschen Propheten, die außen in Schafskleidern kommen, aber „innen reißende Wölfe sind, mit Gold und Edelsteinen bepackt nach „Rom geht und von dort zurückkehrend sich brüstet, er bringe so viele „Pallien heim, als er wolle, die kaufe man dort wie die Bücher — „ich weiß nicht, von wem, denn daß dies von Euch möglich sei, kann „ich nicht glauben — und wenn derselbe auch apostolische Briefe mit-

935—960. „bringt des Inhalts, daß es in apoſtoliſcher Machtvollkommenheit dem „Könige erlaubt ſein ſolle, Bisthümer zu ordnen, wie ihm beliebe. „Ich kann es nicht für angemeſſen erachten, daß ſolches ohne mein Wiſſen „geſchieht; ohne mein Wiſſen, der ich in ganz Germanien und „Gallien als der Erſte nach Euch in der Chriſtenheit beſſern ſollte, „was zu beſſern iſt, und Niemandem Rechenſchaft ſchulden ſollte, als „Euch. Wenn ſolche Beraubung unſerer Kirche wirklich in Eurer Abſicht „liegt, dann werdet Ihr doch zuvor erſt Briefe an unſern Herrn und „König, an mich als Euren Vikar, an Erzbiſchof Bruno von Köln „und an Erzbiſchof Rodbert von Trier ſenden, daß nach Eurem Willen „an einem beliebigen Orte — nach meinem Wunſche am liebſten zu „Mainz — ein Concil der heiligen Brüder zuſammentrete. Da wollen „wir denn zuerſt über den Zuſtand der heiligen Kirche verhandeln, „über die Biſchöfe, die geblendet und aus ihren Sitzen verjagt ſind, „über den blinden Herold, über Rather von Lüttich, der obwohl ka„noniſch und geſetzlich eingeführt, doch alsbald wie ein Pächter ohne „Grund weggejagt iſt, und über alle das wuchernde Unkraut, das „den Waizen der heiligen Kirche erſtickt. Und dann will ich zu Euch „kommen und Euch anrufen und mich gern zu fremden Völkern um „der Ausbreitung des Evangeliums willen ſenden laſſen, wenn ich „den Unſeren nicht mehr von Nutzen ſein kann. Das will ich lieber, „als die Leiden unſerer Kirche und der Heiligen mit anſehen, wenn „wirklich das Geld des Hadamar mehr vermögen ſollte, als die „fromme Stiftung des heiligen Bonifacius, unſeres Vorgängers, Eu„rer Vorgänger und unſerer Vorgänger; dann mag es eben ſo viele „Pallien, als Biſchöfe geben, aber ich will nicht mehr Biſchof ſein.“ Der Brief Wilhelms langte zu Rom erſt an, als Agapet verſtorben war, und deſſen Nachfolger, der auf anderen Wegen wandelte, beruhigte Wilhelm und verſprach Mainz in allen ſeinen Rechten und Ehren zu ſchützen. So ſtand der König in der That von der Ausführung ſeines Plans ab, und die Errichtung des Magdeburger Erzbisthums wurde abermals verſchoben.

In eine wie bedenkliche Abhängigkeit die Kirche vom Könige gerieth, entging hiernach Wilhelm gewiß nicht, und er ließ ſich ſogar in einem einzelnen, ihn beſonders betreffenden Falle bis zu jenem äußerſten Widerſtande gegen die Abſichten ſeines Königs und Vaters hinreißen. Aber dennoch finden wir gerade ihn als den entſchiedenſten Vertreter der Krone in allen Reichsgeſchäften, als ein äußerſt wirkſames Werkzeug den Bund zwiſchen Kirche und Reich herzuſtellen. Wenn nun Männer, wie er und in noch höherem Grade

Brun, alle ihre Kraft aufboten, um das Bündniß zwiſchen Reich 955—960.
und Kirche immer feſter und feſter zu ſchließen, ſo liegt der Grund dafür allerdings zum Theil in ihren perſönlichſten Verhältniſſen, aber nicht minder doch darin, daß ſie ganz von der Ueberzeugung durchdrungen waren, die letzten und höchſten Zwecke des Königs ſeien weſentlich keine anderen, als die, welche die Kirche zu allen Zeiten verfolgen müſſe; das Reich Chriſti auf Erden könne nicht anders in ſeinem Beſtande geſichert und weiter ausgebreitet werden, als durch die kaiſerliche Macht, der offenkundig Otto ſchon zuſtrebte. Das Reich Ottos ſchützen, ſtärken und mehren, war in ihren Augen gleichbedeutend mit der Befeſtigung und Ausdehnung des Reiches Chriſti. Und allerdings ſo war es, der Bund Ottos mit ſeinem Klerus war kein äußerlicher, bei dem es in bewußter Weiſe lediglich auf die Gewinnung äußerer Vortheile von der einen oder der andern Seite abgeſehen war, ſondern die Intereſſen des deutſchen Reichs und der chriſtlichen Kirche durchwoben und durchſpannen ſich in dieſer Zeit untrennbar auf die mannigfachſte Weiſe; faſt unbewußt und einem zwingenden inneren Drange gehorchend, ſchloſſen beide Theile einen Bund, der von den größten Folgen für unſere Geſchichte geweſen iſt. Denn auf ihm beruht es vornehmlich, daß das Episcopat in Deutſchland zu einer größeren weltlichen Macht gelangte, als in den andern Ländern Europas, und eine ſelbſtſtändige fürſtliche Gewalt viele Jahrhunderte hindurch behauptete; auf ihm nicht minder, daß das Kaiſerthum ſeine alte Bedeutung verlor, ſobald die Kirchenfürſten einen mächtigeren Herrn über ſich erkannten, als den Kaiſer. Die Folgen dieſer Vereinigung von Kirche und Reich waren wohlthätig, ſo lange beide wahr und aufrichtig dieſelben Zwecke verfolgten; ſie wurden im höchſten Grade verderblich, als die letzten Intereſſen der weltlichen Herrſcher und der Kirchenfürſten ſich trennten.

Bei dieſer Richtung, die Ottos Politik eingeſchlagen hatte, läßt es ſich leicht begreifen, daß Bruns Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten in ſtetem Zunehmen begriffen war, und man muß Ruotger, dem Biographen Bruns, vollkommen beiſtimmen, wenn er die Regierung des Reichs gleichſam als die gemeinſchaftliche Sache beider Brüder darſtellt. Vor Allem freilich lag es Brun ob, die tauglichſten Männer für die Beſetzung erledigter Bisthümer aufzuſuchen, aber auch auf die rein weltliche Verwaltung übte er den gewichtigſten und entſchiedenſten Einfluß aus. Ruotger ſpricht in dunkeler Weiſe von einer zum Heil aller Wohlgeſinnten errichteten Verbindung und meldet, alle die Fürſten und lokalen Gewalten, die ſich

955—960. in aufrichtiger Geſinnung dieſer Verbindung angeſchloſſen hätten, habe Brun ſeines beſonderen Vertrauens gewürdigt und ſie ſeinem Bruder vor Allen empfohlen; er ſelbſt aber habe ſich in ſchwierigen Fällen des Raths der Erzbiſchöfe Wilhelm und Heinrich bedient, und dieſe drei Kirchenfürſten habe man nicht allein zuſammen leſen, berathen und disputiren, ſondern auch gemeinſam in den Waffen zum Wohle des Reichs ausziehen ſehen.

Von beſonderer Wichtigkeit für die Ordnung der inneren Verhältniſſe des Reichs ſcheint ein Fürſtentag geweſen zu ſein, den Otto
958. abhielt, als er im Mai und Juni 958 zu Köln bei Brun verweilte, nachdem er kurz zuvor die Synode zu Ingelheim abgehalten hatte, in der Herolds Abſetzung von 16 Biſchöfen beſchloſſen war. Auf dieſem Fürſtentage wurde nach Ruotgers Zeugniß nicht allein über unruhige Unterthanen Gericht gehalten, während willfährige und treue Diener des Königs große Huld und Freigebigkeit erfuhren, ſondern es wurde auch eifrig und unabläſſig über den Zuſtand des Reichs Rath gehalten und in Betracht gezogen, wie die Macht deſſelben zu ſichern und zu erweitern ſei. Auf einer Verſammlung von Biſchöfen und weltlichen Großen, die im November deſſelben Jahrs zu Pöhlde gehalten wurde und zu der Männer aus allen Theilen des Reichs erſchienen waren, ſcheinen die zu Köln begonnenen Berathungen fortgeſetzt zu ſein.

Um die ſo wiederhergeſtellte Ordnung des Reichs, die auf neuen und dauerhafteren Grundlagen, als früher, beruhte, völlig zu ſichern, unternahm der König im Jahre 960 eine Rundreiſe durch die deutſchen Länder. Im Frühjahr war er in Franken, im Sommer in Lothringen, dann kehrte er nach Sachſen zurück und begab ſich zum Winter nach Baiern, wo er zu Regensburg das Weihnachtsfeſt feierte
961. und ſich noch die erſten Monate des Jahrs 961 aufhielt. Die Herzöge, die Biſchöfe und weltlichen Großen von Baiern und Schwaben erſchienen hier an dem Hofe des Königs und empfingen ſeine Befehle. Schon war der Wille deſſelben abermals über die Alpen zu gehen kaum ein Geheimniß mehr und wurde alsdann auf dem großen Reichstage, den Otto in der Mitte des Monats Mai zu Worms verſammelte, offen kundgethan. Hier wurde einſtimmig von den Großen des Reichs und dem Volke Ottos Sohn von der Adelheid, der den Namen des Vaters trug, obwohl damals erſt ein Knäblein im ſiebenten Jahre, zum König der Oſtfranken erwählt und am 26. Mai, am Tage des heiligen Pfingſttages, von den Erzbiſchöfen Brun, Wilhelm und Heinrich im Münſter zu Achen feierlich gekrönt. Es geſchah

auf derſelben Stelle, wo einſt der Vater die Krone empfangen, und 961.
wiederum erhob die Menge die Hände zum Himmel und rief: „Dem Könige Heil und Segen!“

So gelangte die innere Entwickelung, die wir verfolgten, zu ihrem Abſchluß. Die Zukunft des Reichs ſchien nun erſt wieder völlig geſichert, die äußeren Feinde waren überwunden, die innere Ordnung hergeſtellt, und nach zehnjährigen Kämpfen und Mühen ſtand Otto endlich wieder auf derſelben Höhe der Macht, die er ſchon zu jener Zeit, da er zum erſten Male die Alpen überſchritt, gewonnen hatte.

5.

Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums.

Nicht die Früchte, die ſchnell reifen, ſind es, die lange dauern, 961.
und ſelten ſind Unternehmungen, die auf den erſten Anlauf gelingen, von tiefgreifenden und nachhaltigen Folgen. Wie jeder Einzelne unſeres Geſchlechts nur im Schweiße ſeines Angeſichts von einer Stufe ſeiner Entwickelung zur andern gelangt, ſo ſteigen auch Völker nicht ohne harte Kämpfe und langes Ringen zu ungewöhnlicher Machtfülle auf. Ein Bürgerkrieg, voll der entſetzlichſten Gräuel; Verwüſtung des Landes durch innere und äußere Feinde; faſt völlige Auflöſung des ſcheinbar ſo wohlbefeſtigten Königthums: das waren die nächſten und unmittelbaren Folgen des erſten Zugs Ottos über die Alpen; in zehn Jahren hatte ſich das Reich nur langſam wieder zu der Machtſtellung erhoben, die es vordem ſchon beſeſſen hatte. Es ſchien dies gleichſam ein Vorſpiel zu ſein der furchtbaren Leiden und bitteren Kämpfe, die dereinſt noch Deutſchland aus der Vereinigung mit Italien erwachſen ſollten, und wohl hätte eine Warnung Otto und dem deutſchen Volke daraus entgegentönen können, eine ſo mühvolle und ſchmerzenreiche Bahn zu verlaſſen; aber das Mislingen des erſten Anlaufs war ihnen vielmehr ein Weckruf mit verſtärkter Macht auf jenes große Ziel loszuſtürmen, das ſie vor ihren Augen ſahen und von dem ihnen eine innere Stimme ſagte, daß ſie Nichts erreicht hätten, wenn ſie fern von demſelben blieben. Dieſes Ziel war das

961. Kaiſerthum und mit demſelben der Vorrang vor allen Völkern des Abendlands. Ob volle Ströme deutſchen Bluts deshalb floſſen und vollere nach dereinſt fließen ſollten, unſer Volk mußte ſein Geſchick erfüllen zu ſeiner eigenen Ehre und zum Wohle der Menſchheit.

Nie waren es flüchtige, leicht vorüberrauſchende Gedanken, die Ottos große Seele bewegten, und nachdem er einmal die Kaiſerkrone in das Auge gefaßt hatte, blieb ſie für alle Zeit das letzte Ziel ſeines Strebens. Wenn ihn auch lange innere Kriege, die Einfälle der Ungern, die Aufſtände der Wenden, die Herſtellung eines geordneten Zuſtands in ſeinen deutſchen Ländern, ſchwere Krankheiten, die in ſeinem Volke ausbrachen und die eine Zeit lang auch ſein eigenes Leben bedrohten, von weitausſehenden Unternehmungen abhielten, ſo verlor er die Angelegenheiten Italiens doch nie aus den Augen, und der Gang, den die Dinge daſelbſt nahmen, beſchäftigte unausgeſetzt im höchſten Maße ſeine Aufmerkſamkeit.

Als Berengar und Adelbert von Augsburg zurückgekehrt waren, hatten ſie niemals daran gedacht aufrichtig die beſchworene Lehnstreue zu halten. Sie fingen ſofort an die Biſchöfe, Grafen und die anderen Fürſten Italiens, welche Otto in hellen Haufen zugeſtrömt waren, als er über die Alpen ſtieg, für ihren Abfall zu züchtigen. Wie es ſcheint, ſuchten ſie einen Anhalt dabei in der freien Bevölkerung der Städte, wenigſtens beſitzen wir eine ſehr merkwürdige Urkunde, in der ſie den Einwohnern von Genua alle ihre Beſitzungen beſtätigen und ihnen das Privilegium ertheilen, daß kein Reichsbeamter in ihren Häuſern Etwas zu ſagen haben oder ſie beläſtigen ſolle; woraus mit Nothwendigkeit die Exiſtenz oder damalige Begründung einer ſelbſtſtändigen ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit und Verwaltung in dieſer Stadt zu folgern iſt. Wichtigeren Beiſtand aber, als ſie von der noch wenig organiſirten Einwohnerſchaft der Städte erhalten konnten, gewährte ihnen eine Zeit lang die Gunſt der Umſtände. Otto und Heinrich wurden durch die inneren Kriege im deutſchen Reiche ſo in Anſpruch genommen, daß ſie nicht daran denken konnten, die deutſche Lehnshoheit in Italien mit Erfolg geltend zu machen; nur mit Mühe gewann Heinrich ſeine Herrſchaft in den Marken von Verona und Aquileja wieder, mit der nach ſeinem Tode noch ſein Sohn belehnt wurde, die aber dann doch bald verloren ging. Indem Berengar und Adelbert ſich ſo auf der einen Seite von der für ſie drückenden Abhängigkeit befreiten, eröffneten ſich ihnen nach einer andern Seite ſogar lockende Ausſichten zur Erweiterung ihrer Macht.

Im Jahre 954 ſtarb Alberich, der Rom bis zu ſeinem Ende

mit unumſchränkter Gewalt beherrſcht hatte. Noch kurz vor ſei- 961.
nem Tode hatte er ſich von den Römern das Verſprechen geben laſſen, beim Tode Papſt Agapets ſeinen Sohn Octavianus, den ihm König Hugos Tochter Alda geboren hatte, auf den Stuhl Petri zu erheben. Octavianus war deshalb in den geiſtlichen Stand getreten; aber nichts deſto weniger ging beim Tode ſeines Vaters die volle weltliche Herrſchaft über Rom als ein Erbe auf ihn über. Bei der Stellung, die Alberich gewonnen und mit Feſtigkeit behauptet hatte, war ſein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, zumal ſeine Tyrannis an einen jungen Mann kam, der kaum dem Knabenalter entwachſen war. Papſt Agapet konnte jetzt oder nie hoffen der für ihn ſo drückenden Knechtſchaft des Tyrannen von Rom zu entkommen; Berengar und Otto gewannen zugleich eine Ausſicht auf die ewige Stadt, nach der ſie ſchon lange trachteten.

Bald nach Alberichs Tode hatte Otto, wie wir ſahen, ſeinen gewandteſten Unterhändler, Hadamar von Fulda, abermals nach Rom geſandt. Niemals hat der Papſt größere Gunſtbeweiſe Otto ertheilt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er zugleich ihn auffordern ließ, abermals über die Alpen zu kommen; aber der Zuſtand des Reichs feſſelte Otto noch daheim, und ſchon gegen Ende des Jahrs 955 ſtarb Agapet. Die Römer, ihrem Verſprechen getreu, erwählten zu ſeinem Nachfolger Alberichs Sohn, der unter dem veränderten Namen Johann XII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg. So vereinte denn Octavianus-Johann, der Papſt und Tyrann, die Fülle aller geiſtlichen und weltlichen Gewalt in der Stadt in ſeiner Perſon; zu der factiſchen Macht, die ſchon ſein Vater in derſelben beſeſſen hatte, war ein vollgültiger Rechtstitel gewonnen; unbeſtritten war Johann XII. jetzt dem Namen und der That nach der alleinige Herr Roms und des Patrimonium Petri, und es war nur die Frage, welchen Gebrauch er von dieſer Macht, wie ſie lange nicht, ja vielleicht nie vordem ein römiſcher Biſchof in der Stadt beſeſſen hatte, zu machen geſonnen ſei.

Johann XII. ſah ſich offenbar mehr als Alberichs Erbe, denn als Nachfolger des heiligen Petrus an; deshalb richtete er vom erſten Augenblick an ſein Augenmerk vor Allem darauf ſeine weltliche Macht in Italien zu ſichern und zu vergrößern; die großen Anſprüche des Papſtthums, die bisher nie ihre Erfüllung gefunden hatten, ſollten ihm hierbei als bequeme Handhabe dienen.

Die erſten Verſprechungen Pipins, nach denen die Herrſchaft faſt über das ganze mittlere und ſüdliche Italien dem römiſchen Biſchofe zugefallen wäre, waren bekanntlich unerfüllt geblieben; zu dem, was der

961. Stuhl Petri „nach altem Rechte besaß," — der Campagna mit der Meeresküste von der Tibermündung bis nach Terracina und Ceperano hinab, und davon nördlich dem römischen Tuscien, einem ausgedehnten Landstrich auf der rechten Seite der Tiber bis zum Meere hin — waren durch die verbriefte Schenkung Pipins selbst nur das Exarchat und die Pentapolis, der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, wirklich hinzugekommen; später hatten Pipin und Karl der Große dieser Schenkung dann noch einige Städte im langobardischen Tuscien, das Sabinerland und einige ziemlich werthlose Rechte im Herzogthum Benevent hinzugefügt. Schon in den Streitigkeiten mit Kaiser Ludwig II. wurde aber den Päpsten das Exarchat und die Pentapolis entrissen, und nur vorübergehend waren sie wieder in den Besitz dieser Länder gelangt. Es half ihnen wenig, daß ihnen Karl der Kahle über Capua, Benevent, das Herzogthum Spoleto und einige Städte in Tuscien, auf die sie noch kein bestimmtes Recht geltend machen konnten, eine Schenkung ausstellte, die er doch nicht in Erfüllung bringen konnte; sie blieben in der Folge in Wahrheit meist nur auf ihren alten, ursprünglichen Besitz beschränkt, und selbst Alberichs Macht reichte über diesen und das Sabinerland niemals hinaus. König Hugo hatte das Exarchat und die Pentapolis in Besitz genommen; die Herzoge von Tuscien und Spoleto erkannten die Hoheit des italischen Königs an; in Benevent und Capua herrschten langobardische Fürsten, die sich gemeinhin der Abhängigkeit von Constantinopel fügten. Auch Hugos Sturz brachte den Päpsten keinen namhaften Gewinn, denn Berengar und Adalbert behaupteten sich ungestört in dem Besitz des Exarchats und der Pentapolis, und die Herzöge von Spoleto und Tuscien sahen sich nach wie vor als Vasallen der italischen Könige an. So stand die weltliche Macht des Papstes in keinem Vergleich zu den rechtlichen Ansprüchen, die er erheben konnte, und es ist nicht zu verwundern, wenn ein junger, ehrgeiziger und unruhiger Mann, der den Stuhl Petri mit ererbter fürstlicher Gewalt bestieg, sich nach den Mitteln umsah, wie er jene Ansprüche durchsetzen konnte.

Es gelang nun gleich im Anfange seines Pontificats Johann XII. nicht nur den Markgrafen Hubert von Tuscien, der als natürlicher Sohn König Hugos seiner Mutter Stiefbruder war, an sich zu ziehen, sondern auch mit Theobald, dem Schwager Huberts, der das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino inne hatte, sich zu verbinden. Mit Unterstützung dieser Fürsten zog er alsbald gegen Capua, um das Recht des Stuhls Petri an diesem Fürstenthum und an Be-

nevent geltend zu machen. Capua und Benevent, damals von der- 951.
selben langobardischen Familie beherrscht, deren Seele Pandulf der Eisenkopf war, ein kräftiger Regent und tapferer Kriegsmann, wurden glücklich vertheidigt. Das Unternehmen des Papstes mislang; die Belagerung Capuas mußte aufgegeben werden; aber durch einen Bund mit dem Fürsten Gisulf von Salerno sicherte sich der junge Papst für die Folge einen Anhaltspunkt im südlichen Italien. Und schon richtete er seinen Blick auch nach dem Norden, wo ihm die Umstände günstig scheinen mochten das Exarchat wiederzugewinnen.

Denn etwa um dieselbe Zeit war Berengar wirklich von der deutschen Seite her von Neuem angegriffen worden. König Otto, der es nicht ruhig länger mit ansehen konnte, daß Berengar sich ungestört wieder in selbstständiger Macht befestigte, beschloß auf den Rath seines Bruders Brun i. J. 956 seinen unglücklichen Sohn Liudolf mit einem Heere über die Alpen zu senden. Mit Freuden übernahm Liudolf, dessen tiefbekümmertes Gemüth Brun durch herzliche Theilnahme aufgerichtet hatte, den Auftrag des Vaters. Seinen ersten Waffenruhm hatte er in Italien im Kampf gegen Berengar gesucht; es schien jetzt, als ob er die Bahn des Ruhms, die er sich zuerst erwählt, niemals aufgegeben hätte und als ob sich über eine schmerzliche Zeit, die er nachdem durchlebte und deren er nur mit Bitterkeit gedenken konnte, die Nacht der Vergessenheit breite. Otto verhieß überdies das Königreich Italien ihm zu überlassen, wenn ein glücklicher Erfolg seine Waffen begleite. Es war das nichts Geringes für den unglücklichen Königssohn, der sein Herzogthum und damit seine ganze Stellung im Reiche verloren hatte und der schon überdies einen Sohn heranwachsen sah, den er besorgen mußte um eine große Zukunft betrogen zu haben. Und dann — wie Viele hatten in jenem schrecklichen Kampfe gegen den Vater ihr ganzes Schicksal an das seine gekettet und sahen sich nun in allen ihren Hoffnungen getäuscht; sie hatten Ehre und Gut verloren und führten ein kummer- und schmachvolles Dasein in der Heimath. Auch diesen seinen Freunden konnte und wollte Liudolf jetzt helfen; sie sollten in der Ferne wiederfinden, was sie daheim verloren hatten.

Sobald Liudolf von den Alpen herabstieg, erhoben sich für ihn die zahlreichen Feinde Berengars. Dieser selbst stellte sich zwar diesmal mit seinem Sohne Adalbert zu einer Schlacht; aber das deutsche Heer siegte, und Pavia fiel. Noch einmal wagte im folgenden Jahre Jahre Adalbert einen Kampf, zum zweiten Male erlitt er eine Niederlage, und fast das ganze Königreich Italien unterwarf sich dem

691. tapferen Sohne Ottos, der durch ſeine Freundlichkeit und Milde ſelbſt die Herzen der Feinde gewann. Das Ziel ſchien erreicht. Der ſieggekrönte Jüngling, dem die Herzen des Volks zujubelten, hatte ſich, wie Ruotger ſich ausdrückt, „die Bahn zum Olymp geöffnet“: da befiel ihn plötzlich ein verderbliches Fieber, und ein ſchneller Tod raffte ihn in der Blüthe des Lebens dahin. Liudolf ſtarb, ehe er noch das dreißigſte Jahr erreicht hatte, den 6. September 957 zu Piumbia im Gebiete von Novara, unweit des Langenſees. Wer ſchildert die Trauer ſeiner Freunde und Mannen, war er doch ihre letzte Hülfe und Zuflucht geweſen! Sie verließen nun, ihres Führers beraubt, Italien; auf ihren Schultern trugen ſie die theure Leiche über die Alpen und ſetzten ſie in der Kirche des heiligen Albanus vor den Thoren von Mainz bei.

Weit durch alle deutſchen Lande erſcholl die Trauerkunde und weckte überall tiefes Leid. Denn man hatte den Jüngling trotz ſeines großen Fehltritts geliebt, wie keinen Andern. Niemand war je freundlicher und liebreicher gegen das Volk geweſen, als er; Niemand treuer ſeinen Freunden. Jedermann war überzeugt, was er auch gegen ſeinen Vater unternommen hatte, er hatte ihm immer treu die Sohnesliebe im Herzen bewahrt, hatte er doch ſeinen einzigen Sohn, der ihm, als er das Schwerdt gegen den Vater zog, geboren wurde, nach dem Namen des Vaters genannt. So reich an Tugenden war er, daß das Volk ſich einſt goldene Tage von ſeiner Herrſchaft verſprochen hatte; größer, meinte man, müſſe er werden, als je ein König vor ihm, und Keiner war unglücklicher geworden, als er.

Otto lag gerade gegen die Wenden zu Felde, als er den Brief mit der Trauerkunde empfing. Er weinte bitterlich über den Tod des Sohns; ein ſchweres Leid zu anderen, die damals ſein Vaterherz prüften. Von den drei Söhnen, die ihm Adelheid ſchnell nacheinander geboren hatte, waren zwei, Heinrich und Brun, früh geſtorben: Brun faſt zu derſelben Zeit mit Liudolf. Nur der dritte Sohn Adelheids, Otto, ein dreijähriges Kind, war noch am Leben und empfing, wie erzählt iſt, wenige Jahre nachher die Königskrone. Auf alle Weiſe ehrte Otto das Andenken Liudolfs; er wallfahrte bald zu ſeinem Grabe, ſah ſeine Wittwe und nahm den kleinen Otto, den einzigen hinterbliebenen Sohn Liudolfs, zu ſich. An ſeinem Hofe mit ſeinem eigenen Sohn ließ er den Enkel erziehen. Die beiden Knaben, die einen Namen führten und in gleichem Alter ſtanden, erwuchſen als Freunde. Aus dem unnatürlichen Hader der Väter entſproß in den

Kindern die innigſte Freundſchaft, die bis an das allzufrühe Ende 961.
beider unverbrüchlich beſtanden hat.

Berengar — denn zu ihm muß unſere Erzählung zurückkehren — gelangte, ſo tief Liudolf ſeine Herrſchaft erſchüttert hatte, doch bald wieder zum vollen Beſitz derſelben und wußte ſogar jene Marken, die er einſt abgetreten hatte, dauernd für ſich zu behaupten. Seitdem ſchwanden auch die Hoffnungen des Papſtes, Berengar aus dem Erzchat zu verdrängen; es gelang Berengar ſogar den Markgrafen Hubert von Tuſcien wieder für ſich zu gewinnen, vielleicht dadurch, daß Hubert die Mitbeiehmung über die Mark für ſeinen jungen Sohn Hugo erhielt. Seitdem war Berengar ſelbſt der angreifende Theil, und der Papſt gerieth in die größte Bedrängniß. Theobald von Spoleto, der noch mit dem Papſte verbündet war, wurde i. J. 959 von Berengar bekriegt und, wie es ſcheint, völlig überwunden; im folgenden Jahre fühlte ſich der Papſt in ſeinem eigenen Staate nicht mehr ſicher. Da beſchloß er endlich König Otto zu ſeinem Beiſtande über die Alpen zu rufen und ihm nun freiwillig die Kaiſerkrone anzubieten, die einſt ihm ſein Vater verſagt hatte.

Es hatte ſich hinreichend gezeigt, daß der junge Papſt wohl Ehrgeiz, Unternehmungsgeiſt und eine gewiſſe Geſchicklichkeit künſtliche Intriguen anzuſpinnen beſaß, aber nicht von fern die Klugheit und die Beſonnenheit ſeines Vaters. In den verwickelten Verhältniſſen, in die er verſetzt war, fühlte er ſich bald völlig rathlos. Es war die Unbeſonnenheit eines unerfahrenen Jünglings, als er ſich einer ihm weit überlegenen Macht in der thörichten Einbildung hingab, er werde ſich mit ſeinen ſchwachen Kräften ihr doch über kurz oder lang wieder zu entwinden wiſſen. Im höchſten Grade aber verſchlimmert wurde ſeine Lage durch das gräuliche Aergerniß, das ſein ſchamloſer Lebenswandel nicht der Stadt allein, ſondern der ganzen Chriſtenheit gab. Dieſes Jahrhundert hatte der Päpſte genug geſehen, die tief in weltliche Lüſte verſunken waren, und Niemand erwartete von einem italieniſchen Biſchof jener Zeit gerade eine beſondere Heiligkeit; aber zu einer ſolchen Gemeinheit und Niederträchtigkeit war noch niemals ein Nachfolger Petri herabgeſtiegen und mit Ekel wandten ſich ſelbſt die Italiener von dieſem Buben ab, der das höchſte Prieſterthum mit dem widrigſten Schmutze beſudelte. Mit einer Concubine ſeines Vaters, mit zwei liederlichen Schweſtern, mit vielen anderen Weibern aus den höchſten und niedrigſten Ständen lebte Johann in verbotenem Umgange; der Lateran war geradezu ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung geworden; man ſah dort den Papſt des

961. Teufels Minne trinken; man hörte ihn bei Jupiter, Venus und den anderen heidniſchen Göttern ſchwören. Die entfeſſelte Sinnlichkeit des gottvergeſſenen Heidenthums, wie ſie uns in Italien freilich damals überall entgegentritt, zeigte ſich gerade hier in ihrer abſchreckendſten Geſtalt und nahm auf dem Stuhle Petri ſelbſt Platz. Johann war politiſch wie moraliſch bereits völlig vernichtet, als er Otto zu ſeinem Beiſtande aufrief.

Die Geſandten des Papſtes — es waren der Diakon Johann und der Geheimſchreiber Azzo — trafen Otto zu Regensburg, als er daſelbſt das Weihnachtsfeſt des Jahrs 960 feierte. Mit ihnen erſchienen mehrere der erſten Männer des italiſchen Reichs, die zugleich Schutz gegen die Gewaltthaten Berengars bei dem deutſchen Könige ſuchten. Es waren der Erzbiſchof Waldpert von Mailand, den Berengar erſt gegen Manaſſe in ſein Bisthum eingeſetzt und dann, um Manaſſe herzuſtellen, verjagt hatte; ferner der Markgraf Otbert, einer der einflußreichſten Großen des Reichs, früher von Berengar hochbegünſtigt, dann um ſo härter verfolgt; mit ihnen die Biſchöfe von Como und Novara und viele weltliche Großen, die Berengars Zorn trugen. Klar wurde es, daß bei der launiſchen, tyranniſchen Politik der italiſchen Könige ihre Herrſchaft keineswegs ſo feſt begründet war, als es den Anſchein hatte.

Der Wunſch den rebelliſchen Lehnsmann zu ſtrafen, die ſo lange erſtrebte Kaiſerkrone zu erlangen, ſich den Willen des Papſtes dienſtbar zu machen, deſſen Beiſtand und Ergebenheit Otto bei der kirchlichen Richtung, die ſeine Herrſchaft gewonnen hatte, gar nicht mehr entrathen konnte, ließ Otto keinen Augenblick zögern der Aufforderung Johanns zu entſprechen und ſeine Hülfe ihm zuzuſagen. Er wußte ganz den unermeßlichen Vortheil zu würdigen, daß er ſo als Freund, nicht als Feind vor den Thoren Roms erſcheinen konnte, daß kein Vorwurf freventlicher Anmaßung an ihm haften würde, wenn ihm die höchſte Krone der Chriſtenheit freiwillig vom Papſte auf das Haupt geſetzt würde. Johann bot dieſe Krone freilich nicht ohne Bedingungen an, nicht ohne Sicherheit für ſeine Perſon zu verlangen; aber Otto ging ohne Anſtand auf dieſe Bedingungen ein und leiſtete die verlangte Sicherheit. Er ließ durch Geſandte dem Papſte eidlich verſprechen, er werde die römiſche Kirche mit ihrem Biſchof nicht nur nicht beeinträchtigen, ſondern vielmehr, ſo weit es ihm möglich, erhöhen; er werde niemals Johann ſelbſt in ſeiner Perſon oder in ſeiner Stellung Schaden zufügen; ohne Mitwiſſen und Beirath deſſelben keine Regierungshandlungen und Ernennungen in Rom und dem

römiſchen Gebiet vornehmen; ihm zurückſtellen, was von den Beſitzungen der römiſchen Kirche in ſeine Hand gelangen würde, und ſeinem dereinſtigen Statthalter in Italien auftragen, dieſe Beſitzungen mit allen Kräften dem Papſte zu wahren. Otto verſprach ſo dem Papſte jede Sicherheit für ſeine Perſon und gewährleiſtete ihm unbeſtreitbare Rechte, welche die Päpſte im Laufe der Zeit in der Stadt und in Italien gewonnen hatten. Aber nicht minder hielt er an den kaiſerlichen Rechten feſt und dachte nicht von fern daran, die ganze Gewalt in der Stadt in den Händen des Papſtes zu laſſen. 961.

Sofort rüſtete Otto nun zum großen Römerzuge. Nachdem er ſeinen Sohn zum König hatte wählen und krönen laſſen, ordnete er Alles für die Zeit ſeiner Abweſenheit. Seinem Bruder Brun übertrug er die königlichen Rechte in Lothringen, während in den anderen deutſchen Ländern ſein Sohn Erzbiſchof Wilhelm die Reichsgeſchäfte verwalten ſollte; der Obhut beider vertraute er zugleich den königlichen Knaben an. Alsdann ſammelte ſich des Königs Heer aus allen Völkern, die er beherrſchte, und ſelbſt Wenden zogen diesmal unter ſeinen Fahnen aus. Die Gemahlin des Königs, ein großer Theil des Adels, viele deutſche Biſchöfe begleiteten den Zug über die Alpen.

Im Herbſte des Jahrs 961 ſtieg Otto zum zweiten Male in die lombardiſche Ebene hinab. Er ſchlug denſelben Weg ein, den er einſt vor zehn Jahren verfolgt hatte, am Brenner vorbei durch das Etſchthal. Hier an der Klauſe, einem engen Paß an dem toſenden Strome, hatte Berengar ein großes Heer aufgeſtellt und gedachte Otto den Weg zu verlegen. 60,000 Mann ſollen bei Berengar geſtanden haben, aber im entſcheidenden Augenblick verweigerten ſie ihm den Gehorſam. Das Heer erklärte nur dann kämpfen zu wollen, wenn Berengar der Krone zu Gunſten ſeines Sohns Adalbert entſage. Berengar war hierzu bereit, aber ſeines Weibes herriſcher und trotziger Sinn war zu keiner Nachgiebigkeit zu vermögen. Das Heer zerſtreute ſich, und ungehindert ſetzte Otto ſeinen Marſch fort. Alle Städte, durch welche der Weg ihn führte, öffneten bereitwillig die Thore; die Biſchöfe und Grafen kamen Otto entgegen und huldigten ihm. Ohne allen Widerſtand hielt er mit großer Pracht ſeinen Einzug in Pavia und feierte hier mit großem Glanze das Weihnachtsfeſt. Die Angelegenheiten der Lombardei wurden geordnet, die von Berengar Vertriebenen hergeſtellt und der Markgraf Otbert zum Pfalzgrafen des Königs in dem italiſchen Königreich beſtellt.

Berengar und ſeine Familie hatten das Weite geſucht. Auf der

961. Flucht hatten ſie ſich, wie es ſcheint, abſichtlich zerſtreut. Berengar ſelbſt hatte die Burg San Leo zwiſchen Ancona und Foſſombrone beſetzt und in Vertheidigungszuſtand geſetzt; Willa ſchloß ſich auf einer kleinen Inſel San Giulio im See von Orta unfern des Langenſees ein; Adalbert und ſein Bruder Wido ſuchten die Burgen im und am Garda- und Comerſee zu bewahren. So mochten ſie Ottos Heer zu theilen und zu beſiegen glauben.

Aber Otto wandte ſich nicht gegen ſie, ſondern eilte diesmal das letzte Ziel ſeiner Wünſche ungeſäumt zu erreichen. Nachdem er den Abt Hatto von Fulda, Hadamars Nachfolger, an den Papſt
962. vorausgeſandt hatte, brach er ſchon im Januar ſelbſt gegen Rom auf. Auf dem Marſche durch Tuſcien ſtieß er nirgends auf Hinderniſſe, denn auch Markgraf Hubert, der in dieſer Zeit treu zu Berengar hielt, war flüchtig geworden. Ohne Widerſtand zu finden, rückte Otto als Bundesgenoſſe des Papſtes bis vor die Thore Roms.

Die alte Sitte erheiſchte, daß der Papſt dem Könige, der die Kaiſerkrone empfangen ſollte, wenn er auf der Neroniſchen Wieſe unter dem Monte Mario nahe der Peterskirche lagerte, den römiſchen Senat, d. h. die Beamten der Stadt, und die bewaffnete Bürgerſchaft zur Einholung entgegenſandte. Mit Kreuzen und Feldzeichen, Drachenköpfen auf hohen Stangen, zogen ſie im feſtlichen Zuge aus, und es begleiteten ſie die Corporationen aller Fremden, die in Rom angeſiedelt waren, jede in ihrer Sprache in Jubelliedern das frohe Ereigniß preiſend. Vornehme Jünglinge, den erſten Geſchlechtern der Stadt angehörig, bewillkommneten den König, küßten ſeine Füße und ließen ihn dann ein Pferd des Papſtes beſteigen, auf dem ſie ihn unter dem Zudrängen des Volks bis an die Stufen geleiteten, die zu dem Vorhofe der Peterskirche führten. Vor dieſem ſaß der Papſt auf einem goldenen Seſſel im vollen Ornat, auf beiden Seiten von einer zahlreichen Geiſtlichkeit umgeben. Nachdem der König das Pferd verlaſſen und die fünfunddreißig Marmorſtufen hinangeſtiegen war, erhob ſich der Papſt von ſeinem goldenen Seſſel, bot dem Könige die Lippen zum Kuß und reichte ihm brüderlich die Rechte. So traten ſie durch die ehernen Pforten des weiten Vorhofs, den man das Paradies des heiligen Petrus nannte, und gingen dem Hauptthor — das ſilberne hieß es — der Kirche entgegen. Ehe ſich aber daſſelbe erſchloß, gelobte der König dem Papſte, daß er in reiner Abſicht und aufrichtiger Geſinnung zum Heile der Stadt und der Kirche gekommen ſei, und beſtätigte ihm die Schenkungen der früheren Kaiſer. Unter dem Geſange: „Geſegnet, der da kommt im Namen

„Namen des Herrn!“ traten ſie dann in die feſtlich geſchmückte und 962.
hell erleuchtete Kirche, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hatte. Seit ihrer erſten Begründung durch Conſtantin hatten alle Jahrhunderte ſie geſchmückt und bereichert; die koſtbarſten Denkmale des Alterthums waren ihrer ſchönſten Zierden beraubt worden, um Sanct Peter auszuſtatten, alle Päpſte, Kaiſer und Könige hatten gewetteifert die reichſten Geſchenke am Grabe des heiligen Apoſtels darzubringen. Alles ſtrahlte von Marmor, Edelſteinen, Silber und Gold; mit der mannigfaltigſten Moſaikarbeit waren die fünf Schiffe der Kirche auf dem Boden und an den Wänden ausgelegt. Altar drängte ſich hier an Altar, Capelle an Capelle; aber keine heiligere Stelle war in dem reichen Gotteshauſe, als das Grab des heiligen Petrus und der dieſem Apoſtelfürſten geweihte Hauptaltar. Vier Porphyrpfeiler trugen das Gewölbe über demſelben, und vor ihm ſtanden zwölf ſchlank aufrankende Säulen; daneben aber ſtrahlte, hellblitzend in Diamanten, Rubinen und Smaragden, ein Kreuz von dem feinſten Golde, tauſend Pfund ſchwer, ein Geſchenk Papſt Leos IV. Zu dem Grabe des Apoſtelfürſten eilte der König, ſobald er die Kirche betrat, und warf ſich hier zum Gebete nieder. Segen und Gebet des Papſtes beſchloſſen die Feier. Darauf folgte ein feſtliches Mahl, das der Papſt dem künftigen Kaiſer gab, der dann noch einmal in ſein Lager vor der Stadt am Abend zurückkehrte. So wurde es am Tage der feierlichen Einholung gehalten; die Krönung ſelbſt fand aber erſt am folgenden Sonntage Statt. Da verſammelte ſich ſchon in der Frühe das Volk, alle Häuſer wurden mit Teppichen und Vorhängen geziert; die ganze Stadt gewann ein feſtliches Anſehen. Alles eilte nach der Leosſtadt, nach Sanct Peter hinaus, wo der König im Purpurmantel und mit goldenen Beinſchienen geſchmückt den Papſt erwartete. Der Papſt erſchien im vollen Ornat ſeines höchſten Prieſterthums. Nachdem der König geiſtliche Tracht angelegt, wurde er als Kleriker am Hauptaltar geſalbt und empfing Kaiſerkrone und Kaiſerſchwerdt. Die Kirche hallte von den lauten Glückwünſchen und dem Jubelruf der Menge wieder. Wenn dieſe verklungen waren, las ein Lector die Urkunde vor, welche der Kaiſer dem Papſt über die Beſitzungen des heiligen Petrus ausgeſtellt hatte, und durch reiche, mit Gold, Silber und Edelſteinen gezierte Geſchenke ehrte der Kaiſer den Nachfolger Petri, der mit der höchſten Krone der Welt ſein Haupt geziert hatte.

Mit ſolchen Feſtlichkeiten war König Berengar zuletzt in Rom empfangen und zum Kaiſer gekrönt worden, und gewiß nicht weſentlich anders wird der Hergang der Dinge geweſen ſein, als Otto da-

962. mals zu Rom empfangen und mit seiner Gemahlin am 2. Februar 962 in der Peterskirche feierlich zum Kaiser gesalbt und gekrönt wurde.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen glücklich erreicht. Die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit, die obere Leitung aller Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren, war ihm und durch ihn dem deutschen Volke zugefallen.

Sobald die Kaiserkrone auf dem Haupte Ottos ruhte, änderte sich seine Stellung zum Papste, zu Rom und zu allen Besitzungen der römischen Kirche. Welche Bedingungen er auch eingegangen war, er hatte niemals seine kaiserlichen Rechte in Rom und den Ländern des Papstes aufgegeben, noch war er gewillt dies zu thun. Er gab dem Papste allerdings Alles zurück, was diesem durch Andere entzogen und in seine Hand gekommen war, er versprach das noch Fehlende mit Waffengewalt beizubringen, bestätigte die Schenkungen der früheren Kaiser und fügte vielleicht neben den Ehrengeschenken an den Papst auch einige Städte seines Reichs dem Lande des heiligen Petrus hinzu, aber der Papst behielt in allen diesen Besitzungen, jetzt, wo eine wirklich kaiserliche Gewalt hergestellt wurde, kaum wesentlich andere Rechte, als der Besitzer jeder andern großen Immunität in dem Reiche. Das oberherrliche Recht, das Karl der Große und seine nächsten Nachfolger im Patrimonium Petri geübt hatten, nahm Otto nach seinem ganzen Umfange und nach seiner ganzen Schwere in Anspruch.

Es ist vielfach behauptet worden, Otto habe damals die Versprechungen Pipins wirklich in Kraft gesetzt und sich und seinen Sohn zur vollständigen Erfüllung derselben schriftlich verpflichtet. Auch ist in der That noch jetzt im Archive der Päpste eine prächtige, mit goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde vorhanden, die Kaiser Otto am 13. Februar 962 dem Papste ausgestellt haben soll und die fast alle jene Länder ihm zuspricht, die Pipin einst dem Stuhle Petri versprochen hatte. Aber diese Urkunde ist, wie Form und Inhalt beweist, ein betrügliches Machwerk, und nur weil man weiß, daß ein kundiges Auge leicht den Betrug entdecken würde, hütet man sie zu Rom noch heute mit ängstlicher Sorgfalt und verbirgt sie vor dem Blick gewissenhafter in den schriftlichen Denkmalen jener Zeit erfahrener Männer. Kaiser Otto hat das italische Reich in dem ganzen Umfange, in dem er es fand, sich und seinen Nachkommen erhalten und

kein Land deſſelben den Nachfolgern des heiligen Petrus überlaſſen, 962.
das ſie nicht ſchon zu den Zeiten Karls des Großen beſeſſen hätten.

Der Bund, den Otto und Johann geſchloſſen und der zur Herſtellung des Kaiſerthums geführt hatte, war nicht eine Gemeinſchaft von verſchiedenartigen, aber ſich doch gewachſenen Mächten, die ſich hätten ausgleichen können; nicht ein Bund, wie ihn Pipin und Karl der Große einſt mit den Nachfolgern Petri geſchloſſen hatte. Hier ſtellte ſich der unerfahrene Jüngling neben den in den härteſten Kämpfen des Lebens erprobten Mann, die ſelbſtverſchuldete Ohnmacht neben die durch Heldenmuth errungene und behauptete Machtfülle, das Laſter zur Seite der Tugend. Iſt es zu verwundern, wenn Zutrauen, Achtung und Treue von Anfang an in dieſem Bunde fehlten?

Otto durchſchaute Johann, noch ehe er die Thore der Stadt betrat. Als er ſeinen feierlichen Zug zur Peterskirche antrat, ſagte er zu ſeinem Schwerdtträger, dem jungen Ansfried von Löwen: „Wenn „ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, dann halte unverrückt „das Schwerdt meinem Haupte nahe. Ich weiß, meine Vorfahren „hatten oft die römiſche Tücke zu fürchten, und ein weiſer Mann beugt „dem Unheil bei Zeiten vor. Wenn wir zurückkehren, dann magſt „du ſelbſt am Monte Mario beten.“ Wenn ſich auch Ottos Beſorgniſſe damals als eitel zeigten, traute er doch dem Papſte ſo wenig, daß er ſich ſofort nach der Krönung von ihm und den hohen Beamten der Stadt eidlich verſprechen ließ, ſie würden ſich niemals mit Berengar und Adalbert verbinden. Auf die Gebeine des heiligen Petrus mußten ſie dieſen Eid leiſten, einen heiligeren und höheren Eid kannte man nicht.

So lange der Kaiſer in Rom verweilte, wagte Johann, wie Arges er auch ſchon im Herzen ſinnen mochte, mit keiner feindſeligen Handlung gegen ihn hervorzutreten; er beugte ſich vielmehr tief ſelbſt da vor der Ueberlegenheit des Kaiſers, wo er kraft ſeines geiſtlichen Amts ihm wohl hätte widerſtehen können und ſolcher Widerſtand zur Sicherung ſeines oberprieſterlichen Anſehens ſogar gerechtfertigt geweſen wäre. Es wurde in der zweiten Woche nach der Kaiſerkrönung eine Synode in der Peterskirche gehalten und in derſelben nach dem Willen des Kaiſers beſchloſſen, das Moritzkloſter zu Magdeburg in einen erzbiſchöflichen Sitz für die ſlawiſchen Länder zu verwandeln und zugleich in Merſeburg ein Bisthum zu errichten, das Magdeburg untergeordnet ſein ſolle; überdies wurde dem Kaiſer und ſeinen Nachfolgern das Recht zugeſtanden, Zins und Zehnten von allen Heiden, die ſie bekehrt hätten oder noch bekehren ſollten, zu vertheilen und dem Magdeburger,

962. Merseburger oder jedem andern Bischofssitze, den sie errichten würden, zu überweisen. Dies wurde unter dem 12. Februar durch eine Bulle des Papstes der gesammten deutschen Geistlichkeit eröffnet und Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Salzburg und Hamburg an das Herz gelegt, einträchtig mit allen Kräften Leibes und der Seele dem kaiserlichen Unternehmen förderlich zu sein. Auf derselben Synode, wie es scheint, wurde jener Hugo, der einst durch Ottos Einfluß aus dem Erzbisthum Rheims verdrängt und excommunicirt worden war, den aber jetzt nach Artolds Tode viele französische Bischöfe herstellen wollten, abermals von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Zu derselben Zeit wurde Rather, der durch Otto zum dritten Male in das Bisthum Verona eingesetzt war, als Bischof daselbst vom Papste anerkannt, obwohl sein Vorgänger noch am Leben war; ingleichen wurde die Absetzung des geblendeten Herold von Salzburg genehmigt und ihm unter Androhung des Bannes verboten die Messe zu lesen, Erzbischof Friedrich dagegen mit dem Pallium bedacht und in allen Gerechtsamen und Besitzungen seiner Kirche bestätigt; endlich wurde auch Erzbischof Heinrich von Trier das Pallium ertheilt, obwohl sich der Papst durch das von ihm übersandte Glaubensbekenntniß nicht hinreichend befriedigt erklärte. Es ist lediglich der Gedanke und der Wille des Kaisers, der durch dies Alles hindurchscheint und dem der Papst nur als Werkzeug diente.

Aber kaum hatte der Kaiser Rom verlassen — es geschah bereits bald nach der Mitte des Februars — da zeigte sich auch sogleich, wie gerecht das Mistrauen desselben gewesen war. Jetzt erst übersah der Papst die ganze Größe seines Verlusts und erkannte, wie sehr er sich in seinen Berechnungen getäuscht hatte. Um sich in seiner weltlichen Macht zu sichern, hatte er Otto gerufen, und dieser hatte die Herrschaft in der Stadt, die Johann für sein Erbtheil hielt, sofort in Anspruch genommen. Otto sollte vor Allem Berengar vernichten und hatte sich zuerst beeilt Rom in Besitz zu nehmen. Mit seinem geistlichen Ansehn hoffte der Papst dem Kaiser das Gleichgewicht zu halten, und dieser hatte ihn sogleich auch auf dem Boden der Kirche völlig in Schatten gestellt. Als Nachfolger Alberichs wie als Nachfolger des heiligen Petrus fühlte er sich durch den Bund, den er selbst geschlossen hatte, so gut wie vernichtet, und er beschloß kein Mittel unversucht zu lassen, um sich den Händen seines übermächtigen Schutzherrn schleunigst zu entwinden. So entspann sich zwischen Kaiser und Papst, nachdem sie kaum sich die Hände gereicht, ein erbitterter Kampf, der mit geheimen Machinationen begann, aber bald in den ar-

gerlichſten Scenen vor die Augen der Welt trat. Der Geſchichts- 962.
ſchreiber Liudprand, der durch Otto in ſeine Heimath zurückgeführt und zum Biſchof von Cremona ernannt war, hat uns den Verlauf des Kampfes, in dem er ſelbſt eine nicht unwichtige Rolle ſpielte, in ſeinem Buche „von den Thaten Kaiſer Ottos des Großen“ wenn auch nicht unparteiiſch, doch ſo richtig in allem Thatſächlichen geſchildert, daß man ohne Mühe die wahre Geſtalt dieſes überaus folgenreichen Zuſammentreffens zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum zu erkennen vermag.

Otto feierte das Oſterfeſt zu Pavia, wo er eine neue Synode hielt, auf der ohne Vorwiſſen des Papſtes, wie man annehmen muß, über mehrere kirchliche Angelegenheiten, ja ſelbſt zum Theil über ſolche, die zu Rom bereits erledigt waren, entſchieden wurde. Rathers Sache wurde noch einmal verhandelt, auch Hugo noch einmal excommunicirt, und endlich Honeſtus von Ravenna, der auf unrechtmäßige Weiſe die päpſtliche Beſtätigung und Weihe erlangt hatte, zu Gunſten ſeines noch lebenden Vorgängers Petrus entfernt. Niemand konnte es Johann verargen, wenn er in dieſen Vorgängen einen Eingriff in ſeine Rechte ſah. Dies mußte ihn aber um ſo mehr mit Beſorgniß erfüllen, als Otto augenſcheinlich die italiſchen Biſchöfe an ſich zu ziehen ſuchte, indem er ihre Immunitäten erweiterte und ihnen große Schenkungen ertheilte. Beſonders erfuhren ſeine Gunſt Wido von Modena, den Otto zu ſeinem Erzkanzler ernannte, und der Biſchof Hubert von Parma, der ſämmtliche Hoheitsrechte in ſeiner Stadt erhielt nebſt der hohen Jurisdiction eines Pfalzgrafen oder königlichen Sendboten. Es iſt das erſte beglaubigte Beiſpiel, daß ein Biſchof, jeder anderen weltlichen Gewalt entzogen, einzig und allein unmittelbar unter den König trat, und auf gleiche Linie mit den erſten weltlichen Reichsvaſallen geſtellt wurde.

Erſt im Sommer wandte ſich Otto gegen Berengar und die Seinen, vor Allem gegen Willa, die noch die Burg im See von Orta vertheidigte. Zwei Monate belagerte er ſie hier und zwang ſie endlich ſich ihm zu ergeben. Großmüthig ſchenkte er ihr die Freiheit; er hoffte, ſie würde ihren Gemahl bewegen die Waffen niederzulegen, aber das ehrgeizige Weib begab ſich nur zu Berengar, um ihn zu um ſo hartnäckigerem Widerſtande anzuſtacheln. Inzwiſchen bot Otto die oberitaliſchen Biſchöfe auf, um die Burgen am Garda- und Comerſee, die Berengars Söhne beſetzt hielten, zu umſchließen; er ſelbſt lag während des Monats Auguſt hier zu Felde, kehrte aber nach Pavia zurück, als die Belagerung ſich in die Länge zog. Es zeigte ſich,

962. daß Berengar nicht mit so leichter Mühe ganz zu überwältigen sei, und erst als Otto neue Verstärkungen seines Heers aus Deutschland erhalten hatte, zog er aufs Neue aus und wandte sich jetzt gegen Berengar selbst, der sich in der Burg San Leo zur verzweifeltsten Gegenwehr gerüstet hatte.

963. Bald nach Ostern des Jahrs 963 hatte Otto Pavia verlassen; er begab sich zuerst nach Ravenna, von dort aber sofort zur Belagerung von San Leo. Die feste Burg wurde von allen Seiten umschlossen, aber fruchtlos zog sich die Belagerung während des ganzen Sommers hin, obwohl sie mit geringen Unterbrechungen Otto selbst leitete. Auch die Burgen am Garda- und Comersee waren noch nicht gefallen, und schon war in Erfüllung gegangen, was der Kaiser längst besorgte: der Papst hatte sich mit seinen Feinden vereinigt und die beschworene Treue gebrochen.

Bereits zu Pavia hatte der Kaiser vernommen, daß der Papst mit Adalbert, der sich zu den Arabern in Garde-Frainet und Corsica begeben hatte, um sich ihres Beistands zu versichern, in Unterhandlungen getreten sei; er hatte darauf zuverlässige Männer nach Rom geschickt, um sich der Wahrheit des fast unglaublichen Gerüchts zu vergewissern. Allgemein hörten sie dort den Verrath des Papstes bestätigen und vernahmen zugleich die schlimmsten Klagen über den wüsten Lebenswandel desselben. Otto legte auf diese Klagen kein übergroßes Gewicht. „Er ist ein Knabe," sagte er, „das Beispiel „tüchtiger Männer wird ihn bessern." Auch die Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte, schlug er nicht hoch an, denn er fügte hinzu: „Erst müssen wir Berengar unterwerfen, dann wollen wir unsere vä„terlichen Ermahnungen dem Papste angedeihen lassen; ändert er sich „nicht aus Ueberzeugung, so wird er es mindestens aus Scham thun." Bald darauf aber wurden zu Capua Gesandte des Papstes festgenommen, die mit Briefschaften an den griechischen Kaiser und die Ungern versehen waren; aus diesen Briefschaften ging hervor, daß der Papst mit dem Kaiser zu Constantinopel und mit den Ungern in einen Bund gegen Otto zu treten gesonnen sei. Otto hatte offenkundige Beweise der Schuld des Papstes vor sich, dennoch zeigte er auch jetzt noch die größte Langmuth gegen den treulosen Jüngling.

Johann, der Nachricht davon erhalten hatte, daß seine Ränke verrathen seien, hegte den Verdacht, daß zwei jener Gesandten sich freiwillig in Ottos Gewalt gegeben und ihre geheimen Aufträge ihm vertraut hätten. Es war jener Cardinaldiakon Johann, den er einst an Otto über die Alpen geschickt hatte, und der Bischof Leo, der mit

jenem nach Conſtantinopel geſchickt war. Um ſich hierüber Gewißheit 963.
zu verſchaffen und zugleich den Kaiſer auszuforſchen, ſchickte der Papſt eine Geſandtſchaft an ihn ab, die Otto vor San Leo fand. Die Geſandten betheuerten, daß der Papſt die gegen ſeinen Lebenswandel erhobenen Klagen zum Theil als gerecht erkenne und in der Folge nicht Anlaß zu gleichen Beſchwerden geben werde; zugleich aber erhoben ſie auch Beſchuldigungen gegen den Kaiſer ſelbſt, weil er einerſeits ſein gegebenes Verſprechen verletze, indem er in den Beſitzungen des heiligen Petrus ſich und nicht dem Papſte huldigen laſſe, andererſeits treuloſe Unterthanen des Papſtes, wie den Biſchof Leo und den Cardinaldiakon Johann, bei ſich Aufnahme gewähre. Der Kaiſer ließ ſich herab gegen dieſe Beſchwerden ſeine Unſchuld zu betheuern. Er habe verſprochen, ſagte er, alle Beſitzungen, die dem heiligen Petrus gehörten, dem Papſte zurückzuſtellen, eben deshalb ſuche er ſie jetzt zu erobern und in ſeine Gewalt zu bringen; er könne doch dem Papſt dieſe Länder nicht geben, ehe er ſich nicht ſelbſt in ihren Beſitz geſetzt hätte. In Betreff der Geſandten ließ er dem Papſte melden, daß ſie zu Capua angehalten und der Inhalt ihrer Botſchaften ihm dadurch bekannt geworden ſei; doch habe er ſie perſönlich nicht geſehen, noch bei ſich aufgenommen. Zu vollſtändiger Bekräftigung deſſen ſchickte er ſogar die Biſchöfe Landward von Minden und Liudprand von Cremona in Begleitung mehrerer Ritter nach Rom, daß die Biſchöfe ſeine Unſchuld beſchwören, die Ritter durch einen Zweikampf ſie erhärteten, wenn der Papſt dies verlange. Aber der Papſt verlangte weder Eid noch Kampf; er war von der Unſchuld des Kaiſers ſo feſt überzeugt, wie ihn ſelbſt das eigene Gewiſſen verdammte.

Bald darauf wurden Adalbert die Thore Roms eröffnet. Von Juli.
den Arabern kam er zum Papſte und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Als Otto dies vernahm, theilte er, ſobald nur die Jahreszeit ihm den Marſch gegen Rom möglich machte, ſein Heer; einen Theil deſſelben ließ er vor S. Leo zurück, mit der Hauptmacht aber brach er im September gegen den Papſt auf. Im October bezog er ein Lager vor der Stadt; der Papſt und Adalbert flüchteten, nachdem ſie einen Theil des Schatzes von S. Peter mit ſich genommen hatten; am 2. November 963 zog Otto zum zweiten Male und diesmal als Sieger über den Papſt und die ihm verbündeten Römer in Rom ein.

Otto benutzte ſeinen Sieg, wie ſich gebührte; er ließ nicht allein die Römer Geißeln ſtellen und das Gelöbniß der Treue erneuern, ſie mußten ihm überdies einen Eid ſchwören, daß ſie niemals fortan einen

963. Papst wählen und weihen wollten ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfange selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. Indem die Verleihung des Primats Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhing, wie die Verleihung der Erzbisthümer und Bisthümer in seinen deutschen und italischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom erst dauernd befestigt, sondern zugleich die ganze abendländische Kirche in Abhängigkeit von ihm versetzt. Welcher Gewinn mußte es nicht schon für ihn sein, daß die deutsche und italische Kirche keinen anderen geistlichen Oberen mehr erkannte, als den er selbst gesetzt hatte; aber auch weit über die Grenzen seines Reichs hinaus war das Gebot dieses seines Papstes von entscheidender Wichtigkeit. Wie es die Folge bewährte, war die ganze Kirche des Abendlandes damit in seine Hände gegeben.

Otto ging sogleich weiter. Er trat als Richter des Papstes auf, indem er eine Synode zum Gericht über ihn versammelte und selbst in derselben den Vorsitz führte. Wenn auch von den Karolingern dies Recht anfänglich geübt war, so war es doch seit den pseudoisidorischen Decretalen den Kaisern mit Erfolg bestritten worden, ja der Stuhl Petri hatte sich selbst zum höchsten Tribunal über alle weltlichen Gewalten erhoben. Gerade hundert Jahre waren verflossen, seit Nicolaus I., jener gewaltige Pontifex, über das sittenlose Leben König Lothars II. sich zum Richter aufgeworfen hatte. Wenn die günstigsten Umstände damals sein kühnes Unterfangen zum glücklichen Ausgang leiteten, so war das Kaiserthum jetzt in noch bei weitem vortheilhafterer Lage, als es sich zum Richter des Papstthums aufwarf. Denn kaum war jemals so tief das Königthum gesunken, als das Papstthum in diesem ruchlosen Jüngling. Welche Verpflichtungen auch Otto gegen ihn eingegangen sein mochte, er war ihrer vollständig enthoben, seitdem dieser Papst des Meineids überführt war und zum Verderben des Reichs nicht allein einen Bund mit den heidnischen Ungern hatte eingehen wollen, sondern auch Adalbert, den Bundesgenossen der Araber, bei sich aufgenommen hatte. Hätte Otto den treulosen Genossen der Ungläubigen ohne Weiteres seines heiligen Amtes entkleidet, wer hätte ihn tadeln mögen? Aber Otto zog es vor eine Kirchenversammlung über ihn richten zu lassen und ließ den Papst selbst zu derselben berufen.

Am 6. November wurde die Synode in der Peterskirche eröff-

net, und der Kaiſer ſelbſt führte den Vorſitz. Die Erzbiſchöfe von 963.
Mailand, Ravenna und Hamburg waren zugegen, der erkrankte Patriarch von Aquileja ließ ſich in der Verſammlung vertreten, 36 italieniſche Biſchöfe, 2 deutſche hatten ſich eingeſtellt, überdies die ganze römiſche Geiſtlichkeit und die Beamten des Laterans; ſelbſt die Laien waren in großer Anzahl zugelaſſen, Viele vom römiſchen Adel und die ganze römiſche Stadtmiliz: man beabſichtigte der Handlung die größte Oeffentlichkeit zu geben. Der Papſt hatte ſich, wie zu erwarten ſtand, nicht geſtellt, und der Kaiſer eröffnete die Sitzung damit, daß er nach den Gründen ſeines Ausbleibens fragte. Man antwortete ihm, die Gründe ſeien offenkundig, denn der Papſt ſuche ſeine Verbrechen nicht einmal mehr zu beſchönigen. Hierauf verlangte der Kaiſer, daß dieſe Verbrechen im Beſonderen bezeichnet würden, damit man auf Grund derſelben Beſchluß faſſen könne.

Sofort erhob nun ein Cardinalprieſter die Beſchuldigung, er habe geſehn, daß der Papſt die Meſſe gehalten habe, ohne das Abendmahl zu nehmen; Andere ſagten aus, ſie hätten ihn einen Diakonen im Pferdeſtall zu ungebührlicher Stunde weihen ſehen. Der Cardinaldiakon Benedict und andere Diakonen und Prieſter traten aber mit einer förmlichen Anklageſchrift auf, die verleſen wurde. Der Papſt, hieß es in derſelben, habe für Geld die Biſchofsweihen ertheilt, in Todi einen Knaben von zehn Jahren zum Biſchof geweiht, die Kirchen beraubt, allgemein ſei ſein unzüchtiges und liederliches Leben bekannt, öffentlich ſei er auf die Jagd gegangen, ſeinen Pathen Benedict habe er geblendet, worauf bald deſſen Tod erfolgt ſei, einen römiſchen Geiſtlichen habe er entmannt, Brandſtiftungen angelegt, mit Schwerdt, Helm und Panzer ſich bekleidet. Dann riefen Alle noch, der Papſt habe des Teufels Minne getrunken, beim Würfelſpiel die heidniſchen Götter angerufen, die Metten und Horen verſäumt und es unterlaſſen ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu ſchützen.

Welches Sündenregiſter, und doch waren die weſentlichſten Punkte, auf die es dem Kaiſer am Meiſten ankam, in demſelben nicht einmal berührt! Otto ließ der Verſammlung durch den Biſchof Liudprand, da er ſelbſt die lateiniſche Sprache nicht ſprechen konnte, erklären: hochgeſtellte Perſonen ſeien, wie er ſelbſt erfahren habe, oft der Verleumdung ausgeſetzt; dies ſei auch hier möglich, und er wolle bei Allem, was ihm heilig ſei, nicht dulden, daß dem Papſte irgend ein Verbrechen zur Laſt gelegt werde, das dieſer nicht wirklich begangen habe und das nicht durch die glaubwürdigſten Zeugen darzuthun ſei. Alle verbürgten ſich darauf mit den höchſten Verſicherungen für Alles, was

963. in der Anklageschrift des Benedict enthalten sei, und was den letzten Punkt derselben beträfe, so hätten die Krieger des Kaisers selbst noch vor fünf Tagen den Papst, mit Schild, Helm und Panzer bewaffnet, herumziehen sehen und nur der Tiber habe verhindert, daß sie sich nicht seiner Person in diesem Aufzuge bemächtigt hätten. Der Kaiser bestätigte das und gab alsdann dem Vorschlage seine Zustimmung, den Papst vor die Versammlung zu berufen, damit er sich selbst gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen könne. Der Brief wurde abgefaßt, in demselben die wichtigsten Punkte der Anklage dem Papste mitgetheilt und ihm zugleich Sicherheit geboten, daß er kein anderes Urtheil zu befürchten habe, als was den Kirchengesetzen gemäß sei.

Die Citation gelangte an den Papst, aber fern davon ihr Folge zu leisten, schrieb er den Bischöfen kurz zurück: „Wir haben gehört, „daß ihr einen anderen Papst einsetzen wollt; unterfangt ihr euch „dessen, so banne ich euch im Namen des allmächtigen Gottes, so „daß ihr fortan nicht mehr die Weihen ertheilen, noch die Messe hal„ten könnt." Der Synode, die er nicht berufen hatte, verweigerte er jede Anerkennung.

In der zweiten Sitzung der Synode, die am 22. November abgehalten wurde und in der die Zahl der Kirchenfürsten noch durch den Erzbischof Heinrich von Trier und drei italienische Bischöfe vermehrt war, wurde das Schreiben des Papstes verlesen und eine Antwort an denselben beschlossen. Es wurde in derselben dargethan, wie er in ungebührlicher und uncanonischer Weise der Citation der Synode Folge zu leisten verweigert habe, er wurde noch einmal aufgefordert sich persönlich zu stellen und wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen; gelinge ihm dies, so werde man ihm nach wie vor den schuldigen Gehorsam leisten, erscheine er aber nicht und verweigere es auf die Anklagen Rede zu stehen, dann werde man seines Bannfluchs nicht achten, sondern vielmehr denselben auf ihn zurückschleudern. Das Schreiben wurde zwei römischen Geistlichen übergeben, um es dem Papste einzuhändigen.

Als aber die Gesandten nach Tivoli kamen, wo sich der Papst zuletzt aufgehalten hatte, fanden sie ihn nicht dort; wie ein Jägersmann war er ausgezogen und irrte in den Bergen und Wäldern der Campagna unstätt umher. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, und die Synode versammelte sich am 4. December zu ihrer dritten Sitzung. Hier trat nun Otto selbst als Ankläger gegen den Papst auf und beschuldigte ihn der Verbrechen, für die er selbst die Beweise in Händen hatte und auf die es ihm hauptsächlich an-

kam. „Vor den Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Prieſtern, Diakonen und 963.
„der übrigen Geiſtlichkeit, wie vor den Grafen, Richtern und dem
„ganzen Volke“ erklärte er Johann für einen meineidigen Verräther,
der ſich mit bewaffneter Hand ſelbſt an die Spitze eines innern Krie-
ges geſtellt und mit den Feinden des Reichs verbündet habe, und
forderte dann die Synode auf ihr Urtheil zu fällen.

Das Urtheil lautete dahin: da die Laſter Johanns nicht ihm
allein, ſondern auch der Geſammtheit ſchweren Schaden brächten, er
ein Ungeheuer ſei, bei dem keine Tugend ſeine abſcheulichen Fehler
vergeſſen mache, ſo müſſe man den Kaiſer auffordern ihn aus der
heiligen römiſchen Kirche auszuſtoßen und einen Andern, den ein tu-
gendhaftes und rechtſchaffenes Leben empfehle, an ſeine Stelle zu
ſetzen. Der Kaiſer beſtätigte die Abſetzung Johanns und überließ die
Wahl eines neuen Papſtes den Römern. „Wählet ſelbſt,“ ſagte er,
„einen würdigen Mann, und ich will ihn gern euch gewähren.“ Der
Klerus und der Laienſtand erklärten einmüthig: „Wir wählen Leo,
„den ehrwürdigen Protoſcriniarius der römiſchen Kirche, einen recht-
„ſchaffenen und des höchſten Prieſterthums würdigen Mann, zu un-
„ſerem Biſchof, daß er der oberſte und allgemeine Biſchof der heiligen
„römiſchen Kirche ſei, und verwerfen wegen ſeines gottloſen Lebens-
„wandels Johannes, den Abtrünnigen!“ Dreimal wiederholten ſie
dieſe Erklärung, und Otto genehmigte ihre Wahl. Mit Lobgeſängen
wurde in feierlichem Zuge Leo nach dem Lateran geführt und am fol-
genden Sonntage von den Biſchöfen von Oſtia, Porto und Albano 6. Dec.
nach der Sitte in der Peterskirche zum Papſte eingeſetzt. Die Rö-
mer leiſteten ihm den Eid der Treue.

Leo war bis dahin Protoſcriniarius, d. h. Vorſteher der in Rom
einflußreichen Schreiberkaſte geweſen; ſein Vater hatte dieſelbe Stel-
lung bekleidet, die zu den angeſehenſten am päpſtlichen Hofe gehörte
und auch richterliche Befugniſſe in ſich ſchloß. Obwohl der Proto-
ſcriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, hatte Leo bisher doch noch
nicht einmal die niederen Weihen erhalten, und dies bot des Kaiſers
Feinden ſchon Anlaß genug die getroffene Wahl anzufechten. Aber
Leo war in den Geſchäften erfahren, in Rom bekannt und geachtet,
ohne Ehrgeiz und gefügig: das war dem Kaiſer genug. Er glaubte
in der That mit dem Papſtthum und den Römern am Ziele zu ſein
und entließ den größten Theil ſeines Heeres.

Aber er kannte noch nicht den Wankelmuth des römiſchen Volks.
Kaum vernahm Johann, daß die Streitkräfte des Kaiſers verringert
ſeien, ſo faßte er neue Hoffnungen. Er ſchickte heimlich Boten nach

963. Rom und versprach den Römern den Schatz des heiligen Petrus und der anderen Kirchen preiszugeben, wenn sie Otto und seinen Papst überfallen und tödten würden. Die reiche Beute lockte die Römer.
964. Schon am 3. Januar brach ein Aufstand in Rom aus, auch mehrere Burgherren in der Umgegend waren in die Verschwörung verwickelt. Alles lief zu den Waffen; man sperrte mit Wagen die Tiberbrücke, um die Flucht des Kaisers und Papstes unmöglich zu machen. Aber der Kaiser sammelte schnell die Seinen, und an der Tiberbrücke entspann sich ein Kampf. „Wie der Falke die Tauben zerstreut," jagten die deutschen Ritter die Römer auseinander. Die Niederlage derselben war vollständig, und schon am folgenden Tage stellte das römische Volk freiwillig hundert Geißeln dem Kaiser und schwur aufs Neue ihm und dem Papste Gehorsam und Treue.

Der Kaiser hielt die Römer für hinreichend durch die Erfahrung belehrt, wohin ähnliche Unternehmungen gegen ihn führen würden. Er gab ihnen sogar auf die Bitten des Papstes die Geißeln zurück, und um diesen in ihren Augen zu heben überlieferte er ihm die Städte in Tuscien und der Pentapolis, die früher zum Patrimonium Petri gehört hatten. Er selbst verließ schon am 11. Januar Rom und begab sich in die Marken von Spoleto und Camerino, wo nach seinen Berichten sich Adalbert aufhalten sollte. Diese Berichte waren falsch, Adalbert hatte sich wieder zu den Arabern nach Corsica geflüchtet. Indessen hatten auch die Heere Ottos in Oberitalien die letzten Kräfte des Widerstands so gut wie vernichtet. Gegen Ende des Jahrs 963 war die Burg am Gardasee gefallen, kurze Zeit darauf hatte sich San Leo unterwerfen müssen; Berengar und die böse Willa waren in die Hände der Deutschen gefallen und wurden vom Kaiser über die Alpen geschickt, wo sie in der Verbannung zu Bamberg ihr Leben beschlossen. Mit Ausnahme einer Burg am Comersee, die erst gegen Ende des Jahres 964 in Ottos Hände fiel, war das ganze italische Königreich jetzt ihm unterworfen, jeder Widerstand war besiegt.

Man hätte erwarten sollen, daß das Glück des Kaisers das römische Volk im Zaume hielte. Aber schon fühlten die Römer unwillig die kräftige Herrschaft des Sachsen und bereuten es ihre höchsten Rechte ihm zum Opfer gebracht zu haben. Die ganze Last des Hasses, den sie gegen den Kaiser hegten, trug Papst Leo auf schwachen Schultern; und schon im dritten Monate seiner Amtsführung mußte er Rom verlassen und sich zu dem Kaiser flüchten. Es war Johann gelungen, besonders durch seine Verbindungen mit schamlosen vornehmen Weibern sich abermals einen Anhang in der Stadt zu bilden;

kaum hatte Leo dieſelbe verlaſſen, ſo kehrte er zurück und nahm von 964.
Neuem von ſeinem Biſchofsſtuhle Beſitz. Am 26. Februar eröffnete er eine Synode in der Peterskirche, bei der 16 Biſchöfe aus der Umgegend zugegen waren, der Mehrzahl nach ſolche, die ſelbſt den Beſchlüſſen gegen ihn beigeſtimmt hatten. In drei Sitzungen wurden nun alle Beſchlüſſe der früheren Synode für ungültig erklärt, Leo ſeiner prieſterlichen Würde beraubt und alle von ihm ertheilten Weihen aufgehoben. Die Biſchöfe von Porto und Albano, die in der Synode zugegen waren, thaten Buße für ihre Theilnahme an Leos Weihe; der Biſchof von Oſtia, der nicht erſchienen war, wurde des Prieſterthums entkleidet. Unſtreitig wurden die Geſchäfte dieſer Synode mehr ordnungsmäßig betrieben, als auf der Verſammlung, die Johann abgeſetzt und Leo erhoben hatte, aber dennoch waren die Beſchlüſſe derſelben ohne alle Wirkung. Welche Lobſprüche auch die abtrünnigen Biſchöfe ihrem Papſte, zu dem ſie zurückgekehrt waren, ertheilen mochten, er war ganz der alte Sünder geblieben, und das Unglück hatte ihn nicht gebeſſert. An den Geſandten, die einſt in ſeinem Auftrage Otto über die Alpen gerufen hatten, übte er die abſcheulichſte Rache; er ließ Azzo die rechte Hand abhauen, Johannes die Zunge, Naſe und zwei Finger abſchneiden; der Biſchof Otger von Speier, der in ſeine Hände gefallen war, wurde auf das Schimpflichſte gegeißelt und gefoltert. Und dennoch glaubte Johann noch ſeinen Frieden mit dem Kaiſer machen zu können! Die Beſchlüſſe der Synode waren nicht gegen Otto, ſondern nur gegen Leo gerichtet und erkannten ausdrücklich ſogar die kaiſerliche Gewalt an; ſchon damals hielt alſo Johann eine Ausſöhnung mit Otto für möglich, und wenig ſpäter ſandte er ſogar an ihn den arg mishandelten Biſchof von Speier als Vermittler ab.

Wie aber hätte Otto mit dieſem Papſt noch verhandeln ſollen? Jede Nachgiebigkeit gegen ihn war ein Verluſt an bereits gewonnenen und geübten Rechten. Er verſtärkte alſo ſein Heer und beſchloß aufs Neue gegen Rom zu ziehen. Schon rückte er auf die Stadt los, als Johann unerwartet ſtarb. Mitten in ſeinen Lüſten hatte ihn ein Schlagfluß getroffen, acht Tage darauf war er nicht mehr unter den 14. Mai.
Lebenden. Ein großes Aergerniß war es der Welt, daß er noch auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl verſchmäht hatte.

Die Römer wollten nach Johanns Tode zwar ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, aber Leo, deſſen Rache ſie fürchteten, nicht wieder bei ſich aufnehmen. Sie einigten ſich ſofort den Cardinaldiakonen Benedict als den Mann ihrer Wahl dem Kaiſer zu bezeichnen und die Geneh-

964. migung desselben für diese Wahl zu erwirken. Gesandte wurden an Otto abgeschickt, die ihn schon zu Rieti fanden. Sie meldeten Johanns Tod und baten die Wahl Benedicts zu genehmigen, aber der Kaiser gab ihnen zur Antwort: „So lange ich mein Schwerdt führe, „werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhls Petri beraubt werde." Die Gesandten kehrten nach Rom zurück und hinterbrachten die Antwort des Kaisers, aber doch wählten und weihten die Römer trotz ihres Eides gegen den erklärten Willen des Kaisers Benedict zum Papst. Sie wollten noch einmal ihr Wahlrecht zu vertheidigen suchen.

Benedict war ein Mann von untadeligen Sitten und gelehrter Bildung; er lebte, wie es scheint, ganz noch in den hierarchischen Ideen, welche die Zeit der Karolinger ausgebildet hatte. An dem wüsten Leben Johanns und der gräulichen Verweltlichung, welche die römische Kirche durch ihn erfuhr, hatte er den größten Anstoß genommen und war in der Synode Ottos als der Hauptankläger gegen den Papst aufgetreten; er hatte mit den anderen Römern Otto den Schwur geleistet, ohne dessen Willen keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Aber bald hatte ihn dessen gereut, wohl weil er besorgte, die Kirche möchte so in eine noch gefährlichere Abhängigkeit und Verweltlichung gerathen. Wie andere römische Geistliche kehrte er daher zu Johann zurück und beschloß auf dessen Synode die Absetzung jenes Leo, den er selbst gewählt hatte. Bald darauf wurde er selbst auf den Stuhl Petri erhoben, entschlossen die Wahlfreiheit Roms und die Freiheit der Kirche noch mit den letzten Kräften, so schwach sie auch seien, zu vertheidigen.

Sobald Otto Benedicts Wahl erfuhr, brauste er in gewaltigem Zorne auf und drang brennend und sengend gegen Rom vor, das er von allen Seiten auf das Engste umschloß. Trotz der von Tag zu Tag steigenden Bedrängniß schwuren die Römer treu bei Benedict auszuharren und vertheidigten tapfer die Stadt. Der Papst befeuerte ihren Widerstand, er stieg selbst auf die Mauern der Stadt und bedrohte den Kaiser und dessen ganzes Heer mit dem Bannfluch; in dem vollen Selbstbewußtsein seines höchsten Priesterthums schaltete er inmitten aller Gefahren. Aber verheerende Seuchen und eine schreckliche Hungersnoth brachen in der Stadt aus; aller Widerstand zeigte sich bald als vergeblich; die Stadt mußte sich ergeben und Benedict ausliefern; am 23. Juni 964 zog Otto zum zweiten Male als siegreicher Eroberer ein.

Wenige Tage darauf wurde abermals eine Synode berufen. In die Kirche des Lateran, wo vor Kaiser und Papst viele Erzbischöfe und

Biſchöfe aus Italien und den deutſchen Ländern, die ganze römi- 964.
ſche Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft verſammelt war, wurde Benedict in vollem päpſtlichem Ornate geführt. Der Archidiakon der römiſchen Kirche fragte ihn, wie er es habe wagen können, bei Lebzeiten des Papſtes Leo, den er ſelbſt mit erwählt, die päpſtlichen Inſignien anzulegen und ob er leugnen könne, einen feierlichen Eid mit den anderen Römern dem Papſte geleiſtet zu haben, ohne des Kaiſers und ſeines Sohnes Einwilligung keinen Papſt zu wählen oder zu weihen. Benedicts Muth war gebrochen; er antwortete: „Habe ich gefehlt, ſo „erbarmet euch meiner!“

In dieſem Augenblick hatte Otto den vollſtändigſten Sieg über das freie Papſtthum errungen. Es war nicht das Laſter, das ſelbſt im hohenprieſterlichen Gewande ſich vor der ſiegreichen Macht der Tugend hatte beugen müſſen; es war die letzte verzweifelte Anſtrengung des Primats Petri ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit neben dem mächtig anwachſenden Königthum zu bewahren, die hier ohnmächtig zuſammenbrach. Der Kaiſer fühlte dies, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, und er bat die Synode, ſie möchte kein Vorurtheil gegen Benedict walten laſſen; es ſolle ihm lieb ſein, wenn er ſich rechtfertigen könne; ſollte dies aber auch nicht der Fall ſein und bekenne er ſeine Schuld, ſo möchte man ihm Mitleiden angedeihen laſſen. Als Benedict dies hörte, warf er ſich dem Kaiſer und Papſt zu Füßen und geſtand, er habe gefehlt und ſei ein Eindringling. Darauf nahm er ſich das Pallium ab und übergab es nebſt ſeinem Biſchofsſtabe dem Papſte. Dieſer zerbrach den Stab und zeigte die Stücke dem Volke. Dann hieß er Benedict ſich auf den Boden niederſetzen, entkleidete ihn der Meßgewänder und ſprach über ihn ſolches Urtheil: „Benedict, den Uſurpator des heiligen römiſchen apo„ſtoliſchen Stuhls, erklären wir der Biſchofswürde und des Prieſter„thums für verluſtig; da ſich aber Kaiſer Otto, durch den wir auf „den päpſtlichen Stuhl zurückgeführt ſind, ſeiner erbarmt, wollen wir „ihm die Weihe des Diakonats belaſſen.“ Benedict wurde in die Verbannung nach Hamburg geſchickt; dort hat er noch einige Zeit in ehrenvoller Gefangenſchaft gelebt. Hier in unſerm Norden gewann er das Bewußtſein ſeiner päpſtlichen Würde wieder, und es fehlte nicht an Geiſtlichen, die ihm den Zoll der Verehrung darbrachten; in Rom hatte man ihn bald vergeſſen. Die letzten Traditionen jenes ſtolzen Papſtthums, das ſich über den Trümmern des karolingiſchen Reichs erhoben hatte, gingen mit ihm unter.

Otto und Leo zeigten ſich in ihrem Siege mild und großmüthig

964. gegen die Römer. Ihre Schuld wurde verziehen, doch mußten ſie Kaiſer und Papſt noch einmal Treue ſchwören. Um den 1. Juli verließ Otto Rom und dachte jetzt an die Heimkehr über die Alpen. Mit ihm verließen die Stadt bedeutende Heeresmaſſen; zum Unglück brach in ihnen eine verheerende Seuche aus; Herzog Godfried von Lothringen, Erzbiſchof Heinrich von Trier und unzählige Andere ſtarben fern von der Heimath. Hierdurch wurde der Rückzug des Heeres verzögert und lange mußte ſich Otto in Lucca aufhalten. Endlich erſtarb die Krankheit, und der Kaiſer konnte ſorglos im Herbſt nach ſeiner Gewohnheit dem Waidwerk in den liguriſchen Bergen obliegen. Im Winter begab er ſich nach der Lombardei, wo er keine Gelegenheit zum Kampfe mehr fand. Adalbert hatte ſich zwar noch einmal gezeigt, war aber bald wieder nach Corſica zu den Arabern geflüchtet. Die letzte Burg, die im Comerſee noch für Berengars Sohn vertheidigt war, hatte ſich endlich auch ergeben und war geſchleift worden. Das Weihnachtsfeſt verlebte Otto noch zu Pavia, dann trat er ſofort ſeinen Zug über die Alpen an. Es verlangte ihn ſein Reich und ſein Volk, vor Allem aber ſeine Mutter wiederzuſehen.

965. Schon am 13. Januar war der Kaiſer auf deutſchem Boden zu Chur, er ging das Rheinthal hinab durch das ſchwäbiſche Herzogthum. An der Grenze Schwabens und Frankens, zu Heimsheim, begrüßten ihn ſeine Söhne König Otto und Erzbiſchof Wilhelm. Am 2. Februar war er zu Worms, wo ſich auch ſein Bruder Brun einſtellte. Das Oſterfeſt feierte Otto auf der alten Pfalz zu Ingelheim und fuhr nach Pfingſten den Rhein hinab nach Köln. Hier war es, wo im Palaſte Bruns Otto ſeine alte Mutter wiederſah, wo ſie zum erſten Male ihn als Kaiſer begrüßte. Auch Ottos Schweſtern Gerberge, die Wittwe König Ludwigs, und Hedwig, Herzog Hugos Wittwe, hatten ſich eingefunden. Es war ein einzig ſchönes Feſt des Wiederſehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt deſſelben. Alle ihre Kinder und Enkel umgaben ſie hier noch einmal; man meinte, nie habe man ſo viel Macht und Größe vereint gefunden. Der ganze Glanz und die volle Hoheit dieſer von Gott ſo reich geſegneten Familie trat hier der Welt vor Augen, und glücklich vor Allem pries man die Mutter, die ihr Geſchlecht ſo mächtig hatte erwachſen ſehen. Auch Biſchof Balderich von Utrecht, der Lehrer Bruns, hatte ſich eingeſtellt, er trat mitten in den Feſtjubel, ſegnete die greiſe Königin und ſprach es aus, wie die Worte der heiligen Schrift an ihr in Erfüllung gingen: „Der Herr wird dich

„ſegnen aus Zion, daß du ſeheſt das Glück Jeruſalems dein Leben 965.
„lang und ſeheſt deiner Kinder Kinder.“ (Pſalm 128.)

Es waren herrliche, glanzreiche Tage, die man zu Köln verlebte. Nicht allein das königliche Haus feierte ſie, es feierte ſie mit das deutſche Volk. „Kein Ort,“ ſagt Ruotger, „iſt jemals durch ſolchen „Glanz verherrlicht worden, nirgends hat man ſo viele Menſchen jeg„lichen Geſchlechts, Alters und Ranges, eine ſo ſtattliche Verſamm„lung zuſammengeſehen.“ Es war gleichſam das Siegesfeſt, das Otto mit ſeinem Volke feierte, als er Italien ſich unterworfen, die Kaiſerkrone gewonnen und ſich das Papſtthum dienſtbar gemacht hatte.

Endlich ſchied Otto von ſeinem Bruder, den er nie wiederſehen ſollte, und folgte ſeiner Mutter nach Sachſen, nach ſeinem Heimathsland.

6.

Ottos I. kaiſerliches Regiment.

Nach mehrjähriger Trennung ſah Otto die Heimath und ſein 965.
Sachſenvolk wieder. Abermals hielt er auf ſeinen Pfalzen an der Elbe und Saale den Umritt, tagte abermals auf dem Kyffhäuſer und ließ in den Wäldern des Harzes das Jagdhorn erſchallen; aber ein neuer, in dieſen Gegenden bisher unbekannter Glanz umgab ihn jetzt, er trug einen Namen und eine Krone, die noch nie das Haupt eines Sachſen geſchmückt hatte.

Wie wunderbar ſeltſam hatten ſich doch die Dinge geſtaltet! Hier an den äußerſten Grenzen, zu denen die römiſchen Legionen vorgedrungen und wo ihr Siegesruhm untergegangen war; hier, wo die Macht des römiſchen Weltreichs Ziel und Schranke gefunden hatte, lagen nun die Stammſitze des neuen Auguſtus; hier war und blieb gleichſam der Mittelpunkt ſeiner Macht. Dieſes ſächſiſche Land, noch voll von ungelichteten Wäldern, unwirthbaren Sümpfen, weiten Landſtrecken, über die niemals eine Pflugſchaar gegangen war; dieſes Land, wo man erſt ſeit Menſchengedenken angefangen hatte, feſte Städte und Burgen zu bauen, hatte den alten Kulturländern, in denen eine tauſendjährige Geſchichte ſtaatliche Ordnungen, bürgerlichen Verkehr und geiſtige Bildung nach allen Seiten verbreitet hatte,

963. schon den Vorrang abgewonnen und die Herrschaft entrissen. Durch einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse war der Mittelpunkt der abendländischen Geschichte aus dem Süden und Westen mitten in das Herz Europas verlegt und dadurch Ländern und Völkern genähert worden, von denen die kultivirte Welt bis dahin die abenteuerlichsten Vorstellungen genährt hatte, die bisher von der allgemeinen Entwickelung so gut wie ausgeschlossen waren und erst jetzt bestimmter in den Gesichts- und Wirkungskreis der Kulturvölker traten.

Rom war freilich schon lange germanischen Kriegsfürsten untergeben; ein Jahrhundert lang hatte das Geschlecht Karls des Großen über die ewige Stadt geherrscht; der römische Pontifex, der Vertreter des Römerthums, seitdem dasselbe aus der weltlichen Herrschaft verdrängt im Gebiete der Kirche seine Macht zu begründen wußte, hatte sich den fränkischen Herren willig gebeugt. Aber die Franken waren der deutsche Stamm, der zuerst den Glauben der Römer annahm und früh schon Bildung und Sitte von ihnen empfing: Römerthum und Frankenthum hatten schnell sich erkannt und durchdrungen. Anders die Sachsen. Noch vor wenigen Menschenaltern hatten sie sich den Boten des römischen Bischofs mit derselben Hartnäckigkeit widersetzt, wie einst den römischen Imperatoren und ihren Legaten, und waren nur durch die blutigsten Gewaltthaten zu der Lehre der römischen Kirche endlich bekehrt worden. Nun aber saß ein Mann, der nicht ohne Stolz den letzten muthvollen Vorfechter des Heidenthums unter seine Ahnen zählte, auf dem kaiserlichen Thron Roms und beherrschte als Nachfolger des Augustus den Nachfolger des heiligen Petrus; er war es, der einen vom römischen Volke gewählten Bischof in das ferne Exil an der Elbe sandte, der Päpste setzte und stürzte.

Es scheint der vollständigste Sieg zu sein, den jemals das Germanenthum über Rom davongetragen hatte; und dennoch — gerade jene politischen und kirchlichen Ideen, welche in Rom erwachsen waren und die Blicke der Welt immer von Neuem dorthin lenkten, waren es, die in diesem sächsischen Edling und durch ihn wieder ein neues frisches Leben gewannen. Denn was wollte er anders gründen, als eine Weltmacht gleich den Cäsaren? Kaiser der Römer und Augustus nannte er sich; zu Rom selbst hatte er seine Kaiserkrone empfangen. Und war ihm nicht das Grab des h. Petrus zu Rom die geweihteste Stelle des Erdkreises? War nicht dieser Sachse in Kriegesrüstung ein ebenso eifriger Apostel der römischen Kirche, als jener angelsächsische Mönch, der zuerst im deutschen Norden das Christenthum begründet hatte. Indem er die Macht seines

Reichs bis zu den äußersten Völkern des noch unerschlossenen Nor- 965.
dens und Ostens ausbreiten wollte, beabsichtigte er nicht minder das Christenthum in der Form und Gestalt, die Rom ihm gegeben hatte, bis an das Ende der Welt zu tragen. Die Gebeine der römischen Märterer holte er über die Alpen und durch den Glauben an sie wirkte er Wunder: Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde. Die Sprache Roms tönte nicht allein an den Altären Sachsens wieder, sie war zugleich die Geschäftssprache in der Kanzlei und an dem Hofe des Kaisers; in ihr gingen auch jetzt noch die Machtgebote des Augustus in alle Welt hinaus. So lebte Otto, obwohl ein sächsischer Kriegsmann von altem Schlage durch und durch, doch zugleich ganz in jenen römischen Ideen, die einst seine Vorfahren bekämpft hatten; die gewaltigsten Gegensätze, welche die Weltgeschichte bewegt haben, begegneten sich in ihrer vollen Schroffheit in seiner Seele und glichen sich doch in derselben aus.

Schon Ottos Zeitgenossen haben ihn Karl dem Großen zur Seite gestellt, und kaum giebt es einen treffenderen Vergleich in der Geschichte. Nicht allein, daß beider Lebenswege vielfach eine parallele Richtung verfolgten und zuletzt zu demselben Zielpunkt führten, der Herstellung des abendländischen Kaiserthums; es ist auch dieselbe geistige Strömung, die beide trägt, dieselbe geistige Atmosphäre, in der sie leben und wirken. Das höchste Ideal Ottos ist kein anderes, als das einst der Seele Karls vorschwebte; es galt auch ihm die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden war, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidenthum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen.

Aber ob das Ideal der beiden Fürsten dasselbe war, die Mittel, die sie zur Verwirklichung desselben anwandten und aufboten, waren doch überaus verschieden und mußten es sein. Denn wie anders waren die Constellationen, als Ottos Gestirn auftauchte, als einst in den Tagen Karls des Großen!

Karl hatte die Institutionen des fränkischen Staats über die ganze Weite seines Kaiserreichs verbreitet; die Unterschiede der Nationen schienen eine Zeit lang ihre Bedeutung verlieren zu wollen und die ganze römisch-germanische Welt in das römisch-fränkische Kaiserreich aufzugehen. Es gelang Karl alle localen Gewalten in dem von ihm beherrschten Gebiete zu vernichten; es gab bald keine Autorität mehr,

965. die nicht von ihm übertragen war; seine Sendboten und Herzöge, Markgrafen und Grafen waren nur Vollstrecker seines Willens und lediglich Beamten des Reichs, er setzte sie ein und ab nach seinem Gefallen und sendete sie bald nach diesem, bald nach jenem Theile des Reichs; die Bischöfe und Aebte waren in gleicher Weise Beamte einer Kirche, in der er eine ihm mindestens unbestrittene Herrschaft übte. Da schien denn der Lehnseid nur eine sittliche Schranke mehr gegen den Uebermuth stolzer Magnaten, deren Willkühr einen andren starken Damm an der noch festwurzelnden oder neubefestigten Gemeindefreiheit fand. Von seinen alten Stammsitzen im Mittelpunkt seiner Hauptländer beherrschte der Kaiser die ihm unterworfene Welt durch Gesetze, die mehr als ein todter Buchstabe waren.

Seitdem aber hatte sich die Lage der Dinge völlig verändert. Das wiedererwachende nationale Bewußtsein hatte die Auflösung des Kaiserreichs, wenn nicht herbeigeführt, doch mächtig beschleunigt; abgesonderte, auf nationaler Grundlage ruhende, aber noch wenig befestigte Staaten hatten sich aus dem großen Ganzen herausgebildet; die weltliche Aristocratie hatte sich gegen das Königthum erhoben, sich sofort nicht allein mit allen nationalen, sondern sogar mit den localsten Interessen verbunden und war dadurch mächtiger geworden, als je zuvor; die Geistlichkeit mit ihren hochfliegenden weltstürmenden Gedanken hatte zugleich Kaiser- und Königthum weit überflügelt; die Gemeindefreiheit war herabgedrückt, in den meisten Ländern fast vernichtet; nur der Lehnsverband hielt die Reiche im Innern noch zusammen, war aber bei der an vielen Orten schon durchgesetzten Erblichkeit der Lehen mehr für den Lehnsherrn eine hemmende Fessel, als für den Vasallen; nicht mit Gesetzen ließen sich die Staaten ferner regieren, sondern allein durch Entfaltung ungewöhnlicher Machtmittel, durch persönliche Energie, oft nur durch Gewalt.

Wir wissen, in welcher Auflösung das ostfränkische Reich Heinrich überkam, wie das auf demselben begründete deutsche Reich fast nur ein Staatenbund war, in dem die einzelnen deutschen Stämme mit ihren Herzögen so gut wie selbstständig blieben. Der Lehnseid, den die Herzöge dem Könige leisteten, war im Anfange das einzige äußere Band, das die deutschen Länder zusammenhielt; wenn Heinrichs Ansehen mit den Jahren stieg, so dankte er es vor Allem seinen neuen Kriegsordnungen, die aber doch auch einzig und allein auf dem Lehnswesen beruhten; Heinrich war und blieb immerdar eigentlich nur der oberste Lehnsherr in den deutschen Ländern, und wenig mehr als die Rechte eines solchen hat er außerhalb Sachsens geübt. Dann

aber erhob sich Otto zu der Idee eines einheitlichen deutschen Reichs 965.
und nahm die Königsrechte der Karolinger in ihrem ganzen Umfange in Anspruch; er bekriegte das Herzogthum und griff mit Entschiedenheit in die Selbstständigkeit der einzelnen Stämme ein. Sein ganzes bisheriges Leben erfüllte dieser Kampf, in dem er mehrfache Siege gewann und in der That eine Reichsgewalt herstellte, unvergleichlich stärker und gefestigter, als die seines Vaters. Aber zu dem erstrebten Ziel gelangte er doch nicht fern. Weder die Auffrischung alter Rechte noch die Einführung neuer Institutionen erschütterte die Macht der localen Gewalten gründlich und auf die Dauer. Die Herzöge und Grafen ließen sich nun einmal nicht wieder lediglich zu Reichsbeamten herabdrücken, obschon sie auch dies blieben; ihre Macht wurzelte, wenn sie ihnen auch vom Könige geliehen wurde, doch zugleich tief in selbstständigen territorialen Interessen, und wo diese mit den Rechten der Krone in Collision traten, schwiegen nur allzu oft die Pflichten des Amts. Schon zeigten sich offen auch in den deutschen Ländern alle Schäden des Feudalsystems, und was das Schlimmste war, es fehlte an jedem Mittel zu radikaler Heilung. Die Gemeindefreiheit, wenn sie gleich in den unteren Kreisen des Lebens noch nicht ganz erstorben war, besaß keine politische Bedeutung mehr; ein selbstständiges städtisches Leben existirte noch nicht; es blieb Otto zuletzt doch keine andere Wahl, als seinen Staat wiederum wesentlich auf den Lehnsverband zu gründen und in diesen selbst die Geistlichkeit mehr als vordem hineinzuziehen, um in der geistlichen Aristocratie ein Gegengewicht gegen die weltliche zu gewinnen. Otto bewahrte allerdings die Idee des Volkskönigthums und der Reichseinheit mit unerschütterlicher Festigkeit und war ja auch in der That als der oberste Kriegsherr und höchste Richter in seinem Reiche, als der Schutzherr der Kirche und aller Hülfsbedürftigen ein Volkskönig im Sinne der früheren Zeiten; aber die aus dieser seiner Stellung sich ableitenden Rechte und Pflichten konnte er doch vor Allem nur dadurch ausüben, daß er der Oberlehnsherr in allen deutschen Ländern war und seine Rechte als solcher mit durchdringender Kraft und unnachsichtlicher Strenge geltend machte. Indem er die Dienste der Vasallen — namentlich ihre Verpflichtung zur Heeresfolge — auf das Aeußerste anstrengte, jeden Bruch der Lehnstreue gebührend züchtigte, überall persönlich das Aufsichtsrecht über die Kronvasallen übte, wurde er der geachtete und gefürchtete Herrscher, der er war. Wenn aber er selbst, und mit ihm die Geistlichkeit, auch jetzt noch das Königthum als die Urquelle aller weltlichen Gewalt ansah, so entsprach dies doch

965. nicht völlig der wahren Lage der Dinge. Neben der Entwickelung des Königthums ging vielmehr in den Herzogthümern, Markgrafschaften und Grafschaften, wie in den Immunitäten der geistlichen und weltlichen Großen eine selbstständige, eigenthümliche Entwickelung hin, die das Reich nicht mehr ganz zu beherrschen vermochte; die provinciellen und lokalen Unterschiede, die Standes- und Familieninteressen in ihrer unendlichen Zersplitterung und Mannigfaltigkeit konnten selbst von dem neuerstarkten Königthum nicht mehr völlig der Einheit des Reichs untergeordnet und eingefügt werden. Die widerstrebenden Gewalten, nicht durch anerkannte Verträge und Gesetze beschränkt, regelten ihr gegenseitiges Verhältniß nur nach dem schwankenden Herkommen und nach der augenblicklichen factischen Machtfülle, zu der sie es bringen konnten.

Konnte Otto so die Entwickelung selbstständigen Stammeslebens und darauf fußender territorialer Gewalten selbst in dem von seinem Vater überkommenen Reiche durch die Idee des Königthums nicht mehr ganz rückgängig machen, wie viel weniger vermochte er durch die Aufnahme des Kaiserthums die größeren Nationalunterschiede, die sich aus dem karolingischen Reiche herausgebildet und bereits staatlich festgestellt hatten, aufzuheben und zu beseitigen! Allerdings beherrschte er das italische wie das deutsche Reich, aber beide wurden durch das Kaiserthum nicht innerlich verschmolzen. Italien blieb ein gesondertes Reich, das seine eigene Kanzlei, seine besonderen Beamten, seine eigenen Landtage hatte; die wenigen gesetzlichen Bestimmungen, die Otto für Italien erließ, wurden den Gesetzen der Langobarden angefügt. Karl der Große hatte fränkische Institutionen nach Italien verpflanzt, fränkische Große in nicht geringer Anzahl dort seßhaft gemacht; Nichts von dem Allen hat Otto auch nur versucht. Er hat freilich auch hier durch consequente Wahrnehmung der oberlehnsherrlichen Rechte die königliche Macht zu einer seit langer Zeit nicht erreichten Höhe gebracht und dadurch dem Lande Ruhe im Innern und Sicherheit gegen äußere Feinde gewonnen; er hat zugleich dem von dem gemeinsten Egoismus und der verworfensten Liederlichkeit bewegten Treiben der Factionen ein Ziel gesetzt und dadurch den sittlichen Zustand der Nation gehoben; aber er hat kein Recht geübt, das nicht auch von seinen Vorgängern auf dem Throne in Anspruch genommen wäre, nirgends tief in die bestehenden Institutionen des Landes eingeschnitten. Selbst die Landeshoheit der Bischöfe in den lombardischen Stadtgebieten ist nicht von ihm in ihren Anfängen begründet, sondern nur in ihrer schnelleren Ausbildung gefördert worden.

Wurden so nicht einmal das deutsche und italische Reich durch 965.
das Kaiserthum fest verschmolzen, so war noch viel loser, als ihr Zusammenhang untereinander, ihr Verband mit den anderen Ländern, die einst zu der Monarchie Karls des Großen gehört hatten und die jetzt in dem westfränkischen und burgundischen Reiche verbunden waren. Es ist allerdings kein Zweifel daran, daß Otto auch auf diese Reiche einen persönlichen Einfluß übte, der keinem andern nur von fern zu vergleichen ist. Der burgundische König war nur durch ihn auf dem Throne erhalten, in Frankreich setzte sich die Macht des Karolingers nur durch seine Unterstützung fort; diese Könige stellten sich daher zu den Fürstentagen des Kaisers nicht anders ein, wie seine großen Vasallen in den deutschen und italischen Ländern; nicht selten nahmen sie seine Hülfe gegen die übermüthigen Großen ihrer Reiche in Anspruch; ihre Reiche selbst erscheinen gleichsam als Provinzen des Kaiserreichs, und man findet sie auch wohl mit diesem Namen bezeichnet. Aber trotzdem, daß diese Könige unfraglich eine oberherrliche Gewalt des Kaisers über sich anerkannten, gab es doch kein engeres staatsrechtliches Band, das sie an ihn knüpfte; es ist nicht einmal nachweisbar, daß sie ihm jemals den Lehnseid geleistet hätten. Keinen Herzog oder Grafen hat Otto in diesen Reichen belehnt, keinem Bischofe hier die Investitur ertheilt, keine gesetzgebende Gewalt irgend einer Art in ihnen ausgeübt. Aus der Monarchie Karls des Großen war also durch das neue Kaiserthum vorläufig nur ein ziemlich loser Staatenbund geworden, in dem der ostfränkische König durch die Eroberung Italiens und die Erlangung der Kaiserkrone den Vorrang gewonnen hatte; der Zukunft blieb es vorbehalten, inwieweit sich aus diesem Staatenbunde ein einheitliches Kaiserreich entwickeln könne. Was Otto für die Vereinigung der einst zur karolingischen Monarchie gehörigen Länder leistete, ist dem an die Seite zu stellen, was sein Vater einst für die Verbindung der deutschen Länder erreicht hatte; es ist nicht viel mehr, noch viel weniger.

Die Westländer der karolingischen Monarchie standen etwa in demselben Verhältniß jetzt zu dem Kaiser, wie einst die christlichen Staaten Spaniens und die angelsächsischen Reiche zu Karl dem Großen. Und hatten diese schon zu dem fränkischen Kaiserthum ein freieres Verhältniß bewahrt, so stand um so weniger zu erwarten, daß sie sich durch das deutsche enger fesseln lassen würden. Und so finden wir sie denn in der That ohne alle nähere Beziehungen zu Kaiser Otto; ja wir müssen glauben, daß der Angelsachse Edgar, obwohl des Kaisers Neffe, ausdrücklich jede Anerkennung einer oberherrlichen Gewalt ihm

965. versagte und daß gerade dadurch die von König Heinrich angeknüpften Verbindungen der Sachsen diesseits und jenseits der See sich wiederum lösten. Denn wie ist es sonst zu erklären, daß Edgar, der übrigens gerade in nähere Verbindungen mit dem Festlande trat, als seine Vorfahren, sich selbst den Titel Imperator Augustus beilegte und sich einen Kaiser über alle Könige und Nationen auf den Inseln des Oceans nannte?

Aber wenn auch nach Abend hin schwächer, als das Kaiserthum Karls des Großen, hat Ottos Herrschaft dennoch nach anderen Seiten weiter um sich gegriffen und eine tiefere Einwirkung geübt, nehmlich nach Osten und Norden; hier hat Otto zum guten Theil durchgeführt, was Karl begonnen hatte und was von dessen Nachfolgern völlig verabsäumt war. Die Barbaren — so nannte die römisch-germanische Welt jetzt die außer ihr stehenden heidnischen Nationen — wurden von Otto hier zum großen Theil der christlichen Kirche und damit dem Reiche dienstbar gemacht; die Völker wurden dem Kaiser tributbar, ihre Fürsten ihm lehnspflichtig, ihre Kriegsschaaren mußten seinem Aufgebote in fremde Länder folgen. Auf die Unterwerfung dieser barbarischen Nationen gründete sich hauptsächlich die universelle Bedeutung des neuen Kaiserthums, aber auf die Ausrottung der fremden Nationalitäten, auf die Vernichtung der einheimischen Gewalten war es doch auch hier nicht einmal abgesehen. In den Marken, den Dämmen des Reichs gegen die noch immer anstürmenden Völkerwogen, kamen freilich die unterworfenen Völker völlig unter die Dienstbarkeit der Deutschen; hier herrschten deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte vertheilt; nur als Ausnahme muß es gelten, wenn hier und da sich ein einheimisches Fürstengeschlecht erhielt. Es war da unvermeidlich, daß die Nationalität der Besiegten nicht allmählig zurückgedrängt wurde; aber anders war es in den bezwungenen Ländern jenseits der Marken. Sobald hier ein Volk Unterwerfung versprach, der Fürst den Lehnseid leistete, das Land der Predigt des Evangeliums eröffnet wurde, so trat die Nation in jenen großen Völkerbund, der das Wesen des Kaiserreichs ausmachte, als berechtigt ein, und das Völkerrecht, das nach den Ansichten der Zeit für Heiden keine Geltung hatte, regelte fortan ihr Verhältniß zu den andern christlichen Staaten. Die Fürsten, die im Norden und Osten sich dem Kaiser in Lehnspflicht ergaben, blieben im unbestrittenen Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch völlig unentwickelten Staaten durch die Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt

wurden; der Kaiser übte auf die Länder derselben im Innern kaum 965.
eine andere Einwirkung, als durch die von ihm gesetzten Bischöfe. So war damals das Verhältniß des Kaisers zum Böhmenherzoge, so gestaltete es sich bald nachher zu dem Herzog der Polen und zu dem dänischen Könige.

Man sieht, dieses Kaiserthum, obschon es der abendländischen Welt wieder einen gewissen Zusammenhalt und Mittelpunkt giebt, ist dennoch keine Macht, welche die Entwickelung der Nationalitäten und selbstständiger auf ihnen begründeter Staaten geradezu hemmte und niederdrückte; es läßt ihnen vielmehr eine für sein eigenes Wachsthum und seinen eigenen Bestand überaus gefährliche freie Bewegung. Es ist darin, wenn es sich auch das römische nennt, doch durch und durch deutsch. Sobald die Nationen erstarkten und sich staatlich fester zusammenschlossen, konnten die oberherrlichen Rechte des Kaisers zu einem Nichts zusammenschrumpfen und das Kaiserthum zu einer idealen Fiction werden, die auf den Gang der Dinge ohne erheblichen Einfluß blieb.

Aber unter Otto war dieses Kaiserthum eine wahre und wesenhafte Macht; trotz der losen Verbindung, in der zu demselben die Staaten des Abendlands standen, drängt sich die Summe der welthistorischen Bewegung in ihm zusammen. Nicht von anderen Seiten empfing es Anstoß und Richtung, sondern es bestimmte frei über die Geschicke Europas. In alle Bewegungen der Zeit griff Otto mit Kraft und Erfolg ein, er regierte in Wahrheit die abendländische Welt mit der Macht eines Kaisers; der kaiserliche Titel war kein leerer Name, wie in den letzten Zeiten der Karolinger. Aber nicht durch Gesetze, nicht durch einen kunstreichen Staatsorganismus, nicht durch ein großes Beamtenheer beherrschte Otto das Abendland, sondern vor Allem durch die gewaltige äußere Machtfülle, welche seine Siege ihm in die Hand gelegt hatten. Durch das große kampfgeübte Heer seiner deutschen Vasallen besiegte und unterwarf er im Norden und Osten die Dänen und Slawen, nöthigte dann die Ungern von ihrem nomadischen Räuberleben zu lassen und in der Donauebene feste Wohnsitze zu suchen, so daß nun das Thor, durch welches bis dahin stets von Neuem rohe, Alles mit Vernichtung bedrohende Völkermassen über das Abendland eingebrochen waren, für immer geschlossen wurde; sein Siegesruhm und seine sich immer weiter ausbreitende Lehnshoheit machten ihn zum Protector des burgundischen und französischen Reichs, dann zum Herrn der Lombardei und der Stadt Rom. Mit den kriegerischen Kräften Deutschlands hielt Otto die umwohnenden Völker

965. danieder, aber durch die so gewonnene Macht steigt er wieder selbst hoch empor über die Schaar seiner eigenen stolzen Vasallen; nur dadurch, daß er es zu einer wahrhaft königlichen Stellung in Deutschland brachte, gewinnt er die Kaiserkrone, aber diese sichert und befestigt wieder erst recht sein und seines Hauses Ansehen in den deutschen Ländern. Darauf beruht vornehmlich seine Alles überragende Stellung, daß er der erste und mächtigste Oberlehnsherr der Christenheit ist, daß er als solcher in jedem Augenblick ein zahlloses Kriegsheer aufbringen kann, dem kein Volk, kein Fürst des Abendlandes mehr gewachsen ist. Aber doch nicht darauf allein; auch die katholische Geistlichkeit, wie sie weit über den ganzen Occident verbreitet ist, dient ihm gleichsam als eine andere Vasallenschaar in Inful und Stola; er ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe in seinem deutschen und italischen Reiche, wie in den neubekehrten Ländern des Nordens und Ostens; er beherrscht den Nachfolger des heiligen Petrus und übt durch ihn auf die kirchliche Bewegung auch in den westlichen Ländern, wo er die Würdenträger der Kirche nicht selbst setzt, dennoch einen entscheidenden Einfluß. Das scheinen genügende Mittel, um eine weit- und durchgreifende Herrschaft zu begründen, und sie waren es in der Hand einer großen, hervorleuchtenden Persönlichkeit. Aber sie erheischen eben auch eine so kraftvolle Handhabung, wie man in Otto sie findet. Von den Marschen der Elbe eilt er bis zu den Abruzzen, von den Ufern des Rheins bald zu den Gestaden des adriatischen Meers, bald zu den Dünen der Ostsee; unablässig ist er in Bewegung, unaufhörlich in den Waffen, erst gegen die Dänen und Wenden, dann gegen die Griechen und Langobarden; da ist keine Grafschaft in dem weiten Reiche, kein Bisthum in der katholischen Christenheit, das er nicht in das Auge faßte und überwachte. Wo er aber auch weilt und was er auch unternimmt, all' sein Thun ist voll Feuer, Kraft und Nerv; überall trifft es zum Ziele. Dieses Kaiserthum ist das allerpersönlichste Regiment, das es jemals gegeben hat.

---

965. Aus unseren nordischen Gegenden hatte sich das Glück des sächsischen Hauses erhoben; in den Kämpfen mit Dänen, Wenden und Czechen war der Siegesruhm Heinrichs und Ottos begründet; durch Verbindungen mit den überseeischen Sachsen hatte sich das neue Königsgeschlecht zuerst gestärkt; es schien geraume Zeit, als werde

der Schwerpunkt des neuen Reichs im Norden bleiben, als werde 965.
sich von dort aus eine gewaltige Macht bis zu den äußersten Völkern gen Mitternacht ausbreiten. Ottos Züge nach Italien haben die Entwickelung der Dinge nach einer andern Seite geleitet. Südwärts zog es noch einmal die germanische Welt, und Otto folgte mit seinem Volke diesem großen providentiellen Zuge. Seitdem dann das römische Kaiserthum gewonnen war, galt es dasselbe zu bewahren, und südwärts mußten sich deshalb immer wieder die Blicke der Könige und des deutschen Volkes richten. So war es auch der Süden vornehmlich, der in Ottos letzten Lebensjahren seine Sorgen in Anspruch nahm und seine Aufmerksamkeit fesselte. Aber nie ließ er darüber die Angelegenheiten des Nordens außer Acht, und vor Allem beschäftigten sie seinen Geist, als er damals von seinem zweiten Zuge über die Alpen nach Sachsen zurückkehrte.

Nicht ohne große Anstrengungen hatten während der Abwesenheit des Kaisers Herzog Hermann und Markgraf Gero den Frieden dem Sachsenlande erhalten. Noch immer ließ Herzog Hermann der ungestüme Geist seines Neffen Wichmann nicht Ruhe. Unauslöschlicher Haß gegen seinen Oheim und dessen mächtigen Gönner, den Kaiser, flammte in der Brust des kraftvollen Mannes, und trieb ihn auf die wildverworrensten Bahnen und endlich an den jähen Abgrund, in dem er seinen Untergang finden mußte. Trotz jenes furchtbaren Eides, mit dem er sich Otto verpflichtet hatte, sann er bald auf neue gefahrvolle Abenteuer, um seinem thatenlosen Leben in der Heimath ein Ende zu machen. Als sich die Rückkehr des Kaisers aus Italien länger, als man erwartet hatte, verzögerte, begab er sich an die Nordgrenze des Reichs und ließ dem Dänenkönig Harald ein Bündniß anbieten. Jetzt, ließ er ihm melden, sei es an der Zeit, das Sachsenland zu überfallen, da es des königlichen Schutzes entbehre. Doch mit Recht traute der König dem meineidigen Manne nicht. Hätte Wichmann, ließ er ihm antworten, seinen Oheim oder einen andern vornehmen Sachsen erschlagen, so würde er seinen Worten glauben; so aber schiene ihm sein Anerbieten nur eine listige Falle, und er werde sich hüten in dieselbe zu gehen. Inzwischen hatte aber Wichmann bereits eine Schaar unruhiger Gesellen um sich gesammelt, die auf den Wegen lagerten, die Kaufleute überfielen und offen den Landfrieden brachen. Mehrere dieser Räuber wurden ergriffen, und Herzog Hermann ließ nach richterlichem Spruch sie mit dem Strange hinrichten; auch seine Neffen Wichmann und Ekbert stellte er vor Gericht, und nur mit genauer Noth entgingen sie einem gleichen

985. Spruche und gleicher Strafe. Herzog Gero, der Wichmanns neue schwere Verschuldigung nicht mehr bezweifeln konnte, wollte nicht ferner die übernommene Bürgschaft für ihn leisten; schutzlos verließ deshalb Wichmann Sachsen und wandte sich abermals zu den Wenden. Gern nahmen diese auch diesmal ihn auf, denn sie lagen so eben im Kriege mit ihren Nachbaren im Osten, den ihnen stammverwandten Polen, deren Name hier zum ersten Male in der Geschichte erscheint. Wichmann, der kriegskundige deutsche Mann, wurde der Führer der Wenden gegen die Polen; mehrmals entrang er diesen den Sieg und schlug in zwei blutigen Schlachten Mieczislaw, den Polenherzog, aufs Haupt.

Aber der Polenherzog unterwarf sich in seiner Bedrängniß nicht Wichmann und den Wenden, sondern Kaiser Otto und Herzog Gero. Lange war Ruhe gewesen in Geros Marken, da erhoben sich noch einmal — es war im Jahre 963 — die Lausitzer an Spree und Neiße zu einem Aufstand, und noch einmal mußte der alte Kriegsheld gegen die Wenden sein Schwerdt ziehen. Er siegte in einer heißen Schlacht, in dem viele vornehme Sachsen fielen, unter ihnen Siegfried, ein Neffe Geros, an dem er nach dem frühen Tode seiner Söhne mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte; dennoch war der Sieg so vollständig, daß die Lausitzer keinen weitern Widerstand wagten und zur Strafe ihres Ungehorsams das härteste Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten. Bis zur Oder rückte Gero auf diesem Kriegszuge vor und stand so an den Grenzen der Polen, die eben damals mit den Wenden im Kriege lagen. Zweien Feinden war der Polenherzog nicht gewachsen; er suchte daher die Freundschaft der Deutschen nach, unterwarf sich und sein Volk dem Kaiser, leistete den Lehnseid und zahlte von dem Lande bis zur Warthe Tribut.

Es war die letzte Waffenthat Geros, daß er das neue Kaiserreich bis über die Oder ausbreitete und den deutschen Namen auch hier zu Ehren brachte; dann sagte er dem weltlichen Treiben ab. Noch in demselben Jahre begab er sich, nachdem er die Erlaubniß des Kaisers dazu eingeholt hatte, als Pilger nach Rom, legte am Grabe des heiligen Petrus seine siegreichen Waffen nieder und weihte sich und sein ganzes Eigenthum dem Dienste Gottes. Gero hatte nehmlich nach dem frühen Tode seiner Söhne Siegfried und Gero auf einem seiner Eigengüter am Harz unweit Quedlinburg das Kloster Gernrode gestiftet und zu dessen Aebtissin Hedwig, eine Nichte der Königin Mathilde, die noch nicht zwanzigjährige Wittwe seines Sohns Siegfried, eingesetzt. Dem von ihr geleiteten Kloster und der schönen

Kirche — das Bauwerk ist noch jetzt in allen wesentlichen Theilen er- 965.
halten und das durch sein Alter merkwürdigste kirchliche Denkmal im östlichen Sachsen — schenkte Gero jetzt nach dem Tode seines Neffen Siegfried Alles, was er noch sein eigen nannte; erwirkte dem Kloster vom Kaiser und Papste Privilegien und unterwarf es unmittelbar dem heiligen Paulus und Petrus und der römischen Kirche, der Gernrode jährlich ein Pfund Silber als Zins zahlen sollte. „Und so bitte ich „euch," sagt Gero in der darüber ausgestellten Urkunde, „ihr beiden „großen Leuchten der Kirche, Petrus und Paulus, daß ihr meiner „Seele nach dem Absterben des Fleisches die Thore des Paradieses „eröffnet und am jüngsten Tage meine Fürsprecher und Vertreter bei „Gott seid, auf daß ich nach dem Gericht zu euch in die lichten Woh„nungen des Himmels eingehe und dort ewiglich lebe." Bald nach seiner Rückkehr von Rom — ein Arm des heiligen Cyriacus war ihm das schönste Reisegeschenk, was ihm der Papst mitgab — starb Gero, „der Markgraf von Gottes Gnaden," wie er sich selbst nannte, am 20. Mai des Jahres 965, und fand seine Ruhestätte zu Gernrode in der von ihm gestifteten Kirche. Ein großer Kriegsheld, dessen Name lange in der Sage und im Liede fortgelebt hat, war einer Zeit, die zu gewaltigen Dingen gewaltige Kräfte brauchte, entrissen worden, und mit dem tiefsten Schmerz vernahm Kaiser Otto, der eben damals nach Sachsen zurückkehrte, die Kunde von Tode des Helden.

Wem sollte Geros Markherzogthum jetzt zufallen, wem die großen Reichslehen, die er innegehabt hatte, ertheilt werden? Das war die erste und nächste Sorge des Kaisers. Sei es, daß er Bedenken trug, einem Mann abermals eine so ungewöhnliche Macht zu übertragen, oder mochte der rechte Mann für eine solche Stellung fehlen, Otto ließ Geros Markherzogthum nicht ganz in alter Weise bestehen, sondern theilte die Macht desselben unter mehrere Grafen, die meist schon bisher unter Gero kleinere Theile seines weiten Amtsgebiets verwaltet hatten. Dietrich wurde Markgraf der Nordmark, die man später die Altmark genannt hat; ihm wurden die Liutizen und Heveller, die wendischen Stämme um die Havel bis zur Tollense und unteren Oder, zunächst untergeben. Die sächsische Mark an der unteren Saale und Mulde bis zur Elbe, von der die Niederlausitz und jenseits der Oder Polen bis zur Warthe abhing — sie wurde später die Ostmark oder Mark Lausitz genannt — wurde unter zwei Markgrafen getheilt: Thietmar, einen Schwestersohn Geros, und den tapfern Hodo, der die östlichen, mehr den Angriffen ausgesetzten Landestheile

965. unter sich hatte. Die thüringische Mark von der oberen Saale bis zur Elbe, aus der sich später die Mark Meißen bildete und von der aus die Niederlausitz im Gehorsam erhalten wurde, theilte der Kaiser unter drei Markgrafen: Günther, Wigbert und Wigger. Jeder dieser sechs Markgrafen erhielt mit diesem Titel zugleich im Wesentlichen die bisher von Gero geübten Rechte und die von ihm besessenen Reichslehen innerhalb seines Amtsbezirks; damit es ihnen aber nicht in gefährlichen Zeiten an einem Mittelpunkt fehle, wurde Dietrich die Oberaufsicht über alle diese Marken mit dem Titel eines Markherzogs ertheilt.

Ein unerwarteter schwerer Trauerfall rief den Kaiser im Winter nach Lothringen zurück. Sein Bruder Brun starb, als er erst das vierzigste Jahr erreicht hatte, plötzlich auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn seine hadernden Neffen abermals gerufen hatten, am 11. Oktober 965 zu Reims. Bei der überaus einflußreichen Stellung Bruns war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, das nicht allein tief in die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Lothringens, sondern in alle Angelegenheiten des Reichs eingreifen mußte. Zum Glück waren die Verhältnisse in Lothringen durch Bruns weise Fürsorge so geordnet, daß sie in sich selbst die Bürgschaft für eine längere Zeit zu tragen schienen. Folkmar, früher Bruns Kanzler, trat in das erzbischöfliche Amt desselben ein. Das alte Herzogthum Lothringen ging mit Brun unter; Herzog Friedrich behielt seine Gewalt in Oberlothringen; in Niederlothringen wurde kein eigener Herzog bestellt, sondern das Land kam, wie dies mit Franken und wahrscheinlich auch mit einem Theile Sachsens der Fall war, unmittelbar unter die Krone. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otto dadurch die alten Kaisersitze Karls des Großen der unmittelbaren Herrschaft seiner Nachfolger sichern wollte. Um die Zustände in Frankreich dauernd zu befestigen und der königlichen Gewalt dort eine neue Stütze zu geben, vermählte Otto seine Stieftochter Emma, das einzige Kind Adelheids aus erster Ehe, dem jungen König Lothar. Die Geschäfte der deutschen Reichskanzlei kamen jetzt ganz unter die Aufsicht des Erzbischofs Wilhelm, und der Mainzer Erzbischof war fortan der einzige Erzkanzler des deutschen Reichs. Es spricht sich hierin deutlich genug aus, wie der Gedanke eines einigen deutschen Reichs mehr und mehr schon zum Durchbruche kam.

966. Im Frühjahr 966 kehrte der Kaiser abermals nach Sachsen zurück; es waren jetzt vorzüglich kirchliche Pläne und die Mission unter den Heiden, die seine Thätigkeit hier in Anspruch nahmen. Niemals hat

man in Sachsen eifriger Kirchen und Klöster begründet, als damals, 966.
die ganze kaiserliche Familie und ein großer Theil des Adels lebte und webte in geistlichen Stiftungen. Das alte Heidenland wurde ein überaus fruchtbarer Boden für christliche Schöpfungen und zugleich eine Pflanzschule derselben für den Norden und Osten. Unermüdlich in ihrer Sorge für fromme Stiftungen war vor Allem die Mutter des Kaisers. Noch vor Kurzem hatte sie zu Nordhausen den Bau eines neuen Nonnenklosters begonnen, denn sie liebte diesen Ort vor anderen, weil sie hier mit König Heinrich glückliche Tage verlebt und hier ihm Heinrich und Gerberge geboren hatte. Es war daher ihre größte Sorge, wie sie das neue Kloster, nachdem sie schon das Meiste ihrer Habe an andere fromme Stiftungen vertheilt hatte, würdig ausstatten könnte, da sie befürchtete abzuscheiden, ehe noch Alles vollendet wäre. Sie ruhte deshalb nicht eher, als bis Otto selbst nach Nordhausen kam und ihr versprach sich des Klosters gleichsam als ihres Testaments anzunehmen. Der heiligste Ort blieb ihr aber immerdar Quedlinburg, wo König Heinrich ruhte, und gewiß erfüllte es ihr Herz mit der größten Freude, als damals das dortige Kloster durch die höchsten Ehren ausgezeichnet wurde. Um Ostern 966 wurde nehmlich die einzige lebende Tochter des Kaisers, die nach der Großmutter Mathilde genannt und berufen war die fromme Thätigkeit derselben einst fortzusetzen, unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie und aller Fürsten und Bischöfe des Reichs zur Aebtissin des Stifts geweiht.

Die großartigsten Aussichten eröffneten sich in dieser Zeit der Mission. Gerade damals geschah es, daß der Dänenkönig Harald mit den Seinen die Taufe nahm. Nach langem Schwanken hatte er sich bekehrt, als ein Geistlicher, Namens Poppo, um die Macht Christi dem zweifelnden König darzuthun, eine glühende schwere Eisenstange ergriffen und eine weite Strecke ohne sich zu verletzen getragen hatte. Da schwanden Haralds Zweifel, und er wurde nicht allein selbst Christ, sondern gebot auch allen seinen Unterthanen die falschen Götter zu verlassen und Christus allein als Gott zu verehren. Zu derselben Zeit trat der Herzog Mieczislaw mit seinen Polen zum Christenthum über. Nicht ein Priester, sondern die fromme Dubrawka, die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw, war es, die nach ihrer Vermählung mit Mieczislaw zuerst Christus unter den Polen predigte, aber deutsche Mönche setzten bald das von ihr begonnene Werk fort. Und selbst weiter nach dem Osten hin zeigten sich für die abendländische Kirche schöne Hoffnungen. Um die Mitte des neunten Jahr-

966. hunderts waren durch Warägerschaaren unter den uneinigen slawischen Stämmen am Wolchowstrom und am Dniepr mehrere Kriegsherrschaften errichtet worden; durch Rurik und seinen Sohn Igor wurden sie zu einem Reiche, dem russischen, vereinigt, das schnell zu bedeutender Macht gedieh, so daß es selbst dem griechischen Reiche schon gefährlich wurde. Aus feindlichen Beziehungen entspannen sich freundliche zwischen den Höfen von Constantinopel und Kiew, und Olga, Igors Wittwe, empfing im Jahre 957 zu Constantinopel die Taufe und in ihr den Namen Helena. Die russische Zarin, die damals für ihren unmündigen Sohn Swiatoslaw die Regierung führte, suchte in ihrem Reiche alsbald das Christenthum zur Herrschaft zu bringen; im Jahre 959 erschienen an Ottos Hofe Gesandte von ihr und baten um einen Bischof und Priester für das Volk der Russen. Otto entsprach ihren Wünschen, und als der Mönch Libutius, dem zuerst die Mission übertragen war, unerwartet starb, wurde Adalbert, ein gelehrter Mönch im Kloster St. Maximin zu Trier, zu den Russen geschickt. Aber der Erfolg entsprach übel den gehegten Erwartungen. Helena fand in ihrem Volke und selbst in ihrem eigenen Sohn bei der Einführung der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand, und Adelbert mußte den Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgegenstellten, endlich weichen; nicht ohne mannigfache Gefahren zu bestehen kehrte er nach Sachsen zurück. Bald danach übernahm Swiatoslaw selbst die Regierung des Reichs und verfolgte die Bekenner des christlichen Glaubens; die kaum angeknüpften Verbindungen Rußlands mit dem abendländischen Kaiserreiche wurden auf Jahrhunderte wieder unterbrochen.

Ein großer gemeinsamer Zug geht durch alle diese kirchlichen und staatlichen Bewegungen im Osten und Norden Europas, den Otto in seiner ganzen Bedeutung erkannte und zu nützen suchte. Die Mission im Norden war dem Hamburger Erzstift übergeben; Otto unterstützte nicht nur die Bestrebungen desselben in aller Weise, sondern gab damals auch große Freiheiten und Rechte den Hamburg untergeordneten Bischöfen im dänischen Reiche. Während hier die Grundzüge einer großen kirchlichen Organisation bereits gegeben waren und nur der Entwickelung bedurften, war dagegen die Mission im Osten noch in völlig ungeordnetem Zustande. Das Erzbisthum Magdeburg war noch nicht in das Leben getreten und fand jetzt, nachdem Erzbischof Wilhelm den Widerstand aufgegeben hatte, an dem Bischof von Halberstadt einen hartnäckigen Widersacher. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, den großen Gedanken des Kaisers

rasch und kräftig in das Leben zu führen, der Mission im Osten durch 966.
das neue Erzbisthum Mittelpunkt und Halt zu geben und so dem Christenthum unter den slawischen Völkern zum vollständigen Siege zu verhelfen, aber der harte Sinn des Bischofs setzte allen Bemühungen des Kaisers unausgesetzt den festesten Widerstand entgegen. So mußte sich Otto damals begnügen durch eine Reihe von Schenkungen an das Moritzkloster der Begründung des Erzbisthums vorzuarbeiten und in den darüber ausgefertigten Urkunden auf die beabsichtigte Erhöhung Magdeburgs hinzuweisen.

Ehe Otto noch mit diesen Arbeiten für die Ausbreitung der christlichen Kirche und seiner Kaisermacht zum Ziele gediehen war, wurde er bereits wieder über die Alpen und in die südlichen Länder seines Reichs gerufen. Bevor er jedoch Sachsen verließ, besuchte er noch einmal seine Mutter, die er nicht mehr hoffen durfte im Leben wiederzusehen. Mehrere Tage — so erzählt die spätere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde — verlebte der Kaiser noch mit ihr zu Nordhausen; als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich beide früh am Morgen und sprachen viel und lange miteinander nicht ohne Thränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verrathen. Als beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Thür stehen; unter hellen Thränen schlossen sie sich in die Arme; Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto währen dder Messe gestanden hatte; hier warf sie sich hin, und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit; sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche und erhob die Mutter. „Durch welchen Dienst," sprach er, „kann ich dir diese „Thränen vergelten?" Mit bebender Stimme wechselten sie tiefbewegte Worte, bis die alte Königin endlich selbst den Abschied beschleunigte. „Wie schwer es uns fällt," sagte sie, „wir müssen uns „trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern er„höht ihn. Gehe hin in Frieden! Mein Angesicht wirst du in die„sem sterblichen Leibe nicht mehr sehen."

In der Mitte des Augusts hielt Otto einen Reichstag zu Worms, wo er Alles zu seinem dritten Zuge über die Alpen mit Schnelligkeit ordnete und die nöthigen Vorkehrungen für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern traf. Die Regierung sollte hier der junge König Otto unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofs

966. Wilhelm führen. Dann zog Otto, von seiner Gemahlin und vielen deutschen Großen begleitet, den Rhein hinauf und überstieg, seinen Weg über Chur nehmend, mit einem beträchtlichen Heere die Alpen. Im September war er in der Lombardei; gegen Weihnachten stand er mit dem Heere vor Rom.

Wie zu erwarten stand, waren gleich, nachdem der Kaiser Italien verlassen hatte, daselbst wieder Unruhen ausgebrochen; zunächst in der Lombardei, wo Berengars Söhne Adalbert, Kuno und Wido wiederum erschienen und selbst Männer, die Otto ausgezeichnet hatte, auf ihre Seite zogen. Mehrere fränkische Grafen, die Otto zurückgelassen, ließen sich in hochverrätherische Verbindungen mit Adalbert ein, und sogar Wido von Modena, der Erzkanzler in Italien, gerieth in Verdacht sich mit den Gegnern des Kaisers verbunden zu haben und wurde seines Amtes entsetzt, das dem Bischof Hubert von Parma übertragen wurde. Fremdlinge, wie Rather von Verona, die nur in der Macht des Kaisers gegenüber einer abgeneigten städtischen Bevölkerung ihre Stütze gefunden hatten, geriethen in die drangvollste Lage. Dennoch wurde der Aufstand bald unterdrückt. Der Schwabenherzog Burchard, den der Kaiser nach der Lombardei sandte, besiegte die Rebellen am 25. Juni 965 in einer Schlacht, in der Wido fiel; Kuno ergab sich, und Adalbert suchte abermals sein Heil in der Flucht. Als der Kaiser im Herbst 966 in der Lombardei erschien, fand er keinen Feind mehr; es blieb ihm nur das Gericht über die Empörer, die er meist in die Verbannung über die Alpen sandte.

Indessen hatten sich aber auch die Römer von Neuem aufgelehnt, und was hier geschehen war, mochte Otto zunächst bewogen haben zum dritten Male über die Alpen zu ziehen und ohne Aufenthalt jetzt seinen Weg gegen Rom zu nehmen. Im März 965 war Papst Leo VIII. gestorben, und die Römer, diesmal ihres Eides eingedenk, hatten den Kaiser über die Besetzung des Stuhls Petri befragt und nach seinem Willen den Bischof Johann von Narni erwählt, der am 1. Oktober als Johann XIII. den römischen Bischofsstuhl bestieg. Der neue Papst, obwohl aus einer vornehmen römischen Familie stammend, die sich schon seit vielen Jahren in dem Besitz des Bisthums Narni erhalten hatte, war doch dem Kaiser ganz ergeben, und da man ihn auch sonst für einen würdigen Mann hielt, bauten die

strenger gesinnten Geistlichen große Hoffnungen auf das vereinte Wir- 966.
ken des Kaisers und Papstes. Aber trotzdem, daß seine Wahl einmüthig gewesen war, gerieth Johann bald in erbitterte Streitigkeiten mit dem römischen Adel, da er gegen den Uebermuth desselben rücksichtslos auftrat und, wie es scheint, seine eigene Familie übermäßig begünstigte. Rodfred, ein Graf in der Campagna, der Präfect der Stadt Petrus und selbst ein hoher Palastbeamter des Papstes, Stephan mit Namen, stellten sich an die Spitze einer Verschwörung, bemächtigten sich am 16. December 965, vom Adel und der niederen Volksklasse unterstützt, der Person des Papstes, den sie erst auf der Engelsburg gefangen hielten, dann aus Rom fortführten und in eine feste Burg der Campagna einkerkerten. Hier blieb der Papst mehrere Monate, bis Rodfred und Stephan die verdiente Rache traf. Es erhob sich in Rom eine Gegenpartei, und in einem Volksauflaufe wurden Beide erschlagen. Der Papst entkam darauf seiner Haft und flüchtete sich zunächst nach Capua, wo er bei dem Fürsten Pandulf gastliche Aufnahme fand. Pandulf führte seinen Schützling nach Rom zurück, als Otto bereits über die Alpen gekommen war. Jeder Widerstand der Römer würde vergeblich gewesen sein; sie öffneten am 12. November 966 dem Papste nicht allein die Thore, sondern holten ihn sogar im feierlichen Zuge ein. Als Otto gegen Rom anrückte, fand er auch hier keinen Feind mehr, und die ganze Gewalt in der Stadt ruhte bereits wieder in den Händen des Papstes.

Wenn aber die Römer geglaubt hatten durch die willige Aufnahme des Papstes den erzürnten Kaiser zu versöhnen, so hatten sie sich arg verrechnet. Ein schlimmes Weihnachtsfest bereitete Otto damals der Stadt. Die Führer des Aufstands ließ er ergreifen; die vom Adel sandte er in die Verbannung nach Deutschland; aus den niederen Klassen des Volks ließ er elf Männer mit dem Strange hinrichten; die Gräber des Rodfred und Stephanus wurden aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut; den Präfect Peter gab Otto in die Gewalt des Papstes, der ihn mit abgeschorenem Bart und Haupthaar an der Reiterstatue des Constantin aufhängen, dann wieder abnehmen, rücklings auf einen Esel setzen und in dem schmählichsten Aufzug unter dem Hohn des Volks durch die Straßen Roms führen ließ; nachher wurde Peter abermals eingekerkert und endlich über die Berge in die Verbannung geschickt. Es war ein schreckliches Strafgericht, das Otto über Rom verhängte, aber der Schrecken schien nöthig, um endlich das Regiment des Kaisers und des vom Kaiser gesetzten Papstes dauernd in der Stadt zu sichern. Der Papst sprach selbst

966. bald danach aus, Rom, die Hauptstadt der Welt, sei dem Untergange nahe gewesen und nur durch Ottos Fürsorge gerettet. Die Zügel des kaiserlichen Regiments wurden nun erst in der Stadt mit voller Kraft angezogen, um dem Rotten- und Parteiwesen, dem Factionsgeist in Kirche und Staat mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Vom Kaiser selbst wurde der Präfect jetzt eingesetzt und mit dem gezogenen Schwerdt belehnt, er trat fortan an die Stelle des kaiserlichen Sendboten, der in der karolingischen Zeit dauernd hier seinen Sitz gehabt und die kaiserlichen Rechte gewahrt hatte.

Otto feierte das Weihnachtsfest damals zu Rom in Gemeinschaft mit dem langobardischen Fürsten Pandulf und schloß mit ihm einen überaus wichtigen Bund. Pandulf beherrschte nämlich die Fürstenthümer Capua und Benevent; jenes allein, dieses in Gemeinschaft mit seinem Bruder Landulf; seine Herrschaft, vom einen zum andern Meere reichend, umfaßte einen bedeutenden Theil des untern Italiens, und ein ehrgeiziger und streitlustiger Fürst, wie er war, dachte er unaufhörlich auf die Vergrößerung seiner Macht. Aber seine Lage war nicht ohne große Gefahren; bald von den Griechen, bald von den Arabern angegriffen, stand er überdies mit dem Fürsten Gisulf von Salerno in ununterbrochener Fehde. Er bedurfte eines Halts, wie ihm nur Ottos Macht ihn bieten konnte. Willig ordnete sich daher Pandulf dem Kaiser als Lehnsmann unter, und der Kaiser war hocherfreut, so einen Anhaltspunkt im südlichen Italien zu gewinnen, von dem aus sich die Möglichkeit zeigte die ganze Halbinsel dem abendländischen Reich zu gewinnen. Er belehnte deshalb Pandulf zu den ererbten Fürstenthümern noch mit den Marken von Spoleto und Camerino und gab ihm dadurch eine Macht, wie sie seit langer Zeit kein italienischer Fürst bekleidet hatte.

Nachdem der Kaiser noch einer großen Synode im Anfange des
967. Jahrs 967 zu Rom beigewohnt hatte, begab er sich über Spoleto nach Ravenna, wo er das Osterfest verlebte. Auch der Papst war hier in seiner Umgebung, und in der zweiten Hälfte des Monats April wurde zu Ravenna eine Kirchenversammlung abgehalten, zu der 59 deutsche und italienische Bischöfe erschienen waren und auf der sehr folgenreiche Beschlüsse gefaßt wurden.

Vor Allem war es von Wichtigkeit, daß Otto hier die letzten Besitzungen, die seine kaiserlichen Vorfahren dem Stuhle Petri verbürgt hatten, dem Papste zurückgab, unter anderen Orten namentlich Ravenna mit seinem Gebiet. Alles, was der Stuhl Petri jemals an Land und Leuten im Abendlande besessen hatte, sowohl aus früherer Zeit,

wie durch die Schenkungen der Karolinger, erhielt er jetzt unverkürzt zurück. Ein sächsischer Kriegsfürst war es, der das römische Bisthum wieder in seinem alten Glanze erneuerte. Freilich entäußerte sich Otto in Ravenna so wenig, wie früher in Rom, der oberherrlichen Rechte des Kaiserthums. Gerade damals ließ er sich dicht bei der Stadt einen Palast bauen und hielt in der Folge oft hier sein Hoflager, da Ravenna ihm gelegener als Rom schien, um sein Regiment zugleich über Deutschland und Italien zu handhaben. 967.

Das Concil zu Ravenna trat ferner über das Erzbisthum Magdeburg in Berathung. Der Kaiser selbst berichtete den Bischöfen, wie er die Wenden mit großer Mühe und unsäglichen Gefahren zu dem Christenthum bekehrt habe, und forderte sie auf Fürsorge zu treffen, daß die Neubekehrten im Glauben erhalten würden. Das Concil beschloß darauf, wie es der Kaiser wünschte, daß zu Magdeburg als dem gelegensten Orte für die Mission bei der neugebauten Kirche des heiligen Moritz ein Erzbisthum für die slawischen Länder errichtet und die Bischöfe von Hamburg und Brandenburg ihm untergeordnet werden sollten, zugleich wurde dem Kaiser abermals das Recht zugestanden, an günstig gelegenen Orten neue Bischofssitze zu errichten, namentlich zu Merseburg, Zeitz und Meißen. Dieser Beschluß des Concils wurde durch eine Bulle des Papstes veröffentlicht, die Ausführung desselben aber noch von Verhandlungen mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Halberstadt abhängig gemacht. Die Bulle des Papstes nennt Otto den erhabensten der erhabenen Kaiser; als der dritte nach Constantin — so heißt es in ihr — habe er die römische Kirche erhöht, und deshalb solle Magdeburg an Würde Constantinopel nicht nachstehen und den ersten Metropolen der Christenheit gleichgestellt werden. —

Wäre es allein Ottos Absicht bei seinem dritten Zuge über die Alpen gewesen, die Empörung niederzuwerfen und sich den Besitz seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt in Italien zu sichern, so hätte er jetzt getrost wieder über die Alpen ziehen können. Aber seine Gedanken gingen weiter; auch dieser Zug sollte von großen, bleibenden Erfolgen begleitet sein. Er wollte durch denselben seinem Sohne das Kaiserthum sichern, durch eine Vermählung desselben seine Verhältnisse mit Constantinopel auf festen Grundlagen regeln, wie endlich Italien von den Ungläubigen reinigen, die schon über ein Jahrhundert lang zur Schmach der Christenheit dasselbe plündernd durchzogen.

Zunächst gelang es ihm von dem Papst das Versprechen zu erhalten, er werde den jungen Otto schon in der nächsten Zeit zum

967. Kaiser krönen. Der Kaiser erließ sogleich an seinen Sohn den Befehl im Herbst nach Italien zu kommen, um am nächsten Weihnachtsfest zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Zugleich bemühte er sich aber auch schon für denselben um die Hand einer griechischen Kaisertochter.

Otto hatte bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hofe in Constantinopel gestanden; mehrfach waren Gesandte von dort mit ehrenden Geschenken und Versicherungen der kaiserlichen Freundschaft zu ihm gekommen, ja es war bereits schon früher davon die Rede gewesen, Theophano, die Tochter Kaiser Romanus II., dem jungen Otto zu vermählen. Auch als Otto die Kaiserkrone des Abendlands gewonnen und fast gleichzeitig wieder einmal ein mannhafter, tapferer Fürst in Nicephorus Besitz von dem morgenländischen Reiche ergriffen hatte, waren diese Verbindungen für den Augenblick nicht unterbrochen worden. Otto empfing noch um Ostern 967 eine Gesandtschaft von Constantinopel, welche ihn der Freundschaft des Kaisers versicherte. Um so eher konnte er darauf rechnen, daß man seine Werbung um Theophano nicht zurückweisen würde, und kaum hatten die griechischen Gesandten seinen Hof verlassen, so schickte er selbst Gesandte nach Constantinopel, um die Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes mit Theophano zu eröffnen. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand ein Venetianer, mit Namen Domenicus, der dem Kaiser besonders geeignet schien dies Geschäft zu betreiben. Denn die Venetianer, damals dem Kaiser für viele Gunstbeweise besonders verpflichtet, waren mit allen Verhältnissen in Constantinopel durch ihre Handelsverbindungen daselbst genau bekannt. Otto wünschte ohne Zweifel, daß Theophano als Mitgift seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unter-Italien zubringen möchte, aber er legte mehr Gewicht, wie es schien, darauf, daß überhaupt nur die beabsichtigte Vermählung und ein festes Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu Stande käme, als daß er ängstlich auf die Größe der Mitgift bedacht gewesen wäre; nur daß er nichts von dem Gewonnenen aufopfern und namentlich Pandulf und Landulf nicht der Pflicht gegen ihn wieder entlassen wollte.

An die Hoffnung eines Bundes mit Nicephorus knüpfte sich dann die Aussicht mit Erfolg die Ungläubigen bekriegen zu können. Einem vereinten Angriffe beider Reiche von der Land- und Seeseite aus hätten sie kaum zu widerstehen vermocht; man durfte hoffen, sie aus Garde-Frainet, aus ihren Schlupfwinkeln in Calabrien, ja aus Sicilien selbst zu verdrängen. Selbst aber ohne Unterstützung von

Conſtantinopel ſchien mit den vereinten Kräften Deutſchlands und Italiens ein günſtiger Erfolg nicht unmöglich. Die Chriſtenheit hier zum vollſtändigen Siege über den Islam zu führen, das war eln Unternehmen Ottos kaiſerlicher Stellung ſo würdig, wie kein anderes. Welcher glänzende Siegeskranz winkte ihm hier nach denen, die er den Wenden, Ungern und Dänen, den Heiden im Norden und Oſten, bereits abgewonnen hatte! 967.

Mit ſolchen Abſichten und Plänen beſchäftigt verwellte Otto im Sommers 967 in Italien. Dle Zeit ſeiner Rückkehr war noch nlcht erſchlenen, doch hoffte er ſchon im nächſten Jahre ſein Ziel ſo weit erreicht zu haben, daß er Italien verlaſſen könnte.

Aber er irrte ſich, wenn er ſich die Wege zu dieſem Ziele eben und unbehindert vorſtellte. Bald ſtieß er überall auf faſt unüberwindliche Schwierigkeiten und ſah ſich in Verhältniſſe verwickelt, die ſelbſt für ihn, den mächtigſten Fürſten des Abendlands, nicht ſo leicht zu beherrſchen waren. Er wurde in Kämpfe verwickelt, bei denen die Streitmittel, mit denen er den Occident ſich zu Füßen gelegt hatte, nicht ausreichten. Wollte es auch das Glück, daß er zu Conſtantinopel endlich ſeine Abſichten durchſetzte, ſo gelang es ihm doch nicht einmal jenes kleine Räubernеſt der Araber zu Garde-Frainet zu zerſtören.

5.

Ottos I. Verhältniſſe zu den Arabern und Griechen.

Drei große Völkerſyſteme waren es, die durch ihren Gegenſatz 900—953.
ſeit Jahrhunderten den Gang der Weltgeſchichte beſtimmten: die Maſſe der zum Islam bekehrten Stämme des Südens, dle das Reich des Chalifen umſchloß; das bunte Völkergemiſch, das der grlechiſchen Kirche anhing und von dem oſtrömiſchen Kaiſer despotiſch regiert wurde; die römiſch-germaniſche Welt, die in dem Papſte zu Rom ihr geiſtliches Oberhaupt ſah und über die jetzt Otto als Kaiſer gebot. Das waren dle drei Großmächte der Zeit. Ihr Gegenſatz, auf religiöſem Glauben im tiefſten Grunde beruhend, durchdrang von dort aus alle kirchlichen, ſtaatlichen, ſittlichen Verhältniſſe, alle Gewohnheiten des täglichen Verkehrs, die ganze Entwickelung der Kultur-

900—953. zuſtände; er war ein vollſtändiger, niemals auszugleichender in allen und jeden Beziehungen des Lebens. Der Kampf zwiſchen dieſen Mächten war eine Nothwendigkeit und konnte auf die Dauer nie ruhen. Wie oft ſie auch ſchon ſich mit den Waffen gemeſſen und ob ſie hinreichend erfahren hatten, daß keine von ihnen im Stande ſei ſich zur vollſtändigen Herrſchaft durchzukämpfen, der unverſöhnliche Streit entbrannte immer von Neuem, und kein Geſtade gab es am mittelländiſchen Meere, das er nicht mit Blut gefärbt hätte. Auf der Grenzſcheide des neunten und zehnten Jahrhunderts war Italien die Paläſtra geweſen, auf der ſie ihre Kräfte maßen; lange und heiß hatten ſie hier miteinander gerungen, und ſich zuletzt alle auf dem Kampfplatz behauptet. Die Hitze des Streits war endlich ermattet, aber der Kampf damit nicht beendet; noch maß jeder Theil den andern mit argwöhniſch ſpähenden Blicken.

Mitten in dieſen Widerſtreit der großen Weltmächte wurde jetzt Otto geführt, nachdem er an die Spitze des Abendlands geſtellt war. Aber wenn er auch bisher dem Kampfe ferner geſtanden hatte, er trat doch nicht unvorbereitet in denſelben ein. Längſt hatte ſein weitblickendes Auge jene gewaltigen Mächte in das Auge gefaßt, mit denen er nun ſeine Kräfte verſuchen ſollte.

Es iſt der Beachtung werth, daß gerade zu derſelben Zeit, wo das Abendland ſich nach dem Verfall der karolingiſchen Monarchie in der traurigſten Zerſplitterung und Auflöſung zeigte, auch das morgenländiſche Kaiſerreich in einen Zuſtand gänzlicher Erſchlaffung verfiel, wie zu derſelben Zeit auch die Macht der Chalifen ihrem völligen Verfalle entgegeneilte. Nur durch dieſe allen gemeinſame Schwäche erhielt ſich in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts das Gleichgewicht der Gewalten, nur dadurch wurde der Orient und Occident vor einem neuen gefährlichen Anſturm der Araber bewahrt.

War das offenbar in der früheren Zeit die Stärke der Araber geweſen, die ihre Angriffe faſt unwiderſtehlich machte, daß die Summe aller geiſtlichen und weltlichen Macht in der Hand *eines* Mannes ruhte, daß *ein* Wille allen jenen unermeßlichen Schaaren, die dem Islam unterworfen waren, ſchrankenlos gebot, daß der Chalif, der Nachfolger Mohammeds, Kaiſer und Oberprieſter in *einer* Perſon, ſeine Heere nicht allein mit dem Siegesgefühl überlegener Streit-

kräfte, ſondern auch mit dem Fanatismus des Glaubens erfüllte: 900–953.
ſo zeigte ſich dieſe Macht jetzt gebrochen. Der Chalif Rhadi, aus dem Geſchlecht der Abaſſiden, war der letzte Fürſt der Gläubigen, der an ſeinem Hofe zu Bagdad die Würde und Pracht ſeiner Vorfahren zeigte, der noch einmal Worte der Lehre und Begeiſterung zu der verſammelten Menge ſprach. Schon unter ihm erhoben ſich die Emire, die Statthalter der Provinzen, trotzig und übermüthig gegen ihren Herrn; in ſeinem eigenen Palaſte war Rhadi bald nicht mehr ſicher, ſeine Leibwache bedrohte ihn mit dem Tode. Da legte er im Gefühl ſeiner Ohnmacht alle Regierungsgeſchäfte in die Hand eines Dieners nieder: er verlieh Raik, dem Emir von Baſſora, das neugeſchaffene Amt eines Emir al Omra und machte ihn damit zum Befehlshaber der geſammten Kriegsmacht und zum Verwalter aller Einkünfte des ungeheuren Reichs. Nur ſeine geiſtliche Würde hatte ſich Rhadi bewahrt, nur ſie hinterließ er ſeinem Nachfolger, als er im Jahre 940 ſtarb. Der neue Chalif wurde wie ein Gefangener gehalten, von einem Jahrgehalte friſtete er ſein thatenloſes Leben, während alle Gewalt und alle Einkünfte in den Händen des Emir al Omra waren, deſſen Stellung alsbald die Buiden gewannen, ein Geſchlecht, das in Perſien bereits eine erbliche Dynaſtie begründet hatte. Indeſſen ſetzten ſich auch die Statthalter der anderen Provinzen in den erblichen Beſitz des Emirats und gewannen ſchnell einen hohen Grad von Selbſtſtändigkeit. Das Band des Ganzen war aufgelöſt, die Glieder trennten ſich vom Haupte. Der Emir al Omra fand bei den anderen Emiren alsbald nur ſo viel Anerkennung, als er mit Gewalt ihnen abzuringen vermochte; williger zollten ſie dem machtloſen Abaſſiden den ſchuldigen Tribut religiöſer Anerkennung, der aber in einer Zeit, wo die Kraft des Glaubens bereits im Sinken ſchien, kaum noch hohen Werth haben konnte.

So war die Einheit des Islams gelöſt, aber damit nicht die Gefahr für die Chriſtenheit beſeitigt. Alle ſeine Bekenner hatte der Koran zu Kriegern umgewandelt, welche die Siegesbahn, auf der ſie ſo lange gewandelt hatten, nicht ſo bald wieder verließen; trieb ſie der Glaube nicht mehr in den Kampf, ſo wirkten Habſucht und Ehrgeiz daſſelbe, und die Emire eroberten nicht minder gern jetzt für ſich, als früher für den Chalifen. Auch war mit Nichten die ganze Zukunft des Islams an das Geſchlecht der Abaſſiden geknüpft, leicht konnte derſelbe, wenn er einen neuen lebendigen Mittelpunkt fand, mit dem Fanatismus der früheren Zeit ſich noch einmal erheben. Und ein ſolcher Mittelpunkt ſchien bereits gegeben.

900—953. Man wußte von einer Prophezeiung Mohammeds, daß vom Weſten im Laufe der Zeit der Mahadi, d. h. der Regierer, kommen werde, um das geſunkene Reich der Moslems wieder zu erhöhen. Abu Abdullah trat nun im Anfange des zehnten Jahrhunderts in Afrika mit der Verkündigung auf, daß in einem gewiſſen Obeid Allah, der von Ali und der Fatime, Mohammeds Tochter, abzuſtammen ſich rühmte, jener Mahadi erſchienen ſei, und wußte ſich durch Ueberredung und Waffengewalt bald einen großen Anhang zu gewinnen. Den ſchwarzen Bannern der Abaſſiden gegenüber entfaltete er das weiße der Fatimiden und eilte von Sieg zu Sieg. Die Länder an den Nordküſten Afrikas leiſteten Abu Abdallah keinen anhaltenden Widerſtand. Hier ſtanden damals in der Macht: die Iſchiden, die Egypten beherrſchten; die Aglabiden, von Tunis aus die mittleren Theile Nord-Afrikas und die Inſeln Sicilien, Sardinien und Corſica in Unterwürfigkeit haltend, durch ihre Flotten auf dem Mittelmeere mächtig; endlich die Edriſiden, deren Macht ſich in den weſtlichen Gegenden entfaltete und deren Hauptſitz Fezz war. Alle dieſe Dynaſtien ſtanden, wenn ſie auch den Chalifen zu Bagdad noch als ihren geiſtlichen Oberherrn erkannten, längſt in faſt unumſchränkter Macht da; doch in ſteten Fehden untereinander hatten ſie ihre beſten Kräfte verzehrt und zeigten ſich jetzt den Fatimiden nicht mehr gewachſen. Zuerſt machte Abu Abdallah im Jahre 907 der Herrſchaft der Aglabiden ein Ende und ſetzte ſich in den Beſitz der früher von ihnen beherrſchten Länder. Nach einem langen Bürgerkriege unterwarf ſich Sicilien, von den Abaſſiden verlaſſen, den Fatimiden; auch die Araber auf Sardinien und Corſika erkannten dieſe als ihre Herren an. Die Edriſiden in Fezz wurden alsdann genöthigt ſich dem Mahadi zu unterwerfen, und wiederholte Kriege erſchütterten auch ſchon die Macht der Iſchiden. Jetzt erhob Abu Abdullah Anſprüche für den Mahadi auf alle von den Arabern unterworfenen Länder, auf das Chalifat und auf den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürſt aller Gläubigen, den bis dahin nur die Chalifen von Bagdad führten.

Mochten nun immerhin die Anhänger der Abaſſiden die Fatimiden als Ketzer (Schiiten) brandmarken und die reine Lehre des Propheten als ihr Eigenthum anſprechen; es war doch klar, jene Kraft des Fanatismus, durch welche der Islam einſt ſo große Dinge vollbracht hatte, war gerade in dieſen Ketzern neu erwacht, und die Chriſtenheit hatte noch einmal vor den Waffen der Araber zu zittern. Es

war die Zeit, wo ſie nicht weit von den Thoren Roms ſtanden, wo 900–953.
Genua von ihren Flotten genommen und geplündert wurde.

Woher ſollte da Rettung kommen? Auf dem Throne von Conſtantinopel ſaß noch jener ſchwache, kraftloſe Conſtantin, der alle Pflichten der Herrſchaft über den Büchern vergaß, und die Staaten des Abendlands waren ohne Einheit und meiſt im inneren Verfall, kein Land ohnehin geſpaltener und dem Verderben näher, als Italien, auf das ſich die erſten Angriffe des Islams richteten.

Da war es wohl ein Glück für die Chriſtenheit, daß jene Anhänger des Mahadi unter den Moslems ſelbſt noch einen mächtigen Gegner fanden, der es zu hindern wußte, daß die ganze Kraft des Islams ſich in ihnen ſammelte. Die rechtgläubigen Bekenner des Koran traten der Macht der neuen ketzeriſchen Lehre entgegen, doch nicht der Chalif zu Bagdad war ihr Vorkämpfer, ſondern ein arabiſcher Fürſt in jenem fernen Lande Europas, das längſt den Waffen der Moslems erlegen war.

Das arabiſche Spanien hatte niemals dem Gebot der Abaſſiden in Bagdad gehorcht. Nur durch die Niedermetzelung des ganzen Geſchlechts der Ommaijaden, die vor ihnen das Chalifat inne gehabt hatten, hatten die Abaſſiden geglaubt, ſich in der Herrſchaft ſichern zu können. Nur Einer jenes unglücklichen Stammes war dem Blutbade entronnen; er hatte ſich, wie früher ſchon berührt iſt, nach Spanien, an die äußerſte Grenze der arabiſchen Herrſchaft, geflüchtet und war hier zur Herrſchaft berufen worden. In Spanien ſetzten die Ommaijaden ihr Regiment fort, voll Haß und Rache gegen das feindliche Geſchlecht der Abaſſiden. Zweihundert Jahre dauerte ſchon hier ihre Herrſchaft, aber ohne Verbindung und Gemeinſchaft mit den anderen Ländern der Moslems und deshalb ohnmächtiger gegen die chriſtlichen Staaten, welche ſich immer weiter in der Halbinſel ausbreiteten. Selten ruhte der Kampf, Chriſtenthum und Islam ſtanden ſich unabläſſig hier auf dem Schlachtfelde gegenüber, der Sieg neigte ſich bald dieſer, bald jener Seite zu, zu einer dauernden Entſcheidung über den Beſitz des Landes kam es nicht, noch viel weniger zu großen Schlägen, welche auf das Geſchick der Welt Einfluß geübt hätten. Denn in gleicher Abſonderung, wie die Ommaijaden von den Staaten des Islams, ſtanden die chriſtlichen Staaten Spaniens von den anderen Ländern des Abendlands. Was dort geſchah, waren gleichſam nur Vorpoſtengefechte, die den Ausgang des Hauptkampfes nicht berührten. Da beſtieg im Jahre 912 Abderrahman III. den Thron der Ommaijaden, der größte Fürſt ſeines Geſchlechts. Er fand ſein

900—953. Land in trauriger Lage, innere Kriege hatten die arabiſche Herrſchaft ſo geſchwächt, daß es nur von einem kräftigen Entſchluß der Chriſten abzuhängen ſchien, ihr für immer ein Ende zu machen, und zu derſelben Zeit drängte von Afrika her die Macht Abu Abdullahs und des Mahadi heran, der ſich ſchon die Edriſiden beugten. Da wandte er ſich entſchloſſen nach beiden Seiten hin. Er zog ſein Schwerdt gegen die Chriſten und ſicherte das Reich der Araber in Spanien, unterſtützte aber zugleich die Edriſiden, die ſich ſo der Macht Abu Abdullahs wieder erwehrten, aber nur um in Abderrahman einen neuen Herrn zu erhalten. Hier, wie dort, ſtand ihm das Glück zur Seite, das ihm wie wenigen Sterblichen lächelte. An ihm fanden die Fatimiden zuerſt einen nennenswerthen Gegner, doch war mit dem erſten Stoß ihre Macht keineswegs gebrochen.

Als im Jahre 934 der Mahadi, der erſte Chalif der Fatimiden, verſtorben war und ihm ſein Sohn Abulkaſem Mohammed folgte, zeigten ſich bereits bedenkliche Spuren innerer Auflöſung im Reiche; Empörungen brachen wiederholt aus, die der Chalif nicht zu unterdrücken vermochte. Aber ſein Sohn und Nachfolger Ismael Abu Thaher, Almanſur d. h. der Sieger mit Beinamen, der 945 das Reich übernahm, wußte daſſelbe neu zu befeſtigen. Er war ganz der Mann den Enthuſiasmus der Seinen kräftigſt zu beleben; Prophet und Feldherr zugleich führte er ſeine Mosiems zu neuen Kämpfen und Siegen. Er ſandte im Jahre 951 ſeinen beſten Feldherrn mit einer großen Flotte und einem ſtattlichen Landheer nach Sicilien hinüber, damit er in Verbindung mit Haſan, dem Emir der Inſel, Calabrien angreifen und unterwerfen ſollte. Der Kaiſer von Conſtantinopel, der bis dahin den Arabern einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden gezahlt hatte, ſchickte jetzt wohl ein Heer und eine Flotte nach Italien, aber ſeine ganze Streitmacht wurde alsbald vernichtet. Dennoch machten die Fatimiden damals in Italien keine dauernden Eroberungen, ſondern ſchloſſen ſogar alsbald einen Waffenſtillſtand mit den Griechen; denn ſchon wurden ſie aufs Neue von Abderrahman in Afrika angegriffen. Auch er hatte jetzt den Titel eines Chalifen angenommen und brachte in glücklichen Kämpfen die Edriſiden, die ſich ſeiner Herrſchaft wieder entzogen und abermals den Fatimiden angeſchloſſen hatten, von Neuem unter ſeine Gewalt. Ein langer, unverſöhnlicher Kampf entſpann ſich, zu Lande und zu Waſſer maßen ſich in erbittertem Streite die Kräfte, doch wußte Abderrahman zuletzt ſeine Eroberungen in Afrika zu behaupten. Im Jahre 955 wurde er in den von den Edriſiden beherrſchten Ländern als Haupt der Gläu-

bigen ausgerufen und das öffentliche Kirchengebet für ihn gehalten. 900—953.
Von der in früheren Kriegen den Chriſten abgenommenen Beute ließ er die große Moſchee zu Fezz erneuern. Seine Herrſchaft befeſtigte ſich dieſſeits wie jenſeits der Säulen des Hercules immer mehr, während die Dynaſtie der Edriſiden nicht lange nachher ganz zu Grunde ging.

Es waren damals die glücklichſten Zeiten, welche Spanien während der Herrſchaft der Araber ſah. Das Land gedieh ſchnell zu Blüthe und Wohlſtand, der Handel kam empor, ſtattliche Städte erſtanden, Cordova wetteiferte an Pracht mit Bagdad. Künſte und Wiſſenſchaften ehrte der Chalif und ſammelte große Geiſter an ſeinem glänzenden Hofe, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit eines orientaliſchen Fürſten, ein zweiter König Salomo, thronte. Auch die Chriſten und Juden, die in ſeinem Lande wohnten, erfreuten ſich guter Tage, denn er war ein milder und duldſamer Fürſt, und ſelbſt an den Grenzen ruhte oft auf längere Zeit der Kampf mit den chriſtlichen Reichen. Abderrahman ſuchte wiederholentlich, während er im Kampfe gegen die Fatimiden lag, ſeine Streitigkeiten mit den chriſtlichen Staaten in Güte beizulegen, und als im Jahre 950 jener Kampf mit erneuter Heftigkeit ausbrach, ſchickte er ſogar an den mächtigſten König des Abendlands, an unſern Otto, eine ſtattliche Geſandtſchaft, die dieſem Frieden und Freundſchaft anbieten ſollte; an ihrer Spitze ſtand ein chriſtlicher Biſchof, der unter arabiſcher Herrſchaft lebte.

Schwer iſt zu glauben, daß der Chalif, der alle Verhältniſſe der Zeit mit klugem Blicke überſah, Otto hiermit nur eine eitle Ehre habe erweiſen wollen. Mußte ihm nicht wirklich an der Freundſchaft des mächtigſten Königs im Norden liegen, der eben damals in Frankreich einen König eingeſetzt hatte und das ganze Land jenſeits der Pyrenäen gleichſam in ſeiner Gewalt hielt? Wie, wenn er mit den Franzoſen verbunden die Pyrenäen überſtiegen hätte, ſtatt der Alpen, über die er bald darauf zog, und wenn er dann, wie einſt Karl der Große, die Chriſten in Spanien zum gemeinſamen Kampfe gegen die Ungläubigen geführt hätte? Schien nicht dazu der Augenblick beſonders günſtig, wo der Ommaijade mit den Fatimiden einen Kampf voller Gefahren begann? Genug, Abderrahman ſchickte damals Geſandte an Otto, wie er kurz zuvor Boten an den Kaiſer zu Conſtantinopel geſandt hatte, um mit dieſem einen Bund gegen den Chalifen zu Bagdad zu ſchließen.

Jene Geſandtſchaft erſchien an Ottos Hofe und überreichte ihm koſtbare Ehrengeſchenke und einen Brief ihres Gebieters, der aber nicht

950. die beſte Aufnahme fand. Denn in manchen Ausdrücken deſſelben fand Otto verletzende Angriffe auf den Glauben der Chriſten. Deshalb und weil er überhaupt dem Chalifen nicht traute, wurde die Geſandtſchaft nicht eben freundlich behandelt. Drei Jahre lang hielt man ſie in Deutſchland zurück, und erſt geraume Zeit, nachdem Otto von ſeinem erſten Zuge über die Alpen heimgekehrt war, entließ er
953. ſie wieder in ihre Heimath. Indeſſen glaubte Otto doch die Geſandtſchaft des Chalifen nicht unerwidert laſſen zu dürfen, einmal ſchon um jenen Angriffen auf den Chriſtenglauben gebührend zu begegnen, dann aber auch, weil es möglich ſchien, ſo die Chriſtenheit von einer Plage zu befreien, unter der ſie ſeit mehr als einem halben Jahrhundert ſeufzte, und zwar kein Land mehr, als Italien, das Otto vor Kurzem ſich unterworfen hatte. Es waren die Araber von Garde-Frainet, die noch immer den ganzen Kamm der weſtlichen Alpen beſetzt hielten. Sie, eine Kolonie der ſpaniſchen Araber, erkannten die Hoheit Abderrahmans an, und Otto glaubte durch eine Geſandtſchaft jetzt den Chalifen bewegen zu können, dieſen am Weiteſten vorgeſchobenen Poſten des Islams zurückzuziehen; wenigſtens galt es einen Verſuch, welche Aufnahme ein ſolches Geſuch in Cordova finden würde.

Otto trug deshalb ſeinem Bruder Brun auf ſich nach Männern umzuſehen, die dieſe Geſandtſchaft übernehmen wollten. Lange ſuchte man umſonſt, Niemand wollte ſich der beſchwerlichen Reiſe und der gefahrvollen Aufträge unterziehen; endlich erbot ſich freiwillig ein Mönch des Kloſters Görz in Lothringen, mit Namen Johann, ein frommer und entſchloſſener Mann, der bereit war, um des Glaubens willen jede Gefahr zu beſtehen. Man nahm ſein Anerbieten an und gab ihm Ermenhard, einen Kaufmann aus Verdun, der in Handelsgeſchäften ſchon öfters über die Pyrenäen gekommen war, und Garamann, einen im Schreiben geſchickten Kloſterbruder, als Begleiter mit, außerdem mehrere Diener. Auch ſchloß ſich ihnen ein ſpaniſcher Prieſter an, der jenen Biſchof, der Abderrahmans Geſandtſchaft geführt hatte, aber in Deutſchland verſtorben war, begleitet hatte und nun nach der Heimath zurückkehren wollte.

Wir beſitzen über die Geſandtſchaft Johanns noch jetzt einen ziemlich ausführlichen, aber leider am Ende verſtümmelten Bericht; er iſt in ſeiner Lebensbeſchreibung enthalten und nach ſeinen eigenen Erzählungen niedergeſchrieben. So reich iſt er an anziehenden Umſtänden, daß wir nicht unterlaſſen können, die wichtigſten Abſchnitte hier mitzutheilen.

Die Gesandtschaft Johanns von Görz an den Chalifen zu Cordova.

Johann und seine Begleiter brachen im Spätjahr 953 auf, nach- 953—956.
dem sie ein königliches Schreiben mit dem Auftrage es selbst dem Chalifen auszuhändigen empfangen hatten. Dieses Schreiben enthielt zur Vertheidigung der christlichen Lehre mannigfache Angriffe auf den Islam. Die Gesandten nahmen ihren Weg über Toul, Langres und Dijon zuerst nach Lyon; von hier schifften sie die Rhone hinab, wurden aber auf der Fahrt von Räubern überfallen und geplündert, nur mit Mühe retteten sie das Leben und einen Theil ihrer Habe. Endlich kamen sie nach Barcelona, wo sie sich zwei Wochen aufhielten und einen Boten nach Tortosa sandten, der ersten arabischen Stadt auf ihrem Wege. Der Befehlshaber des Chalifen daselbst hieß sie kommen, nahm sie ehrenvoll auf und schickte sogleich Boten an den Chalifen, um dessen weitere Befehle einzuholen. Nach einem Monate liefen dieselben ein, und Johann setzte mit seinen Gefährten die Reise fort. Ueberall wurden sie ehrenvoll empfangen und kamen endlich Cordova nahe. Etwa eine halbe Meile von der Stadt wies man ihnen in einem prächtigen Palaste, der dem Sohne des Chalifen gehörte, Wohnung an. Hier fehlte es ihnen an Nichts, aber doch wurden sie mit der Zeit unwillig, weil sie nicht so bald, als sie wünschten, Zutritt bei dem Chalifen erhielten. Ihre Unruhe steigerte sich, als sie von den Personen, die sie bedienten, vernahmen, sie sollten dreimal drei Jahre warten, da Otto die Gesandten des Chalifen drei Jahre lang habe warten lassen.

Dies lag aber nicht in dem Sinne Abderrahmans, sondern die Sache hatte, wie sich später ergab, einen andern Zusammenhang. Jener spanische Priester nehmlich, der die Gesandtschaft begleitete, hatte Ottos Brief zu Gesicht bekommen und gelesen, er war dann Johann vorangeeilt und hatte zu Cordova den Inhalt jenes Schreibens verlauten lassen. Es war dadurch eine große Aufregung unter der arabischen Bevölkerung entstanden, denn nach einem unverbrüchlichen Gesetz durfte bei Todesstrafe Niemand ein Wort gegen die Lehren und Gebote des Koran verlauten lassen, und wenn der Chalif solche Aeußerungen vernahm, ohne schon am folgenden Tage das Gesetz zu vollstrecken, so war auch sein Haupt dem Tode verfallen und der Mord desselben religiöses Gebot. Die angesehensten Araber theilten dem Chalifen schriftlich — denn so wurde fast Alles am Hofe ver-

953—956. handelt — die Unruhe des Volks mit. Der Chalif antwortete ihnen abermals schriftlich, es sei eine Gesandtschaft in freundschaftlichen Absichten vom Könige Otto an ihn geschickt worden, sie sei bereits eingetroffen, wohne im Palast seines Sohnes, doch habe er sie noch nicht empfangen und wisse daher nichts Weiteres. Dem Chalifen war aber nichts desto weniger gleichfalls der Inhalt des Schreibens bekannt, und er wollte durch Annahme desselben weder sich selbst noch die Gesandten der Lebensgefahr aussetzen. Deshalb verschob er es Johann zu empfangen und suchte auf alle Weise ihn zu bewegen das Schreiben Ottos zu unterdrücken und selbst sich aller Angriffe auf die Lehre Mohammeds zu enthalten.

Zuerst schickte er einen jüdischen Mann, den Rabbi Chisdai, der in großem Ansehen bei ihm stand und namentlich die Aufsicht über die Ehrengeschenke hatte, die der Chalif von fremden Fürsten erhielt, auch die Gegengeschenke beschaffen mußte, an den deutschen Mönch ab. Chisdai war, wie man aus einem Schreiben desselben an den Chazarenkönig sieht, das uns erhalten ist und in dem er auch diese Gesandtschaft Ottos erwähnt, ein äußerst erfahrener und verständiger Mann. Er suchte zuerst das Vertrauen des Johann sich zu gewinnen, indem er ihn mit den Sitten und Gebräuchen der Araber bekannt machte und ihm Verhaltungsmaßregeln gab: vornehmlich solle er darauf achten, daß seine Begleiter nicht durch unvorsichtige Aeußerungen oder spöttische Geberden Aergerniß geben, mit den Frauen sich keine leichtfertigen Scherze erlaubten, ja sie nicht einmal ansähen; man müsse sich sehr vorsehen, denn überall sei man von Spähern umringt. Als Chisdai so das Herz Johanns gewonnen hatte, befragte er ihn vertraulich über seinen Auftrag. Der Mönch erzählte ihm offen von dem Zweck seiner Sendung und dem Schreiben des Königs. „Ein gefahrvoll Ding," sagte Chisdai, „ist es, mit diesem Schreiben „zum Chalifen zu gehen. Du kennst sicherlich die Strenge des Ge„setzes; man muß sehen, wie man es umgeht. Sei daher auf der „Hut mit deiner Antwort, wenn der Chalif zu dir sendet." So verließ Chisdai den Mönch.

Einige Monate vergingen, ohne daß Johann etwas in seiner Sache vernahm, da erschien endlich ein spanischer Bischof bei ihm mit dem geheimen Auftrage vom Chalifen, Johann solle empfangen werden, wenn er nur die Geschenke übergeben und den Brief des Königs unterdrücken wolle. Der Mönch weigerte sich wider seinen Auftrag zu handeln. Als ihn der Bischof durch die günstige Lage der Christen im Reiche Aberrahmans, die durch die Ueberreichung des Schreibens nur erschwert

werden würde, zu erweichen suchte, ergrimmte Johann gewaltig über 953—956.
die Lauheit, die ihn um äußerer Vortheile willen von der Vertheidigung des christlichen Glaubens abhalten wollte. Er tadelte mit heftigen Worten die Halbheit der spanischen Christen. „Ich höre," sagte er, „daß ihr euch sogar beschneiden lasset und euch der Speisen enthaltet, die den Arabern untersagt sind." Der Bischof suchte dies damit zu entschuldigen, daß schon ihre Vorfahren sich hierin nachgiebig gezeigt hätten. Aber Johann wollte von solcher Nachgiebigkeit Nichts wissen und blieb dabei, er werde seinen Auftrag ausführen. Umsonst versuchte der Chalif noch andere gütliche Mittel, Johann umzustimmen. Alles war vergebens; der Mönch verharrte unerschütterlich bei seinem ersten Entschluß.

Der Chalif legte sich endlich auf Drohungen. Als Johann eines Sonntags — denn nur an diesem Tage und den großen Festen war es ihm und seinen Begleitern erlaubt unter Bewachung von zwölf Personen nach einer benachbarten Kirche zu gehen — eben auf dem Wege zu dieser Kirche war, wurde ihm ein Schreiben des Chalifen übergeben. Dasselbe war auf einem Schaafsfell geschrieben und von ungewöhnlich großem Format. Johann ahnte nichts Gutes, steckte aber, um sich in der Andacht nicht stören zu lassen, es uneröffnet zu sich und las es erst nach dem Gottesdienst. Das Schreiben enthielt die härtesten Drohungen gegen Johann; wenn er nicht nachgäbe, so solle nicht er allein, sondern alle Christen in Spanien hingerichtet werden, der Chalif werde keinen schonen. „Bedenke," hieß es am Schluß, „wie die Seelen der Ermordeten dich vor Gott anklagen werden, denn durch deine Hartnäckigkeit allein werden sie umkommen, die durch dich leicht Glück und Friede erlangt hätten. Denn wärest du nicht so trotzig, so hättest du Alles von mir für sie erwirken können." Johanns Seele war voll Unruhe, nicht daß er vor dem Tode gebebt hätte, aber der Untergang so vieler Mitchristen erfüllte sein Herz mit schwerem Kummer. Da fiel ihm aber der Spruch ein: „Wirf deine Sorge auf den Herrn," und er wurde ruhig. Er hieß Garamann Pergament und Schreibfeder nehmen und dictirte ihm ein langes Schreiben an den Chalifen, voll Muth und Vertrauen. Er sei als Gesandter, schrieb er, seines Königs erschienen und werde dessen Auftrag pünktlich ausrichten; darin etwas zu ändern, stehe nicht in seiner Macht; selbst Folter und Todesqualen würden ihn nicht davon abbringen können, auch wenn der Chalif ihm Tag für Tag eines seiner Glieder abreißen ließe; daß er den Tod nicht fürchte, habe er schon bewiesen; wenn aber der Chalif um seiner Pflichttreue willen die

953—956. Christenheit in Spanien vertilgen wolle, so würde nicht er die Verantwortung dieses Blutes vor dem jüngsten Gerichte tragen, sondern dieses Blut würde den Chalifen selbst vor Gott als Mörder anklagen, während er und die um des Glaubens willen Hingeschlachteten das ewige Leben ererben würden; sei es aber Gottes Wille solche Frevelthat nicht zuzulassen, so könne er, der Allmächtige, durch ein Wunder ihn und die Gläubigen aus der Hand des Chalifen erretten.

Dieser Brief fand eine bessere Aufnahme, als Johann erwartet hatte. Abderrahman hatte genug von Ottos Macht und Willenskraft gehört, um zu wissen, daß er fernere Beleidigungen seines Gesandten nicht ungestraft hingehen lassen würde, und auch angesehene Männer in der Umgebung des Chalifen riethen einen Ausweg zu suchen. Einer von diesen schlug vor, Johann selbst zu befragen, wie der Knoten zu lösen sei. Der Chalif ging hierauf ein, und so wurde Johann um Auskunft angegangen, wie es möglich sei, die Auslieferung des königlichen Schreibens zu umgehen. Johann rieth, schnell eine Gesandtschaft an König Otto zu schicken, die Verhaltungsbefehle, die diese ihm schriftlich überbringen würde, werde er dann unweigerlich befolgen.

Der Chalif nahm gern diesen Vorschlag an und ließ bekannt machen, wer sich der Sendung an König Otto unterziehen wolle, dem solle jede Belohnung werden, die er beanspruche. Es erbot sich hierzu ein gewisser Recemund, ein streng christlicher Mann, der aber, da er der lateinischen und arabischen Sprache in gleicher Weise mächtig war, in der Kanzlei des Chalifen angestellt war. Nachdem er sich über die Gefahren der Reise und die Aufnahme, die er bei Otto hoffen durfte, mit Johann besprochen hatte, und durch denselben ermuthigt war, erklärte er sich bereit, das Wagniß zu unternehmen, wenn man ihm das eben erledigte Bisthum Elvira gäbe. Die Forderung wurde gewährt. Da er noch Laie war, erhielt er die geistlichen Weihen, wurde als Bischof eingesetzt und machte sich dann unverzüglich auf den Weg. Ohne große Beschwerde vollendete er die Reise. In zehn Wochen kam er nach Kloster Görz, erfreute die Brüder dort durch Nachrichten von Johann und begab sich dann zum Bischof Adalbero von Metz. Im März **956** wurde er Otto zu Frankfurt vorgestellt. Otto nahm ihn gütig auf und gewährte sein Anliegen. Johann erhielt neue Befehle: er solle den früheren Brief unterdrücken, nur die Geschenke überreichen, die Zurückziehung der räuberischen Schaaren von Garde-Frainet verlangen und ein Freundschaftsbündniß mit dem Chalifen schließen, dann aber seine Rückkehr beeilen. Zugleich schickte

Otto einen neuen Gesandten mit mehreren Begleitern an den Chali- 953—956.
fen ab, einen Mann von Verdun, mit Namen Dudo, der wiederum Geschenke mit sich nahm und ein neues Schreiben Ottos an den Chalifen, in dem alle Angriffe auf die Lehre Mohammeds vermieden waren. Recemund und Dudo machten sich schnell auf die Reise, Ende März verließen sie das Kloster Görz, in den ersten Tagen des Juni waren sie zu Cordova.

Als man nun hier sogleich die neuen Gesandten Ottos in den Palast des Chalifen führen wollte, wehrte er selbst dem und sagte: „Erst sollen die Gesandten, die schon so lange gewartet haben, mit „ihren Geschenken vor mir erscheinen, dann erst will ich die neuen „sehen, auch sollen sie mir nicht eher vor die Augen kommen, ehe sie „nicht jenen trotzigen Mönch mit Nachrichten aus der Heimath von „seinen Lieben und seinem Könige erfreut haben."

Johann sollte jetzt vor dem Chalifen erscheinen, und man hieß ihn zu diesem feierlichen Empfang sich das Haar scheeren zu lassen, ein Bad zu nehmen und festliche Kleider anzulegen. Er weigerte sich aber etwas in seiner Tracht zu ändern. Da man dies dem Chalifen meldete und meinte, es fehle dem Mönch wohl an Geld, um sich bessere Kleider zu beschaffen, schickte der Chalif ihm zehn Pfund Silbers zum Ankauf des Nöthigen. Johann nahm das Geld, aber nur um es den Armen zu geben; er fügte hinzu: „Andere Kleider kann ich „nicht anlegen, weil dies wider die Regel meines Ordens ist." Als der Chalif dies vernahm, sprach er: „Daran erkenne ich den unbeug„samen Sinn des Mannes. Doch ich will ihn sehen, wenn er auch „in einen Sack gehüllt vor mir erscheint; er wird mir um so besser „gefallen."

Am Tage der feierlichen Vorstellung entfaltete der Chalif den vollen Pomp seines Hofstaats. Der ganze Weg von dem Palast vor der Stadt, wo Johann wohnte, bis nach Cordova und innerhalb der Stadt bis zum Palast des Chalifen war auf beiden Seiten mit Kriegsvolk besetzt. Hier standen Fußsoldaten in fester Stellung, die Lanzen auf die Erde gesetzt; dort andere, die ihre Speere in die Luft warfen und ein kriegerisches Schauspiel aufführten. Hinter ihnen waren leicht bewaffnete Reiter aufgestellt und hinter diesen schwere Reiter, die ihre Pferde kunstgerecht tummelten und mancherlei Schwenkungen machten. Voll Verwunderung und nicht ohne eine gewisse Furcht sahen die Gesandten das Alles, die ungewohnten Gestalten der Mauren und die kriegerischen Uebungen, die Alles in dichte Staubwolken hüllten. Denn das Erdreich war — da es gerade in der

953—956. Zeit der Sommersonnenwende war — überaus trocken. Als die Gesandten zum Palast kamen, traten ihnen an der Schwelle vornehme Beamte des Chalifen entgegen und führten sie ein. Der Vorhof und die Gemächer im Innern waren mit kostbaren Teppichen belegt und mit schönen Decken behangen. Am Reichsten und Stattlichsten aber war das Gemach geschmückt, wo der Chalif die Gesandten empfing, Fußboden und Wände wetteiferten hier an Glanz und Pracht. Er thronte einsam, wie ein Gott, hier in seiner Herrlichkeit, und nur Wenigen war es vergönnt ihm zu nahen.

Johann trat in dieses Gemach und fand den Chalifen auf einem überaus prächtigen Divan liegend, nach der Sitte seines Volks mit untergeschlagenen Beinen. Abderrahman reichte dem Mönch die innere Seite der Hand zum Kusse dar, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Personen widerfuhr; dann winkte er ihm auf einem bereitstehenden Sessel Platz zu nehmen. Nach einer langen, feierlichen Pause hub er so an: „Ich weiß, daß du mir zürntest, weil ich dir so „lange den Zutritt zu mir versagte, aber es wird dir nicht unbekannt „sein, daß ich die Hindernisse, die dem entgegenstanden, nicht beseitigen „konnte und daß ich am Wenigsten aus Abneigung gegen dich so „und nicht anders handelte. Deinen Muth und deine Umsicht habe „ich kennen lernen und empfange dich daher nicht nur gern, sondern „werde dir auch, was du von mir verlangst, bereitwillig gewähren.“ Johann, der erst seinem Unmuthe über die erlittene Unbill hatte Worte geben wollen, wurde durch die freundlichen Worte des Chalifen völlig umgestimmt, und alle Bitterkeit schwand aus seinem Herzen. Er antwortete daher: er sei allerdings durch die Härte der Männer, die der Chalif zu ihm gesandt, oft schwer bekümmert worden, aber er habe doch oft bei sich erwogen, daß es mit allen jenen Drohungen nicht so ernstlich gemeint sein könne, auch seien jetzt ja die Hindernisse, die man ihm drei Jahre lang in den Weg gelegt, beseitigt, und er habe keinen Grund anzunehmen, daß sie in der Abneigung gegen ihn begründet gewesen seien, alle Bitterkeit sei daher aus seinem Herzen entschwunden, und er fühle nur Dankbarkeit gegen den Chalifen, der ihm eine so glänzende Aufnahme bereitet hätte; er preise einen Fürsten glücklich, der mit solcher Festigkeit des Willens so weise Mäßigung verbinde. Dem Chalifen gefiel diese Antwort Johanns ungemein wohl, und er schickte sich an ein tiefer eingehendes Gespräch mit dem merkwürdigen Klosterbruder anzuknüpfen. Dieser bat aber, man möge ihm erlauben die Geschenke Ottos zu überreichen, dann jedoch sofort die Erlaubniß zur Rückreise gewähren. Der Chalif

verwunderte ſich. „Warum," ſagte er, „willſt du dich ſo ſchnell von 953—956.
„mir trennen? So lange hofften wir darauf uns zu ſehen; kaum
„haben wir uns nun erblickt, ſo ſollen wir ſchon, ohne uns kennen
„zu lernen, von einander ſcheiden? Bei dieſer erſten Zuſammenkunft
„hat das Herz dem Herzen ſich nur wenig erſchließen können; bei der
„zweiten werden wir uns beſſer kennen lernen; ſehen wir uns aber
„zum dritten Mal, ſo werden wir uns völlig verſtehen und innige
„Freundſchaft ſchließen. Dann will ich dich deinem Herrn zurückſen-
„den, wie es ſeiner und deiner würdig iſt." Johann verſprach noch
länger zu bleiben, wenn der Chalif es wünſchte. Darauf wurden Dudo
und die zweite Geſandtſchaft Ottos eingeführt, ſie überreichten in Jo-
hanns Gegenwart die neuen für den Chalifen beſtimmten Geſchenke
und wurden dann mit Johann zuſammen entlaſſen.

Nach einiger Zeit wurde Johann wieder zum Chalifen beſchieden,
der ſich mit ihm in ein vertrautes Geſpräch einließ. Er ſprach viel
von der Macht und Klugheit, von der Streitmacht und der Zahl der
Kriegsleute, dem Ruhm, Reichthum, der Kriegskunſt und den glück-
lichen Erfolgen König Ottos, rühmte aber dabei auch gewaltig ſeine
eigene Macht, und wie ſein Heer ſtärker ſei, als das irgend eines
andern Königs. Johann räumte Manches willig ein, was der Cha-
lif zu ſeinem Ruhme ſagte, um ihn nicht zu erzürnen, ſchloß ſeine Rede
aber dennoch alſo: „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo kenne ich
„keinen König, der an Landbeſitz, Waffenrüſtung und Reiterei unſerem
„König an die Seite zu ſtellen iſt." Das war dem Chalifen nicht
angenehm zu hören, doch unterdrückte er ſeinen Unmuth und ſagte:
„Mit Unrecht erhebſt du deinen König ſo hoch." „Nun," antwortete
Johann, „das käme auf eine Probe an." „Wohl, es mag ſein," fuhr
der Chalif fort, „aber unleugbar iſt es, daß er in einem Punkte
„wenig Klugheit zeigt." „Und worin wäre das?" fragte Johann.
„Darin, daß er nicht die ganze Gewalt und Macht ſelbſt in Händen
„behält, ſondern den Seinen eine große Selbſtſtändigkeit gewährt und
„Theile ſeines Reichs ihnen überläßt. Er glaubt wohl ſie dadurch
„in größerer Treue und Folgſamkeit zu erhalten, aber darin irrt er
„ſehr, denn er nährt und befördert ſo nur den Uebermuth und die Wi-
„derſpenſtigkeit der Großen, wie ſich dies jüngſt noch an ſeinem
„Schwiegerſohne gezeigt hat, der ihm den eigenen Sohn treulos ver-
„führte, ſich als Rebell gegen ihn erhob und die Ungern in das Land
„führte, um Alles mit Feuer und Schwerdt zu verheeren."

Was Johann dem Chalifen, der mit Scharfſinn die ſchwache
Seite des deutſchen Reichs richtig erkannte, hierauf erwiedert und

953—956. was er weiter am Hofe des Chalifen erreicht hat, wiſſen wir nicht, denn hier bricht leider die Lebensbeſchreibung des Johann, in der die Nachrichten über jene Geſandtſchaft uns erhalten ſind, plötzlich ab. So viel ſteht indeſſen feſt, daß jene Niederlaſſungen der Araber in den Alpen nicht aufgegeben wurden. Indeſſen gelang es den in der Nähe wohnenden chriſtlichen Fürſten allmählich ihre Macht zu brechen. Im Jahre 960 wurden die Araber vom Sanct Bernhard vertrieben, fünf Jahre ſpäter aus der Gegend von Grenoble verjagt, und als Otto zum dritten Male über die Alpen zog, hoffte er den Räubereien der Araber von Garde-Frainet für immer ein Ende machen zu können.

Abderrahman war bereits im Jahre 961 geſtorben und ihm ſein Sohn Alhakem II. gefolgt, unter deſſen milder Regierung Spanien nicht minder gute Tage ſah. Zwar entbrannte im Anfang derſelben der alte Kampf mit den chriſtlichen Staaten mit neuer Heftigkeit, aber ſchon im Jahre 965 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geſchloſſen, und Alhakem wandte ſeine ganze Waffengewalt gegen die Fatimiden in Afrika, mit denen er bis an ſein Ende in unverſöhnlicher Feindſchaft lebte. Und ſchon wurde die wachſende Macht der Fatimiden auch von einer andern Seite ernſtlich bedroht.

959—967. Das griechiſche Kaiſerthum war endlich aus langem Schlafe erwacht und hatte den Kampf gegen die Ungläubigen wie in Aſien, ſo in Sicilien von Neuem begonnen. Noch in den letzten Tagen des friedlichen Kaiſers Conſtantin hatte der Krieg ſeinen Anfang genommen, und war mindeſtens im Oſten, an den Grenzen Klein-Aſiens, mit ſeltenem Glücke geführt worden. Nicht der furchtſame Kaiſer hatte ihn eröffnet, ſondern das Geſchlecht der Hamadaniden, die das Emirat in Syrien und Meſopotamien inne hatten und nur dem Namen nach noch dem Chalifen zu Bagdad gehorchten; von ihnen gezwungen hatte Byzanz die Waffen ergriffen. Nicht der Kaiſer, der ſeinen Pallaſt und die Heere nicht verließ, führte die Heere der Griechen, ſondern das kriegeriſche Geſchlecht der Phocas, das in dieſen Kämpfen den glänzendſten Ruhm ſich gewann. Hier zeigten die Griechen ſich noch einmal als würdige Erben des römiſchen Namens, und der Sieg begleitete überall die römiſchen Feldzeichen. Schon konnte man ſogar den Entſchluß faſſen die Inſel Creta, von der die

Araber ſeit langer Zeit alle Geſtade des griechiſchen Reichs ungeſtraft verheerten, anzugreifen und zu erobern. Nicephorus Phocas wurde gegen Creta geſchickt, und in ſieben Monaten war die Eroberung der Inſel vollendet (960). Nach dieſer ruhmvollen That führte er ſeine Truppen nach den ſyriſchen Küſten, wo er mit ſeinem Bruder Leo eine Stadt nach der andern zwang ſich ihm zu ergeben. 959–967.

Mit minderem Glück kämpften indeſſen die Griechen gegen die Fatimiden in Sicilien und in den calabriſchen Bergen. Bald nach dem im Jahre 951 geſchloſſenen Waffenſtillſtand war der Chalif Almanſur geſtorben, und ihm ſein würdiger Sohn Abu Tamin Moad, mit Beinamen Almoëzz Ledin Allah, d. h. der Erhalter des göttlichen Geſetzes, gefolgt. Sobald die Zeit des Waffenſtillſtands abgelaufen war, ſchickte er im Jahre 956 ſeinen Feldherrn Omar mit einer Flotte ab, um Calabrien zu gewinnen. Die Griechen griffen, um die Araber von Italien fern zu halten, Sicilien an; mit größeren Anſtrengungen, als früher, führten ſie den Krieg, dennoch richteten ſie Nichts weiter aus, als daß ſie durch Tributzahlungen an die Araber ſich den unſicheren Beſitz Calabriens aufs Neue erkauften. Im Jahre 962 fiel auf Sicilien auch Taormina, welches die Griechen in den letzten Kämpfen wiedergewonnen hatten, in die Hände der Araber; dieſe waren im unbeſtrittenen Beſitz der ganzen Inſel, von der ſie Calabrien gleichwie eine ſichere Beute vor ſich liegen ſahen.

Klar war es, nur der Tapferkeit und dem Glück des Nicephorus dankten die Griechen die Triumphe, welche ſie im Kampfe gegen die Ungläubigen errungen hatten, und ſchon war eine Prophezeiung im Schwange, der Beſieger Cretas werde den Thron der Kaiſer beſteigen. War es da zu verwundern, wenn alle Blicke ſich auf Nicephorus richteten, und wenn dieſer ſelbſt im Geiſte die verwegenſten Hoffnungen nährte.

Im Jahre 959 war nach einer langen, troſtloſen Regierung der alte Kaiſer Conſtantin VII. geſtorben. Als man die Leiche erhob, um ſie zur Gruft zu tragen, ließ der Herold nach der Sitte den Ruf ertönen: „Erhebe dich, König der Welt, und gehorche dem Rufe des „Königs der Könige!“ Doch dieſe hochtönenden Worte ſchienen wie ein Spott auf den willenloſen Monarchen, den man zu Grabe trug. Dem ſchwachen Vater folgte ein ſchwacher Sohn, Romanus II., ein Jüngling von zwanzig Jahren. Hatte der Vater bei den Studien die Sorgen der Herrſchaft vergeſſen, ſo vergeudete der Sohn ſeine Tage im Ballſpiel und bei der Jagd. Die Regierung überließ er einem ränkevollen Verſchnittenen, Joſeph mit Namen, der von den

959—967. niedrigſten Dienſten im kaiſerlichen Pallaſte ſich zu den höchſten Hofämtern aufgeſchwungen hatte. Mit ihm theilte die Macht des Kaiſers Gemahlin Theophano, von niederen Eltern in Sparta geboren, ein ſchönes, ſtolzes Weib, von männlichem Muthe. Von zügelloſen Sitten und einer Gewiſſenloſigkeit, die vor keinem Frevel erbebte, hatte ſie doch Gefühl für den Ruhm, und es kümmerte ſie mehr, als ihren ſorgloſen Gemahl, ob die Waffen der Griechen ſiegten oder unterlagen; bald richtete auch ſie ihren Blick auf den ruhmgekrönten Nicephorus. Schon im Jahre 962 ſtarb Romanus II., nicht ohne den Verdacht, daß Theophano ſeinen Tod beſchleunigt habe. Als ſie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne Conſtantin VIII. und Baſilius II., die dem Namen nach dem Vater folgten, nicht völlig freie Hand in den Staatsgeſchäften erhielt, verſtändigte ſie ſich ſofort mit Nicephorus, dem Sieger des Oſtens. Ihr Einfluß bewirkte, daß Nicephorus den unumſchränkten Befehl über die Kriegsmacht im Oſten erhielt und dann nach Conſtantinopel berufen wurde. Durch einen prächtigen Triumph feſſelte er hier die Augen der Menge, unermeßliche Beute legte er in den Staatsſchatz nieder, dann kehrte er ſcheinbar befriedigt wieder nach dem Oſten zurück. Aber alsbald verſammelte er hier ſeine geſammte Streitmacht, dem Anſchein nach um einen neuen großen Schlag gegen die Araber zu führen, in Wahrheit aber um ſich zum Kaiſer von den Truppen ausrufen zu laſſen. Als dies geſchehen war, führte er das Heer gegen Conſtantinopel, wo er die Krönung ertrotzte und bald Theophano die Hand reichte, indem er zugleich die Vormundſchaft über ihre Kinder übernahm, die in unſcheinbarer Stellung am Hofe blieben. Umſonſt widerſetzte ſich die Geiſtlichkeit der Ehe des Nicephorus; der Sieger über Creta kannte keine Hinderniſſe, durch die er ſich ſchrecken ließ.

Ein kräftiger, mannhafter Kaiſer ſtand endlich wieder einmal an der Spitze der griechiſchen Chriſtenheit, und ſofort gewannen die Dinge eine andere Geſtalt. Die weichliche Pracht des Hofes verſchwand, und Alles gewann ein kriegeriſches Ausſehen. Der Kaiſer war bereits ein und fünfzig Jahre alt, aber ſeine Geſtalt war noch kräftig, wenn auch unterſetzt und wenig einnehmend; eine ſehr dunkele Geſichtsfarbe, lange, ſchwarze Haare, dunkele, träumeriſche Augen mit buſchigen Augenbrauen und eine ſtarkgebogene Naſe gaben ſeiner Erſcheinung etwas Finſteres und Schreckbares; auf äußeren Schmuck legte er wenig Gewicht, auch ſeine Umgebung ſah er lieber in ärmlicher Kleidung, als in prächtigen Gewanden. Er war karg gegen Jedermann bis zum Geiz; alle Geldmittel des Reichs, die noch immer ſehr be-

deutend waren, nahm er für den Krieg zuſammen; die Verwaltung 959—967
war ſeit Jahrhunderten feſt geordnet, aber Manches hatte ſich unter der ſchwachen Herrſchaft der früheren Kaiſer gelockert, ſtraff zog er die Zügel jetzt an und beſtrafte jede Willkühr der Beamten mit Strenge; die Steuern wurden erhöht, ſelbſt die Güter der Geiſtlichkeit galten dem Kaiſer nicht als heilig. Den Widerſtand des Patriarchen von Conſtantinopel und der Biſchöfe entkräftete Nicephorus durch eine gefliſſentlich der Menge gezeigte übermäßige Strenge in den Gebräuchen der Kirche. Er faſtete viel, trug ein härenes Kleid, was ihm geringe Ueberwindung koſtete, ſein Mund ſtrömte von frommen Worten über, und willig unterwarf er ſich ſelbſt den ſtrengſten Kirchenbußen. Aber in ſeinem Herzen achtete er jene Tugenden des duldenden Gehorſams und der Ergebung, welche die Geiſtlichen als die erſten des Herrſchers prieſen, überaus gering; die Tugenden des Kriegsmanns und Eroberers hatten in ſeinen Augen allein Werth und Bedeutung. Schon damals wußte man, daß ſich bei ihm unter dem Deckmantel der Religion nur ein tiefer Ehrgeiz verſtecke.

Sein ganzes Leben war Krieg und Waffenruhm. Im Oſten wurden zunächſt die Kämpfe gegen die Hamadaniden mit ganzer Kraft fortgeführt. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er hier einem ſeiner Vettern, Johann Tzimiſces, einem Armenier, der ſich durch kriegeriſche Thaten bereits ausgezeichnet und auch die Thronbeſteigung des Nicephorus unterſtützt hatte. Mit großem Glück ſetzte Tzimiſces den Kampf fort, aber faſt alljährlich erſchien auch der Kaiſer ſelbſt bei dem Heere und führte es in Perſon gegen den Feind. Bis an die alten Grenzen des Römerreichs drang man vor; ſchon hoffte man nächſtens den Chalifen in Bagdad ſelbſt anzugreifen, die Stadt der Wunder zu plündern.

Zugleich aber begann Nicephorus im Jahre 964 auch von Neuem den Kampf gegen die Fatimiden im Weſten. Er ſandte ein großes Heer unter ſeinem Vetter, dem Patricius Manuel, einem jungen, feurigen Manne, der ſich ſchon durch glückliche Kriegsthaten hervorgethan hatte, nach Sicilien hinüber; die Flotte, welche die Truppen überſetzte, befehligte ein Verſchnittener, der Patricius Nicetas, ein älterer, vorſichtiger Feldherr. In der That kämpften auch hier zuerſt die Griechen mit großem Glücke; ſie nahmen Himera, Syracus, Toormina, Leontini, Meſſana ein; die ganze Oſtküſte kam in ihre Gewalt. Ahmed, damals Emir in Sicilien, wagte Anfangs ſo überlegenen Kräften nicht einmal die Spitze zu bieten; ſobald aber Moezz aus Afrika Verſtärkungen unter Haſan, dem erſten ſeiner Feldherren, ge-

959—967. ſchickt hatte, warfen die Araber ſich bei Rometta, das ſich im Vertrauen auf ſeine feſte Lage ſchon früher gegen ſie empört hatte, dem Landheere der Griechen entgegen. Hier wurde eine furchtbar blutige Schlacht geſchlagen; zehntauſend Griechen blieben auf dem Platze, unter ihnen auch Manuel, der Führer des Heers. Darauf griffen die Araber auch die Flotte des Nicephorus an, nicht weit von der Meerenge wurde ſie gänzlich vernichtet, Nicetas in Feſſeln nach Afrika geſchleppt. Einen zweiten Verſuch machte gleich darauf Nicephorus, um Sicilien zu erobern, aber auch er hatte keinen beſſeren Erfolg.

Voll von Aberglauben war damals das Volk der Griechen. Man las die Zukunft in den Sternen, man trug ſich mit Prophezeiungen, in denen die Regierungsjahre eines jeden Kaiſers und die wichtigſten Ereigniſſe während derſelben vorhergeſagt ſein ſollten. Nur ſieben Jahre inneren Friedens war in dieſen Nicephorus gegeben, aber ihm Sieg während dieſer Zeit gegen die Abaſſiden im Oſten verhießen; die Sarazenen in Sicilien dagegen, ſo hieß es, würden nicht den Griechen, ſondern den Franken, d. h. den abendländiſchen Chriſten, erliegen. Dies verkündete namentlich eine Weiſſagung, welche ein Biſchof von Sicilien, mit Namen Hippolyt, geſchrieben haben ſollte. Es waren hier noch die geheimnißvollen Worte hinzugefügt: „Der Löwe und ſein Junges werden den Waldeſel verjagen.“ Dieſe Worte erklärten die Einen ſo, Nicephorus würde im Bunde mit Otto die Macht des Moezz vernichten, Andere aber, Otto und ſeinem Sohne ſei es beſchieden, die Macht der Fatimiden zu brechen. Solche Weiſſagungen ſollen den Griechen und Arabern im Kampfe gegenwärtig geweſen ſein, und den Muth dieſer gehoben, die Freudigkeit jener gebrochen haben.

Nicephorus glaubte ſolchen Dingen nicht, und auch nach ſo harten Verluſten gab er die Hoffnung Sicilien wiederzugewinnen und Italien zu behaupten nicht auf. Neue Schwierigkeiten umringten ihn von allen Seiten, aber ſie ſchreckten mit Nichten ſein feſtes Gemüth. Im Jahre **966** kamen Geſandte der Bulgaren nach Conſtantinopel; der Kral Peter verlangte den Tribut, den ſeit langer Zeit die Kaiſer den Bulgaren entrichteten. Nicephorus gerieth über dieſe Forderung in gewaltigen Zorn. „Haben wir deshalb,“ ſagte er, „ſo große „Siege erfochten, um dieſem ſchmutzigen und armſeligen Volk der „Bulgaren Tribut zu zahlen?“ Und ſeinen alten Vater Bardas anblickend, fuhr er fort: „Haſt du denn einen Sklaven erzeugt? Wie? „Ich, der Kaiſer und Herr der Römer, ſoll dienſt- und zinspflichtig

„dieſem ſchmutzigen Bulgarenvolk ſein?“ Auf das Aergſte wurden 959—967.
die Geſandten gemishandelt, dann ſagte er ihnen: „Gehet und meldet
„eurem Könige im Schaafpelze, ich, der erlauchte Kaiſer der Römer,
„werde bald bei ihm ſein, um ihm zu geben, was ihm gebührt.“
Kurze Zeit darauf zog Nicephorus gegen die Bulgaren, aber die
Kriegsführung in den Gebirgen des Balkan war ſchwierig, und er
hielt es bald für räthlicher, die Ruſſen gegen die Bulgaren zu erkau-
fen. Mit einer Flotte und einem Heere von 60,000 Mann lan-
dete der Ruſſenzar Swiätoſlaw, noch ein Heide, an den Küſten der
Bulgarei; der Kral Peter konnte ſolcher Macht keinen Widerſtand ent-
gegenſetzen und ſuchte jetzt ſogar den Schutz des Nicephorus nach.

Aber ſchon murrte man in Conſtantinopel ſelbſt über den kriegs-
luſtigen Kaiſer, der ſich von Kampf in Kampf ſtürzte. Um das weich-
liche Volk an den Anblick der Waffen zu gewöhnen, ließ Nicephorus
im Circus ein großes Reitergefecht aufführen; das Volk erſchrak über
das ungewohnte Schauſpiel, Alles ſtürzte aus dem Circus, und in
dem Gedränge fanden Viele den Tod. Bald darauf brach ein Auf-
ſtand in der Stadt aus; man wärf auf den Kaiſer mit Steinen. Aber
ruhig blieb er in dem Tumult der Menge, nicht einmal die gericht-
liche Verfolgung der Ruheſtörer gab er zu. Sobald der Sturm ſich
gelegt hatte, war Gefahr und Beſchimpfung von ihm vergeſſen, und
unerſchrocken ging er auf der Bahn weiter, die er einmal betreten
hatte.

Das war der Mann, mit dem ſich jetzt Kaiſer Otto verbün-
den und über die Anſprüche des morgenländiſchen Reichs auf Italien
auseinanderſetzen wollte. Auch Nicephorus wünſchte Friede und
Freundſchaft mit dem neuen Kaiſer des Abendlandes und hatte des-
halb im Jahre 967 die ſchon erwähnte Geſandtſchaft nach Ravenna
geſendet, aber es war von einem Manne ſeiner Art nicht zu erwar-
ten, daß er um des Friedens willen irgend ein Beſitzthum oder Recht,
das Byzanz bis dahin behauptet hatte, gutwillig aufgeben würde.
Kaum vernahm er daher, daß Otto die Fürſten von Benevent und
Capua in Lehnspflicht genommen habe, ſo entſandte er ein griechiſches
Heer nach Bari; und rüſtete ſich ſelbſt dem Heere zu folgen. Die Ge-
ſandtſchaft, die Otto unter dem Venetianer Domenicus abgeſandt hatte,
fand den Kaiſer bereits in Macedonien auf dem Wege nach Italien
und konnte ihn von der Fortſetzung ſeiner Reiſe nur durch das Ver-
ſprechen abhalten, daß Otto auf keine Weiſe die Rechte des morgen-
ländiſchen Reichs antaſten, das Gebiet des Kaiſers nicht mit Waffen-
gewalt angreifen würde. Domenicus verbürgte den Griechen mehr,

959—967. als er verbürgen konnte, aber er brachte es dadurch wirklich dahin, daß Nicephorus der Werbung um die Hand der Theophano für den jungen Otto Gehör ſchenkte. Auf die Bedingung hin, daß Otto auf die Beſitzungen des morgenländiſchen Reichs keinen Anſpruch erhebe, zeigte Conſtantinopel ſich bereit Freundſchaft und Friede mit dem Abendreiche durch die Ehe des Kaiſersſohns mit einer im Purpur geborenen kaiſerlichen Fürſtin zu beſiegeln.

Nicephorus kehrte nach Conſtantinopel zurück und gab den Krieg gegen Otto auf, aber er traute dem Sachſen und den Verhältniſſen Italiens mit Nichten. Deshalb ſchloß er ſogar um dieſelbe Zeit mit den Fatimiden Frieden, während die Kämpfe gegen die Araber im Oſten unausgeſetzt fortgeſetzt wurden. Nicephorus überließ den Fatimiden Sicilien, löſte die Gefangenen aus und gab dem ketzeriſchen Chalifen in Afrika als koſtbares Geſchenk ein Schwerdt, das der Prophet einſt im heiligen Kampfe geführt hatte und das im Kampfe gegen die Hamadaniden von den Griechen erbeutet war.

---

967. Während Kaiſer Otto ſich im Sommer des Jahres 967 im nördlichen Italien aufhielt, ſaß ſein Sohn zum erſten Male einem Reichstage in Worms vor, und man wollte hier in dem vierzehnjährigen Knaben bereits eine hohe Geſinnung und große Klugheit entdecken. Dann machte ſich der junge König auf den Weg nach Italien; mit einem ſtattlichen Gefolge zog er über den Brenner und kam am 25. Oktober zu Verona an, wo ihn ſein kaiſerlicher Vater mit König Konrad von Burgund und allen Großen Italiens empfing. In der zahlreichen und glänzenden Verſammlung, die damals Verona vereinigte, wurden wichtige Reichsgeſchäfte verhandelt, namentlich ein einflußreiches Geſetz für die Lombarden feſtgeſtellt, nach dem bei Beſitzſtreitigkeiten, wenn die ſonſtigen Beweiſe unzureichend waren, nicht mehr der Eid, ſondern der Zweikampf entſcheiden ſollte. Dies Verfahren, dem alten Herkommen der deutſchen Stämme entſprechend und beſonders bei den Sachſen noch üblich, in Italien zu erneuern ſchien um ſo nöthiger, als ſich bei dem ſittlich verderbten Zuſtand des Landes die Zahl der Meineide auf eine erſchreckende Weiſe vermehrt hatte. Als Vater und Sohn am 1. November das Feſt aller Heiligen noch zu Verona gefeiert hatten, begaben ſie ſich nach Mantua und von dort zu Schiff nach Ravenna. Bald brachen ſie dann

nach Rom auf, in deſſen Nähe ſie bereits am 21. December eintra- 967.
ſen. Faſt eine Meile vor den Thoren kamen ihnen der Adel und die Stadtmiliz im feierlichen Zuge mit Kreuzen und Fahnen unter Lobgeſängen entgegen und geleiteten ſie in die Stadt. An den Stufen der Peterskirche empfing ſie der Papſt auf das Ehrenvollſte, und krönte dann am Weihnachtsfeſte den jungen Otto zum römiſchen Kaiſer. Alles Volk, die Deutſchen wie die Römer, jubelte laut, Alles freute ſich der Eintracht zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwiſchen Kirche und Reich, und glaubte in der den Sachſen geſicherten Herrſchaft eine Bürgſchaft für eine glückliche Zukunft zu haben. In dieſer Freudenzeit gedachte der Kaiſer abermals der Miſſion unter den Heiden. Da ſich der Erhebung Magdeburgs zum Erzbisthum noch immer nicht zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg ſtellten, begnügte er ſich jetzt damit, für die Lauſitzer und die Slawen, die jenſeits des Bobers bis zu den Quellen der Oder wohnten, ein beſonderes Bisthum zu errichten. Der Sitz deſſelben ſollte zu Meißen bei dem dort errichteten Kloſter des heiligen Johannes ſein und das Bisthum in der Folge dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet werden. Auf einer Synode, die der Papſt in den erſten Tagen des Jahres 968 zu Rom 968.
hielt, wurde das neue Bisthum in das Leben gerufen, und die Bulle, die deshalb der Papſt erließ, mußten, damit ſie vor jedem Angriff um ſo geſicherter wäre, der junge Otto und ſieben und dreißig Biſchöfe unterſchreiben.

Der alte Kaiſer hatte die Nachfolge ſeines Sohns geſichert, wie aber ſtand es mit der Vermählung deſſelben? Noch hoffte er gütlich die Kaiſertochter von Byzanz dem Sohne zu gewinnen. Domenicus von Venedig war von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekehrt, und wie wenig er auch ſeinen Vorſchriften ſonſt entſprochen haben mochte, er brachte die Hoffnung zurück, Theophano werde dem jungen Kaiſer zugeführt werden. Aber noch war ſie nicht erſchienen, und als im Januar ſich Otto von Rom nach Capua zu Pandulf begab, wurde ihm die Ankunft einer neuen Geſandtſchaft vom Nicephorus gemeldet. Es waren ſehr angeſehene Perſonen vom Hofe zu Byzanz abgeſchickt, und Otto glaubte daran zu erkennen, daß Nicephorus an der Freundſchaft mit ihm ernſtlich gelegen ſei. Wie er die Lage der Dinge anſah, erhellt am Beſten aus einem uns erhaltenen Schreiben vom 18. Januar, das er von Capua aus an ſeine Befehlshaber in Sachſen richtete. „Es ſind Geſandte des Kaiſers von Conſtantinopel," ſchreibt er, „auf dem Wege zu uns, ſehr vornehme Männer, und man ver„langt, wie wir hören, angelegentlichſt nach einem guten Vernehmen.

968. „Wie ſich aber auch die Sache geſtalten möge, einen offenen Kampf „mit uns wird man nicht wagen. Werden wir nicht einig, ſo wer„den die Griechen Apulien und Calabrien, welche Provinzen ſie bis „jetzt noch behauptet haben, hergeben müſſen; geben ſie indeſſen un„ſeren Wünſchen nach, ſo wollen wir im nächſten Sommer un„ſere Gemahlin und unſern Sohn nach Franken ſenden, ſelbſt aber „nach Frarinetum gehen, um die Sarazenen dort zu vernichten, „und dann zu euch kommen.“ Als die Geſandten bei Otto eintrafen, ſtießen die Verhandlungen jedoch bald auf erhebliche Schwierigkeiten, da Domenicus bei ſeiner Sendung Ottos Vollmachten überſchritten hatte. Wir ſind über die ſtreitigen Punkte nicht unterrichtet, aber man wird kaum irren, wenn man ſie in den langobardiſchen Fürſten Unter-Italiens ſucht. Pandulf und Landulf waren ſchon tief in die Politik Ottos verflochten; er konnte und wollte ſie nicht der Lehnspflicht entlaſſen, andererſeits aber auch Nicephorus nicht die ſeit einem Jahrhundert behauptete Oberherrſchaft der Griechen über die langobardiſchen Fürſtenthümer freiwillig aufgeben.

Die Verhandlungen mit den griechiſchen Geſandten führten zu keinem Erfolge, und ſchon glaubte Otto ſich bei dem ganzen Handel betrogen. Da er daran verzweifelte, Theophano auf gütlichem Wege für ſeinen Sohn zu gewinnen, ſollten die Griechen nun Apulien und Calabrien hergeben; ohne Kampf hoffte er dieſe Länder ihnen abnehmen zu können. Nachdem er noch zu Capua eine Zuſammenkunft mit dem Fürſten Giſulf von Salerno gehabt hatte, den er auf ſeine Seite zu ziehen ſuchte, ging er nach Benevent und rückte bereits im Anfang März in Apulien, in das Land der Griechen, mit Heeresmacht ein.

Nirgends ſtieß der Kaiſer im Anfang auf Widerſtand, ſchnell drang er bis Bari, der Hauptſtadt des Landes, vor. Bari aber war von den Griechen beſetzt und öffnete die Thore nicht. Otto ſah ſich genöthigt die Stadt einzuſchließen und zu belagern; die Belagerung verſprach jedoch geringen Erfolg, da die Stadt ihre Verbindungen zur See ungehindert unterhielt, und Otto ohne die Unterſtützung einer Flotte dieſe nicht unterbrechen konnte. Um einen langen zweckloſen Kampf zu vermeiden, beſchloß der Kaiſer noch einmal den Weg der Verhandlungen zu betreten. Er verließ deshalb ſofort das Gebiet der Griechen; ſchon in den erſten Tagen des Mai war er wieder in der Mark von Camerino.

Auf den Entſchluß des Kaiſers hatte beſonders der Geſchichtsſchreiber Liudprand eingewirkt, dem damals die glücklichſten Tage

glänzten. Durch wichtige Dienſte in den Streitigkeiten mit dem 968.
Papſtthum und durch ſeine gewandte Feder hatte er ſich die Gunſt des mächtigen Kaiſers in hohem Grade gewonnen. Der Biſchof von Cremona war einer der angeſehenſten Männer am Hofe Ottos, der mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Italiens, ſondern auch über die Verhältniſſe des griechiſchen Reichs, die ja Liudprand durch ſeinen früheren Aufenthalt in Conſtantinopel wohl bekannt waren, häufig zu Rathe ging. Liudprand erbot ſich nun auch ſelbſt die Maßregel, die er angerathen hatte, durchzuführen. Im Vertrauen auf ſeine alten Verbindungen am griechiſchen Hofe, ſeine Kenntniß der Landesſitten und Landesſprache, ſeine Schlauheit und Geſchäftsgewandtheit hielt er ſich für den rechten Mann Otto und Nicephorus auszuſöhnen und durch die Vermählung der Theophano mit dem jungen Kaiſer den Bund des Oſt- und Weſtreichs zu beſiegeln; der glänzende Waffenruhm und die gefürchtete Tapferkeit Ottos würden überdies, wie er hoffte, ſeinen Worten in Conſtantinopel willigen Eingang verſchaffen. Ohne Frage beſaß er wichtige und zu jener Zeit im Abendlande ſeltene Eigenſchaften, die ihn zu dem freiwillig übernommenen Geſchäft befähigten, aber es fehlte ihm leider nur zu ſehr an jener ſittlichen Größe, welche einſt dem armen lothringiſchen Mönch zu Cordova ſo große Achtung gewonnen hatte. Liudprand war jähzornig, ſchmähſüchtig, eitel und fand an nichtigen Dingen nur allzugroßes Gefallen. Nicht mit der Selbſtbeherrſchung und dem Ernſte, die ein ohnehin ſo ſchweres Geſchäft erforderte, führte er ſeine Sache zu Conſtantinopel, und Nichts war natürlicher, als daß er, ohne ſein Ziel zu erreichen, überdies vielfache Kränkungen erfahren mußte.

Es iſt uns der Bericht Liudprands über ſeine Sendung nach Conſtantinopel erhalten, den er ſchon auf ſeiner Rückreiſe für Otto und Adelheid abfaßte; er iſt mit der in Gift getauchten Feder eines tödtlich erbitterten Feindes geſchrieben, aber er iſt eines der merkwürdigſten Actenſtücke jener Zeit und verbreitet über die Verhältniſſe des griechiſchen Reichs wie die Machtſtellung Ottos ſo viel Licht, daß er in ſeinen weſentlichen Theilen hier mitgetheilt werden muß.

Liudprands Geſandtſchaftsbericht an Otto.

Am vierten Juni — ſo erzählt Liudprand — kamen wir zu Conſtantinopel vor dem goldenen Thore an und mußten daſelbſt bis zur elften Stunde des Tags mit unſeren Pferden trotz eines ſtarken

968. Regens warten. Um die elfte Stunde aber ließ uns Nicephorus zu Fuß einziehen, denn er meinte, daß wir, obschon durch eure Milde so reich geschmückt, doch nicht würdig seien, zu Pferde unsern Einzug zu halten. Wir wurden darauf in einen sehr großen Marmorpalast geführt, der aber zerfallen war und der Witterung so offen stand, daß wir weder vor Hitze noch vor Frost geschützt waren. Bewaffnete Wächter umstellten uns hier, die meinen Begleitern den Ausgang, allen Andern den Zutritt wehrten. Wir waren allein in diesem Hause, von aller Gesellschaft entblößt, und zum Unglück war dasselbe noch so weit von dem kaiserlichen Palast entfernt, daß uns auf dem Wege dahin, den wir immer zu Fuß machen mußten, der Athem verging. An Trinkwasser fehlte es in unserer Herberge, und wir konnten uns es nicht einmal für Geld kaufen; den Wein der Griechen aber vermochten wir nicht zu trinken, da er mit Pech, Harz und Gyps gemischt ist. Die größte Plage war jedoch der Aufseher dieses Hauses, der für unsere täglichen Bedürfnisse sorgen sollte, ein so nichtswürdiger Mensch, daß man seinesgleichen kaum in der Hölle finden wird; was er an Schaden, Erpressungen, Kummer und Leid gegen uns ersinnen konnte, wurde er nicht müde zu thun, und von den 120 Tagen, die wir hier weilten, verging uns nicht einer ohne Klagen und Seufzen.

Am 6. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich zu dem Bruder des Kaisers, dem Europalaten und Logotheten*) Leo, geführt, mit dem ich einen harten Streit über euren kaiserlichen Titel zu bestehen hatte. Denn er nannte euch nicht mit dem griechischen Worte Basileus, sondern mit einer gewissen Nichtachtung gab er euch den lateinischen Namen Rex. Da ich ihm bemerklich machte, dies seien nur verschiedene Worte, welche dieselbe Würde bezeichneten, sagte er, ich sei wohl des Streits und nicht des Friedens halber gekommen. Darauf stand er auf und nahm in wirklich empörender Weise euer Schreiben nicht selbst an, sondern ließ es mich seinem Dolmetscher übergeben. Dieser Leo ist ein Mann von sehr langer Statur; ein Mensch voll erheuchelter Demuth, aber wehe dem, der sich auf ihn verläßt!

Am folgenden Tage, dem heiligen Pfingsttag selbst, wurde ich in den Krönungssaal, den die Griechen Stephana nennen, vor Nicephorus geführt. Ich fand in ihm gleichsam ein Ungethüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen,

*) Bezeichnungen hoher Hofämter; etwa Hofmarschall und Kanzler.

breiten, dichten und halbgrauen Barte, einem ganz kurzen Hals und 968.
sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohren, kurz, man möchte ihm um Mitternacht nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältniß zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. Er trug ein altes, vom Gebrauch abgenutztes und ausgebleichtes Staatskleid von Byssus und sicyonische Schuhe. Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlau wie ein Fuchs und an Lügen und falschen Schwüren ein zweiter Ulysses. — Liudprand kann sich beim Anblick des Kaisers nicht enthalten Ottos und seines kaiserlichen Sohns zu gedenken. „O, meine erlauchten „Herren Kaiser," ruft er aus, „ihr seid mir immer schön, immer „glänzend, mächtig, gütig und tugendreich erschienen, aber um wie viel „mehr von diesem Augenblick an!" — Zur Linken des Nicephorus, so fährt der Bericht fort, aber nicht in derselben Linie mit ihm, sondern weit hinten, saßen die beiden kleinen Kaiser, einst seine Herren, jetzt seine Unterthanen. Das Gespräch begann Nicephorus mit folgenden Worten: „Es gebührte sich, und es war sogar unser Wunsch, „dich gnädig und ehrenvoll zu empfangen, aber das ungebührliche Be„tragen deines Herrn erlaubt es uns nicht. Er hat durch feindlichen „Einfall Rom an sich gerissen, Berengar und Adalbert wider Recht und „Gesetz ihr Reich genommen, von den Römern manche durch Schwerdt „und Strang hinrichten lassen, andere geblendet und überdies Städte „unseres Reichs mit Mord und Brand heimgesucht und sich zu unterwerfen „gesucht. Nun aber, da er seine bösen Absichten nicht zu erreichen ver„mochte, stellt er sich, als wolle er Frieden halten und sendet dich, der die „Triebfeder aller jener Bosheiten war, als Kundschafter zu uns." Ich antwortete ihm dagegen: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht mit „Gewalt oder wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem „Joch ihres Tyrannen oder vielmehr ihrer Tyrannen befreit. Denn „herrschten nicht Weiberknechte, oder, was noch schlimmer ist, Buhle„rinnen über sie? Damals schlief, wie ich glaube, deine oder vielmehr „deiner Vorgänger Macht, die sich zwar dem Namen nach, aber nicht „mit Wahrheit römische Kaiser nannten. Wenn sie Macht hatten und „Kaiser von Rom waren, warum ließen sie Rom in die Hand von „Buhlerinnen fallen? Sind nicht einige sogar von den hochheiligen „Päpsten verjagt, andere so bedrängt worden, daß sie nicht einmal „ihren täglichen Lebensunterhalt und das Geld für die Armenpflege „gewinnen konnten? Schrieb nicht Adalbert an deine Vorgänger, „die Kaiser Romanus und Constantin, einen Brief voll Schmähun„gen? Plünderte er nicht die Kirchen der hochheiligen Apostel? Wer

968. „von euch Kaisern hat sich der Sache Gottes angenommen, wer ein „so freches Unterfangen gerächt und die Kirche wieder zu ihren alten „Ehren gebracht? Ihr übersahtet es, aber nicht mein Herr, der von „den Enden der Welt aufbrach und nach Rom zog, die Gottlosen „aus dem Wege räumte und den Stellvertretern der heiligen Apostel „ihre Macht und ihre Ehre zurückgab. Nachher hat er allerdings „diejenigen, die sich gegen ihn und ihren apostolischen Herrn erhoben, „als Eidbrüchige und Tempelschänder, die sich gegen die Päpste Raub „und Mishandlungen hatten zu Schulden kommen lassen, mit Schwerdt „und Strang hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt, aber „dies geschah nach den Gesetzen des Justinianus, Valentinianus, „Theodosius und der anderen römischen Kaiser. Gottlos, ungerecht, „grausam, ein Tyrann würde er sein, wenn er dies nicht gethan „hätte! Weltkundig ist es ferner, daß Berengar und Adalbert seine „Vasallen geworden waren, das Königreich Italien mit einem golde„nen Scepter aus seiner Hand zu Lehn empfangen und in Gegen„wart deiner Knechte, die noch leben und in dieser Stadt sich auf„halten, ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Da sie aber auf Ein„gebung des Teufels ihr Wort brachen, nahm ihnen mein Herr mit „Recht ihre Herrschaft, denn sie waren Verräther und Rebellen, und „gerade ebenso würdest du mit denen verfahren, die sich dir erst un„terwürfen und dann empörten." „Aber," sagte er, „der Vasall „Adalberts, der hier ist, stellt dies in Abrede." „Sagt er etwas An„deres," fuhr ich fort, „so soll einer von meinen Mannen, wenn du es „befiehlst, morgen im Zweikampf die Wahrheit meiner Worte erhär„ten." „Gut," erwiederte er, „dein Herr mag darin, wie du sagst, „nach seinem Rechte gehandelt haben; aber jetzt erkläre mir, weshalb „er meine Reichslande mit Feuer und Schwerdt heimgesucht hat, da „wir doch Freunde waren und einen unauflöslichen Bund durch eine „Vermählung unserer Häuser zu schließen gedachten." Ich antwor„tete: „Das Land, von dem du sagst, es gehöre zu deinem Reiche, „ist, wie die Abstammung der Bewohner und die Sprache zeigen, ein „Bestandtheil des italienischen Reichs. Auch haben es die Langobar„den erobert, und Ludwig, der Kaiser der Langobarden und Franken, „hat es durch eine blutige Schlacht den Sarazenen entrissen; wie „Landulf, der Fürst von Capua und Benevent, es sieben Jahre lang „nach dem Recht der Eroberung beherrschte. Es würde auch sei„ner und seiner Nachfolger Botmäßigkeit sich bis auf den heutigen „Tag nicht entzogen haben, wenn nicht der Kaiser Romanus für un„ermeßliches Geld die Freundschaft unseres Königs Hugo erkauft hätte.

„Dies war nehmlich der Grund, weshalb er seinen Enkel, der seinen 968.
„Namen trug, mit einer unehelichen Tochter unseres Königs Hugo
„vermählte. Du scheinst aber wohl gar es der Machtlosigkeit, nicht
„der Freundschaft meines Herrn zuzuschreiben, daß er dir dies Land
„so viele Jahre nach Italiens und Roms Erwerbung noch belassen hat.
„Mit dem Freundschaftsbunde jedoch, den du durch eine Vermäh-
„lung, wie du sagst, stiften wolltest, glauben wir, daß es nicht red-
„lich und ehrlich gemeint sei; du gedenkst dadurch einen Waffenstill-
„stand zu erlangen und die Entscheidung hinzuziehen, was du uns
„weder zumuthen solltest, noch wir zugeben dürfen. Um jedoch ohne
„allen Rückhalt und offen zu reden: mein Herr schickt mich zu dir,
„daß du, wenn es dein Wille ist, die Tochter des Kaisers Romanus
„und der Kaiserin Theophano seinem Sohne, dem erlauchten Kaiser
„Otto, zur Ehe zu geben, mir dies eidlich angelobst, wogegen ich
„dir dann andererseits eidlich bekräftigen soll, daß zum Entgelt und
„Dank mein Herr bestimmte Zugeständnisse dir machen wird. Die beste
„Bürgschaft für seine wahrhaft aufrichtige Gesinnung hat dir mein
„Herr schon darin gegeben, daß er Apulien, das er schon völlig in
„seiner Gewalt hatte, wieder aufgab, und zwar geschah dies, wie dies
„ganz Apulien weiß, auf meinen Rath, dem du so viel Böses zu-
„schreibst."

„Es ist schon die zweite Stunde vorbei," sagte Nicephorus, „und
„die Festprocession muß gehalten werden; wir können jetzt die Sache
„nicht fortführen, aber wir werden dir auf alles dies antworten, wenn
„es uns gelegen ist."

Der Festaufzug war eben nicht glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, die zum Fest herbeigekommen waren, standen zum feierlichen Empfange des Nicephorus vom Palast bis zur Sophienkirche, sie faßten die beiden Seiten des Wegs ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Wurfspießen geschmückt, zum großen Theil aber barfuß. Die Hofleute, die in der Procession den Kaiser begleiteten, trugen große Mäntel, die jedoch vom Alter ganz durchlöchert waren. Es wäre besser gewesen, sie wären in ihren Hauskleidern gekommen; diese Staatskleider waren schon zu ihrer Großväter Zeiten nicht neu gewesen. Schmuck an Gold und Edelsteinen trug nur der Kaiser selbst; der Ornat, für die Figur seiner Vorfahren eingerichtet, entstellte ihn nur noch mehr. Man führte auch mich zur Kirche, um die Procession mit anzusehen, und gab mir auf dem Chor bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungethüm herankroch, stimmten die Sänger an: „Siehe, da kommt der

968. „Morgenſtern, Eous erhebt ſich und verdunkelt durch ſeinen Blick die „Strahlen der Sonne, der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, „der Herrſcher!“ Auch ſang man: „Nicephorus, dem Herrſcher, ſeien „viele Jahre beſchieden! Ihn ehret, ihr Völker, und beugt euren „Nacken dem mächtigen Fürſten!“ Von dieſem ſpeichelleckeriſchen Geſange hochmüthig gemacht, trat er in die Sophienkirche ein; die jungen Kaiſer, ſeine Herren, folgten ihm weit hinten nach und fielen vor ihm beim Friedenskuſſe bis auf die Erde nieder. Sein Waffenträger ſteckte dann nach der Sitte in der Kirche an einem Pfeil, der auf einem Rohr befeſtigt, eine Zahl auf, die angiebt, wie lange der Kaiſer ſchon regiert.

An dieſem Tage lud mich Nicephorus auch zu Gaſte. Er meinte aber, ich ſei nicht würdig, vor einem ſeiner Hofleute meinen Platz zu nehmen, und ſo erhielt ich erſt die fünfzehnte Stelle von ihm und nicht einmal ein Tiſchtuch; von meinen Genoſſen war Keiner bei Tiſche, ja nicht einmal im Palaſt. Bei dieſer Mahlzeit, die ſich lange hinzog und bei der es ſchmutzig herging, wie unter Trunkenen, wo es von Oehl troſ und von abſcheulicher Fiſchlake, richtete er viele Fragen an mich über eure Macht, eure Reiche und euer Heer. Da ich ihm der Wahrheit gemäß darauf antwortete, rief er aus: „Du lügſt! Die Kriegsmannen deines Herrn verſtehen nicht „das Reiten und nicht den Kampf zu Fuße; ihre großen Schilde, „ſchweren Panzer, langen Schwerdter und gewichtigen Helme hindern „ſie bei beiden Kampfarten. Es hemmt ſie auch“ — fuhr er lachend fort — „die Gefräßigkeit, denn der Bauch iſt ihr Gott, ihr Muth „Trunkenheit, ihre Tapferkeit Rauſch; Faſten iſt ihr Untergang und „Nüchternheit ihr Schrecken. Auch hat dein Herr keine Flotte auf „der See. Eine tüchtige Seemacht habe ich allein, und ich will ihn „mit meiner Flotte angreifen, ſeine Städte an der See zerſtören und „Alles, was an den Flüſſen liegt, in einen Schutthaufen verwandeln. „Und wie will er mir auch zu Lande mit ſeiner geringen Heeresmacht „Widerſtand leiſten? Er hatte ſeinen Sohn und ſeine Gemahlin bei „ſich, alle Sachſen, Schwaben, Baiern und Italiener begleiteten ihn, „und doch vermochten ſie nicht eines meiner Städtchen, das ſich wider„ſetzte, zu nehmen; ja das konnten ſie nicht, und wie will er mir erſt „Widerſtand leiſten, wenn ich mit ſo vielen Leuten, als Sterne am „Himmel und Wogen bei ſtürmiſcher See ſind, gegen ihn anrücke?“ Als ich ihm hierauf eine Antwort, wie er ſie verdiente, ertheilen wollte, ließ er mich nicht zu Worte kommen, ſondern ſagte, um mich zu verhöhnen: „Ihr ſeid ja gar keine Römer, ſondern Langobarden!“

Ich gerieth in Zorn, und obgleich er noch weiter reden wollte und 968.
mir zu schweigen winkte, brach ich los: „Romulus, von dem die Rö-
„mer den Namen tragen, war ein Brudermörder und Bastard, er er-
„öffnete eine Freistätte für böse Schuldner, ausgerissene Sklaven,
„Mörder und andere Verbrecher, die den Tod verdient hatten, und
„diesen seinen Anhang nannte er Römer. Solcher edelen Abkunft
„sind diejenigen, die ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber,
„d. h. die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern,
„Schwaben und Burgunder so tief verachten, daß wir im Zorn gegen
„unsere Feinde kein anderes Schimpfwort kennen, als: „Du Römer!"
„Denn jede Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Ueppigkeit, Lug
„und Trug und alle Laster fassen wir in diesem einen Worte zusam-
„men. Wenn du uns aber unkriegerisch und ungeschickt im Reiten
„nennst, so werden, wenn die Sünden der Christenheit es verschulden
„sollten, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrst, die nächsten Käm-
„pfe wohl zeigen, was ihr für Leute seid und ob wir zu käm-
„pfen wissen." Da winkte mir Nicephorus höchst aufgebracht Still-
schweigen zu, befahl die lange, aber sehr schmale Tafel aufzuheben
und hieß mich nach meiner abscheulichen Wohnung — oder meinem
Kerker vielmehr — zurückkehren.

Zwei Tage nachher verfiel ich theils vor Aerger, theils in Folge
der Hitze und des Durstes in eine heftige Krankheit. Auch meine
Begleiter, welche dieselben Leiden durchmachten, erkrankten und fürch-
teten hier in der Fremde zu sterben. Und wie hätte es anders sein
können, da sie statt eines ordentlichen Weins eine Salzlake trinken
mußten, zum Lager nicht Heu, Stroh oder den Erdboden hatten,
sondern den harten Marmor und zum Kopfkissen Steine? In großer
Besorgniß für mich und die Meinigen rief ich endlich unsern Wächter,
oder vielmehr Verfolger, und erwirkte von ihm, nicht allein durch Bit-
ten, sondern auch durch Geld, daß er folgenden Brief an den Bru-
der des Nicephorus besorgte: „Bischof Liudprand an den Curopalaten
„und Logotheten der Rennbahn. — Wenn der durchlauchtigste Kaiser
„die Bitte, die mich hiehergeführt hat, zu erfüllen gedenkt, so will ich
„gern die Leiden, die ich hier ertrage, auf mich nehmen; nur möge
„dann mein Herr schriftlich und durch einen Boten davon unterrichtet
„werden, daß ich mich nicht ohne Noth hier aufhalte. Ist dem aber
„nicht also, so liegt ein Lastschiff aus Venedig hier, das bald in See
„gehen will; möchte er mir dann, da ich krank bin, erlauben dies
„Schiff zu besteigen, auf daß, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte,
„mein Leib mindestens auf heimathlichem Boden seine Ruhestätte finde."

968. Als der Bruder des Kaisers dies gelesen hatte, hieß er mich nach vier Tagen zu ihm kommen. Da fand ich nun eine Versammlung der weisesten und nach ihrer Weise gebildetsten Männer, die eure Angelegenheiten in Erwägung ziehen sollten: es waren dies der Paracoemomenos [1]) Basilius, der Proto a secretis [2]) Simeon, der Protovestiarius [3]) und zwei Magister. [4]) Sie redeten mich zuerst so an: „Sage uns, Bruder, weshalb hast du dich „hierher bemüht?" Da ich ihnen sagte, um jener Verbindung willen, welche einen unverbrüchlichen Frieden begründen würde, gaben sie zur Antwort: „Es ist unerhört, daß die im Purpur geborne Tochter eines „im Purpur gebornen Vaters einem Fremden gegeben wird. Aber „obwohl ihr so Großes fordert, soll es euch doch gewährt werden, „wenn ihr uns einen geziemenden Preis dafür gebt, Ravenna nehmlich und Rom mit allen anliegenden Ländern bis an unsere Grenzen. Wollt ihr aber nur ein Freundschaftsbündniß schließen ohne „die Vermählung, dann möge dein Herr Rom frei erklären und die „Fürsten von Benevent und Capua, früher die Knechte unseres heiligen „Reichs, jetzt Rebellen, wieder unter die frühere Abhängigkeit von uns „stellen." Ich antwortete ihnen: „Ihr wißt doch selbst recht gut, daß „mein Herr mächtigere Slawenfürsten unter sich hat, als jener Bulgarenkönig Peter war, der die Tochter des Kaisers Christophorus „heimführte!" „Aber Christophorus," sagten sie, „war nicht im Purpur geboren!" „Und Rom," fuhr ich fort, „von dem ihr so viel „Aufhebens macht, daß es frei sein solle, wem dient es denn? Wem „zahlt es Tribut? Diente es nicht gerade früher, und überdies noch „Buhlerinnen? Von dieser schmählichen Dienstbarkeit hat es mein „Herr, der erlauchte Kaiser, befreit, während ihr schliefet oder vielmehr nicht die Kraft hattet es zu erlösen. Der erlauchte Kaiser „Constantinus, der diese Stadt gründete und nach sich nannte, schenkte „der heiligen apostolischen römischen Kirche, wie er Herr des Erdkreises war, nicht in Italien allein, sondern fast in allen Ländern des „Westens und auch des Ostens und Nordens große Güter, in „Griechenland nehmlich, in Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Egypten und Libyen, wie seine Privilegien bezeugen, die wir „noch haben. Alles fürwahr nun, was in Italien, Sachsen, Baiern

1) Oberkammerherr.
2) Oberstaatssecretair.
3) Obergarderobenmeister.
4) Höhere Staatsbeamte.

„und in den andren Reichen meines Herrn der Kirche der heiligen Apostel 968.
„gehört, hat er dem Stellvertreter der heiligen Apostel überwiesen.
„Und wenn mein Herr von alle dem eine Stadt, ein Dorf, irgend
„welche Vasallen und Knechte für sich behalten hat, will ich ein
„Gottesleugner heißen! Warum aber thut euer Kaiser nicht desglei-
„chen und giebt, was in seinen Reichen liegt, der Kirche der Apostel
„zurück, um sie, da sie durch die Bemühungen und die Freigebigkeit
„meines Herrn schon frei und reich ist, noch reicher zu machen und
„noch freier zu stellen?" „Das wird er," antwortete Basilius, „auch
„thun, sobald er Rom und die römische Kirche nach seinem Willen
„leiten wird!" Da erzählte ich ihnen folgende Geschichte: „Es litt
„Jemand von einem Andern schweres Unrecht; deshalb betete er zu
„Gott: „Herr, räche mich an meinem Feinde!" Der Herr aber
„sprach zu ihm: „Ich werde es thun an dem Tage, wo ich einem
„Jeden lohne nach seinem Werke!" „Das ist etwas spät," sprach da
„der Mann." Alle fingen laut an zu lachen mit Ausnahme Leos,
des Bruders des Kaisers. Man hob darauf die Berathung auf, hieß
mich in meine Wohnung zurückkehren und ließ mich dort bis zum
Feste des heiligen Apostels bewachen.

An diesem Festtage (29. Juni) mußte ich auf Befehl, obwohl
ich sehr leidend war, vor dem Kaiser in der Kirche der heiligen
Apostel erscheinen, zugleich auch bulgarische Gesandte*), die am Tage
zuvor eingetroffen waren. Wir wurden nach der Messe zu Tische ein-
geladen, ich aber erhielt am oberen Ende der langen und schmalen
Tafel hinter einem bulgarischen Gesandten meinen Platz. Dieser
Mensch war barbarisch, wie ein Unger geschoren, trug eine eiserne
Kette und war, wie ich richtig ahnete, noch Catechumene, noch nicht
einmal getauft. Dies war, meine erlauchten Herren, ein Hohn ge-
gen euch, in meiner Person wurdet ihr beschimpft, und da ich eure
Beleidigung nicht ruhig mit ansehen konnte, verließ ich die Tafel.
Als ich aber erzürnt mich entfernen wollte, folgten mir Leo, des Kai-
sers Bruder, und Simeon, der Proto a secretis und sagten: „Als
„der Bulgarenkönig Petrus sich mit der Tochter des Kaisers Christo-
„phorus vermählte, wurde ein Vertrag gemacht und beschworen, daß

1) Die Bulgaren, von Swiätoslaw eben damals gänzlich geschlagen, suchten und fanden bei Nicephorus Beistand. Nicephorus zeigte sich um so bereitwilliger dazu, weil Swiätoslaw schon mit Plänen umging Constantinopel selbst anzugreifen. Es wurden damals sogar Verhandlungen eingeleitet die jungen Kaiser, die Söhne des Romanus, mit bulgarischen Fürstentöchtern zu vermählen.

969 „die Gesandten der Bulgaren den Gesandten aller anderen Völker an „Ehren- und Gunstbezeugungen bei uns vorangehen sollten. Jener „Gesandte der Bulgaren hat deshalb, obwohl er, wie du sagst, übel „geschoren und ungewaschen ist, auch nur eine eiserne Kette trägt, „doch den Rang eines Patricius, und einem Bischofe, zumal einem „fränkischen, den Platz über ihm einzuräumen halten wir für durch- „aus unrecht. Da wir aber sehen, daß du darüber ungehalten bist, „nöthigen wir dich dringend mit den Dienern des Kaisers in einem „Wirthshause zu speisen, denn wir werden es nimmer zugeben, daß du „so in deine Herberge zurückkehrst." Ich war zu ergrimmt, um ihnen etwas zu antworten, und that, wie sie sagten; denn ich wollte nur nicht an einer Tafel sein, wo ein Gesandter der Bulgaren, ich will nicht sagen mir, dem Bischof Liudprand, sondern eurem Gesandten vorgezogen wurde. Der erhabene Kaiser beruhigte mich aber durch ein prächtiges Geschenk; er schickte mir nehmlich von seinen Leckerbissen einen fetten Hammelbraten, von dem er selbst gegessen hatte, der mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt war und in einer Fischlake schwamm; fürwahr ein saubres Gericht, das ich wohl auf eure Tafel gewünscht hätte, ihr hättet dann vielleicht von den Herrlichkeiten des Kaisers eine andere Meinung gefaßt.

Nach acht Tagen, als die Gesandten der Bulgaren schon abgereist waren, zwang er mich wieder an demselben Ort bei ihm zur Tafel zu erscheinen, obwohl ich auch damals noch leidend war, denn er meinte, daß ich großes Gewicht auf diese Ehre legte. Bei Tische waren auch mehrere Bischöfe und der Patriarch von Constantinopel zugegen. In ihrer Gegenwart legte er mir nun mehrere Fragen über die heilige Schrift vor, die ich ihm aber unter dem Beistande des heiligen Geists richtig beantwortete; zuletzt fragte er mich, um euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir denn als gültig anerkennten. Ich antwortete: „Die von Nicäa, Chaleedon, Ephesus, Antiochia, „Carthago, Ancyra und Constantinopel." Da lachte er höhnisch und sagte: „Du vergißt die sächsische zu nennen. In unsern Büchern steht „sie freilich nicht; wenn du fragst: warum? so ist die Antwort, weil „sie zu jung und einfältig ist und bis zu uns noch nicht hat durch- „dringen können." Ich sagte: „Wo das kranke Glied am Leibe ist, „da muß mit dem Eisen gebrannt werden. Von euch gingen alle „Ketzereien aus, bei euch gewannen sie Kraft, daher mußten sie auch „hier und zwar von uns, den Abendländern, erstickt und überwältigt „werden. Auch zu Rom und Pavia wurden wohl Synoden gehalten, „doch läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie wegen Irrlehren

„in dieſen Kirchen ſelbſt gehalten wurden. Vielmehr war es ein rö- 968.
„miſcher Geiſtlicher, der nachherige Papſt Gregorius, der den ketzeri-
„ſchen Patriarchen von Conſtantinopel, Eutychius, aus ſeinem Irrthum
„herausriß. Eutychius ſagte nehmlich, ja lehrte und ſchrieb ſogar,
„wir würden bei der Auferſtehung nicht mit ſolchem Fleiſch umkleidet
„ſein, wie wir hier haben, ſondern eine gewiſſe geiſtige Körperhülle
„annehmen; doch Gregorius verbrannte im rechten Glauben das vom
„Irrthum eingegebene Buch deſſelben. Auch der Biſchof Ennodius
„von Pavia wurde wegen einer anderen Ketzerei hierher nach Con-
„ſtantinopel vom römiſchen Papſt geſandt, und es glückte ihm dieſelbe
„zu unterdrücken und die allgemeine rechtgläubige Lehre wieder her-
„zuſtellen. Das Volk der Sachſen aber hat ſich, ſeitdem es die hei-
„lige Taufe und die wahre Erkenntniß Gottes empfangen hat, durch
„keine Ketzerei befleckt; es bedurfte alſo auch dort keiner Synode, um
„eine Ketzerei zu unterdrücken, denn es gab keine dort. Wenn du aber
„den Glauben der Sachſen jung und einfältig nennſt, ſo gebe ich dir
„darin völlig Recht, denn bei ihnen, wo die Werke dem Glauben
„folgen, iſt er noch friſch und einfältig, nicht alt und verkommen;
„hier aber, wo ihn keine Werke begleiten, iſt er altersſchwach und
„wird wegen ſeines Alters wie ein ſchäbiger Rock verachtet. Doch
„weiß ich auch von einer Synode in Sachſen, und in der wurde feſt-
„geſetzt, daß es ehrenvoller ſei mit dem Schwerdte, als mit Federn,
„zu fechten und ruhmvoller zu fallen, als zu fliehen. Und das weiß
„ja auch dein eigenes Heer.“ Möchten ſie, dachte ich in meinem
Herzen, doch bald durch Erfahrung noch beſſer es kennen lernen, wie
tapfer die Sachſen ſtreiten.

Noch an demſelben Tage mußte ich ihm abermals am Nachmit-
tag, als er zum kaiſerlichen Palaſt zurückkehrte, meine Aufwartung
machen, und doch war ich ſo entkräftet und entſtellt, daß die Frauen,
die früher, wenn ſie mir begegneten, voll Staunen ſich zugerufen hat-
ten: „Sieh nur, Mutter!“ jetzt ſich voll Mitleiden an die Bruſt ſchlugen
und riefen: „Der arme, unglückliche Menſch!“ Als er nun erſchien,
was ich da ihm Böſes und euch, meinen abweſenden Gebietern, Gu-
tes mit zum Himmel erhobenen Händen angewünſcht habe — o möchte
das in Erfüllung gehen! Dennoch mußte ich nicht wenig damals
über Nicephorus lachen. Denn er ſaß auf einem wilden und ſcheuen
Pferde, das ſehr groß war, obſchon er doch nur klein iſt. Da kam
er mir vor, wie eine jener Puppen, welche die Slawen bei euch
auf ein Füllen ſetzen und es dann ohne Zügel der Mutter nachlaufen
laſſen.

968. Darauf wurde ich zu meiner verhaßten Herberge zurückgebracht, wo meine Genossen fünf Löwen waren, die dort gefüttert wurden. Drei Wochen sah ich hier Niemanden, als meine Begleiter. Ich glaubte schon, Nicephorus würde mich niemals wieder heimkehren lassen, und der Kummer darüber vergrößerte mein Uebelbefinden so, daß ich ohne den Beistand der Jungfrau Maria meinen Leiden unterlegen wäre. Während dieser Zeit hielt Nicephorus außerhalb Constantinopel an einem Orte Hof, der „an den Quellen" genannt wird, und ließ mich hierhin bescheiden. Obgleich ich so krank war, daß selbst das Sitzen mir beschwerlich war, mußte ich doch mit entblößtem Haupte, was mir sehr nachtheilig war, vor ihm stehen. Er sagte zu mir: „Die Boten deines Königs Otto, die im vergangenen Jahre ka„men, haben mir eidlich versprochen — und die Urkunden darüber „sind hier — daß er niemals in irgend einer Weise unser Reich be„nachtheiligen werde. Giebt es aber wohl eine größere Benachtheili„gung, als daß er sich Kaiser nennt und Provinzen unseres Reichs „an sich reißt? Beides ist unerträglich, und besonders können wir „das nicht ruhig ertragen und anhören, daß er sich Kaiser nennt. Den„noch, wenn du mir dasselbe betheuerst, wie jene, will ich dich geehrt „und reich beschenkt bald von hinnen entsenden." Dies that er, um mich zu verlocken, denn er wußte wohl, daß, wenn ich es thöricht thäte, ihr es doch nicht halten würdet, aber er hatte dann etwas zu seiner Rechtfertigung und zu unserer Beschimpfung in Händen. „Mein „erlauchter Herr," antwortete ich, „hat Alles, was du berührst, vor„ausgesehen — denn er ist hochverständig und der Geist Gottes mit „ihm — und deshalb hat er mir schriftlich seine Aufträge übergeben, „daß ich sie nicht überschritte, und sie mit seinem Siegel versehen. „Diese seine Aufträge mögen verlesen werden, und ich will eidlich „den Inhalt derselben bekräftigen. Was aber die früheren Gesandten „wider ihren Auftrag versprochen und beschworen haben, damit ist es, „wie es beim Plato heißt: „Was man vom Gotte erfleht, das hat „man selbst zu vertreten, nicht er." Hierauf wandte sich das Gespräch auf die Fürsten von Capua und Benevent, die er seine Knechte nennt und deren Abfall ihm ganz besonders zu Herzen geht. „Meine „Knechte," sagte er, „hat dein Herr in seinen Schutz genommen, und „wenn er sie nicht aus demselben entläßt und in ihr früheres Dienst„verhältniß zurückkehren läßt, so kann er unsere Freundschaft nicht be„sitzen. Sie selbst verlangen wieder bei uns zu Gnaden angenommen „zu werden, aber wir gewähren ihnen dies nicht, denn sie sollen „es erfahren, wie gefährlich es ist seinen Herrn zu verlassen und

„sich dem Dienst zu entziehen. Ehrenvoller aber wäre es für deinen 968.
„Herrn, sie gutwillig uns zu überliefern, als sich dazu zwingen zu
„lassen. Sie werden, wenn ich am Leben bleibe, schon sehen, was
„es heißt seinen Herrn zu hintergehen, ja, wie ich glaube, sie wissen
„es jetzt schon durch meine Truppen jenseits des Meeres." Er ver-
wehrte mir darauf zu antworten, und da ich fortgehen wollte, hieß er
mich zur Tafel zurückkehren.

Bei Tische saß sein Vater neben ihm, der mir wie ein Greis von hundert und funfzig Jahren erschien.*) Dennoch empfing er dieselben Zurufungen, wie sein Sohn, daß Gott sein Leben noch vielmals so lang ausdehnen möge. Hier konnte man recht sehen, was für Narren und Schmeichler die Griechen sind, da sie einem Greise eine Lebensdauer wider alle Gesetze der Natur wünschen, und der Alte freut sich noch darüber, obwohl er ja recht gut weiß, daß Gott es ihm nicht gewährt und daß, wenn er es thäte, es ihm nicht gut sein würde. So priesen sie auch Nicephorus als den Friedenbringer und den Morgenstern. Aber den Hülflosen stark, den Narren weise, den Zwerg einen Riesen, den Mohren weiß und den Sünder einen Heiligen nennen, das ist wahrlich kein Lob, sondern Hohn. Und wer sich daran freut, daß ihm Eigenschaften nachgerühmt werden, die er gar nicht besitzt, der ist wie eine Eule, die im Dunkeln sieht, aber beim Tageslicht blind ist. Bei Tische wurde diesmal, was sonst nicht geschah, eine Predigt des heiligen Johannes Chrysostomus über die Apostelgeschichte vorgelesen. Als die Predigt zu Ende war, bat ich um die Erlaubniß, zu euch heimkehren zu dürfen. Der Kaiser nickte mir mit dem Kopfe zu, als wolle er meinen Wunsch erfüllen, gab aber meinem Wächter und Verfolger den Befehl, mich wieder zu meinen Löwen zurückzuführen. Dies geschah, und bis zum 20. Juli sah ich ihn nicht wieder, wurde aber streng bewacht, damit ich Niemanden spräche, der mir etwas von dem mittheilen könnte, was er unternähme.

Inzwischen ließ er den Grimizo, den Gesandten Adalberts, zu sich kommen und befahl demselben mit einer griechischen Flotte nach Italien zurückzukehren. Diese Flotte bestand aus 24 griechischen Kriegsschiffen, 2 russischen und 2 gallischen; mehr habe ich wenigstens nicht gesehen. Mit dem ganzen Heere, das sie übersetzte, glaubet mir, meine erlauchten Herren, werden vierhundert eurer Krieger, wenn sie nicht Wälle und Gräben hindern, leicht fertig werden;

*) Bardas; er war über 90 Jahre alt.

968. zumal den Befehl über dasselbe, ich glaube, euch zum Hohn, ein Verschnittener hat. Adalbert hatte nehmlich dem Nicephorus melden lassen, er habe ein Heer von 8000 Gewappneten beisammen und würde, wenn ein griechisches Heer ihm zur Hülfe käme, euch leicht in die Flucht schlagen und vernichten; er bat auch Nicephorus um Geld, um die Kampflust seiner Leute anzufachen. Deshalb gab Nicephorus jenem Verschnittenen eine große Geldsumme mit, zugleich aber mit dem Auftrag, nur dann, wenn Adalbert wirklich 7000 Gewappnete oder mehr ihm zuführen sollte, ihm dieses Geld zu geben; ferner sollte Adalberts Bruder Kuno *) mit seinem eigenen und dem griechischen Heere euch angreifen, Adalbert aber zu Bari indessen bewacht bleiben, bis Kuno siegreich zurückkehrte; hätte dagegen Adalbert nicht 7000 Gewappnete, so sollte der Verschnittene ihn sogleich in Ketten legen und ihn euch, wenn ihr nach Bari kämet, überliefern, auch jene Geldsumme euch aushändigen. Welche abscheuliche Treulosigkeit! Aber so sind diese Griechen! — Am 19. Juli ging diese Flotte in See, ich sah es selbst von meinem Kerker aus.

Am folgenden Tage, dem Feste Eliä Himmelfahrt, den das leichtfertige Volk der Griechen mit theatralischen Spielen feiert, ließ der Kaiser mich wieder zu sich kommen und sprach zu mir: „Ich be„absichtige mein Heer jetzt gegen die Araber zu führen, nicht gegen „Christen, wie es dein Herr thut. Schon im vorigen Jahre ging „ich mit diesem Feldzuge um, aber als ich hörte, daß dein Herr mein „Land angreifen wollte, ließ ich von den Arabern ab und wandte „mich gegen ihn. Als wir bereits in Macedonien waren, kam uns „Dominicus aus Venedig als sein Bote entgegen; er ließ es sich viel „Mühe und Anstrengung kosten uns zu besänftigen und zur Rückkehr „zu bewegen und leistete uns einen Eid, dein Herr denke gar nicht „an das, was man ihm Schuld gebe, geschweige denn, daß er es je „unternehmen würde. Kehre also nun heim" — bei diesen Worten ich sprach im Herzen: gelobt sei Gott! — „und melde deinem Herrn „dies und das, und will er das thun, so komm selbst wieder hier„her!" Ich antwortete: „Möge deine heilige Majestät nur den Be„fehl geben, daß ich schnell nach Italien heimkehre, dann bin ich „überzeugt, daß mein Kaiser, was deine Majestät wünscht, gern thun „und ich hocherfreut zu dir zurückkommen werde." Er merkte es leider! in welchem Sinne ich dies sagte; denn er lachte und nickte mit dem Kopfe, und als ich mich verabschieden wollte und mich tief bis

*) Kuno mußte also der Gefangenschaft wieder entkommen sein.

zur Erde vor ihm verneigte, hieß er mich zu Gaste bleiben und zu 968.
seinem von Knoblauch und Zwiebeln duftenden, mit Oehl und Fischlake bereiteten Mahle kommen. Erst an diesem Tage brachte ich es durch große Bitten dahin, daß er das Geschenk von euch annahm, das er bisher immer zurückgewiesen hatte.

Als wir an der langen schmalen Tafel saßen, die nur in der Breite eines Balkens bedeckt und zur Hälfte der ganzen Länge nach ohne Tischtuch war, ließ er seinen Spott gegen die Franken aus, mit welchem Namen er sowohl die lateinisch, wie die deutsch sprechenden Völker des Abendlands bezeichnete, und fragte mich, wo denn mein Bischofssitz liege und wie er heiße. „Cremona," sagte ich, „ganz „nahe am Po, dem ersten unter den Flüssen Italiens. Und da deine „Hoheit alsbald dahin Kriegsschiffe zu senden gedenkt, möge es mir „zu Gute kommen, daß ich das Glück hatte dich hier zu sehen und „kennen zu lernen. Schone der Stadt, daß sie durch dich bestehen „bleibe, da sie ja doch dir nicht widerstehen kann!" Er bemerkte die Ironie in meinen Worten, sah aber zur Erde und versprach mir meinen Wunsch zu erfüllen, auch schwur er mir bei der Macht seines Reichs, die Hand auf die Brust gelegt, mir solle kein Leid geschehen und er werde mich bald sicher auf seinen Kriegsschiffen nach Ancona bringen lassen.

Sein Eid war falsch, wie sich alsbald zeigte. Denn dies geschah am 20. Juli, einem Montag, und von diesem Tage an erhielt ich vier Tage lang kein Geld zu meinem Unterhalte, obwohl zu Constantinopel eine solche Theuerung war, daß ich für meine fünfundzwanzig Begleiter und meine vier griechischen Aufseher für drei Goldstücke kaum eine Mahlzeit beschaffen konnte, und am nächsten Mittwoch, dem 22. Juli, verließ der Kaiser schon Constantinopel, um gegen die Araber ins Feld zu ziehen.

Am folgenden Tage ließ mich sein Bruder zu sich kommen und sagte zu mir: „Der Kaiser ist schon voraus, ich bin heute noch hier „geblieben, um die nöthigen Anordnungen zu treffen; wenn du noch „den Wunsch hegst den heiligen Kaiser zu sehen oder ihm noch etwas „Neues mitzutheilen hast, so sage es." Ich sagte, beides sei nicht der Fall, nur darum bäte ich, nach dem Versprechen des Kaisers mit den Kriegsschiffen nach dem Hafen von Ancona befördert zu werden. Er schwur mir darauf beim Haupte des Kaisers, bei seinem eigenen Leben und seinen Kindern — denn die Griechen sind immer bereit beim Leben ihrer Mitmenschen zu schwören — es solle geschehen. „Wann?" fragte ich. „Sogleich," antwortete er, „nach der Abreise des

968. „Kaisers. Der Befehlshaber der Flotte wird dann für dich Sorge „tragen.“ Ich ließ mich von der Hoffnung täuschen und ging froh von dannen.

Am zweitfolgenden Tage, am Sonnabend, beschied mich Nicephorus nach Umbria, einem Orte, etwa vier Meilen von Constantinopel. Hier sagte er zu mir: „Ich gedachte, daß du, ein so angesehe„ner und rechtschaffener Mann, deshalb hierher gekommen seist, daß „du dich in allen Stücken meinen Forderungen willfährig zeigen und „zwischen mir und deinem Herrn ein Freundschaftsbündniß für ewige „Zeiten schließen würdest. Da du aber in deiner Hartnäckigkeit dies „nicht thun willst, so thue mindestens das Eine, was die Billig„keit erheischt, schwöre mir nehmlich, daß dein Herr den Fürsten „von Benevent und Capua, meinen Dienern, die ich zu bekriegen „gedenke, keinen Beistand leisten wird. Will er von dem Seinen „Nichts hergeben, so lasse er mir mindestens das Meine. Es ist „weltkundig, daß die Väter und Großväter dieser Fürsten unserm „Reiche tributpflichtig waren, und daß sie es bald auch wieder sein „werden, dafür wird unser Heer sorgen.“ Ich antwortete ihm: „Jene sind edle Fürsten und Vasallen meines Herrn; hört er, daß „du sie angreifst, so wird er ihnen solche Hülfsmacht schicken, daß sie „deine Truppen vernichten und deine beiden letzten überseeischen Län„der dir abnehmen.“ Da schwoll er vor Zorn auf, wie eine Kröte, und rief: „Fort, bei meinem Leben und bei meinen Eltern, dein Herr „soll bald an andere Dinge denken, als entlaufene Sklaven beschützen!“ Als ich wegging, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, ich sollte zu Tisch bei ihm bleiben. Hier fand ich auch den Bruder der beiden genannten Fürsten*) und einen gewissen Byzantius, einen Mann aus Bari; diese nöthigte er heftige Schmähungen gegen euch, die Lateiner und Deutschen auszustoßen. Als ich von Tisch ging, schickten sie aber heimlich Boten zu mir und ließen mir sagen, sie hätten diese Schmähungen wider ihren Willen, durch die Drohungen des Kaisers genöthigt, laut werden lassen müssen.

Beim Mahle hatte mich aber Nicephorus auch befragt, ob ihr Thiergärten hättet und Waldesel oder andere Thiere in denselben wären. Ich antwortete, ihr hättet Thiergärten und Thiere darin, nur keine Waldesel. „Dann,“ sagte er, „werde ich dich in unseren Thier„garten führen lassen, und du wirst staunen über die Größe desselben

*) Wahrscheinlich Romuald, ein Bruder Pandulfs und Landulfs, der von Jugend an in Constantinopel lebte.

„und die Waldesel darin.“ Ich wurde also in einen Thiergarten ge- 968.
führt, der allerdings sehr groß, aber hügelig, voll struppigen Gebüsches und durchaus nicht anmuthig war. Da ich mit dem Hut auf dem Kopf durch denselben ritt, sah mich der Europalates von Weitem, schickte schnell seinen Sohn zu mir und ließ mir sagen, es sei nicht erlaubt mit dem Hut auf zu reiten, wo der Kaiser sei, sondern nur zu gehen, und zwar verschleiert. Ich sagte: „Die Weiber tragen bei uns Schleier und Hauben, die Männer reiten mit „dem Hute auf dem Kopfe. Ihr sollt mich nicht zwingen die Sitte „meiner Heimath zu ändern, da wir ja auch die Eurigen, wenn sie „zu uns kommen, bei ihrer Sitte belassen. Mit langen Aermeln, „Bändern und Schnallen, Schleppkleidern und Haarlocken kommen sie zu uns; reiten, gehen und tafeln, wie ihnen beliebt, und „küssen sogar — was uns ganz unanständig erscheint — mit bedecktem „Haupt unsern Kaiser.“ „Gebe Gott,“ dachte ich bei mir, „daß das „nun ein Ende hat!“ „Ziehe dich also zurück!“ sagte er zu mir. Da ich dies that, kamen mir unter einem Rudel Rehe einige solcher Waldesel entgegen. Doch wie kann man so viel Aufhebens von diesen Thieren machen, die nicht anders aussehen, als die zahmen Esel zu Cremona. Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine eben so wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und gewiß ein gleich süßer Fraß den Wölfen, wie jene. Doch sagte ich, als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: „Solche Thiere habe ich in Sachsen niemals gesehen.“ „Wenn dein Herr,“ gab er mir zur Antwort, „sich gegen unsern „Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solche Thiere „schenken, und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein, zu besitzen, „was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat.“ Aber fürwahr, meine erlauchten Herren, mein Amtsbruder, der Bischof Antonius von Brescia*), kann euch nicht elendere Thiere schicken, wie es der Eselmarkt zu Cremona zeigt, und dessen Esel sind doch zahm und nicht wild, und kommen nicht leer, sondern bepackt. Da meine Worte aber dem Nicephorus gemeldet wurden, schickte er mir zwei Rehe und gab mir die Erlaubniß abzureisen. Es war am 27. Juli; Tags darauf ging er selbst nach Syrien ab.

Als ich aber nach Constantinopel zurückkehrte, ließ mir der Pa-

*) Dieser gute Bischof scheint meist seine Kriegslieferungen an den Kaiser, das sogenannte Fodrum, auf schlechten Eseln dem Heere zugeführt zu haben; daher Liudprands Spott.

968. tricius Christophorus, ein Verschnittener, der des Kaisers Stellvertreter ist, sagen, ich könnte jetzt noch nicht abreisen, weil die Sarazenen die Straßen auf dem Meere, die Ungern aber die Landwege besetzt hielten, ich müßte vielmehr warten, bis sie abzögen. Beides war aber nicht wahr. Auch wurden mir Schildwachen gegeben, die mich und die Meinigen nicht aus dem Hause gehen ließen. Arme Leute, die bei mir sich Almosen holten, ergriffen sie, wenn sie die lateinische Sprache redeten, schlugen sie und steckten sie in das Gefängniß. Meinen griechischen Dolmetscher ließen sie nicht ausgehen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen; diese mußte daher mein Koch besorgen, der das Griechische nicht verstand und sich nur durch Zeichen und die Fingersprache mit den Leuten verständigen konnte und viermal mehr, als mein griechischer Diener, dann zuletzt zahlen mußte. Wenn mir einer meiner Freunde Gewürze, Brod, Wein und Obst schickte, warfen sie Alles fort und prügelten überdies noch die Boten. Hätte nicht Gottes Gnade mich sichtlich gegen meine Peiniger geschützt, so würde der Tod meine einzige Hoffnung gewesen sein; aber er, der die Versuchung zuließ, gab mir nach seiner Barmherzigkeit auch die Kraft in derselben auszuharren. In solcher Noth lebte ich in Constantinopel vom 4. Juni bis zum 2. October, volle 120 Tage.

Mein Unglück voll zu machen, kamen aber am 15. August Boten vom Papste Johann an mit einem Briefe, in dem er Nicephorus „den griechischen Kaiser“ Verschwägerung und feste Freundschaft mit seinem geliebten Sohne in Christo „dem römischen Kaiser“ Otto zu schließen aufforderte. Wie dieses Wort, diese Titulatur den Ueberbringer des Briefs nicht gleich an den Galgen brachte, weiß ich noch heute nicht zu sagen. Die Griechen verwünschten das Meer und staunten, daß es einen solchen Gräuel habe tragen können und nicht das Schiff verschlungen habe. „Ein Barbar,“ riefen sie, „ein armseliger Römer schämte sich nicht den allgemeinen, großmächtigen und alleinigen römischen Kaiser einen Griechenkaiser zu nennen! O Himmel! O Erde! O Meer! Aber was sollen wir mit diesen Nichtswürdigen beginnen? Es sind arme Schelme, und wenn wir sie tödten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute; Lumpenvolk, Knechte, bäurisches Gesindel ist es, geißeln wir sie, so beschimpfen wir nur uns selber, nicht sie, die der vergoldeten römischen Peitsche und solcher Strafen gar nicht werth sind. Wäre mindestens der Eine ein Bischof, der Andere ein Markgraf, dann wollten wir sie tüchtig züchtigen, ihnen Bart und Haar ausraufen, sie dann in Säcke nähen und in das Meer versenken! So aber mögen sie

„leben bleiben und im Gefängniß ſchmachten, bis die geheiligte Ma- 968.
„jeſtät des römiſchen Kaiſers Kunde von dieſen Gräueln hat.“ Als ich dieſes erfuhr, pries ich ſie glücklich wegen ihrer Armuth, mich aber hielt ich für den unglücklichſten Menſchen, weil ich reich war. Und da ich zu Hauſe mir arm erſchien, fürchtete ich jetzt zu Conſtantinopel Cröſusſchätze zu haben, und die Armuth ſchien mir das wünſchenswertheſte Loos, weil ſie allein hier vom Tode rettete.

Die Geſandten des Papſtes wurden alſo in den Kerker geworfen und jener verbrecheriſche Brief an den Nicephorus nach Meſopotamien geſchickt, von wo vor dem 12. September der Bote nicht heimkehrte, dann aber eine günſtige Antwort brachte. Ich ſelbſt erfuhr erſt zwei Tage ſpäter hiervon. Als ich nehmlich am 14. September, dem Tage der Kreuzerhöhung, es durch Bitten und Geſchenke dahin brachte, daß ich meine Andacht am heiligen Kreuz verrichten durfte, traten im Getümmel der Menge von meinen Wächtern unbemerkt einige an mich heran, die mein bekümmertes Herz durch dieſe Nachrichten erheiterten.

Am 17. September wurde ich, zwiſchen Tod und Leben ſchwebend, noch einmal zum Palaſt beſchieden. Als ich hier vor den Patricius Chriſtophorus geführt wurde, empfing er mich jedoch gnädig und ſtand ſogar mit drei anderen Perſonen, die zugegen waren, vor mir auf. „Dein blaſſes Angeſicht,“ ſagten ſie, „dein hageres Ausſehen „und dein langes Haupt- und Barthaar zeigen, wie tief du dich über „deine verzögerte Abreiſe bekümmerſt. Wir bitten dich aber, deshalb „nicht der gehelligten Perſon des Kaiſers, noch uns zu zürnen. Wir „wollen dir auch die Urſache dieſer Verzögerung nicht vorenthalten. „Der römiſche Papſt — wenn man ihn ſo nennen darf, der mit dem „abtrünnigen, ehebrecheriſchen und meineidigen Sohne Alberichs Ge„meinſchaft hatte und ihm diente — hat an unſern Kaiſer einen Brief „geſchrieben, ſeiner ebenſo würdig, als des Kaiſers unwürdig, worin „er ihn Kaiſer der Griechen und nicht der Römer nennt, und es „unterliegt keinem Zweifel, daß dies auf Betrieb deines Herrn ge„ſchehen iſt.“ „Was höre ich?“ dachte ich bei mir, „ich bin ver„loren, ohne Zweifel wird man mich geraden Weges zur Richtſtätte „führen.“ Aber ſie fuhren fort: „Wir wiſſen zwar, daß du ſagen „wirſt, der Papſt iſt der albernſte aller Menſchen, und wir räumen „dies ein.“ — „Mit Nichten ſage ich das,“ erwiederte ich. „Höre „nur,“ fielen ſie ein, „der Papſt iſt in Wahrheit ein alberner und „ununterrichteter Mann, der nicht weiß, daß der heilige Conſtantinus „das kaiſerliche Scepter, den ganzen Senat und die geſammte Heeres-

968. „macht Roms hierher verlegt und in Rom Nichts als gemeines Ge-„sindel, Fischer, Kuchenbäcker, Vogelfänger, Bastarde, Pöbel und „Knechte zurückgelassen hat. Doch würde der Papst niemals das ge-„schrieben haben, wenn es ihm dein Herr nicht eingeflüstert hätte, „und welche Gefahren sie dadurch gegen sich heraufbeschworen haben, „wird sich alsbald zeigen, wenn sie nicht in sich gehen." „Der „Papst," erwiederte ich, „ist der schlichteste und argloseste Mann von „der Welt, und er meinte wahrlich durch diese Aufschrift nicht euren „Kaiser zu kränken, sondern vielmehr zu ehren. Denn daß der römi-„sche Kaiser Constantinus mit der römischen Heeresmacht hierher ge-„kommen, diese Stadt gebaut und nach sich benannt habe, wissen wir „recht wohl. Weil ihr aber die Sitten, die Sprache und die Klei-„dung geändert habt, so meinte der hochheilige Papst, es misfalle „euch der Römername eben so sehr, wie der Römerrock. In Zukunft, „wenn ihm Gott das Leben läßt, wird die Aufschrift seiner Briefe „sein: Johann, der römische Papst, an Nicephorus, Constanti-„nus und Basilius, die großen und erhabenen Kaiser der Römer, „des Reiches Mehrer." Höret nun, weshalb ich dies sagte! Nice-phorus hat durch Meineid und Ehebruch seine Herrschaft gewonnen; der Papst, dem das Heil der Seelen befohlen ist, schicke ihm deshalb ein Schreiben, das aber sei gleich den übertünchten Gräbern, die außen glänzen, im Innern voll Todtengebein sind. Es halte ihm nehmlich der Papst innen im Briefe vor, wie er durch Meineid und Ehebruch die Herrschaft gewonnen habe, nachdem er seine rechtmäßigen Gebieter derselben beraubt, lade ihn vor eine Synode und treffe ihn mit dem Bannstrahl, wenn er nicht erscheinen sollte; außen aber gebe er ihm die obige Anrede, denn sonst würde der Brief gar nicht an den Kaiser gelangen. Die Griechen merkten freilich diese meine List nicht, sondern waren erfreut über mein Versprechen und sagten: „Wir danken dir, Bischof, und deine Weisheit wird schon Mittel fin-„den, diese wichtigen Angelegenheiten in das Gleiche zu bringen. „Du bist jetzt der einzige Franke, den wir lieben und schätzen, aber „auch die anderen wollen wir hochhalten, wenn sie auf deinen Rath „wieder gut machen, was sie Uebles gethan haben; wenn du dann „wieder zu uns zurückkehren wirst, sollst du auch nicht unbelohnt von „dannen ziehen." „Scepter und Krone," dachte ich, „kann mir Nice-„phorus schenken, wenn ich noch einmal hieher komme!" Darauf sprachen sie: „Sag an, will dein Herr denn wirklich mit unserm „Kaiser ein Freundschaftsbündniß schließen und sich verschwägern?" „Als ich hier ankam," sagte ich, „war dies sein Wille, da er aber

„während meines langen Aufenthaltes hierselbst keinen Brief von 968.
„mir erhielt — und das ist eure Schuld —, hält er mich für ge-
„fangen und ist voll Wuth und tobt, wie die Löwin, der man
„die Jungen geraubt hat, bis die Stunde der Rache gekommen ist.
„Deshalb möchte er wohl jetzt jene Heirath verschmähen und seinen
„Zorn an euch kühlen!“ „Wenn er das thut,“ sagten sie, „so
„wird ihn nicht Italien, nein nicht einmal jenes armselige und fro-
„stige Sachsen, wo er geboren ist, bergen. Mit unserm Gelde, das
„wir in Fülle haben, werden wir alle Nationen gegen ihn in die
„Waffen bringen und ihn zerschmettern, wie ein irdenes Gefäß, das
„zerschlagen nicht wieder hergestellt werden kann. Da wir indessen
„glauben, daß du einige Gewande zu seinem Schmucke gekauft hast,
„befehlen wir dir sie uns vorzulegen, und diejenigen, die sich für euch
„schicken, sollen dann mit einem Bleisiegel bezeichnet und euch be-
„lassen werden, die übrigen aber, die allen Völkern außer uns Rö-
„mern zu tragen verboten sind, werden gegen Erstattung des Preises
„euch wieder abgenommen werden.“ Ich mußte ihnen gehorchen, und
sie nahmen mir fünf sehr kostbare Purpurgewande ab, denn sie sag-
ten, es schicke sich nicht für euch und alle Italiener, Sachsen, Fran-
ken, Baiern, Schwaben, wie die anderen Völker solche Kleider zu
tragen. Wie abscheulich und schmählich, daß solche Welchlinge und
Weiberhelden mit ihren langen Aermeln, Turbanen und Schleiern,
solche Lügner, Zwitter und Faulenzer im Purpur einhergehen dür-
fen, nicht aber die tapferen und kriegskundigen Helden, die von
Glauben und Liebe erfüllt sind, Gott die Ehre geben und in allen
Tugenden strahlen. Wenn das nicht eine Schmach ist, so giebt es
keine! „Aber,“ rief ich aus, „wo bleibt das Wort und Versprechen
„des Kaisers! Als ich mich von ihm verabschiedete, bat ich ihn, zu
„Ehren meiner Kirche Gewande zu jedem Preise kaufen zu dürfen.
„Er sagte: „Kaufe, was du willst und wie viel du willst,“ ohne irgend
„eine Beschränkung zu machen. Ich berufe mich dafür als Zeugen
„auf seinen Bruder, den Curopalates Leo, auf den Dolmetscher Evo-
„disius, auf den Johannes und Romanus, ja ich bin selbst Zeuge,
„da ich auch ohne den Dolmetscher wohl verstand, was der Kaiser
„sagte.“ „Aber,“ erwiederten sie, „es ist einmal eine verbotene
„Waare. Und als der Kaiser die von dir erwähnten Worte sprach,
„konnte er an solche Dinge, wie du sie im Sinne führtest, gar
„nicht denken. Denn da wir uns durch Reichthum und Bildung
„vor allen anderen Völkern auszeichnen, müssen wir es auch in der
„Kleidung thun, auf daß die besonders reich an Vorzügen sind, auch

968. „besonders schön in ihrem Aeußeren erscheinen." „Und doch kann diese „Kleidung," sagte ich, „nicht so etwas Besonderes sein, da sie bei „uns selbst gemeine Weibsbilder und Gaukler tragen." „Woher be„kommt ihr sie denn?" „Von den Kaufleuten von Venedig und „Amalfi, die sie gegen unser Getraide umtauschen, das sie zu ihrem „Unterhalt bedürfen." „Das soll ein Ende nehmen; man wird sie „genau untersuchen, und findet man etwas der Art, dann sollen sie „zur Strafe gegeißelt und geschoren werden." „Zu den Zeiten des „seligen Kaisers Constantinus," sagte ich, „kam ich schon einmal hier„her; damals war ich nicht Bischof, sondern nur Diakon, und erschien „nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern als der „eines Markgrafen, und doch habe ich viel mehr und bei weitem kost„barere Gewande damals hier gekauft, die mir weder untersucht, „noch mit einem Bleisiegel bezeichnet sind. Heut aber, Bischof und „Abgesandter der erlauchten Kaiser, beider Ottonen, Vater und Sohn, „werde ich mit solchem Unglimpf behandelt, daß meine Gewande mir, „wie einem Kaufmann aus Venedig, untersucht und, falls sie werth„voll sind, fortgenommen werden, obwohl sie doch zum Gebrauch mei„ner Kirche bestimmt sind. Schämt ihr euch denn nicht eines so „schmählichen Betragens gegen mich, oder vielmehr gegen meine Her„ren, die in mir beleidigt werden? Nicht genug, daß ich in einen „Kerker geworfen bin, daß ich Hunger und Durst habe leiden müssen, „daß man mich so lange zurückgehalten und mir die Rückkehr ver„weigert hat; die Schmach voll zu machen, nimmt man mir noch „mein Eigenthum. Nehmt denn, was ich gekauft habe, aber laßt „mir mindestens die Geschenke meiner Freunde!" „Kaiser Constanti„nus," sagten sie, „war ein friedfertiger Mann, der immer in seinem „Palaste blieb und durch solche Sachen sich die Freundschaft der Aus„länder gewann; Kaiser Nicephorus aber ist ein Kriegsmann, der den „Palast scheut, wie die Pest, einen Freund des Haders und Kampfes „fast möchten wir ihn nennen; nicht durch Geschenke gewinnt er sich „die Gunst der Völker, mit Waffengewalt zwingt er sie, sich ihm zu „beugen. Auf diesem Wege wird er auch — siehe, so viel gelten „uns deine Könige! — Alles wieder herbeischaffen, was ihr an Pur„pur habt, sei es durch Geschenk oder Kauf." Hierauf gaben sie mir einen in Gold geschriebenen Brief mit goldenem Siegel, den ich euch überbringen sollte; ungeziemend gewiß, wie mein Herz mir sagt, für eure Majestät. Für den Papst gaben sie mir einen andern Brief mit silbernem Siegel und sprachen: „Es scheint uns ungeziemend, „daß euer Papst eines kaiserlichen Schreibens gewürdigt werde; es

„übersendet deshalb der Curopalates, des Kaisers Bruder, ihm ein 968.
„Schreiben, wie es sich für ihn gebührt; nicht durch seine armseligen
„Boten, sondern durch dich, damit aus dem Inhalt desselben der
„Papst ersehe, daß er verloren ist, wenn er nicht in sich geht und
„sich bessert.“ Hierauf nahmen sie Abschied von mir, unter Küssen,
die mich gar angenehm und süß dünkten. Als ich mich aber entfernte,
schickten sie mir noch eine Botschaft nach, ihrer würdig; Pferde nehm-
lich würden sie mir für mich und meine Begleiter stellen, nicht aber
für das Gepäck. In meiner Bedrängniß sah ich mich endlich ge-
nöthigt meinem Führer noch Sachen, 50 Goldgulden an Werth, zu
geben, daß er mir nur das Gepäck fortschaffte.

Da ich nicht wußte, wie ich mir für alle erlittene Unbill an Nice-
phorus Genugthuung verschaffen sollte, schrieb ich zuletzt noch an die
Wand meines verhaßten Kerkers und auf meinen Holztisch folgende
Verse:

Griechische Treue ist falsch, drum traue ihr nimmer, Lateiner,
Sei auf der Hut und leihe dein Ohr nicht trüglichen Worten!
Führt es zum Ziel, falsch schwört bei Allem, was heilig, der Grieche. —
Bunt von Marmorgestein, dies Haus mit gewaltigen Fenstern,
Dem es an Wasser gebricht, wo nur des Gefangenen Tritt hallt,
Offen steht es dem Frost, Nichts schützt vor den Gluthen der Sonne:
Hier war Liudprand ich, Cremonas Bischof, im Sommer
Einst vier Monde gebannt, als ich von Ausoniens Küsten
Fuhr zum fernen Byzanz, um den Frieden der Welt zu erringen.
Denn es war Otto mit Macht, der Kaiser, gen Bari gezogen,
Wollte mit Feuer und Schwerdt sich die Lande der Griechen gewinnen;
Aber im Laufe des Siegs — mein Flehen erwirkte so Großes —
Kehrt' er nach Rom; es verhieß ihm die Schnur der trügende Grieche.
Wäre sie nie doch erzeugt, nie wäre ich dann hier erschienen,
Hätte, Nicephorus, nie erfahren, wie wüthig dein Herz ist,
Der du dem Sohne des Kaisers dein Stiefkind böslich verweigerst.
Aber es naht sich der Tag, von der Furien Stacheln getrieben,
Braust, wenn Gott es nicht lenkt, Mars weithin über den Erdkreis
(Dein ist die Schuld!), und es schweiget der Allen so liebliche Friede.

Als ich diese Verse niedergeschrieben hatte, reiste ich am 2. Oktober um die zehnte Tagesstunde mit meinem Führer zu Schiff von Constantinopel ab, der einst so mächtigen und blühenden Stadt, die jetzt nur eine Stätte des Hungers, des Meineids, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit ist.

So berichtet Liudprand, von Natur schmähsüchtig und durch die Leiden erbittert, über seine misglückte Gesandtschaft nach Constantinopel.

968. Auch auf der Heimkehr hatte er noch viele Mühſeligkeiten zu beſtehen und wurde lange verzögert. Er mußte — wahrſcheinlich war das Meer durch arabiſche Piraten unſicher — ſeine Reiſe zunächſt meiſtentheils auf dem Landwege machen. Neunundvierzig Tage bedurfte es, ehe er unter vielen Entbehrungen nach Lepanto kam. Hier verließ ihn ſein bisheriger Führer und übergab ihn an zwei kaiſerliche Eilboten, die ihn nach Otranto in Calabrien geleiten ſollten; zwei kleine Schiffe wurden gemiethet, um das Gefolge und Gepäck des Biſchofs fortzuſchaffen. Am 23. November verließ man Lepanto und kam am 25. an der Mündung des Fidari, Patras gegenüber, an. Eine Woche lang mußte man ſich hier wegen ſtürmiſcher See aufhalten; dann ging man in See und landete am 6. December beim Vorgebirge Leucate, dem jetzigen Cap Ducato; nach längerem Aufenthalt daſelbſt ſetzte man am 14. December die Reiſe fort und langte am 18. zu Corfu an, wo der griechiſche Befehlshaber Liudprand ſcheinbar ſehr freundlich empfing, ihm aber dennoch wieder große Schwierigkeiten bereitete, ſo daß Liudprand zwanzig Tage in Corfu verweilen mußte, wo er am 22. December eine große Sonnenfinſterniß erlebte. Erſt am 7. Januar 969 konnte er die Reiſe fortſetzen, von deren Ende wir Nichts erfahren, da der Bericht hier plötzlich abbricht.

Noch ehe Liudprand zurückkehrte, hatte Otto, dem die Erfolgloſigkeit dieſer Unterhandlungen ſchon klar war, den Krieg wieder eröffnet. In der Mitte Novembers ſtand er noch in der Mark von Camerino am Aterno, im December hatte er bereits die Grenzen des Feindes überſchritten. Das Heer ſtand ſchon auf apuliſchem Gebiet, als jene Sonnenfinſterniß eintrat, die Liudprand zu Corfu beobachtet hatte. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete dies himmliſche Zeichen unter den Leuten des Kaiſers. Sie glaubten, der jüngſte Tag breche ein; dieſe erprobten Krieger, die ſo viele Schlachten muthig geſchlagen, bebten wie die Kinder und verkrochen ſich hinter Wagen, Weinfäſſern, Kiſten und Tonnen. Hier in Apulien feierte Otto auch das Weihnachtsfeſt, dann drang er tiefer in Unter-Italien ein, in allen ſeinen Unternehmungen von Pandulf von Capua unterſtützt. Aber er fand das Land nicht unvertheidigt; Nicephorus hatte Flotte und Heer verſtärkt, und die griechiſchen Streitkräfte unter dem Befehl des Patricius Eugenius deckten beſonders die größeren Plätze an

der Küſte, die Otto ohne die Unterſtützung einer Flotte nicht einzu- 968.
nehmen vermochte. Deshalb glich ſein Unternehmen mehr einem Streifzuge durch die inneren Theile des Landes, als daß feſte Anhaltspunkte durch daſſelbe gewonnen wurden. Arg wurde das Fürſtenthum Salerno heimgeſucht, und Giſulf hierdurch genöthigt ſich Otto zu unterwerfen. Bis tief in Calabrien drang dann der Kaiſer vor. Am 18. April ſtand er bei Caſſano, wo er eine große Tagfahrt hielt und, wie er ſelbſt in einer Urkunde ſagt, „hier im Gebiet „Calabriens nach kaiſerlichem Recht allen ſeinen Getreuen, den Cala„breſen, Italienern, Franken und Deutſchen Geſetze gab und Befehle „ertheilte.“ Aber ſchon am 28. April finden wir ihn wieder in Apulien zwiſchen Ascoli und Bovino, am 1. Mai lag er vor Bovino, konnte jedoch die Stadt nicht erobern und verließ bald darauf Apulien. Am 19. Mai war er zu Conca bei Rimini, am 26. zu Rom.

Auch Pandulf hatte für den Augenblick den Krieg aufgegeben. Schon in Calabrien hatte er den Kaiſer verlaſſen, da ſein Bruder Landulf inzwiſchen zu Benevent verſtorben war. Er mußte Bedacht nehmen ſich hier die Herrſchaft zu ſichern. Sobald er aber für ſich und ſeinen Sohn Landulf von dem Fürſtenthum Benevent Beſitz ergriffen hatte, wandte er ſeine Gedanken dem Kriege wieder zu, deſſen Leitung nun ganz in ſeiner Hand ruhte. Otto ſchickte ihm deutſche Hülfsvölker, auch Giſulf verſprach das Unternehmen zu unterſtützen. So rückte Pandulf noch im Sommer aufs Neue in Apulien ein und belagerte abermals Bovino, das von Eugenius beſetzt war. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe. Glücklich fochten die Krieger Pandulfs; aber er, der muthige Führer, dringt allzu kühn in die Reihen der Feinde ein, wird von den Griechen umringt und ſein Roß ihm getödtet; dennoch läßt er noch nicht vom Kampfe ab, beſteigt das Pferd eines ſeiner Mannen und leiſtet die tapferſte Gegenwehr, bis ihn endlich der Schlag eines rieſigen Menſchen im griechiſchen Heere trifft, da ſinkt er vom Pferde und geräth in die Gefangenſchaft der Feinde. In Ketten ließ ihn bald darauf Eugenius nach Conſtantinopel führen. Des Führers beraubt löſte ſich Pandulfs Heer auf; Giſulfs Hülfstruppen, die auf dem Marſch gegen Bovino von Pandulfs Gefangenſchaft hörten, kehrten friedlich nach Salerno zurück. Ein ſchwerer Schlag hatte die Sache Ottos getroffen, deſſen Folgen nur allzu bald ſich bemerklich machten.

Das Gebiet von Capua und Benevent überflutheten ſofort die griechiſchen Heere. Capua ſelbſt wurde rings von den Feinden belagert; von der einen Seite von Eugenius, von der andern von den

969. Neapolitanern unter ihrem Herzog Marinus, ſchon ſeit langer Zeit erbitterten Gegnern ihrer Nachbarn. Dennoch hielt ſich Capua vierzig Tage lang gegen die überlegene Macht, bis endlich ein Heer des Kaiſers zum Entſatz anrückte. Dieſem Heere, aus Franken, Schwaben, Sachſen und Spoletanern gebildet, unter dem Befehle der Grafen Konrad und Sico, gelang es die Länder Pandulfs wieder von den Griechen zu ſäubern. Aus Furcht vor feindlicher Uebermacht hatte Eugenius die Belagerung von Capua ſofort aufgegeben und ſich nach Salerno zurückgezogen, wo Giſulf ſich wieder willig den Griechen anſchloß; auch Avellino öffnete ihnen die Thore. Als das von Otto geſandte Heer vor Capua ankam, fand es die Stadt ſchon frei. Alsbald brach man daher gegen Neapel auf und ſuchte hier ſeine Rache zu kühlen, das ganze Gebiet der Stadt wurde verwüſtet, Avellino in Flammen geſteckt; nur Salerno ſelbſt entging der Wuth der Feinde.

Das griechiſche Heer hatte ſich durch das Gebiet von Benevent nach Apulien zurückgezogen; Eugenius war ihm gefolgt, wurde aber bald von ſeinen Truppen verrathen, in Ketten gelegt und ſo nach Conſtantinopel geſandt. Der Patricius Abdila übernahm die Leitung des Heeres. Und ſchon drangen die Deutſchen und Spoletaner, über Benevent ihren Marſch nehmend, auch in Apulien ein. Bei Ascoli kam es zu einem hitzigen Kampfe. Konrad und Sico ſchlugen das Heer der Griechen in die Flucht, fünfzehntauſend Mann von ihnen ſollen auf dem Platze geblieben ſein; Abdila ſelbſt erhielt eine gefährliche Wunde. Dennoch zog Ottos Heer bald wieder auf der Straße, auf der es gekommen, nach Campanien zurück. Die Griechen waren auf ihr Gebiet zurückgedrängt, aber viel fehlte daran, daß ihre Macht in Italien gebrochen war.

Während dieſer Ereigniſſe und während des folgenden Winters hatte Kaiſer Otto mit den Seinen ſich meiſt im nördlichen Italien, beſonders zu Pavia und Ravenna, aufgehalten, zu einem größeren Kriegszuge für das Jahr 970 Alles ſorglich rüſtend. Da kam eine Nachricht aus Conſtantinopel, welche die ganze Lage der Dinge zu ändern ſchien.

In der Nacht des 10. December 969 war Nicephorus eines gewaltſamen Todes geſtorben. Seine Gemahlin Theophano hatte den verruchten Mordplan geſchmiedet und ſich zu ihrem Werkzeug jenen Johannes Tzimisces erſehen, den Vetter des Kaiſers, den er einſt wegen ſeiner Tapferkeit und der ihm bei ſeiner Thronbeſteigung geleiſteten Dienſte hoch geehrt und ihm den Krieg gegen die Araber

in Syrien übertragen, dann aber ſchimpflich entſetzt und zu un- 969
rühmlicher Muße verurtheilt hatte. Ihn hatte jetzt Nicephorus ſelbſt auf Theophanos Bitten nach Conſtantinopel beſchieden, wo alle Vorbereitungen alsbald zu der blutigen That getroffen wurden.

Nicephorus bangte ſchon ſeit Monden vor dem Tode, der ihm geweiſſagt war. Er unterzog ſich ſtrengen Bußübungen, brachte die Nächte vielfach im Gebet zu, mied das Bett und ſtreckte ſich nur, wenn der Schlaf ihn übermannte, auf ein Pardelfell und ein ſcharlachenes Filzlager hin, das ihm auf dem Boden bereitet wurde. Seine Gemahlin ſchlief in demſelben Gemach. In der Nacht nun, die zur Ausführung des Mordes beſtimmt war, verließ Theophano unter einem Vorwande das Schlafzimmer, und indem ſie bald zurückzukehren verſprach, verlangte ſie, daß die Thüre geöffnet bliebe. Nicephorus wachte noch lange im Gebet, endlich ſtreckte er ſich auf das Pardelfell aus und ſchlief ein. Theophano hatte ſchon vorher einige Helfershelfer in einem dunkeln Gemache verſteckt; dieſe verließen jetzt ihren Verſteck, ſtiegen auf die Zinnen des Palaſtes und ſchauten aus, ob Johannes mit den Verſchworenen nicht nach der Verabredung auf dem Bosporus herankomme und am Palaſte lande. Es war ein kalter Decemberabend, der Wind wehte ſcharf, und ein dichtes Schneegeſtöber ließ die Gegenſtände in der Ferne nicht erkennen. Um die fünfte Stunde der Nacht kam endlich Johannes mit den Verſchworenen auf einem Nachen, ſie legten beim Palaſte an; ein helles Pfeifen, das verabredete Zeichen, ließ ſie erkennen. Von den Zinnen des Dachs wurde ein Korb herabgelaſſen, einzeln die Verſchworenen in demſelben heraufgezogen, zuletzt Johannes. Als die Mörder zuſammen waren, wies ihnen ein Narr, der den Weibern des Palaſtes zur Kurzweil diente, den Weg zu Nicephorus Schlafgemach. Mit gezückten Schwerdtern drangen ſie in daſſelbe ein und umringten das kaiſerliche Bett, aber ſie fanden es leer. Schon hielten ſie voll Verzweiflung ihren Anſchlag für verrathen, da zeigte ihnen der Narr den Kaiſer ſchlafend am Boden liegen. Sie umſtellten ihn rings, ſchlugen und ſtießen ihn mit den Füßen. Nicephorus fuhr auf; ſobald er aber ſein Haupt erhob, traf es mit einem kräftigen Schwerdthieb Leo Balantes, einer der Verſchworenen. Nicephorus ſchrie: „Mutter Gottes, hilf mir!“ Reichlich rieſelte das Blut ſchon aus der Wunde; Johannes, der ſich inzwiſchen auf das Bett des Kaiſers geſetzt hatte, ließ ihn zu ſich ſchleppen; auf den Knieen lag Nicephorus vor ſeinem Mörder, denn er konnte ſich nicht mehr aufrecht erhalten. Da ſprach Johannes: „Sprich nun, du blinder und neidiſcher Tyrann, haſt du nicht durch

969. „mich den Thron gewonnen und dieſe Herrſchaft erlangt. Weshalb „haſt du voll Haß, Neid und Undankbarkeit mir den Befehl über „das Heer genommen, weshalb mich gezwungen meine Tage mit den „Bauern auf dem Lande zu verleben, wie einen feigen Flüchtling; mich, „einen Mann, beſſer, als du? Jetzt biſt du in meiner Hand, und „Niemand wird dich aus derſelben retten. Sprich nun, wenn du „noch dich zu rechtfertigen weißt." Nicephorus hatte Nichts mehr zu ſagen, ſeine letzten Laute waren nur Gebete an die heilige Jungfrau. Johannes voll grauſamen Hohns rauſte ihm den Bart aus, die Verſchworenen ſchlugen ihn mit den Degengriffen in das Geſicht. So marterte man den ſterbenden Kaiſer, bis ihm Johannes den Fuß auf die Bruſt ſetzte und mit einem tüchtigen Hiebe den Schädel ſpaltete, ein Anderer ihm das Schwerdt durch die Bruſt bohrte und ſo den Todesſtoß gab. Sofort legte ſich Johannes die rothen Schuhe, das Abzeichen der kaiſerlichen Gewalt, an, begab ſich in das goldene Prunkgemach des Palaſtes, ließ ſich hier auf dem Thron nieder und ergriff von dem Kaiſerreiche Beſitz. Jetzt erſt rückte die Leibwache des Nicephorus gegen den Palaſt und verſuchte die geſperrten eiſernen Pforten deſſelben zu erbrechen. Man hieb dem Leichnam das Haupt ab und zeigte es der Leibwache; da ließ ſie von ihrem Vorhaben ab und rief ſogleich Johannes als Kaiſer aus. Die Diener des neuen Herrſchers eilten beim Anbruch des Tages durch die Straßen der Stadt, verkündeten den Tod des Nicephorus und daß Johannes mit den Söhnen des Romanus jetzt die kaiſerliche Gewalt theilen werde. Alsbald erging ein Edict, Niemand ſolle bei Todesſtrafe wagen Unruhen in der Stadt zu erregen und zu plündern, und ſo großen Schrecken verbreitete dieſer Befehl, daß ganz gegen ſeine Gewohnheit das Volk dem Thronwechſel in größter Ruhe zuſah. In der Frühe des 11. Decembers war Johannes bereits die Herrſchaft geſichert, die Verwandten und reichſten Angehörigen des Nicephorus wurden aus den höchſten Staatsämtern entfernt, die Verſchworenen und Freunde des neuen Herrſchers ſetzten ſich ruhig in den Beſitz derſelben, und Polyeuctos, der Patriarch von Conſtantinopel, ließ ſich alsbald herbei dem Mörder in der Sophienkirche feierlich das Diadem aufzuſetzen. Doch hatte er die heilige Handlung an die Bedingungen geknüpft, daß die gegen die Kirche gerichteten Decrete des Nicephorus zurückgenommen, Theophano vom Hofe verjagt und der Mörder des Nicephorus zur Unterſuchung gezogen würden. Johannes entſprach unverzüglich dieſen Bedingungen auf ſeine Weiſe, die Decrete wurden zurückgenommen, Theophano auf die Inſel Prote

verbannt, die ganze Schuld des Mordes auf jenen Leo Balantes ge- 969.
häuft, der den erſten Streich geführt hatte.

Johannes hätte große Gaben, die ihn zur Zierde des Throns gemacht haben würden, wenn er ihn nicht durch ein ſo abſcheuliches Verbrechen gewonnen hätte. Schon ſein Aeußeres ließ den ungewöhnlichen Mann erkennen. Zwar nur klein, beſaß er doch eine körperliche Geſchicklichkeit und Kraft, die Alles in Erſtaunen ſetzte. Er war der beſte Reiter, der gewandteſte Bogenſchütz ſeiner Zeit, Niemand traf mit dem Speere ſicherer zum Ziel. Seine Erſcheinung gewann ihm leicht die Gemüther. Blaue, freundliche, ſehr lebhafte Augen, blondes Haar, röthlicher Bart, eine helle, durchſichtige Geſichtsfarbe, die Naſe fein gebogen: ſo zeichnen ihn die Zeitgenoſſen. Niemand kam in bedrängter Lage zu ihm, den er ungetröſtet entlaſſen hätte, denn freigebig war er bis zum Uebermaß. Man pries ſeine Güte, Milde und Gerechtigkeit. Ueberdies hatte er durch ſeine Kriegszüge in Syrien ſich ſchon einen bedeutenden Namen als Feldherr gewonnen, und bald zeigte ſich, daß er mit Umſicht und Ausdauer auch die Geſchäfte des Staats leitete, ohne jene Hartnäckigkeit des Nicephorus zu beſitzen, die dieſen mitten im Siege oft an den Rand des Abgrunds geführt hatte. Bei allen dieſen Tugenden lagen auch große Schwächen im Charakter des Johannes offen zu Tage: ſein Hang zum Weine und zu Tafelfreuden, zur Wolluſt und Verſchwendung.

Trotz der großen Heldenthaten des Nicephorus war die Lage des Staats, als Johannes die Regierung übernahm, ſehr gefährlich. Noch war der Krieg in Syrien nicht beendigt, und vom Norden bedrohte der Ruſſe Swiätoſlaw, der ganz Bulgarien in Beſitz genommen hatte, Conſtantinopel ſelbſt; gegen Otto ſtand man in den Waffen, und der durch Mord gewonnene Thron konnte über kurz oder lang durch innere Unruhen bedroht werden, zumal die Bevölkerung, ſchon durch drei Jahre von Hungersnoth bedrängt, leicht in Aufregung gebracht werden konnte. Sich aus dieſer verwickelten Lage zu befreien, hatte Johannes eine Friedensgeſandtſchaft an Swiätoſlaw geſchickt und ihm eine Zuſammenkunft angetragen, aber die trotzige Antwort erhalten, ſein Kommen ſei unnöthig, Swiätoſlaw werde ſelbſt vor den Thoren von Conſtantinopel erſcheinen. Gegen den ruſſiſchen Zar wandte daher Johannes hauptſächlich ſein Augenmerk und machte ungewöhnliche Anſtrengungen zu einem entſcheidenden Kampfe. Der Krieg in Syrien konnte aber deshalb nicht aufgegeben werden, denn er war der Stolz und Ruhm des Reichs; in dieſem Kriege war über-

969. dies die eigene Größe des Johannes erwachſen. Eher ließ ſich erwarten, daß Johannes ſich gegen Otto nachgiebig zeigen würde, zumal dieſer Kampf wenig oder gar nicht die Aufmerkſamkeit des Volks beſchäftigte.

Jetzt konnte Otto das gewünſchte Ziel erreichen, wenn er ent-
970. ſchieden mit ſeinen Forderungen auftrat. Im Frühjahr 970 finden wir ihn deshalb wieder an der Spitze eines Heeres in Unter-Italien. Gegen Ende des Monats Mai ſtand er im Capuaniſchen und rückte gegen Neapel an, deſſen Gebiet abermals hart heimgeſucht wurde. Hier begab ſich zu ihm Alloara, die Gemahlin des gefangenen Pandulf, mit ihrem Sohne, dem Fürſten Landulf von Benevent. Beide beſchworen den Kaiſer, Pandulf aus den Banden der Griechen zu befreien und der Heimath zurückzugeben. Und als Otto darauf ſich abermals gegen Apulien wandte, nochmals Bovino umſchloß und die Vorſtädte in Brand ſteckte, dachte auch Tzimisces ſchon daran mit dieſem hartnäckigen Gegner ſeinen Frieden zu machen und entließ Pandulf der Haft, der am Geeignetſten ſchien den Frieden mit Otto zu vermitteln. Tzimisces erbot ſich Theophano dem jungen Kaiſer Otto zur Gemahlin zu geben, verlangte aber zugleich, daß die Heere der Deutſchen Apulien und die anderen Länder der Griechen in Italien räumen ſollten. Bis in den Monat Auguſt hatte Otto Apulien verheerend durchzogen, in den erſten Tagen des Monats lag ſein Heer vor der Stadt Banzi, unſern Venoſa; bald darauf kam Pandulf, der zu Bari gelandet, als Friedensbote zu ihm. Otto ſchien es jetzt genug dem Sohne die Kaiſertochter zum Gemahl zu gewinnen, er ging auf den ihm von Tzimisces angebotenen Vertrag ein, verließ alsbald Apulien und zog mit ſeinem Heere nach der Mark von Spoleto ab, wo er im September in Pandulfs Gegenwart einen Landtag hielt.

Es war die letzte Waffenthat des alten Kaiſers geweſen. Der mehrjährige Krieg, der das ſüdliche Italien ſchwer heimgeſucht hatte, ruhte nun endlich, und hatte Otto auch nicht neue große Eroberungen in demſelben gemacht, ſo war ihm durch die Verlobung des Sohnes mit der Griechin doch einerſeits der Beſitz Roms und des Königreichs Italien geſichert, wie andererſeits für ſeine kaiſerliche Würde die Anerkennung von Byzanz gewonnen worden. Auch Pandulfs Stellung zu ihm wurde jetzt erſt befeſtigt. Des Erreichten froh beging Otto das Weihnachtsfeſt feierlich nach ſeiner Sitte zu Rom, das Oſterfeſt zu Ravenna, wo faſt alle Biſchöfe, Fürſten, Grafen und Herren Italiens ihn umgaben und wichtige Reichsgeſchäfte erledigt wurden.

Dann ſandte Otto den Erzbiſchof Gero von Köln, einen Sachſen, 971.
den Bruder des Markgrafen Thietmar, mit einem großen Geleite, in dem ſich zwei Biſchöfe, mehrere Herzöge und Grafen befanden, nach Conſtantinopel, um würdig die kaiſerliche Braut heimzuführen. Dieſe ſtattliche Geſandtſchaft wurde höchſt ehrenvoll empfangen und mit koſtbaren Geſchenken bedacht, unter denen ſie Nichts höher ehrte, als den Leichnam des heiligen Pantaleon, der damals nach Köln gebracht wurde.

Im Anfang des Jahres 972 landete Theophano, die vielumwor- 972.
bene, heißerſehnte Kaiſertochter, mit einem glänzenden Gefolge an der Küſte Apuliens und begab ſich auf den Weg nach Benevent, wo ſie eine zweite Geſandtſchaft des Kaiſers empfing, an deren Spitze der kluge Biſchof Dietrich von Metz, ein Verwandter des kaiſerlichen Hauſes, ſtand. Dietrich führte Theophano nach Rom, das feſtlich am 14. April die künftige Kaiſerin einholte und wo ihrer der alte Kaiſer und ihr zukünftiger Gemahl ſchon lange harrten. Sofort wurde Theophano vom Papſte in St. Peter gekrönt und ihre Ehe mit dem jungen Kaiſer eingeſegnet, am dritten Tage aber das Beilager gehalten. Mit der größten Pracht und mit allgemeinem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert, faſt alle Fürſten Deutſchlands waren zu dem ſeltenen Feſte über die Alpen gekommen. Aller Augen richteten ſich auf die junge Kaiſerin, die kaum den Kinderjahren entwachſen, doch ſich bald Achtung bei dem fremden Volke gewann. Denn ſie war nicht allein ſchön und von einnehmenden Sitten, ſondern auch von großem Verſtande und der Rede mächtig; einen kräftigen Geiſt entdeckte man ſogleich in dem zarten Leibe dieſes jungen Weibes. Noch am Tage der Einſegnung der Ehe verlieh der junge Kaiſer mit Zuſtimmung ſeines Vaters ſeiner Gemahlin eine koſtbare Morgengabe: in Italien die ganze Provinz Iſtrien und die Grafſchaft Pescara, in Deutſchland die Provinzen Walchern und Wicheln mit den reichen Gütern der Abtei Nivelle, die Königshöfe Boppard am Rhein, Thiel an der Waal, Herford in Weſtfalen, Tilleda am Kyffhäuſer und Nordhauſen, dieſelben Höfe, die einſt ſchon ſeine Großmutter Mathilde von König Heinrich als Morgengabe empfangen hatte. Die prächtige mit Goldbuchſtaben auf Purpurpergament geſchriebene Urkunde über dieſe Schenkung iſt noch jetzt vorhanden, ein langdauerndes Zeugniß jener feſtlichen Tage zu Rom.

Bis in den Anfang Mai hielt ſich die kaiſerliche Familie zu Rom auf, wo Pandulf noch immer in der Nähe derſelben verweilte. Darauf begab ſich der Hof nach Ravenna, von dort nach der Lombar-

972. bei, wo der Kaiſer in den letzten Tagen des Juli in Mailand Hof hielt und dann nach Pavia ging. Hier verweilte er noch am 1. Auguſt, trat aber bald darauf mit den Seinen den Rückweg über die Alpen an. Nach faſt ſechsjähriger Abweſenheit verlangte es ihn die Heimath wiederzuſehen, in der er Manches anders wiederfinden ſollte, als er es verlaſſen hatte. Viele waren aus dem Leben geſchieden, die er dort wieder zu begrüßen gehofft hatte: vor Allen die hochgeliebte Mutter und ſein Sohn Wilhelm, den er nicht nur auf den erſten Biſchofsſtuhl der deutſchen Kirche erhoben, ſondern ihm auch die Sorge für das Reich während ſeiner Abweſenheit übertragen hatte. Der Tod von Mutter und Sohn mahnte auch Otto an ſein nahes Ende, und er wollte auf heimathlichem Boden ſeine Tage beſchließen.

Wie viele Kämpfe, wie viele Sorgen und Mühen hatten ſich in dieſe ſechs Jahre zuſammengedrängt, und doch konnte der Kaiſer ſich nicht verhehlen, daß er den Zweck ſeines Zugs nur zum Theil erreicht hatte und das Gewonnene mehr einer Gunſt des Geſchicks, als glänzenden Siegen zu danken hatte. Auch ſeine Kraft ſchien eine Grenze gefunden zu haben, und er mußte glücklicheren Nachfolgern anheimſtellen, was ihm das Geſchick verſagt hatte. Italien blieb getheilt, Sicilien in den Händen der Araber; ſelbſt das Räubernest zu Garde-Frainet anzugreifen gab der Kaiſer auf, und erſt drei Jahre nachher zerſtörten es die Bewohner der Provence und Dauphinée unter der Anführung des Grafen Wilhelm, nachdem es mehr als achtzig Jahre zu unſäglichem Schaden und zu noch größerem Schimpf der Chriſtenheit beſtanden hatte.

Wie dem aber auch war, Großes war immer dadurch gewonnen, daß ein friſches und hoffnungsreiches Kaiſerthum in Italien hergeſtellt, daß Capua und Benevent ihm verbunden und Conſtantinopel zur Anerkennung deſſelben genöthigt war. Als ſich der Fanatismus des Islams in den Fatimiden wieder erhob, als zugleich die Macht des Oſtreichs nach langem Schlafe wieder erwachte, da ſtand auch die abendländiſche Welt, von einem Kaiſer geführt, ſtark und gerüſtet von Neuem da, entſchloſſen ſich um keinen Preis das heißumſtrittene reiche italiſche Land entreißen zu laſſen.

8.

Die letzten Zeiten Kaiser Ottos des Großen.

Als Kaiser Otto nach Deutschland zurückkehrte, fand er Alles 972.
im Frieden. So groß war die Achtung vor dem kaiserlichen Namen und der mächtigen Autorität Ottos selbst aus der Ferne, daß kein Feind die Grenzen ernstlich anzutasten gewagt hatte, keine innere Fehde während der sechsjährigen Abwesenheit des Kaisers in verderblicher Weise um sich gegriffen hatte. Nur an den Grenzen und in den Marken Sachsens hatte es vorübergehende kurze Kämpfe gegeben, aber auch diese waren meist beseitigt, als der Kaiser den deutschen Boden betrat.

Es war Wichmann gewesen, der abermals das Feuer hier schürte. Kaum hatte Otto Sachsen verlassen, so erhob sich der nimmer ruhende, niemals versöhnte Mann von Neuem. Zuerst wiegelte er den Waarerfürsten Selibur gegen Herzog Hermann auf; dann, als dies Unternehmen schmählich gescheitert war, warf er sich in den Kampf gegen den Polenherzog Miecislaw, den Lehnsmann und Freund des Kaisers. Jetzt, da der Herzog Gero nicht mehr unter den Lebenden und der Kaiser jenseits der Alpen war, konnte man einen günstigeren Ausgang des Kampfs erwarten, und die Redarier ließen sich, von ihrem alten Führer verlockt, wieder in einen Bund mit ihm ein. Miecislaw fand bei dem Böhmenherzog Unterstützung, und das Glück half ihm gegen seine Feinde. Es gelang ihm Wichmann und die Wenden in einen Hinterhalt zu locken, wo diese einen ungleichen Kampf bestehen mußten. Als Wichmann die Niederlage der Seinen sah, wollte er auf seinem Rosse von dannen eilen, aber die Wenden umringten und zwangen ihn abzusitzen und mit ihnen gemeinschaftlich zu Fuß zu kämpfen. Mit großer Tapferkeit schlug er sich da den ganzen Tag gegen die Feinde und wußte sich ihnen, als das Dunkel einbrach, durch die Flucht zu entziehen. Vom Hunger erschöpft, durch den langen Kampf und den weiten Weg auf das Aeußerste ermattet, trat er am andern Morgen mit einigen Begleitern in die Scheune eines Landmanns. Hier trafen ihn mehrere Führer der Polen. Von ihnen befragt, wer er sei, bekannte er sogleich, er sei Wichmann. Sie forderten ihn auf die Waffen niederzulegen und gelobten ihn lebend ihrem Herrn zu übergeben und bei ihm seine Auslieferung an den Kaiser zu erwirken. Aber, obwohl in der äußersten Bedrängniß, ge-

972. dachte er doch seiner früheren hohen Stellung und Macht auch jetzt noch und weigerte sich als ein edler sächsischer Mann vor Dienstleuten des Polenfürsten seine Waffen zu strecken. Er verlangte sie sollten Miecziſlaw von ihm Meldung thun; dem Fürsten wolle er sich ergeben. Während nun die Führer sich dorthin begaben, drang ein großer Haufe niederen Volks in die Scheune und griff ihn an. Er, so ermattet er war, setzte sich noch einmal zur Wehre und streckte Mehrere mit seinem Schwerdte nieder; endlich aber versagten ihm die Kräfte, er übergab seine Waffe dem in dem Haufen, der ihm der vornehmste schien, und sprach: „Nimm dies Schwerdt und „überbring es deinem Herrn, er sehe es als Zeichen seines Siegs an „und sende es seinem Freunde, dem Kaiser, mag dieser nun über den „Fall seines Feindes frohlocken oder den Tod eines Blutfreundes be„weinen." Dann raffte er seine letzten Kräfte zusammen, wandte sich nach Morgen, betete laut in seiner deutschen Muttersprache und übergab seine tiefbekümmerte, leidvolle Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge. So fand Wichmann am 22. September 967 ein Ende, ein Mann voll starren Trotzes und ungebändigter Kraft, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens sah und, indem er kein anderes Gesetz erkannte, als seine Leidenschaft, blind in sein Verderben rannte, eine jener gewaltsamen und trotz ihrer Größe verderblichen Naturen, die uns in den Urgeschichten der germanischen Völker öfter begegnen. „Wie Wichmanns Ende „war," sagt Widukind, der uns fast allein die Kunde von ihm hinterlassen hat, „so war das Ende Aller, die sich gegen den Kaiser zu er„heben wagten."

Das Schwerdt und die Rüstung Wichmanns wurden dem Kaiser nach Italien geschickt. Als er von diesem neuen Angriffe der Redarier gegen Miecziſlaw, seinen Freund, die Kunde bekam, entbrannte sein Zorn, und er schrieb an die sächsischen Fürsten: „Es ist unser „Wille, daß daß ihr mit den Redariern, die, wie wir hören, eine „vollständige Niederlage erlitten haben, keinen Frieden macht, denn „ihr wißt, wie oft sie die Treue gebrochen, wie schweres Leid sie uns „zugefügt haben. Gehet also mit Herzog Hermann zu Rathe und „traget Sorge, daß das Volk ausgerottet und dadurch den Unruhen „ein Ziel gesetzt wird. Sollte es nöthig sein, so werden wir selbst „zu euch kommen und gegen sie zu Felde ziehen." So schrieb der Kaiser, aber ehe der Brief in Sachsen ankam, hatten die Fürsten schon mit den Redariern Frieden geschlossen und meinten nun ihn halten zu müssen. Auch schien die Lage des Landes nicht ganz ohne

Gefahr. Herzog Hermann besorgte einen Angriff von den Dänen 972.
damals und noch lange nachher, und der Gesinnung der wendischen Stämme war man nie sicher. Diese Besorgnisse erwies die Folge jedoch als eitel; auch dunkele Gerüchte, die umschlichen, daß die Sachsen der Königsherrschaft abgünstig seien und mit einem Aufstande umgingen, zeigten sich als ganz unbegründet. Nur einmal noch kam es in den wendischen Marken zu einem Kampfe. Markgraf Hodo griff, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Herzog Miecziſlaw, den Freund des Kaisers, an und bei Zehden wurde zwischen ihnen am Johannistag 972 eine blutige Schlacht geschlagen, in der die Deutschen große Verluste erlitten. Mit Unmuth hörte der Kaiser, der gerade damals die Alpen überschritt, von diesem Kampfe und befahl bei seiner Ungnade die Waffen ruhen zu lassen; wenn er nach Sachsen käme, wolle er in der Sache richten.

In der Mitte des Augusts langte der Kaiser, durch das Rheinthal von den Alpen herabsteigend, in den schönen, reichen Gegenden am Bodensee an und besuchte hier St. Gallen, Reichenau und Kostnitz. Dann ging er den Rhein hinab nach Ingelheim, wohin er nach dem Wunsch des Papstes eine Synode beschieden hatte. Mit Ausnahme Adeldags von Hamburg waren alle deutschen Erzbischöfe auf der Synode erschienen, auch viele Bischöfe und Aebte. Eine große Anzahl weltlicher Fürsten und Herren hatte sich überdies in Ingelheim eingestellt, und wichtige Geschäfte der Kirche wie des Reichs sind hier ohne Zweifel verhandelt worden, wo der Kaiser zum ersten Male wieder die Großen seines deutschen Reichs um sich versammelt sah. Es fehlt uns jedoch an Aufzeichnungen über die Geschäfte der Versammlung, und nur von einigen untergeordneten Entscheidungen erhalten wir zufällige Kunde.

Den folgenden Winter verlebte der Kaiser in den fränkischen Gegenden am Rhein und im Elsaß auf seinen überall hier zerstreut liegenden Burgen und Pfalzen, meist zu Frankfurt, wo er auch das Weihnachtsfest feierte. Vieles mußte in diesen Gegenden schmerzliche und doch theuere Erinnerungen in seiner Seele wecken, indem es ihn an seine Kinder mahnte, die in der Blüthe der Jahre ihm in das Grab vorausgeeilt waren.

Zu Mainz sah er in der Kirche des heiligen Albanus über dem Grabe seiner Tochter Liutgarde ihre silberne Spindel hängen, ein sinnreiches Andenken an die fleißige Königstochter, die mit starkem Sinn ein trübes Schicksal erduldet. Ihr zur Seite hatte ihr unglücklicher Bruder Liudolf seine Ruhestätte gefunden. Und in derselben Kirche

972. fand Otto jetzt auch das Grab seines ältesten Sohnes, der, die Frucht einer Jugendliebe, frühe dem geistlichen Stande bestimmt worden war und schnell die höchste bischöfliche Würde Deutschlands erstiegen hatte. Hier ruhte Erzbischof Wilhelm, den in der Blüthe der Jahre — er hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht — und in der Fülle der Macht der Tod unerwartet dahingerafft hatte. Der Tod dieses Sohnes war mit dem Abscheiden der hochgeliebten Mutter des Kaisers nahe verbunden gewesen.

Als Wilhelm vernommen hatte, daß seine Großmutter Mathilde zu Quedlinburg schwer erkrankt darniederliege und ihre baldige Auflösung drohe, hatte er sich auf den Weg gemacht, um ihr den letzten Trost zu bringen. Hoch war Mathilde darüber erfreut, sie beichtete dem Enkel ihre Sünden, empfing die Absolution, ließ sich von ihm mit dem heiligen Oehl salben und das Abendmahl reichen. Wilhelm hielt sich noch drei Tage zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich zu verzögern schien, ging er zu ihr, sich zu verabschieden. Lange sprachen sie miteinander bei diesem letzten Abschiede. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Aebtissin des in Nordhausen begründeten Klosters bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie Nichts wüßte, was sie ihrem Enkel noch zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „Alles „hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Decken," erwiederte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? „Laß sie bringen, daß ich sie als Liebeszeichen dem Enkel auf den „Weg gebe, er wird ihrer eher, als ich bedürfen, denn er hat eine „beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der „folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's schon wer„den, wie die Leute sagen: „Hochzeitskleid und Leichenhemde finden „wohl die Angehörigen." Da brachte Richburg die Decken, und die alte Königin schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Indem er das Gemach verließ, wandte er sich zu den Umstehenden und sprach: „Ich gehe von hier „nach Radulfsrode und lasse einen Geistlichen zurück, daß wenn der „Tod der Königin bald erfolgen sollte, jener zu mir eile und es mir „melde, ich will dann sogleich umkehren und die Bestattung in wür„diger Weise besorgen." Die alte Königin hatte jedoch diese Worte gehört, richtete ihr Haupt empor und sprach: „Es ist nicht nöthig, „daß du den Boten hier läßt, denn du wirst auf deiner Reise eher „seiner bedürfen. Geh in Christi Namen, wohin sein Befehl dich

„ruft.“ So entfernte sich Wilhelm von Quedlinburg und begab sich 972.
nach Radulfsrode, einem Orte am Harze, unfern Quedlinburg. Hier fühlte er sich bald unwohl, nahm eine Arzenei, die ihm aber keine Linderung mehr schaffte. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und ganz unerwartet den Seinen starb er am 2. März 968. Die Worte der greisen Königin waren prophetisch gewesen, ohne daß sie selbst es ahnete. Sogleich eilten Boten nach Quedlinburg mit der Trauernachricht, die man der sterbenden Königin mitzutheilen zögerte. Als sie aber die entsetzten Mienen der Umstehenden sah und ihr gehelmnißvolles Flüstern hörte, sagte ihr der Geist, was geschehen war. „Warum,“ sprach sie, „wollt ihr es mir verhehlen? Erzbischof Wil„helm ist todt. Lasset die Glocken läuten und rufet die Armen zusam„men und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele „beten.“ Zwölf Tage überlebte noch Mathilde ihren Enkel, dann kam die Stunde auch ihrer Erlösung. Sie endete an einem Sonnabend um die neunte Stunde des Tags, wo sie sonst die Armen um sich zu sammeln pflegte, um ihre milde Hand im Andenken an König Heinrich, der an demselben Wochentage verstorben war, jedem zu öffnen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein Geschenk ihrer Tochter, der Königin Gerberge, eintraf, eine prächtige mit Gold gestickte Decke, die nun ihr Leichentuch werden sollte. In der Kirche zu Quedlinburg zu Seiten ihres Gemahls Königs Heinrich, wie sie es immer gewünscht hatte, ruhen ihre Gebeine. Sie hatte beinahe das achtzigste Jahr erreicht, und nach einem langen und überaus reichen Leben war ihr ein seliges Ende beschieden.

Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt, und mit dem vollsten Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so wahr und aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüdliche Thätigkeit hat für die Gesittung und christliche Erweckung des Sachsenvolks mehr gethan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Ueberflusses wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Engern machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten heiligen christlichen Lebens und Strebens in einer vielbewegten Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte; hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hülfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden; von hier sollte sich überdies über das ganze Sachsenland höhere geistige Bildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich

972. geistliche Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Die Kraft des Lebens und aller Thätigkeit nahm sie aus dem Gebet, noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe es tagte, vom Lager auf und ging zum Gebet in die Kirche, hier sah man sie täglich andächtig dem Gottesdienste beiwohnen; aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müssigen Feiern von Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat selbst an das Lager der Kranken, unterrichtete selbst ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch seltenen Kunst des Lesens; mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen; und doch genügten ihr alle diese Werke der Liebe noch nicht, wenn sie nicht täglich noch mit eigenen Händen Etwas arbeitete und fertig schaffte.

Keine unter allen Tugenden Mathildens war größer, als ihre Demuth; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu gering; aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborene Hoheit und Würde verleugnen. Widukind sagt von ihr mit freier Anwendung eines Schriftworts (Hiob 29, 25): „Wie „eine Königin saß sie inmitten des Volks, aber sie tröstete Alle, die „Leid trugen." Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Welt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die Mutter des großen Kaisers Otto, des tapfern Heinrich, des weisen und heiligen Brun; mit Freude und Stolz muß der Deutsche noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben innigst verknüpft sind die schönsten und rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte.

Die schmerzvolle Nachricht vom Tode der Mutter und seines Sohnes Wilhelm hatte Otto nur allzubald in Italien erreicht und ihn so bewegt, daß er zuerst nach der Heimath zurückeilen wollte, aber die drängenden Sorgen der Herrschaft hielten ihn jenseits der Alpen gefesselt. Er fand einen Trost darin, daß sich jetzt die Gelegenheit zeigte seinen großen Lieblingsgedanken, Magdeburg zum Erzbisthum für die Slawen zu erhöhen, endlich in das Werk zu setzen, und er zögerte keinen Augenblick die Gelegenheit zu benutzen. Wilhelm, der sich dem Plane lange entgegengestellt hatte, war nicht mehr, und kurz vor ihm war auch der andere Gegner dieser Stiftung, Bischof Bernhard von Halberstadt, aus dem Leben geschieden. Ottos erste Sorge war jetzt, auf die erledigten Bischofsstühle ihm in Magdeburgs Sache

willfährige Männer zu bringen. Auf Bernhard folgte in Halberſtadt 972.
Hildeward durch eine beſondere Gunſt des Kaiſers, denn Hildewards Vater Erich hatte einſt an einer Verſchwörung gegen Ottos Leben theilgenommen; um ſo mehr mußte der Sohn ſich beſtreben den Frevel des Vaters vergeſſen zu machen. Zum Mainzer Erzbisthum wurde nach des Kaiſers ausdrücklichem Willen der Abt Hatto von Fulda erwählt, der ſich ſchon früher für die Errichtung des Magdeburger Bisthums beeifert hatte. Beide beſchied der Kaiſer alsbald nach Ravenna und belehnte ſie hier nicht eher mit dem Biſchofsſtab, bis ſie vollſtändige Bürgſchaft gegeben hatten, daß ſie der Begründung des neuen Erzbisthums keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen würden. Oeffentlich erklärten ſie dies in einer verſammelten Synode, die dann dem ungeduldigen Verlangen des Kaiſers nach Errichtung des Erzbisthums auch ſofort willfahrte. Schleunigſt legte man Hand an das Werk. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Meißen wurden dem neuen Erzſtift untergeben, ſowie zwei neue Bisthümer, die zu Zeiz und Merſeburg für die Gegenden zwiſchen Saale und Elbe errichtet wurden, zu dieſen kam alsbald eine neue Stiftung, das Bisthum Poſen für Polen. Ein Mittelpunkt für eine allgemeine Bekehrung der Slawen war endlich gewonnen, der Lieblingsgedanke des Kaiſers ſeit zwanzig Jahren verwirklicht; es kam jetzt darauf an, weſſen Händen derſelbe die neue Stiftung anvertrauen wollte. Er wählte denſelben Mann, den er einſt der ruſſiſchen Zarin, da er der ſlawiſchen Sprache mächtig war, geſchickt hatte: Adalbert, damals Abt des Kloſters Weißenburg im Speier-Gau, und ſandte ihn nach Rom, wo er am 18. October 968 vom Papſte das Pallium und die Weihe empfing. Zugleich erhielt Adalbert die größten Privilegien, die ihm gleiche Rechte mit den Erzbiſchöfen von Mainz, Trier und Köln gaben und die Vollmacht ertheilten, den unter ihm ſtehenden Biſchöfen im Slawenlande jenſeits der Saale und Elbe nach dem Willen des Kaiſers ihre Sprengel zu begrenzen und zu ordnen. Dann kehrte Adalbert nach Deutſchland zurück, und es erging ein Schreiben des Kaiſers an die Biſchöfe und Grafen Sachſens, worin er die feierliche Einführung des Erzbiſchofs von Magdeburg und der Biſchöfe von Meißen, Merſeburg und Zeiz anbefahl und die Markgrafen Wigbert, Wigger und Günther noch beſonders ermahnte, den neuen Biſchöfen keine Schwierigkeiten zu bereiten. Wie es der Kaiſer gewollt hatte, geſchah es. Am Weihnachtsfeſte 968 wurde Adalbert feierlich zu Magdeburg als Erzbiſchof inthroniſirt und weihte noch an demſelben Tage die Biſchöfe Boſo von Merſeburg, Burchard von

972. Meißen und Hugo von Zeiz. Die Kirche des heiligen Mauritius mit ihren reichen Schenkungen und Privilegien kam jetzt an den Erzbischof, und es wurde bei derselben ein Domstift errichtet; die Benedictiner-Mönche, denen bisher die Kirche gehört hatte, mußten sie und ihr Kloster verlassen und wurden nach dem schon früher begründeten Kloster des heiligen Johannes auf einer Anhöhe nahe der Stadt übersiedelt. Tief betrübt schieden sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterin, der guten Königin Editha, und noch lange Zeit wallfahrteten sie jährlich am Tage ihrer Ausweisung mit bloßen Füßen nach der Domkirche und hielten dort eine feierliche Messe. Das Johannis-kloster wurde später gewöhnlich das Kloster Bergen genannt und hat bis in dieses Jahrhundert bestanden, seit der Reformation als eine gelehrte Schule, die viel Gutes gewirkt hat.

973. Es waren mehr als vier Jahre vergangen seit der Begründung des Erzbisthums, als der Kaiser jetzt, im Frühjahr 973, selbst nach Magdeburg kam, um die neue Stiftung in Augenschein zu nehmen.
16. März. Er feierte den Palmsonntag hier im Dom am Grabe seiner ersten Gemahlin in ungewöhnlich ernster und bewegter Stimmung; am folgenden Tage machte er der Kirche die reichsten Schenkungen an Gütern, Büchern und kostbaren Geräthen und überreichte dem Erzbischof die Schenkungsurkunden vor allem Volk. Dann eilte er nach Quedlinburg, um das Grab seiner Mutter zu besuchen; er wandelte gleichsam nur unter Gräbern. Schon am Mittwoch nach Palmsonntag traf er mit Adelheid, Otto und Theophano ein und feierte dort
23. März. auch das Osterfest.

Aus weiter Ferne und von allen Seiten strömten die Fürsten, Grafen und Bischöfe nach Quedlinburg, das wohl niemals nachdem eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen hat. In dem großen Kreise der Fürsten leuchteten aber vor Allem die beiden Kaiser mit ihren Gemahlinnen hervor, neben ihnen die kaiserliche Tochter, die Aebtissin Mathilde, und der alte Sachsenherzog Hermann Billing, der nach der Sitte der Zeit dem Kaiser glänzende Liebesgaben darbrachte.

Mit großer Andacht und vieler Feierlichkeit wurde das Fest der Auferstehung begangen. Es war des Kaisers Sitte, daß er sich an den hohen Kirchenfesten von der gesammten anwesenden Geistlichkeit in Procession unter Vortragung von Kreuzen, Weihrauchsfässern, Fahnen und Reliquien zur Kirche begleiten ließ, wo er aufmerksam, ohne sich auf irgend welche Gespräche einzulassen, dem Gottesdienste beiwohnte, dann aber unter Vortragung von Lichtern, von allen Bi-

schöfen, Herzögen und Grafen begleitet, nach seiner Pfalz zurückkehrte. 973.
So feierte er auch damals Ostern in der Servatiuskirche zu Quedlinburg am Grabe seiner Eltern.

Als das Fest vorüber war, wurden nach der Sitte die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche in Betracht gezogen und zunächst Alles, was Sachsen und die Marken dieses Landes betraf, reiflich erwogen. Des Kaisers Anwesenheit in Quedlinburg zerstreute auch die letzten Besorgnisse für den Frieden Sachsens. Mieczislaw erschien vor Ottos Richterstuhl und vertrug sich mit dem Markgrafen Hodo; seitdem der Polenfürst das Bisthum Posen gestiftet hatte, das dem Erzbisthum Magdeburg untergeben wurde, war er in der Gunst des Kaisers nur noch höher gestiegen. Nicht mindere Ehre erwies Otto dem jungen, muthigen Herzog Boleslaw II. von Böhmen, der im Jahre 967 seinem Vater gefolgt war und zum ersten Male Tribut und Geschenke seinem kaiserlichen Lehnsherrn darbrachte. Alle Furcht vor einem Dänenkriege schwand, als auch König Harald Gesandte nach Quedlinburg schickte, die zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit den bestimmten Tribut dem Kaiser überreichten.

Und weit über die Grenzen Sachsens hinaus schweiften die Gedanken Kaiser Ottos und seiner Fürsten. Hier zu Quedlinburg waren Gesandte von Rom und Benevent, von Constantinopel, von den Russen und Bulgaren erschienen. Was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde berathen und bedacht. Selbst die Ungern, die alten Feinde des deutschen Namens und des Kaisers, hatten zwölf Männer von ihrem Adel mit reichen Geschenken an Otto abgesandt, und zu eben dieser Zeit fand das Christenthum zuerst bei diesem Volke Eingang. Otto sandte damals als Boten des Evangeliums einen Bischof Bruno an den Ungernkönig Geisa ab. So breitete sich die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu derselben Zeit über Polen, Böhmen und Ungern allgemach aus, und ein Lichtstrahl nach dem andern fiel in die Thäler, die bis dahin in tiefer Nacht gelegen hatten. Ottos Siege hatten hier überall den Sieg des Christenthums vorbereitet.

Gewiß war es ein schönes und herrliches Fest, das hier zu Quedlinburg gefeiert wurde, und wohl mochte der alte Kaiser nicht ohne gerechtes Selbstgefühl auf den reichen Gewinn eines so thatkräftigen Lebens zurückblicken und sich dessen freuen, was ihm mit Gottes Hülfe gelungen war. Denn es war kein nichtiger Festesschimmer, nicht eitler Prunk und leerer Schein, der ihn umgab, sondern ein tiefer Sinn und eine mächtige Wahrheit barg sich unter dem Glanz

973. dieſer Tage. Unerwartet wurde derſelbe aber getrübt durch einen Todesfall, der den Kaiſer auf das Tiefſte erſchütterte.

Am 27. März ſtarb zu Quedlinburg Herzog Hermann der Billinger. Allgemein wurde das Abſcheiden des trefflichen Mannes beklagt, denn er hinterließ das lange im Volke bewahrte Andenken eines klugen, tapfern und gerechten Fürſten, der nicht minder ſtreng über den Landfrieden im Innern wachte, als er die Grenzen des ſächſiſchen Landes vor äußeren Feinden zu ſchützen wußte. Dennoch ſtarb er im Banne des Biſchofs Bruno von Verden, der überdies ihm nahe verwandt war, und nicht einmal den Todten wollte der Biſchof vom Banne löſen. Der Leichnam wurde ſpäter in dem Michaeliskloſter zu Lüneburg beigeſetzt, das Hermann ſelbſt erbaut hatte. Das Herzogthum Sachſen ging auf Hermanns Sohn Bernhard über.

Niemanden hatte der Tod des tapfern Sachſenherzogs mehr gebeugt, als den Kaiſer. Hermann war der letzte hervorragende Mann jener kräftigen Generation, aus der und mit der Otto erwachſen war, — ein Geſchlecht, das in gewaltigen Mühen und Kämpfen aufgerieben wurde und von dem es faſt Keiner zu einem hohen Lebensalter gebracht hatte. Nachdem dieſer letzte Genoſſe ſeiner früheren Tage abgeſchieden war, fühlte der Kaiſer, daß auch ſeine Stunde nahe ſei. Traurig und gebeugt verließ er Quedlinburg am 5. April, nachdem ſchon am 1. dieſes Monats die große Feſtverſammlung ſich aufgelöſt hatte, und beſuchte noch mehrere ſeiner Burgen und Pfalzen in Sach-
9. April. ſen. Am 9. April war er zu Walbeck. Als das Feſt der Himmel-
1. Mai. fahrt herannahte, begab er ſich nach Merſeburg. Mit Befriedigung konnte er ſehen, wie auch hier der Wunſch ſeines Herzens in Erfüllung gegangen war und das dem heiligen Laurentius geweihte Bisthum Beſtand gewonnen hatte. Er bekümmerte ſich ſorgfältig um die getroffenen Einrichtungen, und wo ihm noch Etwas zu fehlen ſchien, bot er die Mittel zur Abhülfe dar. Auch hier umgab ihn am Feſte wieder eine zahlreiche Verſammlung, die durch eine Geſandtſchaft eines africaniſchen Sarazenenfürſten, welche dem Kaiſer reiche Geſchenke brachte und große Ehre erwies, noch beſondern Glanz erhielt. Hier traf Otto zum letzten Male auch mit Judith, der Wittwe ſeines Bruders Heinrich, zuſammen, die damals im ſüdlichen Deutſchland einen ſo großen Einfluß übte. Aber trotz dieſer zahlreichen Umgebung war der Kaiſer verſtimmt; „betrübt," ſagt Widukind, „wandelte er „einher, der Tod Herzog Hermanns ſchwebte ihm noch vor der Seele."

6 Mai. So kam Otto am 6. Mai, es war der Dienſtag vor Pfingſten, nach Memleben, jener Pfalz, wo ſein großer Vater plötzlich

vom Tode ereilt war. Hier sollte nach Gottes besonderer Fügung 973.
auch er sein Ende finden. Er fühlte sich sehr schwach, erhob sich aber doch am folgenden Morgen nach seiner Gewohnheit mit der Dämmerung vom Bette und begab sich in die Capelle, um dort die Frühmette zu hören. Dann ruhte er ein wenig und ging abermals nach der Capelle zur Messe, nach deren Ende er unter die Armen Allmosen austheilte, um dann wiederum auf seinem Bette ein wenig der Ruhe zu pflegen. Zur gewöhnlichen Stunde erschien er bei Tafel und schien heiter und froh zu sein. Als er aber nach seiner Sitte sich gegen Abend zur Vesper wieder nach der Capelle begab, fing er zu fiebern an und sank matt zusammen. Die herumstehenden Fürsten brachten ihn auf seinen Sessel; er neigte sein Haupt, gleich als habe das Leben schon den Leib verlassen. Aber noch einmal erwachte das Bewußtsein, er verlangte und empfing das heilige Abendmahl und übergab dann unter geistlichen Liedern ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe seine Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Der Leichnam wurde alsbald in das kaiserliche Schlafgemach gebracht und, obwohl es schon spät war, die große Trauerkunde bekannt gemacht. Das Volk aber wurde nicht müde die ruhmreichen Thaten dieses gewaltigen Königs zu preisen, es gedachte seiner väterlichen Regierung, wie er das Land von den Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, die übermüthigen Ungern, Dänen und Slawen oft im Kampfe besiegt, mit den Griechen gestritten, Rom und den größten Theil Italiens sich unterworfen, die Tempel der Götzen bei den Heiden zerstört, an ihren Stellen christliche Kirchen errichtet und Boten des Evangeliums in ferne Länder gesendet hatte. Als es Morgen geworden war, eilte Alles herbei, um dem neuen Herrscher, Otto II., obgleich er schon längst zum König und Kaiser gesalbt und gekrönt war, doch aufs Neue zu huldigen. Alle, die vom Kaiser Lehen trugen und zu Memleben damals verweilten, leisteten ihm sofort den Vasalleneid und gelobten ihm Hülfe gegen alle seine Feinde und Widersacher.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, der Leib einbalsamirt und nach Magdeburg gebracht, wo er zur Seite Edithas in der Moritzkirche in einem marmornen Sarkophag beigesetzt wurde. Dies geschah feierlichst in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart der kaiserlichen Familie und vieler Fürsten des Reichs; die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg, von einer zahllosen Geistlichkeit umgeben, verrichteten am

973. Grabe den letzten Dienst der Kirche. Der Sarkophag erhielt in lateinischer Sprache die Inschrift:

König war er und Christ und der Heimath herrlichste Zierde,
Der hier vom Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto hinterließ Adelheid als Wittwe mit ihren zwei Kindern, dem jungen Kaiser Otto II. und der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg; Edith und ihre beiden Kinder Liudolf und Luitgarde waren ihm vorangegangen, wie Wilhelm, die Frucht seiner ersten Liebe. Auch von seinen Brüdern hatte ihn, den Erstgeborenen, keiner überlebt, und doch hatte auch er kein so hohes Alter erreicht. Er starb, nachdem er das einundsechszigste Jahr vollendet hatte, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königthums, im zwölften seiner kaiserlichen Gewalt.

Sein Tod war ein Weltereigniß, denn schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen. Ueberall mußte man den Verlust des mächtigen Fürsten fühlen, in nächster Nähe und in weltester Ferne. Wie tief trauerte Sachsen, das unter ihm zu früher nie geahnter Blüthe gediehen war. Man sah es als eine besondere Fügung an, daß selbst die Erde diesem Könige neue Schätze gespendet hatte und damals in Sachsen das erste edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden war. Sachsens goldene Zeit hießen bald die Tage seiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preisen.

Weiter aber schlich durch alle Gaue des deutschen Landes die Trauerklage um den großen Kaiser. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit und durch seine Klugheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlands erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange daniedergehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich freigemacht und aufgerafft hatte. Hatte denn nicht die römische Kaiserkrone auf seinem Haupte gestrahlt und er auf demselben Throne gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig unvergeßlichen Andenkens, Karl der Große, eingenommen hatte! Rom bebte vor ihm, und die Päpste waren die Diener seines Willens, selbst das starre Byzanz hatte zuletzt doch seiner Forderung weichen müssen.

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Verehrung und Bewunderung, die er in der letzten Zeit

seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der erste Blick ließ in 973.
ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät geliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung, noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter, im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk, auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slawischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Kirchendienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlaf zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich zog er wohl die Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet, als geliebt; sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; der alte Kaiser konnte noch streng bis zur Härte sein, selbst der junge Kaiser bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt, treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten, das noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft erfüllte. Und auch jene edlen Gaben, die man schon im Jüngling pries: felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen andern erhöht hatte und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon vor Alters durch ein ehernes Standbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der später erbaut ist, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Gebeine des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der guten Königin Editha; ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserm Vaterlande, bei der gern der Wandersmann weilt. Da ruhen die Gebeine

973. des einzigen deutſchen Kaiſers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert hat.

9.

Die erſten Jahre Kaiſer Ottos II.

Als der große Kaiſer Otto aus dem Leben geſchieden war, übernahm ſein Sohn, damals ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Regierung des gewaltigen Reichs, für die er mit großer Sorgfalt vom Vater erzogen und herangebildet war. Mehr, als ſonſt beim ſächſiſchen Adel Sitte war, hatte der zweite Otto eine gelehrte Bildung erhalten und meiſt Geiſtliche zu Lehrern ſeiner Jugend gehabt; ſeine von Natur guten Anlagen waren ſo entwickelt worden, daß ſelbſt die Meiſter der Wiſſenſchaft gern ſeinen Worten zuhörten. Zugleich war aber Otto unter Verhältniſſen erwachſen, die ihm die ganze Bedeutung ſeiner unvergleichlich hohen Stellung vergegenwärtigten. Schon als Knabe von ſieben Jahren war er zum König Deutſchlands erwählt und gekrönt worden, einige Jahre darauf hatte er in Rom die Kaiſerkrone empfangen und war dann einer Kaiſertochter von Conſtantinopel vermählt. Die großen Siege und die ruhmreichen Thaten ſeines Großvaters und ſeines Vaters ſtanden ihm vor den Augen und ließen nimmer den Gedanken in ihm ruhen, daß er nur durch bedeutende Erfolge ſich ihrer und ſeiner ſelbſt würdig zeigen könne.

Große Hoffnungen baute auf ihn ſein Reich, wie die ganze abendländiſche Welt, und in der That fehlte es ihm nicht an trefflichen Eigenſchaften, welche die Erfüllung ſolcher Hoffnungen zu verbürgen ſchienen. Obwohl nur klein von Geſtalt, war er doch gewandt in den Waffen und ein tapferer Kriegsmann; ſeine hochgeröthete Geſichtsfarbe, von der man ihn „den Rothen“ nannte, verrieth Lebendigkeit und friſchen Muth der Seele. Sein Sinn war großen Dingen zugewandt und allen Kleinlichkeiten fremd. Dabei war er raſch zur That und unerſchrocken in Gefahr und Noth. Auch war es ihm leicht, die Gemüther der Menſchen zu gewinnen, denn er war offenen und heitern Sinns, freigebig, zur Verſöhnung mit dem Widerſacher geneigt, treu in Liebe und Freundſchaft. Freilich bemerkte man auch manche Schwächen ſeiner Gemüthsart, aber es ſchienen Fehler der

Jugend, die ein reiferes Alter heben konnte. Das Maß der Weis- 973.
heit vermißte man nicht ſelten: er ſchien oft zu raſch im Entſchluß und in der That, zu willfährig gegen die, welche ihm zunächſt zur Seite ſtanden und ſeines Vertrauens genoſſen, meiſt jüngere Männer, welche den Rath erfahrener Männer nicht beherzigten; zu leicht änderte er bisweilen Plan und Abſicht und ließ im Ganzen und Großen Feſtigkeit und Beſtändigkeit, vielleicht die höchſten Tugenden auf dem Throne, vermiſſen, während er im Einzelnen ſich wohl ſtarr und willkührlich zeigte, als ob er über jede Schranke des Rechts und Geſetzes erhaben ſei.

Den größten Einfluß übte damals noch auf den jungen Kaiſer ſeine Mutter; mehr ihr Wille ſchien als der ſeine zu herrſchen, und ſie wird urkundlich geradezu als Mitregentin bezeichnet. Aber allmählich gewannen eine größere Macht, als ſie, auf das Gemüth des Jünglings ſeine Gemahlin Theophano und ſein Freund Otto, der Sohn jenes unglücklichen Liudolf, der, dem jungen Kaiſer gleich an Jahren, in engſter Freundſchaft mit ihm am Hofe des großen Otto erwachſen war. Die ſchöne Griechin, von feinſter Bildung und einem kräftigen, faſt männlichen Geiſte, feſſelte das Herz ihres Gemahls je länger, je mehr, obwohl ſie nie ganz die Liebe des deutſchen Volks ſich zu gewinnen wußte, das die ſchlimmen Sitten ihrer Heimath, freilich mit großem Unrecht, ihr beizumeſſen geneigt war. Man fürchtete und ſtaunte die feine Kaiſertochter, die vom fernen Byzanz neuen Prunk und ungekannte Genüſſe des Lebens dem ſächſiſchen Hofe zuführte, mehr verwundert an, als man für ſie Zuneigung und Liebe empfand.

Ohne alle Störung vollzog ſich der Thronwechſel. Das Bild des großen Vaters ſchwebte dem jungen Kaiſer bei ſeinen erſten Regierungshandlungen noch lebendig vor, Alles geſchah unter der Einwirkung ſeiner Mutter, und es ſchien, als ſetze ſich unter dem zweiten Otto nur die glorreiche Regierung des erſten fort. Nach der Sitte hielt der neue Herrſcher ſeinen feierlichen Umritt in dem Reiche, freudig begrüßten ihn Lothringen und Franken, Schwaben und der Elſaß, Sachſen und Thüringen. Reiche Beweiſe ſeiner Gunſt ließ der Kaiſer überall zurück, beſonders den geiſtlichen Stiftungen, denn er wolle, ſagte er, vor Allem ſeine Regierung damit beginnen, die Kirche zu bereichern und zu erhöhen. Zu Memleben, wo ſein Vater und Großvater von dieſer Welt abgeſchieden waren, gründete er ſelbſt alsbald ein Kloſter, das er reichlich ausſtattete und dort den Bau der präch-

973. tigen Kirche begann, deren schöne Reste noch jetzt den Wanderer mit Bewunderung erfüllen.

974. Im Anfange des Jahres 974 hatte der junge Kaiser dann zum ersten Male den Landfrieden mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Es ist erzählt worden, wie der Graf Reginar vom Hennegau, Herzog Giselberts Bruder, als Störer des Landfriedens vor Erzbischof Brun aus Lothringen hatte weichen müssen und in Böhmen in der Verbannung gestorben war. Seine Söhne Reginar und Lambert waren inzwischen in Frankreich zu männlichen Jahren herangewachsen und kehrten jetzt nach dem Tode des großen Otto nach Lothringen zurück, um sich ihres Erbes mit Gewalt zu bemächtigen. Sie faßten wirklich im Lande festen Fuß, besetzten eine Burg an der Hayne und führten von hier aus das Leben von Räubern und Wegelagerern, bis der junge Kaiser gegen sie anrückte, ihre Burg nahm und zerstörte. Sie selbst entgingen der rächenden Hand, führten noch längere Zeit ein unruhiges Leben innerhalb der Grenzen des Reichs und kehrten dann endlich nach Frankreich heim.

Dies waren die ersten Anzeichen, daß es auch dieser Regierung nicht an inneren Kämpfen fehlen sollte. Und bald gewann es in der That den Anschein, als ob der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken noch einmal Deutschland heimsuchen würde, wie in den ersten Jahren des großen Otto. Denn noch im Sommer desselben Jahres sah sich der junge Kaiser genöthigt seinen Vetter Heinrich von Baiern, den ersten Herzog des Reichs, in sichern Gewahrsam zu bringen. Der alte Streit um die Macht hatte, wie er einst die Kinder König Heinrichs gegeneinander bewaffnete, sich auf die Enkel vererbt und drohte neues Unheil dem deutschen Reiche.

Baiern war damals das mächtigste unter den deutschen Herzogthümern; die nationale Bedeutung, welche die herzogliche Gewalt in ihrem Ursprunge besaß, hatte sich hier noch am Meisten erhalten. Hatte doch Herzog Arnulf mit fast königlicher Macht das Land beherrscht, und sein Bruder Berchthold, wenn ihm auch die geistlichen Befugnisse Arnulfs genommen waren, übte doch sonst die herzogliche Gewalt in ihrem vollen Umfange. Dann war Baiern an den Sachsen Heinrich, Kaiser Ottos Bruder, gekommen, der aber dem Lande nicht ganz ein Fremder war, da er mit Judith, der schönen und klugen Tochter Herzog Arnulfs, vermählt war. Nachdem Heinrich durch die Gunst seines Bruders seine Macht erhöht und die Grenzen Baierns in glücklichen Kämpfen gegen Ungern und Italien ausgedehnt hatte, starb er eines frühen Todes; sein Herzogthum blieb sei-

nem Sohne Heinrich, damals einem Knaben von vier Jahren, er- 974.
halten. Die vormundſchaftliche Regierung hatte für dieſen eine geraume Zeit hindurch ſeine Mutter geführt, unterſtützt von dem Biſchofe Abraham von Freiſingen, einem verſchlagenen, ihr ganz ergebenen Manne. Nicht im Widerſpruche gegen den großen Kaiſer, ſondern durch Dienſtbefliſſenheit und Willfährigkeit gegen ihn hatte Judith die Macht ihres Geſchlechts zu heben geglaubt, und leicht war es ihr gelungen das Vertrauen des Kaiſers und die Gunſt Adelheids, die dieſe einſt ihrem verſtorbenen Gemahl ſo reichlich geſchenkt hatte, auch ſich und ihren Kindern zu erhalten. Faſt mit unbeſchränkter Macht beherrſchte ſie Baiern; der alte Herzog Burchard II. von Schwaben, dem nach Liudolfs Sturze dieſes Herzogthum zugefallen war, hatte ſich mit Juditha Tochter Hedwig, die in jeder Beziehung ihre würdige Tochter war, vermählt, und durch ihre Tochter übte Judith auch auf die Verhältniſſe Schwabens bedeutenden Einfluß. Dann verlobte und vermählte ſie mit Giſela, der Tochter König Konrads von Burgund, einer Nichte Adelheids, ihren Sohn Heinrich und knüpfte ihn ſo eng an das Familienintereſſe der Kaiſerin. Bald ſchien es, als ob das ſüdliche Deutſchland ganz in der Gewalt dieſer baierſchen Familie ſei; wie Judith in Baiern, herrſchte Hedwig in Schwaben, indem der greiſe Burchard ſich ganz dem Willen ſeiner blühenden und kräftigen Gemahlin fügte. Indeſſen wuchs aber Herzog Heinrich auch zu männlichen Jahren heran und ſtellte ſich als ein kräftiger und ſtarker Vertreter der Intereſſen ſeines mächtigen Hauſes dar.

Heinrich war mehrere Jahre älter, als der junge Kaiſer, ihm war bereits ein Sohn geboren, während Otto nach mehrjähriger Ehe noch keinen Nachfolger hatte; es fehlte Heinrich nicht an Anhang in dem Volke, denn er war ein ſtattlicher Mann und der Rede im hohen Grade mächtig; was Wunder, daß er ſich gleichviel oder gar mehr als ſein Gebieter dünkte. Ueberdies war er unruhigen und hochſtrebenden Geiſtes; jeden Vortheil ſeines Hauſes wahrzunehmen, beſchäftigte ihn ſpät und früh, jede vermeintliche Kränkung deſſelben empfand er als ſchwere perſönliche Beleidigung, wie er denn von Natur zu Händeln geneigt war, weshalb ihm das Volk den Beinamen des Zänkers gab. Mit einer Keckheit ohne Gleichen verfolgten er und die Seinen ihre Intereſſen, ſeitdem der große Kaiſer geſtorben war, wie ſich ſogleich recht deutlich zeigte, als ſie durch Liſt und Trug, das kaiſerliche Anſehn verhöhnend, das reiche und wichtige Bisthum Augsburg einem Schweſterſohne der Herzogin Judith, Heinrich mit Namen, zuzuwenden wußten. Sollte die Macht dieſes Hauſes nicht

974. eine verderbliche Höhe erreichen, so mußte der junge Kaiser ihr eine Schranke zu setzen suchen.

Die beste Gelegenheit hierzu ergab sich, als gegen Ende des Jahres 973 der alte Herzog Burchard starb. Er hinterließ keine Kinder, und seine junge Gemahlin sah sich als natürliche Erbin des Herzogthums an, das sie mit ihrer Hand auf einen zweiten Gemahl zu übertragen hoffte. War doch in der That schon Aehnliches vorgekommen, und begründete sich doch selbst die Herrschaft der Kaiser über Italien nach der Meinung Vieler nur auf einem solchen Erbrecht. Aber Otto achtete dies vermeintliche Recht Hedwigs nicht, er ließ ihr nur die Erbgüter ihres Gemahls, die sich weithin am Bodensee erstreckten, und verlieh das Herzogthum Schwaben an seinen Freund Otto, Liudolfs Sohn. War einst Herzog Heinrich gerade im Kampfe gegen Liudolf und Konrad zu besonderen Ehren beim großen Otto und bei Adelheid gelangt, war damals Liudolfs Sturz hauptsächlich für ihn ein Gewinn gewesen; so sollte die Erhebung von Liudolfs Sohn jetzt dazu dienen Heinrichs Geschlecht wiederum zu demüthigen. Es kann daher nicht befremden, wenn sich bald zwischen den jungen Herzögen von Baiern und Schwaben, Heinrich und Otto, die bitterste Feindseligkeit entspann, der Hader der Väter in den Söhnen sich fortsetzte.

Der Einfluß der Arnulfinger in Schwaben war gebrochen, und zugleich erweckte der Kaiser Herzog Heinrich Widersacher in nächster Nähe. Damals erstreckte sich die baiersche Herzogsgewalt auch über die fränkischen Gegenden zwischen dem Speßhart, dem Thüringer- und dem Böhmerwalde, wo seit Kurzem ein Graf Berchthold, ein Sproß des einst so mächtigen Geschlechts der Babenberger, sein Haus wieder zu Ansehen und Ehren gebracht hatte. Diesen Mann zog der junge Kaiser immer fester an sich und übertrug seinem Bruder Luitpold zugleich die Ostmark gegen die Ungern, das jetzige Oesterreich, eine Markgrafschaft, die bis dahin Burchard, wahrscheinlich ein Verwandter Herzog Heinrichs, verwaltet hatte. Die Babenbergischen Brüder hatten es kein Hehl, daß sie der besonderen Gunst des Kaisers sich erfreuten und boten dem Baiernherzoge, obwohl sie unter seinen Fahnen dienten, doch oft trotzig die Spitze. So sah sich Heinrich im eigenen Herzogthume schon Gegner erwachsen, die seine Macht bedrohten. Er sann auf Rache an dem jungen Kaiser, durch dessen Gunst seine Widersacher erhoben waren, er und der Bischof Abraham brachten eine Verschwörung zu Stande, bei der es auf nichts Geringeres abgesehen war, als den Kaiser vom Throne zu stürzen. Auch der

Herzog Boleſlaw von Böhmen, ein Fürſt, von dem es heißt, er habe 974.
die Härte des Stahls mehr geliebt, als den Glanz des Goldes, und ſein Schwager Mieczislaw von Polen verſprachen der Verſchwörung ihren Beiſtand. Der verſchmitzte Biſchof hatte die Fäden des Anſchlags klug geſchürzt und verſteckt, aber doch erhielt der Kaiſer bald von Allem ſichere Kunde. Heinrich und Abraham wurden vor das Gericht der Fürſten beſchieden; ſie erſchienen, wurden verhaftet und der Herzog nach Ingelheim, der Biſchof nach Korvei in ſichern Gewahrſam gebracht. Heinrichs Mutter Judith, die um die Verſchwörung gewußt hatte, zog ſich in das Marienkloſter zu Regensburg zurück.

Gern hätte der Kaiſer ſogleich zu gebührender Vergeltung den treuloſen Böhmen- und Polenfürſten mit Kriegsmacht überzogen, aber ſchon ſah er ſich ſelbſt an den Nordgrenzen ſeines Reichs angegriffen und mußte gegen die Dänen, welche das Joch der deutſchen Herrſchaft abgeſchüttelt hatten, in das Feld ziehen. Als der große Otto nicht mehr war, hatte König Harald ſich mit Eifer und Sorgfalt zum Kriege gegen die Sachſen gerüſtet; nicht allein alle ſtreitbaren Männer ſeines Landes hatte er verſammelt, ſondern auch Jarl Hakon, der ihm ſeit geraumer Zeit zinspflichtig und zur Heeresfolge verpflichtet war, hatte ihm mit den Norwegern zuziehen müſſen. An der Grenze gegen die Dänen war von den Sachſen ein großer befeſtigter Graben aufgeworfen, von dem man noch jetzt in dem Kograben Ueberreſte entdeckt; durch die Schanzen am Graben führte nur ein Thor hindurch, das Wieglesdor genannt. Dagegen hatten die Dänen das Danewirk hergeſtellt und verſtärkt; durch eine mächtige Verſchanzung zwiſchen den beiden Meeresbuchten, in denen ſich Eider und Schley münden, hatten ſie ihr Land geſchützt. Es war ein Wall, von Steinen, Holz und Erde aufgeführt, in dem alle hundert Schritte ein Thor gelaſſen und durch einen feſten Thurm vertheidigt war; ein breiter und tiefer Graben ſicherte überdies den rieſigen Wall. Schon hatten die Dänen das Wieglesdor erbrochen, den deutſchen Grenzwall genommen und durchzogen verheerend und plündernd das Land jenſeits der Elbe, als Kaiſer Otto im Herbſte 974 die Sachſen, Franken, Frieſen und Wenden zur Heeresfolge aufbot und an die Dänengrenze zog. Die Feinde wichen zurück, und durch die Klugheit des Sachſenherzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade wurde alsbald der deutſche Grenzwall wiedergewonnen. Sofort ging man dann auf das Danewirk los, das aber Jarl Hakon und die Norweger tapfer vertheidigten. Von den Thaten derſelben ſang Einar, ein Is-

974. länder, Jarl Hakons Kriegsmann und Skalde, in ſeinem Gedichte, Vellekla genannt: „Als mit der Frieſen, Wenden und Franken Schaar „der Schlachtſieger vom Süden her fuhr, begrüßte den Krieg der Meer„rappenreiter.*) Klingenſchall ward, wo des Thridiflammenſpieles**) „Genoſſen die Schildränder zuſammenſtießen, denn der Adlerätzer „war der Widerpart. Der Sundmähren Sturmeifer gerieth da den „Sachſen zur Flucht, als ſo der Fürſt mit den Kriegsleuten die Ver„ſchanzung den Ausländern wehrte.“ Als der Kaiſer ſich zurückzog, verließ Jarl Hakon das Danewirk; er ſchiffte ſein Heer ein und kehrte nach Norwegen zurück. Aber der Krieg war nicht beendet und nahm bald eine andere Wendung. Kaiſer Otto gewann den Eingang in Jütland, und Harald mußte ſich abermals dem Sachſen unterwerfen. Um ſo tiefer wurde der Däne gedemüthigt, als ſich Jarl Hakon ſeitdem ſeiner Obmacht entzog und ihm keinen Tribut mehr entrichtete. Der Kaiſer verließ die Nordgrenzen ſeines Reichs erſt, nachdem er hier eine feſte Burg begründet hatte, für die er eine Beſatzung zurückließ.

Dieſes Feindes entledigt, gedachte der Kaiſer den Böhmen- und Polenherzog für ihren Treubruch zu züchtigen. Mit Heeresmacht zog
975. er im Jahre 975 nach Böhmen hinein und verwüſtete weit und breit das Land, doch es gelang ihm nicht Boleſlaw zur Unterwerfung zu bringen. Der Kaiſer kehrte ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben zurück, und bald wurde ſeine Herrſchaft durch innere Kriege und Kämpfe ſo gefährdet, daß er nicht daran denken konnte, ſeine deutſchen Länder zu verlaſſen.

Reginar und Lambert hatten in Frankreich neue Streitkräfte gewonnen, ſelbſt viele angeſehene Männer im Nachbarlande, denen es daheim zu enge wurde, ſchloſſen ſich ihnen an, vornehmlich der junge Karl, König Lothars Bruder, den manche Widerwärtigkeiten am Hofe des Bruders nicht weilen ließen. So brachen Reginar und Lambert
976. in der Charwoche des Jahrs 976 in den Hennegau ein und gingen auf Mons los. Die Grafen Godfried vom Ardennerland und Arnulf von Valenciennes zogen ihnen entgegen, und es kam zu einem blutigen Treffen, in dem die Brüder beſiegt wurden und das Land wieder verließen. Aber den inneren Fehden war damit kein Ziel geſetzt, denn zu derſelben Zeit war auch Herzog Heinrich aus Ingelheim — wir wiſſen nicht, wie — entkommen, war nach Baiern geeilt und hatte

*) Die Meerrappen ſind die Schiffe, ihr Reiter Jarl Hakon.
**) Die Thridiflamme d. h. Odins Flamme iſt das Schwerdt.

hier offen die Fahne der Empörung erhoben. Der Bürgerkrieg mit 976.
allen seinen Schrecken durchtobte Baiern, die Kaiserlichen und Heinrichs Anhänger standen sich überall entgegen, an der Donau und an der Isar wurde gekämpft, die Umgegend Passaus schrecklich verwüstet; die wehrlosen Leute verließen das Land. Und zugleich standen auch die Feinde des Kaisers in Schwaben gegen Herzog Otto schon in den Waffen. Hier galt kein Zaudern mehr; im Sommer des Jahrs rückte der Kaiser daher mit einem Heere von Franken aus in Baiern ein und ging sogleich auf Regensburg, die Hauptstadt des Landes, los, die sich alsbald ihm ergab. Wunderbar wirkte des Kaisers Erscheinen; die Bischöfe des Landes und der größte Theil des Adels eilten ihm zu, und der Herzog Heinrich, jedes Beistandes entblößt, wandte sich landesflüchtig nach Böhmen.

Zu Regensburg hielt der Kaiser ein strenges Gericht. Heinrich wurde seiner herzoglichen Würde jetzt entkleidet, über ihn und achtundzwanzig seiner Anhänger Bann und Acht ausgesprochen, ihr Hab' und Gut ihnen entzogen. Askuin von Kärnthen, ein Gefährte Heinrichs, wurde zum Tode verurtheilt und wohl mag noch über manche Andere blutige Strafe verhängt sein. Das erledigte Herzogthum Baiern gab der Kaiser seinem Freunde Otto, der so gegen Sitte und Herkommen die herzoglichen Fahnen von Schwaben und Baiern in seiner Hand vereinigte und die Stellung jetzt im obern Deutschland gewann, in der sich noch vorher die Arnulfinger so stolz gebrüstet hatten. Doch blieb das baiersche Herzogthum nicht in seiner alten Größe und Bedeutung bestehen. Auf Kosten desselben gewannen die Marken eine freiere und selbstständigere Stellung, und neben Herzog Otto wurden noch andere Männer im Lande zu Macht und Ehre erhoben, die entweder dem Kaiser treue Dienste geleistet hatten oder deren Geneigtheit er sich gewinnen wollte. Vor Allem wurden die Babenbergischen Brüder ausgezeichnet: der Graf Berchthold erhielt am Böhmerwalde eine neugebildete Markgrafschaft, welche das Reich gegen die Angriffe der Böhmen schützen sollte und die man die Mark auf dem Nordgau genannt hat; sein Bruder Luitpold gewann in der Ostmark eine befestigtere Stellung, bei der jetzt erst diese Mark zu rechter Entwickelung gedieh. Endlich wurde die Kärnthner Mark und die Mark Verona ganz von dem Herzogthum Baiern getrennt und daraus ein neues Herzogthum Kärnthen gebildet, das der Kaiser einem Verwandten des baierischen Hauses, Heinrich dem Jüngeren, übertrug. Dieser Heinrich war ein Sohn jenes Berchthold, der einst seinem Bruder Arnulf im Herzogthum Baiern gefolgt war und sich mit Biletrud,

976. einer Enkelin König Heinrichs, vermählt hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte Biletrud mit ihrem Sohne Heinrich lange in Abgeschiedenheit vom Hofe und sogar in Dürftigkeit gelebt, denn sogar ihr Wittwengut war ihr genommen worden, wahrscheinlich weil sie an den Bewegungen, die Arnulfs Söhne gegen Heinrich, den Bruder Ottos des Großen, erregt hatten, sich betheiligt hatte. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo sich der neue Herrscher dieser Familie, die einst dem ersten Heinrich in Baiern hatte weichen müssen, gegen den aufständigen Sohn desselben bedienen konnte. Biletrud, ohnehin dem Kaiser verwandt, erhielt ihr Wittwengut zurück, und ihr Sohn empfing das neugebildete Herzogthum. Auch die Bischöfe in Baiern wurden reichlich in Gnaden vom Kaiser bedacht, besonders Salzburg und Passau, die viel in dem inneren Kriege erduldet hatten. Durch dies Alles erhielt das Herzogthum eine neue Gestalt; die bevorzugte Stellung, die es bisher vor den anderen Herzogthümern gehabt hatte, ging verloren und hat es nie wieder dauernd gewonnen.

Undenkbar ist es, daß Adelheid, die Mutter des Kaisers, die Absichten Heinrichs gefördert habe, aber wohl sehr erklärlich, daß der traurige Ausgang der Empörung sie mit bitterem Unmuth erfüllte. Alle die Personen, die unter ihrem Schutz einst im oberen Deutschland zu Ansehn und Ehren gelangt waren, sah sie jetzt aus der Macht verdrängt und Niemand höher erhoben, als den Sohn jenes Liudolf, der einst gegen sie als seine Stiefmutter die Waffen ergriffen hatte. Ihr Einfluß schien dadurch völlig gebrochen und bald mußte sie fühlen, daß auch über das Herz ihres Sohnes sie nicht mehr die alte Macht übte. Sie wandte sich seitdem mehr als bisher den Dingen der Welt ab und lebte hauptsächlich in religiösen Uebungen und Werken; sie mied absichtlich den Hof und verließ endlich sogar das Reich, indem sie nach ihrem Heimathland Burgund zurückkehrte.

Die Entfremdung, die zwischen Mutter und Sohn eintrat, machte sich in allen Verhältnissen der Regierung bald fühlbar; sie wandte die Herzen Vieler im Lande vom Kaiser ab und drohte vornehmlich auch den bisherigen Frieden mit dem Reiche im Westen zu lösen. König Lothar von Frankreich war mit Emma, Adelheids Tochter aus erster Ehe, vermählt. So lange er durch sie und Adelheid auf den Kaiser einen Einfluß üben konnte, war die abhängige Stellung, in die er von dem mächtigeren Ostreiche gerathen war, ihm minder drückend und empfindlich erschienen; sie wurde aber unerträglich, so-

bald dieſer Einfluß ſich minderte oder aufhörte. Ueberdies war Lo- 976.
thar ehrgeizig, er wollte wieder in Wahrheit ein König ſein und nicht eine Scheinkrone tragen; keinen andern Weg aber ſah er wieder zur Macht zu gelangen, als ein glückliches Unternehmen gegen den Kaiſer. Der rechte Zeitpunkt ſchien gekommen, um ſo mehr, als gerade der alte Hader zwiſchen dem karolingiſchen und capetingiſchen Hauſe einmal ſchlummerte, und die Söhne Hugos des Großen ihrem Vetter zu einem ſolchen Unternehmen die Hand zu bieten geneigt waren. Schon unterſtützte man kaum verhohlen die Unternehmungen Reginars und Lamberts, die wieder in Lothringen erſchienen, und Größeres bereitete man vor.

Sobald der Kaiſer Baiern beruhigt ſah, ging er daher nach Lothringen, und ſo gefahrvoll erſchien ihm die Lage der Dinge, daß er zu der gefährlichen Nachgiebigkeit ſich herbeiließ, die Störer des Landfriedens nicht allein zu ſchonen, ſondern ſogar zu belohnen, um ſie durch Wohlthaten für ſich zu gewinnen. Reginar und Lambert erhielten ihr väterliches Erbe zurück; Karl, der Bruder König Lothars, wurde mit dem erledigten Herzogthum von Nieder-Lothringen belehnt. Ein Karolinger wurde der Dienſtmann des Sachſen, indem er ſich anheiſchig machte, das deutſche Reich vor den Angriffen ſeines eigenen Bruders zu ſchützen. Der Herzog Friedrich von Ober-Lothringen, deſſen Gemahlin dem capetingiſchen Hauſe angehörte, erhielt zugleich große Gunſtbezeugungen vom Kaiſer, damit er in der Treue nicht erkalte. So meinte Otto die Weſtgrenzen ſeines Reichs gegen Lothar geſichert zu haben.

Im Sommer 977 griff Otto dann zum zweiten Male Böhmen 977.
an; er ſelbſt drang von den thüringiſchen Marken aus in das Land ein, während Herzog Otto das Aufgebot von Baiern und Schwaben durch den Böhmerwald nach Pilſen führen und ſich mit ihm vereinigen ſollte. Siegreich zog der Kaiſer tief in des Feindes Land hinein, aber eine Niederlage, die Herzog Otto bei Pilſen erlitt, und Krankheiten, die in ſeinem eigenen Heere ausbrachen, ließen ihn ſeines Sieges nicht froh werden. Ein Waffenſtillſtand wurde geſchloſſen; in Folge deſſelben hielten der Kaiſer und Boleſlaw eine Zuſammenkunft, und der Böhmenherzog gelobte hier, ſich fortan wieder als getreuer Lehnsmann dem Kaiſer zu fügen, wenn dieſer ihm verzeihen wolle; ja er verſprach, zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit ſich in Perſon am Hofe des Kaiſers zu ſtellen. Der Kaiſer begnügte ſich um ſo eher hiermit, als inzwiſchen in Baiern abermals eine arge

977. Verrätherei an das Licht getreten war. Eilends verließ er Böhmen mit seinem Heere, das er über den Böhmerwald nach Cham führte.

Wie sehr der Kaiser auch Heinrich den Jüngeren von Kärnthen und seine Mutter bei den letzten Anordnungen in Baiern begünstigt hatte, dennoch zeigte sich bei ihnen das Familieninteresse weit mächtiger, als die Dankbarkeit. Sie verbanden sich, um ihren geächteten Vetter Heinrich zu rächen, mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, den wir als einen Verwandten des baierschen Herzogshauses bereits erwähnt haben, alsbald gegen den Kaiser. Ihr Plan war sich Baierns zu bemächtigen, sobald Herzog Otto nach Böhmen abgezogen sei, und dieser Plan gelang für den Augenblick vollständig. Bischof Heinrich besetzte Neuburg an der Donau, Herzog Heinrich der Jüngere Passau, und hierhin warf sich alsbald auch der geächtete Heinrich, der mit böhmischen Hülfsvölkern wieder im Reiche erschien. Kaum aber vernahm Herzog Otto, was in seinem Lande geschehen war, als er Böhmen wieder verließ, nach Baiern zurückkehrte und Passau zu belagern anfing. Und schon rückte auch der Kaiser selbst, nachdem er mit Boleslaw sich versöhnt, gegen Passau an. Um diese Stadt entbrannte nun der Kampf der Ottonen und der Heinriche. Es gelang endlich dem Kaiser eine Schiffbrücke zu schlagen und von den Städtern selbst unterstützt, die Stadt zu bezwingen, die fast ganz zerstört wurde, damit die Empörer hier nicht noch einmal eine Zuflucht fänden. Bald darauf sahen die Heinriche, die sich von Boleslaw jetzt verlassen fanden, auch die Unmöglichkeit weiteren Widerstands ein und ergaben sich dem Kaiser, der ihre Bestrafung dem
978. Gericht der Fürsten anheimstellte. Gegen Ostern des folgenden Jahrs wurde dies Gericht dann zu Magdeburg gehalten: Heinrich „der Zänker" wurde zur Verweisung aus Baiern abermals verurtheilt und unter die Obhut des Bischofs Folkmar von Utrecht gestellt; Heinrich von Kärnthen mußte, seines Herzogthums beraubt, ebenfalls aus dem Lande weichen; Landesverweisung traf ferner den Grafen Ekbert, der in die Verschwörung verwickelt gewesen war, und den Bischof Heinrich von Augsburg, der unter die Aufsicht des Abtes von Verden gestellt wurde, doch schon nach drei Monaten wieder in sein Bisthum zurückkehrte. Das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona gingen auf den fränkischen Grafen Otto im Wormsfeld über, einen Vetter des Kaisers, den Sohn jenes Konrad, der einst mit Liudolf gegen Heinrich und Adelheid gekämpft hatte. Wie früher schon Liudolfs Geschlecht, so kam jetzt auch Konrads Nachkommenschaft wieder zu Ehren. Das reiche Alode der Arnulfinger wurde wohl jetzt erst

ganz eingezogen; deshalb konnte ſich der Kaiſer in der nächſten Zeit 978.
ſo freigebig gegen ſeine treuen Anhänger im Lande beweiſen. Die reichſten Gaben erhielten die Biſchöfe und Kirchen im Lande. Denn er hoffte, wie er ſelbſt ausſprach, es werde ihm hier und jenſeits zu beſonderem Verdienſte gereichen, wenn er die Güter der Ruchloſen, die ſich Gott und ihm widerſetzt hätten, der Kirche ſchenke; wenigſtens werde er dann durch die Fürbitte der Heiligen der ewigen Ruhe jenſeits theilhaftig werden, da die kaiſerliche Majeſtät zeitlichen Frieden vor dieſen Uebelthätern doch nicht erlangen könne. Bald danach, als Otto das Oſterfeſt zu Quedlinburg feierte, erſchien auch Herzog Boleſlaw ſeinem Verſprechen getreu am Hofe, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand und mit großen Geſchenken geehrt dann heimkehrte.

Schien der Kaiſer auch von dieſer Seite jetzt geſichert zu ſein, ſo bedrohte ihn doch ſchon von einer andern eine größere Gefahr, als er ſelbſt ahnte. König Lothar hatte Alles im Stillen zu einem Kriegszuge gegen ihn vorbereitet und mit den immer noch unruhigen Brüdern Reginar und Lambert ſeine alten Verbindungen erneuert; durch einen verwegenen Handſtreich gedachte er Otto zu demüthigen und ſein verlorenes Anſehen wieder zu gewinnen. Als ſich der Kaiſer ſorglos mit ſeiner Gemahlin am Johannisfeſt des Jahres 978 zu Achen aufhielt, brach Lothar plötzlich ohne Kriegsankündigung wider Sitte und Herkommen in Lothringen ein, ging in Eilmärſchen mit 30,000 Mann — einem größeren Heere, als ſeit langer Zeit ein König von Frankreich zuſammengebracht hatte — auf Achen los und hoffte ſich ſelbſt der Perſon des Kaiſers hier noch bemächtigen zu können. Faſt wäre es ihm gelungen. Otto empfing Nachrichten vom Anrücken Lothars, aber hielt es zuerſt für unmöglich; erſt als er mit eigenen Augen die Vorhut ſeines Feindes ſah, maß er der Sache Glauben bei und ergriff die Flucht; nur mit genauer Noth entkam er mit ſeiner Gemahlin nach Köln. Die Troßknechte Lothars verzehrten noch die Mahlzeit, die für den Kaiſer zugerichtet war; das Gepäck und das Hausgeräth deſſelben fiel in die Hände des Feindes, der die alte Kaiſerſtadt der Plünderung preisgab und den Adler, der oben auf der Kaiſerpfalz nach Oſten gewendet ſtand, nach Weſten richten ließ zum Zeichen, daß die Stadt fortan wieder dem Weſtreiche angehöre. Dennoch verließ bereits nach drei Tagen Lothar mit ſeinem Heere Achen und wandte ſeine Zeichen heimwärts. Da erreichte ihn, ehe er noch die Grenzen ſeines Reichs betreten hatte, ein Bote Ottos, der ihm meldete: Liſt und Hinterhalt verabſcheue der Kaiſer, offen erkläre er ihm daher den Krieg, am 1. October werde er in Frankreich

978. einrücken und hoffe der Herrschaft Lothars für immer ein Ende zu machen.

Der Kaiser berief sofort die Herzöge, Grafen und Herren seines Reichs nach Dortmund. Als sie hier in der Mitte des Monats Juli sich versammelt hatten, eröffnete er ihnen die ihm angethane Schmach und wie seine Absicht sei, sie gebührend zu rächen. Alle sahen die Beleidigung des Kaisers an, als ob sie ihnen selbst widerfahren sei, alle schwuren wie aus einem Munde ihm Treue und Gehorsam bis zum letzten Hauche; sie thaten es, wie gemeldet wird, aus Liebe zu seinem großen Vater, der ihnen zu Macht und Ehre geholfen hatte. Und nun wurde ein Heer zusammengebracht, wie man es seit langer Zeit in Deutschland nicht gesehen hatte; man berechnete es auf 60,000 Mann, und etwa die Hälfte davon sollen schwergewappnete Ritter gewesen sein. Am 1. October, wie er angekündigt hatte, rückte Otto mit diesem Heere in Frankreich ein, er fand hier Manche, die seine Ankunft freudig begrüßten, vor Allen that es Adalbero, Erzbischof von Reims, ein deutscher Mann, ein Bruder jenes Grafen Godfried vom Ardennerland, den wir als treuen Dienstmann des Kaisers schon haben kennen lernen. Ohne Widerstand zu finden drang Otto bis an die Seine, bis gegen Paris vor, das von Herzog Hugo vertheidigt wurde; König Lothar selbst hatte sich jenseits des Flusses nach Etampes zurückgezogen. An dem rechten Ufer der Seine um den Montmartre schlugen die Deutschen ihr Lager auf und belagerten die Stadt. Weit und breit schweiften ihre Heereshaufen umher, und nirgends wagte sich ihnen ein Feind zu zeigen. Paris aber wurde gut vertheidigt, und Otto konnte eine lange Belagerung nicht durchführen. Schon zeigten sich Krankheiten in seinem Heere, und der Einbruch der schlechten Jahreszeit mahnte zur Rückkehr. Bald nach der Mitte des Novembers verließ der Kaiser daher Paris, nachdem er noch zuvor ein wunderbares Siegesfest begangen hatte. Er ließ nehmlich seinem Vetter Hugo melden, er solle ein Te Deum hören, wie er es noch nie vernommen habe; dann ließ er auf dem Montmartre alle Geistlichen, die weit und breit aufzufinden waren, sich versammeln und ein Halleluja singen, daß es weithin in den Straßen von Paris wiederhallte. Nach diesem Te Deum trat er den Rückzug an. Jetzt erst gewann Lothar wieder Muth; er setzte über die Seine, folgte dem Kaiser im Rücken, überfiel an der Aisne den Nachtrab desselben und erbeutete in der That einen Theil des Gepäcks.

Wie dies zuging und was sich dabei ereignete, wird in der Chronik von Cambray ausführlich erzählt, und es lohnt der Mühe,

dabei zu verweilen. Als man an die Aisne gekommen war und ſie 978.
ungewöhnlich angeſchwollen fand, rieth der Graf Godfried, das Heer ſchnell über den Fluß zu führen, da dieſer leicht in Bälde noch höher wachſen könnte. Sein Rath wurde befolgt, und der Kaiſer gelangte mit dem größten Theile des Heeres glücklich an das entgegengeſetzte Ufer. Das Gepäck blieb jedoch, da die Nacht einbrach, meiſtentheils zurück; die Troßknechte und die Bedeckung des Gepäcks mußten ſich daher, vom Hauptheere durch den Fluß getrennt, lagern. Am andern Morgen erſchien unvermuthet Lothar und griff das Gepäck an; er fand hier keinen Widerſtand, und Otto konnte, da in der That während der Nacht der Fluß gewaltig geſchwollen war, den Seinen auf keine Weiſe zur Hülfe eilen. Mit Entſetzen ſah er, was geſchah; aber es gab kein Mittel dem Unglück zu ſteuern. Da ſandte er auf einem Nachen Boten zum König und ließ ihm das Anerbieten machen, Lothar möge entweder ſein Heer überſetzen — er wolle ihm Geißeln ſtellen, daß er das ungefährdet thun könne — und dann im offenen Kampfe ſich mit ihm meſſen, oder er möge ihm Geißeln geben, dann wolle er mit ſeinem Heere über den Fluß zurückkehren und den Ausgang eines redlichen Kampfes erwarten; wem Gott den Sieg dann beſcheiden würde, dem ſolle das Reich des Beſiegten als Kampfespreis zufallen. Dies meldeten die Boten des Kaiſers dem Könige im Angeſichte ſeines Heeres, und kaum hatten ſie ihre Rede vollendet, da brach der Graf Goisfried, ein Vaſall Lothars, in die Worte aus: „Was ſollen wir kämpfen, was ſollen Viele von uns hier bluten? „Laßt die Könige ſelbſt in den Kampf auf Leben und Tod gehen! „Wir wollen zuſchauen und dem Sieger uns willig unterwerfen.“ Aber der Graf Godfried, einer der Boten des Kaiſers, antwortete ihm: „Immer haben wir gehört, ihr ſchätztet euren König gering, „aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt geſteht ihr es ſelbſt, und wir „können nicht mehr daran zweifeln. Aber wiſſet, nimmer wird unſer „Kaiſer kämpfen, während wir ruhig die Hände in den Schoß legen, „nimmer er in der Gefahr des Kampfes ſtehen, während wir von „ſicherem Orte aus ruhig zuſchauen. Ginge er aber mit eurem Kö„nige in einen Zweikampf, ſo würde er, deſſen ſind wir gewiß, als „Sieger fürwahr ihn beſtehen.“ Das war eine ehrenhafte deutſche Antwort auf das Wort des Franzoſen!

Die Schlacht unterblieb, und der Kaiſer ſetzte ungehindert ſeinen Rückzug fort. Am 1. December war Otto wieder in den Grenzen ſeines Reichs und entließ ſein Heer. Ein kleiner Krieg dauerte noch längere Zeit an den Marken beider Reiche fort, doch hatte Lothar um

978. ſo weniger Neigung zu einem ernſtlichen Unternehmen, als der Zwiſt mit den Söhnen Hugos des Großen bereits von Neuem auszubrechen drohte. Otto überließ die Vertheidigung Lothringens, das die ruheloſen Brüder Reginar und Lambert wieder hatten verlaſſen müſſen, jetzt getroſt dem Herzog Karl und den Grafen des Landes; er
979. ſelbſt wandte ſich im Jahre 979 gegen den letzten Gegner, mit dem er noch nicht ſeine Kräfte gemeſſen hatte, den Polenherzog Mieczislaw. Mit einem Heere überſchritt er die Oſtgrenzen ſeines Reichs, drang in Polen ein und nöthigte den Polen ſich zum Ziele zu legen. Mieczislaw vermählte ſich bald danach, da Dubrawka, die Schweſter des Böhmenherzogs Boleſlaw, geſtorben war, mit Oda, einer Tochter des Markgrafen Dietrich, des mächtigſten Mannes damals in den wendiſchen Marken. Obwohl Oda bereits den Schleier im Kloſter Kalbe genommen hatte, löſte man doch ihr heiliges Gelübde und verband ſie dem Polen, den man durch ſie enger an den Glauben der Chriſten und an das Intereſſe des Reichs zu feſſeln glaubte.

Inzwiſchen war Lothar mehr und mehr mit ſeinen mächtigen Vettern zerfallen und wünſchte Nichts ſehnlicher, als ſeinen Frieden mit dem Kaiſer zu machen; gelänge ihm dies nicht, ſo würden, beſorgte er, vielleicht jene bald an dem Kaiſer einen ihm furchtbaren Verbündeten gewinnen. Er bat deshalb im Geheimen um Verzeihung für alles Geſchehene, verſprach das Beſte für die Zukunft und wünſchte eine Unterredung mit dem Kaiſer. An den Grenzen
980. ihrer Reiche, am Chiers, kamen im Sommer 980 die beiden Herrſcher zuſammen; Lothar entſagte noch einmal feierlich ſeinen Anſprüchen auf Lothringen und empfahl ſeinen kleinen Sohn Ludwig, der ihn begleitete, dem Schutze des Kaiſers. Auch von dieſer Seite hatte der Kaiſer nichts Uebles mehr zu erwarten, obwohl Herzog Hugo von Franzien und ſeine Brüder mit Unwillen den Abſchluß des Friedens vernahmen.

In langen und gefahrvollen Kämpfen hatte der junge Kaiſer nicht nur jeden Widerſtand im Innern des Reichs niedergeworfen und die Anſprüche der Karolinger auf die Erbſchaft ihrer Väter noch einmal energiſch zurückgewieſen, ſondern auch die Oberhoheit der Deutſchen über die Dänen, Polen und Böhmen behauptet. Immer mehr ſchien ſich dieſe im Norden und Oſten zu befeſtigen, beſonders durch den Einfluß der Miſſion, die in unaufhörlichen Fortſchritten begriffen war. Das Erzbisthum Magdeburg hatte ſeine ſchönſte und glänzendſte Zeit; ſeine Suffragane wirkten ungehemmt in den wendiſchen Marken und weit über dieſe hinaus in den polniſchen Gegen-

den für die Ausbreitung der chriſtlichen Kirche und der deutſchen 980.
Herrſchaft. Hamburgs Miſſion erſtreckte ſich über das ganze däniſche Reich, und ſchon wurde auf der Inſel Fünen — wir wiſſen nicht in welchem Jahre — ein neues Bisthum zu Odenſe begründet. Mainz, obwohl durch die Einrichtung des Magdeburger Erzſtifts beſchränkt, gewann doch nach einer andern Seite einen erheblichen Zuwachs ſeiner Provinz. Unter dem Einfluß des Kaiſers war gleich im Anfange ſeiner Regierung für Böhmen in Prag ein beſonderes Bisthum errichtet und etwa gleichzeitig ein anderes für Mähren, welches Land der Böhmenherzog Boleſlaw den Ungern entriſſen hatte; die beiden neuen Bisthümer wurden unter Mainz geſtellt, während Böhmen bis dahin zu dem Miſſionsſprengel von Regensburg und ſomit zur Salzburger Kirchenprovinz gehört hatte. Schon hatte man ſogar nicht unbelohnte Verſuche gemacht, das Chriſtenthum unter dem wilden Volke der Ungern zu verbreiten, und das Paſſauer Bisthum gründete auf dieſelben von Neuem die Hoffnung, ſich zu gleicher Stellung mit Salzburg erheben zu können. Die Ungern, nach der Schlacht auf dem Lechfelde zugleich von Böhmen und der Oſtmark aus angegriffen und aus Gegenden verdrängt, die ſie ſchon als geſicherte Eroberungen anſahen, hatten bereits in den letzten Jahren des großen Kaiſers mit den Deutſchen freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft, die ſofort benutzt wurden, um das Chriſtenthum unter dem heidniſchen Volke zu verbreiten und dadurch auch der deutſchen Herrſchaft vorzuarbeiten. Der Schwabe Wolfgang, ein Freund des Erzbiſchofs Brun, wird als der Erſte genannt, der als Miſſionar unter den Ungern im Jahre 972 erſchien, aber der Biſchof Piligrim von Paſſau wußte den eifrigen Mann aus dieſer Wirkſamkeit zu entfernen, indem er deſſen Beförderung zum Bisthum Regensburg betrieb. Seitdem griff Piligrim ſelbſt die Miſſion in Ungern mit der größten Begeiſterung an und meldete eilfertig nach Rom, ungefähr fünftauſend vornehme Ungern beiderlei Geſchlechts ſeien im katholiſchen Glauben unterrichtet und getauft, faſt die ganze ungariſche Nation finde er bereit das Chriſtenthum anzunehmen und auch die unter ihr wohnenden Slawen zur Bekehrung geneigt. Hierauf gründete Piligrim den Anſpruch, daß ihm das Pallium ertheilt, ſeine Kirche in die Rechte, die einſt angeblich die alte Metropole Lorch beſeſſen hatte, wieder eingeſetzt und ihr Bisthümer in den von den Ungern beherrſchten Ländern untergeordnet würden. Offenbar hatte Piligrim die Erfolge, die er erzielt hatte, im hohen Maße übertrieben, aber er ſcheint dennoch ſeinen Zweck in Rom erreicht zu haben; weniger glücklich war er bei

980. dem jungen Kaiser, obwohl er sich um denselben während des innern Kriegs in Baiern die größten Verdienste erwarb. Die Rücksicht auf Salzburg, das damals bereits Böhmen verloren hatte, mochte Otto zunächst hindern auf Pilgrims Absichten einzugehen, aber nur allzubald zeigte sich auch, daß die Stunde noch nicht geschlagen hätte, wo Ungern mit Erfolg christianisirt werden könnte. Während der inneren Kriege in Baiern wurde es an der ungerischen Grenze abermals unruhig, und Markgraf Liutpold mußte gegen die räuberischen Nachbarn wiederholentlich sein Schwerdt ziehen. In diesen Kämpfen gingen zwar die Anfänge der ungerischen Mission wieder unter; aber das Gebiet des Reichs wurde dennoch nach Osten dauernd erweitert. Das Land unter der Enns bis zum Wienerwalde wurde eingenommen, und diese Gegenden dadurch, daß man in ihnen Grenzburgen anlegte und baiersche Kriegsleute ansiedelte, für die Folge behauptet; ganz in derselben Weise, wie in den Ostmarken Sachsens, wurde auch die baiersche Ostmark dem Reiche gesichert.

Mit Recht konnte der junge Kaiser im Jahre 980 sagen, unter Gottes Beistand habe er das Kaiserreich seines Vaters nicht nur erhalten und befestigt, so daß es noch in seinem früheren Glanze blühe, sondern er habe seine Macht auch bereits über die Grenzen der väterlichen Herrschaft erweitert. Man sah es als ein glückbringendes Zeichen für die Zukunft des Reichs an, daß damals nach langem
Juli. Harren Theophano den ersten Sohn ihrem Gemahl gebar. Dieses Knäblein, die Hoffnung so vieler Völker und weiter Reiche, erhielt den Namen Otto, dem schon Großvater und Vater einen so helltönenden Klang verliehen hatten.

10.

Die Kämpfe Ottos II. mit den Griechen und Arabern; des Kaisers Niederlage und Tod.

Die letzten Ereignisse, namentlich der immerdar denkwürdige Zug gegen Paris, der die Sachsen bis vor die Hauptstadt Chlodovechs, den Mittelpunkt einst der fränkischen Macht, geführt hatte, hoben das

Anſehn des jungen Kaiſers höher und höher. Wenn vorher nicht 980.
ſelten über ſein bald allzu hitziges, bald zu nachgiebiges Auftreten, über den ungemeſſenen Einfluß der Griechin, das übermüthige Auftreten eines neuen, jungen Geſchlechts, das den Rath der Alten zu verſchmähen ſchien, der Unmuth laut geworden war, ſo verſtummte jetzt die Unzufriedenheit mehr und mehr, da man zu erkennen glaubte, daß der Geiſt ſeines großen Vaters in dem Sohne fortlebe, daß der junge Fürſt mannhafter Entſchlüſſe fähig und von der Vorſehung zu großen Dingen beſtimmt ſei.

Und in der That erfüllte die Seele des jungen Kaiſers der edelſte Ehrgeiz und ein heldenkühner Muth. Er lebte ganz in dem Gedanken das Werk ſeines Vaters würdig fortzuſetzen und das Kaiſerthum in Wahrheit zu der Machthöhe zu erheben, die es ſeiner Idee nach beanſpruchen mußte. Schon war er feſt entſchloſſen, vor Allem die letzten Abſichten ſeines Vaters zu verwirklichen und Italien ganz ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, zugleich aber die Länder jenſeits der Alpen mit ſeinen deutſchen Ländern zu einem Reiche zu verbinden und ſo ein Kaiſerreich gleich dem Karls des Großen anzubahnen.

Kaum war die Ruhe in Deutſchland geſichert, ſo verließ Otto die heimiſchen Gegenden, die er leider! nie wiederſehen ſollte. Von ſeiner Gemahlin, ſeinem kleinen Sohne, ſeiner Schweſter Mathilde und ſeinem Freunde Otto begleitet, überſtieg er im November 980 die Alpen; es folgte ihm eine zahlreiche junge Ritterſchaft, die nach Thaten dürſtete, ihrer Väter werth. Als Otto den Boden Italiens betrat, war es für ihn eine Nothwendigkeit ſich mit ſeiner Mutter zu verſöhnen, in der Viele noch immer die eigentliche Herrin und Königin des Landes ſahen; um ſo mehr, als ſelbſt Otto der Große in der letzten Zeit Adelheid auf die Geſchäfte des italiſchen Reichs einen beſonderen Einfluß eingeräumt hatte. Die erſten Schritte zur Verſöhnung mit der Mutter hatte der Kaiſer bereits vor ſeiner Ankunft in Italien gethan, und Adelheid hatte auf den Rath des Abts Majolus von Cluny ſeinen Bitten Gehör geſchenkt. Als Otto nun im Anfange des December zu Pavia Hof hielt, ſtellte ſich Adelheid mit ihrem Bruder, König Konrad von Burgund, wieder am Hofe ihres Sohnes ein; in herzlicher Umarmung und unter heißen Thränen vergaßen Mutter und Sohn, was ſie geſchieden hatte, und bald gewann Adelheid ihre frühere einflußreiche Stellung am Hofe wieder.

Das Weihnachtsfeſt feierte Otto zu Ravenna, wo er ſich längere Zeit aufhielt. In der Nähe überſah er hier den Zuſtand Italiens,

980. unmittelbar traten ihm die Verhältniſſe vor Augen, in die er mit ſtarker Hand jetzt einzugreifen beabſichtigte.

In der Lombardei und im mittlern Italien hatte ſich ſeit dem Tode Ottos des Großen wenig verändert. Das gewichtige und durchgreifende Verfahren des mächtigen Herrſchers hatte einen ſolchen Eindruck gemacht, daß man trotz der inneren Bewegungen in Deutſchland nicht von fern an einen Abfall von dem nordiſchen Herrn dachte, ja es bildete ſich ſogar in dem freien Gebiet von Venedig damals eine Partei immer ſtärker und entſchiedener aus, welche die bereits ſo wichtige Seeſtadt dem deutſchen Reiche zu verbinden gedachte. Dennoch waren auch der widerſtrebenden Elemente im Lande noch manche, beſonders zu Rom, der Kaiſerſtadt, ſelbſt. Hier waren bald nach dem Tode Ottos I. wiederum Unruhen ausgebrochen; ein Theil des römiſchen Adels hatte ſich unter Leitung des Herzogs Creſcentius, eines Sohns der Theodora von Papſt Johann X., gegen den von Otto eingeſetzten Papſt Benedict VI. aufgelehnt, ihn in der Engelsburg gefangen gehalten und endlich dort erdroſſeln laſſen. Noch bei Lebzeiten Benedicts hatten dieſe Aufſtändigen einen Römer, den Cardinaldiakon Bonifaz, auf den Stuhl Petri erhoben, der aber alsbald von einer Gegenpartei verdrängt wurde und ſich nach Conſtantinopel flüchtete. Die nun herrſchende Partei hatte mit Einwilligung des jungen Kaiſers gegen Ende des Jahres 974 einen Verwandten Alberichs und Johanns XII., der bisher Biſchof von Sutri geweſen war, als Benedict VII. zum Papſte geweiht, und trotz manchen Anfechtungen hatte ſich dieſer Papſt bis zum Jahre 980 behauptet, wo er ſeinen Widerſachern das Feld räumen mußte und ſich nach Ravenna unter den Schutz des Kaiſers begab.

Wie jener flüchtige Bonifaz ſeinen Blick nach Conſtantinopel richtete, ſo auch viele Andere in Italien, die das Anwachſen der deutſchen Macht voll Mismuth ſahen, vor Allem in den Landſchaften und den Städten des Südens, die durch innere Parteiungen eben ſo ſehr litten, wie ſie durch zahlreiche kriegeriſche Ueberfälle arg heimgeſucht wurden. Denn noch war der Beſitz dieſer Gegenden zwiſchen dem Oſt- und Weſtreiche ſtreitig, deren Grenzen ſich hier berührten, während ſie zugleich unaufhörlich von den Arabern bedroht waren, die nur die ſchmale Meerenge vom Feſtlande trennte. Hier ſtanden die drei Weltmächte ſich gleichſam wie auf der Wacht gegenüber; jede lange vergebens den günſtigen Augenblick zu großen Erfolgen erſpähend und dann ihn doch oft auch wieder verſäumend. Ein glänzender Sieg, ein vernichtender Schlag, hier auf die Gegner ge-

führt, mußte, welcher Macht er auch glücken sollte, für die Zukunft 980.
Italiens, für das Geschick der Welt von den gewaltigsten Folgen sein.

Ganz Apulien und Calabrien waren noch unmittelbar dem griechischen Kaiser unterthan; der langobardische Fürst von Salerno, der ein weites Gebiet beherrschte, erkannte dessen Hoheit an; Neapel und das seemächtige Amalfi empfingen von Constantinopel ihre Beamten. Die Macht des Kaisers in Italien war keineswegs geringfügig; und so wenig war man zu Constantinopel gewillt auch nur einen Fußbreit Landes hier aufzugeben, daß man vielmehr wegen der italienischen Besitzungen stets von Neuem die eingeschlagene Politik änderte. Es ist erzählt worden, wie Constantinopel mit Moezz, dem Chalifen der Fatimiden, einst ein Bündniß schloß, um die italienischen Besitzungen gegen Otto den Großen vertheidigen zu können; wie es dann sich aber mit dem mächtigen Sachsenfürsten verständigte und dessen Sohn eine Kaiserwchter zur Ehe gab; schnell wie das erste Bündniß lockerte sich auch das zweite, da beide nur von der Noth des Augenblicks eingegeben waren, und kaum hatte der alte Kaiser Italien verlassen, so entbrannte in Unter-Italien schon der Kampf zwischen der deutschen und griechischen Partei von Neuem.

An der Spitze der deutschen Partei stand noch immer Pandulf der Eisenkopf, dem Otto der Große zu den ererbten Fürstenthümern von Capua und Benevent das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino als Lehen des italischen Königreichs gegeben hatte. Schon im Jahre 973 hatte Pandulf einen Versuch gemacht, den schwankenden Gisulf von Salerno mit Gewalt von den Griechen zu trennen; mit einem Heere rückte er vor Salerno, aber er fand die Stadt gut vertheidigt und mußte unverrichteter Sache heimkehren. Das Glück zeigte ihm indessen wenig später einen andern Weg, der zu demselben Ziele führte. Zu Salerno lebte damals ein Prätendent auf Pandulfs Herrschaft, Landulf mit Namen, Atenulfs Sohn. Nach manchen Irrfahrten in der Verbannung hatte Landulf bei Gisulf freundliche Aufnahme gefunden; aber sein ehrgeiziger Sinn ließ ihn auch hier nicht ruhen, er dachte vielmehr auf Mittel und Wege Gisulf zu entthronen, um dann mit den Hülfskräften von Salerno Pandulf anzugreifen. Die unsichere Haltung Gisulfs hatte schon längst die griechische Partei in Salerno mit Mistrauen erfüllt; mit ihrer Hülfe, zugleich unterstützt von Neapel und Amalfi, gelang es Landulf, Gisulfs Macht in Salerno zu stürzen und ihn selbst mit seiner Gemahlin nach Amalfi in sichern Gewahrsam zu bringen. Sofort erschien Pandulf, bereits in seiner eigenen Stellung bedroht, als Gisulfs

980. Rächer und Retter. Am 4. Juni 974 eroberte er Salerno und gab die Herrschaft Gisulf zurück, der aber Pandulfs zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, adoptirte und zum Mitregenten annahm. Seitdem erkannte auch Salerno die Hoheit des deutschen Kaisers an; Landulf aber flüchtete sich nach Constantinopel, wo er die Hülfe des Tzimisces in Anspruch nahm.

Ein so kriegsmuthiger Fürst, wie Tzimisces war, würde den Aufforderungen Landulfs und des von Rom vertriebenen Bonifaz sich kaum entzogen haben, hätte es ihn nicht mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer andern Seite getrieben. Sobald die von den Russen Constantinopel drohende Gefahr überwunden war — Zar Swiätoslaw war geschlagen und zum Frieden genöthigt worden und hatte bald darauf durch die Petschenegen seinen Tod gefunden — sobald auch Bulgarien wieder dem Reiche unterworfen war, warf sich Tzimisces mit allem Feuer seiner thatendürstenden Seele in den Krieg gegen die Macht der Hamadaniden, um die Eroberungen des Nicephorus in Syrien zu verfolgen. Aleppo, die Hauptstadt der Hamadaniden, wurde erobert, die Macht dieses Geschlechts vernichtet, Hierapolis, Apamea und Emesa fielen in die Hände der Griechen; Tzimisces lagerte in den paradiesischen Gefilden von Damascus; ganz Syrien gehorchte bald seinem Gebote bis auf das uralte Tripolis, das in uneinnehmbarer Lage seiner Heere spottete. Und schon schickte Tzimisces sich an, auch die Länder, die dem Chalifen noch unmittelbar unterworfen waren, anzugreifen. Nach undenklicher Zeit ging wieder ein Kriegsheer, das sich ein römisches nannte, über den Euphrat; die altberühmten Städte Samosata, Edessa und Nisibis kamen noch einmal an das römische Reich; rathlos zitterte der Chalif zu Bagdad vor dem so nahen gewaltigen Sieger. Doch der Mangel, den das Heer in den wüsten Gegenden Mesopotamiens litt, nöthigte endlich doch Tzimisces zur Rückkehr. Mit Ruhm gekrönt zog er im glänzendsten Triumph in Constantinopel ein; aber bald darauf ereilte ihn, den sieggekrönten Herrscher, den Retter des Reichs, den Besieger des Ostens, ein schleuniger Tod. Er starb im Anfange des Jahrs 976 nach einer siebenjährigen Regierung in den kräftigsten Mannesjahren, nicht ohne den Verdacht der Vergiftung. Die Eroberungen der Griechen im Osten wurden größtentheils gleich nach seinem Tode verloren.

Die Regierung des großen morgenländischen Reichs ging nach Tzimisces Tode dem Namen nach auf die Brüder der Theophano, Basilius II. und Constantinus IX., die Schwäger des Kaisers Otto, über. Basilius, der ältere Bruder, damals ein Jüngling von nahe

an zwanzig Jahren, war von Ehrgeiz beseelt und nicht ohne geistige 980.
Regsamkeit, während der jüngere Bruder nur einen schlaffen und stumpfen Geist erkennen ließ, aber es fehlte viel daran, daß Basilius seinen hochstrebenden Wünschen und Neigungen hätte nachleben können. Denn das Reich gerieth durch den Tod des Tzimisees sofort in die schlimmste Verwirrung. Die Befehlshaber der Heere in Asien schalteten willkührlich mit der ihnen übertragenen Gewalt; jeder von ihnen gewillt, die Stelle eines Nicephorus und Tzimisees nun selbst einzunehmen. Bardas Selerus, einer dieser Heerführer, erhob alsbald offen die Fahne der Empörung und trug seine Waffen bis vor die Thore von Constantinopel; ihm widersetzte sich ein anderer Bardas, Phocas mit Beinamen, aber nur um selbst die Rolle eines übermüthigen Beschützers seiner kaiserlichen Herren zu spielen. Während dieser Bardas den Heeren gebot, beherrschte im Innern den Palast mit fast unumschränkter Gewalt der Verschnittene Basilius, ein Günstling der Theophano, der ruchlosen Mutter der jungen Kaiser; und so wenig bedachten diese Gewalthaber das Wohl und Interesse des Reichs, daß die Bulgaren bald abermals verheerend Macedonien und Thracien durchschwärmten und ungehindert bis an die Thore der Hauptstadt vordrangen. Hatte Tzimisees die griechische Partei in Unter-Italien ohne Beistand gelassen, was konnte sie jetzt von diesem Regiment erwarten? Wohl schickte man Beamte hinüber, um die überseeischen Länder für den kaiserlichen Schatz zu besteuern und auszusaugen, aber an ein ernstliches kriegerisches Unternehmen nach dieser Seite hin war nicht von fern zu denken.

Die Unthätigkeit der Griechen und die dadurch herbeigeführte Schwäche ihrer Partei in Unter-Italien nutzte Pandulf, so gut er vermochte, und fand um so weniger einen hartnäckigen Widerstand, als die griechischen Landschaften zu derselben Zeit noch von einem anderen, viel schlimmeren Feinde bedrängt wurden. Gerade damals erhoben sich nehmlich die Araber von Sicilien gefahrdrohender, als je zuvor. Es waren die glücklichsten Tage der Fatimiden. Im Jahre 969 hatte der Chalif Moezz Egypten erobert und der Macht der Ikschiden hier ein Ende gemacht; am Fuß des Mokattamgebirgs, da, wo sich das reiche Nildelta eröffnet, nahe den Ruinen des alten Memphis, hatte er sich einen neuen Herrschersitz begründet, den er Kairo d. h. die Siegesstadt nannte. Ahmed, der tapfere Emir der Fatimiden in Sicilien, hatte den Chalifen auf dem Zuge nach Egypten begleitet und war auf demselben gestorben; der Chalif übertrug die Amtsgewalt in Sicilien Ahmeds Bruder Abulkasem und

980. forderte dieſen zugleich auf die Meerenge von Meſſina zu überſchreiten. „Nur in männlichen Thaten," ſchrieb der Chalif an Abulkaſem, „kannſt du den Verluſt eines ſolchen Bruders vergeſſen; aber Sicilien „bietet dir nicht Raum genug für große Unternehmungen, erſchließe „daher Italien den Waffen des Islams." Dieſe Weiſungen fanden bereites Gehör. Kaum hatte Abulkaſem einige Empörungen im Innern unterdrückt, ſo ſetzte er im Frühjahr 976 mit einem bedeutenden Heere über die Meerenge; ſiegreich durchzog er Calabrien und Apulien und drang tief in die langobardiſchen Fürſtenthümer ein. Plünderung und Verheerung bezeichneten weithin die Straßen, die der Sarazene einſchlug; zahlreiche Städte wurden gebrandſchatzt oder in einen Schutthaufen verwandelt; reich mit Beute beladen, kehrte Abulkaſem gegen Ende des Jahrs nach Sicilien zurück. Und mit jedem neuen Jahre ſtürmten nun die Sarazenenſchaaren abermals vom Meere her auf die griechiſchen Provinzen Italiens los, die ſchutzlos dem Verderben preisgegeben waren. Ungeſtraft dieſe Länder verwüſtend, drohte Abulkaſem ſchon ganz Italien dem Islam zu unterwerfen; Pandulf allein leiſtete ihm Widerſtand, doch auch er ſchien dem ungleichen Kampfe kaum noch gewachſen.

Der Islam war abermals im kühnſten Angriff auf Italien und die Chriſtenheit begriffen, und Conſtantinopel konnte und wollte dem andrängenden Feinde nicht wehren; welche Zukunft hätte da Italien erwartet, wenn nicht der große heldenmüthige Entſchluß in der Seele des jungen Kaiſers erwacht wäre, mit allen Kräften ſeines Reichs ſich dem Erbfeinde Italiens und der Chriſtenheit entgegenzuwerfen? Aber er ſah auch ein, daß es unmöglich ſei, die Araber von den italiſchen Ländern, die ſeine Hoheit anerkannten, auf die Dauer fernzuhalten, wenn er ſie nicht zugleich ganz von dem Boden der Halbinſel und aus Sicilien verdrängte, das ſie zu unſäglichem Schaden der Chriſtenheit nun ſeit anderthalb Jahrhunderten beherrſchten. Konnten daher ſeine Schwäger, die Kaiſer des Morgenlands, Calabrien und Apulien nicht mehr vertheidigen, ſo mußte er dieſe Länder der Chriſtenheit ſichern, indem er ſie den Sarazenen entriß und ſeinem Reiche verband. Die Abſicht Ottos, ganz Italien und Sicilien ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, war in Conſtantinopel kein Geheimniß geblieben, und ſie erweckte ihm dort den größten Haß; lieber wollte man den Arabern Italien überlaſſen, als das abendländiſche Reich im Beſitz der ganzen Halbinſel und Siciliens ſehen; ehe man Provinzen ihm einräumte, die man doch nicht mehr vertheidigen konnte,

verband man sich zu Constantinopel mit den Feinden des christlichen 981.
Glaubens.

Gegen Ostern **981** verließ Kaiser Otto Ravenna und begab sich nach Rom. Willig öffnete ihm die Stadt die Thore; der Papst nahm seinen Sitz im Lateran wieder ein, und Crescentius zog sich in das Kloster des heiligen Bonifacius auf dem Aventin zurück, wo er nach einigen Jahren starb. Bis zu Sommersanfang verweilte der Kaiser in Rom, wo er in der Leosstadt im Palaste neben der Peterskirche Hof hielt. Viele Bischöfe, Herzöge, Grafen und Herren umgaben ihn, nicht allein aus seinen deutschen und italischen Ländern, sondern auch aus Frankreich und Burgund. Unter ihnen hatte sich auch Herzog Hugo Capet eingestellt, dem es, seit König Lothar sich mit dem Kaiser versöhnt hatte, nicht eher Ruhe ließ, als bis auch er die Gunst desselben sich wieder gewonnen hatte. Auch König Konrad von Burgund war dem Hofe nach Rom gefolgt und kehrte erst nach Ostern mit Herzog Hugo über die Alpen zurück. Um der Sommerhitze zu entgehen, begab sich der Kaiser darauf in das Marsergebirge, wo er auf dem Felde von Cedici in Eile eine Pfalz errichten ließ. Schon war er ganz mit den Vorbereitungen zu dem großen Sarazenenkriege beschäftigt, und um so weniger durfte er säumen, als Abulkasem auch in diesem Jahre wieder in Italien erschienen war und Apulien verheerte. Freilich erschienen Gesandte von Constantinopel vor Otto und warnten ihn vor Angriffen auf das griechische Gebiet; aber was zu erwägen war, hatte er erwogen, und wirkungslos verhallten jene Warnungen vor seinen Ohren. Alle Fürsten Italiens beschied Otto zu sich nach Cedici; hier hielt er eine große Tagfahrt, eröffnete ihnen seinen Entschluß die Araber aus der Halbinsel zu verjagen und befahl ihnen sich zum Kriege zu rüsten; zugleich ließ er die Botschaft über die Alpen ergehen, daß die Baiern und Schwaben sich schleunigst zu seinen Fahnen sammeln sollten.

Ein unersetzlicher Verlust für den Kaiser war es, daß im März dieses Jahres Pandulf der Eisenkopf starb, der so lange die deutsche Sache muthig in Unter-Italien vertreten und zuletzt mit seinen Söhnen über Capua, Benevent, Salerno und Gaeta geherrscht hatte, wie er überdies mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark von Camerino von Otto belehnt war. Pandulfs ältester Sohn Landulf folgte dem Vater in Capua und Benevent und wurde zugleich mit Spoleto und Camerino belehnt; der zweite Sohn Pandulf behielt Salerno, wo er schon des Vaters Mitregent gewesen war, wie der vierte Sohn Landenulf in Gaeta. Die langobardischen Für-

981. ſtenthümer blieben in der Abhängigkeit vom abendländiſchen Reiche, und die Söhne Pandulfs waren bereit in jeder Weiſe den Kriegszug des Kaiſers zu unterſtützen.

Im September 981 eröffnete Otto den Feldzug; er drang in Apulien vor und nahm Luceria und Aſcoli ohne erheblichen Widerſtand ein. Aber ſchon im October mußte er das griechiſche Gebiet wieder verlaſſen, da ſich in den langobardiſchen Fürſtenthümern eine Bewegung gegen Pandulfs Söhne erhoben hatte, die ihn im Rücken ſchwer bedrohte. In Benevent ſtand nämlich eine Faction gegen Landulf auf, verjagte ihn und ſetzte einen ſeiner Vettern, mit Namen Pandulf, dem früher unrechtmäßiger Weiſe die Herrſchaft und ſein Erbtheil entzogen war, zum Fürſten ein. Otto kehrte deshalb ſchleunigſt nach Benevent zurück, und ſo viel lag ihm daran, jetzt in ſeinem Hauptunternehmen nicht länger verzögert zu werden, daß er mit zu großer Nachgiebigkeit Pandulf die errungene Herrſchaft beließ. So wurde Benevent von Capua, das Landulf verblieb, von Neuem getrennt. Indeſſen hatten ſich aber auch ſchon die Salernitaner, von Neapel und Amalfi unterſtützt, gegen Landulfs Bruder Pandulf erhoben, ihn vertrieben, den Herzog Manſo von Amalfi in die Stadt gerufen und ſich dem griechiſchen Reiche angeſchloſſen. Sofort zog der Kaiſer von Benevent in die Ebene Campaniens hinab, belagerte Neapel und nahm die Stadt in den erſten Tagen des Monats November ein. Dann brach er unverzüglich gegen Salerno auf, das Manſo vertheidigte. Nach langer Belagerung der Stadt traf Manſo endlich mit dem Kaiſer ein Abkommen, das ihm gegen das Verſprechen die Sache des Kaiſers zu unterſtützen den Beſitz von Salerno ſicherte; Amalfi und Salerno kamen ſo unter die Herrſchaft deſſelben Fürſten. Die ganze Geſtalt Unter-Italiens war abermals verändert worden; neue Gewalten waren hier urplötzlich emporgekommen, die dem Anſchein nach ſich freilich vor dem Kaiſer jetzt beugten, die aber doch ihre Macht in Wahrheit der Auflehnung gegen ſeine Ordnungen verdankten, und deren Treue mehr als zweifelhaft blieb; nur durch die glücklichſten Kriegsthaten hätte Otto ſie dauernd in der Pflicht erhalten können.

Kaum läßt ſich daran zweifeln, daß jene Bewegungen gegen Pandulfs Söhne in Benevent und Salerno durch den Hof zu Conſtantinopel veranlaßt waren, der unfähig, Otto einen offenen Kampf zu bereiten, kein Mittel unverſucht ließ, ſeine Feinde zu ſtärken; ſtand dieſer Hof doch ſelbſt im Bunde mit dem Chalifen zu Kairo

und sandte Geld nach Sicilien und Afrika, um die Macht der Ara- 981.
ber gegen Otto zu unterstützen.

Der Kaiser verlebte das Weihnachtsfest und den Anfang des 982.
Jahres 982 zu Salerno, wo sich inzwischen die Streitkräfte seiner unteritalischen Bundesgenossen sammelten, wie auch die Truppen aus Baiern und Schwaben eintrafen, deren Befehl Herzog Otto übernahm. Schon im Januar eröffnete der Kaiser den neuen Feldzug, drang in Apulien ein, rückte vor Bari, die Hauptstadt des Landes, und nahm sie nach kurzer Belagerung ein. Am 31. Januar war er zu Matera, dann zog er gegen Tarent, das von den Griechen vertheidigt wurde, aber bald sich ergeben mußte. Die Eroberung Apuliens war damit so gut wie beendigt. Der Kaiser hielt sich längere Zeit zu Tarent auf, wo er das Osterfest beging und Alles sorglich zum nahen Kampfe gegen Abulkasem rüstete, der auch diesmal mit dem Frühjahr wieder über die Meerenge kam und mit zahlreicheren Schaaren, als je zuvor, Calabrien durchschwärmte.

Nachdem der Kaiser Kundschafter vorausgeschickt hatte, brach er gegen Ende Mai von Tarent auf und folgte, seinen Marsch nach Calabrien richtend, der alten römischen Heerstraße, die sich bald unmittelbar an der Meeresküste hinwindet, bald sich mehr landeinwärts zieht. So passirte man den Bradano und bei den Ruinen des alten Metapont den Bastento. Hier betrat man das Gebiet von Salerno, das die Araber indessen noch nicht erreicht hatten; erst hart an den Grenzen Calabriens bei Rossano stieß man auf die Feinde. Sie hatten die Stadt besetzt, verließen sie aber alsbald und zogen sich, als sie in einem leichten Treffen überwunden waren, zurück. Der Kaiser folgte ihnen, nachdem er seine Gemahlin, die ihm bis dahin gefolgt war, unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zu Rossano zurückgelassen hatte. Bei dem kleinen Orte Colonne, etwas südlich von Cotrone, nahe dem Vorgebirge, das Capo delle Colonne genannt wird, hatte sich an der Meeresküste Abulkasem in Schlachtordnung aufgestellt und versperrte dem Kaiser den Weg. Hier mußte in offener Feldschlacht entschieden werden, und sofort rüstete sich der Kaiser zum Angriff. Es war eine große religiöse Begeisterung in seinem Heere; Viele machten, da sie den andern Tag nicht mehr zu sehen glaubten, ihr Testament und gedachten in demselben vor Allem

982. der Kirche. So übergab Konrad aus Lothringen, der Sohn eines Grafen Rudolf, unter dem kaiserlichen Banner, im Angesichte des ganzen Heeres, dem Kaiser alle seine Besitzungen in der Heimath, damit dieser sie, wenn er selbst in der Schlacht fallen sollte, dem Kloster Görz verleihe. Mit Entschlossenheit und Tapferkeit drangen Ottos Krieger in die Feinde ein, aber sie stießen auf den hartnäckigsten Widerstand. Mit gewaltigen Streitkräften stand Abulkasem ihnen gegenüber, und religiöser Enthusiasmus entflammte nicht minder die Araber; auch sie stritten mit Heldenmuth, ohne ihres Lebens zu achten. Indessen neigte sich endlich der Sieg auf Ottos Seite, und Abulkasem selbst fiel, von den Seinen als Märtyrer des Glaubens gefeiert; des Führers beraubt, warfen sich die Araber in wilde Flucht, nachdem bereits unermeßliche Schaaren dem Schwerdte der Deutschen erlegen waren. Es war ein großer Sieg, aber doch überschätzte der Kaiser die Bedeutung desselben, wenn er glaubte, die ganze Streitmacht der Araber vernichtet zu haben.

Unaufhaltsam setzte er seinen Marsch durch Gegenden fort, die von hohen und steilen Bergen begrenzt sind, wo ein reißender Bergstrom oft die Schritte hemmt und wo es leicht ist einen unbedachten Feind durch einen Hinterhalt in das Verderben zu führen. Sorglos zog hier Otto den Arabern nach, die, wie er glaubte, nur seinem Schwerdte zu enteilen suchten. Aber schon hatten die Araber sich wieder in den Bergen gesammelt und warteten nur des günstigen Augenblicks, um ihre Niederlage und ihren gefallenen Führer zu rächen. Dieser Augenblick erschien. Unvorsichtig griff Otto einen kleinen Schwarm, der ihm am Meeresgestade zu Gesicht kam, mit unzureichender Mannschaft an; da stürmten unermeßliche Schwärme von Arabern aus den umliegenden Bergen hervor und umzingelten das ungerüstete Heer des Kaisers; von allen Seiten war es zu derselben Zeit angegriffen. Eine vollständige Verwirrung entstand in den Schaaren der Deutschen und Italiener; eine große Zahl sank unter dem Schwerdte der Feinde, Andere eilten dem nahen Meere zu und fanden den Tod in den Wellen; bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf, und im Dunkel derselben fiel Mancher noch vom Schwerdte seines eigenen Freundes und Landsmanns. Richari, der Lanzenträger des Kaisers, Graf Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen Berchthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, die Grafen Bezelin, Gebhard, Ezelin und unzählige Andere, deren Namen, wie Bischof Thietmar von Merseburg sagt, Gott wissen mag, fielen im Heere der Deutschen. „Vom Schwerdte getroffen," sagt ein an-

derer Zeitgenoſſe, „ſank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlands, 982.
„die Zier des blonden Germaniens, vor Allem dem Kaiſer theuer,
„der es ſehen mußte, wie das Volk Gottes in die Hand der Sa-
„razenen gegeben, der Ruhm der Chriſtenheit unter die Füße der
„Heiden getreten wurde.“ Auch von den vornehmen Langobarden kamen nicht Wenige um, vor Allem Landulf von Capua und ſein Bruder Atenulf, die Söhne Pandulfs des Eiſenkopfs. Noch ſchlimmer, als das Loos der Gefallenen, war das Schickſal derer, die dem Schwerdte der Feinde entrannen. Die brennende Hitze und der verzehrende Durſt ließen Viele des elendeſten Todes ſterben oder ſtürzten ſie in ein Siechthum, dem ſie alsbald erlagen. Manche geriethen in die Gefangenſchaft der Ungläubigen und wurden als Sklaven nach Egypten geſchleppt, von wo man ſie erſt ſpät in die Heimath zurückkehren ſah.

Am 13. Juli des Jahres 982 wurde dieſe für die Geſchichte unſeres Volks ſo verhängnißvolle Schlacht geſchlagen, und noch lange war der 13. Juli ein Tag ſchmerzlichen Andenkens und tiefer Trauer in allen deutſchen Landen, faſt in keiner Kirche war das Todtenbuch an ihm unbezeichnet. Den Unglücksort, wo damals der Schlachtenruhm des deutſchen Volkes unterging, ſcheint die Ueberlieferung faſt gefliſſentlich in Dunkel gehüllt zu haben; nur ſo viel erhellt aus den zuverläſſigen Nachrichten, daß die Schlacht an der Meeresküſte in ſüdlicher Richtung von Cotrone ſtattgefunden hat. *)

Nur wie durch ein Wunder war der Kaiſer ſelbſt den Feinden entkommen. Da er ſich rings von ihnen umgeben ſah, ſtürzte er ſich auf einem Pferde, das ihm ein jüdiſcher Mann, mit Namen Kalonymus, zur Rettung geboten haben ſoll, in die Fluthen des Meeres und ſuchte ſchwimmend ein Fahrzeug zu erreichen, das er in der Ferne erblickte. Zum Unglück war es ein griechiſches Schiff, doch befand ſich durch Zufall auf demſelben ein ſlawiſcher Mann, der den Kaiſer früher geſehen hatte, ihn erkannte und Mitleid mit ihm fühlte. Dieſer — Zolunta wird er genannt — gab dem Kaiſer zu verſtehen, er ſolle

*) Lange hat man den Schlachtplatz ohne allen Grund bei einem Orte Baſentello, den man an den Baſiento ſetzte, zu finden gemeint; die Schlacht war aber in Calabrien und zwar ſüdlich über Cotrone hinaus. Die Chronik von Cava nennt Squillace als Schlachtort, doch iſt auf dieſe Autorität, ſeitdem die Chronik als ein betrügliches Machwerk erkannt iſt, Nichts mehr zu gründen. Romuald von Salerno verlegt die Schlacht in die Gegend von Stilo; ſeine Angabe iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich, doch ſchreibt Romuald erſt zwei Jahrhunderte nach dieſen Ereigniſſen, über die er ſich ſonſt nicht beſonders unterrichtet zeigt.

982. ſich nicht entdecken, und überredete dann die Griechen, der Fremde ſei ein vornehmer Hofbeamter des Kaiſers und zwar deſſen Kämmerer, unter deſſen Obhut der ganze kaiſerliche Schatz ſtände; eine bedeutende Summe würden ſie von dem Gefangenen löſen können, wenn ſie ihn nach Roſſano brächten, wo der kaiſerliche Schatz zurückgelaſſen ſei. So beſtimmte Zolunta die Schiffsleute nach Roſſano zu ſteuern. Als man hier angelegt hatte, geht Zolunta ſogleich in die Stadt, ſucht Biſchof Dietrich auf und meldet ihm das Schickſal und die Ankunft ſeines Gebieters. Dietrich eilt mit einigen Dienſtleuten und einem edlen Roſſe für den Kaiſer an das Geſtade, und ſobald Otto die Getreuen erblickt, ſpringt er vom Bord des Schiffs in das Meer, gewinnt glücklich das Ufer, ſchwingt ſich auf das bereitſtehende Roß und eilt in die Stadt zu ſeiner Gemahlin und zu den Seinen, Gott dankend für die unerwartete Rettung. So etwa lauten die älteſten und glaubhafteſten Berichte über die Errettung des jungen Kaiſers; oft hat man davon noch ſpäter erzählt, und dann hat, wie es zu geſchehen pflegt, jeder Erzähler das ſeltſame Ereigniß durch neue merkwürdige Wendungen noch ſeltſamer und wunderbarer darzuſtellen geſucht.

Der Kaiſer, deſſen ganze Streitmacht vernichtet war, verließ bald darauf Roſſano und das Gebiet von Calabrien; am 27. Juli befand er ſich bereits zu Caſſano im Gebiet von Salerno, am 18. Auguſt zu Salerno ſelbſt; im September begab er ſich nach Capua, wo er dann längere Zeit verweilte. Wichtige Anordnungen hatte er hier zu treffen, da durch Landulfs Tod in der Schlacht die Herrſchaft von Capua, das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino erledigt waren. Capua war erblich, und der Kaiſer übertrug das Fürſtenthum dem vierten Sohne Pandulfs des Eiſenkopfs, Landenulf, und da dieſer noch ſehr jung war, erhielt ſeine Mutter Aloara die Mitregierung. Spoleto und Camerino wurden von Capua getrennt und ein dem Hauſe Pandulfs verwandter, tüchtiger langobardiſcher Mann, Traſemund mit Namen, mit dem Herzogthum und der Mark belehnt. Da dem Kaiſer in ſeiner Lage Alles daran lag, Manſo in der Treue zu erhalten, kehrte er gegen Weihnachten noch einmal nach
983. Salerno zurück und begab ſich dann gegen Anfang des Jahres 983 nach Rom, wo er bis nach Oſtern verweilte, ſchon mit Vorbereitungen zu einem neuen größeren Feldzuge beſchäftigt, aber im tiefſten Herzen bekümmert durch den Tod ſeines Freundes, des Herzogs Otto, der auf dem Wege nach der Heimath am 1. November zu Lucca geſtorben war.

Indeſſen ging die Nachricht von der großen Niederlage des Kai-

sers durch die weite Welt und erregte überall ein unglaubliches Auf- 983.
sehen; die Wirkungen derselben ließen sich aller Orten verspüren. An den Nord- und Ostgrenzen des Reichs wurde es sofort unruhig: die Dänen und Wenden griffen zu den Waffen, um das verhaßte Joch der Deutschen abzuschütteln; sie fühlten es, daß jener unwiderstehlichen Gewalt, mit der die sächsischen Herren sich seit einem halben Jahrhundert Alles unterworfen hatten, endlich ein Ziel gesetzt sei. Auch in Italien zeigte es sich, wie schwer jener Schlag den Kaiser getroffen hatte. Es war ein Glück, daß durch den Tod Abulkasems der Muth der Araber gebrochen war; daß unter ihnen selbst sofort Uneinigkeit eintrat, als Abulkasems Sohn Dschaber, der das Emirat an sich gerissen hatte, vom Chalifen Alaziz nicht anerkannt wurde, der den Befehl in Sicilien einem seiner Günstlinge, mit Namen Dschafar, übertrug; ein anderes Glück war es, daß der Bund zwischen Griechen und Arabern sich in demselben Augenblick löste, als die drohende Gefahr beseitigt war; aber doch regte sich wieder die griechische Partei in Unter-Italien, obschon sie von Constantinopel selbst nur geringe Unterstützung zu erwarten hatte, bald aller Orten; Apulien und Calabrien waren binnen kurzer Frist fast ganz wieder in den Händen der Griechen und überall gährte es in den langobardischen Städten. Die Fürsten Ober- und Mittel-Italiens wagten zwar in Gegenwart des Kaisers keinen Aufstand gegen ihn, aber in dem trotzigen Widerstand, den seine Boten schon hier und da in der Bevölkerung fanden, sah man, daß die Scheu und Furcht vor der deutschen Macht im Sinken war. Vornehmlich hatten die Bischöfe und Aebte in der Lombardei, welche die Ottonen so überreich begabt hatten, mit dem Trotz der städtischen Bevölkerung zu kämpfen. Die Mailänder vertrieben ihren Erzbischof Landulf, und dessen Vater Bonizo, der eine fast unumschränkte Gewalt in der Stadt an sich gerissen hatte, fiel durch Meuchelmord; im offenen Kampfe maßen sich dann der Erzbischof und die Mailänder, und jener gewann nur durch eine für seine Kirche sehr nachtheilige Uebereinkunft mit den Vasallen derselben die Rückkehr in seine bischöfliche Residenz.

Wie anders war es in Deutschland! Mit der tiefsten Betrübniß wurde die Schreckenskunde in allen Gauen des Vaterlands vernommen, vor Allem in Sachsen und Thüringen. Hier traten die Fürsten und Herren sogleich zusammen und sandten in ihrer aller Namen ein Schreiben an den Kaiser, in dem sie ihn um die Gnade baten, vor seinem Angesicht erscheinen zu dürfen. Otto rührte diese Anhänglichkeit seines Volks auf das Tiefste, auch er sehnte sich nach

983 seinen Sachsen, und er berief sie, wie die anderen Fürsten Deutschlands und Italiens zu einem großen Reichstag auf den Juni nach Verona. Als nun die Zeit gekommen war, zogen alle Fürsten Deutschlands über die Alpen; nur Herzog Bernhard kehrte auf dem Wege wieder um, weil er Botschaft erhielt, daß die Dänen bereits einen Angriff auf die Nordgrenze des Reichs unternommen hätten.

Es war eine staatliche Versammlung, die sich im Juni in den Mauern Veronas zusammenfand. Die geistlichen und weltlichen Großen Sachsens, Frankens, Schwabens, Baierns, Lothringens begegneten sich hier mit den Bischöfen, Markgrafen und Grafen der Lombardei und der römischen Gegenden, auch der Böhmenherzog hatte eine Gesandtschaft geschickt; Männer, an Sprache, Sitte und Tracht völlig verschieden, fanden sich um den Thron des Kaisers vereinigt. Aus dem reichen Kranze der Fürsten leuchteten aber vor Allem die Glieder der kaiserlichen Familie hervor: der junge Kaiser, trotz seiner Niederlage voll Muth und Selbstvertrauen; seine Gemahlin, die schöne Griechin; seine Mutter Adelheid, damals noch in kräftigen Jahren; seine Schwester Mathilde, die kluge Aebtissin des Klosters Quedlinburg; seine Base Beatrix, die Tochter Hugos des Großen und Gemahlin Herzog Friedrichs von Ober-Lothringen, eine Frau von großem Verstande, die bald dem Sohne des Kaisers große Dienste erweisen sollte; endlich dies Knäblein selbst, das zu so großen Dingen geboren schien.

Der Reichstag von Verona ist deshalb vorzüglich bemerkenswerth, weil er am Klarsten die Absicht des Kaisers verräth, das deutsche und italische Reich zu einem einigen Reiche zu verbinden und dies vereinigte Reich seinem Sohne zu vererben. So groß war noch seine Macht und sein Ansehen, daß er ohne allen Einspruch die einstimmige Wahl seines kleinen Sohnes zum Könige durchsetzte. Die Wahl geschah auf italischem Boden; kein Unterschied wurde bei ihr zwischen den deutschen und italienischen Fürsten gemacht, gemeinsam wählten sie ihren gemeinsamen Herrn, der zu Achen demnächst von einem deutschen und einem italischen Erzbischof die Krone empfangen sollte. So wurde der dreijährige Otto zugleich zum König des westfränkischen und italischen Reichs erhoben.

Aber auch andere Geschäfte von der höchsten Wichtigkeit wurden auf dem Reichstage erledigt. Da der Kaiser sich alsbald wieder in den Krieg zu begeben gedachte, ernannte er seine Mutter zur Statthalterin in dem italischen Reiche und wies ihr Pavia zur Residenz an. Hierdurch gewann er sie völlig wieder, die noch keineswegs ganz

den weltlichen Dingen den Rücken gewandt hatte. Bedeutende Ein- 983.
künfte in der Lombardei und im Exarchat ſcheinen ihr zugleich überwieſen zu ſein, wie ihr auch wohl damals die nutzbaren Rechte in Ravenna, namentlich Zoll, Münze und Marktrecht, in deren Genuß wir ſie ſpäter finden, vom Papſte abgetreten werden mußten. Hugo, Herzog Huberts Sohn, der Verwandte Adelheids, der ſchon als Kind die Mitbelehnung für die Markgrafſchaft Tuſcien erhalten hatte, dann aber mit ſeinem Vater verdrängt war, empfing damals oder wenig ſpäter Tuſcien zurück und wurde bald zu einer Hauptſtütze der ſächſiſchen Macht in Italien. Durch den Tod Herzog Ottos waren überdies die deutſchen Herzogthümer Baiern und Schwaben erledigt worden, die jetzt, da Otto ohne Erben verſtorben war, neu verliehen werden mußten. Baiern erhielt Heinrich der Jüngere, Herzog Berchtholds Sohn, der aus der Verbannung zurückgerufen wurde, und dieſer Heinrich, dem bald auch Kärnthen mit der Mark Verona, das der fränkiſche Otto wieder aufgab, übertragen wurde, blieb nun, an das Ziel ſeiner Wünſche gelangt, dem Kaiſer und deſſen Hauſe unwandelbar treu. Schwaben kam an jenes fränkiſche Haus zurück, das ſchon König Heinrich dort einheimiſch gemacht hatte; der Kaiſer belehnte damit Konrad, den Bruder jenes Grafen Udo, der in Calabrien gefallen war, einen Vetter der reichen Ida, durch deren Hand einſt Liudolf zum Herzogthum Schwaben gelangt war. Bei dieſen Belehnungen wurden offenbar die beſonderen Intereſſen der Herzogthümer vor Allem in das Auge gefaßt und berückſichtigt.

Mit großem Eifer betrieb dann der Kaiſer die Rüſtungen zu einem neuen Kriege gegen die Araber, um die erlittene Niederlage zu rächen und ſeine hochherzigen Abſichten für die Befreiung Italiens durchzuſetzen. Auf die deutſchen Fürſten und ihre Völker konnte er diesmal weniger rechnen, da ſie ſelbſt, und zwar beſonders die Sachſen, den Feind von ihren Grenzen abzuwehren hatten; ſein Augenmerk war daher vornehmlich auf die Streitkräfte Italiens gerichtet. Es erging demnach überall durch das italiſche Reich der Befehl, die kriegsfähigen Leute ſollten ſich zu den Fahnen des Kaiſers ſammeln. Ganz Italien, hieß es, wolle er über die Wogen des Meers nach Sicilien führen; wenn er Calabrien erobert hätte, gedächte er eine Brücke über die Meerenge zu ſchlagen, um ſo die Sarazenen in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Gegen Ende des Juni ging die Reichsverſammlung auseinander. Man ſchied nicht ohne trübe Ahnungen. Der Abt Majolus von Cluny, ein heiliger Mann, von dem man glaubte, daß ſeinem inne-

983. ren Auge die Zukunft erſchloſſen ſei, ergriff die Hände des Kaiſers und ſprach zu ihm: „Gehe nicht nach Rom, denn wenn du es be„trittſt, ſiehſt du dein Heimathsland nicht wieder; dort wirſt du als„dann dein Grab finden!“ Aber Otto achtete ſolcher Warnungen nicht; ſeine Gedanken flogen hoch, und er trug ſich mit den gewaltigſten Plänen. Die deutſchen Fürſten ſagten ihrem Kaiſer das letzte Lebewohl und zogen mit ſeinem Knaben über die Alpen der Heimath zu.

Der Kaiſer ging von Verona über Mantua nach Ravenna. Hier beſchäftigte ihn ein denkwürdiges Unternehmen, das leicht Venedig die lange behauptete Freiheit hätte koſten können. In den letzten Zeiten Ottos I. hatten zwiſchen der Stadt und dem abendländiſchen Reiche die freundlichſten Beziehungen beſtanden. Der damals regierende Doge Peter Candiano IV. ſuchte ſich auf alle Weiſe die Gunſt des mächtigen Kaiſers zu gewinnen und erwirkte von ihm für die Stadt die Beſtätigung ihrer Handelsfreiheiten. Aber man ſah es nicht ohne Beſorgniß in der Republik, daß Peter Candiano unausgeſetzt Verbindungen mit dem deutſchen Hofe unterhielt und, nachdem er ſeine Gemahlin verſtoßen hatte, eine Verwandte Adelheids, die Tochter Huberts von Tuſcien, Waldrade mit Namen, zur Ehe nahm; man fürchtete ſchon, Peter wolle mit Hülfe der Sachſen ſeinem Geſchlechte die erbliche Herrſchaft in der Stadt gewinnen. Als nach dem Tode Ottos des Großen die Beweiſe eines vertrauten Verſtändniſſes Peters mit den Deutſchen immer deutlicher hervortraten, erweckte die Gefahr der Republik endlich eine ſtarke Gegenpartei. Am 12. Auguſt 976 kam es zu einem Aufſtande; man ſteckte den Dogenpalaſt in Brand, ermordete Peter und ſeinen mit der Waldrade erzeugten Sohn; Waldrade ſelbſt entfloh mit ihrem Stiefſohn Vitalis, dem Patriarchen von Grado, über die Alpen zu Kaiſer Otto und Adelheid; hier ſuchten und fanden beide eine Zufluchtsſtätte. Die Gegner der Candiani behaupteten aber nur mit Mühe die ihnen zugefallene Macht; Peter Urſeolus, den ſie zum Dogen erhoben hatten, verließ, des ſorgenvollen Regiments müde, heimlich ſchon am 1. September 977 die Stadt und flüchtete ſich nach dem Kloſter Cuſan in Catalonien, wo er ſein Leben beſchloß; die Candiani gewannen wieder völlig die Oberhand. Vitalis Candiano, der Bruder des ermordeten Dogen, wurde an die Spitze der Republik geſtellt; ſein Neffe, der Patriarch von Grado, kehrte nach Venedig zurück; doch ſtarb der neue Doge ſchon nach wenigen Jahren, und an ſeine Stelle trat ein gewiſſer Tribunus, mit dem Zunamen Memmius, ein ſchwacher und ſchwankender Mann,

der die Fehden des parteiluſtigen Adels kaum zu ſtillen vermochte. 983.
An der Spitze der deutſchen Partei ſtand die Familie der Coloprini, ihr gegenüber die griechiſche Faction, von den Mauroceni geführt. Die Coloprini erhielten ſeit dem Auftreten des jungen Kaiſers in Italien die Uebermacht, doch erhoben ſich die Mauroceni gleich nach der unglücklichen Schlacht in Calabrien wieder und gewannen nun auch den Dogen für ſich; man machte ernſtlich Miene ſich wieder enger an Conſtantinopel anzuſchließen. Otto nahm an allen dieſen Dingen den lebendigſten Antheil; bei ſeinen Abſichten auf Sicilien konnten ihm nur Venedig und Amalfi, das bereits ſeine Hoheit anerkannt hatte, die unentbehrliche Flotte ſtellen. Deshalb hatte er auch eine Geſandtſchaft, die der Doge nach Ravenna geſandt hatte, auf das Gnädigſte aufgenommen und der Republik nicht nur die alten Verträge beſtätigt, ſondern auch mit ihr ein Bündniß geſchloſſen, das lange die Grundlage der Verhältniſſe zwiſchen dem Kaiſerreich und der Republik geblieben iſt. Gegen einen alljährlich im Monat März zu errichtenden Tribut von 50 Pfunden Silbers und Darbringung eines Mantels, der als ein Zeichen der Anerkenntniß der deutſchen Oberhoheit angeſehen wurde, gewährte der Kaiſer den Venetianern die ausgedehnteſten Handelsvortheile in allen ſeinen Staaten. Kaum aber war dies geſchehen, ſo erſchienen flüchtig vor ihm die Coloprini, von ihren Gegnern aus der Stadt verdrängt, und erboten ſich ihm Venedig zu überliefern, wenn er einem ihres Hauſes die Dogenwürde verbürge. Der Kaiſer ging auf ihr Anerbieten ein, bot den Coloprini die Mittel, ihre Vaterſtadt von der Landſeite zu belagern, und ließ ein Edict durch ſeine Länder ergehen, nirgends ſolle den Venetianern Aufenthalt und Handel geſtattet werden, keiner ſeiner Unterthanen das Gebiet von Venedig betreten. Darauf wurde Venedig von dem Feſtlande her umſchloſſen, doch war es nicht leicht ſich der Stadt zu bemächtigen, die ungeſtört ihre Verbindungen auf der See unterhalten konnte.

Bald nachdem die Belagerung Venedigs begonnen war, verließ Otto Ravenna und zog ſüdwärts an der Küſte des adriatiſchen Meeres hin, um den Feldzug gegen die Griechen zu eröffnen. Am 24. Auguſt war er am Fluſſe Trigno, am 27. nahe bei Larino, hart an der Grenze des griechiſchen Gebiets. Dennoch überſchritt er dieſe nicht, ſondern eilte nach Rom, wo Papſt Benedict VII. ſeinem Ende entgegenging. Es mußte dem Kaiſer in dieſem wichtigen Augenblicke Alles daran liegen, daß ſeine Gegner ſich nicht in Rom erhoben und die Wahl eines ihm abgeneigten Papſtes durchſetzten. Im October

983. ſtarb Benedict VII., und Otto beförderte die Wahl des Biſchofs Peter von Pavia, der unter dem Namen Johan XIV. den Stuhl Petri beſtieg. Einen ihm ergebeneren Mann konnte die Wahl nicht treffen, denn Peter, der in der Rechtskunde ausgezeichnet bewandert war, hatte erſt als Kanzler, dann als Erzkanzler dem Kaiſer gedient und war als deſſen Sendbote unaufhörlich in den wichtigſten Reichsgeſchäften benutzt worden.

Indeſſen erreichten Otto zu Rom die trübſten Nachrichten aus der Heimath. Die Dänen hatten ſich gegen ihren König Harald, den Bekenner des Chriſtenthums und Lehnsmann des Kaiſers, in Maſſe erhoben; des Königs eigner Sohn Sven ſtellte ſich an die Spitze der Empörung, die ſich gegen das Chriſtenthum und die ſächſiſche Herrſchaft in gleicher Weiſe richtete. Die Feſte, die Otto beim Grenzwalle angelegt hatte, wurde von den Dänen erſtürmt und in Brand geſteckt, die ſächſiſche Beſatzung derſelben niedergemacht, und nur mit Mühe vertheidigte Herzog Bernhard die ſchleswigſche Mark vor dem Eindringen der Feinde. Gleich darauf warfen auch die Wenden unmuthig nicht nur das Joch der deutſchen Herrſchaft ab, ſondern kehrten auch meiſt offen zu ihrem alten Götzendienſt zurück. Der Aufſtand ging von den Liutizen an der Havel und unteren Oder aus. Am 29. Juni erſchienen ſie mit Heeresmacht vor Havelberg; die Stadt wurde angegriffen und genommen, die ſächſiſche Beſatzung niedergemacht, die biſchöfliche Kirche vernichtet. Drei Tage nachher wurde um Mitternacht auch Brandenburg von den Wenden angegriffen; der Biſchof und die Beſatzung ergriffen ſchleunigſt die Flucht; der zurückgebliebene Theil der Geiſtlichkeit wurde theils ermordet, theils gerieth er in Gefangenſchaft; das Grab des Dodilo, des zweiten Biſchofs der Stadt, riſſen die Wenden auf und beraubten den Leichnam mit wilder Habgier ſeines koſtbaren Schmucks; die goldenen und ſilbernen Kirchengeräthe theilten die Sieger. Und bald darauf erhoben ſich auch die Abodriten unter ihrem Herzog Miſtui; ſie freilich mehr voll Erbitterung gegen die Herrſchaft der Sachſen, als Feinde des Chriſtenthums, deſſen Ordnungen ſich damals noch unter ihnen erhielten. Miſtui erſchien zuerſt vor dem Kloſter des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und ſteckte es in Brand. „Die Unſeren,“ ſagt Thietmar von Merſeburg, „flohen wie Hirſche vor den Wenden, „denn das Unrecht, das jene begangen hatten, flößte ihnen Furcht „und Entſetzen, den Wenden aber die erlittene Schmach Muth und „Tapferkeit ein.“ Dann wandte Miſtui mit den Abodriten ſich gegen Hamburg; auch in dieſe Stadt wurde Feuer gelegt und ſie der Plün-

derung preisgegeben. Herzog Bernhard, der gegen die Dänen im 983.
Felde lag, konnte Hamburg vor dem verheerenden Sturm der Abodriten nicht wehren, Sachsen schien schutzlos den Wenden überlassen; endlich aber griffen doch die Fürsten Sachsens gegen den gemeinsamen Feind zu den Waffen. Es sammelte sich ein Heer unter Dietrich, dem Markgrafen der Nordmark, dessen Länder hauptsächlich von dem Einfall betroffen waren; zu ihm stießen Rikdag und Hodo, die Markgrafen von Meißen und von der Lausitz, nebst vielen anderen Grafen und Herren, auch der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt trafen mit ihren Kriegsmannen ein. Man rückte den Wenden entgegen, die schon 30,000 Mann stark über die Elbe bis zur Tanger schweiften und Alles verheerten. Hier begegnete man ihnen und erfocht einen namhaften Sieg, der die Wenden nöthigte sich über die Elbe zurückzuziehen. Aber damit schien es den sächsischen Herren genug; schon am Tage nach der Schlacht ging das Heer auseinander. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, die Schöpfungen Ottos des Großen, waren vernichtet, von der Provinz des Erzbisthums Magdeburg fast die Hälfte verloren gegangen; die Nordmark fiel zum größten Theil in die Hände der Feinde, die Herrschaft der Deutschen über die wendischen Stämme, die von der mittleren Elbe bis zur Oder wohnten, war erschüttert, und der alte Götzendienst lebte hier mit neuer Macht wieder auf.

Die Nachricht von diesen Ereignissen mußte die Seele des Kaisers um so mehr beschweren, als Viele in ihnen eine göttliche Strafe für die leichtfertige Auflösung eines Bisthums, das sein ruhmreicher Vater sorglich begründet hatte, sehen wollten. Als nehmlich der erste Erzbischof von Magdeburg, Adalbert, am 20. Juni 981 gestorben war, hatte der ehrgeizige Bischof Giselher von Merseburg sein Auge auf das reiche Erzstift gerichtet, und da er bei dem jungen Kaiser in hoher Gunst stand, von ihm das Versprechen erwirkt, ihn mit Magdeburg zu investiren. Aber die Kirchengesetze untersagten den Uebergang von einem Bisthum zum andern, deshalb mußte, um den Ehrgeiz und die Habgier dieses Menschen zu befriedigen, das Bisthum des heiligen Laurentius, das zum Andenken an seinen Ungernsieg der große Otto gestiftet und mit besonderer Sorgfalt gepflegt hatte, vernichtet werden; nach dem Willen des Kaisers und durch den Beschluß eines römischen Concils wurde das Bisthum Merseburg aufgehoben und seine Bestandtheile unter andere Kirchen vertheilt. „Wie eine gefangene Wendenfamilie, deren Glie„der als Sklaven verkauft werden," sagt Thietmar, „wurden die Stücke „der Diöcese Merseburg und alle Besitzthümer der Kirche hierhin und

983. „dorthin zerrissen.“ Halberstadt, Zeiz und Meißen theilten den Raub, selbst Giſiler bereicherte ſich noch an demſelben, indem er die reichen Schenkungsurkunden theils verbrannte, theils auf Magdeburg umſchreiben ließ. Schwerer Tadel traf deshalb den Kaiſer und nicht mit Unrecht; man erzählte ſich von Geſichten, in denen der heilige Laurentius harte Strafen dem Zerſtörer ſeines Bisthums angedroht habe. Ein frommer Mann ſah einſt — ſo ſagte man — im Geiſte den Kaiſer im Kreiſe ſeiner Fürſten auf goldenem Throne ſitzen, und es war ihm, als ob der heilige Laurentius mitten in dieſe Verſammlung träte, mit zornigen Blicken auf den Kaiſer losginge und ihm die ſilberne Bank unter den Füßen fortzöge. Einer von den Umſtehenden fragte erzürnt, wer den Kaiſer in ſeiner Herrlichkeit alſo zu verunglimpfen wage, Laurentius aber antwortete: „Macht der Kaiſer den Schimpf „nicht gut, den er mir angethan hat, ſo ſtürze ich ihn alsbald von „ſeinem Throne.“ Der Kaiſer hörte hiervon, aber er wollte oder konnte nicht rückgängig machen, was eben geſchehen war. Deshalb, meinten Viele, käme jetzt Unglück über Unglück auf ihn, es ſei der Zorn des heiligen Laurentius, der ſo ſchwer auf ihm laſte. Und wohl mochten ſolche Gedanken endlich auch die Seele des hochherzigen Kaiſers beſchleichen, als ein Unheil nach dem andern, wie die Gerichte Gottes über ſein Haupt hereinbrach.

Jener raſtloſen Thätigkeit, dieſen fürchterlichen Schlägen des Schickſals und den immer neu erwachſenden Sorgen unterlag endlich die Kraft des Jünglings. Die Leiden der Seele wirkten auf ſeinen ſonſt kräftigen Körper. Die Krankheit ſchien zuerſt nur unbedeutend, mit der Haſt und Ungeduld, die ihm eigen war, nahm er die Arznei im Uebermaß. So ſteigerte ſich das Uebel ſtatt gehoben zu werden. Ein großer Blutverluſt trat ein, dann Fieber; ſchon nach wenigen Tagen war alle Hoffnung für ſeine Erhaltung verſchwunden. Er ſelbſt ſah, daß es mit ſeinem Leben zu Ende gehe und traf ſeine letzten Verfügungen: ſeine ganze Baarſchaft theilte er in vier Theile, den erſten derſelben vermachte er der Peterskirche zu Rom, den zweiten überſandte er ſeiner Mutter und ſeiner einzigen Schweſter Mathilde als Beweis treuer Liebe, den dritten ſeinen Kriegern, welche die Liebe zu ihm und den Gehorſam höher geachtet hatten, als Leben und Vaterland, den vierten endlich beſtimmte er den Armen. Dann empfing er die letzten Tröſtungen der Kirche. In Gegenwart des Papſtes, mehrerer Biſchöfe und Prieſter, im Beiſein ſeiner Gemahlin und vieler anderen Getreuen legte er in lateiniſcher Sprache mit lauter Stimme in den gläubigſten Worten ſein Bekenntniß zum Glauben

der Kirche ab und beichtete seine Sünden; als er darauf die Absolu- 983.
tion und das heilige Abendmahl erhalten, verschied er. Es war am 7. December 983.

Er wurde in dem Paradies, der Vorhalle der Peterskirche, neben der Kapelle der heiligen Maria, mit den größten Feierlichkeiten unter vielen Thränen bestattet. Man legte ihn in einen einfachen Marmorsarg und deckte diesen mit einem mächtigen Porphyrsteine, der einst schon den Sarg Kaiser Hadrians geschlossen haben soll. Ueber dem Grabe, daß später durch ein Monument von Marmorsäulen verziert wurde, hing ein Mosaikbild, den Heiland darstellend, wie er zwischen den Aposteln Petrus und Paulus die Rechte zum Segen erhebt. Glücklich pries man Otto, daß er unter so vielen Kaisern allein seine Ruhestätte neben dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern an der heiligsten Stätte der Christenheit gefunden habe. Mit großer Rührung hat mancher deutsche Pilgersmann an dieser Grabstätte des Kaisers gedacht und hier für seine Seele gebetet.

Die alte Peterskirche mit ihrem Paradies ist längst verschwunden; an ihrer Stelle hat sich der glänzendste und stattlichste Bau der neueren Zeit erhoben, und vergebens würde man dort am Eingang das Denkmal des deutschen Kaisers suchen. Die Asche ruht jetzt in dem unterirdischen Theil der Kirche, den man die Vaticanischen Grotten nennt; dort sieht man auch noch jenes alte merkwürdige Mosaikbild von Ottos Grabmal. Aus dem Porphyrstein aber, der den Sarg einst verschloß, hat man das Taufbecken der Peterskirche gemacht, das nahe dem Eingange in der ersten Kapelle des linken Seitenschiffs steht. Da hat, der diese Blätter schrieb, oft gestanden und des unglücklichen Kaisers gedacht und der schönen Zeit unseres Volks, die mit ihm zum Ende eilte. Denn wahrlich! es war eine große und schöne Zeit, als unser Volk unter edlen und hochstrebenden Fürsten das Abendland vor der Zerstörungswuth barbarischer Stämme schützte, als es das Christenthum und mit ihm alle geistige Bildung nicht nur bei sich wahrte, sondern auch zuerst in Gegenden brachte, die bis dahin von keinem Strahl höherer Erkenntniß erleuchtet waren.

Gedanken ernstester Art über das Schicksal unseres Volks knüpfen sich an den Tod dieses jungen Kaisers. Welche Macht hatten die Deutschen unter seinem Großvater und Vater erlangt! Von Sieg zu Sieg waren sie geeilt; weiter und immer weiter waren die Grenzen ihrer Herrschaft vorgerückt; es schien, als würde sich noch einmal ein Weltreich, jenem römischen ähnlich, im Abendlande gestalten, als könnte sich vollenden, was einst dem Geiste Karls des Großen

983 vorgeschwebt hatte, daß sich die gesammte germanisch-römische Welt staatlich wie kirchlich in großartiger Einheit zusammenschlösse und so alle feindlichen Elemente sich dienstbar machte. Wohl fühlte man allmählich, als der große Otto gestorben war, daß der Lauf der Dinge sich ändere: im Innern des Reichs erhob sich der Aufruhr, der Uebermuth der Großen wuchs, an den Grenzen griffen die Feinde des Reichs zu den Waffen. Aber der junge Kaiser erhielt, wenn auch in schweren Kämpfen, unverkürzt die Macht und Ausdehnung des Reichs; nach sieben Jahren seiner Herrschaft konnte er mit Stolz sagen, das Reich blühe noch, wie zu den Zeiten seines Vaters. Jetzt hoffte er Raum zu finden, das Werk desselben würdig fortzusetzen, die Einheit des Reichs fester anzuziehen und durch Waffengewalt seine Herrschaft zu erweitern. Und wohl mochte man damals, als er Apulien den Griechen entriß und in Calabrien gegen die Araber vordrang, den Glauben hegen, er eile zu Siegen seiner Väter werth, und es sei ein eiteles Beginnen sich noch ferner den deutschen Waffen zu widersetzen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß alle Macht und Größe auf Erden ihre Schranke finde. Rasch nacheinander waren Segnungen jeder Art dem deutschen Volke zugefallen, doch rascher brach das Unglück herein. In einem Jahre schwand der Ruhm deutscher Unüberwindlichkeit im Norden und Süden; unter den Schwerdtern der Sarazenen erlag in Calabrien die Blüthe der deutschen Ritterschaft, und vor den Schwärmen der Wenden flohen die sächsischen Ansiedler jenseits der Elbe. Die Macht eines Kaisers sank in das Grab, und das königliche Scepter wurde in die Hand eines Kindes gegeben. —

Kaiser Otto II. hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht und länger als dreiundzwanzig Jahre den königlichen, beinahe siebzehn Jahre den kaiserlichen Namen geführt; länger als ein Jahrzehend hatte er nach seines Vaters Tode allein das Reich regiert. Theophano hatte ihm vier Kinder geboren; drei Töchter, Adelheid, Sophie und Mathilde, und jenen einzigen Sohn, der bereits zu Verona zum Könige Deutschlands und Italiens gewählt war. Von den Töchtern Ottos II. bestimmten sich Adelheid und Sophie später nach dem Wunsche ihrer Mutter dem klösterlichen Leben und wurden Aebtissinnen der beiden großen Stiftungen des sächsischen Hauses zu Quedlinburg und Gandersheim; Mathilde vermählte sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit Ehrenfried, dem Sohne des lothringischen

Pfalzgrafen Hermann, und wurde die Mutter von Söhnen, die sich 983.
im deutschen Reiche und in der deutschen Kirche einen ehrenvollen Namen gewannen.

11.

Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 wurde zu Achen der vierjährige Otto III., wie es sein Vater angeordnet hatte, von den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johann von Ravenna zum König gekrönt. Noch waren die Fürsten bei den Lustbarkeiten, welche die Krönung zu begleiten pflegten, vereinigt, als die große Trauerkunde von Rom eintraf. Wie wurde da den Spielen des Festes ein schleuniges Ende bereitet! Auf das Frohlocken der Freude folgte Jammer und Wehklagen. Alle betrauerten den muthigen, mannhaften Kaiser, der in frischester Jugendkraft und in so bedrängter Zeit dem Reiche entrissen war; selbst die ihn in den Tagen der Macht und des Glücks verunglimpft und angefochten hatten, bekannten jetzt, er sei ein Schutz und Schirm seinem Volke, der Schrecken der Feinde gewesen.

Denn wahrlich Jeder mußte es empfinden, in eine wie schwierige und drangvolle Lage man versetzt war! Rings war man von erbitterten Feinden umgeben; ein gefährlicher Aufstand im Innern war nur mit genauer Noth vor wenigen Jahren überwältigt; ein Reich, das mehr, als jedes andere, durch die persönliche Kraft und unmittelbare Thätigkeit großer Herrscher begründet war und dadurch allein zusammengehalten schien, sollte der leitenden Hand eines Mannes entbehren und kam unter die Herrschaft eines hülflosen Kindes. Wie? Wenn die Theile sich nun doch vom Ganzen lösten, wozu sie schon so oft die Neigung gezeigt hatten; wenn der Glaube an die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme als *eines* Volkes, so sorglich von den Ottonen gepflegt, dennoch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hätte; wenn dann sich die in heißen Kämpfen mühevoll zurückgedrängten barbarischen Stämme abermals über die deutschen Länder ergossen und das gespaltene Reich sich dienstbar machten? Spurlos da-

983. hinschwinden konnte freilich die Idee des Kaiserthums kaum wieder, viel zu tief und mächtig hatte sie dazu bereits die Zeit ergriffen; aber wohl war es fraglich, ob unter der Ungunst der Verhältnisse die deutsche Nation das Kaiserthum würde behaupten, und wenn ihr selbst dies gelänge, wie weit sie ihm würde Einfluß und Anerkennung bewahren können. Es stand Alles auf dem Spiele: Einheit, Freiheit, Größe und Macht des deutschen Volks.

Keinem der deutschen Fürsten konnte es zweifelhaft sein, daß das zu Verona mit Einstimmigkeit gewählte und zu Achen feierlich gekrönte und gesalbte Kind der rechtmäßige König Deutschlands und Italiens sei und daß ihm allein auch das Anrecht auf die kaiserliche Krone zustehe; aber wohl gab es Manche, die meinten, man sei, da dieses gekrönte Kind eine königliche und kaiserliche Macht nicht zu üben vermöchte und das Reich der ganzen Kraft eines Mannes bedürfe, mit Nichten an den dem Knaben geleisteten Eidschwur gebunden und müsse sich einen andern König wählen. Wie jedoch der Eidbruch den deutschen Seelen widerstrebte, verführte solche Meinung nicht die Mehrzahl der Fürsten, und bald drängte sich Alles in die eine Frage zusammen, wer die Vormundschaft über den kleinen König führen, in wessen Hand damit die Regierung des Reichs gelegt werden solle.

Weder Reichsgesetze, noch das Herkommen gaben auf diese Frage eine entscheidende Antwort. In den frühesten Zeiten war bei den deutschen Stämmen die vormundschaftliche Regierung für einen minderjährigen König von dem nächsten männlichen Verwandten desselben geführt worden, aber man war später vielfach von dieser Regel abgewichen und hatte entweder der Königin-Mutter oder dem Reichsadel das Regiment übertragen. Im byzantinischen Reiche, dessen Einrichtungen bereits vielfach auf das abendländische Kaiserthum einwirkten, führte die Kaiserin-Mutter gemeinhin für ihren minderjährigen Sohn entweder selbst die Regierung oder übertrug sie mit ihrer Hand einem Mitregenten. An eine aus geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzte vormundschaftliche Regierung scheint damals Niemand gedacht zu haben, und so schwankten alsbald die Meinungen nur darüber, ob Theophano als Kaiserin-Mutter oder der geächtete und verhaftete Heinrich von Baiern als nächster Stammvetter des Königs die Zügel der Regierung ergreifen sollte. Von Theophanos Regierung war vorauszusehen, daß sie den bestehenden Zustand der Dinge möglichst erhalten würde; Heinrich dagegen an die Spitze des Reichs zu stellen, das kam einer vollständigen Umwandlung aller inneren Verhältnisse Deutschlands gleich. Gegen Theophano sprach,

daß sie ein Weib und von griechischem Stamme war; für Heinrich 983.
sein Geschlecht und sein deutsches Blut. Theophano mußte für die Rechte und die Macht ihres Sohnes kämpfen; von Heinrich war zu befürchten, daß er die Vormundschaft nur benutzen würde, um selbst die Krone zu erlangen, nach der er gleich seinem Vater bereits früher die Hand ausgestreckt hatte.

Ehe noch die Fürsten eine Entscheidung getroffen hatten, trat bereits Heinrich selbst mit seinen Ansprüchen auf. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers eingelaufen war, hatte ihn sogleich Bischof Folkmar von Utrecht der Haft entlassen, in der er mehr als fünf Jahre geschmachtet hatte. Mehrere seiner alten Anhänger hatten sich sogleich an ihn angeschlossen; von diesen unterstützt, begab er sich im Anfange des Jahres 984 nach Köln, wo das königliche Kind unter 984
der Obhut des Erzbischofs Warin verweilte. Der Erzbischof übergab Heinrich das Kind, und öffentlich erklärte sich nun dieser als den gesetzlichen Vormund des Königs und Reichsverweser. Wohl Wenige mochten schon damals daran zweifeln, daß Heinrich unter dem Schein der Vormundschaft das Reich für sich selbst gewinnen wolle, dennoch fehlte es ihm nicht an einem bedeutenden Anhang. Seine alten Freunde erhoben sich wieder; Bestechungen und Versprechungen gewannen ihm neue; Manche fielen ihm aus Abneigung gegen das Regiment einer Griechin zu; Andere in der Meinung, daß nicht ein Weib oder ein Kind das Reich in so bedrängter Lage retten könne, sondern nur die Regierung eines kräftigen Mannes, wie es Heinrich sei. Besonders waren es die lothringischen Bischöfe, die sich sofort für ihn erklärten; außer Warin von Köln auch Erzbischof Ekbert von Trier, obwohl er von Otto II. erhoben und auf das Höchste geehrt war. Köln und Trier waren, wie es scheint, gegen des Kaisers Hinterlassene vornehmlich dadurch gereizt, daß sie gegen den Erzbischof von Ravenna bei der Krönung zurückgesetzt waren. So gewichtig der Beistand dieser Erzbischöfe auch für Heinrich war, so fiel doch noch mehr in die Wagschale, daß sich auch Bischof Dietrich von Metz alsbald ihm anschloß. Dieser, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses und in der letzten Zeit der vertrauteste Rath des verstorbenen Kaisers, der Mitwisser aller seiner Absichten und Pläne, war im Groll von der trauernden Kaiserin zu Rom geschieden. Wir wissen nicht, wodurch sie den ehrgeizigen und vielgewandten Bischof beleidigte, aber gewiß ist, daß er kaum die Alpen überstiegen hatte, als es Heinrich durch Geld und Versprechungen leicht gelang, ihn auf seine Seite zu ziehen. Seitdem war Dietrich auf alle Weise bemüht das Ansehn

984. der Kaiserin in Deutschland zu untergraben. Durch schamlose Verleumdungen suchte er seinen argen Verrath zu bemänteln; nicht allein eines leichtfertigen Lebenswandels klagte er Theophano an, sondern sogar einer schändlichen Schadenfreude über die Niederlage der Deutschen. Sie habe ihren Spott darüber gehabt, verbreitete er, daß die gepriesene Tapferkeit des deutschen Volks so leicht der griechischen List erlegen sei.

Aber Heinrichs Sache war damit in Lothringen noch keineswegs gewonnen. Einige Bischöfe, wie Notger von Lüttich, Gerard von Toul und Rothard von Cambray, widerstanden allen Künsten der Verführung, und zugleich erwachte in einem von Otto II. zu großem Ansehen erhobenen gräflichen Geschlechte des Landes Heinrich ein Widerstand der allergefährlichsten Art. Das Haupt dieses Geschlechts war jener Graf Godfried, dem der verstorbene Kaiser zu den ererbten Grafschaften von Verdun und in dem Ardennerlande noch den reichen Hennegau verliehen hatte; so eben war dann auch Godfrieds Sohn Adalbero durch kaiserliche Gunst mit dem Bisthum Verdun investirt worden, so daß die ganze geistliche und weltliche Macht in der Stadt und dem Sprengel von Verdun jetzt bei dieser Familie stand. Schon durch die Dankbarkeit und ausdrückliche Verpflichtungen der Ehre und Treue war Godfried mit den Seinen an die Wittwe und an den Sohn Ottos II. geknüpft, aber vornehmlich waren es doch die Verbindungen seines Hauses in Frankreich, die sein Verhalten damals bestimmten. Durch den Einfluß Ottos des Großen war ein Bruder Godfrieds, Adalbero mit Namen, bereits im Jahre 969 auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben; er hatte sich dort durch eine erhebliche Reform der Geistlichkeit die größten Verdienste erworben, sich aber bei den schwankenden Verhältnissen des Landes von jeher enger an die mächtigen Herrscher in Deutschland, als an den Schattenkönig angeschlossen, der über Reims gebot. Bei dem Zuge Ottos II. gegen Paris hatte Adalbero offen Partei gegen Lothar genommen und die Deutschen auf alle Weise begünstigt; mit Recht deshalb seinem Könige verdächtig, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Würde behauptet und bis zu der Aussöhnung des Kaisers mit Lothar in steter Furcht und Besorgniß geschwebt; obschon er dann wohl für den Augenblick gesicherter war, hatte er dennoch aufs Neue durch ein Gelöbniß unverbrüchlicher Treue, das er dem Kaiser und dessen Sohne leistete, sein Schicksal unmittelbar an das der Ottonen gekettet. Der Tag, an dem die Macht des kaiserlichen Hauses zusammenbrach, schien der letzte auch für die einflußreiche Stellung, die dieser

deutsche Mann in Frankreich gewonnen hatte. So ist es denn leicht 984.
erklärlich, daß die Brüder Godfried und Adalbero sofort als die entschiedensten Widersacher gegen Heinrich auftraten, den Widerstand gegen ihn in Lothringen belebten und die Schwankenden in der Treue zu erhalten suchten.

Ausgezeichnete Dienste leistete ihnen hierbei ein Mann, der, obgleich Franzose von Geburt, doch auf die Geschicke auch unseres Volks einen erheblichen Einfluß geübt hat; ein Mann, der aus niederem Stande entsprossen, sich durch außerordentliche geistige Fähigkeiten zu den höchsten Ehren der Welt aufschwang, und der dennoch berühmter geworden ist durch den Glanz seines wissenschaftlichen Genies, als durch alle Ehren, die ihm zu Theil wurden. Es war Gerbert, dessen frühere Schicksale wir hier, wo wir zuerst seiner gedenken, mit wenigen Worten berühren müssen.

Gerbert war um das Jahr 950 in der Auvergne geboren. Früh wurde er dem Kloster S. Gerald zu Aurillac übergeben und dort für das mönchische Leben erzogen. Schon als Knabe gewann er hier eine gute Ausbildung in der lateinischen Grammatik, und ein günstiger Zufall bot ihm die Gelegenheit sich später in Disciplinen zu unterrichten, die im Abendlande so gut wie vergessen waren. Der Graf Borrell von Barcelona kam nehmlich i. J. 967 auf einer Pilgerfahrt nach jenem Kloster; der Abt und die Brüder hörten von ihm, daß die Wissenschaften in der spanischen Mark eifrig gepflegt würden und daß namentlich die Mathematik, die Astronomie und die Theorie der Musik, welche Wissenschaften im engen Anschluß aneinander behandelt wurden und im Abendlande gänzlich daniederlagen, durch die Berührung mit den Arabern in Schwung gekommen seien; sie baten den Grafen ihren wißbegierigen und begabten jungen Klosterbruder mit sich nach Spanien zu nehmen. Gerbert begleitete also den Grafen auf seiner Heimreise und ging darauf in die Schule des Bischofs Hatto von Vich, der sich in jenen Gegenden als geschickter Lehrer einen Namen gemacht hatte. Schnell eignete Gerbert sich hier in den genannten Wissenschaften ungewöhnliche Kenntnisse an. Der arabischen Sprache scheint er zwar unkundig geblieben zu sein, aber er fand lateinische Uebersetzungen arabischer Bücher, und durch diese lernte er namentlich auch das arabische Ziffernsystem kennen, das er zuerst in Verbindung mit den Resultaten der griechischen Mathematiker brachte, die ihm durch Boethius und Beda überliefert waren. Wieder ein glücklicher Umstand führte Gerbert wenige Jahre später nach Rom. Im Jahre 970 begab sich Borrell in Begleitung des Bischofs Hatto dorthin,

984. und der Bischof erwählte den talentvollen Jüngling zu seinem Begleiter. Schon erregten die Kenntnisse Gerberts Aufsehen, und Papst Johann XIII., der für den jungen Mönch Theilnahme zeigte, empfahl ihn Otto dem Großen. Der Kaiser wünschte sehr den gelehrten, vielversprechenden Jüngling an seinen Hof zu fesseln, gab indessen auf dessen dringende Bitten nach, daß er nach Frankreich zurückkehrte, um seine wissenschaftlichen Studien dort zu vollenden. Von den sieben freien Künsten, wie man sie damals lehrte, fehlte Gerbert nur noch die Dialectik, in der man den Abschluß der gesammten gelehrten Bildung sah. Reims hatte durch das Studium der Dialectik längst einen Namen; Gerbert begab sich deshalb nach Reims, wo er an dem Erzbischof Adalbero einen Gönner und bald einen Freund fand. Aus einem Schüler wurde Gerbert schnell zum Lehrer; Reims erhob sich durch Adalberos und Gerberts vereinte Bemühungen zur ersten Schule Frankreichs; von weit und breit strömten Gerbert vornehme Schüler in Masse zu. Gegen Weihnachten 980 begab sich der Erzbischof nach Italien und ließ sich von seinem gelehrten Freunde begleiten; zu Pavia begegneten sie dem jungen Kaiser Otto und seinem Hofstaate, in dem sich der gelehrte Otrik befand, zu jener Zeit der gefeiertste deutsche Gelehrte, „der Cicero Sachsens," der seit einer Reihe von Jahren der Schule zu Magdeburg einen besondern Glanz verlieh. Gerbert und Otrik, schon längst über manche dialectische Streitfragen entzweit, fanden Gelegenheit jetzt persönlich und zwar vor den Augen des Kaisers, den sie auf seiner Fahrt nach Ravenna begleiteten, ihre Kräfte zu messen, und Gerbert soll als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sein. Er gewann sich hierdurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß dieser ihn dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert erhielt die reiche Abtei Bobbio in Oberitalien, mit der auch die Grafschaft verbunden war; der Mönch von Aurillac trat hierdurch in die Reihe der italischen Reichsfürsten ein und leistete dem Kaiser den Lehnseid. Für äußeren Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich, schwelgte Gerbert in dem neugewonnenen Glück, aber es dauerte nur kurze Zeit. Rings von Feinden und Neidern umgeben, fühlte er sich, sobald sein mächtiger Gönner gestorben war, so unsicher in seiner Abtei, daß er schon gegen Ende des Jahres 983 sie flüchtig verließ. Nachdem er sich zu Pavia von der Kaiserin Adelheid verabschiedet hatte, kehrte er nach Reims zu seinem Freunde Adalbero zurück, der ihn mit offenen Armen empfing. Sein eigenes Interesse — denn er hatte die Hoffnung, unter günstigen Verhältnissen nach dem reichen Bobbio zurückzukehren, durchaus nicht aufgege-

ben — wie das Interesse seines Freundes trieben ihn jetzt in gleicher 984.
Weise in den Kampf gegen Heinrich. Eine unglaubliche Rührigkeit und Geschicklichkeit entfaltete er in demselben, wie er denn zu den seltenen Gelehrten gehörte, die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind, wie in dem Reich der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hülfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreuteste Thätigkeit kaum zu erschöpfen scheint. Während Gerbert in Reims seine Studien verfolgte und zugleich bald als Lehrer wieder auftrat, unterhielt er unausgesetzt Verbindungen mit allen einflußreichen Persönlichkeiten des deutschen und französischen Reichs; sein Briefwechsel, der uns zum Theil erhalten ist, ging nach allen Seiten, während er zugleich persönlich die wichtigsten Verhandlungen, von Stadt zu Stadt in Lothringen und den nordfranzösischen Provinzen umherreisend, anbahnte und führte. Alle seine Bestrebungen aber liefen damals, hauptsächlich von Adalbero geleitet, auf den einen Zielpunkt hinaus, Lothringen Heinrich zu entwinden und Otto III. zu erhalten.

Adalbero und die Seinen hegten die Besorgniß, daß König Lothar sich für Heinrich erklären würde und sie, so in die Mitte zwischen zwei Feuern gestellt, den Händen ihrer Gegner nicht entrinnen könnten. Da aber geschah, was Niemand erwartet hatte: Lothar trat öffentlich gegen Heinrich auf, nahm selbst die Vormundschaft als Oheim des jungen Königs in Anspruch und gab den Entschluß zu erkennen, ihn Heinrichs Händen zu entreißen. Obwohl seine Absicht dabei keine andere war, als sich sein angebliches Recht auf die Vormundschaft mit der Abtretung Lothringens von Heinrich abkaufen zu lassen, entsagte er doch zum Schein öffentlich allen seinen Ansprüchen auf Lothringen und betheuerte weder seinem Neffen die Krone entreißen, noch sich in die Mitregentschaft des deutschen Reichs eindrängen zu wollen. Mochten nun Godfried, Adalbero und ihr Anhang diesen Versprechungen Glauben schenken oder nicht, sie konnten nicht parteilos inmitten Heinrichs und Lothars stehen bleiben und schlossen sich daher sogleich ohne allen Rückhalt Lothar an, der von dem Augenblick an seine Partei in Lothringen mächtig anwachsen sah. Es kam ihm sehr zu Hülfe, daß gerade damals eine größere Eintracht in seiner Familie herrschte, als seit langer Zeit; er hatte sich nicht nur mit seinem Bruder Karl, Herzog von Niederlothringen, ausgesöhnt, sondern auch mit seinem Vetter Hugo Capet und dessen Brüdern ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das schon dadurch von großem

984 Einfluß auf die obwaltende Frage war, daß Beatrix, Hugo Capets Schwester, damals für ihren Sohn Dietrich in Oberlothringen die herzogliche Gewalt übte. Die meisten lothringischen Großen leisteten deshalb Lothar als Vormund ihres rechtmäßigen Königs den Eid der Treue und stellten sogar Erzbischof Adalbero von Reims, der jetzt ein Herz und eine Seele mit seinem Könige schien, als Unterpfand ihrer Treue Geißeln. Selbst Ekbert von Trier sagte sich wieder von Heinrich los, und Dietrich von Metz zog sich, von der allgemeinen Verachtung getroffen, ganz von der Welt zurück; von allen Parteien gemieden, fand er bald darauf ein unbeklagtes Ende.

Kaum hatte sich Heinrich im Besitz Lothringens gesichert geglaubt, so sah er plötzlich die ganze Lage der Dinge geändert. Aber er war klug genug die ietzten Absichten Lothars zu durchschauen; er sandte deshalb unverzüglich einen Unterhändler an ihn ab, versprach ihm Lothringen, wenn er von der Vormundschaft abstände und ihm die Länder östlich vom Rhein überließe, und verlangte zugleich eine persönliche Zusammenkunft binnen kürzester Frist; am 1. Februar werde er zu dem Ende sich selbst zu Breisach am Rhein einstellen. Lothar ging auf Heinrichs Anerbieten ein, schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm und begab sich mit seinem Sohne Ludwig, der bereits zu seinem Nachfolger erwählt und gekrönt war, nach Breisach. Aber Heinrich ließ sich hier vergeblich erwarten; schon beschlich ihn die Furcht, sein ganzer Anhang möchte ihn zu derselben Stunde verlassen, wo er offenkundig Lothringen dem Westreiche überließe. Mit Recht mußte Lothar über Heinrichs Ausbleiben unzufrieden sein, und so lockerte sich ihr Bund, ohne sich jedoch völlig zu lösen.

Lothars Absichten auf Lothringen waren jetzt kein Geheimniß mehr; daher brachen die Königlichen noch schneller das ihm geleistete Versprechen, als sie es gegeben hatten. Kaum entkam Lothar auf dem Rückwege von Breisach ihren Händen. Die Königlichen griffen in Lothringen überall zu den Waffen, und Adalbero gerieth in Reims, wo er in den Händen des Königs war, in eine so gefahrvolle Lage, daß er sich sogar im Geheimen mit Heinrich auszusöhnen suchte. Nur durch einen Krieg konnte Lothar jetzt Lothringen gewinnen, und schon im Anfang März drang er mit Heeresmacht in Lothringen ein und ging zuerst auf Verdun los. Aber Adalberos Bruder Godfried vertheidigte wacker seine Stadt, und nur ein unglücklicher Zufall brachte Verdun nach einer Belagerung von etwa zwei Wochen in die Hände der Franzosen. Bei einem Ausfall wurde nehmlich Godfried

mit seinem Sohn Friedrich und seinem Oheim Siegfried gefangen. 984.
Aber daß Lothar tiefer in Oberlothringen eindrang, verhinderten die Königlichen, vor allem die Söhne Godfrieds. Auch in Niederlothringen, auf das Lothar dann seinen Angriff richtete, waren sie es vornehmlich, die die Vertheidigung des Landes leiteten. Nachdem Lothar vielfach die Sprengel von Cambray und Lüttich verwüstet hatte, kehrte er in sein Reich zurück. Verdun blieb in Lothars Händen, die gefangenen Grafen führte er heim; sonst war dieser Angriff auf Lothringen ohne nachhaltige Erfolge gewesen.

Heinrich hatte sich, während er Lothringen Lothar überließ, nach Sachsen begeben. Er fand hier zuerst keinen erheblichen Widerstand, indem sich besonders die Geistlichkeit für die von ihm beanspruchte Vormundschaft erklärte. Vor Allem trat Erzbischof Giseler auf seine Seite, der Mann, den Otto II. bis zur Unbill begünstigt und erhoben hatte. Zum Palmsonntag berief Heinrich alle geistlichen und 16. März.
weltlichen Großen Sachsens zu einem Landtage nach Magdeburg und legte hier, durch seine ersten Erfolge ermuthigt, bereits unverhohlen seine Absicht an den Tag, die Krone dem Kinde zu entreißen, um mit derselben sein eigenes Haupt zu zieren. Er fand indessen nicht die erwartete Zustimmung; man wagte zwar nicht offen und entschieden seinem verbrecherischen Plane zu begegnen, ja Manche versprachen ihm sogar zu huldigen, wenn das Kind, dem sie bereits geschworen hätten, sie ihres Eides entbinde, aber nicht Wenige verschmähten denn doch ein so nichtiges und betrügliches Spiel mit Eiden, und entfernten sich heimlich, schon auf Mittel und Wege sinnend, das königliche Kind den Händen Heinrichs zu entwinden.

Heinrich ging indessen kecken und hastigen Schritts auf sein letztes Ziel los. Am Osterfest, das er zu Quedlinburg verlebte, trat er mit königlicher Pracht auf, ließ sich von den Seinigen als König anreden und von seinen alten Verbündeten, Boleslaw von Böhmen und Miecislaw von Polen den Vasalleneid schwören; auch der Abodritenfürst Mistui erschien hier vor ihm, um ihm zu huldigen. Aber Heinrich irrte sich gewaltig, wenn er die übel gewonnene Herrschaft schon für gesichert hielt.

Gleich nach Ostern versammelten sich die ersten Männer vom sächsischen Adel in der Hesseburg unweit Wolffenbüttel. Es waren vor Allem der Herzog Bernhard, der Schwager des trefflichen Godfried von Verdun, Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich mit seinem Bruder Siegbert, Eckard, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Günther von Meißen, durch persönliche Verdienste

981. schon damals einer der angesehensten Männer Thüringens, die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie waren theils alte persönliche Feinde Heinrichs, theils ergebene Anhänger des Königshauses, das er aus der Herrschaft zu verdrängen suchte. Als sie daher in der Hesseburg zusammentraten, sagten sie Heinrich förmlich ab und schwuren aufs Neue ihren Eid dem jungen Könige. Sobald Heinrich von dieser Versammlung hörte, brach er von Quedlinburg mit einem bewaffneten Gefolge auf, denn er wollte die Versammlung, wenn er die Theilnehmer nicht durch Ueberredung gewönne, mit Gewalt auseinander sprengen. Als er nach der Pfalz Werla bei Goslar kam, nur drei Meilen noch von der Hesseburg entfernt, sandte er den Bischof Folkmar von Utrecht an die versammelten Fürsten ab, daß er die Künste der Ueberredung an ihnen versuche. Aber schon auf seinem Wege begegnete der Bischof den sächsischen Herren, die mit überlegenen Streitkräften gegen Heinrich anrückten; nur mit großer Mühe hielt er sie vom weiteren Vordringen zurück und vermochte sie auf kurze Frist Waffenstillstand zu schließen. Es wurde eine Tagfahrt anberaumt: da sollte sich Heinrich stellen und mit ihm über den Frieden unterhandelt werden.

Während die sächsische Geistlichkeit den Thronraub Heinrichs begünstigt hatte, war an dem weltlichen Adel des Landes sein Unternehmen gescheitert. Heinrich sah sich genöthigt Sachsen zu verlassen, um in den anderen deutschen Ländern sein Heil zu versuchen. Zuerst begab er sich nach Baiern, dem Lande seiner Geburt, das er vordem als Herzog verwaltet hatte. Ohne seiner Entsetzung zu achten trat er als der rechtmäßige Herr des Landes auf, und wirklich empfingen ihn alle Bischöfe freudig und begrüßten ihn als ihren Herzog und König. Auch manche weltliche Großen Baierns fielen ihm zu, aber es fehlte dennoch viel daran, daß er es hier zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte. Herzog Heinrich der Jüngere war nicht gewillt, um seines Vetters willen zum zweiten Male sein Herzogthum zu verlieren, und zeigte sich diesmal als der entschiedenste Vertheidiger der königlichen Sache, die zugleich seine eigene war. Zwischen den beiden Heinrichen kam es in Baiern zu einem inneren Kriege, der für den Usurpator sich nicht günstig gewandt haben muß, denn er verließ alsbald Baiern und wandte sich nach Franken, um auch dort sein Glück zu versuchen. Heinrichs Stern sah man bereits erbleichen.

Noch weniger, als in Baiern, hatte Heinrich in Franken und Schwaben zu hoffen; in diesen Ländern fand das königliche Haus

damals seine ergebensten Anhänger, und niemals hatte hier die Treue 984
gegen den jungen Otto geschwankt. Vornehmlich waren es Herzog Konrad von Schwaben, den Otto II. noch kurz vor seinem Tode mit dem Herzogthum belehnt hatte, und der Erzbischof Willigis von Mainz, welche die königliche Sache in allen Stürmen der Zeit aufrecht erhielten. Herzog Konrad war durch die Verbindungen seines aus Franken hervorgegangenen und dort ansässigen Geschlechts in Franken ebenso einflußreich, wie in Schwaben; und Willigis Kirchenprovinz dehnte sich vom Main bis zu den Alpen aus. Als die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg den jungen König verriethen, als sich die meisten deutschen Bischöfe Heinrich anschlossen und keiner ihm offen entgegenzutreten wagte, da war es unfehlbar von der höchsten Bedeutung, daß sich gerade der erste Kirchenfürst im Reich mit Entschiedenheit des rechtmäßigen Königs annahm und kein Mittel unversucht ließ, um ihm die Krone zu erhalten. Denn nicht allein auf Franken und Schwaben beschränkte sich Willigis Wirksamkeit, sondern sie umfaßte das ganze Reich. Er war recht eigentlich der Mittelpunkt aller Bestrebungen für die gerechte Sache, und seine Verbindungen erstreckten sich über Deutschland hinaus auch auf Frankreich und Italien. Mit Adalbero von Reims, mit Gerbert, mit Allen, die in Lothringen für den König kämpften, stand er in stäter Unterhandlung; er unterstützte auf alle Weise die getreuen sächsischen Fürsten und hatte seine gesammten Lehnsmannen in Sachsen und Thüringen zu dem Tage auf der Hesseburg gesandt; er war es zugleich, der Theophano und Adelheid, die noch jenseits der Alpen verweilten, von Allem unterrichte, was diesseits geschah, und sie jetzt mit den sächsischen Getreuen auffordern ließ, unverweilt an den Rhein zu kommen, wenn sie die Herrschaft dem Sohne des Kaisers erhalten wollten.

Und wer war dieser Willigis, an dem alle Ränke Heinrichs scheiterten, der das Reich damals seinem rechtmäßigen König erhielt und dem dann später noch Heinrichs Sohn die Krone verdanken sollte; dieser Mann, der länger als ein Menschenalter auf die Geschicke unsres Vaterlands einen unberechenbaren Einfluß übte? Er war in niederem Stande in dem kleinen Orte Schöningen im Braunschweigischen geboren, doch waren seine Eltern freien Standes und setzten von früh an große Hoffnung auf den reichbegabten Knaben. Seine Mutter hatte, als sie schwanger war, ein merkwürdiges Gesicht gehabt: es war ihr, als ob aus ihrem Schoße die Sonne hervorleuchte und mit ihren flammenden Strahlen weithin die Welt erhelle. Willigis wurde für den geistlichen Stand erzogen und that

981. sich durch Einsicht und Geschicklichkeit bald so hervor, daß Otto I. ihn an seinen Hof zog und in die Kanzlei aufnahm. Hier diente er eifrig und treu dem großen Kaiser und dessen Sohne, und so hoch hielt Otto II. von Willigis geistigen Gaben, daß er, als das Erzbisthum Mainz im Jahre 975 erledigt wurde, ihm dasselbe übertrug und ihn damit zugleich zum alleinigen Erzkanzler für die deutschen Länder ernannte. Die spätere Sage erzählt, Willigis Vater sei ein Wagenbauer gewesen und die Mainzer Domherren, bitter darüber erzürnt, daß ihnen der Sohn eines Handwerkers zum Erzbischof gegeben sei, hätten, um ihn zu verhöhnen, mit Kreide an die Thüre seines Hauses Räder gemalt mit der Umschrift:

Willigis, Willigis,
Gedenk', woher du kommen bist;

er selbst aber habe sich seiner Abkunft so wenig geschämt, daß er vielmehr das Rad in sein Wappen aufgenommen hätte, und daher leite das weiße Rad auf rothem Grunde im Mainzer Wappen seinen Ursprung. Das ist eine spätere grundlose Mähre, aber gewiß ist, daß der Kaiser bei dieser Wahl heftigen Widerspruch erfuhr. Die Hofleute meinten, es gezieme sich nicht, daß den ersten deutschen Bischofsstuhl, den vor Kurzem noch ein Kaisersohn eingenommen hätte, ein Mann unedler Abkunft besteige; doch der junge Kaiser achtete auf solchen Widerspruch nicht, und die Folge erwies, wie vortrefflich seine Wahl gewesen war. Denn nicht nur diente Willigis, in dessen Händen die wichtigsten staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten lagen, ihm selbst mit ausgezeichneter Treue, sondern er erhielt auch seinem Sohne die Krone, die er ihm zu Achen auf das Haupt gesetzt hatte. Willigis war es, der — um einen Ausdruck Gerberts zu gebrauchen — „das zarte Lamm dem Wolfe entriß und der Mutter zurückgab."

Als Heinrich nach Franken kam, wurde ein Tag auf den Wiesen bei Bisenstätt unfern Worms und Heppenheim anberaumt. Hier erschien Heinrich mit seinem Anhang, ihm gegenüber Willigis und Herzog Konrad mit den fränkischen Großen. Heinrich versuchte alle Künste seiner Beredsamkeit, um die Franken wankend zu machen, aber Willigis und Konrad verharrten unerschütterlich in der Treue für den jungen König und hielten die schwankenden Gemüther aufrecht, so daß endlich die fränkischen Großen einmüthig den Beschluß faßten, bis zum letzten Athemzuge treu den Otto III. geschworenen Eid zu bewahren und gegen Heinrich als Thronräuber die Waffen zu ergreifen.

Einen solchen Widerstand hatte Heinrich nicht erwartet; er fühlte sich 984
einem Kampf mit den Franken nicht gewachsen; sein Muth war gebrochen, und er ließ sich sogar herab eidlich zu versprechen, er werde auf einem neuen Tage, der zu Nara (wahrscheinlich Groß-Rohrheim bei Worms) am 29. Juni abgehalten werden sollte, sich einstellen, um dort den königlichen Knaben seiner Mutter und seinen Getreuen auszuliefern.

Das war die erste große Demüthigung, die Heinrich erlitt, mit der er sein verwegenes Beginnen schon so gut wie aufgab. Die Festigkeit des Erzbischofs Willigis, der einmüthige Widerstand der fränkischen Großen, zugleich aber auch ein Umschwung der Dinge in Lothringen hatten so seinen Muth gebrochen.

Heinrich stand noch immer mit König Lothar im geheimen Bunde, und dieser hatte sich aufs Neue zu einem Angriff auf Lothringen gerüstet, das Heinrich ihm bereits preisgegeben hatte. Aber im Geheimen hatten sich Lothars Gegner in Lothringen, wie in seinem eigenen Reiche mit Hugo Capet und seinen Brüdern verständigt und Lothars Bund mit diesen seinen Vettern getrennt; dadurch war auch die Herzogin Beatrix von Oberlothringen, Hugo Capets Schwester, auf die Seite von Lothars Gegnern getreten, und durch sie kam weiter dann die capetingische Partei in Frankreich mit der königlichen in Deutschland in die engste Berührung. Gerbert zeigte in dieser Sache abermals die größte Thätigkeit, jetzt wohl mehr im Interesse seines Erzbischofs, als des jungen Königs. Als nun Lothar am 11. Mai seine Getreuen aus Frankreich und Lothringen zu Compiegne um sich versammelte, um dann sogleich seine Heerfahrt gegen Lothringen zu eröffnen: da erscholl plötzlich die unerwartete Kunde, Herzog Hugo habe 600 Ritter aufgebracht und eile herbei, um jene Versammlung zu sprengen. Sofort stoben die Anhänger Lothars auseinander, und jener Zug, auf den er und Heinrich große Hoffnungen gebaut hatten, mußte unterbleiben. Die Sache des königlichen Kindes schien auch in Lothringen schon gewonnen.

Zu derselben Zeit schmolz in Sachsen Heinrichs Partei mehr und mehr zusammen. Der Waffenstillstand, den die Königlichen mit ihm geschlossen hatten, war abgelaufen, und trotz seines verbürgten Worts hatte sich Heinrich zu der anberaumten Tagfahrt nicht gestellt. Die Königlichen griffen deshalb abermals zu den Waffen und überfielen eine Burg, Ala mit Namen, die einem der treuesten Anhänger Heinrichs in Sachsen, dem Grafen Ekbert, gehörte. Die Burg wurde erobert, und so Adelheid, der ältesten Tochter Ottos II., die Ekbert

984. hier in Haft gehalten hatte, die Freiheit zurückgegeben. Darauf griffen die Königlichen den Grafen Wilhelm, einen andern Genossen Heinrichs, an und umlagerten dessen Burg Weimar. Heinrich sah, daß seine Freunde in Sachsen in der größten Gefahr schwebten, und beschloß ihnen deshalb zur Hülfe zu eilen; aber er fand alle Zugänge des Landes von Süden und Westen her versperrt und keinen andern Ausweg, als sich nach Prag zu seinem Bundesgenossen Herzog Boleslaw zu begeben, um mit dessen Unterstützung durch die Mark Meißen von Osten her in Sachsen einzudringen. Ein böhmisches Heer geleitete Heinrich bis in die Gegend von Oschatz, wo er auf ihm ergebene Männer stieß und mit ihnen seinen Weg fortsetzte. Die Böhmen nahmen auf ihrem Rückzuge durch List die Burg Meißen ein, und Boleslaw, dem viel an dieser Grenzfeste gegen sein Herzogthum gelegen war, kam bald darauf selbst nach Meißen, um von der Burg Besitz zu ergreifen; er vertrieb sogar, um sich die Gunst der umwohnenden Wenden zu gewinnen, den Bischof Volkold und machte so auch dieser Stiftung Ottos des Großen für den Augenblick ein Ende. Schon zeigte sich deutlich, in welchen eigennützigen Absichten die slawischen Fürsten die Usurpation Heinrichs unterstützten.

Kaum hatten die Königlichen vernommen, Heinrich sei wieder in Sachsen, so brachen sie von Weimar auf und zogen ihm entgegen. Bei einem Orte, der Itteri genannt wird, begegneten sie ihm und lagerten sich, um ihn am andern Tage mit überlegenen Streitkräften anzugreifen. Heinrich fühlte sich ihnen in keiner Weise gewachsen und schickte den Erzbischof Gisiler als Unterhändler an sie ab, der aber nicht mehr erwirkte, als daß sie Heinrich freies Geleit durch das dicht von den Ihrigen besetzte Land zusicherten, wenn er das eidliche Versprechen wiederholen würde, den König zu Rara seiner Mutter auszuliefern, und sich zugleich entschlösse alle seine Burgen in Sachsen, mit Ausnahme von Merseburg, Walbeck und Frosa, ihnen zu übergeben. Heinrich sah sich genöthigt auf diese Bedingungen einzugehen. Er leistete am folgenden Tage den verlangten Eid und überlieferte seine Burgen; dann ließ man ihn nach Merseburg ziehen, wo seine Gemahlin Gisela schon lange mit Ungeduld seiner wartete. Hier entließ er seine Freunde, nachdem er ihnen erklärt hatte, er entsage der Krone; er dankte ihnen für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit und bat sie nur noch auf dem Tage von Rara zu erscheinen, damit er nicht als ein verlassener Mann schutzlos in die Hände seiner Feinde gegeben würde.

Indessen kam die Kaiserin Theophano über die Alpen. Sobald

sie von dem Auftreten Heinrichs gehört und vernommen hatte, daß 984.
ihr königlicher Sohn in der Gewalt ihrer Feinde sei, hatte sie Rom, das sie der Obhut des ihr ganz ergebenen Papstes anvertraute, verlassen und sich nach Pavia begeben. Hier verweilte noch die Kaiserin Adelheid als Statthalterin im lombardischen Königreich mit ihrer Tochter Mathilde. Bei den nahen Verhältnissen Adelheids zu Lothar und Heinrich war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung sie jetzt zu Theophano und ihrem Sohne einnehmen würde. Was nun aber auch in ihrem Herzen für jene Männer sprechen mochte, die Liebe zu ihrem Enkel, dem rechtmäßigen König, gewann doch leicht die Oberhand, und sie vergaß alles dessen, was sie sonst von Theophano getrennt hatte; zärtlich nahm sie die Schwiegertochter auf, tröstete sie und verband sich mit ihr auf das Engste, um die Krone dem kleinen Otto zu sichern. Als dann die Kaiserinnen Willigis nach Deutschland berief, zogen sie mit Mathilde über die Alpen; sie nahmen ihren Weg durch Burgund, wo sich König Konrad, Adelheids Bruder und Heinrichs Schwiegervater, ihnen anschloß; dann durch Schwaben, wo sie Herzog Konrad geleitete. So kamen sie rechtzeitig zu dem nach Rara anberaumten Tage und fanden hier alle ihre An- 29. Juni.
hänger versammelt, entschlossen dem rechtmäßigen Könige die Herrschaft zu sichern oder ihm treu zu sterben. Wirklich erschien auch Heinrich, diesmal seinem Worte getreu, mit dem königlichen Knaben, auch ihn begleitete ein zahlreiches Gefolge. Eine ungemein glänzende Versammlung hatte sich zusammengefunden; es waren nicht allein die weltlichen und geistlichen Großen der deutschen Länder, sondern auch viele angesehene Männer aus Italien und dem Westfrankenreiche, Burgund und den slawischen Gegenden aus erschienen; man fühlte es, daß hier über eine Frage entschieden werden mußte, von der die ganze Zukunft des Abendlandes abhing.

Wir kennen die Verhandlungen dieser so überaus wichtigen Versammlung nicht näher, aber so viel ist gewiß, daß sich Heinrich nicht ohne Weiteres ergab. Lange wurde noch mit Worten gestritten, die entgegenstehenden Parteien geriethen hart aneinander, als ein himmlisches Zeichen, wie erzählt wird, plötzlich die Gemüther umwandte. Man sah am Himmel am hellen Mittag einen Stern leuchten, den man für den Glücksstern des jungen Königs hielt; Alle, Weltliche und Geistliche, stimmten da ein Loblied an und drangen mit Gewalt in Heinrich, nicht länger vergeblich dem Willen des Himmels zu widerstreben. So überwältigt lieferte Heinrich den Knaben der Mutter und Großmutter aus, entsagte dem königlichen Namen

984. und entließ alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht. Sie Alle erhielten Verzeihung, nicht minder Heinrich selbst, für den sich sein Schwiegervater Konrad und viele angesehene Männer dringend verwandten; ja man machte ihm sogar Aussicht, daß er sein ererbtes Herzogthum Baiern zurückempfangen solle, obwohl man dies Heinrich dem Jüngern, der sich so treu in dieser Zeit zum König gehalten hatte, nicht ohne Weiteres entziehen konnte. Man schied also, ohne Alles verglichen zu haben, nachdem man jedoch zuvor die Kaiserin Theophano als Vormünderin ihres Sohnes und Reichsverweserin allgemein anerkannt hatte; die unverglichenen Punkte sollten auf einem neuen Tage, der abermals nach Visenstätt berufen wurde, ausgetragen werden. Die Kaiserinnen begaben sich nach Sachsen, wo sie den jungen König zu ritterlicher Erziehung dem Grafen Hoiko übergaben. Heinrich ging nach Baiern; schon stand sein Sinn mehr nach seinem alten Herzogthume, als nach dem Reiche.

Viel war für die Herrschaft des königlichen Kindes gewonnen, aber doch noch nicht alle Gefahr beseitigt. Denn Heinrich, der nur bis zu dem Tage von Visenstätt Waffenstillstand geschlossen hatte und bereits neue Streitkräfte um sich sammelte, um sich mindestens sein Herzogthum zu erkämpfen, stand noch immer mit König Lothar in Verbindung, und dieser richtete, da es ihm gelungen war sich mit Hugo Capet auszusöhnen, aufs Neue seinen Blick auf Lothringen. Unterstützt von Hugo Capet und von seinem eigenen Bruder Karl, der mit vielen Großen Lothringens in seinem Palaste erschienen war und seine Dienstleistungen ihm angeboten hatte, rüstete Lothar einen neuen Zug gegen das Ostfrankenreich, der aber durch die Herzogin Beatrix, die Schwester Hugo Capets, glücklich vereitelt wurde. Ihr Interesse trennte sich jetzt von dem ihres Bruders. Zum guten Glück für Otto III. starb am 7. September Bischof Dietrich von Metz, voll tiefer Reue über sein Vergehen; das reiche Bisthum Metz war erledigt, und Beatrix wünschte dasselbe für ihren jungen Sohn Adalbero. Sie erwirkte dies mit leichter Mühe von Adelheid und Theophano, verließ deshalb die Sache ihres Bruders und schloß sich ganz der königlichen Partei an, der sie nun die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Durch ihre unermüdliche Thätigkeit zog sie bald alle Gegner der Theophano in Lothringen auf deren Seite hinüber und befestigte die Schwankenden in der Treue. Damit waren Lothars Pläne und zugleich die Hoffnungen, die Heinrich auf einen Einfall in Lothringen gegründet hatte, völlig vernichtet.

So kam der Tag von Biſenſtätt heran, auch der von Worms ge- 984.
nannt, denn man ſcheint an den beiden benachbarten Orten zugleich verhandelt zu haben. Am 19. October waren die Kaiſerinnen mit dem königlichen Knaben zu Worms; auch Heinrich ſtellte ſich ein, und faſt alle Großen Frankens und Lothringens erſchienen, um an den Reichsverhandlungen theilzunehmen. Dieſe führten alsbald dahin, daß alle lothringiſchen Großen aufs Neue dem jungen Kaiſer Treue und Gehorſam gelobten. In dem Bewußtſein, daß man ſo kaum noch eine Gefahr zu fürchten habe, ſcheint man ſich hier ſchon Heinrichs Anſprüchen auf Baiern weniger geneigt gezeigt zu haben, als früher; keinenfalls ſetzte Heinrich ſeine Abſichten zu Worms durch, denn er griff bald darauf abermals zu den Waffen. Es entbrannte zwiſchen ihm und Heinrich dem Jüngern abermals die Fehde um das baierſche Herzogthum, die aber endlich durch einen Grafen Hermann zum Wohle des Reichs geſchlichtet wurde. Heinrich der Jüngere, der ſich in dieſem Kampfe nicht recht behauptet haben muß, erklärte ſich bereit dem baierſchen Herzogthum zu entſagen, wenn ihm Kärnthen und die italiſche Mark erhalten blieben. Als nun im Anfange des Jahrs 985 die Kaiſerinnen ſich mit dem König zu Frank- 985.
furt aufhielten, erſchien Heinrich vor ihnen, demüthigte ſich tief, geſtand im Angeſichte alles Volks reuevoll ſeinen Fehltritt ein und bat um Gnade. Nachdem er dann mit zuſammengelegten Händen in die Hand des kleinen Königs den Vaſalleneid geleiſtet und gelobt hatte mit unverbrüchlicher Treue hinfort als ſein Mann zu dienen, wurde er aufs Neue mit Baiern belehnt und trat in die Rechte wieder ein, die ihm als nächſtem Verwandten des Königs gebührten.

Das nächſte Oſterfeſt feierte die kaiſerliche Familie zu Quedlinburg; hier dienten dem kleinen König die Herzöge von Sachſen, Schwaben, Baiern und Kärnthen zu Tiſche, wie es einſt bei der Krönung Ottos des Großen zu Achen geſchehen war; hier erſchienen auch am Hofe Boleſlaw und Mieczislaw, der Böhmen- und Polenherzog, unterwarfen ſich dem Kinde und leiſteten ihm den Vaſalleneid. Nur mit König Lothar blieben die Sachen unausgetragen, da er den Grafen Godfried und die Stadt Verdun nicht ausliefern wollte; aber es war bei der durch die Herzogin Beatrix in Lothringen hergeſtellten Eintracht nicht mehr zu beſorgen, daß es Lothar gelingen würde dieſes Land vom deutſchen Reiche zu trennen. So war denn die Ruhe im Innern hergeſtellt, die Achtung nach Außen hin bewahrt, das Kind auf dem Throne ſeines Vaters geſichert, und die griechiſche

983. Kaisertochter herrschte mit kaiserlicher Macht als Vormünderin ihres Sohns über das abendländische Reich.

Herzog Heinrich war auf denselben Wegen gewandelt, die einst sein Vater in jungen Jahren betreten hatte; er war zu demselben Ziele gelangt, wie jener, zu der Einsicht, daß kein Heil sei, als in der Unterwerfung unter das von Gott geordnete Königthum. Seine Reue war aufrichtig, wie sein ganzes späteres Leben und sein Tod zeigten. Das Volk vergaß bald den Namen „des Zänkers" und nannte ihn „den Friedfertigen;" nirgends in den deutschen Ländern war in der Folge der Landfriede besser bewahrt, als in Baiern, wo man Heinrich als „Vater des Landes" pries; als er zehn Jahre später seinem Ende nahe war, war seine letzte Ermahnung an seinen Sohn: „Widersetze dich nie deinem König und Herrn! Ich fühle tiefe Reue, „daß ich dies jemals gewagt habe."

Heinrich sah in dem schlimmen Ausgang seines Unternehmens ein Gottesurtheil; nicht anders das deutsche Volk, das zu jener Zeit sang:

König sein wollt' Herzog Heinrich,
Gott im Himmel wollt' es nicht.

Fragt man sich aber, wie es zu diesem Ausgang kam, so war es doch hauptsächlich die Persönlichkeit des Erzbischofs Willigis, welche die Entscheidung herbeiführte. Dieser Mann, der Sohn eines freien niedersächsischen Bauern, gewann, ganz durchdrungen von den Ideen der Reichseinheit, wie sie die beiden Ottonen ausgebildet hatten, einem kühnen und verschlagenen Fürsten, der so viele Kaiser, Könige und Herzöge zu seinen Ahnen zählte und dessen Absichten die Zeitumstände auf wunderbare Weise zu begünstigen schienen, den vollständigsten Sieg ab; der stolze Fürst mußte sich vor dem sächsischen Bauerssohn auf das Tiefste demüthigen. Es war aber weniger die Geistlichkeit, die Willigis in diesem Kampfe unterstützte — wenigstens in Sachsen, Baiern und Lothringen war sie im Anfang überwiegend auf Heinrichs Seite — als vielmehr der weltliche deutsche Adel, der sich in den meisten Gegenden alsbald für den rechtmäßigen Herrn erhob. Einzelnes ist dann wohl in dem Streite durch das Waffenglück entschieden worden, aber bei Weitem nicht Alles, ja nicht einmal die Hauptsache. Es ist eine irrige Annahme, daß zu jener Zeit Alles nur auf das Recht der Faust gestellt gewesen sei und daß jedwede Entscheidung über staatliche Verhältnisse allein auf der Fülle äußerer Machtmittel, welche die Gewalthaber entfalten konnten, beruht habe. Aller-

dings war es in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts kaum 985.
anders, und auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, war es mehr noch die äußere Macht, welche die Welt beherrschte, als politische Ideen und Combinationen, aber man wußte dabei doch schon recht gut, welchen Einfluß der Geist auf die weltlichen Verhältnisse übt, und man kannte eine Politik, die sich geistiger Mittel zu ihren Zwecken bediente. Wer die Briefe Gerberts aus dieser Zeit liest, der wird bald inne werden, daß die höheren politischen Anschauungen, die einst die Zeit Karls des Großen durchdrungen hatten, wieder lebendig geworden waren, und daß damit eine Staatskunst wieder in das Leben trat, die ideale Zwecke verfolgte und sich bewußt war, daß ohne geistige Kräfte diese niemals zu erreichen seien. Was ist in jenen Tagen nicht bedacht und durchdacht, wie viel ist verhandelt und unterhandelt worden? Man hat in der That mehr mit Worten und Gründen, als mit dem Schwerdte um die Krone gestritten! Es ist dem Geschichtsschreiber kaum möglich alle die Fäden, die durcheinander laufen, deutlich zu erkennen; Vieles würde erst dann in ein klares Licht treten, wenn wir Willigis Briefe neben denen Gerberts besäßen.

Die Idee der deutschen Nationalität und eines einigen deutschen Reichs, soviel ist klar, hatte völlig die Oberhand behalten, über alle Sonderinteressen der Personen, Stände und Stämme; der Kampf hatte sich für ein deutsches Königthum entschieden, das sich zu einem erblichen hätte entwickeln müssen, wenn dies nicht eine ganz besondere Ungunst der Verhältnisse unmöglich gemacht hätte. Denn die königliche Gewalt Ottos III. und schon die seines Vaters beruhten doch bei weitem mehr auf ererbter Macht, als auf der durch die Wahl erfolgten Anerkennung der Großen. Die Existenz eines deutschen Königthums, eines deutschen Reichs und eines deutschen Volks: das war das eine große bleibende Resultat der Regierungen Heinrichs und der beiden Ottonen, welches selbst so stürmische und gefahrvolle Zeiten, wie sie dem Tode des zweiten Otto folgten, nicht mehr erschüttern konnten. Ob ein Kind und ein griechisches Weib nun die Regierung erhielten, welche die volle Kraft und das ganze Ansehen eines deutschen Mannes erheischten, die deutschen Länder und deutschen Stämme blieben dennoch in einem einigen Reiche beisammen.

Aber nicht das deutsche Reich allein überdauerte den Sturm jener Tage, sondern auch die Verbindung dieses Reichs mit Italien und damit das römische Kaiserthum deutscher Nation: das war das andere große Ergebniß der bisherigen Entwickelung. Wenn auch noch mehr als zehn Jahre vergingen, ehe Otto III. die kaiser-

983 liche Krone zu Rom empfing, das Kaiserthum erlosch deshalb nicht, sondern die Gewalt desselben wurde nach wie vor von der vormundschaftlichen Regierung geübt. Denn schon beruhte diese Gewalt nicht sowohl auf der Krönung des Papstes, als vielmehr auf der Verbindung des italischen Reichs mit dem ostfränkischen und war diesem mit dem Königreich Italien selbst als ein untrennbares Eigenthum zugefallen: das Kaiserthum war, wie man sich später ausdrückte, an die deutsche Nation und das deutsche Reich gekommen. Die Herrschaft der Ottonen hatte aber tiefer, als man glauben sollte, bereits in Italien eingewirkt; vor Allem war die sittliche Kraft des Volks gehoben, und man fing bereits an die heilsamen Wirkungen eines geordneten Zustandes zu erkennen. Nur hieraus ist es zu erklären, daß damals, während das deutsche Reich in den bedenklichsten Parteikämpfen lag, trotz aller drohenden Anzeichen, doch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, durch eine einmüthige Erhebung das Joch der Fremden abzuschütteln. Man fühlte, es war eben Alles anders, wie zu den Zeiten der burgundischen Herrschaft.

Die letzten Absichten Ottos II., das italische Reich dem deutschen enger zu verbinden und sich die ganze Halbinsel zu unterwerfen, nachdem die Griechen und Araber aus derselben verdrängt wären, mußten freilich aufgegeben werden; genug, wenn sich nur das behaupten ließ, was in den letzten Jahrzehnden gewonnen war. Aber dies gelang in der unerwartetsten Weise. Wohl war es ein Glück, daß durch innere Kämpfe damals die Kraft der Araber in Sicilien gelähmt und ihr Muth durch den Tod Abulkasems gebrochen war, so daß sie Nichts, als einzelne planlose Raubzüge gegen das italische Festland zu unternehmen wagten. Nicht minder ließ das byzantinische Reich, für welches nie wieder ein so günstiger Zeitpunkt eintrat, um seine erschütterte Herrschaft in Unter-Italien herzustellen, denselben fast ungenützt vorübergehen. Wenn auch ein griechisches Heer damals landete und mit leichter Mühe Apulien und Calabrien wieder besetzte, so wurde die Sache des Ostreichs doch ohne alle nachhaltige Kraft und ernste Ausdauer geführt; nicht einmal so weit gedieh man die langobardischen Fürstenthümer von Neuem der Herrschaft des Kaisers zu Constantinopel zu unterwerfen. In Benevent und Capua hielten sich die Verhältnisse ganz so, wie sie zuletzt Otto II. geordnet hatte; Pandulf und Landenulf behaupteten sich hier in der Herrschaft. In Salerno trat allerdings ein Umschwung der Dinge ein; denn gegen Herzog Manso, der in der letzten Zeit Ottos II. Oberhoheit über Salerno und Amalfi anerkannt hatte, empörten sich zuerst die Bürger von Amalfi, dann

auch die langobardische Bevölkerung von Salerno, und die Salerni- 985.
taner warfen Johann, Lamberts Sohn, einen Mann vom langobar-
dischen Adel, zum Fürsten auf, der sich in voller Freiheit von dem
morgenländischen Reich, wie von der deutschen Herrschaft dann zu
erhalten suchte. Manso gewann Salerno nicht wieder, wohl aber
kam er wieder in den Besitz von Amalfi, indem er sich scheinbar von
Neuem in die Abhängigkeit von Constantinopel fügte, aber in Wahr-
heit als ein freier Fürst dastand. Auch Neapel und Gaeta kehrten,
als sie die kaum befestigte Herrschaft des abendländischen Reichs nach
Ottos II. Tode wieder abgeworfen hatten, unter die Oberhoheit des
griechischen Reichs zurück, aber die Macht der Griechen war auch
hier fast nur ein Schein, denn auch diese kleinen Staaten verwal-
teten sich ziemlich frei und selbstständig. Das morgenländische Reich
gewann demnach wenig oder nichts durch die Niederlage und den
Tod des zweiten Otto, der die Macht der Griechen in der Halbinsel
so ernstlich bedroht hatte; dagegen erhielten sich auch damals alle
jene Verbindungen, die einst der erste Otto durch seinen Bund mit
Pandulf dem Eisenkopf in Unter-Italien angeknüpft hatte.

Freilich schien es eine kurze Zeit lang so, als könnte der grie-
chische Einfluß sogar in Rom selbst noch einmal Platz greifen. Kaum
hatte Theophano die Stadt verlassen, so kehrte der Gegenpapst Boni-
faz, der zehn Jahre vorher der deutschen Partei hatte weichen müs- April 984.
sen, von Constantinopel zurück; mit griechischem Gelde gewann er
einen Anhang in der Stadt, bemächtigte sich des trefflichen Papstes
Johann XIV. und kerkerte ihn in der Engelsburg ein, wo er nach 20. August.
vier Monaten eines gewaltsamen Todes starb. Inzwischen hatte Bo-
nifaz selbst wieder den päpstlichen Stuhl bestiegen, aber ehe noch ein
Jahr verging, starb er eines jähen Todes, mit den Verwünschungen
und dem Abscheu aller Römer belastet. Nicht die deutsche Partei Juli 985.
gewann durch seinen Tod sogleich die Oberhand, sondern die Gewalt
blieb denen, die sich einst unter dem Herzog Crescentius gegen Otto II.
erhoben und ohne Frage auch die Rückkehr des Bonifaz unterstützt
hatten; an ihrer Spitze stand des Crescentius Sohn, Johannes Cre-
scentius mit Namen, der unter dem angemaßten Namen eines Patri-
cius die Stadt beherrschte. Der Patricius war des Kaisers Statt-
halter in Italien und Rom gewesen; wessen Statthalter aber Johan-
nes Crescentius zu sein meinte, ist schwer zu sagen. Denn die Hoheit
der morgenländischen Kaiser erkannte er auch nicht dem Namen nach
an, und mit dem deutschen Hofe stand er in völlig unklaren Verhält-
nissen; frei, wie einst Alberich, so scheint es, wollte er Rom beherr-

985. schen. Zum Papst erwählten die Römer damals Johann XV., eines römischen Priesters Sohn, ohne die Genehmigung der Theophano, wie man annehmen muß, zu der Wahl einzuholen. Ruhmlos hat Johann XV. mehr als zehn Jahre auf dem Stuhle Petri gesessen, meist nur ein fügsames Werkzeug in der Hand des Crescentius, nicht einmal von der Geistlichkeit geachtet, da ihm das Wohl der Kirche wenig am Herzen lag und er nur darauf Bedacht nahm, wie er sich und die Seinen aus den Einkünften der Kirche bereichern könnte.

Zeigte sich so in Rom auch ein Widerstand gegen die Herrschaft der Deutschen und isolirte sich die Stadt wieder mehr von dem abendländischen Reiche, so wurde dagegen in Tuscien und in der Lombardei auch nicht einmal der Gedanke gehegt, eine durchgreifende Aenderung der politischen Verhältnisse herbeizuführen. In Tuscien vertrat Herzog Hugo, der in den letzten Zeiten Ottos II. hergestellt war, jetzt mit Eifer die Sache des jungen Königs, während es in der Lombardei die Bischöfe, die von den Ottonen so reich ausgestattet waren, mehr in ihrem Interesse fanden, sich durch engen Anschluß an das königliche Haus die erworbenen Rechte zu wahren und sie durch neue Privilegien zu erweitern, als sie durch den ungewissen Ausgang eines Kampfes gegen die Deutschen auf das Spiel zu setzen. Schon war auch der größte Theil des lombardischen Adels in den Vasallendienst der Bischöfe getreten und wurde durch deren Interesse in gleicher Weise an die königliche Familie gefesselt. Die Minderjährigkeit des Königs war der weiteren Entwickelung der bischöflichen Hoheit in den Städten des nördlichen Italiens ungemein förderlich, ohne jedoch eine tiefer eingreifende Umgestaltung der bestehenden Zustände herbeizuführen. Die königlichen Rechte übte hier Adelheid, die Großmutter des Königs, der die von Otto II. übertragene Statthalterschaft blieb und die meist zu Pavia residirte. Daß man sie schon seit einem Menschenalter recht eigentlich als die Königin des Landes ansah, mußte viel dazu beitragen, in diesen schwierigen Zeiten ihr Ansehen in den Augen des Volkes aufrecht zu erhalten.

Venedig, das Otto II. noch in seiner letzten Zeit mit Krieg bedroht und umlagert hatte, wurde durch seinen Tod schnell aller Besorgniß enthoben. Die Coloprini gaben die Belagerung auf und suchten die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt zu erwirken; aber umsonst bemühte sich Jahre lang Adelheid für sie, und erst im Jahre 988 nahm Venedig die Flüchtlinge wieder auf. Der Vertrag, den die Republik mit Otto II. geschlossen hatte, wurde erneuert, und

alljährlich brachten abermals die Venetianer den Mantel und 50 Pfund 985.
Silber am königlichen Hofe als Tribut dar.

12.

Die Griechin Theophano als Regentin des abendländiſchen Kaiſerreichs; Erhebung Hugo Capets auf den franzöſiſchen Thron.

Eine wunderbare Fügung war es fürwahr, daß einer griechiſchen Kaiſertochter die Regierung des abendländiſchen Reichs zufiel, während gleichzeitig ihre Brüder auf dem kaiſerlichen Throne zu Conſtantinopel ſaßen. Je tiefer die Kluft war, welche die Entwickelung der lateiniſchen Chriſtenheit von dem religiöſen und politiſchen Leben der Griechen bereits ſeit Jahrhunderten trennte, je ſchwieriger war die Aufgabe, welche dem jungen fremden Weibe erwuchs, das ungewöhnliche Ereigniſſe an die Spitze der abendländiſchen Welt geſtellt hatten.

Die Natur des ottoniſchen Kaiſerthums war, wie gezeigt iſt, von der Art, daß Alles auf der Perſönlichkeit des Herrſchers beruhte; nur ein bedeutender und kraftvoll durchgreifender Charakter konnte ſich in der Herrſchaft behaupten und mit den Mitteln derſelben große Zwecke erreichen. Vor Allem ſchien aber jetzt eine ungewöhnliche Kraft erforderlich, wo die Herrſchaft der Deutſchen von allen Seiten bedroht und Vieles von dem bereits Gewonnenen ſogar verloren war. Und nun ſollte eine in Vergnügungen, Wohlleben und Pracht erwachſene Frau leiſten, was die volle Seelenſtärke des beſten Mannes in Anſpruch nahm! Nimmt man hinzu, daß dieſe Frau in Deutſchland, wie in Italien jener Anhänglichkeit des Volkes völlig entbehrte, die angeſtammten Fürſten freiwillig zufällt, daß ſie alle jene Vorurtheile zu tragen hatte, welche die abendländiſchen Völker im Bewußtſein des kirchlichen und politiſchen Gegenſatzes gegen die Griechen hegten, daß ſie überdies eines leichtfertigen Lebenswandels verdächtigt und die ſchlimmſten Gerüchte von ihr gefliſſentlich ausgeſtreut waren, ſo wird man die ganze Schwere des Werks ermeſſen, welches Theophano, indem ſie die vormundſchaftliche Regierung für ihren Sohn antrat, auf ſich nahm. Aber ſie war bereit Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verſtorbenen Gemahls

983. fortzuſetzen und ihrem Sohn das Reich ſeiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiſer, ſo war ſie entſchloſſen, den kaiſerlichen Thron ſelbſt zu beſteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für ſich und ihren Sohn in Anſpruch zu nehmen. Mit männlicher Entſchloſſenheit ergriff ſie die Zügel der Regierung und hat, mit den Künſten der Herrſchaft von früheſter Jugend an nicht unbekannt, das Reich ſieben Jahre nicht ohne Ruhm verwaltet. „Sie „war" — ſo urtheilt von ihr Biſchof Thietmar von Merſeburg, der wahrlich keinen Grund hatte ihr zu ſchmeicheln — „eine Frau von „beſcheidenem und doch feſtem Charakter, wenn ſie gleich von der „Schwäche ihres Geſchlechts nicht frei blieb; ſie führte, was bei den „Griechen ſelten iſt, einen muſterhaften Lebenswandel und wachte mit „wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres „Reichs, indem ſie die Hoffärtigen demüthigte, die Demüthigen aber „erhob." Dieſes Urtheil ſchlägt jede üble Nachrede nieder, die damals und ſpäter der trefflichen Frau bereitet iſt, und läßt ſie im Lichte der Wahrheit erkennen. Schon früh hat man ihr Schuld gegeben, ſie ſei im Herzen immer Griechin geblieben und habe keine Theilnahme für das deutſche Volk gehabt; aber die Wahrheit iſt, daß ſie über den Pflichten, die ihre neue Heimath ihr auferlegte, ihr altes Vaterland faſt vergeſſen und kein Recht des abendländiſchen Reichs jemals Conſtantinopel und ihren Brüdern zum Opfer gebracht hat.

Zuerſt mußte Theophano ihren Blick auf die wendiſchen Marken richten; hier war Alles verloren, hier mußte die Ehre des Reichs um jeden Preis hergeſtellt werden. Der Zufall wollte es, daß durch den Tod der beiden Markgrafen Dietrich und Rikdag gerade damals die Nordmark und die thüringiſche Mark erledigt wurden. Dietrich und Rikdag hinterließen Söhne; aber ſei es nun, daß dieſe noch nicht das männliche Alter erreicht hatten, ſei es, daß ſie nicht fähig ſchienen in ſo bedenklicher Zeit das Land zu vertheidigen, die Marken wurden nicht ihnen übertragen, ſondern die Nordmark kam an den Grafen Lothar aus dem Hauſe Walbeck, die thüringiſche Mark dagegen an Eckard, deſſen Vater Günther einſt ſchon dieſe Mark verwaltet hatte. Es zeugt für die Entſchiedenheit der Kaiſerin, daß ſie in ſo mißlicher Lage den Haß nicht ſcheute, den das Verlaſſen der Erbfolge bei der Vertheilung der Reichslehen ſtets den Regierenden erregte. Zugleich traf ſie eine andere wichtige Veränderung. War unter Dietrich als Markherzog noch eine gewiſſe Verbindung zwiſchen den wendiſchen Marken erhalten worden, ſo wurde dieſe jetzt ganz aufgelöſt. Lothar, Dietrichs Nachfolger, ſtand durchaus nur in gleicher Stellung neben

Eckard und dem Markgrafen Hodo, der seit dem im Jahre 978 er- 985.
folgten Tode des Markgrafen Thietmar die ganze Ostmark mit der Mark Lausitz verwaltete. Fortan also gab es drei Markgrafschaften gegen die Wenden: die Nordmark, die Ostmark oder Mark Lausitz und die Mark Meißen, die völlig unabhängig von einander und dem sächsischen Herzogthume standen; sie waren Fahnlehen, die unmittelbar von dem König abhingen.

Als Theophano so die Verhältnisse der Marken geordnet hatte, drang noch im Jahre 985 ein deutsches Heer in das Wendenland ein und durchzog es verheerend nach allen Seiten, aber es kehrte ohne große Erfolge erreicht zu haben zurück. Die von der Nordmark abhängigen überelbischen Gegenden blieben dem Reiche verloren; wenig mehr erhielt sich von der deutschen Herrschaft in der Niederlausitz, auf welche, wie es scheint, jener Kriegszug besonders gerichtet war; am Ersten befestigten die Deutschen ihr Ansehen wieder in der Mark Meißen, welche Böhmen und die Oberlausitz überwachte. Es war besonders die Persönlichkeit Eckards, der man hier größere Erfolge verdankte. Eckard war der Sohn jenes thüringischen Grafen Günther, dem Otto I. nach Geros Tode bei der Theilung der thüringischen Mark neben Wigbert und Wigger eine Markgrafschaft hier übertragen hatte, der aber bei Otto II. in Ungnade gefallen und seines Reichsamts entkleidet war. Mit seinem Vater war dann Eckard Otto II. nach Italien gefolgt; sein Vater fiel in der blutigen Schlacht gegen die Araber, er selbst gewann sich durch treue, ritterliche Dienste die Gunst des Kaisers. Mit Ruhm gekrönt kehrte Eckard in seine Heimath zurück und vermählte sich hier mit Swanehild, der Schwester des Herzogs Bernhard von Sachsen und Wittwe des reichen Markgrafen Thietmar. Schon war Eckard einer der angesehensten und reichsten Männer in den thüringischen Gegenden, und es war von der äußersten Wichtigkeit, daß er sich in dem verhängnißvollen Jahre 984 treu zu Theophano hielt. Den Lohn seiner Treue empfing er jetzt, indem er nicht allein die Markgrafschaft seines Vaters zurückerhielt, sondern ihm die ganze thüringische Mark, wie sie zuletzt Rikdag innegehabt hatte, übertragen wurde. Durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und ritterliche Sitte machte Eckard seiner vornehmen Geburt und seiner hohen Stellung Ehre; es lebte Etwas in ihm von dem Geiste und der Art des alten Markgrafen Gero, nur daß er unter ein schwächlicheres Geschlecht versetzt, als die Zeit Ottos I. hervorgebracht hatte, sich weniger in den ihm von Gott angewiesenen Schranken zu halten wußte und seinen Blick zu übermäßiger Höhe

985. zu erheben wagte. Die Mark Meißen bedurfte damals eines Mannes, wie Eckard war, denn es zeigte sich sehr bald, daß sich der Böhmenherzog Boleslaw nur scheinbar dem jungen König unterworfen hatte. Als Boleslaw Meißen, das er noch besetzt hielt, ausliefern
986. sollte, weigerte er sich dessen entschieden, und schon im Jahre 986 mußte ein sächsisch-thüringisches Heer gegen ihn aufgeboten werden. Das Heer, das der königliche Knabe selbst begleitete, drang in Böhmen ein und verwüstete weit und breit das Land; sechs und vierzig feste Burgen Boleslaws sollen auf diesem Feldzug zerstört sein. Zum
987. zweiten Male rückte im folgenden Jahre ein deutsches Heer in Böhmen ein und nöthigte Boleslaw endlich sich dem Könige wieder zu unterwerfen. Meißen wurde ausgeliefert und nun von Eckard besetzt, die Burgen an der Elbe hergestellt und dadurch die Herrschaft der Deutschen in diesen Gegenden wieder gesichert; Bischof Volkold kehrte nach Meißen zurück, und so trat mindestens eines der von Otto dem Großen gestifteten Bisthümer wieder in das Leben. Vor Allem beruhten diese Erfolge auf der Tüchtigkeit Eckards, und da es ihm gelang sich auch in der Folge gegen den Böhmenherzog zu behaupten und zugleich die Milzener in der Oberlausitz abermals zu unterjochen, stieg der Ruhm des Mannes von Tag zu Tag. Alle thüringischen Grafen beugten sich bald willig vor ihm und erwählten ihn zu ihrem Herzog; der König gab ihm den größten Theil seiner Reichslehen zum Eigenthum und erhob ihn dadurch fast über alle Vasallen des Reichs.

Daß sich der Böhmenherzog Boleslaw für den Augenblick zum Ziele legte, verdankte Theophano aber noch einem andern glücklichen Umstande. Schon erhob sich neben der bedeutenden Macht, welche das böhmische Herzogthum im Osten gewonnen hatte, ein neues kräftiges slawisches Fürstenthum unter den Polen. Mieczislaw hatte im engen Anschluß an die Deutschen in gleicher Weise seine fürstliche Gewalt gestärkt, wie einst Boleslaw I. in Böhmen, und suchte jetzt durch Eroberungen sein Gebiet zu erweitern. Sein gefährlichster Nebenbuhler war der Böhme, und indem er die Deutschen gegen ihn unterstützte, diente er nur seinem eigenen Interesse. Deshalb zog er im Jahre 985 dem deutschen Heere gegen die Wenden zu Hülfe, deshalb stieß er im Jahre 986 abermals in Böhmen zum Heere des jungen Königs, und diese Dienste blieben nicht unbelohnt, da Boleslaw ihm die schlesischen Gegenden am linken Ufer der Oder, die er bisher beherrscht hatte, abtreten mußte. Schon richtete der Pole seinen Blick auch auf Chrobatien, die Gegenden um Krakau,

die damals den Böhmen gehörten, ſchon trachtete er andererſeits danach 987.
durch Unterwerfung der wendiſchen Pommern ſeine Herrſchaft bis zu den Küſten der Oſtſee auszudehnen; er war noch der willigſte Dienſtmann des jungen Königs, aber er legte die Fundamente eines Reichs, das bald der deutſchen Herrſchaft gefährlich werden ſollte.

Während im Oſten die Herrſchaft der Deutſchen, wenn auch nicht ohne Einbußen, doch im Ganzen und Großen noch aufrecht erhalten wurde, ging ſie gleichzeitig im Norden, wo ſie von jeher weniger ſtark befeſtigt war, faſt ganz zu Grunde. Es iſt bereits erzählt, wie ſich gegen den alten König Harald Blauzahn, den Chriſtenfreund und Vaſallen des Kaiſers, nach der Unglücksſchlacht in Calabrien die Dänen erhoben und des Königs eigner Sohn Sven ſich an die Spitze der Empörung geſtellt hatte. Vater und Sohn rüſteten ſich gegeneinander zum Seekrieg, denn nur auf den Schiffen pflegten die Dänen zu kämpfen. Erſt an der Küſte von Jütland, dann bei Seeland kam es zu blutigen Schlachten auf dem Meere; der Sohn blieb Sieger, und der Vater mußte ſich vor ihm nach jener Jomsburg flüchten, die er einſt in ſeiner Jugend an der Mündung der Swine erbaut hatte, um von ihr aus ſich das Wendenland zu unterwerfen. Längſt hatte Harald dieſe entlegene Burg aufgegeben, die darauf bald von dieſem, bald von jenem Vikingerſchwarm beſetzt wurde, der ſich ſtreit- und beutelüſtig auf dem baltiſchen Meere umhertrieb; oft hatte ſie als ſichere Zufluchtsſtätte verbannten und landesflüchtigen Nordlandsſöhnen gedient, ſo zuletzt dem Palnatoke, einem abenteuernden Mann aus Fühnen, der in ihr eine Waffenbrüderſchaft eigenthümlichſter Art begründete. Kein Mitglied ward in dieſelbe aufgenommen, das nicht vollwichtige Proben von Heldenmuth abgelegt hatte; kein Weib durfte die Burg betreten, Niemand länger als drei Nächte ohne Palnatokes Geheiß außer der Burg verweilen; jede Uebertretung der Satzungen zog ohne Weiteres die Ausſtoßung aus dem Bunde nach ſich, der Wächter der Satzungen aber war Palnatoke ſelbſt, ohne deſſen Geheiß und Willen Nichts unternommen werden durfte; Feigheit galt unter den Jomsburgern für die größte Schmach, ſchon ein furchtſames Wort war ein Verbrechen; gemeinſam theilten ſie, wie alle Gefahren, ſo auch die auf ihren Zügen gewonnene Beute und hatten ſich untereinander gleich Brüdern Blutrache geſchworen. Das Reich Palnatokes war das offene Meer, und ein Heide, wie er und die Seinen noch waren, war er mit allen ſeinen Schiffen Sven gegen den Vater zu Hülfe gezogen. So ſtand die Jomsburg während der Kämpfe zwiſchen Harald und Sven leer und wurde ohne Be-

987. schwerde von einem andern Vikingerschwarm in Besitz genommen. An der Spitze desselben stand Olaf Tryggves Sohn, ein Sproß des alten norwegischen Königshauses, der als Kind von Jarl Hakon aus dem Lande seiner Väter vertrieben, in der Fremde von russischen Vikingern erzogen war und dort das Christenthum angenommen hatte. Fast noch ein Knabe hatte er sich dann in die Welt gewagt und war ausgezogen, um sein väterliches Reich zu erobern. Mit vielen Schiffen ging er in See und setzte sich zunächst in der Jomsburg fest. Zu ihm kam der alte Harald jetzt auf der Flucht und fand bei ihm Beistand, um noch einmal den Kampf gegen seinen pflichtvergessenen Sohn beginnen zu können. Bei Helgenes, wahrscheinlich an der Küste von Bornholm, stritten Vater und Sohn zum dritten Mal miteinander. Die Schlacht blieb unentschieden; müde des langen Haders, wollten die Kämpfenden sich vertragen und beschlossen am folgenden Tage über den Frieden zu unterhandeln. Als aber der alte König an das Land ging und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Feinde sorglos durch einen Wald zog, traf ihn aus dem Gebüsch ein Pfeil Palnatokes. Verwundet wurde der alte Kriegsheld nach der Jomsburg geschafft; hier starb er am 1. November 985. Seine Leiche wurde von seinen Kriegern nach Roschild gebracht, und dort nach Christensitte unverbrannt in der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt, die er daselbst aus Holz hatte erbauen lassen. Haralds Tod blieb für immer ein blutiger Flecken in der Geschichte des dänischen Reichs, und als hundert Jahre später König Svend Estrithson dem Meister Adam von Bremen von diesen Geschichten erzählte, bekannte er: „Dieser Vater„mord ist es, der Sven in das Verderben stürzte und den wir, seine „Nachkommen, auch jetzt noch büßen."

Mit Haralds Tode unterlag für den Augenblick die christliche Kirche in Dänemark, ging der Einfluß der Deutschen für lange Zeit unter. Sven Gabelbart, wie ihn das Volk nannte, zeigte sich bald, obwohl er in seiner Jugend getauft war, als ein grausamer Verfolger des Christenthums und der Christen. Die Bisthümer Aarhuus und Odense gingen bald ganz ein; Ripen und Schleswig bestanden mehr dem Namen, als der That nach. Es blieben wohl Christen in Dänemark, aber eine kirchliche Gemeinschaft konnte sich unter ihnen nicht erhalten; furchtsam und schüchtern erfüllten sie die Gebote ihres Glaubens, während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde. Alle Bemühungen des Erzbischofs Adeldag die Wuth Svens gegen die Christen zu besänftigen waren umsonst, und mit Bekümmerniß stieg der alte Heidenapostel in das Grab. Aber nicht ungestraft blieb

Svens Verbrechen. Seine Herrſchaft war nicht geſichert, da mit Ha- 987.
raldś Untergang auch das alte Vikingerthum der nordiſchen Stämme ſo mächtig, wie nur je zuvor, wieder auflebte. Die Jomsburger waren Svens Feinde; ſie überfielen ſein Reich und nahmen ihn zweimal gefangen. Zweimal mußten die Dänen ihren König auslöſen; aber doch wurde er bald darauf, als er zur Zerſtörung der Jomsburg ausziehen wollte, ehe er noch in See ging, mitten in ſeinem Heere, zum dritten Male von den Jomsburgern zum Gefangenen gemacht, und mit hohem Löſegeld, bei dem die däniſchen Frauen ſelbſt ihren Schmuck darbrachten, mußte das Volk zum dritten Male ſeinen König löſen. Sven wurde das Geſpött der Seinen, die ihn einen Sklaven, den ſie um Geld gekauft hätten, nannten, und als bald darauf der Schwedenkönig Erich Svens Reich angriff und ihn in mehreren Seeſchlachten ſchlug, ließ er ſogar ſein Land in Stich und zog mit ſeinen Schiffen in fremde Meere und an fremde Küſten, um dort ein abenteuerndes Leben zu beginnen. Er ſuchte eine Freiſtatt, aber lange umſonſt. An den norwegiſchen, wie an den engliſchen Küſten verweigerte man ihm die Aufnahme, die ihm endlich in Schottland gewährt wurde. „So vertauſchte er," ſagt Thietmar, „Sicherheit und Ruhe mit un„ſtätem Umherſchweifen, Friede mit Krieg, ſein angeſtammtes Reich „mit der Fremde, Gott mit dem Teufel." Jahr für Jahr unternahm nun Sven von Schottland aus Raubzüge, auf denen er vor Allem ſein früheres Königreich heimſuchte; er hatte Gefallen an den Leiden der Seinen und rühmte ſich, ſie ſähen jetzt, daß er nicht ein feiler Knecht, ſondern ein freier Mann ſei; hätten ſie früher ſeine königliche Huld verſchmäht, ſo ſollten ſie nun ihn als Feind und die Schwere ſeines Königszorns kennen lernen.

Erich, jetzt König der Schweden und Dänen, war noch Heide, aber er verfolgte doch die Chriſten nicht mit ſolcher Erbitterung, wie Sven, und der Erzbiſchof Libentius, der Adeldag gefolgt war und in deſſen Geiſte zu wirken ſuchte, wagte es einen Geiſtlichen, mit Namen Poppo, als Friedensboten an den König zu ſchicken. Es gelang dieſem das Herz des Königs zu gewinnen; durch ein neues Feuerwunder ſoll er, gleich dem erſten Poppo, Erich vermocht haben die Taufe zu nehmen. Seitdem fing die Miſſion an wieder aufzuleben, in der ſich beſonders zwei vornehme und reiche däniſche Männer auszeichneten, die dem Königshauſe verwandt waren. Es waren die beiden Odinkar, Oheim und Neffe, beide in Bremen erzogen. Der ältere predigte in Fühnen, Seeland, Schonen und Schweden; der jüngere wurde zum Biſchof von Ripen ernannt. Auch Schleswig

987. erhielt in dieser Zeit in Poppo, dem Friedensvermittler, von Neuem einen Bischof. Aber zu nachhaltigen Erfolgen brachten es diese Prediger nicht, da Erich selbst bald wieder in das Heidenthum zurückfiel. Nur ein Kriegszug, wie der Ottos I., hätte der Mission kräftiges Leben geben können, und an eine solche Unterstützung von Seiten des deutschen Reichs war während der Minderjährigkeit des Königs nicht zu denken. Eine Abhängigkeit seiner Herrschaft von dem deutschen Reiche erkannte Erich nicht an, und Herzog Bernhard hatte genug zu thun, daß er nur die Mark Schleswig gegen die Angriffe der Dänen schützte.

So sehr die nordischen Kämpfe gewiß die Aufmerksamkeit der Theophano in Anspruch nahmen, so war doch ihr Blick vorzugsweise damals nach Westen gerichtet, wo unerwartete Ereignisse die Lage der abendländischen Welt wesentlich umgestalteten.

Am 2. März 986 starb König Lothar im frischesten Mannesalter, und es folgte ihm sein Sohn Ludwig V., der schon früher als des Vaters Mitregent gekrönt worden war. Kaum dem Knabenalter entwachsen, überdies von geringen geistigen Fähigkeiten und schwachem Charakter bedurfte der neue König einer Leitung, und es schien in der ersten Zeit, als ob er sich ganz der Führung seiner Mutter Emma, der Tochter der Kaiserin Adelheid, überlassen wollte. Lothar, bis an sein Ende mit weitausschweifenden Plänen beschäftigt, stets mit der Hoffnung sich tragend, bei der Minderjährigkeit Ottos III. die Macht der Karolinger herstellen zu können, hatte niemals mit dem deutschen Reiche Frieden geschlossen; noch war Verdun in den Händen der Westfranken, noch Graf Godfried, der Bruder des Erzbischofs Adalbero von Reims, in Gefangenschaft. Emma begriff, daß die Regierung ihres Sohns ohne mit dem deutschen Reiche Frieden zu schließen kaum zu sichern sei, zumal sie selbst an dem Hasse ihres alten Feindes Hugo Capets und ihres Schwagers Karl von Lothringen schwer zu tragen hatte. Der Friede mit der vormundschaftlichen Regierung des deutschen Reichs war deshalb ihr einziges Streben, und die Vermittlung desselben erwartete sie zunächst von ihrer Mutter Adelheid, doch konnte sie auch den Beistand des Erzbischofs Adalbero von Reims und Gerberts, seines getreuen Gehülfen, unter solchen Verhältnissen nicht entbehren. So änderte sich für den Augenblick die ganze

Lage der Dinge. Adalbero gewann unerwartet das größte Ansehen 987.
am Hofe wieder, während Hugo Capet mit den Seinen sich zurückgesetzt fühlte. Emma verlangte auf das Dringendste eine Zusammenkunft mit ihrer Mutter, die in Remiramont am 18. Mai abgehalten werden sollte; sie versprach sich in allen Dingen dem Rathe Adelheids zu fügen, während gleichzeitig auch Erzbischof Adalbero mit der Kaiserin Theophano über den Frieden unterhandelte. Ob jene Versammlung wirklich abgehalten ist, wissen wir nicht, aber jedenfalls hatte sie geringen Erfolg. Denn kurz darauf erfolgte von Neuem ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse am Hofe Ludwigs. Man erfüllte das Gemüth des jungen, leichtgläubigen Fürsten mit Verachtung gegen seine Mutter, indem man ihr namentlich ehebrecherischen Umgang mit dem Bischof Adalbero von Laôn vorwarf und ihm zugleich den Erzbischof von Reims als einen Verräther darstellte. Ludwig warf sich jetzt ganz Hugo Capet in die Arme und drohte sogar den Erzbischof in Reims mit Waffengewalt zu überfallen. Nur dadurch entzog sich Erzbischof Adalbero einem feindlichen Angriffe, daß er gelobte, sich öffentlich von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Zu diesem Ende wurde ein Reichstag auf den 27. März festgesetzt. Inzwischen aber wandte sich Adalbero an die Kaiserin Theophano, unterrichtete sie von Allem, was geschehen war, bat sie um ihren Beistand und versprach Gerbert zu ihr zu senden. Emma, ganz aus der ihrer würdigen Stellung verdrängt, ging gleichzeitig brieflich ihre Mutter mit den beweglichsten Klagen an, da sie Rettung und Heil nur von ihr erwarten konnte. Theophano blieb bei diesen Dingen nicht gleichgültig; sie ging in der That damit um, ein Heer zu sammeln und Ludwigs Reich mit Kriegsmacht zu überziehen. Dies machte doch auf den jungen König Eindruck, und er zeigte sich geneigt den lange erwarteten Frieden mit dem deutschen Reiche zu schließen und sich mit seiner Mutter auszusöhnen. Die Herzogin Beatrix von Lothringen, die Schwester Hugo Capets und vertraute Freundin der Kaiserin Adelheid, begab sich nach Compiegne; als geschickte Vermittlerin, wie sie sich auch diesmal bewies, brachte sie es dahin, daß sich Ludwig mit seiner Mutter aussöhnte und eine Zusammenkunft Beider mit der Kaiserin Adelheid, dem Herzog Karl von Lothringen und Herzog Heinrich von Burgund, Hugo Capets Bruder, verabredet wurde, auf der die Grundlagen eines Friedens mit dem deutschen Reiche festgestellt werden sollten; am 25. Mai sollte diese Zusammenkunft zu Montfaucon stattfinden. Unter diesen Verhältnissen wurde der Reichstag, auf dem sich Adalbero rechtfertigen sollte, aus-

987. gesetzt und das gerichtliche Verfahren gegen ihn vertagt. Adalbero und Gerbert trauten jedoch der Zukunft noch keineswegs; sie befürchteten, Theophano, deren freundliches Verhältniß zu Adelheid sich bereits merklich wieder gelöst hatte, würde ein Abkommen, das ohne ihr Wissen getroffen wäre, misbilligen, und leiteten deshalb neue Unterhandlungen über den Frieden mit ihr selbst ein. Da in der That auf allen Seiten der Wunsch nach einer Beilegung der Streitigkeiten rege war, führten diese Unterhandlungen schnell zum Ziele, und schon am 17. Mai wurde der Friede zwischen Ludwig und Theophano abgeschlossen, noch ehe jene Versammlung zu Montfaucon abgehalten werden konnte. Die Königin Emma und Erzbischof Adalbero wurden mit ihren Feinden in Frankreich und Lothringen ausgesöhnt, namentlich auch mit dem Herzog Karl von Niederlothringen; Graf Godfried, Adalberos Bruder, wurde endlich seiner Haft entlassen und Verdun dem deutschen Reiche zurückgegeben. So schien denn endlich ein festerer Zustand in dem Westfrankenreiche begründet und dessen Verhältnisse zu Deutschland dauernd geordnet, als ein plötzlicher Todesfall unvermuthet Alles abermals in Frage stellte.

Wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens, am 21. Mai 987, verschied zu Senlis König Ludwig, noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, ohne einen Erben zu hinterlassen. Ein unglücklicher Fall soll einen Blutsturz zur Folge gehabt und dieser seinem Leben schnell ein Ende bereitet haben. Vom Mannsstamme Karls des Großen lebte jetzt außer einem unehelichen Sohn König Lothars, Arnulf, der dem geistlichen Stande geweiht war und damals zu Laôn lebte, nur noch Lothars Bruder, Herzog Karl von Niederlothringen, mit zwei Söhnen, die noch im Knabenalter standen. Arnulf schlossen Geburt und Stand in gleicher Weise von der Nachfolge aus. Herzog Karl war unfraglich der einzige berechtigte Erbe der französischen Krone, und er zögerte auch keinen Augenblick sein Anrecht auf dieselbe in Anspruch zu nehmen. Aber zu seinem Unglück befand er sich dabei in Verhältnissen, die ihm wenig Hoffnung ließen, sein Erbrecht zur Geltung zu bringen. Seit längerer Zeit war er ein Vasall des deutschen Reichs und seiner Heimath fast entfremdet. Er lebte in der Ehe mit einer Frau, die man nicht als ebenbürtig ansah, da ihr Vater ein Dienstmann Hugo Capets war; das Erbrecht seiner Söhne wurde deshalb bezweifelt. Ferner konnte er ohne die Zustimmung der französischen Großen nicht hoffen den Thron seiner Väter zu besteigen, aber unter ihnen hatte er viele persönliche Widersacher; namentlich war der ganze Anhang Hugo Capets, der jetzt augenscheinlich selbst nach

der Krone trachtete, ihm entgegen; auch die Königin Emma, deren 789.
Ansehen die letzten Zeiten wieder etwas gehoben hatten, war mit ihren Freunden wider ihn, da er sie und ihren Günstling, den Bischof Adalbero von Laôn, auf das Schonungsloseste verfolgt hatte. Endlich lebte Karl seit langer Zeit in Feindseligkeiten mit dem Bischof Adalbero von Reims, der ihm die Krone auf das Haupt setzen sollte. Aber so groß die Schwierigkeiten für ihn auch waren, Karl hoffte dennoch ihnen begegnen zu können. Er begab sich sofort nach Reims und versuchte den Erzbischof für sich zu gewinnen. Adalbero verlangte von ihm, er solle sich von seinem bisherigen Anhange trennen, da er sich mit Kirchenräubern und Bösewichtern jeder Art umgeben habe. Karl erwiederte, seine Lage erheische eher sich neue Freunde zu suchen, als sich von seinen alten Anhängern zu trennen. Adalbero meinte, dann könne man von ihm als König nichts Gutes erwarten, und verwies ihn schließlich auf den gemeinsamen Beschluß der Großen des Reichs, ohne deren Zustimmung er in dieser Sache Nichts zu thun vermöge.

Diese Verhandlungen mußten für Karl fruchtlos bleiben, denn in der That war der Erzbischof von Hugo Capet bereits gewonnen und ihm verpflichtet. Als man zu Compiegne die Leiche König Ludwigs bestattete, hatten die versammelten Großen sogleich die Lage des Reichs in Betracht genommen. Noch schwebte die Anklage gegen Adalbero als Landesverräther, wie sie von dem verstorbenen König erhoben war, aber in der Versammlung der Großen ließ es Hugo Capet sein erstes Geschäft sein, es dahin zu bringen, daß jedes weitere Verfahren gegen Adalbero niedergeschlagen und von der ganzen Sache Abstand genommen wurde. „Gebet jeden Verdacht," sprach er zu den Fürsten, „gegen Erzbischof Adalbero auf und erweiset ihm als dem ersten „Bischof des Reichs alle Ehre. Erkennet seine Rechtschaffenheit, seine „Weisheit, seinen Adel an, und verehret ihn, wie er es verdient." Zugleich übertrug Hugo mit Zustimmung der übrigen Fürsten Adalbero die Leitung der weiteren Berathungen über die Zukunft des Reichs. Und sofort erhob sich nun der Erzbischof und brachte die Frage wegen der Nachfolge im Reich zur Erwägung. Man müsse eine Wahl treffen, sagte er, da indessen nicht alle Großen zugegen seien, die Wahl aber das Heil und Wohl Aller beträfe, sei ein Aufschub nöthig, damit eine allgemeine Reichsversammlung zusammentreten und Jedermann auf derselben gehört werden könnte; vorläufig sollten alle Anwesenden „dem großen Herzog" sich eidlich verpflichten, vor dieser Versammlung kein besonderes Abkommen zu treffen oder eigene Zwecke

987. zu verfolgen. Alle nahmen dies an, leisteten Hugo den Eid und trennten sich. Es ist klar, der Erzbischof und Herzog Hugo, welches auch früher ihr Verhältniß gegeneinander gewesen sein mochte, waren völlig im Einverständniß: Hugo trachtete nach der Krone, und Adalbero, jener lothringische Priester, den einst die Macht Ottos des Großen auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben hatte, wollte Frankreich einen Wahlkönig geben.

Man eilte mit dem Wahltage. Im Monat Juni kamen die großen Reichsvasallen und Bischöfe, die zu Compiegne Hugo den Eid geleistet hatten, abermals nach ihrem Versprechen zusammen. Nicht alle Großen des Reichs waren erschienen, aber man zögerte nicht die Sache dennoch zu Ende zu bringen. Nachdem die Versammlung eröffnet, ergriff Adalbero „auf einen Wink des Herzogs" — wie der Reimser Mönch Richer, der diese Geschichten beschrieben hat, berichtet — das Wort und erklärte: er wisse recht wohl, daß Karl manche Anhänger im Reiche zähle, die ihm ein Erbrecht an der Krone beimäßen, aber ihnen sei zu erwidern, daß der fränkische Thron nicht nach Erbrecht gewonnen würde, sondern durch Wahl, und daß Niemand zum Könige gewählt werden dürfe, den nicht außer dem Adel der Geburt auch hervorragende sittliche Eigenschaften empföhlen; die Geschichte lehre, daß oft Fürsten aus den erlauchtesten Häusern durch Unfähigkeit ihre Würde verloren und andere in ihre Stelle getreten seien, gleichviel ob von gleicher oder minder vornehmer Geburt; Karl habe sich aber in seinem ganzen Leben des Thrones unwürdig gezeigt und überdies seine königliche Stellung dadurch herabgesetzt, daß er der Vasall eines fremden Königs geworden sei und die Tochter eines Dienstmanns Herzog Hugos zur Ehe genommen habe; nimmer werde der Herzog vor einer solchen Königin sich beugen; nicht durch fremde, sondern nur durch seine eigene Schuld sei Karl so tief erniedrigt worden. „Wollt ihr das Land," sagte er, „in das Verderben stürzen, „so wählt Karl; wollt ihr aber für sein Wohl sorgen, so krönt den trefflichen Herzog Hugo." Die ganze Versammlung stimmte Adalbero zu, und einmüthig wählte sie Hugo, der dann am 3. Juli zu Reims von Adalbero zum Könige gekrönt wurde. „Seitdem," sagt Richer, „erließ Hugo, umgeben von den Fürsten des Reichs, nach Art der „Könige Verordnungen, gab Gesetze und ordnete Alles." Aber es lag dennoch klar vor Augen, daß seine königliche Gewalt eine andere war, als die der Karolinger; sie gründete sich zunächst nur auf die Wahl der großen Reichsvasallen, die bisher seines Gleichen gewesen waren, und gab ihm in ihren Herrschaften so gut wie gar keine

Rechte. Alle Kronlehen waren ohnehin bereits erblich, und selbst die 987.
Bisthümer wurden zum Theil von den Kronvasallen vergeben. Nur die Rechte also, die ihm freiwillig die Großen des Reichs zustanden, konnte Hugo üben, nicht über sie, sondern nur mit ihnen herrschen; König war er eigentlich nur in seinem eigenen Herzogthum, selbst in den Ländern seines Bruders, des Herzogs Heinrichs von Burgund, und seines Schwagers, des Normannenherzogs Richard, übte er nur eine sehr beschränkte Macht. Wie eng begrenzt dieselbe sei, erkannte Hugo sehr wohl und trat deshalb mit der größten Vorsicht auf; er ging mit seinen hohen Vasallen nur wie ein Gleicher mit Gleichen um, nie soll er vor ihnen die Krone getragen haben. Aber so vorsichtig er war, sein Geist war deshalb nichts desto weniger mit großen Dingen beschäftigt, und sein Streben allein darauf gerichtet, die königliche Macht seinem Hause dauernd zu sichern.

Es war vorauszusehen, daß die Behauptung der Krone Hugo noch große Kämpfe kosten würde, denn weder hatte er im Innern bereits allgemeine Anerkennung gefunden, noch war er vor Theophano sicher, und am Wenigsten stand zu erwarten, daß Karl von Lothringen ohne Kampf seine Ansprüche aufgeben würde. In der That brach dieser bald mit Heeresmacht in Frankreich ein und nahm Laôn ein, damals der festeste Platz im ganzen Reiche, den die Könige noch immer sich zu behaupten gewußt hatten. In der Stadt befand sich die Königin Emma, die jetzt den ganzen Ingrimm Karls zu fühlen hatte; mit ihrem Vertrauten, dem Bischof Adalbero von Laôn, wurde sie in einen Kerker geworfen und trotz aller Bitten und Versprechungen nicht der Gefangenschaft entlassen. Hugo zog bald darauf aus, um Laôn zu gewinnen, aber die Stadt war viel zu fest, um auf den ersten Angriff ihm zu erliegen.

Der innere Krieg war in Frankreich entbrannt; wer als Sieger aus demselben hervorgehen würde, schien davon abzuhängen, auf wessen Seite sich Theophano mit der Macht des deutschen Reichs stellen würde. Erzbischof Adalbero hatte bis dahin nicht allein in sehr nahen Beziehungen zu der Familie der Ottonen gestanden, er war ihr sogar durch einen besondern Eid der Treue verpflichtet und hatte diesen Eid bisher gewissenhaft gehalten; es war hiernach sehr wahrscheinlich, daß er auch hier im Einverständniß mit der Kaiserin gehandelt oder daß er sie andernfalls doch leicht für seinen König gewinnen werde. In Wahrheit aber stand Theophano der Erhebung Hugos durchaus fern, auch gelang es Adalbero nicht sie für den neuen König zu stimmen; Theophano folgte vielmehr der überlieferten Politik des Hauses, den

987. karolingischen Stamm zwar auf dem Throne Frankreichs zu schützen, aber ihn andererseits durch die Macht Hugos im Zügel zu halten, um dann durch eine schiedsrichterliche Stellung zwischen beiden Geschlechtern sich selbst den entscheidenden Einfluß im Lande zu sichern. Sobald die Kaiserin daher von den Vorgängen in Laôn hörte, gebot sie Karl den Bischof und die Königin Emma aus dem Kerker zu entlassen, Hugo dagegen die Belagerung der Stadt aufzugeben; bis zum friedlichen Austrag der Sache sollten die kämpfenden Parteien sich Geißeln stellen. Aber Theophanos Gebot blieb unbeachtet, weder entließ Karl die Königin, noch stellte er Geißeln, noch hob endlich Hugo die Belagerung auf. Als darauf eines Tages Karl einen Ausfall aus Laôn machte, überraschte er die von Wein und Schlaf trunkenen Leute Hugos, schlug sie in die Flucht und steckte das Lager nebst den Belagerungsmaschinen in Brand. Hugos Lage wurde durch diesen Verlust so verschlimmert, daß er Alles meinte aufbieten zu müssen, um sich Theophano zu gewinnen; er stellte Karls Ungehorsam in den grellsten Farben dar, indem er zugleich vorgab, seinerseits die größte Bereitwilligkeit, ihrem Befehle Folge zu leisten, gezeigt zu haben; er bat sie dringend am 22. August mit seiner Gemahlin Adelheid an der Grenze eine Zusammenkunft zu halten, um ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Zugleich bestürmte die Königin Emma Theophano aufs Neue, sich ihrer bedrängten Lage anzunehmen, indem sie Karl des ungemessensten Ehrgeizes beschuldigte. Theophano ließ sich durch alle diese Vorstellungen nicht irren; sie beharrte auf dem eingeschlagenen Wege und ging weder auf die verlangte Zusammenkunft ein, noch hörte sie auf Emmas Bitten: da schloß endlich Hugo schwerbedrängt mit Karl einen Waffenstillstand bis zum 23. October und nahm auch nach Ablauf desselben die Belagerung nicht wieder auf. Laôn blieb in Karls Händen, wie die Königin Emma und der Bischof Adalbero. Ein neuer Versuch der Königin, durch Vermittelung ihrer Mutter ihre Freigebung zu erwirken, war gleich allen früheren erfolglos; dagegen gelang es Bischof Adalbero aus dem Thurme, in dem er eingeschlossen war, zu entspringen und zu König Hugo zu entkommen. Bis dahin hatte Theophano noch keine Beweise gegeben, daß sie Karl bewaffneten Beistand zu leisten gesonnen sei, auch hegte sie mit Richten eine persönliche Vorliebe für ihn, der sich bei früheren Gelegenheiten sehr unzuverlässig gezeigt hatte, aber noch weniger begünstigte sie die Sache Hugos und Adalberos, und diese fingen bereits an zu zweifeln, ob sie ohne Krieg mit dem deutschen Reiche sich würden behaupten können.

Die augenblicklich ihm gegönnte Ruhe benutzte Hugo seine Herr- 987.
schaft im Innern zu befestigen. Noch immer verweigerten ihm nicht wenige weltliche und geistliche Herren die Anerkennung, namentlich im Süden des Landes. Wie Hugo die Widerstrebenden zu gewinnen suchte, zeigt am besten ein Brief an den Erzbischof Siguin von Sens, den Vikar des Papstes. Er sei nicht gewillt, sagt Hugo hier, seine königliche Macht irgendwie zu misbrauchen; er verwalte vielmehr alle Staatsgeschäfte nur in Berathung und nach der Entscheidung seiner Getreuen, und unter diesen würde der Erzbischof eine der ersten Stellen einnehmen; er ermahne ihn daher bis zum 1. November ihm zu huldigen um des Friedens, um der Eintracht der Kirche und der Christenheit willen; weigere er sich dessen, so habe er das gestrenge Urtheil des Papstes und der Bischöfe Frankreichs, wie seinen königlichen Zorn zu fürchten. Solche Vorstellungen wirkten indessen nicht überall, und Hugo hielt es für nöthig, sich dem Süden in Heeresmacht als König zu zeigen; angeblich um die Araber zu bekriegen, gegen die ihn der Graf Borrell von Barcelona unter dem Versprechen der Huldigung um Beistand gebeten hatte. Dieser vorgebliche Zug gegen die Araber mußte Hugo noch zu anderen Zwecken dienen. Schon vorher hatte er den Erzbischof Adalbero aufgefordert, um die Nachfolge im Reiche sicher zu stellen, seinen Sohn Robert, der noch im Knabenalter stand, zu krönen; Adalbero, der ein Wahlreich, nicht eine erbliche Monarchie begründen wollte, suchte Ausflüchte und erwiederte, zwei Könige könnten nicht füglich in einem Jahre gewählt und gekrönt werden. Jetzt trat Hugo mit Borrells Gesuch vor und fragte den Erzbischof, was wohl geschehen würde, wenn er etwa im Kriege gegen die Araber fallen sollte; hierauf wußte Adalbero Nichts zu antworten und krönte in der That zu Orleans am Weihnachtsfest 987 den jungen Robert zum Mitregenten des Vaters. So faßte Hugo bei aller äußerlichen Bescheidenheit und Zurückhaltung, mit der er auftrat, doch scharf alle Mittel und Wege in das Auge, welche eine Befestigung der Macht seines Hauses in Aussicht stellten. Wir besitzen noch jetzt einen Brief, in dem er den Kaisern zu Constantinopel, den Brüdern der Theophano, ein Bündniß anträgt, indem er ihnen seine ganze Macht zu Diensten stellt und verspricht sich jedem Angriff zu widersetzen, den „Gallier oder Germanen" auf das Gebiet des griechischen Reichs machen sollten; er bittet zugleich zur Befestigung dieses Bundes für seinen Sohn, der bereits gekrönt sei, um die Hand einer Kaisertochter. Dieser Brief läßt einen tiefen Blick in die Seele König Hugos werfen und zeigt, daß damals seine Gedanken sich

987 kaum innerhalb der Grenzen Frankreichs hielten. Bei der Minderjährigkeit Ottos III. mochte ihm noch ein höheres Ziel erreichbar scheinen, als die französische Krone; Theophanos Besorgnisse vor dem Ehrgeiz des neuen Königs waren vollkommen gerechtfertigt.

988. Ein schwerer Schlag war es für Hugo, daß am 23. Januar 988 der Erzbischof Adalbero zu Reims starb. Bei der Lage des Reichs war zu befürchten, Karl möchte sich schleunigst der wichtigen und im Augenblick herrenlosen Stadt versichern; Hugo eilte daher nach Reims, traf noch an Adalberos Todestage ein und wohnte dem Leichenbegängniß bei. Sofort befragte er dann die Bürger, ob sie ihm treu bleiben und ihm die Stadt erhalten wollten. Die Bürger gelobten es, empfingen zum Dank dafür die Erlaubniß, selbst Adalberos Nachfolger zu wählen, und Hugo kehrte nach Paris zurück. Adalbero hatte sterbend Gerbert zu seinem Nachfolger empfohlen; die gesammte Geistlichkeit und ein Theil der Laien waren überdies Gerbert geneigt, der um so mehr auf Hugos Unterstützung glaubte rechnen zu können, als er ihm in der letzten Zeit die wichtigsten Dienste geleistet und seinen Sohn Robert erzogen hatte. Aber dennoch fand es Hugo angemessen, auf einen andern Mann die Wahl zu lenken, der ihm große Vortheile in Aussicht stellte. Es war Arnulf, der natürliche Sohn König Lothars, ein junger Mann von den schlimmsten Sitten, aber von großer geistiger Gewandtheit und der furchtbarsten Arglist. Er war es gewesen, der seinem Oheim Karl die Thore von Laôn geöffnet und seinen eigenen Bischof in dessen Hände geliefert hatte. Obwohl deshalb von einer Synode excommunicirt, wagte es Arnulf doch jetzt mit einer Bewerbung um das erste Bisthum Frankreichs aufzutreten, und es gelang ihm sogar seinen früheren Bischof, den er so eben verrathen, für seine Absichten zu gewinnen. Adalbero von Laôn empfahl ihn dem Könige, den Arnulf durch das Versprechen, Laôn Karl wieder zu entreißen und dem Könige auszuliefern, sich geneigt machte. Hugo begab sich sogar in Person nach Reims und setzte dort die Wahl Arnulfs durch. Als sie erfolgt war, mußte Arnulf Hugo und seinem Sohne mit den fürchterlichsten Eidschwüren Treue geloben und diese Eide noch durch den Genuß des Abendmahls bekräftigen.

Arnulf hatte keinen Anstand genommen diese Eidschwüre zu leisten, obwohl er in seinem Herzen mit nichts Anderem umging, als Hugo zu verderben; er wollte nicht diesem Laôn, sondern vielmehr Reims an Karl ausliefern. Er habe, hat er später vertraulich geäußert, den königlichen Namen in Frankreich, dessen Ansehen fast er-

storben war, wieder zu Ehren bringen wollen, und da er seinen 988.
Zweck wegen der Ungunst der Zeit nicht offen habe erreichen können, habe er suchen müssen heimlich und mit List zu seinem Ziele zu gelangen: „wir handeln anders, als wir wollen, und wir wollen Anderes, als wir thun.“ Sein nächstes Augenmerk war darauf gerichtet, sich der Unterstützung der Theophano zu versichern, und hierzu sollte ihm Gerbert behülflich sein, der seit geraumer Zeit durch die Verbindung mit Hugo dem deutschen Hofe entfremdet war, jetzt aber dorthin wieder seinen Blick gerichtet hatte, da er sich von Hugo um das Erzbisthum betrogen sah. So widerwärtig Gerbert gewiß die Persönlichkeit Arnulfs war, so konnte er doch der Verschmitztheit desselben nicht widerstehen und diente ihm bald als williges Werkzeug. Arnulf wollte zum Weihnachtsfest 988 nach Rom gehen, angeblich nur um sich dort das Pallium zu holen, in Wahrheit aber vornehmlich um sich dort mit Theophano zu verständigen; Gerbert sollte ihn auf dieser Reise begleiten: aber der ganze Plan zerschlug sich, da König Hugo, wohl nicht ohne Ahnung der beabsichtigten Dinge, Beiden die Reise untersagte.

Theophano hatte sich nehmlich gegen den Winter nach Italien begeben und verweilte besonders zu Rom, damit der kaiserliche Name hier nicht in Vergessenheit gerathe. Mit Würde und Kraft trat sie auf, und nirgends wagte man ihr Widerstand entgegenzusetzen. Um die kaiserlichen Rechte in ihrem vollen Umfange üben zu können, legte sie sich selbst den Titel „Kaiser“ bei und ließ in Urkunden nach Jahren ihrer Regierung zählen, wie sie auch in Urkunden des jungen Königs aus jener Zeit wohl als dessen Mitregentin bezeichnet wird. Der Papst Johann beugte sich vor ihr, nicht minder Johannes Crescentius, dem sie das Patriciat beließ, doch wußte er fortan, daß er nur des deutschen Reichs Patricius war. Theophano saß zu Rom und Ravenna selbst zu Gericht und sandte von dort ihre Sendboten durch das Patrimonium Petri aus. Das Jahr 989 989
brachte Theophano in Italien zu und kehrte erst gegen den Sommer 990 nach Deutschland zurück. An vielfachen Reibungen mit der Kaiserin Adelheid, die noch als Statthalterin in der Lombardei schaltete, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben, denn es war diesen Frauen einmal nicht gegeben sich dauernd zu verständigen. „Lebe „ich nur noch ein Jahr,“ soll Theophano später gesagt haben, „so „soll Adelheid auch nicht eine Hand breit Landes mehr beherrschen.“

Arnulf und Gerbert hatten zu Rom Theophano ihrer Treue und Ergebenheit versichern lassen. Bald darauf aber wagte Arnulf einen

988. Schritt, der nicht allein von Theophano gemisbilligt werden mußte, sondern ihn auch von Gerbert auf immerdar trennte. Er öffnete verrätherischer Weise im Januar 989 Karl die Thore von Reims, der nun, da inzwischen auch Senlis in seine Hände gefallen war, eine Hugo höchst gefährliche Stellung einnahm. Arnulf suchte die Schuld des Verraths von sich abzuwälzen, er ließ sich sogar zum Schein von Karls Leuten gefangen nehmen und schleuderte das Anathem gegen sie als Kirchenräuber; aber bald legte er alle Verstellung ab, huldigte Karl und folgte in Person dessen Kriegshaufen gegen Hugo. Gerbert wollte mit diesem Verräther nun auch nicht länger Gemeinschaft pflegen, er sandte ihm deshalb einen offenen Absagebrief und flüchtete sich an den Hof König Hugos, wo er bereitwillig Aufnahme fand; seine kaum wieder angeknüpften Verbindungen mit Theophano wurden hierdurch aufs Neue unterbrochen. Hugo bekämpfte fortan seine Gegner mit geistlichen, wie mit weltlichen Waffen; er berief sofort eine Synode der ihm getreuen Bischöfe nach Senlis, welche die Gemeinden von Reims und Laôn excommunicirte und zugleich Arnulf als einen meineidigen Verräther beim Papste verklagte. Gesandte Hugos eilten mit Briefen des Königs und der Synode nach Rom, aber sie richteten dort Nichts aus. Der Papst verharrte trotz ihrer drängenden Bitten in hartnäckigem Stillschweigen, vielleicht weil Hugos Gesandten es verschmähten gleich Karls und Arnulfs Boten, die sich gleichfalls eingestellt hatten, den Papst und Crescentius zu bestechen, mehr aber wohl noch, weil Theophano eine für Hugo günstige Entscheidung Roms hintertrieb. Vergebens versuchte nun der König auf alle Weise Erzbischof Arnulf wieder auf seine Seite zu ziehen; weder Bitten, noch Versprechungen, noch Drohungen vermochten ihn von Karl zu trennen. Als Arnulf aber endlich mehrere dem karolingischen Hause verwandte und ihm bis dahin unbedingt ergebene Geistliche verließen, als sogar die Bischöfe der Reimser Provinz offen gegen ihn als ihren Erzbischof auftraten, gerieth er doch in Schrecken und zeigte sich zur Versöhnung bereit. Diesen Augenblick der Schwäche benutzte der Bischof Adalbero von Laôn, der schon lange auf eine gräuliche Rache sann an diesem Menschen, der ihn bereits zweimal so abscheulich verrathen hatte. Adalbero übernahm es scheinbar Arnulf mit König Hugo zu versöhnen; unter der Bedingung erbot er sich Frieden zu stiften, daß Karl Hugos königliche Macht anerkenne, wogegen ihm die festen Städte verbleiben sollten, in deren Besitz er sich jetzt befände, Arnulf sollte dann das Erzbisthum Reims behalten, Adalbero aber wieder in Laôn eingesetzt werden. Arnulf ging hierauf ein und fand in Folge dessen

am Hofe Hugos die freundlichste Aufnahme; er begab sich darauf 991.
selbst zu Karl mit dem aufrichtigen Wunsche, auch ihn den Bedingungen Hugos geneigt zu machen, und wenigstens dahin brachte er es, daß Karl den Bischof Adalbero, in dessen wahre Friedensliebe er keinen Zweifel mehr setzte, wieder in Laôn aufnahm, nachdem dieser ihm seine Treue noch zuvor mit den höchsten Eiden betheuert hatte. Adalbero zeigte sich nach seiner Rückkehr als der dienstbeflissenste Anhänger Karls, aber kaum hatte er diesen in Sicherheit und Sorglosigkeit eingewiegt, als er das abscheuliche Rachewerk ausführte, das er von Anfang an im Schilde geführt und mit König Hugo längst verabredet hatte.

Es war Palmsonntag des Jahres **991**. Man hatte in der Stadt in den letzten Tagen allerlei verdächtige Gestalten gesehen und Herzog Karl ernstlich vor dem Bischof gewarnt. Als nun beide am Abend mit Erzbischof Arnulf beim Mahle saßen, brockte Karl einen goldenen Becher voll Brod, goß Wein darauf und sprach: „Ihr habt heute, „Herr Bischof, die Palmzweige geweiht, das Volk gesegnet und mir „das heilige Abendmahl gereicht, darum will ich denen nicht glauben, „die mir zuraunen, es sei euch nicht zu trauen, zumal der Tag des „Leidens und Sterbens unseres Herrn Christi nahe bevorsteht, und so „reiche ich euch diesen Becher mit Brod und Wein gefüllt, daß ihr „ihn leert zum Zeichen eurer treuen Gesinnung.“ Der Bischof sagte: „Ohne Scheu werde ich den Becher nehmen und trinken.“ „Und „Treue bewahren!“ fügte Karl hinzu. „Und Treue bewahren!“ wiederholte der Bischof, „wenn ich sie breche, will ich mit Judas ver„derben!“ Bald darauf trennte sich die Gesellschaft. Karl und Arnulf überließen sich dem Schlummer; aber Adalbero wachte und schlich sich, sobald er jene eingeschlafen wußte, in ihr Gemach, wo er die Waffen entfernte. Dann ging er zur Pforte der Burg und sandte den Thürhüter unter irgend einem Vorwande in die Stadt Sofort öffnet er dann selbst das Thor und läßt seine Genossen, die schon bereit standen, in die Burg ein; mit ihnen dringt er, selbst ein Schwerdt unter dem Rocke verbergend, in Karls und Arnulfs Schlafgemach ein; beide wurden mit leichter Mühe überwältigt und in einen festen Thurm geworfen. Inzwischen brach der Morgen an und es wurde in der Stadt lebendig. Die Dienstleute Karls liefen zusammen, ergriffen aber bald, als sie die Burg in den Händen der Feinde sahen, die Flucht, indem sie nur Karls dritten, damals zweijährigen Sohn der Rache des Bischofs entzogen. Adalbero schickte sogleich nach der That

991 Boten an König Hugo, der unverzüglich nach Laôn kam und sich von den Bürgern huldigen ließ.

So fiel Karl in die Hände seiner bittersten Feinde und hat im Kerker derselben sein Leben wenig später beschlossen. Seine Gemahlin, sein zweiter Sohn Ludwig und seine beiden Töchter wurden mit ihm von Adalbero in das Gefängniß geworfen, aus dem die Frauen später entlassen wurden, während Ludwig noch lange in demselben schmachtete. Der älteste Sohn Karls, Otto mit Namen, war, als das Unglück seinen Vater ereilte, in Deutschland und wurde nach dessen Tode mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt. In jenen deutschen Gegenden, aus denen die Pipiniden sich einst zu einer weltbeherrschenden Höhe aufgeschwungen hatten, ging auch ihr Geschlecht wieder unter, nachdem durch dieselben Künste ihm die Herrschaft entwunden war, durch die sie einst die Merovinger vom Throne verdrängten.

Auch Erzbischof Arnulf war in den Händen König Hugos, aber es war nicht genug, daß er dem Schauplatz der Welt entzogen wurde, er sollte, um Hugos Thron zu sichern, auch moralisch vernichtet werden: er, der erste Bischof des französischen Reichs, mußte mit geistlichen Waffen getödtet werden, wenn an der neugewonnenen Krone nicht für immer ein unvertilgbarer Schandflecken haften sollte. Deshalb berief der König die Bischöfe des Reichs zu einer großen Synode nach Reims; sie sollten Arnulf verurtheilen, nachdem alle Versuche einen Urtheilsspruch in Rom gegen ihn zu erwirken, vergeblich gewesen waren. Die Synode versammelte sich am 17. Juni 991 zu Reims in der Kirche des h. Basolus; zwei Erzbischöfe, elf Bischöfe und mehrere Aebte waren erschienen; den Vorsitz führte der Erzbischof Siguin von Sens, den der Papst vor Zeiten zu seinem Vicar ernannt hatte, Wortführer der Synode war der Bischof Arnulf von Orleans, ein unbedingt ergebener Anhänger Hugos, seinen Geist und seine Feder lieh der Versammlung der gelehrte Gerbert, der selbst auf das Erzbisthum Reims abermals seine Augen richtete. Als Gefangener wurde Erzbischof Arnulf vor die Synode gestellt, im Widerspruch mit den kanonischen Bestimmungen, die man überhaupt ihm gegenüber wenig beachtete. Daß er den vielen Anschuldigungen, die man gegen ihn und meist mit vollem Recht erhob, vor Richtern unterlag, die ganz unter dem Einfluß des Königs standen, wird Niemanden Wunder nehmen. Nur das lehnten die Bischöfe von vornherein ab, daß sie die Bestrafung Arnulfs mit dem Tode zugeben würden, sonst überließen sie ihn, nachdem er öffentlich vor ihnen seine Schuld hatte be-

kennen müssen, ganz dem Zorne des Königs. Hugo erschien selbst mit 991.
seinem Sohne in der Versammlung, die Pforten der Kirche wurden dem Volke geöffnet, und nun mußte der Sohn König Lothars sich vor Hugo Capet zu Füßen werfen, um sein Leben bitten, seinen Bischofsring und Stab vor demselben niederlegen und über seine Abdankung eine Urkunde ausstellen, in der er auf jedes Recht weiterer Berufung in dieser Sache förmlich verzichtete.

Wie aber stand zu erwarten, daß Rom und das deutsche Reich, wenn selbst Arnulf schweigen sollte, zu diesem Verfahren schweigen würden? — Waren nicht Papstthum und Kaiserthum gleichermaßen in ihrer ganzen Bedeutung bedroht, wenn das neue französische Königthum mit seiner Geistlichkeit im Bunde sich ihrer Autorität ohne Weiteres entzog und selbstständige Schritte in einer Sache that, welche die Augen der gesammten Christenheit auf sich lenkte? Und dann war ja auch Arnulf gerade das zum Vorwurf gemacht worden, daß er mit Theophano und dem deutschen Reiche sich gegen Hugo in Verbindungen eingelassen habe; als ein Verbündeter des deutschen Hauses schien er daher verurtheilt zu sein. Unleugbar zwar war es, daß man den päpstlichen Stuhl zuvor gegen Arnulf angerufen hatte, aber als man nicht die erwünschte Antwort erhielt, da griff man sofort den Anspruch Roms, daß ohne sein Wissen kein Bischof gerichtet und seines Amtes entsetzt werden könnte, auf das Verwegenste an; wenn dieser Anspruch auch nur durch gefälschte Actenstücke, die pseudoisidorischen Decretalien, begründet werden konnte, so waren diese doch in Frankreich längst anerkannt und wurden sogar in der Synode selbst mehrfach zur Anwendung gebracht.

Die Synode verhandelte ganz unter dem Einfluß König Hugos, der im Gefühl des neugewonnenen Sieges über seine Gegner rücksichtslos auf sein Ziel losging, aber dennoch verhehlten es sich die Bischöfe keineswegs, wie bedenklich das Werk war, das sie unternahmen. Da ist es nun überaus merkwürdig, wie die Synode ihre Schritte vor sich und in den Augen der Christenheit zu rechtfertigen suchte. Einerseits glaubte sie allerdings anerkannt gültige kirchenrechtliche Bestimmungen für sich zu haben; nicht daß sie die pseudoisidorischen Decretalien angegriffen hätte, von deren Entstehung sie vielmehr gar keine Ahnung gehabt zu haben scheint, sondern sie berief sich auf ältere kanonische Bestimmungen, namentlich auf Beschlüsse der afrikanischen Kirche im fünften Jahrhundert. Andererseits aber — und sie legte darauf ein bei weitem größeres Gewicht — schützte sie die dringende Noth vor, die bei der Entartung und Unwissenheit der

991. römiſchen Kirche, bei der Abhängigkeit und dem hartnäckigen Schweigen des Papſtes geboten habe ſo und nicht anders zu verfahren.

Ein grauenvolles Bild von dem laſterhaften Leben der letzten Päpſte und der tiefen Unwiſſenheit, in welche der römiſche Klerus verfallen, entwarf Biſchof Arnulf von Orleans als Sprecher vor der Synode. „O beſammernswerthes Rom!“ ruft er aus. „Einſt gabſt „du uns einen Leo, Gregorius den Großen, Gelaſius und Innocentius, „Männer, die mit ihrer Weisheit den Erdkreis erfüllten und deren „Leitung mit Recht die ganze Kirche anvertraut wurde; zu unſeren Zei„ten aber haſt du Geſchöpfe der Finſterniß ausgeſpieen, ſchmachbedeckten „Namens für alle Ewigkeit. Wie? Und ſolchen Scheuſalen, die mit „allen Laſtern bedeckt, aber aller göttlichen und menſchlichen Erkenntniß „bar und ledig ſind, ſollen zahlloſe Prieſter in der Weite der Welt, „die ſich durch Wiſſenſchaft und tugendhaften Wandel auszeichnen, „unterworfen ſein! Was meint ihr, verehrungswürdige Väter, daß „der ſei, der da ſitzt auf erhabenem Thron und blitzet von Silber und „Gold? Iſt er der Liebe ledig und blähet ſich auf mit eitler Wiſſen„ſchaft, ſo iſt er der Antichriſt, der ſich in den Tempel Gottes ſetzt „und giebt vor, er ſei Gott. (2 Theſſal. 2, 4.) Fehlet ihm aber mit „der Liebe auch das Wiſſen, dann iſt er Nichts, als ein todtes Götzen„bild, und ihn befragen heißt vom todten Marmor ſich Rath holen. „Wohin ſollen wir uns alſo wenden, um uns zu helfen? Allerdings „führen Manche hier an, daß in dem benachbarten Lothringen und in „Deutſchland ſich treffliche und wahrhaft fromme Biſchöfe befänden, „und wahrlich, beſſer würde es ſein, ein Urtheil von ihnen in dieſer „Sache zu verlangen, als in Rom, welches Jedem feil iſt; aber es „hindert uns leider der Groll der uneinigen Herrſcher.“

Arnulf und die Biſchöfe, die ihn zuſtimmend anhörten, waren darüber gar nicht in Zweifel, daß ſie in Gefahr ſtanden ſich ganz von Rom zu trennen, und Arnulf ſpricht es ſogar geradezu aus, daß es dahin kommen könne. „Wir wollen,“ ſagt er, „der römiſchen Kirche „im Andenken an den heiligen Petrus, ſo lange als möglich Ehrerbie„tung beweiſen und zwar in höherem Maße, als dies die afrikaniſche „Kirche einſt that; wir werden Rom auch in Zukunft um ſeine Entſchei„dung angehen, wie es ſelbſt in der Sache Arnulfs geſchehen iſt, ſo „weit es die politiſche Lage der Dinge erlaubt. Fällt Rom dann ſeine „Entſcheidung nach dem Recht, ſo wird der Friede und die Einheit „der Kirche auch ferner beſtehen bleiben; wo aber nicht, ſo gilt der „Spruch des Apoſtels: „So Jemand euch anders predigt, als ihr „„empfangen habt, der ſei verflucht, und ob er vorgiebt, er ſei ein

„„Engel vom Himmel.“ (Gal. 1, 9.) Schweigt Rom ferner, wie es 991.
„bisher gethan hat, so werden wir die Kirchengesetze befragen, und sie
„werden uns antworten mit der Stimme derer, die sie erließen. O,
„über die Noth dieser Zeiten, wo wir des Schutzes einer so mächtigen
„Kirche beraubt sind! Nach welcher Stadt sollen wir uns wenden,
„da wir Rom, die Gebieterin aller Völker, jedes göttlichen und mensch-
„lichen Beistands beraubt sehen. Denn offen sei es bekannt, seit dem
„Untergang des Kaiserreichs hat diese Stadt die Kirchen von Alexan-
„dria und Antiochia eingebüßt, und schon trennt sich, um von Asien
„und Afrika zu schweigen, selbst Europa von ihr. Constantinopel hat
„sich losgesagt, und das innere Spanien fragt nicht nach Roms Ent-
„scheidungen. Der Abfall tritt ein, von dem der Apostel spricht
„(2 Thess. 2, 3.), ein Abfall nicht allein der Völker, sondern auch der
„Kirchen.“

Mit solchen Gesinnungen gegen Rom erhoben die versammelten Väter, nachdem Arnulf sie von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden hatte und dann nach Orleans in Gewahrsam gebracht war, nach dem Willen König Hugos Gerbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims. Vor seiner Weihe legte Gerbert ein Glaubensbekenntniß ab, das besonders dadurch wichtig scheint, daß er seiner Stellung gegen Rom mit keiner Silbe erwähnt und ausdrücklich nur die vier ersten allgemeinen Concile als verbindlich anerkennt, wodurch er gerade auf den Zustand der Kirche zu den Zeiten jener afrikanischen Synoden zurückging, auf die man sich während der Verhandlungen so oft berufen hatte.

So scharf und schneidend der Widerspruch gegen Rom und das Papstthum zu Reims hervorgehoben wurde, so schonend verfuhr man augenscheinlich gegen den königlichen Hof in Deutschland. Der Zwiespalt mit demselben wurde nicht verleugnet, aber jedes reizende Wort absichtlich vermieden, das den Riß zu erweitern drohte. Man wollte offenbar nach dieser Seite hin beruhigen und begütigen, aber kaum würde dies gelungen sein, wenn Theophano noch die Tage der Reimser Versammlung erlebt hätte. Denn unterlag das Papstthum in diesem Kampfe und löste sich die Einheit der abendländischen Kirche, so verlor auch das Kaiserthum seine universelle Grundlage und eine seiner wesentlichsten Stützen. Es gehörte zu den glücklichen Ereignissen, die damals König Hugo so kühn auftreten ließen, daß zwei Tage vor der Eröffnung der Synode die Kaiserin Theophano verstorben war. Die deutschen Angelegenheiten waren im Augenblick so

991. wenig geordnet, daß er von dieſer Seite kaum einen Angriff zu befürchten brauchte.

Gleich nach Theophanos Rückkehr aus Italien war der Krieg gegen die Wenden aufs Neue mit Ernſt angegriffen worden, was um ſo mehr geboten ſchien, als auch unter den Abodriten die kirchlichen Ordnungen bereits zu wanken anfingen. Die Abodriten wurden zweimal im Jahre 990 von den Sachſen mit Krieg überzogen und endlich ein Friede mit ihnen geſchloſſen, deſſen Inhalt wir nicht kennen und der nur eine kurze Dauer hatte. Inzwiſchen hatte ſich auch Boleſlaw von Böhmen von Neuem gegen das Reich erhoben und ſich zu dem Ende mit den heidniſchen Liutizen verbündet; im Bunde mit ihnen kämpfte er, ein chriſtlicher Fürſt, gegen die Sachſen und den ihnen verbündeten Polenherzog, mit dem er den Kampf, wie es ſcheint, kaum ausgeſetzt hatte. Schon drohte dem Chriſtenthum ſelbſt in Böhmen Gefahr, und der Biſchof von Prag — es war der heilige Adalbert — verließ ſein Land und verbarg ſich in einem Kloſter zu Rom. Im Sommer 990 ſandte Theophano unter dem Erzbiſchof Giſiler von Magdeburg und dem Markgrafen Eckard von Meißen dem Polenherzog ein Hülfsheer. Boleſlaw wich gefliſſentlich einer Schlacht aus und ſuchte ſich der Führer des deutſchen Heers zur Ausgleichung ſeiner Sache mit Mieczislaw zu bedienen; zwar kam es nicht ſogleich zu einem friedlichen Austrage, aber doch trennte ſich ſeitdem Boleſlaw von ſeinen heidniſchen Bundesgenoſſen und ließ den Biſchof von Prag auffordern in ſeinen Sprengel zurückzukehren. Das frühere Verhältniß Böhmens zum deutſchen Reiche ſtellte ſich her, und bald darauf wurde auch zwiſchen Boleſlaw und Mieczislaw Friede geſchloſſen.

Die Sache des Reichs ſchien hier endlich einen gedeihlicheren Fortgang zu nehmen, und ſchon bereitete man einen neuen großen Kriegszug gegen die Liutizen vor, die recht eigentlich der Mittelpunkt des wendiſchen Aufſtandes und des neubelebten Heidenthums waren. Das Oſterfeſt des Jahres 991 feierte Theophano mit ihrem Sohne in gewohnter Pracht zu Quedlinburg; eine große Zahl deutſcher und auswärtiger Fürſten umgab ſie und brachte reiche Geſchenke dem jungen Könige dar. Unter ihnen war auch Mieczislaw von Polen und Hugo von Tuſcien, damals der mächtigſte Fürſt Italiens. Die

glänzende Verſammlung zeigte, daß die kaiſerliche Macht trotz aller 991.
Ungunſt der Verhältniſſe doch noch in Kraft ſtand. Nach dem Feſt verabſchiedeten ſich die anderen Fürſten; Hugo aber begleitete die Kaiſerin und ihren Sohn nach den Rheinlanden, wohin Theophano wahrſcheinlich ihren Weg nahm, um die Entwickelung der Angelegenheiten Hugo Capets in der Nähe zu überſehen und im entſcheidenden Augenblicke in dieſelben einzugreifen. Hier ſtarb die Kaiſerin unerwartet zu Nimwegen am 15. Juni; ſie hatte wenig mehr, als dreißig Lebensjahre erreicht. Sei es, daß ſie, das Kind einer wärmeren Zone, in unſeren nordiſchen Gegenden nicht recht gedeihen konnte, ſei es, daß die Sorgen der Herrſchaft, die ſelbſt die Kraft von Männern früh aufrieben, die Seele eines Weibes zu ſchwer belaſteten; ſie endete früh und mußte das große Werk der Erhaltung und Herſtellung des Kaiſerreichs unvollendet zurücklaſſen. Wer ihre Stellung richtig erwägt, wird ihr die Anerkennung nicht verſagen, daß ſie unter den ſchwierigſten Verhältniſſen die Ehre des Reichs aufrecht erhalten hat; es iſt ihr freilich nicht Alles gelungen, aber ſelbſt der beſte Mann möchte es in ähnlicher Lage kaum zu größeren Erfolgen gebracht haben.

Man überſchätzt häufig den Einfluß dieſer griechiſchen Fürſtin auf das Leben der abendländiſchen Welt, indem man alle Einwirkungen, welche Conſtantinopel auf das ſtaatliche und geſellige Leben, auf Kunſt und Wiſſenſchaft des Abendlands geübt hat und geübt haben ſoll, auf ſie zurückführt. Dieſe Einwirkungen, an ſich geringer, als man gewöhnlich annimmt, gehören theils ſchon einer früheren Zeit an, da niemals der Verkehr des Abendlands mit dem morgenländiſchen Reich ganz unterbrochen war, theils ſind ſie mindeſtens von der Perſon dieſer Fürſtin unabhängig, die ſich in der That ſeit ihrer Vermählung ihrem Vaterlande mehr, als man erwarten ſollte, entfremdete. Daß ſie aber dennoch Manches dazu beigetragen hat, die Sitten des Hofs von Conſtantinopel nach Deutſchland zu übertragen, daß durch ſie die Lebensweiſe und die Kunſtrichtung der Griechen im Abendlande bekannter wurden und ſogar die griechiſche Sprache hier und da mehr in Uebung kam, läßt ſich ſchwerlich leugnen; wenigſtens maß ihr das Mittelalter ſelbſt auf die Aenderung der Lebensgewohnheiten einigen Einfluß zu. Nach ihrem Tode, erzählte man, erſchien ſie in jämmerlicher Geſtalt einer Nonne im Traume und bat um deren Fürbitte. Als die Nonne darauf Theophano nach dem Grunde ihres Elends fragte, gab dieſe zur Antwort, ſie müſſe dafür büßen, daß ſie manchen unnützen Weiberſchmuck, der den Frauen in Deutſchland bis da-

991. hin unbekannt geweſen ſei, dort bekannt gemacht und, indem ſie ihn ſelbſt angelegt, auch andere verlockt habe nach demſelben zu trachten; das ſei ihre größte Sünde, und da ſie ſonſt immer treu im katholiſchen Glauben verharrt habe, hoffe ſie durch die Fürbitte frommer Seelen noch von ihren Qualen erlöſt zu werden.

13.

Otto III. unter der Leitung ſeiner Großmutter Adelheid und des Erzbiſchofs Willigis. Der erſte Römerzug Ottos III.

991—995. Als Theophano ſtarb, war ihr Sohn ein Knabe von elf Jahren; es war unmöglich ihm die Leitung der Reichsgeſchäfte zu überlaſſen. Sofort eilte daher Adelheid aus Italien an den Hof, den ſie ſchon ſeit geraumer Zeit gemieden hatte, und übernahm die Sorge für ihren Enkel. Der Knabe erwuchs unter ihren Augen zu den Jahren der Selbſtſtändigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie fortan nicht allein auf ſeine Erziehung, ſondern auch auf die Angelegenheiten des Reichs abermals einen bedeutenden Einfluß übte. Aber es fehlte viel, daß Adelheid ganz in Theophanos Stelle getreten wäre. Es lag in der Natur der Sache, daß unter der vormundſchaftlichen Regierung das Anſehen der hohen Reichsariſtocratie erheblich gewachſen war, auch die Vorgänge in Frankreich, wo die Großen ſo eben Einen aus ihrer Mitte auf den Thron erhoben hatten, konnten nicht ohne Wirkung auf die deutſchen Verhältniſſe bleiben. So ſtellte ſich denn ein ariſtocratiſches Reichsregiment der Kaiſerin zur Seite, die ohne den Beirath der geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs Nichts auszuführen vermochte. An der Spitze dieſes Regiments ſtand Erzbiſchof Willigis von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, von dem es deshalb auch in einer ſpäteren Quelle nicht ohne Grund heißt, er habe drei Jahre die Aufſicht über den königlichen Knaben und die Regierung des Reichs geführt. Adelheid und Willigis ſind in der folgenden Zeit als die Regenten des deutſchen Reichs anzuſehen, neben und mit ihnen hatten auf die Regierung deſſelben den größten Einfluß die Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg, die Schweſter

Ottos II., die Herzöge Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwa- 991—995.
ben und Heinrich von Baiern, der Markgraf Eckard von Meißen und der Erzbischof Gisiler von Magdeburg; das königliche Ansehen in Italien hielt vor Allem Hugo von Tuscien mit starker Hand aufrecht.

Von dem neuen Reichsregiment wurde sogleich der Krieg gegen die Wenden mit frischem Eifer begonnen. Noch im Sommer **991** drang ein sächsisches Heer, bei dem sich der junge König selbst befand und das von einem polnischen Heere unter Miecislaw unterstützt wurde, tief in das Wendenland vor und nahm Brandenburg ein. Aber bald fiel die Stadt wieder in die Hand der Liutizen, die Kizo, ein flüchtiger deutscher Graf, befehligte, der von hier aus Raubzüge unternahm, die ihn bis an die Elbe führten. Im Frühjahr **992** rückte ein 992.
sächsisches Heer abermals vor die Brandenburg, diesmal von dem Baiernherzog Heinrich, dem Böhmen Boleslaw und polnischen Hülfstruppen unterstützt. Dennoch fiel Brandenburg nicht, weil die Liutizen Friedensanerbietungen machten und die deutschen Fürsten gern darauf eingingen. Noch in demselben Sommer mußte zweimal auch gegen die Abodriten ausgezogen werden, die inzwischen ihren Bischof vertrieben hatten und offen zum Heidenthum zurückgekehrt waren. Der Erfolg dieser Kriegszüge war gering, und sofort brachen auch die Liutizen wieder die beschworenen Verträge. Drei Feldzüge gegen die Wenden wurden im folgenden Jahre unternommen, doch 993.
ohne Gewinn und Ruhm; vielmehr überschritten die Liutizen bereits die Elbe und verheerten das sächsische Land. Dennoch kam damals die Brandenburg an Otto. Kizo, den Liutizen so wenig mehr trauend, wie sie ihm, übergab sich und die Burg dem Könige. Die Wenden, von gewaltiger Wuth gegen den treulosen Mann entflammt, umlagerten ihn und die Burg mit ihren Heeren, und dringend bat Kizo den König, der gerade in Magdeburg weilte, um Hülfe. Was Otto an Streitkräften um sich hatte, brach unter Markgraf Eckard auf, wurde aber bald von den Wenden zersprengt. Darauf rückte ein neues Heer an, bei dem der König selbst war. Die Wenden gaben nun zwar die Belagerung Kizos auf und dieser blieb, als Ottos Vasall für den Augenblick im Besitz der Brandenburg, aber im folgenden Jahre ergriff das ganze Wendenland gegen die Deutschen die Waf- 994.
fen; nur die Sorben an dem linken Elbufer blieben auch damals getreu. Erst im Herbste des Jahrs **995** konnte ein neuer Wendenkrieg 995.
unternommen werden. Mit einem sächsischen Heere, unterstützt von Polen und Böhmen, drang der junge König in das Abodritenland ein, nahm die Hauptfeste Meklenburg, überfiel dann die Wilzen an

991—995 Peene und Tollenſe und kehrte über Havelberg nach Sachſen zurück; aber der Aufſtand war nicht gebändigt, und inzwiſchen ging auch die Brandenburg wieder verloren. Als Kizo einſt dieſelbe verlaſſen hatte, bemächtigte ſich Bolibut, einer ſeiner Dienſtleute, der Feſte; bei dem Verſuche, ſie wiederzugewinnen, fand Kizo den Tod, und Bolibut behauptete ſich in der Burg. Im Winter 995 ergingen neue Raubzüge der Wenden über Sachſen, wo man froh war, als im Anfang des Jahrs 996 endlich ein Friede mit den Wenden geſchloſſen wurde, der das Land mindeſtens vor ferneren Verheerungen von dieſer Seite her ſicher zu ſtellen ſchien.

Denn inzwiſchen war das Land auch ſchon von einer andern Seite angegriffen worden. Mit dem Heidenthum waren im Norden, wie wir ſehen, auch die alten Vikingerzüge wieder erwacht. Noch irrte Sven Gabelbart mit ſeinen Schiffen auf der Nordſee umher, ein glücklicher Räuber, jetzt als Seekönig reicher und mächtiger, als er einſt auf dem däniſchen Throne geweſen war. Neben ihm wurde einer der kühnſten Abenteurer Olaf Tryggves Sohn, der das Chriſtenthum, das er als Knabe angenommen hatte, als Jüngling vergaß. Aus der Jomsburg, wo wir ihn verlaſſen haben, war er auf kurze Zeit nach Rußland zurückgekehrt, dann aber erſchien er wieder an den Küſten von Gotland, Schonen und Dänemark; kein Geſtade am baltiſchen Meere war ſicher vor ſeinen Ueberfällen, bis er ſich endlich in die Nordſee begab. An den Küſten von Sachſen, Friesland und Flandern ſoll er zuerſt hier als Räuber gehauſt haben, dann wandte er ſich nach England, wo er ſich mit Sven zuſammenfand und bald eng verband. England, von König Ethelred „dem Unberatheneu" auf das Erbärmlichſte regiert und nach der glücklichen Regierung Edgars mit Blitzesſchnelle dem traurigſten inneren Verfalle zueilend, war ſchutzlos den Vikingern preisgegeben und ſuchte ſich nur durch große Geldſummen loszukaufen; damals fing man dort bereits an das Danageld als regelmäßige Reichsſteuer auszuſchreiben. Auch König Erich, der inzwiſchen wieder in das Heidenthum zurückgefallen war, begab ſich, durch Svens und Olafs Glück verlockt, mit Vikingerſchaaren auf die See und ſuchte die Küſten Deutſchlands mit ſeinen Raubſchiffen heim.

Im Jahre 994 — faſt zu derſelben Zeit, als Svens und Olafs Schiffe in die Themſe einliefen, bei London landeten und erſt nach Empfang eines Löſegelds von 16,000 Pfund Silber abzogen — liefen ſchwediſche und däniſche Schiffe theils in der Mündung der Elbe ein, theils plünderten ſie an den Küſten von Friesland und Hadeln;

Aſchmänner nannten die Sachſen dieſe Vikinger und ihre Schiffe Aſchen. 991—995
Schnell brachten die Grafen von Stade, die Wächter der Elbmündungen, das Volk in die Waffen und gingen zu Schiff den Vikingern entgegen. Am 23. Juni 994 kam es zum Kampfe, in dem Graf Udo ſelbſt fiel; ſeine Brüder Heinrich und Siegfried wurden gefangen und mit gebundenen Händen auf die feindlichen Schiffe geſchleppt. Herzog Bernhard nahm ſich zwar der gefangenen Grafen an und erwirkte, daß ſie gegen ein Löſegeld von 7000 Pfunden freigelaſſen werden ſollten; aber die Summe war nicht ſogleich zu beſchaffen. Graf Heinrich ſtellte als Geißel für die Zahlung des Löſegeldes ſeinen einzigen Sohn und wurde darauf entlaſſen; für Siegfried, der ohne Sohn war, ſollte ſein damals achtzehnjähriger Neffe Thietmar, der ſpätere Biſchof von Merſeburg und bekannte Geſchichtsſchreiber, als Geißel geſtellt werden, aber ehe er noch in die Hände der Vikinger kam, gelang es ſeinem Oheim die Ketten zu brechen und mit Hülfe eines Fiſchers zu entkommen. Die Vikinger eilten dem Flüchtlinge nach, und nahmen, als ſie ihn nicht erreichten, an den Gefangenen und Geißeln die grauſamſte Rache. Doch ſchon eilte auch Herzog Bernhard mit einem ſächſiſchen Heere herbei; als die Dänen von ſeinem Anrücken hörten, ſtürmten ſie wieder in wilder Flucht davon, auf der aber Viele unter den Schwerdtern der Sachſen ſanken. Der andere Vikingerſchwarm war indeſſen in die Weſer eingelaufen und bis in die Gegend, wo jetzt Vegeſack liegt, vorgedrungen. Als auch ſie hier von dem ſächſiſchen Heere angegriffen wurden, zogen ſie ſich an das Glindesmoor im Süden von Bremervörde zurück. Ein ſächſiſcher Ritter, den ſie zum Wegweiſer genommen hatten, verleitete ſie in die tiefſten Moräſte; hier wurden ſie von den Sachſen überfallen und ſollen ſämmtlich, 20,000 an der Zahl, erſchlagen ſein.

Auch in der folgenden Zeit verheerten Vikingerſchaaren die ſächſiſchen und frieſiſchen Küſten, obwohl die Sachen im Norden bald eine andere Geſtalt gewannen. Noch im Jahre 994 ſtarb König Erich, der Sven den däniſchen Thron entriſſen hatte; ſeitdem hoffte Sven auf Rückkehr, und ſeine Hoffnungen ſteigerten ſich, als es Olaf Tryggves Sohn gelang nach Jarl Hakons Fall nach Norwegen heimzukehren und ſich in den Beſitz der Herrſchaft ſeiner Väter zu ſetzen. In der That kam auch für Sven bald der Tag der Rückkehr; er bot Erichs Wittwe die Hand und beraubte deſſen unmündigen Sohn Olaf der Herrſchaft. Aber mit der Herſtellung Svens und Olafs gedieh nicht, wie ſich nach ihrem früheren Leben hätte erwarten laſſen, das

991—995. Heidenthum zu freierer, kräftiger Entfaltung, sondern ging vielmehr seinem völligen Untergange im scandinavischen Norden nur um so schneller entgegen. In Olaf war schon in England das Christenthum wieder lebendig geworden, englische Priester hatten sein Herz gewonnen und der Bischof Elfeg von Winchester ihn eingesegnet; zum Dank dafür versprach er die englischen Küsten nie wieder auf seinen Zügen heimzusuchen und hielt dies Versprechen; als er dann Norwegen wiedergewann, verbreitete er dort das Christenthum mit Eifer, ja selbst mit Zwang, doch waren es nicht deutsche, sondern englische Missionäre, die ihn hierbei unterstützten. Dem Beispiele Olafs folgte Sven; auch er wurde Christ und zeigte sich den Christen willfährig, doch ließ er die deutschen Priester nicht wieder in sein Land zurückkehren, und die Bisthümer Ripen und Schleswig bestanden auch jetzt nur dem Namen nach fort. Als Erzbischof Willigis wenig später den Bischof Eckard von Schleswig als Stellvertreter des Hildesheimer Bischofs auf einer Synode ansichtig wurde, ließ er ihn hart an, daß er sich nicht in seinem Sprengel befände; aber Eckard gab ihm zur Antwort: „Mein Bisthum ist von den Heiden verheert, „die Stadt verlassen, die Kirche verödet; ich habe dort keinen Sitz „und diene deshalb nach meinen Kräften der Kirche zu Hildesheim.“ Trotzdem war Sven damals bereits in sein Reich und zum Christenthum zurückgekehrt; aber er war ein matter und lauer Bekenner und trug wenig Sorge dafür, die kirchlichen Ordnungen seines Reichs herzustellen; am Wenigsten wollte er sich dabei deutscher Priester bedienen, da er der Herrschaft der Deutschen nach wie vor widerstrebte. So brach hier das Heidenthum mehr morsch in sich zusammen, als daß es einem kräftigen Angriff der christlichen Welt erlegen wäre; aber noch ein Menschenalter verging, bis ein geordnetes Kirchenthum sich wieder erhob und christliche Ordnungen tiefer in das Leben des Volkes eindrangen. Eine Zeit der Dämmerung ging dem lichten Aufgang der neuen Sonne vorher; ein halbes Christenthum, wie wir es gleichzeitig in den slawischen und ungarischen Gegenden finden.

Auch in Schweden nahte sich das Heidenthum seinem Untergange; auch Olaf, König Erichs Sohn, wurde Christ, aber ein halber Christ nach dem Schlage Svens, mit dem er sich bald darauf verbündete, um mit ihm und Jarl Hakons Söhnen vereint, Olaf Tryggves Sohn aus Norwegen zu verjagen. Es zog eine gewaltige Flotte gegen den Norwegerkönig aus, in ihr noch einmal Schiffe mit dem Bilde des Thor, denn Jarl Hakons Söhne waren noch Heiden. Am Ausgange des Oresunds kam es am 9. September des Jahrs 1000

zur Schlacht. So hart bedrängt der Norweger wurde, verzweifelte 991—995.
er nicht, so lange er das Thorbild auf den feindlichen Schiffen sah; als aber Jarl Erich, Hakons Sohn, im Kampfe das Gelübde that sich taufen zu lassen und sogleich statt des Thorbildes das Zeichen des Kreuzes aufrichtete, gab Olaf seine Sache verloren und stürzte sich in die Wogen. Die Sieger theilten sein Reich. Seit jenem Tage sind die Nordlandssöhne unter dem Zeichen des Thors nicht mehr in die Schlacht gezogen, aber die Vikingerfahrten setzten sie auch unter dem Zeichen des Kreuzes fort. Wenn diese weniger, als die englischen, die deutschen Küsten heimsuchten, so geschah dies besonders deshalb, weil die Sachsen und Friesen sich besser schützten, als ihre Stammesgenossen jenseits der See. Freilich leitete nicht Kaiser und Reich die Vertheidigung, sondern Jeder mußte sich mit eigener Kraft wehren, so gut er vermochte. So legte Bischof Bernward von Hildesheim damals an den Grenzen seines Bisthums, am Zusammenfluß der Ocker und Aller, eine Burg an, die Mundburg genannt; deren Besatzung schlug einen Angriff der Aschmänner ab, und seitdem war von dieser Seite Ruhe. Sodann sicherte Bernward eine andere Stelle — Wirinholt wird der Platz genannt — wo die räuberischen Schaaren gemeinhin zu landen pflegten, durch eine Feste und verscheuchte sie dadurch auch hier für immer. Der Erzbischof von Bremen flüchtete den Schatz und die Kostbarkeiten seiner Kirche landeinwärts nach Bücken unweit Hoya und umgab seine Stadt mit einer Mauer.

Aehnlich wird die Vertheidigung der friesischen Gegenden gewesen sein, die sich seit dieser Zeit fast ganz von der Verbindung des Reichs lösten. Noch Kaiser Otto II. hatten sie Heeresfolge geleistet, dann aber entzogen sie sich ganz dem Reichsdienste und waren nur auf die Deckung ihrer Küsten bedacht; das Regiment der königlichen Grafen unter ihnen hörte auf, und eine eigenthümliche Gemeindeverfassung bildete sich aus, in der die altgermanische Freiheit auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich fast unberührt von den Bewegungen des inneren Deutschlands Jahrhunderte lang erhielt. Als während der vormundschaftlichen Regierung der Kaiserin Theophano dem Grafen Dietrich, dem Vater des Erzbischofs Ekbert von Trier, in den westfriesischen Gegenden große Landstriche, die er bis dahin zu Lehn gehabt hatte, zu Eigenthum geschenkt wurden, entspann sich zwischen dem Grafen und den freien Friesen ein andauernder Kampf, in dem Dietrichs Sohn und Nachfolger Graf Arnulf sein Leben verlor und der erst unter königlicher Vermittlung im Jahre 1005 sein Ende fand.

991—995. Vom Osten und Norden zugleich bedrängt, war es dem Reichsregiment unmöglich, tief in die Entwickelung der französischen Angelegenheiten einzugreifen, aber es ließ sie dennoch in keiner Weise unbeachtet. Willigis und die deutschen Bischöfe waren es, welche Rom auf die große Gefahr ernstlich aufmerksam machten, die ihm aus Beschlüssen, wie sie zu Reims gefaßt waren, erwachsen mußte, und noch im Jahre 992 erschien in Deutschland als päpstlicher Legat der römische Abt Leo. In der Weise, wie Otto I. einst in der Sache des Erzbischofs Artold von Reims entschieden hatte, gedachte man auch diesmal zu verfahren, und Leo berief eine allgemeine Synode der deutschen und französischen Bischöfe nach Achen, um in der Reimser Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Aber es waren nicht mehr die Tage des großen Ottos, wo die französischen Bischöfe willig auf sein Gebot zum Rheine kamen; diesmal erschienen sie nicht, sondern versammelten sich vielmehr gleich darauf unter dem Vorsitz des jungen Königs Robert in der königlichen Pfalz zu Chelles (7. Mai 992). Hier beschlossen sie wie ein Herz und eine Seele gegen alle ihre Widersacher zusammenzuhalten, nur gemeinschaftlich die Excommunication zu verhängen, wie von ihr zu lösen; sie erklärten, die Beschlüsse ihrer Synoden sollten unantastbare Gültigkeit haben, und wenn der Papst gegen dieselben Etwas unternehme, es als null und nichtig erachtet werden; endlich vereinigten sie sich auch ferner an den Reimser Beschlüssen unverbrüchlich festzuhalten. Man war auf einem Wege, der zu dem vollständigsten Bruche mit Rom und zur Gründung einer französischen Landeskirche führen mußte. In diesen merkwürdigen Vorgängen hat man häufig, und nicht ganz mit Unrecht, ein Vorspiel der Ereignisse gesehen, die Jahrhunderte später zu der pragmatischen Sanction und zu den gallicanischen Kirchenfreiheiten führten, denn hier waren es, wie dort, allein politisch-nationale Momente, auf denen die Spaltung mit Rom beruhte; aber ohne allen Grund hat man die Reimser Beschlüsse mit der deutschen Kirchenreformation in Vergleichung gestellt, die vor Allem aus einem religiösen Bedürfniß erwuchs, das uns nirgends in jenen französischen Bischöfen entgegentritt. Gerbert, die geistige Triebfeder der Beschlüsse zu Reims und Chelles, war nicht von fern, wie hoch man auch seine wissenschaftlichen Verdienste anschlagen mag, ein Mann von mächtiger Glaubenskraft und unerschütterlicher Ueberzeugungstreue; er legte selbst später Hand daran sein eigenes Werk zu zerstören. Seine Beweggründe und die seiner Mitbischöfe waren wahrlich nichts weniger, als rein, und die Verhandlungen der Reimser Synode und Richers Darstellung dieser Ereignisse läßt uns

einen tiefen Blick in das arge Verderbniß des damaligen französischen Episcopats werfen. Man muß es als ein Glück ansehen, daß dem in der abendländischen Kirche ausbrechenden Schisma noch rechtzeitig vorgebeugt wurde. 991—995.

Es konnte nicht anders sein, als daß Rom jenen trotzigen Bischöfen Hugo Capets endlich mit allem Ernst entgegentrat. Als der Abt Leo unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrte, beschied der Papst die französischen Bischöfe nach Rom. Sie weigerten sich dort zu erscheinen, und auch Hugo Capet selbst lehnte eine Einladung des Papstes nach Rom ab und forderte diesen vielmehr zu einer Zusammenkunft in Grenoble auf, auf welche Forderung andererseits der Papst nicht einging. Als dann aber Abt Leo wiederum nach Deutschland gesandt wurde, fand er die Verhältnisse schon um Vieles günstiger, als bei seiner ersten Reise. Hugo Capets Glücksstern leuchtete nicht mehr im ersten Glanze; nicht nur, daß Hugo im südlichen Frankreich an den meisten Orten nicht die gewünschte Anerkennung fand, daß sich die spanische Mark, da sie umsonst von ihm Unterstützung gegen die Araber beansprucht hatte, jetzt ganz von Frankreich trennte, auch in seiner nächsten Nähe erhoben sich Feinde gegen ihn, die er kaum noch zu bewältigen vermochte. Der Graf Odo von Chartres, Blois und Tours gerieth wegen der Bretagne mit dem Grafen Fulko in Streit und blutige Fehde. Fulko, ein treuer Anhänger Hugo Capets, suchte bei diesem Beistand nach, und Odo wurde so aus einem Feinde Fulkos zugleich ein verderblicher Gegner des neuen Königthums. Der Kampf nahm bald eine sehr bedenkliche Wendung, und besonders litten unter ihm die Bischöfe, die Hugos Sache zu der ihrigen gemacht hatten. Die Kirche Galliens war Gerberts eigener Aussage nach dem Untergange nahe, und Gerbert selbst war in seinem Erzbisthum keinen Augenblick sicher; er fand Neider und Feinde aller Orten, und die Furcht vor dem üblen Ausgang einer mit übermäßigen Hoffnungen unter anderen Verhältnissen begonnenen Sache ließ dem ohnehin nicht sonderlich standhaften Manne keine Ruhe. Als daher Abt Leo eine Synode nach Mouzon bei Reims auf den Anfang Juni des Jahres 995 ausschrieb, versprach nicht nur Gerbert sich zu stellen, sondern auch Hugo Capet erklärte sich bereit auf jener Synode zu erscheinen und seine Bischöfe zu derselben zu senden. Die Ausgleichung schien angebahnt, aber noch einmal änderte sich plötzlich Alles. Es wurde König Hugo hinterbracht, der Bischof Adalbero von Laôn sinne abermals auf argen Verrath: er habe nicht nur Odos ganzes Unternehmen gelenkt, sondern zugleich

991—995. mit dem Hofe in Deutschland unterhandelt; nichts Geringeres werde beabsichtigt, als Frankreich an den jungen König Otto zu verrathen, Hugo aus dem Wege zu räumen, Odo zum Herzogthum Franzien und Adalbero selbst zum Erzbisthum Reims zu verhelfen; ginge Hugo mit seinem Sohne jetzt nach Mouzon, so werde Otto sie dort mit einem Heere überfallen; schon stände Otto gerüstet an der Grenze bei Metz. Wahrscheinlich waren diese Nachrichten erfunden oder mindestens sehr übertrieben, aber man brachte es wirklich dahin, daß die Könige nicht nach Mouzon gingen und ihren Bischöfen verboten das Concil zu besuchen. Adalbero wurde überfallen und gefangen genommen; die Burg von Laôn aber von Hugo besetzt, der Adalberos Vasallen sich schwören ließ; zu derselben Zeit starb Graf Odo während eines Waffenstillstands, den er mit dem Könige geschlossen hatte. Hugos Lage nahm wieder eine günstigere Wendung, so daß er um so weniger geneigt war, sich seinen Feinden zu ergeben.

Als am 2. Juni der Legat das Concil zu Mouzon eröffnete, waren nur einige deutsche Bischöfe und mehrere Aebte erschienen; dem Befehle des Königs folgsam, hatten sich weder die französischen Bischöfe eingefunden, noch war Arnulf seines Kerkers entlassen und vor die Versammlung gestellt. Dennoch trat Gerbert vor die deutschen Bischöfe als seine Richter hin; er hoffte, daß ihm hier nichts Uebles begegnen würde, denn schon hatte er sich an den Papst, an die Kaiserin Adelheid, an den Erzbischof Willigis und andere angesehene deutsche Bischöfe schriftlich gewendet und sein Benehmen vor ihnen zu rechtfertigen sich bemüht; das Gleiche versuchte er hier in glänzender und kunstvoller Rede vor der Versammlung und glaubte seines Sieges sicher zu sein. Aber wie war er erstaunt, als ihm der päpstliche Legat untersagte, irgend eine gottesdienstliche Handlung bis zu einer neuen Synode vorzunehmen, die im Juli zu Reims zur weitern Untersuchung der Sache abgehalten werden sollte. Nicht zu Reims trat die angekündigte Synode zusammen, sondern zu Coucy zwischen Laôn und Noyon; aufs Neue versuchte Gerbert sich hier vor dem Legaten zu rechtfertigen, aber so klar das Verlangen nach einer Aussöhnung mit Rom aus seinen Worten hervortrat, er machte damit doch, wie es scheint, wenig Eindruck auf den Legaten und die Bischöfe, die in der Sache selbst Nichts entschieden, da auch hier der gefangene Arnulf nicht vor die Synode gestellt war. Erst auf einer neuen Synode, die noch in demselben Jahre zu Senlis abgehalten wurde, verfochten Gerbert und Arnulf persönlich vor dem Legaten und einem zahlreichen Kreise von Bischöfen ihre Sache. Wir

kennen die Beſchlüſſe der Synode nicht, aber gewiß iſt, daß Arnulf 991—995.
in ſeinen Kerker auf Befehl des Königs zurückkehrte, daß aber auch Gerbert vom Legaten keine befriedigende Entſcheidung erlangte. Er verließ im Anfang des Jahres 996 Reims und begab ſich nach Rom, theils um dort beim Papſte ſeine Sache in einem günſtigeren Lichte darzuſtellen, theils um mit dem jungen König Otto zuſammenzutreffen, um den er ſich einſt vor mehr als zehn Jahren, wie er meinte und wie es auch in der That der Fall war, große Verdienſte erworben hatte. Je unſicherer ſeine Verhältniſſe in Frankreich wurden, je mehr trieb es ihn zu dem Sohne Ottos II. zurück, dem er einſt ſeinen Eid geſchworen hatte.

Der Einfluß, den das deutſche Reich im Norden und Oſten unter Otto I. und II. geübt hatte, war offenbar geſchmälert, während ſich im Weſten neben ihm ein neues Königthum erhob, damals nicht eben gefährlich, weil es nur mit Mühe ſich ſelbſt behaupten konnte, aber doch ſchon um ſeiner Selbſterhaltung genöthigt ſich ſelbſtſtändiger gegen das deutſche Reich zu ſtellen, als es die letzten Karolinger gethan hatten. So ſank das Anſehen des Reichs nach Außen mehr und mehr, während gleichzeitig auch im Innern weder die Theile ſo feſt zuſammenhielten, wie vordem, noch der Landfriede ſtets mit Erfolg erhalten und geſchützt werden konnte.

Wir haben geſehen, wie ſich die Frieſen vom Reiche ſo gut wie trennten und wie ſich die thüringiſchen Großen in Eckard einen eigenen Herzog *wählten*. Wahlherzöge traten wieder auf, nachdem ſie ſeit mehr als einem Menſchenalter verſchwunden waren. Auch als Herzog Heinrich von Baiern im Jahre 995 ſtarb, wurde ſein Sohn, der damals im dreiundzwanzigſten Jahre ſtand und urkundlich bereits im Jahre 993 als Mitherzog bezeichnet wird, von den Baiern zum Herzog *gewählt* und empfing erſt als erwählter Herzog die Belehnung des Königs. Doch erhielt Heinrich nicht das ganze Gebiet ſeines Vaters, der nach dem Tode Heinrichs des Jüngern im Jahre 989 Kärnthen und die Mark Verona wieder mit Baiern vereinigt hatte; von Neuem wurden dieſe Länder jetzt von Baiern getrennt und an den fränkiſchen Otto, den Sohn Herzog Konrads und der Liutgarde, einen Enkel Ottos des Großen, verliehen. Aber Kärnthen und die Mark Verona blieben damals nichts deſto weniger noch in

991—995. einer gewissen Abhängigkeit von dem baierschen Herzogthum, das wieder eine mehr nationale Bedeutung gewonnen hatte; auch die östreichische Mark, in der im Jahre 994 dem trefflichen Babenberger, dem Markgrafen Liutpold, sein Sohn Heinrich folgte, stand damals noch weniger selbstständig zu diesem Herzogthum, als die wendischen Marken zu dem Herzogthum Sachsen. Fast mit Nothwendigkeit hatte sich das Regiment der Herzoge während der vormundschaftlichen Regierung freier bewegt und an Umfang gewonnen. Wie Bernhard schon nicht mehr allein in Ostfalen, sondern in ganz Sachsen als die mächtigste Person galt, so hatte Heinrich in Baiern fast ohne Schranke regiert, und der treffliche Konrad waltete mit freier Hand in seinem schwäbischen Herzogthume, das sich auch über den Elsaß erstreckte und das er im Jahre 997 auf Hermann II. — wir wissen nicht, ob es Konrads Sohn oder Neffe war — gleichsam vererben konnte. Wie mächtig sich aber das Herzogthum auch erhob, wie wenig es von der Krone behindert wurde, so konnte es doch die Fehdelust des Adels und der Geistlichkeit nie ganz unterdrücken. Man erzählte, daß in Baiern der Landfriede am besten gewahrt wurde, und dennoch lebte Herzog Heinrich selbst in einer andauernden Fehde mit dem Bischof Gebhard von Regensburg, und Markgraf Liutpold fiel meuchlings durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburgischen Vasallen rächen sollte, denn mit dem Würzburger Bischof standen die Babenberger Grafen damals in erbitterter Fehde.

Aber wie dem auch war, das Reich hielt dennoch im Ganzen und Großen zusammen, und schon waren die Jahre der vormundschaftlichen Regierung vorüber; nach der Sitte war der König im funfzehnten Jahre mit den Waffen bekleidet worden und hatte damit selbst die Regierung übernommen. Und dieser König erregte überdies die glänzendsten Hoffnungen; eine große That, die ihn an die Seite seines gewaltigen Großvaters stellte, und die Welt lag wieder zu seinen Füßen; das Reich erstand wieder in seiner Kraft und Herrlichkeit.

Der junge Otto war zur Freude der Seinen zu einem anmuthigen Jüngling erwachsen, des schönen Vaters und der schönen Mutter schöner Sohn; schon sproßte ihm der erste Flaum ums Kinn, und Niemand sah den feinen aufblühenden Jüngling ohne Entzücken. In ritterlicher Sitte war er vom sächsischen Grafen Hoiko erzogen; seinen ersten Unterricht in den Wissenschaften empfing er von dem Calabresen Johannes, einem vielgewandten Manne, den die Gunst der Theophano in die Kanzlei Ottos II. gebracht und ihm dann die reiche Abtei Nonantula verschafft hatte. Johannes Muttersprache war die

griechiſche, und von ihm und ſeiner Mutter wird Otto früh neben 991—995.
dem Lateiniſchen auch das Griechiſche erlernt haben. Im Jahre 988 war Johannes vom Hofe entfernt worden und hatte das Bisthum Piacenza erhalten, das um ſeinetwillen von Ravenna getrennt und zum Erzbisthum erhoben wurde; die Erziehung des Königs wurde darauf Bernward, einem jungen Geiſtlichen, anvertraut, der einem ſehr vornehmen ſächſiſchen Hauſe entſtammte und ſich in der königlichen Kanzlei das beſondere Vertrauen des Erzbiſchofs Willigis erworben hatte. Bernward wohnte ein vielſeitiger, leichtbeweglicher Geiſt bei; Alles wußte er anzugreifen, Alles gelang ihm; das Fremde und Neue zog ihn an, ſo daß er Kunſtfertigkeiten nach Sachſen verpflanzte, die man dort vorher kaum gekannt hatte; auch in den Wiſſenſchaften drang er überall leicht bis in eine gewiſſe Tiefe ein, ohne es jedoch in irgend einer Disciplin zu außerordentlichen Leiſtungen zu bringen. So wurde Bernward trotz ſeiner Jugend ein außerordentlicher Lehrer für den geiſtreichen Knaben, der ſich ihm mit ganzem Herzen hingab und in ſeiner Unterweiſung überall Nahrung für ſeinen lebhaften, überaus empfänglichen Geiſt fand. Schon in früher Jugend zeigte Otto nicht nur eine nicht zu ſtillende Wißbegierde, ſondern beſaß auch eine ſo ungewöhnliche Summe von Kenntniſſen, daß man ihn für ein Wunder der Welt hielt und ſpäter ſo nannte. Bernward wurde im Anfange des Jahres 993 zum Biſchof von Hildesheim erhoben, und die wiſſenſchaftliche Erziehung des Königs mochte nun als beendigt gelten; die weitere Erziehung für die Herrſchaft und beſonders für den Krieg ſollten dem jungen Könige die Züge gegen die Wenden geben, an denen er ſich unausgeſetzt betheiligen mußte. So wuchs Otto heran in ernſten Beſchäftigungen, aber zugleich ſich immer mehr erfüllend mit den überſchwenglichſten Ideen von der Stellung, die er in der Welt einnehmen ſollte. Der Sohn Ottos II. und der Theophano, der Enkel der Kaiſer des Morgen- und Abendlands, konnte nur mit den höchſten Ideen kaiſerlicher Gewalt, mit der Hoffnung großer Thaten und weltbewegenden Gedanken ſeine Seele nähren und ſeine Phantaſie beleben: es lag ja eine andere Lebensbahn vor ihm, als ſich beim Eintritt in das Leben vor den Blicken anderer Menſchen eröffnet. Weder Theophano, noch Adelheid und Willigis konnten ihm vorenthalten, zu wie großen Dingen er aufbewahrt ſei; war dieſer Knabe doch ihrer Aller Hoffnung, glaubten ſie doch, daß er vollenden würde, was Vater und Großvater ſo rühmlich begonnen hatten. Wer mag ſich da verwundern, daß auch Hoffart und Uebermuth ſich in Otto regten, als er zum Jüngling heranwuchs, und daß er ſich oft lieber ſei-

995. nen Launen überließ, als dem welfen Rathe Aelterer folgte; zuletzt soll sogar die Kaiserin Adelheid den Uebermuth ihres Enkels nicht mehr haben ertragen können und sich deshalb vom Hofe entfernt haben. Die schon betagte Frau, die seit geraumer Zeit mit den Mönchen von Cluny in ununterbrochener Verbindung stand und erst das Kloster Peterlingen im burgundischen Reiche, dann das St. Salvatorskloster zu Pavia für sie begründet hatte, zog sich darauf auf ihr Witthum nach dem Elsaß zurück und betrieb zu Selz den Bau eines neuen Klosters, das sie mit besonderer Pracht ausstattete und unmittelbar unter den Schutz des Stuhls Petri stellte.

Willigis, in dessen Hand noch vornehmlich die Reichsgeschäfte ruhten, sah ein, es sei hohe Zeit, daß das Kaiserthum, so lange gleichsam hinter Wolken verhüllt, seine Strahlen wieder über die Welt ergieße, und daß der junge König glänzend nun die Bahn betrete, die ihm bestimmt sei. Die weltlichen und besonders die geistlichen Fürsten theilten die Meinung des Erzbischofs, und Alles rüstete zum ersten Römerzug des jungen Otto, während man gleichzeitig den Erzbischof Johannes von Piacenza, den ersten Erzieher des Königs, und den Bischof Bernward von Würzburg nach Constantinopel sandte, um für Otto um die Hand einer griechischen Kaisertochter zu werben. Nachdem der König noch den Feierlichkeiten beigewohnt hatte, unter denen seine Schwester Adelheid im Kloster zu Quedlinburg den Schleier nahm, dann einen großen Zug gegen die Wenden begleitet hatte, dem der erwähnte Friedensschluß folgte, richtete er seine Gedanken ganz auf den Römerzug, zu dem ihn überdies Papst Johann, von Crescentius Tyrannei immer schwerer bedrängt, dringend aufforderte. Auch traurige Vorgänge in Capua mußten zum Zuge mahnen. Dort war im Jahre 993 der Fürst Landenulf im Aufstande erschlagen worden, und das Fürstenthum schien sich der deutschen Herrschaft entwinden zu wollen. Aber Hugo von Tuscien und Trasemund, Markgraf zu Spoleto und Fermo, brachten die Capuaner wieder zum Gehorsam zurück und setzten Landenulfs Bruder Laidulf, der sich noch im Jahre zuvor am königlichen Hofe in Deutschland eingestellt hatte, zum Fürsten von Capua ein, obwohl er an Landenulfs Tode, wie man wenigstens später behauptete, nicht ohne Schuld war. So wurde Capua wieder für den Augenblick gesichert, doch flößte der Zustand Unter-Italiens noch manche Besorgnisse ein.

996. Im Februar 996 sammelte sich um Regensburg ein stattliches Heer, um den jungen König über die Alpen zu begleiten. Besonders hatten die geistlichen Fürsten ein stattliches Vasallengefolge gerüstet

und stellten sich meist auch in Person bei dem Heere ein, vor Allem 996.
Willigis selbst, die Seele dieses ganzen Unternehmens, bei dem es kaum weniger die Herstellung des Papstthums, als des Kaiserthums galt. Der junge König selbst traf um die Mitte des Februars in Regensburg ein, freudestrahlend, mit Begeisterung der Zukunft entgegengehend. Nicht ohne Herrschertrotz trat er auf, aber doch mischten sich schon mit demselben mystischer Tiefsinn und ein eigenthümlicher Hang zu frommen Bußübungen — Weltmacht und Weltentsagung kämpften in seiner jungen Seele den schweren Kampf, in dem sie selten Frieden fand. Es wird erzählt, daß, als der König damals das Kloster St. Emmeram zu Regensburg besuchte, er dem alten Abt Romuald, von dem ihm Schmähworte auf seine Person hinterbracht waren, stolz und hochfahrend begegnete. Aber der alte Romuald rechtfertigte sich mit leichter Mühe, und sofort war der König völlig verändert; er saß auf niedrigem Schemel zu den Füßen des Abts, hörte dessen ernste Ermahnungen unter Thränen der Buße, beichtete ihm seine Sünden, und sprach, da er das Kloster verließ, zu seinen Begleitern: „Wahrlich, der Geist Gottes hat durch dieses Mannes „Mund zu mir geredet!" Gegen Ende des Februars verließ der König mit dem Heere die Stadt, die heilige Lanze wurde ihm vorgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen trat man den Zug an.

Noch bedeckte tiefer Schnee die Alpen, die man am Brenner nicht ohne Beschwerde überstieg. Kaum hatte man die Grenze italischer Zunge erreicht, so erschienen bereits Gesandte des Dogen von Venedig — es war der zweite Peter Ursеolus, ein junger, kräftiger und überaus kluger Fürst — um den König zu bewillkommnen; sie hatten Beschwerden gegen den Bischof von Belluno, bei denen der König sich völlig auf die Seite des Dogen stellte. Der Zug Ottos ging das Etschthal hinab nach Verona, und abermals trafen Gesandte von Venedig hier ein, die den Sohn des Dogen dem Könige zuführten, damit er in dessen Gegenwart gefirmelt werde und zum Zeichen des engen Bundes zwischen dem König und der Republik den Namen Otto empfange. Zu Verona brachen zum Unglück Händel zwischen den Deutschen und den Bürgern der Stadt aus, in denen nicht wenige Deutsche, und unter ihnen ein dem Könige sehr befreundeter Jüngling, auf den Straßen erschlagen wurden; aber man wußte den Streit auszugleichen und setzte so ungehindert den Marsch nach Pavia fort, wo der König das Osterfest feierlich beging und wo sich alle Fürsten des italischen Reichs um ihn sammelten, ihm auf das Evangelium den Eid der Treue erneuerten und ihm abermals als ihrem

996. Könige huldigten. In Pavia erhielt Otto die Nachricht, daß so eben Papst Johann XV. an einem hitzigen Fieber gestorben sei, und als er sich gleich darauf nach Ravenna begab, erschienen bereits Gesandte des römischen Adels und verlangten aus seiner Hand den neuen Papst zu empfangen. So groß war der Eindruck, den das erste Auftreten des jungen Königs in Italien machte!

Auf den Rath seiner Fürsten und gewiß vornehmlich des Willigis bestimmte der König einen seiner nächsten Verwandten, den jungen Brun, zum römischen Papste. Brun, ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, war dem geistlichen Stande bestimmt, wissenschaftlich auf das Sorgsamste ausgebildet und früh in die königliche Kapelle aufgenommen worden, wo Willigis die ausgezeichneten Gaben des jungen Fürsten leicht erkannt hatte. Sofort sandte Otto, der noch vor seiner Kaiserkrönung über den Stuhl Petri verfügte, seinen Vetter in der Begleitung des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Bischofs Hildibald von Worms, des Erzkanzlers und des Kanzlers des deutschen Reichs, nach Rom, wo dessen Wahl von der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke einstimmig anerkannt wurde, und am 3. Mai 996 die feierliche Erhebung Bruns auf den Stuhl Petri erfolgte. Der junge Papst, der erste Deutsche, der zum Nachfolger Petri eingesetzt wurde, nahm zur Erinnerung an Gregor den Großen den Namen Gregor V. an.

Otto verweilte einige Zeit in Ravenna, wo er ohne noch den kaiserlichen Namen zu führen alle kaiserlichen Rechte übte; dann brach er gen Rom auf. Jubelnd und im festlichen Aufzuge zog ihm das Volk entgegen und holte ihn feierlich in die Stadt ein. Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage, wurde Otto III. von Gregor V., der Enkel Ottos I. von einem Urenkel des großen Kaisers, im Beisein einer zahllosen Menge, die aus allen Ländern des Abendlands herbeigeeilt war, zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche gesalbt und gekrönt. Sogleich nach seiner Krönung ließ der neue Kaiser das frohe Ereigniß seiner Großmutter melden und dankte ihr für alle Sorgen, denen sie sich zur Erhaltung des Reichs unterzogen hatte. So heißt es in dem uns noch erhaltenen Briefe: „Da „uns nach eurem Wunsch und Verlangen die Gottheit die Rechte des „Kaiserthums glücklich übertragen hat, verehren wir dafür den göttlichen Willen, wie wir euch deshalb zugleich unsern Dank bezeugen. „Denn es sind uns eure mütterliche Zärtlichkeit und Zuneigung wohl „bekannt, für die wir ewig euer Diener sein und bleiben müssen. „Demnach ist unsere Erhebung nur eure Ehre, und wir wünschen und

„bitten euch dringend, daß der Staat auch ferner durch euch erhöht 996.
„und glücklich geleitet werde.“ Der überaus zarte Brief ſcheint beſtimmt geweſen zu ſein, manche Wunden zu heilen, die der jugendliche Trotz des Kaiſers der Großmutter geſchlagen hatte.

Machtvoll und kraftvoll walteten der neue Kaiſer und der neue Papſt jetzt in Rom, wo man ein geordnetes Regiment ſeit mehr als zehn Jahren nicht gekannt hatte. Vereint hielten ſie zuerſt eine Synode ab, dann ſaßen ſie zu Gericht. „Die bekümmerten Wittwen „und die bedrängte Armuth frohlockten,“ ſagt Johannes Canaparius, ein Römer jener Zeit, „denn der neue Kaiſer und der neue Papſt „ſprachen nun Recht dem Volke.“ Auch Johannes Creſcentius, der bis dahin mit tyranniſcher Gewalt Rom beherrſcht hatte, wurde zur Rechenſchaft gezogen und nach dem Spruche der Fürſten zur Verbannung verurtheilt. Aber auf die Fürbitte des Papſtes verzieh Otto dem harten und gewaltſamen Manne, der ihm jedoch aufs Neue den Eid der Treue leiſten mußte. Nach kurzer Zeit verließ der Kaiſer Rom, das er der Obhut des Papſtes anvertraute. Im Monat Juni kehrte er durch Tuſcien nach Pavia zurück, überſchritt im Auguſt die Alpen am Splügen oder am Julier, zog das Rheinthal hinab und verweilte im Monat September in Mainz und in ſeiner Pfalz zu Ingelheim. Am 18. November verherrlichte er die Einweihung des Kloſters Selz zur Freude Adelheids durch ſeine Gegenwart.

Auf das Glanzvollſte war das Kaiſerthum hergeſtellt; das Papſtthum war ihm nicht allein unterthan, ſondern durch die engſten Bande der Natur verbunden. Faſt ohne alle Schwierigkeit war man zu Erfolgen gekommen, welche dem Abendlande die glücklichſte Zukunft zu verbürgen ſchienen.

14.

Kirchliche Bewegungen in Frankreich und Italien. Otto III. unter dem Einfluß des Böhmen Adalbert und des Franzoſen Gerbert.

So ſchnell der erſte Römerzug Ottos beendigt war, blieb er doch nicht ohne nachhaltige Wirkungen und machte namentlich auf das

996. lebhafte Gemüth des Kaisers selbst den tiefsten Eindruck. Die raschen und glücklichen Erfolge, die ihm jenseits der Alpen zu Theil geworden waren, rissen seine Einbildungskraft fort und gaben ihm ein nicht geringes Bewußtsein von der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, die sich daheim in den unglücklichen Wendenkriegen nur nicht auf einem ihrer würdigen Schauplatz zeigen könne. Und wie mußten nicht einen jungen, feingebildeten und ehrliebenden Fürsten, wie es Otto war, jene Erinnerungen an die alte Kaiserwelt beschäftigen, die ihm überall in Italien entgegengetreten waren, da er sich doch selbst als den letzten Nachfolger jener alten römischen Imperatoren ansah!

Während so Herrschbegier und Ehrgeiz hier Ottos Herz mit immer festeren Banden umstricken, ergriff aber zugleich seine Seele mit noch größerer Gewalt auch jener schwärmerische Zug zu Bußübungen und mystischen Meditationen, dessen erste Regungen sich bereits gezeigt hatten, ehe er noch den Fuß über die Alpen setzte. Der Funke glimmte in ihm schon früher, aber erst die Eindrücke in Italien fachten ihn zu hellen Flammen an. Während Otto jetzt erst den vollen Werth und die ganze Bedeutung der Macht begreifen lernte, warf er sich wunderbarer Weise zu derselben Zeit in eine geistige Richtung, die ihn alles Irdische als nichtig und gemein verachten hieß. Die widerstrebendsten Regungen ergriffen die Seele des reichbegabten Jünglings und entwickelten in ihm eine phantastische Lebensansicht, die für jeden Menschen bedenklich, für einen Fürsten seiner Stellung überaus gefährlich werden mußte.

Um die Einflüsse, unter denen sich das geistige Leben des Kaisers damals entwickelte, richtig zu würdigen, ist es nothwendig, hier auf die Reformation des geistlichen und kirchlichen Lebens, wie sie sich zu jener Zeit in Frankreich und Italien vollzog, an dieser Stelle etwas näher einzugehen.

Wenn in den deutschen Ländern, als die Schrecken einer grauenvollen Zeit die Menschen beten lehrten, die tiefere religiöse Bewegung auch außerhalb der Kirche entstanden war und sich zuerst mehr in dem Einsiedler- und Mönchthum, als in der höheren Geistlichkeit kundgegeben hatte, so hatte sie doch bald hier auch die Führer der Kirche selbst ergriffen und durchdrungen. Konnte es eine Zeit lang scheinen, als würde sich ein schroffer Gegensatz zwischen der Kloster- und Weltgeistlichkeit entwickeln, so war dieser längst überwunden; es hatte im vollen Sinne des Worts eine Reformation des gesammten Klerus und der ganzen Kirche stattgefunden, und zwar nicht im Widerspruche mit der königlichen Gewalt, sondern

vielmehr im nächsten Anschluß an dieselbe. Wir wissen, wie eng sich 996.
dann das Kaiserthum mit der deutschen Geistlichkeit verbündete, wie es ihr einen weiten Kreis zu freier Missionsthätigkeit eröffnete, zu großen neuen Organisationen in der Kirche ihre Kräfte in Anspruch nahm, ja ihr sogar auf die rein weltlichen Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß einräumte und die Bischöfe und Aebte zu den wichtigsten Staatsgeschäften benutzte. So hatte die Reformation des kirchlichen Lebens bald geradezu auch den Staat selbst erfaßt und umgebildet; es war ein unauflöslicher und ungemein folgenreicher Bund zwischen dem deutschen Reich und der deutschen Kirche geschlossen worden. Es konnte nicht anders sein, als daß sich in diesem Bunde die ascetische Richtung, welche das neuerwachte geistliche Leben im Anfange bezeichnet hatte, mehr und mehr verlor, denn es waren durchweg wichtige practische Aufgaben, welche die Verhältnisse der Zeit und ihre Lage der deutschen Geistlichkeit stellten und die sie zum guten Theil mit wunderbarer Geschicklichkeit löste. Mit Wärme und Begeisterung warfen sich alle lebhaften und geweckten Geister innerhalb dieses Standes in jenen großen Kampf um die höchsten irdischen und himmlischen Güter, in dem das Kaiserthum seinen Beruf zu erfüllen hatte, und es kümmerte sie nicht viel, ob sie dabei mit den alten Satzungen der Kirche mannigfach in Widerspruch geriethen. Wenn nun auch, so tief in weltliche Bestrebungen verwickelt, einzelne auf Abwege geriethen, wie der herrschsüchtige Dietrich von Metz und der habsüchtige Giseler von Magdeburg, so waren doch in der Mehrzahl die deutschen Bischöfe der Zeit fromme Männer, mit wahrhaft christlichen Tugenden geschmückt, fest in Glaube und Hoffnung begründet; nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen waren sie am wenigsten von der sittlichen Fäulniß angesteckt, welche den hohen Klerus in fast allen Ländern des Abendlands ergriffen hatte. Auch die deutsche Klostergeistlichkeit nahm an den Bestrebungen des Reichs den lebendigsten Antheil und hielt sich dabei von dem weltlichen Treiben nicht eben fern; man könnte daher nicht sagen, daß es gerade vorherrschend die klösterlichen Tugenden waren, die unter diesen Mönchen blühten, noch daß sie vor Allem die Regel des h. Benedict, obwohl sie bei ihnen in hohen Ehren stand, zur Richtschnur ihres Lebens gemacht hätten, aber nichtsdestoweniger zeigte sich auch in ihnen eine wahre und tiefe Frömmigkeit mit ihren Früchten. Wer das Leben in den deutschen Klöstern am Ende dieses Jahrhunderts mit dem im Anfange desselben vergleicht, der nimmt die gewaltige geistige Umwälzung, die stattgefunden hatte, überall wahr.

996. Auch in Frankreich und Burgund war faſt gleichzeitig eine Reformation des kirchlichen Lebens eingetreten, aber auf ſehr verſchiedene Weiſe. Die reformatoriſchen Verſuche wandernder iriſcher Mönche waren hier ohne nachhaltige Erfolge geblieben, auch die von lothringiſchen Geiſtlichen ausgehenden und von Otto dem Großen und Erzbiſchof Brun unterſtützten Maßregeln, das kanoniſche und klöſterliche Leben unter der Geiſtlichkeit neu zu regeln, wirkten nicht recht nachhaltig; bei weitem tiefer griffen die auf daſſelbe Ziel hin gerichteten Beſtrebungen des Kloſters Cluny ein. Berno, der Sohn eines burgundiſchen Grafen, war es, der dieſes Kloſter im Jahre 910 begründete. Der Herzog Wilhelm von Aquitanien, der den Mönchen den Grund und Boden für ihr Kloſter geſchenkt hatte, entzog ſchon im Stiftungsbrief daſſelbe ausdrücklich jeder Abhängigkeit von einer geiſtlichen oder weltlichen Aufſichtsbehörde und ſtellte es unmittelbar unter Rom; das Kloſter wurde dem Stuhle des heiligen Petrus gewiſſermaßen zum Eigenthum gegeben und ſollte zur Anerkennung deſſen ihm jährlich einen Zins von zehn Schillingen zahlen. Berno ſuchte in ſeinem Kloſter nun die faſt vergeſſene Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen; ſein Streben hatte den beſten Erfolg und fand ſolche Anerkennung, daß ſich auch andere Klöſter ihm freiwillig unterordneten und er bei ſeinem Tode bereits an der Spitze von ſieben Klöſtern ſtand, die zueinander in eine enge Gemeinſchaft traten. Das begonnene Werk führte dann Odo, der zweite Abt, auf das Glänzendſte fort. Er war es, der die beſonderen Ordnungen für Cluny feſtſtellte, welche die Strenge der alten Benedictinerregel ſchon weit überboten, und wie ſie einerſeits durch außergewöhnliche Entbehrungen und Kaſteiungen, namentlich auch durch anhaltendes Stillſchweigen, das innere Leben zu wecken ſuchten, ſo andererſeits auch das ganze äußere Leben nach allen Seiten hin auf das Genaueſte regelten und beherrſchten. Ein unglaubliches Anſehen gewann Odo als Reformator des abendländiſchen Mönchthums; nicht allein in Frankreich traten viele Klöſter ſeiner Regel bei, vor Allem die alte berühmte Abtei Fleury im Sprengel von Orleans, ſondern auch über Italien erſtreckte er ſeine Wirkſamkeit. Alberich ſtellte ihn an die Spitze aller römiſchen Klöſter, König Hugo ſuchte durch ihn die Geiſtlichkeit der Lombardei auf einen heilſamern Weg zu bringen, ſelbſt Monte Caſſino, das Mutterkloſter des ganzen Abendlands, wurde von ihm reformirt, was die Caſineſen entweder bald vergaßen oder abſichtlich verbargen. Odo war es, der den geiſtlichen Ruhm Clunys für alle Folge begründete,

wie sein Nachfolger Aymardus dann die äußere Zukunft des Klo- 996.
sters durch Ansammlung eines bedeutenden Vermögens und die Gewinnung großer Schenkungen sicherte.

Im blühendsten Zustande war bereits das Kloster, als Majolus, der vierte Abt, die Leitung desselben übernahm und fast durch funfzig Jahre fortführte (948—994). Während dieser langen Amtsführung hat er mit dem größten Glück die von seinen Vorgängern eingeschlagene Bahn verfolgt. Die Zahl der Mönche zu Cluny stieg unter ihm auf 177; 37 Klöster, theils im westlichen Frankreich, theils in Burgund, verehrten in Majolus ihr gemeinsames Oberhaupt und wurden durch von ihm eingesetzte Mitäbte regiert; schon standen auch manche Klöster in Italien und Deutschland, wenn sie sich gleich noch selbstständiger verwalteten, in den nächsten Beziehungen zu ihm, so daß sie seinem Willen unweigerlich Folge leisteten. Die Congregation von Cluny, bei der es jetzt schon darauf abgesehen war, dem ganzen Mönchsthum eine strenggeschlossene monarchische Verfassung zu geben, war unter Majolus bereits eine so bedeutende Macht, daß sie diesem Ziele mit schnellen Schritten entgegenzugehen schien. Majolus besaß das besondere Vertrauen des burgundischen Königshauses und wurde durch Adelheid auch den sächsischen Herrschern bekannt und von ihnen hochgeehrt. Otto I. berief ihn nach Italien, um dort die ganz verfallene Klosterzucht herzustellen, und Otto II. soll ihm sogar den Stuhl Petri angeboten haben, aber Majolus, der schon als Jüngling den erzbischöflichen Stuhl von Besançon verschmäht hatte, wollte sein Kloster nicht verlassen. Als Majolus dem von ihm selbst bezeichneten Nachfolger Odilo die Regierung des Klosters überließ, beherrschte dasselbe bereits fast die ganze Klostergeistlichkeit Frankreichs und Burgunds und hatte auf den meisten Thronen mächtige Gönner und Beschützer. Seine Bestrebungen gingen weit über die ersten und ursprünglichen Zwecke der Congregation hinaus; es war den Cluniacensern auch nicht mehr genug, das Mönchsthum in seinem ganzen Umfange zu reformiren, sie richteten ihr Augenmerk zugleich darauf das kanonische Leben in der Weltgeistlichkeit wieder zur Anerkennung und Geltung zu bringen und in dieser eine ähnliche Hierarchie aufzurichten, wie in ihrem Orden bestand, indem alle Kirchen unter die Macht des Stuhls Petri gebeugt würden, dem sie ja selbst als Eigenthum angehörten. Man kann sagen, daß ihr Streben dahin ging, die pseudoisidorischen Decretalien durchzuführen, welche die Päpste zwar niemals aufgegeben, aber doch seit geraumer Zeit nicht mehr durchgreifend zur Anwendung gebracht hatten. Die Congregation von

996. Cluny gewann für jene Zeit und die nächstfolgenden Jahrhunderte etwa dieselbe Bedeutung, wie sie in der neueren Zeit die Gesellschaft Jesu erhielt, mit der sie in ihren Grundsätzen und in ihrer Verfassung die mannigfachsten Vergleichungspunkte darbietet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Cluniacenser bereits einen mächtigen Einfluß auf die Neubelebung des kirchlichen Lebens in Frankreich geübt hatten, aber dennoch war die von ihnen ausgehende Reformation nicht so tiefgreifend, als die gleichzeitige in Deutschland; vor Allem nicht aus dem Grunde, weil es ihnen nicht gelang die Bischöfe Frankreichs für sich zu gewinnen, sie vielmehr mit diesen alsbald in die heftigsten Streitigkeiten geriethen. Die französischen Bischöfe, meist aus den ersten Familien des Landes gewählt, standen an Bildung und Gelehrsamkeit dem sonstigen Klerus des Abendlands in keiner Weise nach, gerade unter ihnen erhielten sich vielmehr die letzten Reste der eigenthümlichen Kultur der karolingischen Zeit; aber an geistlicher Weihe und Würdigkeit traten sie allerdings hinter den deutschen Bischöfen weit zurück. Ihre theocratisch-hierarchischen Tendenzen hatten sie nothgedrungen aufgegeben, aber um so mehr suchten sie sich in dem reichen Besitzthum ihrer Kirchen, das ihnen von allen Seiten angefochten wurde, zu sichern. Den offenen Gewaltthaten der mächtigen Laien gegenüber nicht durch ein kraftvolles Königthum gestützt, mußten sie zu Listen und Intriguen der schlimmsten Art ihre Zuflucht nehmen und verfielen so in jene tiefe moralische Verderbtheit, die wir in der Geschichte Hugo Capets hinreichend haben kennen lernen. Weniger der Wollust und Sinnenlust hingegeben, als die italischen Bischöfe, waren sie doch nicht minder verweltlicht, ja wo möglich noch tiefer sittlich versunken und hatten sich zuletzt zu gehorsamen Dienern der Despotie erniedrigt. Schonungslos rügte Cluny das weltliche und niedrige Treiben dieser Bischöfe, während es zugleich sich und seine Genossenschaft jeder bischöflichen Aufsicht zu entziehen suchte und eine Ausnahmestellung beanspruchte, der mit Recht, da sie den alten kirchlichen Ordnungen durchaus widersprach, von den Bischöfen die Anerkennung verweigert wurde. So standen Cluny und die Bischöfe hart überall gegeneinander, und auch auf der Reimser Synode stellten sich die französischen Aebte allein gegen die Schritte der Bischöfe auf die Seite des römischen Stuhls.

Wenn die Reformation, welche von Cluny ausging, bis dahin nicht einmal den religiösen Zustand Frankreichs völlig umgestalten konnte, so gelang ihr dies noch viel weniger in Italien, so viele Versuche deshalb auch gemacht waren, zuletzt noch von der Kaiserin

Adelheid, deren Vertrauter und Gewiſſensrath der Abt Odilo war. 996
Die Reformen der Cluniacenſer in den italieniſchen Klöſtern gingen meiſt ſchnell wieder unter, und jene üppigen und ſchwelgeriſchen Biſchöfe der Lombardei achteten wenig auf die Mahnungen der franzöſiſchen Mönche.

Spät erſt und auf eigenthümliche Weiſe brach in Italien wieder ein tieferes religiöſes Leben hervor. Wie es ſeine Befriedigung weniger in äußeren kirchlichen Ordnungen, als in myſtiſcher Vertiefung des Geiſtes fand, ſo war es auch nicht ſowohl eine Genoſſenſchaft, in der es zuerſt aufleuchtete, als vielmehr einzelne beſonders begabte Perſönlichkeiten hier als Reformatoren des geiſtlichen Lebens erſchienen. Vor Allen tritt uns da zuerſt der heilige Nilus entgegen. Zu Roſſano im griechiſchen Calabrien bald nach dem Anfange des Jahrhunderts geboren, war er im dreißigſten Jahre in ein Kloſter ſeiner Heimath getreten und hatte die bei den Griechen gebräuchliche Regel des heiligen Baſilius angenommen. Die Strenge ſeiner Lebensweiſe, die Bedeutſamkeit ſeines ganzen Weſens, und vornehmlich die übernatürlichen Kräfte, die ihm beizuwohnen ſchienen, gaben ihm eben ſo viel Anſehen bei den Mächtigen der Welt, als Achtung und Einfluß bei der Maſſe des Volks. Man wollte ihm das Bisthum Roſſano ertheilen, er aber entzog ſich dieſer Stellung, die ihn tief in die Sorgen und Mühen des weltlichen Lebens verſtrickt hätte, und obwohl der Sprache und Sitte nach Grieche, begab er ſich mit einigen Gefährten in das lateiniſche Italien. Der Abt von Monte Caſſino zog ihm mit allen ſeinen Mönchen feierlich in Proceſſion entgegen und ehrte ihn wie einen Heiligen. Nilus billigte die Sittenſtrenge, die damals im Kloſter herrſchte und bat den Abt, er möge ihm und ſeinen Gefährten einen Wohnſitz in den Bergen einräumen, um dort unter der Gerichtsbarkeit des Kloſters ein Einſiedlerleben führen zu können. Das kleine Michaelskloſter zu Valleluce wurde darauf Nilus gegeben, und hier lebte er nahe an funfzehn Jahren. Da aber das Leben der Mönche in Monte Caſſino ſich ſpäter ſehr verweltlichte, ſagte er zu ſeinen Gefährten: „Laßt uns dieſen Ort verlaſſen, denn der Zorn Gottes wird ihn nicht lange verſchonen!“ und begab ſich in das Gebiet von Gaeta, wo er ſich dauernd niederließ und von dieſem neutralen Boden zwiſchen dem abend- und morgenländiſchen Reiche vielfach ſeine Mahnungen und Weckrufe an die Gewaltigen der Erde ergehen ließ. Den Beruf und die Kraft zu denſelben ſchöpfte er mehr aus der Verſenkung des Geiſtes in das

996 göttliche Weſen, als aus äußeren Büßungen und Kaſteiungen, obwohl er auch auf dieſe ein nicht geringes Gewicht legte.

Nilus geiſtesverwandt war der Ravennate Romuald, der indeſſen Nord-Italien mit ſeinem Rufe erfüllte. Er war aus einem vornehmen Geſchlecht geboren und hatte lange ein üppiges und laſterhaftes Leben geführt. Eine Blutſchuld aber, die ſein Vater auf ſich lud, indem er einen ſeiner Verwandten erſchlug, erweckte in ihm die ernſteſten Gedanken und brachte ihn dazu, das klöſterliche Leben zu erwählen. Er trat in das Kloſter des heiligen Apollinaris zu Ravenna, wurde aber durch ſeine Bußpredigten alsbald ſeinen Genoſſen im Kloſter ſo verhaßt, daß er ſich vor ihnen flüchten mußte. Bei einem Einſiedler im Venetianiſchen, mit Namen Marino, fand er Aufnahme und lebte hier unter großen Entbehrungen mehrere Jahre. Den Dogen von Venedig Peter Urſeolus, der durch den Tod ſeines Vorgängers ſchwere Schuld auf ſich geladen hatte, ſuchten Marino und Romuald zur Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen und bewogen ihn endlich dem weltlichen Leben zu entſagen; ſie verließen mit ihm heimlich das Gebiet Venedigs und begaben ſich nach Cuſan in Catalonien, wo ſie lange ein Eremitenleben führten. Romuald kehrte ſpäter nach Italien zurück und ſuchte hier in ſtrenger Weiſe das Kloſterleben umzugeſtalten, wobei er vom Markgrafen Hugo, der damals der mächtigſte Mann im Lande war, auf alle Weiſe unterſtützt wurde. Otto III. übertrug ihm einige Jahre nachher die Abtei Claſſe zu Ravenna, aber die Strenge Romualds fand in dem Kloſter ſo heftigen Widerſpruch, daß er ſehnlichſt wünſchte, bald ſeines Amtes wieder enthoben zu werden. Dies geſchah; doch übte der gewaltige Mann nichts deſto weniger nahe und fern eine große Gewalt über die Gemüther aus.

Ein großartiger, phantaſtiſcher Aufſchwung war in dieſen Männern, welche die Religion damals in Italien wieder in das Leben riefen; wie nahe ſie ſich auch mit den Cluniacenſern oft berührten, ihr innerſtes Weſen wurzelte doch nicht in demſelben Boden, wie das äußere Kirchenthum der franzöſiſchen Mönche.

Dieſes neuerwachte religiöſe Leben hatte auch bereits Rom ſelbſt ergriffen, nicht das Papſtthum ſelbſt und die höhere Geiſtlichkeit, doch aber einige der zahlreichen Klöſter in der Stadt. Das Paulskloſter vor der Stadt ſtand ſeit geraumer Zeit in naher Verbindung mit Cluny; das Kloſter der heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin, wo einige griechiſche Mönche nach der Regel des h. Baſilius neben abendländiſchen Benedictinern lebten, war von dem Geiſte des Nilus berührt worden, der dem Abte Leo — demſelben, den wir

ſchon als päpſtlichen Legaten in Deutſchland und Frankreich haben 996.
kennen lernen — nahe befreundet war. Ein Mönch dieſes Kloſters, der Böhme Adalbert, war es, der zuerſt das Gemüth des jungen Kaiſers in ſeiner tiefſten Tiefe zu erfaſſen wußte und einen unverlöſchlichen Eindruck auf ihn übte.

Adalbert oder Woytech, d. i. Heerestroſt, war in einer der mächtigſten und dem Herzogshauſe ſelbſt verwandten Familie in Böhmen geboren. Sein Vater Slawnik war Chriſt, aber die neuangenommene Religion hatte nur obenhin ſein Herz berührt, deſto frommer war ſeine Mutter Strzieziſlawa. Unter vielen Brüdern zeichnete ſich Woytech beſonders durch körperliche Schönheit aus. Die Eltern glaubten, daß ihm viel Freude in der Welt erblühen werde, und beſtimmten ihn dem weltlichen Leben. Aber in früheſter Jugend ſchon erkrankte der ſchöne Knabe; in der Angſt ihres Herzens legten ihn die Eltern auf den Altar der heiligen Jungfrau und gelobten ihn dem Dienſte Gottes und der Kirche, wenn er geneſen ſollte; und er genas.

Als die Jahre gekommen waren, wo der Unterricht des Knaben beginnen konnte, wurde er der Zucht chriſtlicher Prieſter übergeben, aber nur langſam und unwillig ſcheint er die erſten Schritte wiſſenſchaftlicher Erkenntniß gethan zu haben. Als er endlich den Pſalter inne hatte, ſchickte ihn der Vater in die neubegründete hochberühmte Stiftsſchule zu Magdeburg, wo Otrik, der ſächſiſche Cicero, ſein Lehrer war. Neun Jahre verlebte Woytech zu Magdeburg und erhielt hier bei ſeiner Firmelung von dem erſten Erzbiſchof den Namen Adalbert. Dann kehrte er nach Böhmen zurück und wurde hier zum Prieſter geweiht. Doch war er noch immer ein Weltkind, und ſpäter noch gedachten Viele gern des muntern und lebensluſtigen Jünglings. Die Stunde der Umwandlung kam bald. Adalbert war Zeuge der letzten Augenblicke des erſten Prager Biſchofs, des Sachſen Thietmar, der mit großem Eifer geiſtliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken geſucht hatte, aber ſich dennoch ſterbend wegen der Fruchtloſigkeit ſeiner Amtsführung anklagte und es ſeinen Sünden beimaß, wenn die Nacht des Heidenthums noch über dem Lande ruhe. Die Angſt und Qual des frommen Mannes ergriff die Seele des jungen Prieſters mit fürchterlicher Gewalt, noch in derſelben Nacht legte er das Bußkleid an, beſtreute ſein Haupt mit Aſche und eilte von Kirche

996. zu Kirche, um im Gebet sein Herz zu erleichtern. Er wurde plötzlich inwendig ein neuer Mensch, obwohl seine Umgebung kaum noch die Veränderung seines Herzens bemerkte.

Herzog Boleslaw und die böhmischen Großen erwählten Adalbert zu Thietmars Nachfolger, denn Adel, Reichthum, wissenschaftliche Bildung und ein versöhnlicher Sinn schienen ihn vor Allen zu empfehlen, und Adalbert entzog sich der Wahl seiner Landsleute nicht. Mit böhmischen Gesandten, die Boleslaw zum Reichstag nach Verona sandte, ging Adalbert im Frühjahr 983 über die Alpen und wurde zu Verona vom Erzbischof Willigis von Mainz, unter dem sein Bisthum stand, zum Bischof geweiht. Es war den 29. Juni 983, derselbe Tag, an dem der Friede im Wendenlande endete und das Heidenthum sich dort wieder erhob; auch Herzog Boleslaw wankte bald, wie wir sahen, in seiner Treue gegen das Reich und in seinem Eifer für den christlichen Glauben. Verwundert sah man Adalbert barfuß und in schlichtem Kleide nach Prag zurückkehren und in seinen Bischofssitz einziehen, noch mehr staunte man, als er neben seinen bischöflichen Geschäften nur Handarbeiten, Fasten, Nachtwachen, dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge oblag und die Strenge, die er gegen sich selbst zeigte, auch gegen Andere bewies. Die Vielweiberei, die Ehen der Priester, die heidnischen Gebräuche an christlichen Festen, den Verkauf christlicher Gefangenen an Juden wollte er nicht mehr dulden und gerieth deshalb bald in erbitterte Streitigkeiten mit den Mächtigen im Lande. Er verzweifelte endlich daran, hier an Gottes Reich bauen und selbst ein frommes Leben führen zu können, seine bischöfliche Würde wurde ihm zur Last, und er beschloß heimlich das Land zu verlassen und als Pilger nach Jerusalem zu ziehen (989).

Abermals zog er über die Alpen und wandte sich zuerst nach Rom, um beim Papste sein Verfahren zu rechtfertigen. Der Papst billigte die Reise nach dem gelobten Lande, und Theophano, die sich gerade damals zu Rom befand, drang ihm eine bedeutende Summe Geldes auf, damit er am heiligen Grabe für das Seelenheil ihres Gemahls bete, denn schon lange quälte sie der Gedanke, daß derselbe durch die Aufhebung Merseburgs eine schwere Schuld auf sich geladen habe. Adalbert nahm das Geld, aber vertheilte Alles sofort unter die Armen; ihm war irdisches Gut nur eine Bürde. So verließ er Rom und richtete seinen Weg nach Monte Cassino. Hier machte man ihm klar, daß nicht ein umherschweifendes Leben, sondern ein tugendhafter und frommer Wandel dem Herrn gefalle, und rieth

ihm, nicht ohne eigennützige Absichten, im Kloster zu bleiben. Dem 996.
widerstrebte Adalbert, gab jedoch seine Pilgerfahrt auf und begab sich nach dem Michaelskloster, wo damals noch Nilus weilte. Aus Rücksicht auf Monte Cassino versagte ihm dieser hier die gewünschte Aufnahme, wies ihn aber nach Rom zurück, wo er in dem Kloster seines Bruders Leo willkommen sein würde; Leo würde ihn in den Kämpfen leiten, die der Mensch auf dem Wege zum Himmel bestehen müsse, er würde die Flammen der himmlischen Liebe mächtiger in ihm schüren, so daß sein Herz immerdar als ein Opferaltar Gottes rauche. Adalbert kehrte nach Rom zurück und fand hier endlich die ersehnte Ruhe in dem Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius, in das Leo ihn und seinen Halbbruder Radim oder Gaudentius, seinen unzertrennlichen Begleiter, als Mönche aufnahm.

Selige Tage begannen jetzt für Adalbert. Mit Freude unterzog er sich den niedrigen Knechtsdiensten, die man ihm zur Demüthigung auferlegte; willig unterwarf er sich dem Ersten, wie dem Letzten im Kloster, denn er glaubte durch solchen Gehorsam am innern Menschen zu wachsen; mit unablässigem Eifer lag er dem Gebet und dem Lesen der heiligen Schrift ob; am Liebsten aber verweilte er im geistlichen Gespräch mit dem Abt und den erweckteren Brüdern. Da war es, als ob das Wort Gottes vom Himmel herabthaue, ein heiliges Feuer brannte in den Seelen der Brüder, und die Entzückung, die sich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte ihnen, Gott sei in ihrer Mitte. Adalbert dachte kaum noch seiner Gemeinde, aber Willigis und die Böhmen dachten seiner.

Das kirchliche Leben war indessen in Böhmen mehr und mehr in Verfall gerathen, während Boleslaw, mit den heidnischen Liutizen verbündet, das deutsche Reich bekriegte. Der Bund mit den Heiden löste sich endlich wieder, und man dachte daran, die kirchlichen Ordnungen im Lande von Neuem zu befestigen. Willigis und der Böhmenherzog schickten deshalb Radla, einen Jugendfreund Adalberts, der ihm als Muster in der Schule vorgeleuchtet hatte und den er deshalb halb scherzend seinen Erzieher zu nennen pflegte, und den Mönch Christian, des Herzogs eigenen Bruder, nach Rom, um den Bischof zur Rückkehr in seinen Sprengel zu bewegen. Adalbert wollte den dringlichen Bitten der Gesandten nicht Gehör schenken; nur dem Befehl des Papstes und dem Willen seines Abts wich er endlich, als die Böhmen ihm Besserung gelobten.

Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte Adalbert nach Prag zurück (992), aber es geschah widerwillig und voll Mistrauen

996 gegen sein Volk. Möglichst bald wollte er sich der unbequemen Bürde wieder entledigen, und die Gelegenheit ließ nicht lange warten. Als er einer vornehmen Böhmin, die im Ehebruch ertappt war, Zuflucht in der Kirche gewährte und man den Schutz des Altars nicht achtete, sondern sie von der heiligen Stätte zur Todesstrafe schleppte, glaubte er, das Recht der Kirche sei durch einen unsühnbaren Frevel angetastet, und verließ abermals das Land. Ein Mann, wie er, konnte unter halben und lauen Christen nicht mehr leben, und als er damals seine Schritte nach Ungern wandte und auch hier, wie dort, ein halbes Christenthum fand, stand er von dem Gedanken ab, hier als Heidenbote zu wirken und ging wieder nach seinem Kloster auf dem Aventin zurück. Mit Freuden wurde er hier wieder begrüßt, besonders vom Abte Leo, der bald darauf, als er als Gesandter des Papstes nach Deutschland und Frankreich ging, ihn zu seinem Stellvertreter und zum Prior des Klosters bestellte. Wiederum schwelgte Adalbert in der seligen Einsamkeit dieses gotterfüllten Lebens, aber wiederum mußte er den Aventin verlassen und dem Norden zuziehen.

Ein Traum hatte ihm vorhergesagt, daß sein Leben eine neue wunderbare Wendung nehmen würde. Er sah nehmlich im Traume zwei Reihen Seliger im Himmel, die eine Schaar, mit purpurnen Kleidern angethan, waren die Blutzeugen, die anderen in schneeweißen Gewanden die heiligen Männer, die von der Welt getrennt ihr Leben Gott zum Dienste weihen, und Beider Speise und Trank bestand dort in dem stäten Lobe des Schöpfers. Da vernahm er eine Stimme: „In„mitten Beider ist der Platz für dich, da wirst auch du deine Speise „mit ihnen und deine Ehre finden."

Als Willigis nun im Jahre 996 nach Rom kam, drang er mit aller Gewalt darauf, daß Adalbert nach Prag zurückkehren sollte. Adalbert weigerte sich, sein Kloster abermals zu verlassen, zumal er nicht darauf rechnen konnte, jetzt bei Herzog Boleslaw eine geneigte Aufnahme zu finden. Adalbert hatte in Böhmen fünf Brüder zurückgelassen; diese hatten vielfach die Misgunst Boleslaws erfahren, der Aelteste hatte sich deshalb bei König Otto beschwert und war überdies besondere Verpflichtungen gegen den Polenherzog eingegangen, dem er im Heere des Königs begegnete. Boleslaw rächte dies an den anderen Brüdern, die er in ihrer Burg überfiel und ermorden ließ. So sehr aber Adalbert sich auch sträuben mochte, der neue Papst Gregor V. und die erste von ihm versammelte Synode geboten dem Bischof zu seiner Gemeinde zurückzukehren; nur wurde es ihm nach sei-

nem Wunſche erlaubt, wenn die Böhmen ihn nicht aufnehmen wollten, zu den Heiden zu gehen, um dieſen das Evangelium zu predigen. 996.

So verließ Adalbert abermals das Kloſter auf dem Aventin, in welches gerade zu derſelben Zeit ein anderer Schüler der Magdeburger Stiftsſchule eintrat. Es war Bruno, auch Bonifacius genannt, aus Querfurt gebürtig und aus einem vornehmen, dem Königshauſe nahe verwandten Geſchlechte entſproſſen. Früh ſchon dem Himmel zugewandt, war er für den geiſtlichen Stand ausgebildet worden und als Domherr zu Magdeburg in den Dienſt der Kirche getreten. Er hatte ſich das Wohlwollen des Königs, ſeines Vetters, gewonnen und war in deſſen Kanzlei aufgenommen worden, wodurch ihm der Weg zu den höchſten geiſtlichen Ehren offen ſtand. Auf dem Römerzuge begleitete er den Hof und beſuchte zu Rom Adalberts Kloſter. Der Anblick des Ortes ergriff den Jüngling ſo gewaltig, daß er ausrief: „Bonifacius iſt auch mein Name, warum ſoll ich nicht auch „Chriſti Zeuge ſein?“ Er wurde Mönch in demſelben Kloſter, das Adalbert damals verließ.

Adalbert zog mit dem Heere des jungen Kaiſers heimwärts über die Alpen; er lernte hier den reichbegabten kaiſerlichen Jüngling näher kennen und lieben, während auch dieſer bald die größte Verehrung gegen den gottbegeiſterten Mönch gewann und ſein Herz ihm offen darlegte. Nachdem das Heer entlaſſen war, verweilte Otto längere Zeit zu Mainz; Adalbert unternahm von hier eine Wallfahrt nach mehreren heiligen Stätten in Frankreich und kehrte dann an das kaiſerliche Hoflager zurück. Immer inniger wurde das Verhältniß zwiſchen dem heiligen Manne und dem Kaiſer, der jenem ſogar das Lager an ſeiner Seite bereiten ließ und oft die Nächte in vertrautem Geſpräch mit ihm zubrachte. Adalbert wurde nicht müde, ihm von der Hinfälligkeit des Irdiſchen und von der unvergänglichen Herrlichkeit der himmliſchen Dinge zu reden, um ſein Herz zur tiefſten Demuth zu ſtimmen und ganz mit der Liebe Gottes zu erfüllen. Damit er aber nicht ſelbſt durch die Gunſt des Kaiſers und die Ehre, die er am Hofe genoß, hoffärtig werde, that er unbemerkt Knechtsdienſte; häufig ſchlich er ſich Nachts aus des Kaiſers Schlafkammer und reinigte die Kleider und Schuhe des Hofgeſindes.

Hier hatte Adalbert abermals einen merkwürdigen Traum. Es war ihm, als ob er auf dem Gute ſeines einzigen noch lebenden Bruders ſei; er ſah dort ein ſtattliches Haus, deſſen Dach und Wände ſchneeweiß waren; in dem Hauſe waren zwei Lagerſtätten bereitet,

996. die eine für ihn, die andere für seinen Bruder; die erstere aber war überaus prächtig, strahlte von Purpur und Seide und zu Häupten stand mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Diesen so herrlichen Lohn gewährt dir die Tochter des Königs."

Man sagte ihm, der Lohn sei der Märtyrertod, die Tochter des Königs die Himmelskönigin Maria. Da neigte er sein Haupt und sprach: „Heil dir, heilige Jungfrau, Stern des Meers, daß du als „eine liebreiche Herrin es nicht verschmäht hast, deinen niedrigsten „Diener anzusehen." Dieses Gesicht mahnte ihn, nicht länger zu zögern, sondern sein Geschick zu erfüllen. Noch einmal hatte er mit dem Kaiser ein langes, vertrauliches Gespräch, wo er ihm seine Absichten für die Zukunft enthüllte, dann trennten sie sich unter Umarmungen und Küssen, um sich nie wiederzusehen. Es war ein bewegliches Scheiden, wie wenn Vater und Sohn sich auf ewig Lebewohl sagen. Das Bild des wunderbaren Mönchs hat die Seele des jungen Kaisers nie wieder verlassen.

Adalbert begab sich nach Polen zum Herzog Boleslaw, dem Freunde seiner Familie und Bundesgenossen Kaiser Ottos, wo schon sein Bruder Beistand gegen den Böhmenherzog gesucht und gefunden hatte. Er wurde freudig hier aufgenommen, doch schickte er von hier, um seiner Pflicht zu genügen, noch einmal Gesandte zu den Böhmen mit der Anfrage, ob man ihn aufnehmen wolle. Mit Hohn wies man die Anfrage ab; da frohlockte Adalbert laut, er rief: „Gott, du „hast meine Bande gebrochen!" und dachte von nun an nur auf die Mission unter den Heiden. Er zweifelte eine Zeitlang, ob er sich nicht zu den Lintizen wenden sollte, welche vor Kurzem die Herrschaft der Deutschen und der christlichen Kirche von sich abgeworfen hatten, aber es schien unmöglich damals anders als mit gewaffneter Hand in ihr Land einzudringen. Auch das fiel ihm bei, abermals zu den Ungern zu ziehen, nur bangte es ihm vor jenem halben Christenthum, das er dort fand. Daher entschloß er sich endlich zu jenen noch völlig unbekehrten Stämmen am Meere, die Boleslaw theils kürzlich unterworfen hatte, theils noch unter seine Herrschaft zu bringen gedachte, den Weg zu nehmen, zu den Pommern und Preußen.

Der Polenfürst, der Kirche aufrichtig zugethan und zugleich ein Mittel in ihr sehend, seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, beförderte gern Adalberts Vorhaben, er gab ihm ein Schiff, mit dreißig Kriegern bemannt, und auf diesem fuhr Adalbert, von seinem Halbbruder Gaudentius und einem Priester, Namens Benedict, be-

gleitet, die Weichsel hinab bis Danzig. Hier empfingen ihn große 997.
Haufen des Volks, er taufte Viele, las die Messe und schiffte am folgenden Tage weiter in die See, ostwärts nach der preußischen Küste sich wendend. Nach wenigen Tagen schneller Fahrt landete das Schiff, setzte den Bischof mit seinen Begleitern an der Mündung eines Flusses auf einem inselartigen Werder aus und segelte dann eiligst heimwärts. Adalbert und seine beiden Gefährten fanden den Ort, wo sie gelandet hatten, menschenleer, doch kamen nach einiger Zeit die Besitzer des Grundes und Bodens herbei, redeten die Fremdlinge in einer ihnen unverständlichen Sprache an und vertrieben sie endlich mit Gewalt. Die Priester machten sich auf und wanderten den Fluß aufwärts, bis sie an ein Gehöft kamen. Der Herr desselben beherbergte sie und brachte sie an einen zahlreich besuchten Handelsplatz, wo sie Menschen fanden, die ihre Sprache verstanden; es werden Kaufleute aus slawischen Ländern gewesen sein, die nach Preußen handelten. Das Volk umdrängte die fremden Priester; man fragte, wer sie seien, woher sie kämen und was der Zweck ihrer Reise. Adalbert antwortete, er sei ein Böhme und käme als ihr Apostel, um sie zur Erkenntniß und zum Glauben an den einigen Gott zu führen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu weisen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm gegen ihn los, man befahl ihm und seinen Gefährten das Land zu verlassen, setzte sie auf ein Schiff und brachte sie wieder an die Seeküste, wo sie in einem einzelnstehenden Gehöft Aufnahme fanden. Fünf Tage weilten sie hier, dann faßten sie den Entschluß den Rückweg anzutreten. Adalbert, der sein Vorhaben hier vereitelt sah, wollte zu anderen heidnischen Stämmen sich wenden, er dachte daran zu Otto umzukehren und sich dann zu den Liutizen zu wenden; zunächst aber mußte er suchen, den Heimweg nach Polen zu gewinnen.

In der letzten Nacht vor dem Aufbruch träumte Gaudentius, er sähe auf einem Altar halb mit Wein gefüllt einen goldenen Kelch stehen, und als er ihn ergreifen und leeren wollte, verbot es ihm der Diener des Altars, indem er hinzufügte, der Becher sei für Adalbert auf morgen bestimmt. Adalbert hörte von Gaudentius den Traum erzählen. „Möge es Gott Alles zum Guten wenden," sagte er, „man soll den trügerischen Träumen nicht glauben."

In der Frühe brachen sie auf; Psalmen singend traten sie ihre Rückkehr an; erst ging durch Wald und Dickicht, dann durch offenes Feld ihr Weg. Hier las gegen die Mittagszeit Gaudentius im frischen Grase die Messe, und Adalbert nahm das Abendmahl. Dann

997. hielten sie ein kärgliches Mahl und wollten ihre Reise von Neuem antreten, aber schon nach wenigen Schritten übermannte sie die Mattigkeit; sie legten sich auf den Rasen und versanken bald in einen tiefen Schlaf. Indessen war ein preußischer Götzenpriester, dessen Bruder von den Polen getödtet war, voll Rachsucht mit einigen Genossen bewaffnet den Mönchen gefolgt und rückte ihnen nahe. Kaum durch das Waffengeklirr erweckt, wurde Adalbert mit seinen Gefährten gebunden und fortgeschleppt. Er war bleich und sprach kein Wort. Erst als ihn die Heiden gebunden auf eine Anhöhe führten und sich dort sieben Speere auf seine Brust richteten, sprach er zu dem, der den ersten Stoß führen wollte, mit schwacher Stimme: „Was willst „du?" Und sofort bohrte ihm jener die Waffe in das Herz, und sechs andere Lanzenstiche machten darauf Adalberts Leben ein Ende. Das Haupt wurde der Leiche vom Rumpfe geschlagen, und der Leib des Märtyrers als Beute fortgeschleppt. Auch Gaudentius und Benedict mußten den Mördern folgen, wurden aber später aus den Banden befreit.

Am 23. April 997 fand Adalbert so den Märtyrertod; die Stelle, wo er geblutet hat, läßt sich aus den alten Nachrichten nicht klar erkennen.

Während dies an der preußischen Küste geschah, sah im Bonifaciuskloster zu Rom Johannes Canaparius, der Freund Adalberts, ein Gesicht, das ihm dessen Märtyrertod verkündete, und zu derselben Zeit wurde das selige Ende des theuren Mannes dem heiligen Nilus zu Gaeta offenbart. „Lieber Sohn," — so schrieb er an Johannes — „unser Freund Adalbert wandelt im heiligen Geiste und steht im „Begriff dies zeitliche Leben durch den seligsten Tod zu beschließen."

Die Nachricht vom Tode seines väterlichen Freundes und Meisters bewegte das Gemüth des Kaisers in tiefster Seele, und doch waren inzwischen ganz andere Einflüsse auf sein Gemüth geübt worden. Auf seinem Römerzuge hatte er auch Gerbert kennen gelernt, der an der Behauptung seines Erzbisthums verzweifelnd nach Rom geeilt war. Gerbert hatte hier für seine nächsten Zwecke wenig oder nichts erreicht, aber durch seinen glänzenden Geist und seine weit alle Zeitgenossen überragende Gelehrsamkeit war es ihm gelungen die Gunst des jungen Kaisers zu gewinnen, der ihn, wie Adal-

bert, in ſeine Nähe zog und bald dauernd an ſich zu feſſeln ſuchte. 997.
Gerbert kehrte von Rom zwar noch einmal nach Frankreich zurück, als aber nicht lange nachher Hugo Capet ſtarb (24. October 996), ſchien ihm ſeine Lage unleidlich zu werden, und er verließ abermals Reims und Frankreich. Robert, der jetzt als ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren allein die Regierung übernahm, war freilich Gerberts dankbarer Schüler, aber doch konnte Gerbert in ſeiner Angelegenheit keinen Beiſtand von ihm erwarten. Denn einerſeits ſuchten Robert und deſſen vielvermögende Mutter Adelheid bald den nachhaltigen Widerſtand der karolingiſchen Partei durch Nachgiebigkeit zu beſeitigen, andererſeits ſchloß der König gleich nach ſeiner Thronbeſteigung eine Ehe, die Gerbert ihm nachdrücklich widerrieth und ihn dadurch in hohem Maße erbitterte. Gerbert war rathlos, zumal auch der junge Papſt ſich unverhohlen immer entſchiedener gegen ihn erklärte; ſeine Lage in Reims war ihm unerträglich geworden, und er wußte nicht, wo er eine Stellung finden ſollte, die ſeinem Ehrgeiz und ſeinen Anſprüchen an das Leben entſprach. Da erreichte ihn ein Brief des erwünſchteſten Inhalts, der allen ſeinen Sorgen ein ſchnelles Ende machte.

Der Brief kam von dem jungen Kaiſer und war die dringendſte und ehrenvollſte Einladung an deſſen Hof. „Wir möchten gern," — ſo ſchrieb Otto, — „euch, o verehrungswürdiger und ausgezeichneter „Mann, in unſerer Nähe ſehen, um dauernd den Umgang eines ſo „trefflichen Führers genießen zu können, zumal eure erhabene Weis„heit gegen unſere Einfalt ſtets Nachſicht geübt hat. Um es gerade „heraus zu ſagen, wir haben den Entſchluß gefaßt euch zu bitten, „ihr möchtet uns, da wir bisher nur ungenügend unterwieſen „ſind, in Wort und Schrift unterrichten und zugleich in den „Staatsgeſchäften mit treuem Rath unterſtützen. Bei dieſer unſerer „Bitte, die ihr uns nicht abſchlagen dürft, wünſchen wir, daß ihr „gegen die Rohheit unſerer ſächſiſchen Natur ſchonungslos verfahrt, „dagegen was uns von griechiſcher Feinheit beiwohnen möchte, belebt „und ausbildet. Denn es möchte ſich ſchon ein Fünkchen des wiſſen„ſchaftlichen Strebens der Griechen in uns entdecken laſſen, wenn „ſich nur der rechte Mann findet, es anzufachen. Fachet mit der „gewaltigen Flamme eurer Wiſſenſchaft dieſes Fünkchen an, erwecket „unter Gottes Beiſtand in uns den lebenskräftigen Geiſt der Griechen „und unterweiſet uns zunächſt in der Zahlenlehre, damit wir durch „dieſelbe in die Philoſophie der Alten eingeführt werden: das iſt es, „was wir demüthig von euch erbitten. Was ihr beſchloſſen habt,

997. „meldet uns ſo bald, als möglich.“ In ſcherzhaftem Tone fügte der Kaiſer noch folgende Zeilen hinzu:

Verſe hab' ich nie gedichtet,
Nie den Geiſt darauf gerichtet,
Doch ſollt' ich es ſo weit bringen,
Daß auch Lieder mir gelingen,
Soviel Lieder ſend' ich gleich,
Als an Männern Gallien reich.

Ein ſo rühmliches Zeugniß für den Wiſſensdurſt und den regen Bildungsdrang des jungen Kaiſers dieſer Brief ablegen mag, ſo läßt er doch zugleich einen tiefen, nicht eben erfreulichen Blick in die Gemüthsart deſſelben werfen. Es ſtand dem Nachkommen Heinrichs und der Ottonen nicht wohl an, von der ſächſiſchen Rohheit zu reden und ſich ſeines griechiſchen Bluts von der Mutter her vorzugsweiſe zu rühmen.

Gerberts Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. „Die über„große Güte,“ antwortete der gewandte Philoſoph, „daß ihr mich „in euren Dienſt nehmen wollt, vermag ich vielleicht durch meine „Wünſche für euer Wohl, aber nicht durch meine Verdienſte zu ver„gelten. Wenn ein ſchwacher Funke der Wiſſenſchaft in mir glüht, „ſo hat ihn allein euer Ruhm angefacht, euer trefflicher Vater „ihn genährt, euer erhabener Großvater ihn zuerſt entzündet. Wir „können euch daher nicht Schätze bringen, die unſer Beſitzthum wä„ren, ſondern nur das uns anvertraute Gut euch zurückſtellen, auch „vermögen wir euch Nichts zu bieten, was ihr nicht ſchon beſäßet „oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade euer edles, „treffliches und einer ſolchen Stellung ſo würdiges Verlangen zeigt. „Denn wäret ihr nicht ſchon zu der Erkenntniß gelangt, daß die Zah„lenlehre in ſich die Elemente aller Dinge enthalte und ſie daraus ab„zuleiten ſeien, ſo würdet ihr nicht mit ſolchem Eifer nach einer voll„ſtändigen wiſſenſchaftlichen Begründung derſelben trachten; wäre euer „Character nicht bereits durch die Moralphiloſophie befeſtigt, ſo prägte „ſich nicht in euren Worten ſo deutlich jene Demuth aus, die gleich„ſam aller Tugenden Hüterin iſt. Und doch verbirgt ſich dabei nicht „das ſich ſeiner bewußte Genie, das ſeine redneriſche Fülle, wie ihr „ſo beredt zu erkennen gegeben habt, aus ſich ſelbſt und aus der „Quelle der Griechen ſchöpft. Wahrlich es iſt eine göttliche Erſchei„nung, wenn ein Mann, Griech e von Geburt, Röm er nach der „ihm übertragenen Herrſchermacht, die Schätze der griechiſchen und „römiſchen Weisheit gleichſam wie ſein Erbgut wieder in Anſpruch

„nimmt. Wir gehorchen alſo eurem kaiſerlichen Gebot hierin, wie 997.
„in Allem, was eure göttliche Majeſtät ſonſt uns befehlen möchte.
„Denn eurem Dienſt werden wir uns nimmer entziehen, da wir in
„der ganzen Welt keinen ſchöneren Anblick kennen, als den eurer
„Herrſchermacht.“

So begab ſich Gerbert im Frühjahr 997 nach Sachſen an den kaiſerlichen Hof, wo er bei Otto, der eben damals mit Zurüſtungen zu einem neuen Wendenkriege beſchäftigt war, die ehrenvollſte Aufnahme fand. Der Kaiſer befeſtigte gerade die Arneburg an der Elbe, ließ ſie aber ſofort unter der Obhut des Erzbiſchofs Giſiler und begab ſich nach Magdeburg. Hier beſchäftigten ihn wiſſenſchaftliche Unterredungen und Verhandlungen mit Gerbert; in der Kaiſerburg ſammelten ſich um den Jüngling die berühmteſten Gelehrten der Zeit, und von ihren Streitigkeiten hallte Magdeburg wieder; Otto ſelbſt fand ein beſonderes Gefallen daran, ſpitzfindige Fragen den Männern der Wiſſenſchaft vorzulegen. Damals verfertigte Gerbert zu Magdeburg eine äußerſt kunſtreiche Sonnenuhr, zu der er beſondere aſtronomiſche Beobachtungen anſtellte und die noch lange nachher bewundert wurde; damals erhielt er den Anſtoß zu einer gelehrten logiſchen Schrift, die ihn nachher dauernd beſchäftigt hat und die er dem jungen Kaiſer widmete, der ſelbſt den Gegenſtand angeregt hatte; damals wird er auch zuerſt die Seele des jungen Fürſten ganz mit den Erinnerungen an die alte Römerzeit, in der er ſelbſt lebte, erfüllt haben. Vergebens kamen ihm Winke von Frankreich her, daß ſeine Gegenwart dort dringend nöthig ſei, daß Arnulf werde hergeſtellt werden, wenn er länger ausbleibe, daß die Biſchöfe, die jenen verurtheilt hätten, mit dem Bann belegt ſeien; Nichts machte einen Eindruck auf ihn, und obwohl er ſich nicht entſchließen konnte, das Erzbisthum aufzugeben, lehnte er doch jede Aufforderung zur Rückkehr ab; er ſchwelgte in dem Bewußtſein, in dem ihm ganz ergebenen Kaiſer ein williges Werkzeug ſeiner Abſichten und Pläne zu haben, und ſonnte ſich in der Bewunderung ſeiner Umgebung und der Gunſt des Kaiſers. Und ſchon zeigte ſich dieſe auch in reichen Gaben der Huld. „Stattlich
„habt ihr mich ausgeſtattet mit dem ſtattlichen Sasbach,“ *) ſchreibt Gerbert bald darauf an den Kaiſer, „und eurer ewigen Herrſchaft
„werde ich ewig meine Dienſte widmen.“

Der gelehrte Kreis in Magdeburg trennte ſich bald. Der Kaiſer

*) Sasbach war ein Königshof in Schwaben, wo noch Karl der Dicke im Jahre 886 Hof gehalten hatte.

997. zog in den Krieg, da die Arneburg von den Wenden überfallen war und Giſiler ſich nach Verluſt faſt ſeiner ganzen Mannſchaft hatte flüchten müſſen; der Markgraf Lothar, der zu ſpät zur Hülfe geeilt war, hatte den Brand der Stadt mit eigenen Augen ſehen und den Platz den Wenden überlaſſen müſſen. Otto ging deshalb im Auguſt ſelbſt über die Elbe, drang in das Havelland ein, verheerte daſſelbe weit und breit und meldete den glücklichen Fortgang des Kriegs an Gerbert, der durch körperliche Beſchwerden behindert in Magdeburg zurückgeblieben war. „Ihr könnt denen," ſchrieb ihm Gerbert zurück, „die um euch Sorge tragen, nichts Erfreulicheres melden, als den „Ruhm eures Reichs. Und welcher Ruhm iſt größer für einen Fürſten „und ſchöner für einen Herrſcher, als Kriegsſchaaren ſammeln, in das „Land der Feinde einbrechen, ihrem Anſturme wehren, indem er „ſich ſelbſt ihnen entgegenwirft und ſich ſo für das Vaterland, den „Glauben, für das Wohl der Seinigen und für die gemeine Sache „allen Gefahren preisgibt! Das habt ihr gethan, und welche Erfolge „habt ihr ſo errungen!" Die Erfolge waren indeſſen gering. Schon im September kehrte Otto nach Magdeburg zurück, und das Wendenland blieb unbezwungen. An einer andern Stelle hatten die Wenden inzwiſchen die Elbe wieder überſchritten und verheerten den Bardengau, die Gegend um Lüneburg. Hier hatte der Kaiſer zum Schutze des Landes Weſtfalen zurückgelaſſen, während er ſein eigenes Heer aus den öſtlichen Gegenden Sachſens und Thüringens geſammelt hatte. Am 6. November kam es zwiſchen dieſen Weſtfalen und den Wenden zu einem hitzigen Kampfe. Der Biſchof Ramward von Minden führte das deutſche Heer, mit dem Kreuze in der Hand, in den Streit, der mit einer ſchmählichen Niederlage der Wenden endete, die aber doch keinen weiteren Erfolg hatte, als daß die Wenden das linke Elbufer wieder verließen.

Zu der Zeit dieſes Kampfes hatte der Kaiſer Sachſen bereits verlaſſen und ſich nach den Rheingegenden gewendet. Alle ſeine Gedanken waren auf einen neuen Römerzug gerichtet, an den er und Gerbert die weitausſehendſten Pläne knüpften; zugleich rief Papſt Gregor, der längſt Rom flüchtig hatte verlaſſen müſſen, den Kaiſer über die Alpen. Nicht auf einen flüchtigen Aufenthalt in Italien war es diesmal abgeſehen; daher wurde Alles mit ungewöhnlicher Sorgfalt vorbereitet. Der neue Baiernherzog und der neue Schwabenherzog mußten hier zum erſten Male dem Kaiſer Heeresfolge leiſten; ſelbſt die Markgrafen von Meißen und der Lauſitz, der tapfere Eckard und der junge Gero, des im Jahre 993 verſtorbenen Markgrafen Hodo

Nachfolger, wurden aufgeboten, während der Schutz Sachsens gegen die 997.
Wenden Herzog Bernhard und dem Markgrafen Lothar von der Nordmark verblieb; endlich sollte auch Herzog Otto von Kärnthen, der Vater Papst Gregors, dem kaiserlichen Heere zuziehen. Die Verwaltung der deutschen Reichsgeschäfte während seiner Abwesenheit übertrug Otto der klugen und gewandten Schwester seines Vaters, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg. Im Anfang November verließ Otto die alte Kaiserburg Karls des Großen zu Achen, wo er während des ganzen Octobers Hof gehalten hatte, und wandte sich nach dem Süden. Auf der Brennerstraße überstieg er die Alpen; am 13. December war er zu Trient und eilte dann nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte und den Anfang des neuen Jahrs erwartete. Hier traf er auf seinen Vetter Papst Gregor, der freudig die langersehnte Hülfe begrüßte.

15.

Der deutsche Papst Gregor V. und seine Reform des Papstthums. Gerbert als Silvester II. und die Wallfahrten Ottos III.

Die Erhebung Gregors V. war die Antwort der deutschen Bi- 996
schöfe auf die Reimser Beschlüsse gewesen. Sie wollten an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu Ausstellungen Anlaß geben würde, wie sie die französischen Bischöfe gegen jene Römer erhoben hatten, die bisher unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri bestiegen hatten; sie wollten zugleich das Papstthum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung bringen; sie wollten ihm endlich alle Hülfsmittel des Kaiserreichs zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche mit Kraft und Energie durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl auf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder

996. verbunden war, als durch Bande des Bluts; man erhob überdies in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen noch selbst durchführen zu können. Indem Papstthum und Kaiserthum so enger verbunden waren, als es noch jemals der Fall gewesen war, hoffte man leicht der von Frankreich her noch immer drohenden Kirchenspaltung vorzubeugen, man erwartete aber auch weiter von dem einträchtigen Wirken dieses Kaisers und dieses Papstes eine gründliche Heilung der mannigfachen Schäden, die sich tief in die Kirche eingefressen hatten, wie nicht minder den wohlthätigsten Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse des Abendlandes.

Nicht allein die deutschen Bischöfe dachten so; allgemein fühlte man, was die Erhebung Gregors sagen wollte. „Wir haben dem „Herrn zu danken," schrieben einmal die Bischöfe Ober-Italiens an Gregor, „daß das weltliche Regiment und die Kirche Gottes jetzt „gegenseitig durch ihr glückliches Gedeihen gekräftigt werden. Ihr „seid mit des Kaisers Majestät durch unauflösliche Bande verknüpft, „eure Absichten und eure Handlungen können nicht auseinandergehen; „denn wie euch Verwandtschaft verbindet und die treuste Anhänglich„keit dieses Band befestigt, so müßt ihr auch stets Dasselbe wollen, „Dasselbe denken und beabsichtigen und könnt nie schließlich zu ver„schiedenen Zielen gelangen." Vor Allen jubelten in Frankreich die Cluniacenser. Als der Abt Abbo von Fleury, eine der wichtigsten Stützen der Cluniacenser, die Wahl Gregors vernahm, schrieb er: „Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich mehr erfreut hat, als „Gold und Edelstein: ein Mann kaiserlichen Geblüts, voll Tugend „und Weisheit, ist auf den Stuhl Petri erhoben worden."

Die Bedeutung der großen Aufgabe, die ihm gestellt war, erfaßte Gregor sogleich, aber indem er sich ganz mit derselben durchdrang, mußte ihm auch der Unterschied zwischen seiner Stellung und der seines kaiserlichen Vetters bewußt werden. Es fehlte so viel daran, daß er sich in eine sklavische Abhängigkeit von einer zeitlichen Gewalt versetzt hätte, daß er vielmehr alsbald mit der größten Rücksichtslosigkeit die geistlichen Waffen schwang und selbst die höchsten weltlichen Mächte nicht schonte, wenn sie sich ihm widersetzten. Gregor fühlte sich als der Träger einer lediglich von Gott selbst eingesetzten Macht, die hoch über jeder zeitlichen Gewalt erhaben sei; die unumschränkte Herrschaft der Kirche nahm er in Anspruch und brachte die pseudoisidorischen Decretalien, freilich im guten Glauben an ihre

Aechtheit, die ja Niemand damals bezweifelte, ungescheut in Anwen- 996.
dung. Richterlichen Aussprüchen der Provinzialsynoden über Bischöfe verstattete er keine Bedeutung mehr, es sei denn, daß sie im Auftrage Roms handelten; selbst dem Aufsichtsrecht der Bischöfe innerhalb ihrer Sprengel setzte er eine Grenze, indem er die Klöster demselben zu entziehen und unmittelbar unter Roms Herrschaft zu bringen suchte. Nur durch die absolute Freiheit des Papstthums von jeder hemmenden Schranke glaubte er der Verwilderung und Entsittlichung des Klerus wirksam entgegentreten, wie Ordnung und Einheit in die Kirche zurückführen zu können. So begegneten sich seine Absichten genau mit denen der Cluniacenser, und mit diesen Mönchen ist er daher auch vom Anfange seines Pontificats an in die genaueste Verbindung getreten; er war es, der das Kloster und die Congregation von Cluny in seinen besondern Schutz nahm, der sie in allen ihren Besitzungen und Rechten bestätigte und von der bischöflichen Aufsicht befreite, der den Cluniacensern Freiheiten ertheilte, die noch lange nachher von den französischen Bischöfen nicht anerkannt wurden.

Der höchste Triumph der deutschen Nation schien errungen, als ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser zugleich an die Spitze des Abendlands traten; man mochte glauben, daß sie die Herrschaft der Deutschen für alle Zeit sichern und die Welt mit deutschen Lebenselementen neu durchdringen würden. Aber es zeigte sich nur allzubald, daß man sich hierin geirrt hatte. Wie der Slawe Adalbert und der Franzose Gerbert das Gemüth des jungen Kaisers gewonnen hatten, so wurde der deutsche Papst der treueste Bundesgenosse der französischen Mönche. Wie Otto den Sachsen vergessen und vor Allem ein römischer Kaiser sein wollte, so fühlte sich Gregor V. vornehmlich als römischer Papst; nicht als der erste deutsche Bischof auf dem Stuhl Petri sah er sich an, sondern als der Letzte in jener langen Reihe römischer Oberpriester, die diesen Stuhl vor ihm eingenommen hatten. Die universellen Ideen und Anschauungen der späteren Römerzeit gewannen so noch einmal den vollständigsten Sieg über die besonderen und eigenthümlichen Richtungen des deutschen Geistes; die Welt mußte noch einmal den Versuch sehen, Papstthum und Kaiserthum in römischem Sinne zu erneuern. Zwei junge deutsche Fürsten waren es, die zu derselben Zeit diesen Versuch wagten.

Der Papst, etwa zehn Jahre älter, als sein kaiserlicher Vetter, und unmittelbar auf den Schauplatz Roms gestellt, trat zuerst mit seinen Absichten hervor. Es lebte in ihm Etwas von dem muthigen, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Sinne seines Großvaters, jenes Her-

996 zogs Konrad, der auf dem Lechfelde gefallen war; mit Entschlossenheit und Hitze ging er auf sein Ziel los, und selbst jene strengen Mönche, die in dem Kloster des h. Bonifacius auf dem Aventin lebten, fanden bald, daß der Papst doch zu jung und ungestüm sei. Der Geist jenes gewaltigen Nicolaus I. schien in diesem jungen deutschen Papst aufgelebt; mehr diesem Vorbilde strebte er nach, als dem des großen Gregor, von dem er seinen Namen geliehen hatte.

Die großen Schwierigkeiten, die Gregor auf seinem Wege finden würde, konnten ihm nicht entgehen; wenn er dennoch durchzudringen hoffte, so baute er dabei zunächst allerdings wohl auf den Schutz seines kaiserlichen Verwandten, noch mehr aber gewiß auf die Gerechtigkeit seiner Sache und das Ansehen, welches trotz aller Gräuel, die seit einem Jahrhundert den Stuhl Petri befleckt hatten, im ganzen Abendlande und selbst über die Grenzen desselben hinaus der römische Bischof genoß. Denn was auch die Bischöfe zu Reims gesagt haben mochten, die Autorität des Stuhls Petri war mit Nichten in ihrem Grunde erschüttert; sie hatte sich vielmehr trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich so lange die römische Kirche befand, auf fast wunderbare Weise erhalten. So waren noch unter Johann **XII.** vom Erzbischofe von Cordova Gesandte in Rom erschienen, um eine Entscheidung des Papstes in Angelegenheiten der spanischen Kirche einzuholen; England zahlte den Peterspfennig regelmäßiger als je, jener feurige Eiferer, der Erzbischof Dunstan von Canterbury, hatte die englische Kirche wieder aufs Neue mit den festesten Banden an Rom gekettet; unter Benedict **VII.** hatte die Kirche von Carthago einen Priester nach Rom geschickt und dort weihen lassen, und bald darauf kam zu Gregor aus Afrika Blinwarmund, Bischof von Hippo, seiner Abkunft nach unzweifelhaft ein Vandale. Wenige Jahre vorher hatten sogar die Erzbischöfe Theodor von Egypten und Honestus von Jerusalem nach Rom Gesandte geschickt und in kirchlichen Angelegenheiten des Papstes Entscheidung in Anspruch genommen.

Wie die Sachen lagen, mußte die Angelegenheit des Reimser Erzbisthums die Aufmerksamkeit des neuen Papstes zunächst beschäftigen, und gleich in den ersten Tagen trat sie ihm nahe genug. Mit dem Heere des Kaisers war der neugewählte Bischof Herluin von Cambray über die Alpen gekommen und beschwerte sich, die bischöfliche Weihe in Reims nicht erhalten zu können, weil weder Arnulf noch Gerbert dieselbe vorzunehmen im Stande seien. In versammelter Synode weihte Gregor selbst den Bischof und gab seiner Kirche einen Freibrief, in dem er mit ausdrücklichen Worten Gerbert „einen Ein-

„dringling" nennt, obwohl dieser sich damals zu Rom und in der 996.
nächsten Umgebung des Kaisers aufhielt. Bald darauf erschien dann der Abt Abbo vor Gregor und fand bei ihm die beste Aufnahme. Beide besprachen den Zustand der Kirche Frankreichs, und Gregor gab dem Abt an König Robert den Auftrag mit, die sofortige Freilassung Arnulfs zu verlangen auch übersandte der Papst dem gefangenen Erzbischof das Pallium. Zu derselben Zeit beschied er die Bischöfe Frankreichs, welche in die Absetzung Arnulfs gewilligt hatten, zu einem Concil, das er im Anfange des Jahrs 997 zu Pavia halten wollte. Bald konnte Abbo melden, daß König Robert dem Wunsche des Papstes gewillfahrt habe und Arnulf auf freiem Fuß sich befände. Gregor begab sich nach Pavia, aber die französischen Bi- 997.
schöfe hatten sich nicht eingefunden, sondern durch Boten aus dem Laienstande ihr Ausbleiben entschuldigt. Gregor enthob wegen ihres Ungehorsams alle diese Bischöfe bis auf Weiteres vom Amte; dieselbe Strafe traf den Bischof Adalbero, der Arnulf gefangen genommen hatte. Obgleich in der Sache Arnulfs hier kein endgültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurde ihm doch wenig später die Ausübung aller bischöflichen Verrichtung erlaubt.

Wenn König Robert sich in Arnulfs Sache nachgiebig gezeigt hatte, so geschah es vornehmlich in Rücksicht auf seine zweite Ehe, die er vor Kurzem geschlossen hatte und die mit Recht den größten Anstoß erregte. Nachdem er sich ohne gerechte Beweggründe von seiner ersten Gemahlin Susanna, einer reichen Italienerin, geschieden hatte, vermählte er sich gleich nach seines Vaters Tode mit Bertha, der Wittwe jenes Grafen Odo, der im Kampfe gegen Hugo Capet von der Welt geschieden war. Robert schloß diese Verbindung, der wegen naher Verwandtschaft auch kirchliche Verhältnisse entgegenstanden, um des Reichthums und der wichtigen Verbindungen Berthas willen und scheute sich sogar nicht jenen Fulko, der Hugo Capets Sache gegen Odo vertreten hatte, gleichsam als Odos Rächer mit Krieg zu überziehen. Wenn er nun aber darauf baute, daß seine Nachgiebigkeit den Papst bewegen werde, eine Ehe zu genehmigen, die selbst Gerbert misbilligt hatte, so irrte er sich; auf der Synode von Pavia gebot Gregor ihm und den Bischöfen, die diese Ehe begünstigt hatten, Buße zu thun und bedrohte sie, wenn sie den Gehorsam verweigerten, mit dem Bann. So entschieden trat Gregor dem Könige entgegen, und doch war Bertha selbst dem kaiserlichen Hause nahe verwandt, die Tochter König Konrads von Burgund und Nichte der Kaiserin Adelheid. Robert gab dem Willen des Papstes nicht in so weit nach, daß er sich von

997. Bertha getrennt hätte, aber soviel erreichte dieser doch, daß bald darauf Arnulf wieder völlig in sein Amt eingesetzt wurde; auch thaten, wie es scheint, die französischen Bischöfe Buße. Die Kirche Frankreichs unterwarf sich wieder Rom; Gerbert, obwohl nicht zu vermögen, dem erzbischöflichen Titel zu entsagen, hatte sich von Reims bereits entfernt und beugte sich, wie er sagte, vor einem höheren Willen.

Nicht minder entschieden griff Gregor in die Verhältnisse der deutschen Kirche ein. Die Aufhebung des Merseburger Bisthums durch den Vater des jungen Kaisers galt noch immer allen Strenggläubigen als ein Aergerniß; man hielt den Zorn Gottes und des heiligen Laurentius für ungesühnt und maß demselben die Verluste des Reichs, namentlich in den wendischen Marken, bei. Den Erzbischof Gisiler, der durch die Aufhebung Merseburgs sich den Weg zum Erzbisthum gebahnt hatte, klagte die öffentliche Meinung hauptsächlich der Mitschuld an dem gegen den heiligen Laurentius begangenen Verbrechen an, aber Niemand wagte doch dem klugen und mächtigen Manne entgegenzutreten, der trotz des offenkundigen Verraths an dem Sohne Ottos II. jetzt wieder eine sehr bedeutende Stellung an dem kaiserlichen Hofe einnahm. Auf der Synode zu Pavia trat Gregor indessen auch mit dieser Sache hervor; er beschied Gisiler, der widerrechtlich seinen Bischofsstuhl verlassen und einen fremden an sich gerissen habe, auf Weihnachten vor seinen Richterstuhl in Rom und bedrohte ihn, wenn er nicht erschiene, mit Entfernung vom Amte. Diesen Beschluß theilte Gregor mit den andern des Concils dem Erzbischof Willigis als seinem Vicar in Deutschland mit, damit er für die Ausführung desselben Sorge trage. So verfuhr dieser deutsche Papst gegen einen deutschen Erzbischof, der eben damals viel in der Nähe des jungen Kaisers lebte, und in einer Sache, die sogar das Andenken des Vaters dieses Fürsten empfindlich berührte.

Es muß um so mehr befremden, daß Gregor mit den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna und zehn Bischöfen der Lombardei — denn diese waren allein auf dem Concil erschienen — so durchgreifende Beschlüsse faßte, wenn man in das Auge faßt, daß er inzwischen selbst aus seinem Bisthum vertrieben war und schon die Hülfe seines kaiserlichen Verwandten hatte in Anspruch nehmen müssen. Kaum hatte Gregor Rom verlassen, so hatte sich Crescentius wieder der Herrschaft der Stadt bemächtigt und die Einkünfte der römischen Kirche mit Beschlag belegt. Deshalb wurde er jetzt auf dem Concil als Räuber und Verderber der römischen Kirche mit dem Bannfluch belegt

und allen Bischöfen aufgetragen, diesen Beschluß in ihrem Sprengel 997.
verkünden zu lassen. Da aber vorauszusehen war, daß Crescentius dazu schreiten würde, einen Gegenpapst einzusetzen, ließ Gregor zugleich beschließen, daß jeder Bischof, Priester oder andere Kleriker, der bei Lebzeiten des Papstes in Bezug auf eine neue Wahl Verbindlichkeiten eingehen würde, seines Amtes entsetzt und verflucht sein solle. Nach diesen Beschlüssen trennte sich das Concil; Gregor aber zog in den Städten der Lombardei umher, die Hülfe des Kaisers erwartend.

Was er gefürchtet hatte, geschah bald genug. Im Mai 997 erhob Crescentius einen Gegenpapst auf den Stuhl Petri, und zwar einen Mann, der dem Kaiser bisher nahe genug gestanden hatte. Gerade damals war der Erzbischof Johannes von Piacenza von seiner Gesandtschaftsreise aus Constantinopel zurückgekehrt, während Bischof Bernward von Würzburg auf der Reise gestorben war. Es begleiteten Johannes griechische Gesandten; seine Bewerbung wird also nach langen Verhandlungen endlich doch einiges Gehör gefunden haben. Johannes begab sich zuerst nach Rom, und dieser von Otto II. aus der Niedrigkeit erhobene Kleriker, der Günstling der Theophano und Lehrer des jungen Kaisers, ließ sich vom Ehrgeiz so weit verblenden, den Anerbietungen des Crescentius, ihn auf den ersten Bischofsstuhl der Christenheit zu erheben, ein williges Ohr zu leihen; er bestieg gegen den Willen des Kaisers bei Lebzeiten des rechtmäßigen Papstes den Stuhl Petri, obwohl er Beiden noch durch ein besonders heiliges Band als ihr Taufzeuge verbunden war. Vergebens waren die brieflichen Mahnungen des heiligen Nilus an den ihm befreundeten Johannes, diesem thörichten Beginnen zu entsagen und sich aus den Wirren der Welt in ein Kloster zurückzuziehen; der ehrgeizige Mann verfolgte den eingeschlagenen Weg, indem er dabei, wie man erzählte, auf Unterstützung von Constantinopel rechnete. Unausbleiblich war nun, daß Johannes von Gregor seines Bisthums entsetzt und gebannt wurde; Piacenza, das nur um seinetwillen zum Erzbisthum erhoben war, wurde wieder unter den Erzbischof von Ravenna gestellt, zu dessen Kirchenprovinz es früher gehört hatte.

Kaiser Otto, theils durch den Wendenkrieg, theils durch die gelehrten Disputationen zu Magdeburg an den Nordostgrenzen seines Reichs so lange aufgehalten, nahte endlich mit einem stattlichen Heere, und Gregor konnte ihn, wie wir sahen, am Weihnachtsfest 997
zu Pavia begrüßen. Alsbald brach man nun auf und fuhr den Po 998.
hinab; zu Ferrara kam dem Kaiser sein Pathe, der Sohn des Dogen

998. von Venedig, mit schöngeschmückten Schiffen entgegen, und auf dem stattlichsten derselben fuhr der Kaiser nach Ravenna. Ein langobardisches Aufgebot hatte sich inzwischen dem Heere angeschlossen, eilends zog man gegen Rom; schon in den letzten Tagen des Februar erschien der Papst mit dem Kaiser vor der Stadt, die ihm willig die Thore öffnete.

Der Gegenpapst hatte sich geflüchtet und in einen festen Thurm, weit von der Stadt belegen, verborgen. Die Leute des Kaisers aber, von dem Grafen Birthilo im Breisgau geführt, verfolgten ihn, nahmen ihn gefangen, verstümmelten ihn grausam an Ohren, Augen, Nase und Zunge und brachten ihn in ein Kloster zu Rom. Als Nilus das traurige Schicksal seines Freundes und Landsmanns erfuhr, eilte er von seinem Kloster bei Gaeta zu Otto und Gregor. Kaum überstand der fast neunzigjährige Greis, dessen Leib durch die Osterfasten überdies geschwächt war, die Leiden der Reise. Ehrfurchtsvoll empfingen ihn Papst und Kaiser, küßten ihm die Hände und räumten ihm einen erhöhten Sitz ein; als Nilus dann um die Person des unglücklichen Johannes bat, die er in die Stille eines Klosters bringen wolle, zeigte sich der Kaiser bald geneigt, diese Bitte zu erfüllen, und versprach, was der heilige Mann wünschte, wenn er sich dagegen nach Rom übersiedeln und dort die Leitung eines Klosters übernehmen wolle. Nilus glaubte sein Ziel erreicht zu haben und verließ den Kaiser, aber Gregor wollte volle Vergeltung für das größte Vergehen, das es in seinen Augen gab. Er versammelte ein Concil, ließ schimpflich Johannes seiner angemaßten päpstlichen Gewalt entkleiden und zerriß ihm das Bischofskleid; dann wurde der Verstümmelte rücklings auf einen Esel gesetzt und den Schweif als Zaum in der Hand unter öffentlichem Ausruf und schmählichen Verunglimpfungen durch die Straßen der Stadt geführt. Nilus versank, als er dies hörte, in finsteres Schweigen; der Kaiser sandte einen seiner Erzbischöfe zu ihm, um sich zu entschuldigen und den heiligen Mann zu begütigen, aber der greise Nilus sprach zu dem Boten: „Melde dem Kaiser und „dem Papst, das sage ihnen der faselnde Alte: Nicht aus Furcht, „nicht um meiner Macht willen habt ihr mir jenen blinden Mann „geschenkt, sondern um Gotteswillen. Habt ihr ihm nun Leides ge„than, so habt ihr es nicht ihm, sondern mir, ja vielmehr Gott selbst „gethan. Und wie ihr euch jenes nicht erbarmt habt, den Gott in „eure Hände gab, so wird sich euer himmlischer Vater auch über eure „Sünden nicht erbarmen.“ Als der Erzbischof noch Etwas erwiederte, antwortete Nilus nicht mehr, sondern that, als ob er schliefe; alsbald

stieg er mit seinen Begleitern zu Pferde und eilte nach seinem stillen 998.
Kloster in Gaeta zurück.

Crescentius hatte sich inzwischen in die Engelsburg geworfen, die sich am Eingang der Leosstadt unmittelbar am Tiberufer erhebt und ganz Rom beherrscht. Gleich nach der Osterwoche fingen die Deutschen an die Burg zu berennen. Der tapfere Markgraf Eckard von Meißen leitete die Belagerung, nicht bei Tage, noch bei Nacht ließ er Crescentius Ruhe; mit gewaltigen Maschinen und auf Leitern wurde die Burg angegriffen und mußte sich schon nach einigen Tagen ergeben. Kläglich flehte Crescentius um Gnade, aber auf dem Dache der Engelsburg ließ ihn Otto enthaupten, den Leichnam von der Höhe auf das Pflaster werfen, nach dem Monte Mario hinter der Peterskirche schleifen und dort mit den Füßen an den Galgen hängen. Neben ihm wurden zwölf seiner Genossen an das Kreuz geschlagen. Dies geschah am 29. April des Jahrs 998, der Kaiser bezeichnete den freudigen Tag durch Schenkungen an Klöster und seine Getreuen. In Trastevere in der Kirche des heiligen Pancratius am Janiculum, unmittelbar vor dem nach dieser Kirche genannten Thore, wurde der Leichnam des Crescentius beigesetzt, und hier las man noch bis in die neuere Zeit im Fußboden folgende Grabschrift des verwegenen Römers:

Staub bist Mensch du und Asche; du spähst nach gewaltigen Dingen,
Aber es schließen dich bald wenige Spannen nur ein.
Siehe, der Rom einst beherrschte, als hold ihm das Glück noch gewogen,
Liegt in der Höhle des Grabs hier wie so klein und gering!
Glänzend Crescentius prangte als Herr und Herzog der Römer,
Und von gerühmtem Geschlecht stammte der edele Sproß,
Kraftvoll blühte das Land, das der Tiber bespült, und dem Papste
Beugte das römische Volk willig und ruhig das Haupt:
Doch ihm zerstörte das Glück voll Launen die Blüthe der Tage,
Und durch ein finsteres Loos führt' es sein Leben zum Ziel.
Wer du auch seist, der heut sich noch freut des himmlischen Lichtes,
Seufzend sprich: Fahr wohl! Wisse, du theilst sein Geschick!

Mit ungewohnter Strenge wurde nun in Rom vom Kaiser und Papst Recht und Gerechtigkeit gehandhabt; auch die der römischen Kirche entfremdeten Besitzungen und Gerechtsame wurden unnachsichtig beigebracht, nicht in der Stadt allein, sondern auch in der Umgegend. So hatte der Graf Benedict im Sabinerlande, des Crescentius Schwiegersohn, eine dem Papste gehörige Burg an sich gerissen; als nun ein Sohn dieses Benedict in die Gefangenschaft Gregors gerieth, er-

998. klärte dieser, denselben nicht eher ausliefern zu wollen, als bis die römische Kirche wieder zu ihrem Besitzthum gelangt sei. Benedict versprach sich Anfangs zu fügen, machte aber nichts desto weniger alsbald Anstalt die Burg zu behaupten. Sofort brachen Papst und Kaiser gegen ihn auf, rückten mit Heeresmacht ihm entgegen und ließen, als Benedict ihrer ansichtig wurde, dessen Sohn mit gebundenen Händen zum Galgen führen; da erst gab der Graf nach und löste seinen Sohn durch die Burg aus. Auf solche Weise wurde der Uebermuth des römischen Adels gebrochen und die Herrschaft des Papstes und Kaisers in der Stadt wieder zu voller Geltung gebracht.

Im Anfang des Mai hielt Gregor eine feierliche Synode in der Peterskirche. Italienische, deutsche und spanische Bischöfe und Aebte waren zugegen, auch der Kaiser selbst erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Fürsten und Herren. Es galt die Entscheidung über einen Streit, der in der Mark von Barcelona über das Bisthum Auch ausgebrochen war. Arnulf und Guadald haderten um dieses Bisthum und waren Beide mit dem Grafen Ermingaud, dem Sohn des Markgrafen Borrell, nach Rom gekommen, um die Entscheidung des Papstes anzurufen. Nach dem Wunsche des Grafen, der zu den Füßen des Kaisers saß und dessen Fürsprache gewann, wurde die Sache zu Gunsten Arnulfs vom Papste entschieden, der die Besitzungen des Bisthums in seinem und des Kaisers Namen dem neuen Bischof übertrug. Die spanische Mark schloß sich enger, als es bisher der Fall gewesen war, an das römische Papstthum an und ordnete sich zugleich dem Kaiserthum unter.

In der heißen Jahreszeit verließ der Kaiser Rom und begab sich in die Berggegenden Toscanas; gegen den Herbst durchzog er dann die Städte der Lombardei und ließ in seinem Beisein eine Synode zu Pavia abhalten, auf der er mit Gerbert wieder zusammentraf, der mit ihm über die Alpen gekommen war, ihn bis Rom begleitet, sich später aber von ihm getrennt hatte. Gregor V. hatte nehmlich nach dem Wunsch des Kaisers das Erzbisthum Ravenna an Gerbert verleihen müssen, obwohl der Erzbischof Johann, der selbst einst die Königskrone dem Kinde zu Achen aufgesetzt und in bedenklichen Zeiten treu zum Kaiser und Papste gehalten hatte, noch lebte; freiwillig oder gezwungen war er von dem Bisthum zurückgetreten, um dem Günstling des Kaisers Platz zu machen. Unwillig gewiß beugte Gregor sich hier dem Willen Ottos, aber die Verhältnisse zwangen den sonst so hartnäckigen Papst; am Tage vor der Enthauptung des Crescentius ertheilte er Gerbert das Pallium und in der darüber ausgestellten

Urkunde fehlt es selbst nicht an empfindlichen Ermahnungen, die der 998.
Jüngling dem älteren Manne ertheilte. „Nach dem Wohlwollen des „apostolischen Stuhls," heißt es, „und nach unserer alten freundschaft„lichen Verbindung haben wir dich, o Bruder, der Kirche von Ravenna „vorgesetzt und uns bewogen gefunden, dir die Abzeichen der frü„heren Bischöfe und den Gebrauch des Palliums nach der in dieser Kirche „hergebrachten Weise zu ertheilen. Aber nichtsdestoweniger ermahnen „wir dich, daß du, wie du dich der Erlangung dieses Schmucks und „des priesterlichen Amts durch unsere Person erfreust, so nun auch „dich bemühst, durch Rechtlichkeit des Sinns und der Handlungen „dem in Christo übernommenen bischöflichen Amte Ehre zu machen. „Dann wirst du, wenn mit dem leiblichen Schmuck auch die Tugen„den des Herzens übereinstimmen, mit dem Propheten in Wahrheit „sprechen können: „Ich schaue Gott allezeit vor meinem Angesicht, daß „er zu meiner Rechten sei und ich nicht strauchele." Gerbert erhielt überdies vom Kaiser und Papst große Gerechtsame und Freiheiten für seine Kirche nebst noch größeren Versprechungen, indem er nach dem Tode der Kaiserin Adelheid den Bann, Zoll, die Münze und das Marktrecht in Ravenna und bis an das Meer, wie auch die Grafschaft von Comachio überkommen sollte.

Jetzt endlich, nachdem ihm schon zuvor auch das reiche Kloster Bobbio zurückgegeben war, nachdem er überdies die Abtei Nonantula erhalten hatte, konnte Gerbert sich für Reims entschädigt halten und gab seine Ansprüche auf das französische Erzbisthum auf. Jetzt mochten auch endlich die Forderungen schweigen, die er unablässig an seinen kaiserlichen Zögling richtete, dem er es, wenn er nicht gleich zum Genuß der reichen Schenkungen gelangte, unsanft genug vorhielt, wie wenig seine Dienste anerkannt würden. „Ich weiß," schrieb er ihm einst, „daß ich gegen Gott in Vielem gesündigt habe und sündige, aber worin „ich euch und die Eurigen jemals verletzt habe, weiß ich nicht. O! hätte ich „doch, was mir eure Freigebigkeit so rühmlich verehrt, niemals angenom„men, oder nun ich es angenommen, nicht so schimpflich verloren. Was „soll ich sagen? Was ihr mir gabt, konntet ihr mir entweder geben, oder „ihr konntet es nicht. Im letzteren Falle, warum gabt ihr vor es zu „können? Konntet ihr es aber, wo ist denn der namenlose Wicht, „der über unseren Kaiser, dem der Erdkreis sich beugt, gebieten will? „In welchem Dunkel verbirgt sich der Schurke? Er trete hervor, und „man kreuzige ihn, daß unser Kaiser frei seine Herrschaft übe! Viele „haben gemeint, ich vermöchte Etwas bei euch, aber jetzt wäre es „von Nöthen, daß ich die als meine Fürsprecher gewänne, die ich einst

998. „bei euch vertrat. Wohl muß ich jetzt mehr meinen Feinden, als „meinen Freunden glauben, denn diese sagten mir alles Liebe und „Gute vorher, jene aber prophezeiten mir, alle eure Gnadenbriefe „und Gunstbeweise würden mir zu Nichts helfen und auf den guten „Anfang würde ein schlimmes Ende folgen. Das ist traurig für mich „und ungeziemend zugleich für eure kaiserliche Person. In drei Epo„chen, so zu sagen, habe ich nun euch, eurem Vater und Großvater „mitten unter feindlichen Waffen die unverbrüchlichste Treue bewährt; „meine geringe Person habe ich euch zu Liebe dem Zorn der Könige „und der Empörung der Völker ausgesetzt. Durch Wildnisse und Ein„öden, durch räuberische Ueberfälle, durch Hunger und Durst, durch „Hitze und Kälte, durch alle diese Widerwärtigkeiten habe ich mich „nicht hindern lassen zu dem Sohn meines Kaisers zu dringen, als er „in Banden war; lieber hätte ich dem Tode ins Auge gesehen, als „seines Anblicks entbehrt; ich sah ihn, und mein Herz war getröstet „und erfreut — o möchte mir diese Freude bis an mein Ende blei„ben und ich bei euch in Frieden meine Tage beschließen!"

Nachdem Gerbert wieder zu einem Erzbisthum gelangt war, zeigte er sich übrigens wie umgewandelt und verfolgte die strenge Richtung, die vom Stuhl Petri ausging, mit allem Eifer. Schon wenige Tage nach seiner Erhebung versammelte er eine Synode zu Ravenna, auf der ernste Beschlüsse gegen manche eingewurzelte kirchliche Misstände gefaßt wurden. Im Herbst begab er sich dann zu jener Synode, welche die oberitalischen Bischöfe zu Pavia in Gegenwart des Kaisers hielten. Auch hier war Gerbert die Seele der Versammlung, wie einst zu Reims, aber in völlig anderem Sinne brauchte er jetzt sein Ansehen.

Die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand nahm bis dahin immer noch manche Ehrenrechte und Titel in Anspruch, die sie früher mit Rom getheilt hatte, die man jetzt aber gewohnt war dem Stuhl Petri allein beizulegen; der so eben eingesetzte Erzbischof Armulf, ein dem Kaiser sehr ergebener Mann, wurde nun zu Pavia genöthigt diesen Ansprüchen zu entsagen, und man verzeichnete in den Acten der Synode, dem Erzbischof von Mailand sei das Papstthum genommen worden.

Auf derselben Synode wurde außerdem ein wichtiger Beschluß gefaßt und durch kaiserliches Edikt allen geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens bekannt gemacht, der, wenn er wirklich zur Ausführung gekommen wäre, tief in alle Besitzverhältnisse des Landes eingegriffen hätte. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie ein unermeß-

licher Landbesitz den Bisthümern und Abteien Italiens zugewachsen 998.
war; derselbe hatte sich durch die Freigebigkeit der Ottonen noch von Tag zu Tag vermehrt, und überdies waren schon vielen lombardischen Bischöfen die wichtigsten Hoheitsrechte ertheilt worden. Trotz dieses kolossalen Reichthums und ihrer durch kirchliche Privilegien gesicherten Machtstellung waren aber doch oft die Kirchen Italiens in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Ein sehr großer Theil ihrer Besitzungen war auf Zeit- und Erbpacht entweder gegen einen Natural- oder Geldzins ausgethan; meistentheils aber nicht nach dem Vortheil der Kirchen, sondern nach dem Privatinteresse der Bischöfe oder durch Zwang der Verhältnisse. Der Zins, so gering er war, wurde häufig nicht gezahlt und konnte dann, wie die Sachen lagen, nicht einmal mit Gewalt beigetrieben werden, da die Kirchenpächter zu den mächtigsten Männern des Landes gehörten. In dem römischen Gebiet und der Romagna hatte in der That der Adel den größten Theil seiner Besitzungen nur in Erbpacht von der Kirche, und dieses Verhältniß war der Grund unabläßiger Streitigkeiten zwischen dem Adel und der Geistlichkeit, da die adligen Pächter den Zins unaufhörlich verweigerten, ja das Pachtverhältniß, wenn es irgend mit Aussicht auf Erfolg geschehen konnte, ganz in Abrede stellten. Auch in Tuscien waren die Verhältnisse ähnlich, aber hier hatte bereits Otto I. der Geistlichkeit ernstlich verboten, Pachtverträge mit dem Adel einzugehen, und solche nur mit den Colonen erlaubt, die mit eigener Hand den Acker bestellten und einen bestimmten Theil der Erndte den Kirchen als Zins gaben. In der Lombardei bestanden Pachtverträge der Regel nach wohl nur mit solchen Colonen, da der mit Kirchengut ausgestattete Adel im Lehnsverbande mit den Bischöfen und Aebten zu stehen pflegte; doch kamen gewiß auch hier, wie in Tuscien, zuweilen noch Erbpachtsverträge zwischen dem Adel und den Kirchen zum großen Nachtheile der letzteren vor.

Die Synode beschloß nun und der Kaiser veröffentlichte den Beschluß, daß fortan alle Pachtverträge in Italien über Kirchengut höchstens so lange Geltung haben sollten, als der Bischof oder Abt, der sie abgeschlossen habe, am Leben sei, sein Nachfolger aber mit vollkommener Freiheit über das Kircheneigenthum verfügen könne, indem jeder aus der Auflösung des Verhältnisses erwachsende Nachtheil lediglich dem Pächter zur Last falle. „Denn da selbst den Kaisern und Kö„nigen," sagt Otto in dem Edikt, „nur für ihre Lebenszeit erlaubt „ist Reichsgut zu vergeben, es sei denn an Kirchen; wie kann da den „Bischöfen und Aebten das Recht zustehen, über Kircheneigenthum

998. „gültig auch für die Zeit ihrer Nachfolger zu verfügen? Vielmehr ist „jedes Gesetz und Recht, jeder Vertrag und jedes Herkommen, das „dem Nutzen der Kirche widerstreitet, für nichtig zu halten, und nim„mer darf durch unsere Autorität bekräftigt werden, was klärlich ge„gen Gott, den Urheber und Mehrer unserer Herrschaft, gerichtet ist." Nur allein in dem Falle könne daher, sagt das Edict, ein solcher Pachtvertrag Gültigkeit haben, daß er einer Kirche Vortheile gewähre; bei dem bisherigen Verfahren litten aber die Kirchen schweren Schaden und könnten weder für die Instandhaltung des Gotteshauses sorgen, noch den Reichsdienst gehörig leisten.

Die lombardischen Bischöfe, obwohl sie von diesen Pachtverhältnissen mit dem Adel weniger litten, als die Bischöfe der Romagna und Tusciens, befanden sich doch auch oft in einer sehr bedrängten Lage. Um den Reichs- und Hofdienst zu leisten, um sich selbst gegen mächtige Widersacher zu schützen und die weltlichen Gerechtsame, welche ihnen die Kaiser beigelegt hatten, auszuüben, hatten sie einen großen Theil des Adels gegen Belehnung mit Kirchengut in ihre Dienste nehmen müssen. Unter diesem Vasallenstand unterschied man schon zwei Klassen: die höheren und die niederen Vasallen; die ersteren, unmittelbar von den Bischöfen und Aebten abhängend, meist das Vogteirecht übend und das Aufgebot des Stifts führend, die anderen, nur mit kleineren Gütern beliehen, dem Aufgebot der ersteren folgend und meist deren Aftervasallen. Das Streben beider Klassen ging natürlich dahin sich die Erblichkeit ihrer Lehngüter zu gewinnen, und die höheren Vasallen brachten es auch bald so weit, daß ihnen die Erblichkeit, wenn auch nicht gesetzlich, doch thatsächlich zuerkannt wurde. Die Bischöfe hatten kein Mittel ihnen diese auf die Dauer zu verweigern, da ihnen gegenüber die überlegene Gewalt war, und ihr gutes Recht während der Abwesenheit der Kaiser oft genug schutzlos dastand. Sobald sich aber die höheren Vasallen in dem erblichen Besitz ihrer Lehen befestigten, drängten die niederen Vasallen, die überdies die Lasten der Kriegs- und Hofdienste hauptsächlich tragen mußten, ebendahin, und es entstanden endlose Streitigkeiten und Fehden zwischen diesem Stande und ihren Lehnsherren, die häufig noch dadurch genährt wurden, daß die weltlichen Fürsten Italiens, die Markgrafen und Grafen, voll Unmuth über die ihnen entzogenen und den Bischöfen übertragenen Rechte nur allzu geneigt waren, die niederen Vasallen der Kirche gegen ihre Lehnsherrn zu unterstützen. Viele Kirchen der Lombardei litten unsäglich unter diesen Streitigkeiten mit ihren Vasallen und dieser unter einander, und die reichsten Bisthümer und Abteien waren ungeachtet

aller Gunstbeweise der Kaiser und trotz alles äußeren Glanzes doch 998.
oft in Noth und Bedrängniß.

Auch diese Verhältnisse kamen in Pavia zur Sprache und traten dem Kaiser lebendig vor die Seele. Es erhob sich nehmlich der Bischof Warmund von Ivrea als Ankläger gegen den Pfalzgrafen Arduin, der die Zwistigkeiten der niederen Vasallen mit ihren Lehnsherren benutzt hatte, um der Macht der Bischöfe entgegenzutreten.

Arduin, der Sohn des reichen Grafen Dado, nahm unter den Großen Italiens eine der ersten Stellen ein und hatte durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den angesehensten Häusern des Landes seine Macht auf das Höchste gesteigert. Seinen ältesten Sohn Ardicin hatte er mit Willa, einer Tochter des Markgrafen Hugo, vermählt; seine Tochter Ichilde an Kuno, den Sohn König Berengars, der, wie es scheint, während der Minderjährigkeit Ottos hergestellt war, zur Ehe gegeben. Wahrscheinlich durch Hugo der Gunst der Theophano empfohlen, war Arduin mit der Markgrafschaft Ivrea, aus der einst Berengars königliche Macht erwachsen war, belehnt worden und hatte mit derselben bald auch die Pfalzgrafschaft in der Lombardei verbunden. Diese Macht suchte er aber, wie die Folge zeigte, nur dazu zu benutzen, sich eine dauernde Gewalt auf nationaler Grundlage in Italien zu begründen, und zwar waren seine Pläne zunächst gegen die Bischöfe der Lombardei gerichtet, in denen das sächsische Haus recht eigentlich seine Stütze fand. Sie zu bekämpfen verband er sich mit den niederen Vasallen der Kirche und verleitete sie die ihren Lehnsherren geschworene Treue zu brechen. Gleich nachdem der Kaiser im Jahre 996 Italien verlassen hatte, überfiel Arduin den Bischof Peter von Vercelli, plünderte dessen Kirche und steckte sie in Brand; der Bischof selbst fand seinen Tod in den Flammen. Da es Arduin gelang in Vercelli die Wahl des Archidiakonen Raginfred, eines ihm ergebenen Mannes, durchzusetzen, blieb sein Vergehen ungestraft. Ermuthigt durch diese Straflosigkeit, griff er sofort den Bischof Warmund aus Ivrea an, verjagte ihn aus seinem bischöflichen Sitze und plünderte die Güter der Kirche von Ivrea. Warmund sprach über Arduin den Bann aus; dasselbe thaten die vereinten lombardischen Bischöfe, die in Warmunds Sache schon ihre eigene sahen. Mit Warmund vereinigt, legten sie Arduins Verbrechen in Pavia der Entscheidung des Kaisers vor, der aber in Abwesenheit des Papstes und wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf Markgraf Hugo keinen Beschluß gegen Arduin fassen ließ, sondern die Sache auf eine spätere Zeit verschob. Die Bischöfe wandten sich darauf an den Papst, der

998 sofort Arduin ernstlich ermahnte von seinen Gewaltthaten gegen die Kirche abzustehen und Buße zu thun, indem er ihn ebenfalls mit der Strafe des Banns bedrohte.

Kaiser Otto kehrte, nachdem er die Verhältnisse der Lombardei geordnet hatte, im November nach Rom zurück, wo gegen Ende des Jahres 998 ein allgemeines Concil vom Papste in seiner Gegenwart abgehalten wurde. Besonders wurden die Angelegenheiten der römischen Kirche hier abermals in Betracht gezogen. Die Reimser Sache war zwar im Wesentlichen erledigt und Erzbischof Arnulf wieder vorläufig in seine Rechte eingesetzt, aber König Robert hatte sich noch nicht von Bertha geschieden und dadurch den höchsten Zorn des Papstes erregt. Das königliche Paar wurde deshalb zu einer siebenjährigen Buße verurtheilt und, wofern es noch länger dem Willen Roms widerstrebte, mit dem Bann bedroht; der Erzbischof von Tours, der die Ehe eingesegnet hatte, und alle Bischöfe, die der Trauung assistirt hatten, wurden ihres Amtes enthoben. Siebenundzwanzig Bischöfe unterschrieben die Verhandlungen des Concils, unter ihnen in erster Stelle Gerbert, der so seinen Schüler, der zugleich ihm lange ein gnädiger Herr gewesen war, mit dem Banne bedrohte. Die Verhandlungen dieses Concils waren insofern auch für die deutsche Kirche von Wichtigkeit, als die Herstellung des Merseburger Bisthums definitiv ausgesprochen wurde. Giſiler, wurde bestimmt, solle das bischöfliche Amt ganz verlieren, wenn er aus Ehrgeiz oder Habsucht die Merseburger Kirche verlassen habe; wäre dies nicht der Fall, so solle er in Magdeburg bleiben, wofern er auf kanonische Weise, d. h. mit Genehmigung des Klerus und des Volks, zum Erzbisthum gelangt sei, könne er aber diese Genehmigung nicht nachweisen, so müsse er auf den bischöflichen Stuhl von Merseburg zurückkehren.

Die Wirkung, welche diese Beschlüsse übten, erlebte Gregor nicht mehr. Nach nennenswerthen Erfolgen, mitten in größeren Entwürfen starb er in der Blüthe der Jugend — er scheint kaum das dreißigste
999. Jahr erreicht zu haben — am 18. Februar 999 zu Rom eines unerwarteten Todes; wie Manche meinten, durch Gift. In dem Vorhofe der Peterskirche, nicht weit vom Grabe Ottos II., zur Seite des Grabmals Gregors I. wurde in einem Marmorsarge der Leichnam beigesetzt. Folgende Inschrift gab man dem Grabe des ersten deutschen Papstes:

Papst Gregorius deckt, den Fünften des Namens, die Gruft hier,
Strahlenden Blickes war er, stattlich und schön von Gestalt.

Brun hieß erſt er, entſtammt dem Königsgeſchlecht der Franken, 999.
Judith gebar ihn der Welt, Otto erzeugele ihn.
Deutſcher nach Sprach' und Geblüt, zu Worms gelehrt und erzogen,
Saß er in Jugendkraft auf apoſtoliſchem Stuhl
Nahe zwei Jahr' und acht Monde; da dreimal ſechs man der Tage
Zählte des Februar, ward er entriſſen der Welt.
Reich, war den Armen er mild; vertheilte an jeglichem Sabbath
An der Apoſtel Zahl Kleider mit ſorglichem Fleiß.
Fränkiſch war ihm vertraut, Romaniſch und Latiums Zunge;
In drei Sprachen beredt, lehrte er eifrig das Volk.
Otto der Dritte verlieh ihm zu weiden die Heerde des Petrus,
Ward von des Blutsfreunds Hand ſelbſt dann zum Kaiſer geſalbt,
Und als die Bande gelöſt des ſterblichen Fleiſches, zur Rechten
Jenes erſten Gregor wählte er hier ihm die Gruft.

Auch das Grab Gregors V. iſt jetzt zerſtört; der Marmorſarg, der ſeine Gebeine umfing, hat in der unterirdiſchen Kirche von St. Peter ſeine Stelle gefunden.

So kurz die Laufbahn Gregors war, ſo iſt ſie doch nicht ohne große und nachhaltige Folgen geblieben. Dieſer junge deutſche Kleriker iſt der Erſte geweſen, der nach einer langen Zeit tiefen Verfalls dem apoſtoliſchen Stuhl wieder Anſehen und Ehre gab; er war es, der die ſchismatiſche Kirche Frankreichs durch ernſte Strenge Rom von Neuem unterwarf. Manches von dem, was er angebahnt hatte, ging freilich nach ihm wieder unter und wurde erſt durch einen anderen größeren Gregor faſt hundert Jahre ſpäter abermals in das Leben gerufen, dennoch blieben manche Nachwirkungen ſeiner Thätigkeit, und wenigſtens ſein nächſter Nachfolger ſuchte, obwohl er einſt ſein Gegner geweſen war, doch nur ſeinen Fußſtapfen zu folgen.

Es war Gerbert, den der Kaiſer jetzt auf den Stuhl Petri berief, und der willig dieſem Rufe folgte. Es bezeichnet die univerſellen Tendenzen, die Otto verfolgte, daß er nach einem Deutſchen einen Franzoſen auf den apoſtoliſchen Stuhl erhob. Doch waren es vornehmlich andere Beweggründe, die auf ihn wirkten: Gerbert war der Vertraute aller ſeiner Pläne für die Herſtellung des alten Römerreichs; auch mochte er von den vorgerückteren Jahren ſeines Lehrers mehr Ruhe und Beſonnenheit erwarten, als man dem jungen Gregor nachgerühmt hatte. Im Anfange des Monats April 999 wurde Gerbert

999. in Rom als Silvester II. zum Papst geweiht und eingesetzt. So war denn sein Weg von Reims über Ravenna nach Rom gegangen; das wunderbare Spiel des Buchstaben R in seinen Lebensschicksalen war schon den Zeitgenossen auffällig.

Gerbert hatte sich trotz aller Auszeichnungen und reichen Gaben seines Zöglings in der letzten Zeit zu Ravenna genug übel befunden. Es waren nämlich in der Stadt und deren Gebiet ähnliche Unruhen ausgebrochen, wie sie Arduin in der Lombardei erregt hatte, und es war ihm nicht gelungen derselben Herr zu werden. Ueberdies war er körperlich leidend; in einem Briefe an die Kaiserin Adelheid aus jener Zeit schildert er seine Lage auf das Kläglichste. „Meine Tage sind dahin," schreibt er, damals ein Mann von etwa funfzig Jahren, „der Tod steht mir vor Augen, Seitenstechen peinigt „mich, die Ohren sausen, die Augen triefen, am ganzen Leibe fühle „ich Schmerzen; das letzte Jahr hindurch habe ich das Bett gehütet, „und nun ich mich kaum erholt habe, kehren die Schmerzen zurück und „werfen mich wieder danieder." Sobald er aber zur höchsten geistlichen Würde der Christenheit emporgestiegen und damit zu einem Ziele gelangt war, das er wohl nie zu erreichen gehofft hatte, fühlte er neue Kräfte in sich. Mit fast jugendlicher Lebendigkeit ergriff er die Herrschaft, und bald sah man ihn eifrig beschäftigt, die Besitzungen der römischen Kirche zu ordnen, das Zerstreute zu sammeln, abgekommene Rechte zur Geltung zu bringen; selbst die Waffen ergriff er und belagerte ungehorsame Städte. Sehr merkwürdig ist, daß er unseres Wissens der Erste war, der das Lehnwesen in dem römischen Gebiet einzuführen suchte; er gab einem Grafen Darserius mit der Verpflichtung zu Hof- und Kriegsdiensten die Stadt und das Gebiet von Terracina zu Lehen, obwohl er zugleich einen jährlichen Zins von drei Goldgulden festsetzte. In der darüber ausgestellten Urkunde hebt er ausdrücklich die Nachtheile der bisher üblichen Pachtverträge hervor und stellt die Vortheile des neuen Verfahrens für die Kirche Petri in ein günstiges Licht; durch eine sonderbare Vermischung von Pacht- und Lehnverhältniß suchte Silvester die Nachtheile beider zu umgehen und aus beiden Vortheil zu ziehen. Wo es Eigenthum der römischen Kirche galt, gerieth der Papst selbst mit dem Kaiser nicht selten in Streit und wohl mag dieser der Anforderungen des alten nimmer befriedigten Lehrers öfters müde geworden sein. Bald haderte der Papst mit ihm um Besitzungen im Sabinerlande, bald um acht Grafschaften in der Romagna, und der überaus freigebige Schüler war meist doch zuletzt geneigt nachzugeben.

In den rein kirchlichen Sachen blieb Silvester ganz auf dem Wege, 999.
den Gregor eingeschlagen hatte. Wir besitzen eine kleine Schrift von ihm „zur Unterweisung der Bischöfe," die wahrscheinlich bestimmt war, die Grundsätze der Welt darzulegen, nach denen er sein apostolisches Amt zu führen beabsichtigte. Sie ist voll von den Ideen des Pseudoisidor und würde jedem Cluniacenser Ehre machen. Die höchsten Vorstellungen von der bischöflichen und priesterlichen Gewalt legt er hier an den Tag, die von Christo selbst eingesetzt jede zeitliche Macht, selbst die fürstliche, weit überrage. Für eine solche erhabene Stellung nimmt er dann aber auch einen völlig fleckenlosen Wandel in Anspruch und entwirft das Bild eines würdigen Bischofs, während er zugleich den tiefen Verfall der Geistlichkeit schildert und mit scharfem Blick die Simonie, d. h. den Erwerb der Kirchengüter und Pfründen durch Kauf, als den Krebsschaden der Kirche erkennt. Solchen Grundsätzen entsprachen Silvesters Handlungen; in Nichts ließ er von der strengen Anwendung der canonischen Bestimmungen nach, die mit Gregor begonnen hatte. Die Sache, die er einst selbst zu Reims in das Leben gerufen hatte, verfolgte er jetzt, indem er sogar den Erzbischof Arnulf, seinen erbittertsten Feind, in dem erzbischöflichen Amte bestätigte und ihm selbst die Investitur mit Ring und Stab von Neuem ertheilte. Es geschähe, sagte er, daß sich Roms Allmacht nicht allein im Binden, sondern auch im Lösen zeige, damit es klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt sei, wohin keine menschliche Macht reiche. Noch im ersten Jahre der Amtsführung Silvesters erschien dann Arnulf selbst in Rom und fand hier eine ehrenvolle Aufnahme. Auch König Robert mußte sich jetzt dem Gebote Roms fügen und sich von Bertha trennen; Silvester vollendete auch hier, was Gregor begonnen hatte. Nicht minder entschieden trat Silvester in den anderen Sachen auf, die Gregor unbeendet zurückgelassen hatte. Erzbischof Gisiler von Magdeburg, der immer noch nicht die verlangte Rechenschaft geleistet hatte, wurde vorläufig seines Amtes enthoben und nach Rom citirt; als er hier angeblich wegen einer schweren Krankheit nicht erschien und einen seiner Kleriker sandte, um seine Rechtfertigung zu führen, brachte dieser es doch nur dahin, daß das Urtheil über ihn verschoben und einem deutschen Nationalconcil übertragen wurde.

Mit besonderer Strenge verfuhr Silvester auf einer römischen Synode gegen Arduin, gegen den sich ein gewaltiges Unwetter zusammenzog, als das Bisthum Vercelli einem dem Papste und Kaiser gleich vertrauten Manne übergeben wurde. Es war Leo, ein Mann

999. von ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntniſſen, ein Kloſterbruder, der aber ſchon längere Zeit am kaiſerlichen Hofe gelebt hatte und den Titel eines „Hofbiſchofs“ führte, ehe er zu dem Bisthum Vercelli befördert wurde. Er, der Mitwiſſer aller Abſichten des Kaiſers, überdies eben ſo thätig und verſchlagen, als herriſch und gewinnſüchtig, war nicht der Mann, der Arduins Treiben in der Stille anſah; er brachte ſogleich alle Gräuel, die der verwegene Feind der Biſchöfe gegen ſeinen Vorgänger Peter und die Kirche von Vercelli verübt hatte, vor Kaiſer und Papſt zur Sprache. Arduin wurde vor eine römiſche Synode beſchieden und, obwohl ſich ergab, daß er ſelbſt keinen unmittelbaren Antheil an dem Tode Peters gehabt hatte, mit den furchtbarſten Strafen des Banns belegt. Er ſolle, beſchloß man, ſeine Waffen ablegen, kein Fleiſch eſſen, weder Mann, noch Weib küſſen, kein leinenes Kleid tragen, niemals länger als zwei Nächte an einem Orte weilen, den Leib des Herrn nicht empfangen, es ſei denn im Todeskampfe; entweder fern von der Welt, wo er Niemand durch ſeinen Anblick verletze, ſolle er Buße thun oder als Mönch in ein Kloſter treten. Der Kaiſer ſprach überdies die Acht über Arduin aus, entſetzte ihn ſeiner Aemter und zog ſeine Güter ein, die er der Kirche von Vercelli ſchenkte. Auch Ardicin, Arduins Sohn, wurde vor das Gericht des Papſtes und Kaiſers beſchieden und kam nach Rom, entzog ſich aber durch nächtliche Flucht dem Urtheilsſpruch; auch ſeine Güter fielen der Kirche von Vercelli zu, wie die Beſitzungen anderer Anhänger Arduins, die gleichfalls eingezogen wurden.

Augenſcheinlich wandelte Papſt Silveſter II. jetzt auf ganz anderen Wegen, als die waren, die Gerbert einſt zu Reims eingeſchlagen hatte. Es war gewiß keine leere Form, wenn er den Cluniacenſern ſchrieb, ſo lange er in der Macht ſtände, ſolle ihre Congregation keinen Abbruch irgend einer Art erleiden.

Die hierarchiſchen Ideen, welche der Verfall des karolingiſchen Kaiſerthums hervorgerufen hatte, waren wieder aufgelebt, und es ſtand die Frage, ob ſie ſich jetzt nicht mit leichterer Mühe würden durchkämpfen laſſen. Obgleich durch das Kaiſerthum ſelbſt wiedererweckt und von demſelben mannigfach unterſtützt, mußten ſie doch nothwendig in ihrer Entwickelung der kaiſerlichen Macht über kurz oder lang abermals gefährlich werden, und um ſo eher, wenn ſich dieſe ſelbſt in eine

ſchwächliche Abhängigkeit von den geiſtlichen Gewalten ſetzen ſollte. 999.
Und allerdings lag damals die Beſorgniß nahe, daß es der Geiſtlichkeit nur zu leicht gelingen könnte, das erregbare Gemüth des jungen Kaiſers völlig für ſich zu gewinnen und die andächtigen Stimmungen, denen er ſich mit Vorliebe hingab, für ihre Zwecke zu benutzen; das deutſche Kaiſerthum hätte dann ſchnell ein ähnliches Ende nehmen können, wie die kaiſerliche Macht der Karolinger.

Die Eindrücke, welche der Böhme Adalbert auf das Gemüth des Kaiſers gemacht hatte, waren nicht flüchtiger und vorübergehender Art geweſen, ſondern hatten, wie ihnen die innerſte Natur Ottos entgegenkam, dauernd das Gemüth deſſelben ergriffen. Die Erinnerungen an Adalbert und ſein Märtyrertod ſtanden unabläſſig vor der Seele des Jünglings und beherrſchten ſeine Handlungen und ſein Thun. Sie wirkten ohne Frage mehr, als die herrſchenden Beſorgniſſe vor dem nahen Weltende, die ohnehin in Deutſchland und Italien weniger verbreitet geweſen zu ſein ſcheinen, als in Frankreich; mehr auch als die Drohungen des alten Nilus und die Ermahnungen des heiligen Romuald auf jene merkwürdigen Bußübungen ein, denen ſich der Kaiſer im Jahre 999 hingab.

Als im Februar Papſt Gregor ſtarb, war Otto nicht in Rom anweſend, ſondern auf einer Wallfahrt nach dem Süden begriffen; er pilgerte zu den heiligen Stätten, die einſt Adalberts Fuß betreten hatte, erſt nach Monte Caſſino, dann über Capua und Benevent nach dem gefeierten Kloſter des heiligen Michael am Monte Gargano. Barfuß nahte er ſich dem Kloſter und verlebte hier mehrere Tage in frommen Uebungen. Auf dem Rückwege kam er abermals nach Be- 11. M
nevent, wo nach dem Glauben der Zeit die Reliquien des heiligen Apoſtels Bartholomäus ruhten; nach ihnen ſtand der Sinn des Kaiſers, denn er wünſchte durch dieſen Schatz der Kirche zu Rom, die er zu Ehren Adalberts auf der Tiberinſel zu erbauen beabſichtigte, eine beſondere Bedeutung zu geben. Der Kaiſer bat die Beneventaner um dieſes ihr koſtbarſtes Heiligthum, und ſie wagten die Bitte ihm nicht abzuſchlagen, ſpielten ihm aber doch einen frommen Betrug, indem ſie ihm ſtatt der Gebeine des Apoſtels die Reliquien des heiligen Paulinus, eines Biſchofs von Nola, übergaben. Auf der Rückkehr nach Rom berührte der Kaiſer Gaeta, um den heiligen Nilus aufzuſuchen, der mit ſeinen Brüdern nahe bei der Stadt in ärmlichen Hütten wohnte. Als der Kaiſer dieſe Klausnerzellen erblickte, rief er aus: „Das ſind die Hütten Iſraels in der Wüſte; „dieſe Menſchen weilen wie Pilgrimme hienieden und wiſſen, daß

999. „ſie hier keine bleibende Stätte haben.“ Der alte Nilus zog mit ſeinen Mönchen dem Kaiſer entgegen und unterließ kein Zeichen der Ehrerbietung gegen ihn; aber der Jüngling beugte ſich demüthig vor dem heiligen Manne, führte ihn ſtützend in ſein Kloſter zurück und betete dort mit ihm am Altare. Dringend bat er Nilus, ſich mit ſeinen Mönchen auf ſein Gebiet überzuſiedeln, und verſprach dem Kloſter, das er begründen würde, die reichſte Ausſtattung, aber zum großen Verdruß der Brüder wies Nilus Alles zurück. Noch einmal, als er ſchied, wiederholte der Kaiſer ſein Verlangen und ſprach: „Begehre von mir, wie von einem Sohne, was du willſt, und ich werde „es dir gewähren.“ „Um Nichts bitte ich dich,“ erwiederte Nilus, „als um das Heil deiner Seele, denn du mußt ſterben und Rechenſchaft geben von deinem Thun.“ Der Kaiſer brach in Thränen aus, nahm ſeine Krone vom Haupte und legte ſie in die Hände des Alten, deſſen Segen er ſcheidend empfing. So zog der Kaiſer nach Rom zurück, wo er in den letzten Tagen des März eintraf.

Auch in Rom ſetzte Otto ſeine Bußübungen fort. Mit einem ihm vertrauten jungen Manne, dem Biſchof Franko von Worms, zog er ſich im Geheimen in eine Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens zurück und blieb hier vierzehn Tage unter unabläſſigem Beten und Faſten. Im Sommer begab er ſich dann mit dem Papſte in
9. Juli. das Gebirge; er verweilte damals einige Tage abermals in Benevent,
Juli und Auguſt. dann begab er ſich auf längere Zeit in jene Gegenden von Subiaco, wo der heilige Benedict zuerſt ſich von der Welt abgeſondert und in einer Höhle in Dornſträuchen die Lüſte des Fleiſches ertödtet hatte, um ganz ſeine Gedanken den göttlichen Dingen zuzuwenden. In dem merkwürdigen Kloſter, das über jener Höhle in und auf dem Felſen erbaut iſt, unter dem unten die toſenden Wogen der Teverone ſich Bahn brechen, nahm der Kaiſer ſeine Wohnung, und dieſe wilde und doch zugleich überaus reizende Gegend feſſelte ihn ſo, daß er ſein Andenken hier durch den Bau einer Kirche zu verewigen beſchloß; ſie ſollte dem Erzengel Michael und neben ihm abermals dem heiligen Adalbert geweiht werden.

Von dieſer Zeit fing Otto an ſeinem kaiſerlichen Titel den Zuſatz „Knecht der Apoſtel“ und dann „Knecht Jeſu Chriſti“ beizuſetzen, wie er denn auch in der Folge die Wallfahrten und Bußübungen nicht einſtellte. Es ſind uns einige Urkunden aus dem Jahre 1000 erhalten, ausgeſtellt in der „Kloſter-Pfalz;“ ſie vergegenwärtigen uns recht deutlich das eigenthümliche Treiben dieſes jungen Fürſten, der Mönch und Kaiſer in einer Perſon war.

Schien nun ein ſolcher Fürſt nicht wie geſchaffen, um der auf- 999.
ſtrebenden Hierarchie als Werkzeug zu dienen? Die Sache derſelben ſchien ſo gut wie gewonnen, zumal ſie an Silveſter einen Führer erhalten hatte, dem an Geiſt, Kenntniſſen und Umſicht kein anderer Sterblicher damals auch nur von ferne zu vergleichen war. Aber es ſchien doch nur ſo. Denn in der That wurzelten jene religiöſen Erregungen des Kaiſers viel mehr in der myſtiſchen Richtung eines Nilus, Romuald und der Mönche des Bonifaciusklоſters, als in den hierarchiſchen Beſtrebungen der Cluniacenſer. Und daneben erfüllten die Seele Ottos doch Ideen ganz anderer Art, welche der Entwickelung einer ſtarken hierarchiſchen Gewalt nichts weniger als günſtig waren. Sein Auge war den irdiſchen Dingen mehr zugewandt, als man nach dieſen Andachtsübungen und Kaſteiungen glauben ſollte. Wir haben Beweiſe genug dafür, daß Otto ſich gerade damals mit den größten Plänen zur Ausdehnung ſeiner Herrſchaft und Erhöhung ſeines kaiſerlichen Anſehens trug, daß er mit leidenſchaftlichem Eifer dahin trachtete, eine Univerſal-Monarchie im Sinne der ſpäteren Römerzeit herzuſtellen.

16.

Verſuch Ottos III. das alte Römerreich herzuſtellen.

Es wurde gezeigt, wie loſe bisher der Verband der abendländiſchen Welt im Kaiſerreiche war, wie ſelbſt die unmittelbar vom Kaiſer beherrſchten Reiche kaum einen andern Zuſammenhalt hatten, als in ſeiner Perſon. Die Abſichten Ottos II., die ihm vom Vater hinterlaſſenen Reiche dieſſeits und jenſeits der Alpen enger zu verbinden, waren durch ſeinen frühen Tod vereitelt worden. Wenn ein junger geiſtreicher und lebendiger Fürſt nun das Werk ſeines Vaters wieder aufnahm, ſo kann dies wenig befremden. Und in der That ſehen wir nach dieſer Richtung hin Otto III. während ſeines zweiten Aufenthalts in Italien unabläſſig thätig. Noch immer war Italien ſelbſt geſpalten, die langobardiſchen Gegenden von den römiſchen geſchieden; in dem Edict von Pavia wird zuerſt ganz Italien als ein einiges Reich behandelt. Es entſpricht dieſer Richtung, daß Otto Heribert,

999. einen ihm nahe befreundeten Kleriker, aus einer vornehmen fränkischen Familie geboren, zu seinem Kanzler in Italien ernannte und ihm dann nach dem Tode des Bischofs Hildibald von Worms im Jahre 998 auch die Geschäfte der deutschen Kanzlei übertrug. Bei der Bedeutung der Kanzleien, in denen die ganze regelmäßige Geschäftsführung des Reichs zusammenlief, mußte es von erheblichen Folgen sein, daß beide jetzt in die Hand *eines* Mannes gegeben wurden. Es kam dies fast einer Vereinigung des italienischen und deutschen Reiches gleich, und es begreift sich leicht, daß Heribert selbst, als er im Jahre 999 zum Erzbischof von Köln erhoben war, doch gegen die Sitte in seiner Stellung als Kanzler verblieb. Auch das lag wohl in der naturgemäßen Entwickelung der Dinge, daß der Sproß der Ottonen neben der Befestigung der Reichseinheit nach einer namhaften Erhöhung seiner persönlichen Stellung trachtete, daß er, ohnehin der Sohn einer griechischen Kaisertochter, einen größeren Glanz um seinen Thron zu verbreiten suchte, als seine Ahnen sich erlaubt hatten. Nach dieser Seite hin trieben Otto die Natur seiner Stellung und die in den Dingen selbst liegende Entwickelung, aber ein eigenthümliches Unglück war es für das deutsche Volk, daß dieser reichbegabte Fürst, sobald er zum Bewußtsein erwachte, sich mehr als Grieche, denn als Deutscher fühlte; daß er auf die sächsische Rohheit herabsah und auf die griechische Feinheit als sein Ideal hinblickte. Alle seine Absichten und Pläne lösten sich damit von dem nationalen Boden ab, auf dem das Werk seiner Väter erwachsen war; er meinte als Kaiser vor Allem ein Fürst der Römer zu sein, wie er denn auch gegen den Brauch seiner Vorfahren in den Urkunden statt des schlichten Kaisertitels ausdrücklich den volleren: „Kaiser der Römer" zu gebrauchen pflegte. „Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht," erhob er sich zu den universellsten Anschauungen über die Natur seines Reichs und seiner kaiserlichen Stellung. Nicht einmal bei der Monarchie Karls des Großen blieben seine Gedanken stehen: in phantastischem Fluge über weite Zeiträume hinwegschwebend, weilten sie endlich bei dem Weltreich der alten Imperatoren Roms und bei dem großen Fragment ihrer Herrschaft, das sich in dem byzantinischen Kaiserreich erhalten hatte. „Herstellung des Römerreichs im Abendlande:" in diesem *einen* Gedanken faßten sich bald alle Absichten des jungen Kaisers als in ihrer letzten Spitze zusammen.

Wer vermag in die Seele eines Menschen so tief einzudringen, daß er die Entwickelung aller innersten Gedanken und Absichten dort

verfolgen könnte? Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der Fran- 999.
zose Gerbert es war, der wesentlich dazu beitrug, jene Ideen einer Herstellung des alten Römerreichs in Otto zu nähren und zu zeitigen. Niemand hat lange vor Gerbert und selbst lange nach seiner Zeit gelebt, der sich in gleicher Weise mit den Ideen des römischen Alterthums erfüllt hätte; es giebt Briefe von ihm, dessen Schreiber man eher in der Toga eines alten Römers, als in der Kutte eines Mönchs vermuthete. Daß sich trotzdem die Ideen der klassischen Zeit mit christlichen Anschauungen, die Vorstellungen von dem Imperium der heidnischen Kaiser mit den Traditionen der Theocratie Karls des Großen vielfach bei dem Mönche von Aurillac vermischten, liegt in der Natur der Sache. Mit dem, was seine Seele erfüllte, nährte Gerbert das Gemüth seines kaiserlichen Zöglings, das sich so willig ihm hingab. Wie oft mag er sich als der Aristoteles dieses neuen Alexander erschienen sein! Und auch das ist gewiß, daß Otto, sobald er die Kaiserkrone empfangen hatte, mit diesem selbstgewählten Lehrer seiner Jünglingsjahre am Liebsten seine Gedanken über die Zukunft des Reichs austauschte; hier liegt das Geheimniß ihrer innigen Verbindung, die selbst entgegengesetzte Interessen in der Folge nicht mehr zu lösen vermochten.

Schon im Sommer 997, als Gerbert zuerst in Sachsen einen dauernden Aufenthalt in der Nähe des Kaisers nahm, schrieb er ihm, der im Wendenkriege lag, von Dingen, „die von großen Geistern „erdacht, große Entschlüsse nöthig machten." Wohin das zielte, zeigte zuerst der längere Aufenthalt Ottos im Herbst desselben Jahres zu Achen; der junge Kaiser nahm von der Kaiserpfalz Karls des Großen dauernd Besitz und richtete sich gleichsam häuslich in derselben ein. Dann brach Otto im Winter gegen Rom auf, und als er die Stadt einnahm und Crescentius' Haupt fiel, wurde die Herstellung des Römerreichs laut der Welt verkündet. Wir besitzen noch jetzt Urkunden mit Bleibullen aus jenen Tagen, die das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: „Herstellung des Römerreichs" zeigen, und solche Bullen mit derselben Umschrift finden sich von Karl dem Großen.

Gerbert war auf diesem Zuge der unzertrennliche Begleiter des Kaisers gewesen. Mit welchen Gedanken er seinen Geist erfüllte, sehen wir aus der Widmung einer damals ihm überreichten Schrift. „Ich habe dies geschrieben," sagt er, „damit Italien nicht meine, die „Bildung sei in der Kaiserburg erstorben, und daß Griechenland sich „nicht allein mit der Weisheit seiner Kaiser brüste. Es glaubt, ihm „sei die ganze Macht des Römerreichs zugefallen, aber es irrt sich;

999. „wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriege-
„rische Gallien und Germanien, uns dienen die streitbaren Reiche der
„Scythen, und wir haben vor Allem dich, erhabener Kaiser, der du,
„von griechischem Blut entsprossen, die Macht der Griechen überragst,
„der du nach Erbrecht Rom beherrschest und Römern und Griechen
„an Geist und Beredsamkeit überlegen bist."

Das Streben, den Siegesruhm Roms zu erneuern, mit der feierlichen Pracht des griechischen Kaiserthums seinen Thron zu umgeben, zugleich ein christliches Weltreich nach der Weise Karls des Großen herzustellen, erfüllte seitdem ganz die Seele des jungen Kaisers; es waren großartige, aber unklare und phantastische Anschauungen, die sein Thun bestimmten. Der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumpfe und das Siegsgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Constantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren und aus denen er wohl selbst inmitten jener strengen Bußübungen kaum einen Ausweg fand.

Auch glaube man nicht, daß jene Wallfahrten allein um der Andacht willen unternommen wurden; sobald man etwas näher zusieht, findet man bei ihnen naheliegende politische Zwecke. Jene Pilgerreise nach dem Monte Gargano führte den Kaiser nach Capua und Benevent, den wichtigsten Städten seiner Herrschaft im Süden, die sein Fuß vordem noch nicht betreten hatte; sie führte ihn unmittelbar an die Grenze des griechischen Reichs, und wohl war es an der Zeit in der Nähe zu beobachten, was in Apulien vorging.

Von Neuem hatten die Araber ihren Blick auf Italien gerichtet. Das Emirat war in dem Geschlechte Dschafars gleichsam erblich geworden; Abulfotuh Jusuf, dessen Oheim Hasan beim Chalifen Hakem Bramrillah das größte Ansehen genoß, war wieder über die Meerenge gezogen und hatte das Gebiet der Griechen angegriffen. Obwohl von den Langobarden unterstützt, hatten die Griechen bei Tarent im Jahre 991 eine große Niederlage erlitten. Seitdem kehrten die Angriffe der Araber regelmäßig wieder, und als Jusuf i. J. 998 schwer erkrankt das Emirat seinem Sohne Dschafar überließ, ging dieser sogleich nach Italien hinüber. Noch in demselben Jahre griffen die Araber Bari an, von einem Griechen selbst herbeigerufen, der ihnen die Stadt zu überliefern versprach. Der Hof zu Constantinopel sah endlich die drohende Gefahr alle seine Besitzungen in Italien zu verlieren ein und sandte nach Bari einen Befehlshaber

mit den ausgedehnteſten Vollmachten unter dem neuen Namen eines 999.
Katapan. Dieſer Beamte, der mit einer faſt dictatoriſchen Gewalt bekleidet war und dem die ganze Verwaltung der griechiſchen Beſitzungen in Italien untergeben wurde, wandte ſofort alle ihm zu Gebote ſtehenden Hülfskräfte gegen die Araber, während der Chalif zu Kairo dem Dſchafar unter dem Titel eines Jaid Daulet d. h. eines Oberfeldherrn ebenfalls ungewöhnliche Vollmachten ertheilte und ihn zu neuen Eroberungen ermächtigte. So rüſteten ſich beide Theile zu einem entſcheidenden Kampfe, dem auch Otto nicht theilnahmlos länger zuſehen konnte. Wollte er, durch das Beiſpiel ſeines Vaters belehrt, ſich vielleicht auch nicht ſelbſt an dem Kriege betheiligen, ſo mußte ihm doch Alles daran liegen, ſeinem Reiche die langobardiſchen Fürſtenthümer zu erhalten.

In der That machten ſich hier bald genug die Folgen jener Reiſe bemerklich. Der Fürſt Laidulf von Capua hatte zwar den Kaiſer ehrenvoll aufgenommen, dieſer aber doch kein rechtes Vertrauen zu deſſen Geſinnung gewonnen. Kaum hatte Otto Capua verlaſſen, ſo ſandte er einen gewiſſen Ademar, den Sohn eines capuaniſchen Klerikers, der am Hofe des Kaiſers erzogen und ihm durch Freundſchaft verbunden war, mit einem Heere nach Campanien, und Ademar ließ dem Kaiſer in Capua aufs Neue huldigen und ihm Geißeln ſtellen. Sofort wandte ſich Ademar dann gegen Neapel, und auch dieſe Stadt, die einſt Otto II. gehuldigt, nach ſeinem Tode aber wieder dem Namen nach die Hoheit des griechiſchen Kaiſers anerkannt hatte, mußte jetzt abermals dem Kaiſer des Weſtens huldigen und ihm Geißeln ſtellen. Als Otto bald darauf neue Zweifel an der Treue Capuas und Neapels aufſtiegen, ſandte er Ademar wiederum in jene Gegenden; mit Unterſtützung von Capua nahm dieſer Neapel, und der griechiſche Beamte in der Stadt gerieth in Gefangenſchaft. Dann begab ſich Ademar nach Capua, nahm Laidulf, der ihm ſo eben noch hülfreiche Hand geleiſtet hatte, mit Liſt gefangen und ſchickte ihn nach Rom zum Kaiſer, der ihn ſeines Fürſtenthums entkleidete, angeblich weil er einſt bei der Ermordung ſeines Bruders Landenulf betheiligt geweſen ſei. Ademar ſelbſt wurde zum Fürſten von Capua eingeſetzt. Laidulf, ſeine Gemahlin, mehrere vornehme Capuaner, jener griechiſche Beamte in Neapel aber nach Deutſchland in das Exil geſchickt. Zweimal beſuchte der Kaiſer ſelbſt im Jahre 999 Benevent und erhielt wohl dadurch hauptſächlich den Fürſten Pandulf II. damals in der Treue; auch Waimar III. von Salerno, der bisher als ein ſelbſtſtändiger Fürſt aufgetreten war, erkannte für den Augenblick die Ober-

999. herrſchaft des Weſtreichs an. Es iſt erzählt worden, wie der Kaiſer den heiligen Nilus bei Gaeta aufſuchte; es war im März dieſes Jahres, und ſchon im April hielt der Biſchof Notger von Lüttich als des Kaiſers Sendbote in Gaeta Gericht, obwohl ſich die Stadt in der letzten Zeit von der Hoheit des abendländiſchen Reichs losgeſagt hatte. Gewiß, es war Plan und Abſicht in jenen Bußfahrten des Kaiſers.

Und gerade in dieſem Sommer, während Otto theils in der Höhle bei S. Clemente theils zu Subiaco wie ein Einſiedler lebte, beſchäftigte er ſich viel und anhaltend mit ſeinen politiſchen Entwürfen, ja ſeine frommen Uebungen ſelbſt ſtanden in nahen Beziehungen zu denſelben. Er ſpricht es wohl in den Urkunden ſelbſt aus, wie er hoffe, daß ſeine kirchlichen Werke dazu beitragen würden, „daß ſein „Reich blühe, ſein Heer triumphire, die Macht des römiſchen Volks „ausgebreitet und die Republik hergeſtellt werde, auf daß er ruhmvoll „in dieſer fremden Welt leben, ruhmvoller ſich aus den Banden dieſes „Fleiſchs zum Himmel aufſchwingen und im höchſten Ruhm jenſeits „mit dem Herrn einſt herrſchen könne.“ Gleich nach ſeinen Bußübungen in Subiaco begab ſich der Kaiſer mit dem Papſte nach dem Kloſter Farfa, wo ſie eine merkwürdige Zuſammenkunft mit dem Markgrafen Hugo von Tuſcien hatten; ihre Beſprechungen betrafen, wie der Kaiſer ſelbſt in einer Urkunde ſagt, „die Herſtellung der Republik.“ Wir kennen die dort gefaßten Beſchlüſſe nicht, aber wir vermögen doch in den Grundzügen zu erkennen, was Otto unter der Herſtellung der Republik verſtand und wie er ſein Kaiſerreich einzurichten gedachte.

Vor Allem ſollte das „goldene Rom“ wieder die erſte Stadt des Reichs, der Sitz des Kaiſers, der Mittelpunkt der Welt werden. Nicht in den Trümmern des alten Kaiſerpalaſts auf dem Palatin, obwohl er bei feſtlichen Gelegenheiten noch benutzt wurde, nahm der Kaiſer ſeinen Herrſcherſitz, ſondern auf dem Aventin, der ſich ſteil über dem Tiber erhebend, einen freien Blick über die Stadt gewährte, wie ſie ſich weit an beiden Seiten des Fluſſes ausbreitete. Jetzt bietet der Aventin das Bild der traurigſten Oede, nur einige Klöſter, weite Ruinen und ausgedehnte Gärten bedecken ſeine Anhöhe, auf deſſen Straßen man ſelten einem menſchlichen Antlitz begegnet; aber im zehnten Jahrhundert lag dort der bewohnteſte Theil Roms, die feſteſten Burgen ſtanden hier neben geweihten Kloſter- und Kirchengebäuden; hier hatte Alberich ſeine Burg gehabt, hier war das Bonifacius-Kloſter, hier erwählte ſich Otto III. jetzt ſeine Reſidenz.

So groß gewiß der Abſtand zwiſchen der alten Kaiſerburg am Bosporus und dem verfallenen und in Eile eingerichteten Palaſt auf

dem Aventin war, ſo umgab ſich der Kaiſer doch hier mit demſelben 999.
ſteifen Prunk und demſelben althergebrachten Ceremoniell, das am Hofe der morgenländiſchen Kaiſer herrſchte. In wunderbarer und auffälliger Tracht trat er auf: bald umfing ihn ein weiter Mantel, den bildliche Darſtellungen aus der Apokalypſe zierten, bald ein Mantel, auf den die Bilder des Thierkreiſes geſtickt waren; bis zu den Handſchuhen hinab war Alles feſt beſtimmt und geordnet. Er ſpeiſte, abgeſondert von ſeinen Hofleuten, an einer erhöhten Tafel. Der Eintritt zu ihm erfolgte in feierlicher Weiſe, er beanſpruchte die tiefſte Devotion von ſeinen Völkern und wurde mit ſolennen Worten begrüßt, die faſt aller Bedeutung entbehrten. „Kaiſer aller Kaiſer" ließ er ſich anreden und legte ſich nach der Sitte der alten Imperatoren volltönende Beinamen von den ſeinem Scepter unterworfenen Völkern bei; Saronicus, Romanus und Italicus wurde er genannt und nannte ſich ſelbſt ſo. Eine endloſe Schaar von Hof-, Staats- und Heerbeamten umgab ihn. Die leeren Schattenbilder der römiſchen Conſuln und des römiſchen Senats wurden aus der Nacht der Vergeſſenheit wieder an das Tageslicht beſchworen. Die militairiſche Rangordnung, welche zu Conſtantinopel herrſchte, ward auch zu Rom eingeführt. **Magistri** und **comites imperialis militiae** und **palatii imperialis** (Generale des kaiſerlichen Kriegsvolks und der kaiſerlichen Leibwache), Protoſpatharien (kaiſerliche Oberſten), ein **praefectus navalis** (der Admiral einer Flotte, die es in Wahrheit nicht gab,) werden jetzt am Hofe des Kaiſers genannt. Daneben wurden altherkömmliche Bezeichnungen vom Hofe der fränkiſchen Könige mit neuen, von Conſtantinopel entlehnten vertauſcht: die kaiſerlichen Kämmerer erſcheinen als Veſtiarien und Protoveſtiarien, die Kapellane als Logotheten, der Kanzler als Archilogothet. Der ganze Hof erſcheint wie zu einem Maskenfeſt aufgeputzt, und ſchnell, wie die Faſtnachtsluſt, verrauſchte dieſe ganze Herrlichkeit wieder.

Dauernder war, was Otto für die Ordnung der ſtädtiſchen Verhältniſſe in Rom that, die ihm bei der für die Weltſtadt jetzt beanſpruchten Bedeutung von beſonderer Wichtigkeit ſein mußten. Zuerſt ſtellte er hier das Patriciat wieder her, doch ſollte der Patricius nichts Anderes ſein, als der Gehülfe und Stellvertreter des Kaiſers. Der Patricius wurde der erſte kaiſerliche Beamte in der Stadt und deren Gebiete; die Inſignien ſeiner Würde waren ein goldener Reif um das Haupt, Fingerring und Mantel. Neben dem Patricius blieb der Präfect beſtehen, der vom Kaiſer mit dem gezogenen Schwerdt ſeine Gewalt empfing. Er hatte den Landfrieden im römiſchen Ge-

999. biet zu erhalten, in dem alle Burgen und Feſten unter ſeiner Aufſicht ſtanden; er übte hier den Blutbann, wie überhaupt eine ſehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit aus. Obgleich des Kaiſers Mann, war er doch zugleich der Vogt der römiſchen Kirche und huldigte als ſolcher dem Papſte; es lag ihm ob alle Gerechtſame der römiſchen Kirche zu wahren und ſie in ihren Rechtsanſprüchen zu ſchützen, wie er auch im Namen des Papſtes über deſſen Leute zu Gericht ſaß. Sehr angeſehene Beamte waren ſchon ſeit geraumer Zeit zu Rom, die ſieben ſogenannten Pfalzrichter, urſprünglich Hofbeamte des Papſtes, mit denen er ſich nach dem Muſter des Hofes von Conſtantinopel umgeben hatte. Sie waren Kleriker niedern Grades, denen die Ehe erlaubt war und die durch das Herkommen ihre Stellen erblich in ihren Familien zu erhalten wußten. Mit der weltlichen Macht des Papſtes war auch der Umfang ihrer Geſchäfte und ihr Einfluß ungemein gewachſen; in allen bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten — denn vom Blutgericht waren ſie als Cleriker ausgeſchloſſen — galten ſie als die ordentlichen Richter; unter ihnen ſtanden die niederen Richter und der ganze ſehr ausgedehnte Schreiberſtand; die Finanzen des Papſtes, die Armenpflege der Stadt waren ihrer Obhut anvertraut. Dieſe Pfalzrichter wurden jetzt ebenfalls neben päpſtlichen kaiſerliche Beamten; ſie bildeten gewiſſermaßen einen Staatsrath des Kaiſers und urtheilten als Schöffen in den kaiſerlichen Gerichten.

Die Schöffenverfaſſung hatte ſich in Rom bereits völlig eingebürgert. In den Gerichten, die vom Patricius, Präfecten, oder wem ſonſt Papſt oder Kaiſer den Vorſitz übertragen hatte, abgehalten wurden, fanden rechtskundige Männer, gewöhnlich ſieben an der Zahl, das Urtheil, für deſſen Vollſtreckung dann der Präfect Sorge trug. Die Urtheiler waren neben den erwähnten Pfalzrichtern, die auch die ordentlichen Richter genannt werden, Wahlrichter, die von dem erſten Pfalzrichter erwählt und vom Kaiſer eingeſetzt wurden, indem er ſie mit dem Richtermantel umhüllte und ihnen das Geſetzbuch Kaiſer Juſtinians überreichte. Die Gerichte wurden bald im Namen des Kaiſers, bald des Papſtes, bald in beider Namen abgehalten; die Berufung von der Entſcheidung des Papſtes an den Kaiſer war zuläſſig.

Obwohl ſo das germaniſche Rechtsverfahren in Rom ſelbſt und dem römiſchen Gebiet, wo jetzt überall Grafen hervortreten, vollſtändig die Oberhand gewann, obwohl ſo zugleich mit Nothwendigkeit auch einzelne germaniſche Rechtsideen zur Geltung kamen, wurde doch die Herrſchaft des römiſchen Rechts ſelbſt mit Nichten gebrochen.

Noch folgten die Römer den Geſetzen des Juſtinian, und es galt als 999.
Ausnahme und für ein beſonderes Privilegium, nach germaniſchem, vornehmlich nach langobardiſchem Recht leben zu dürfen. Hatte man in dieſer Ausnahmeſtellung bisher einen Vorzug geſehen, ſo ſuchte gerade Otto III. das Anſehen des römiſchen Rechts wieder zu heben; er nahm unter beſtimmten Feierlichkeiten jetzt ſolche, die nach fremdem Rechte lebten, in das römiſche Bürgerrecht auf, und indem er ſich ſelbſt zu Rom mit römiſchen Richtern umgab, dachte er ſogar daran, dem römiſchen Rechte abermals eine allgemeine Bedeutung zu geben. Wenn er das Geſetzbuch des Juſtinian den römiſchen Richtern bei ihrer Einſetzung übergab, that er es mit der Formel: „Nach dieſem „Buche richte Rom, die Leoſtadt und den geſammten Erdkreis!“

Wäre es dem Kaiſer gelungen, ſeine Abſichten völlig durchzuführen, ſo wäre in der That aus dem deutſchen Kaiſerthum ein römiſches geworden; die Stadt Rom wäre noch einmal der Herrſcherſitz für die abendländiſche Welt, das römiſche Recht Kaiſerrecht geworden und ſo in Erfüllung gegangen, was ein Vers ausſpricht, der damals in Schwung gekommen zu ſein ſcheint und ſpäter als Umſchrift auf den Majeſtätsbullen der deutſchen Kaiſer diente:

Roma, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdrunds.

Deutſchland wäre dann in eine abhängige Stellung gerathen und von den Römern, mit denen ſich der Kaiſer umgab, regiert worden.

Die Männer, auf welche der Kaiſer vorzugsweiſe bei der Durchführung ſeiner Abſichten zählte und mit denen er ſeine Pläne erwog, waren der Markgraf Hugo von Tuſcien, die Grafen von Tusculum, die ſich vom alten juliſchen Geſchlecht abzuſtammen rühmten und denen der Kaiſer die geehrteſten Stellen an ſeinem Hofe übertrug, ſein Kanzler und „Archilogothet“ Heribert, den er zum Erzbiſchof von Köln erhoben hatte, der Biſchof Leo von Vercelli, ſein Lehrer und „Primiſcrinius“ Biſchof Bernward von Hildesheim und vor Allen Papſt Silveſter, der hochfahrende Gedanken, die er einſt ſelbſt in dem jungen Kaiſer genährt hatte, jetzt wohl öfters widerwillig genug in das Leben führen half.

Indem Otto ſeine kaiſerliche Gewalt ſo hoch wie möglich faßte, indem er ſie zugleich auf Rom und Italien zu begründen ſuchte, konnte es nicht fehlen, daß er mit dem Stuhle Petri in mannigfache Streitigkeiten gerieth. Es liegen Beweiſe vor, daß ſchon mit ſeinem zum Papſtthum erhobenen Vetter der junge Kaiſer keineswegs immer eines Sinnes war; noch ſtärker wurden die Reibungen mit ſei-

999. nem alten Lehrer, wie wir unter Anderm aus einer merkwürdigen, dem päpſtlichen Archive entnommenen Urkunde ſehen, deren Echtheit vielfach angezweifelt iſt, doch unſeres Erachtens nicht mit ganz ſtichhaltigen Gründen. Acht Grafſchaften in der Romagna waren ſchon ſeit längerer Zeit zwiſchen dem Stuhle Petri und dem Reiche ſtreitig; Silveſter hatte auf ſie abermals Anſprüche erhoben und der Kaiſer die Verwaltung derſelben vorläufig dem Markgrafen Hugo von Tuſcien übergeben. Später erfolgte die Schenkung dieſer Grafſchaften, die der Kaiſer durch die in Rede ſtehende Urkunde bekräftigte. Er tadelt in ihr zuerſt mit den härteſten Worten die Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit der früheren Päpſte, durch die faſt das ganze alte Beſitzthum des Stuhls Petri verſchleudert ſei; dann aber, heißt es, hätten die Päpſte, um ſich zu entſchädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an ſich zu reißen und ihren Raub durch Lügen und Erfindungen zu verhüllen geſucht; ſo ſei die Schenkungsurkunde Conſtantins, die ein römiſcher Diakon Namens Johannes angefertigt habe, entſtanden, ſo eine andere von Karl dem Kahlen; auf dieſe untergeſchobenen Urkunden lege er, der Kaiſer, durchaus kein Gewicht, ſondern einzig und allein aus freiem Antrieb ſchenke er, was ihm ſelbſt und nicht dem heiligen Petrus angehöre, und zwar zunächſt als dankbarer Schüler ſeinem Lehrer, den er ſelbſt zum Papſt eingeſetzt habe, auf daß dieſer etwas habe, was er im Namen ſeines Schülers dem heiligen Petrus darbringen könne. Es herrſcht die keckſte Sprache, die jemals ein Kaiſer den Päpſten gegenüber geführt hat, in dieſer Urkunde; man ſieht aus ihr zugleich, wie ſich Otto als Kaiſer völlig als Herr des Papſtthums anſah.

Welche Spannungen aber auch immer zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſt eintreten mochten, ſie waren doch nimmermehr im Stande ihre innige Verbindung zu löſen. Silveſter bedurfte des kaiſerlichen Schutzes; er zitterte, ſobald Otto Rom nur den Rücken wandte. Der Kaiſer dagegen konnte der Kenntniſſe und der Umſicht Silveſters bei ſeinen Plänen in keinem Augenblick entrathen. Und dann begegneten ſich doch auch ihre Beſtrebungen auf die mannigfachſte Weiſe. Die Herrſchaft Roms über alle Welt zu erhöhen, blieb ihr gemeinſames Ziel, mochten ihre Anſichten über die Wege, die dahin führten, auch vielfach abweichen. Kirche und Reich ſtanden überdies damals noch keineswegs in einem ausgeſprochenen Gegenſatz, vielmehr galten die Eroberungen des Reichs noch für eben ſo viele Eroberungen der chriſtlichen Kirche und des Stuhls Petri, wie andererſeits jeder Zuwachs an Macht für den römiſchen Oberprieſter zugleich eine

Erhöhung der kaiserlichen Gewalt in sich schloß, vor der sich Rom 999.
und der Papst beugten. So arbeiteten denn doch Otto und Silvester Hand in Hand an einem Werke, und dieses Werk nahm, wie sie einmal zu den universellsten Ideen sich aufgeschwungen hatten, im Entwurfe alsbald die colossalsten Dimensionen an.

Es ist gewiß, daß der Gedanke durch einen Kreuzzug das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, der erst hundert Jahre später in das Leben trat, schon in Gerberts Seele einmal aufgetaucht ist. Ein solcher Plan, der tief in alle Verhältnisse des Morgenlandes eingreifen mußte, konnte nur vorübergehend die Phantasie dieser Männer beschäftigen, an eine wirkliche Ausführung desselben war nicht von fern zu denken; aber im Abendlande hoffte man es allerdings zu einer Herrschaft zu bringen, wie sie die Welt kaum jemals gesehen hatte. Schon hatte man im südlichen Italien das kaiserliche Ansehen hergestellt; der Graf von Barcelona hatte Roms geistliche und weltliche Obermacht anerkannt; das neuerrichtete capetingische Königthum seine Auflehnung gegen den Papst theuer bezahlen müssen; und im Nordosten Europas brach so eben das Heidenthum ohnmächtig zusammen, so daß es ein Leichtes schien, hier die Herrschaft des Kaiserthums und des Stuhls Petri dauernd zu befestigen. Auf diese Gegenden richteten jetzt Otto und Silvester vor Allem den Blick und verfolgten hier ihre Pläne mit lebhaftem Eifer. Zuerst faßten sie Polen in das Auge, wohin Adalbert durch seinen Märtyrertod ihnen gleichsam den Weg gewiesen hatte und wo der heldenmüthige Herzog Boleslaw ganz der Mann schien, um Roms kühnste Wünsche zu verwirklichen.

Gaudentius, der Halbbruder Adalberts, und der Priester Benedict, die einzigen Zeugen vom Tode Adalberts, waren nach Rom zurückgekehrt und wurden nun zu Werkzeugen ersehen, um Polen in eine römische Provinz zu verwandeln. Gaudentius wurde vom Papste zum Erzbischof geweiht; sein Bisthum sollte die Mutterkirche für Polen und dem heiligen Adalbert geweiht werden. Zu derselben Zeit wurde im Kloster des heiligen Bonifacius von Johannes Canaparius, einem Freunde Adalberts, dessen Lebensbeschreibung nach dem Willen des Kaisers aufgeschrieben und dieser Schrift dann durch den Papst kirchliches Ansehen gegeben. Erst damals fing Rom an Heiligsprechungen vorzunehmen, die Geltung für die gesammte Kirche beanspruchten. Der deutsche Bischof Ulrich von Augsburg ist so zuerst im Jahre 993 canonisirt worden, der zweite war der Böhme Adalbert. Zugleich betrieb der Kaiser eifrig den Bau der Adalbertskirche auf der Tiberinsel, und

999. ſchon rüſtete er ſich ſelbſt über die Alpen zu ziehen, um zum Grabe Adalberts zu wallfahren und das neue Erzbisthum für Polen aufzurichten.

Gegen die Mitte des Decembers 999 verließ Otto Rom und begab ſich nach Ravenna, wo er wohl das Weihnachtsfeſt feierte. Vergebens ſuchte ihn der Papſt in Italien zurückzuhalten. Auf einen dringenden Brief deſſelben gab Otto zur Antwort, ſein Körper könne das Klima Italiens nicht länger vertragen; er müſſe nach Deutſchland, bleibe aber trotz der leiblichen Trennung im Geiſte ſtets dem Papſte nahe; den Schutz deſſelben habe er den italieniſchen Fürſten aufgetragen und zu ſeinem Stellvertreter Hugo von Tuscien ernannt; ſo befürchte er nicht, daß die Völker dem Papſte den ſchuldigen Gehorſam verſagen würden. Der Papſt mußte ſich fügen und von dem römiſchen Patricius Ziazo, vielen anderen Großen Roms, dem Archidiakonus des Papſtes und mehreren Cardinälen begleitet, ging Otto im Januar des Jahres 1000 über die Alpen.

Es war nicht die Sorge für ſeine Geſundheit allein, noch auch die Devotion vor dem neuen Heiligen der römiſchen Kirche, ſeinem Freunde Adalbert, die den Kaiſer zur Rückkehr nach Deutſchland vermochten; ſeine Reiſe war nicht minder bedingt durch wichtige Todesfälle, die in der letzten Zeit in der kaiſerlichen Familie eingetreten waren.

Schon am 7. Februar 999 war die Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg plötzlich am Fieber geſtorben. Wir wiſſen, welches Vertrauen der Kaiſer auf dieſe treffliche Fürſtin, die einzige rechte Schweſter ſeines Vaters, geſetzt und wie er ihr die Reichsgeſchäfte in Deutſchland für die Zeit ſeiner Abweſenheit übertragen hatte. Mit der von ihrem großen Vater ererbten Umſicht und Klugheit hatte Mathilde die Verwaltung des Reichs geführt, und namentlich war es ihr gelungen, die Wenden mehr zu beruhigen und einen friedlicheren Zuſtand an den Oſtgrenzen des Reichs herbeizuführen; noch in ihren letzten Tagen hatte ſie einen großen Hoftag zu Magdeburg gehalten und durch die Sicherheit und Würde, mit der ſie, obwohl ein Weib, die ſchwierigſten Geſchäfte leitete, alle Welt in Verwunderung geſetzt. Ihre Nichte Adelheid, des Kaiſers älteſte Schweſter, folgte ihr als Aebtiſſin zu Quedlinburg, wie ſie es ſterbend gewünſcht hatte, aber

Mathildens Tod ließ zugleich eine große Lücke in den Reichsgeschäf- 999.
ten, die nicht wieder ausgefüllt wurde.

Am Tiefsten mußte Mathildens frühes Abscheiden das Herz ihrer Mutter, der alten Kaiserin Adelheid, bewegen, die ihr sehr bald in das Grab folgte. Bald nach dem Tode ihrer Tochter unternahm Adelheid ihre letzte Reise nach ihrem Heimathslande Burgund, um dort Streitigkeiten zwischen König Rudolf, ihrem Neffen, und dessen Vasallen zu schlichten. Auf dieser Reise erreichte sie die Nachricht, daß der Bischof Franko von Worms, jener vertraute Freund des Kaisers, mit dem er sich noch vor Kurzem in die Grotte bei S. Clemente eingeschlossen hatte, zu Rom gestorben sei. Franko war der Kaiserin lieb gewesen, und da kurz vorher auch ein anderer ihr sehr vertrauter Bischof, Widerold von Straßburg, zu Benevent in der Nähe des Kaisers ein plötzliches Ende gefunden hatte, erfüllten diese Todesnachrichten ihre Phantasie mit den schwärzesten Bildern. Sie gerieth in die heftigste Aufregung und rief wie von Sinnen aus: „So werden noch Viele in Italien um meinen Enkel „sterben, und zuletzt er selbst! Schutzlos und verlassen werde ich sein! „Herr des Himmels, laß mich das nicht erleben!“ Das Wort schien prophetisch. Der Kaiser ernannte einen ihm befreundeten jungen Kleriker zu Frankos Nachfolger, aber schon am vierten Tage starb er zu Rom; ein anderer wurde in seine Stelle gewählt, und auch er verschied, ehe er noch die Alpen erreicht hatte. So wüthete in der nächsten Umgebung mächtig und unaufhaltsam das Verderben. Dennoch erreichte Adelheid ihren Wunsch; sie starb vor ihrem Enkel. Am 17. December 999 endete sie ihr Leben zu Selz im Elsaß; in dem von ihr selbst gestifteten Kloster wurde sie begraben.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte Adelheid mit den Cluniacensern in ununterbrochener Verbindung gestanden, und der Abt Odilo selbst sorgte für das Gedächtniß der frommen Kaiserin durch eine Lebensbeschreibung, in der vornehmlich ihre kirchlichen Werke hervorgehoben werden; aber es hatte eine Zeit gegeben, wo Adelheids Herz für die Dinge der Welt nichts weniger als unempfänglich war und wo sie es nicht verschmähte, mit ihrer zarten Hand das Gewirr der menschlichen Verhältnisse zu ordnen. Deutschlands Geschick ist auf Jahrhunderte hin durch die Lebensschicksale dieser merkwürdigen Fürstin bestimmt worden: sie hat die Deutschen nach Italien geführt und die Länder diesseits und jenseits der Alpen auf Jahrhunderte verbunden; sie hat unter der Regierung dreier Kaiser einen großen, wo nicht den größten Einfluß auf die Leitung aller Geschäfte

1000. gehabt. Es gab eine Zeit, wo ihr einer Enkel Deutſchland und Italien, der andere Frankreich beherrſchte: da nannte man ſie „die Mutter der Könige.“ Im Palaſt der burgundiſchen Könige geboren, in zarter Jugend ſchon nach Italien gebracht und dort auf den Thron erhoben, dann in das tiefſte Elend hinabgeſchleudert, aber nur um deſto ſchneller und glänzender aufzuſteigen und Deutſchlands Krone zu gewinnen, endlich als Kaiſerin Roms auf die Spitze menſchlicher Herrlichkeit geſtellt, fand ſie als eine chriſtliche Büßerin in einem deutſchen Kloſter ihr Ende, nachdem ſie ihr Leben bis nahe an ſiebenzig Jahre gebracht hatte.

Wenige Wochen nach dem Tode ſeiner Großmutter erſchien der junge Kaiſer nach zweijähriger Abweſenheit wieder in Deutſchland und wurde mit der größten Freude und ungemeinem Glanze empfangen. Seine Schweſtern Adelheid und Sophie, die eine jetzt Aebtiſſin von Quedlinburg, die andere Nonne im Kloſter Gandersheim, eilten ihm entgegen, mit ihnen die Fürſten und Herren aus Sachſen und Thüringen; auch die Lothringer, Schwaben und Franken zogen herbei, ihn zu bewillkommnen. Zu Regensburg fand die Begrüßung
1000. Statt, wo der Kaiſer in den letzten Tagen des Januar vom Biſchof Gebhard auf das Prächtigſte empfangen wurde. Auch Erzbiſchof Giſiler war erſchienen, noch immer ſeines Amtes enthoben und eifrig bemüht ſich der Gunſt des Kaiſers zu verſichern.

Nach einem längeren Aufenthalt zu Regensburg brach der Kaiſer auf, um das Grab Adalberts zu beſuchen. Durch den Nordgau nahm er, von Giſiler begleitet, ſeinen Weg nach Thüringen, dann über Zeiz und Meißen durch die Mark des tapfern Eckard bis nach Eilau am Bober, wo die Grenze der Polen war. Hier wartete Herzog Boleſlaw ſchon des Kaiſers und geleitete ihn mit großen Ehrenbezeugungen nach Gneſen, wo der den Preußen mit Gold aufgewogene Leichnam des heiligen Adalbert beigeſetzt war.

Als der Kaiſer Gneſen ſich nahte — es war in der Mitte des März — ſtieg er vom Pferde und betrat barfuß als Pilger die Stadt. Dort empfing ihn der Biſchof Unger von Poſen und geleitete ihn zur Kirche; unter einem Strom von Thränen betete hier Otto am Grabe des Märtyrers. Dann betrieb er ſofort die Gründung der neuen Mutterkirche für Polen, die ſich über Adalberts Gebeinen erheben ſollte und zu deren Erzbiſchof bereits Gaudentius geweiht war. Eine Synode wurde ſchleunigſt gehalten, und hier nach dem Willen des Kaiſers und dem Wunſche Herzog Boleſlaws Polen und die ihm unterworfenen Länder kirchlich abgegrenzt. Sieben Bisthümer ſollten

unter dem Erzbisthum Gnesen stehen, und von ihnen Polen und die 1000.
von Boleslaw eroberten Länder kirchliche Gesetze und christliche Ordnungen erhalten. Für Pommern, das Boleslaw bereits beherrschte, wurde Kolberg zum Bischofssitz erwählt und Reinbern zum ersten Bischof ernannt. Chrobatien hatte der Pole den Böhmen abgenommen; es erhielt jetzt in Krakau sein eigenes Bisthum und den ersten Bischof in Poppo. Für Schlesien, das kurz vorher, nach dem Tode Boleslaws II., den Böhmen entrissen war, wurde eine bischöfliche Kirche in Breslau errichtet und fiel dem Johannes zu. Die vier andern Bisthümer, deren Sprengel wohl in den östlichen Theilen Polens lagen, werden uns nicht näher bezeichnet. Durch diese Einrichtungen wurden die Rechte der früher schon bestehenden Bisthümer vielfach angetastet und ihre Sprengel beschränkt. Vor Allem wurde Magdeburgs Bedeutung herabgedrückt, und wenn Gisiler nicht entschiedener den Plänen des jungen Kaisers entgegentrat, geschah es wohl nur aus Besorgniß für seine ohnehin so gefährdete Stellung. Auch der Bischof Thieddag von Prag schwieg zu dem Beginnen des Kaisers, da er schutzlos auf seinem Bischofsstuhle sich kaum zu erhalten wußte. Nur der Bischof Unger von Posen versagte ausdrücklich seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Synode und erwirkte wenigstens soviel, daß er mit seinem verkürzten Sprengel unter dem Magdeburger Erzstift verblieb und nicht von Gnesen abhängig wurde. Unwillig sah man in Deutschland, was hier geschah, und zweifelte laut an dem Rechte Ottos zu solchen Anordnungen.

Mit staunenswerther Pracht feierte Herzog Boleslaw die Anwesenheit des Kaisers, der sich, wie es scheint, dafür äußerst dankbar bewies und ihm wesentliche Herrschaftsrechte einräumte. „Gott mag „es dem Kaiser vergeben," schrieb wenig später der Bischof Thietmar von Merseburg, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflich„tiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er „bald die, welche ihm einst vorgesetzt, unter seine Herrschaft zu brin„gen und zu Knechten herabzudrücken suchte." Es scheint hiernach kaum zu bezweifeln, daß Otto dem Polenherzog den dem deutschen Reiche gezahlten Tribut erließ und damit im Wesentlichen die bisherige Abhängigkeit von demselben löste. Glaublich erscheint es auch, was spätere Quellen berichten, daß Otto dem Herzog die Ehrennamen „eines Bruders und Mitarbeiters am Reiche, eines Freundes und „Bundesgenossen des römischen Volks" gegeben habe, denn es entspricht durchaus seiner Denkungsart. Wenn aber dann in jenen Quellen weiter berichtet wird, daß Otto dem Herzog seine Krone auf

1000. das Haupt geſetzt, ihm königliche Rechte ertheilt und damit aus der Abhängigkeit vom Kaiſerthum gleichſam entlaſſen habe, ſo ſind dies Fabeln und Mährchen. Otto nahm als römiſcher Kaiſer die Oberherrſchaft über Polen und alle von Boleſlaw eroberten Länder unfraglich in Anſpruch, und dieſer ſah ſich, welches auch ſein Verhältniß zu Deutſchland fortan ſein mochte, nach wie vor als der Mann des Kaiſers an. Er ſtellte ihm damals dreihundert geharniſchte Ritter und folgte ihm ſelbſt nach Magdeburg, wo er am Palmſonntage am
24. März. Hofe des Kaiſers nicht anders auftrat, als vordem ſein Vater Mieczislaw vor Otto I. und II.

Zu Magdeburg betrieb der Kaiſer, den Wünſchen des Papſtes folgend, die Herſtellung des Bisthums Merſeburg. Schon am Tage nach dem Palmſonntag wurde Giſiler befragt, ob er freiwillig Magdeburg entſagen und nach Merſeburg zurückkehren wolle. Aber der ſchlaue Mann wußte es dahin zu bringen, daß ihm während der Leidenswoche Bedenkzeit gewährt würde; zu Oſtern wollte er ſich zu Quedlinburg erklären, wohin ſich der Kaiſer von Magdeburg begab, um dort das Feſt zu begehen. Die heiligen Tage verlebte hier Otto in ſtrenger Abgeſchiedenheit mit ſeiner Schweſter Adelheid an den Gräbern ihrer Ahnen auf der Höhe des Kloſterberges; erſt am Oſtermontage kam er nach der kaiſerlichen Pfalz am Fuße des Berges herab. Ein glänzender Hofſtaat hatte ſich um ihn verſammelt; die deutſchen Fürſten waren vor dem Kaiſer erſchienen, und wichtige Reichsangelegenheiten wurden ohne Frage verhandelt; zugleich berieth aber auch eine Synode die Angelegenheit Giſilers und die Herſtellung des Bisthums Merſeburg. Giſiler war, angeblich ſchwer erkrankt, auch diesmal nicht erſchienen, doch führten ſeine Abgeordneten Manches zu ſeiner Vertheidigung an und erwirkten für ihn einen neuen Aufſchub. Bald nach Oſtern trennte ſich die Verſammlung. Herzog Boleſlaw kehrte, nachdem er dem Kaiſer reiche Geſchenke gemacht, unter ihnen einen Arm des heiligen Adalbert für die Kirche auf der Tiberinſel, und nicht minder reiche Gegengeſchenke empfangen hatte, nach Polen zurück; der Kaiſer aber begab ſich, von ſeiner Lieblingsſchweſter Adelheid geleitet, über Mainz und Köln nach Achen, wo er ſich längere Zeit bis über das Pfingſtfeſt hinaus aufhielt.

Achen, die Kaiſerſtadt Karls des Großen, hatte Otto zur zweiten Stadt ſeines Reichs und zu ſeiner Reſidenz in den deutſchen Ländern erſehen; deshalb ehrte er es auf alle Weiſe. Schon Papſt Gregor V. hatte dem dortigen Münſter auf des Kaiſers Verlangen große Ehrenrechte ertheilt; ſieben Cardinal-Diakonen und Cardinal-

Prieſter waren zum Dienſt dieſer Kirche beſtimmt, der mit gleicher 1000.
Pracht wie in Sanct Peter zu Rom abgehalten werden ſollte. Auch eine Adalbertskirche durfte nun hier nicht fehlen, die noch jetzt als Pfarrkirche beſteht und den Namen des Heiligen bewahrt, während die Adalbertskirche auf der Tiberinſel zu Rom längſt den Namen des heiligen Bartholomäus angenommen hat.

Die Erinnerungen an Karl den Großen ſuchte der junge Kaiſer damals auf alle Weiſe zu erwecken; es gelüſtete ihn auch die Gebeine des großen Weltherrſchers zu ſehen, deſſen Zeiten er in jugendlicher Eitelkeit heraufzuführen gedachte. Er ließ die Gruft Karls im Münſter öffnen und ſtieg mit dem Grafen Otto von Lumello, ſeinem Protoſpatharius, in dieſelbe hinab. „Kaiſer Karl lag nicht," — ſo erzählte ſpäter Graf Otto — „im Grabe, ſondern er ſaß aufrecht, wie ein Leben„der, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt „und hielt ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Hand„ſchuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachſen waren. „Ueber dem Haupte des Kaiſers war eine Marmorplatte angebracht, „wie ein Baldachin. Ein ſtarker Geruch verbreitete ſich, als wir ein„traten, und wir warfen uns ſofort vor dem Kaiſer auf die Knie zum „Gebet. Kaiſer Otto nahm dann den Leichnam in Augenſchein, und „ließ ihm neue weiße Kleider anlegen, die Nägel abſchneiden und das „Fehlende ergänzen. Von den Gliedern ſelbſt war keines durch „Verweſung zerſtört mit Ausnahme der Naſenſpitze, die Otto von „Gold herſtellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde „Karls an ſich genommen hatte, entfernte er ſich und ließ die Gruft „wieder ſchließen." Die Deutſchen misbilligten, daß der junge Kaiſer ſo die Ruhe Karls geſtört habe, und es ging die Sage, der große Kaiſer ſei Otto im Traume erſchienen, habe ihm ſein nahes Ende vorhergeſagt und verkündet, daß er keine Nachkommen hinterlaſſen werde.

Inzwiſchen verſammelte ſich zu Achen, um in Giſilers Sache zu richten, abermals ein Concil der deutſchen Biſchöfe, auf dem der Archidiakonus des Papſtes den Vorſitz führte. Giſiler ſtellte ſich diesmal perſönlich, berief ſich aber auf ein allgemeines Concil und wußte es dahin zu bringen, daß die Entſcheidung von Neuem aufgeſchoben wurde. So trat das Merſeburger Bisthum trotz aller Beſchlüſſe zu Rom doch nicht in das Leben. Der Fluch des heiligen Laurentius blieb ungelöſt; die wendiſchen Bisthümer, die Stiftungen Ottos des Großen, gediehen nicht wieder zu kräftigem Leben. Magdeburg war zerſtückt und beſchnitten; die Biſchöfe von Havelberg und Brandenburg

1000. weilten außerhalb ihrer Sprengel; in Oldenburg friſtete die Kirche das kümmerlichſte Daſein. Nur in Meißen ſchaltete Biſchof Aegidius mit Eifer, den die tapfere Fauſt des Markgrafen Eckard ſchützte. Predigend, taufend, firmelnd zog er mit den Seinen unter den Wenden umher, häufig barfuß; Mühen und Entbehrungen, ſelbſt die ſtrenge Kälte des Winters hinderten ihn nicht in ſeinem ſchweren Berufe; Kirchen zu weihen war ſeine Freude, Heiden bekehren ſeine größte Luſt. Doch auch Aegidius lebte in beſtändiger Furcht, daß ſein Bisthum noch einmal von den Heiden werde zerſtört werden, und bat, daß man ihn dereinſt nicht in Meißen beſtatten möge, damit ſein Leib nicht von den wilden Heiden in ſeiner Ruhe geſtört werde. Und wie in den wendiſchen Bisthümern war es in den däniſchen; die deutſchen Biſchöfe waren vertrieben und weilten auf deutſchem Boden.

Um alle dieſe Dinge ſcheint Otto wenig bekümmert geweſen zu ſein; er begnügte ſich dem deutſchen Klerus ſeine Theilnahme durch reiche Schenkungen zu bezeugen, wie ſie namentlich damals die Kirchen von Worms und Würzburg erhielten. Auch Heribert, der neue Erzbiſchof von Köln, erfuhr im hohen Maße die kaiſerliche Gunſt. Mit beſonderer Freude hatte es der Kaiſer geſehen, als im Jahre zuvor der Klerus und die Gemeinde von Köln dieſen ſeinen Kanzler und vertrauten Rath zum Erzbiſchof erwählt hatten. Otto hatte die Nachricht erhalten, als er gerade zu Benevent mit dem Papſte verweilte, und ſie ſofort durch ein eigenhändiges Schreiben an Heribert gemeldet, der ſich zu Ravenna aufhielt, um die dortigen Unruhen zu ſtillen. Der Brief trug die humoriſtiſche Aufſchrift: „Otto, allein „durch Gottes Gnade Kaiſer an den Archilogotheten Heribert ſeinen „Gruß und Köln und ein Stück Pallium.“ Heribert eilte nach Benevent und wurde hier vom Kaiſer in Gegenwart des Papſtes mit dem Biſchofsſtabe des heiligen Petrus inveſtirt. Erſt nach Monaten ging er mit dem Pallium über die Alpen und trat ſein Erzbisthum an, indem er die Kanzlei niemals aus den Händen gab und ſtets einer der vertrauteſten Rathgeber des Kaiſers blieb.

In Achen ſah Otto auch ſeine Schweſter Mathilde wieder, die ſich wider ſeinen Willen an Ehrenfried, den Sohn des Pfalzgrafen Hermann von Lothringen, vermählt hatte. Er verzieh nicht allein der Schweſter, welche das Kloſterleben verſchmäht hatte, dem alle Kaiſertöchter beſtimmt ſchienen, ſondern machte ihr auch die reichſten Geſchenke, damit ſie ihrer hohen Abkunft würdig leben könne. Bald nach Pfingſten trennte ſich Otto von ihr und ſeiner Lieblingsſchweſter

Adelheid; schon verlangte es ihn nach dem italischen Boden zurück. 1000.
Er verweilte noch kurze Zeit in den Maingegenden, zog dann den Rhein hinauf und stieg, wahrscheinlich seinen Weg über den Julier nehmend, von den Alpen zum See von Como hinab. Zu Como empfingen ihn die lombardischen Fürsten gegen das Ende des Juni; nur ein halbes Jahr hatte der Kaiser in den deutschen Ländern ausgedauert, nur im Fluge hatte er Sachsen durchzogen.

Der Papst ließ nicht ab in den Kaiser zu dringen, seine Rückkehr nach Rom zu beschleunigen. Bald sandte er den Grafen Gregorius von Tusculum an ihn ab, um ihm besorgliche Gerüchte zu melden und zur Vorsicht aufzufordern; bald meldete er brieflich, wie er jüngst nach Orta gekommen und dort ein Aufstand ausgebrochen sei, so daß er nur durch eilige Flucht seinen Feinden habe entrinnen können. Trotz dieser Mahnungen hielt sich der Kaiser während des Sommers und Herbstes in der Lombardei auf, meist zu Pavia, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine schon wankende Gesundheit; erst zum Winter kehrte er nach Rom zurück und nahm wieder seinen Sitz im Palast auf dem Aventin. Deutsche Kriegsschaaren hatten ihn über die Alpen begleitet, andere waren ihm nachgefolgt. Die Herzöge Heinrich von Baiern und Otto von Niederlothringen, die Bischöfe von Lüttich, Augsburg, Würzburg und Zeiz waren damals am Hofe des Kaisers; mit ihnen beging er das Weihnachtsfest zu Rom. In den ersten Tagen des Jahres **1001** gesellte sich zu ihnen der Bischof 1001.
Bernward von Hildesheim, der Lehrer des Kaisers, und so hoch ehrte ihn dieser, daß er ihm vom Aventin bis zur Peterskirche entgegenging und ihn auf das Herzlichste bewillkommnete. Als er am folgenden Tage den Besuch Bernwards erwartete, beschied er den Papst zu sich, und Kaiser und Papst gingen dem Bischof bis in den Vorhof des Palastes entgegen. Bernward erhielt dann in der Nähe des Kaiserpalastes eine glänzende Wohnung, damit Otto in jedem Augenblick seines Umgangs genießen könne.

Die letzte Reise Ottos über die Alpen ist nicht ohne nachhaltige Wirkungen geblieben, aber sie sind den Völkern des Ostens, nicht den Deutschen zu gut gekommen.

So groß die Macht des kriegerischen Polenfürsten auch war, der von Anfang seines Regiments an im Kampfe gegen die Russen, Böh-

1001. men, Ungern und Pommern ſeine Herrſchaft nach allen Seiten ausgedehnt hatte, ſo blieb ſie doch unſelbſtſtändig, ſo lange er den Deutſchen zinspflichtig war, ſo lange die Geiſtlichkeit ſeines Landes von einem deutſchen Erzbiſchof abhängig war. Von der Zinspflicht entbunden und Herr ſeines Klerus, der jetzt in dem Erzbiſchof von Gneſen ſein eigenes Haupt erhielt, trat er alsbald als entſchiedener Widerſacher des deutſchen Reichs auf, dem er bis dahin willig gedient und dem ſich beugend er ſeine fürſtliche Macht begründet hatte. Es bezeichnet den Umſchwung der Dinge, daß Boleſlaw alsbald ſeine deutſche Gemahlin, die Tochter des Markgrafen Rikdag, verſtieß und ein ungeriſches Weib nahm; daß er zu derſelben Zeit zur Ausbreitung der chriſtlichen Lehre unter ſeinen heidniſchen Völkern die Miſſionäre nicht mehr aus Deutſchland, ſondern aus Italien kommen ließ, daß er dorthin ſeinen eigenen Sohn ſandte, der ein Schüler des heiligen Romuald wurde. Jetzt erſt konnte ſich eine freie monarchiſche Gewalt, auf nationaler Grundlage ruhend, unter den Polen erheben. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Einrichtungen des deutſchen Reichs Boleſlaw bei den Inſtitutionen, die er ſeinem Lande gab, zum Muſter nahm, und namentlich ſcheint er die Verfaſſung, welche Heinrich I. den wendiſchen Marken gab, in weitem Umfang nachgebildet zu haben, aber doch bildete ſich in eigenthümlicher Weiſe fortan das Dienſtverhältniß des polniſchen Adels gegen den Fürſten aus. Es geſtaltete ſich ein polniſches Reich, das in ſeinen ſtaatlichen und kirchlichen Einrichtungen mit den römiſch-germaniſchen Staaten der Zeit deutliche Züge der Verwandtſchaft trug, aber doch keine Provinz Deutſchlands oder Roms war, ſondern durchaus eigenartig blieb und der Entwickelung der Nationalität freien Raum ließ. Es hat in der Folge nicht an Reactionen gefehlt gegen das Werk des Boleſlaw, bald brachen Streitigkeiten mit der römiſchen Kirche, bald mit den alten Geſchlechtern hervor; zeitweiſe wußte die deutſche Oberherrſchaft ſich dann doch wieder geltend zu machen, aber dauernd gelang dies nicht. Das polniſche Reich war der erſte große, freie und ſelbſtſtändige Staat, in dem ſlawiſche Stämme in die Gemeinſchaft der abendländiſchen Welt eintraten.

Mit ungemeiner Schnelligkeit wirkte, was in Polen geſchah, auf Ungern zurück. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war die Macht der Magyaren in der bedenklichſten Auflöſung. Im Abendlande, wie dann auch im Morgenlande, hatten ſie überall die empfindlichſten Niederlagen erlitten, ſo daß ſie endlich von ihren Plünderungszügen ganz abſtanden. Aber das wilde Volk, an das Kriegsleben gewöhnt,

konnte ſich in friedliche Zuſtände nicht ſogleich hineinfinden, und ihr 1001.
Reich, noch nicht durch ein ſtarkes Königthum zuſammengehalten, lief Gefahr in inneren Kämpfen der Volkshäuptlinge untereinander mit eilenden Schritten dem Verfall entgegenzugehen, zumal es gleichzeitig von den umwohnenden Völkern mannigfache Angriffe zu erfahren hatte. Da verſuchte es zuerſt Geiſa und mit ihm ſeine Gemahlin — Sarolta nennen ſie ſpätere Quellen — durch Aufrichtung einer machtvollen und umfaſſenden fürſtlichen Gewalt die Herrſchaft der Magyaren zu ſichern. Die Demüthigung und Unterwerfung der Häuptlinge unter ihre Macht, zugleich die Anknüpfung freundſchaftlicher Verbindungen mit den abendländiſchen Staaten durch Einführung des Chriſtenthums waren die nächſten Zielpunkte Geiſas und der Sarolta. So ergriffen ſie denn die Waffen gegen die inneren Feinde und riefen chriſtliche Prieſter aus Baiern und Böhmen in das Land, indem ſie zugleich friedliche Verbindungen mit dem deutſchen Reich anzuknüpfen ſuchten. Aber ſie konnten nicht zu dem Ziel ihres Strebens gelangen, da ſie ſelbſt noch ganz und gar von barbariſcher Rohheit erfüllt waren. Geiſas Herz war hart und grauſam; mit eigener Hand erſchlug er, wer ſeinen Zorn reizte. Als er das Chriſtenthum einführen wollte, wüthete er mit wilder Leidenſchaft gegen die Götzendiener, und doch opferte er ſelbſt noch den falſchen Göttern. Als man ihn einſt deshalb zur Rede ſtellte, gab er zur Antwort, er ſei reich genug, Gott und den Götzen zu opfern. Sarolta, die man „die ſchöne Herrin“ nannte und die Geiſa und mit ihm ſein Volk ganz beherrſchte, war ein Mannweib nach Denkart und Sitte; man ſah ſie ihr Roß gleich dem beſten Rittersmann tummeln, aber auch gleich dem kräftigſten Zecher dem Becher zuſprechen. Obwohl dem Chriſtenthum ergeben, erſchlug ſie doch mit eigener Hand einen Mann, der ihre Leidenſchaft erregt hatte. Von ſolchen Händen gepflanzt, konnte das Chriſtenthum in Ungern nicht gedeihen, und damit löſten ſich auch bald wieder die freundſchaftlichen Beziehungen zu dem deutſchen Reiche auf.

Auf Geiſa folgte in der Herrſchaft ſein Sohn Waik, ein junger Mann, den die Natur mit den ausgezeichnetſten Gaben ausgeſtattet hatte. Er nahm das Werk ſeiner Eltern auf und wußte es durch Ernſt und Beharrlichkeit durchzuführen. Es gelang ihm in den erſten Jahren ſeiner Regierung die letzten unabhängigen Häuptlinge in Ungern zu überwinden und ſo die monarchiſche Gewalt für alle Zeit feſtzuſtellen; zugleich aber ſetzte er ſeine ganze Kraft daran der chriſtlichen Kirche unter den Magyaren eine bleibende Stätte zu be-

1001. reiten, und auch diese Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Nicht von der abendländischen Kirche allein, sondern auch von der morgenländischen waren bereits mehrfache Versuche zur Bekehrung Ungerns gemacht worden; Waik wandte sich, obgleich er fern davon war, die Bekenner der griechischen Kirche zu verfolgen, doch Rom, und nicht Constantinopel zu. Nicht ohne Einfluß hierauf wird gewesen sein, daß Waik sich mit Gisela, der Schwester des Herzogs Heinrich, vermählte; erst damals scheint er selbst sich völlig dem Christenthum zugewandt und den christlichen Namen Stephan angenommen zu haben. Obwohl er selbst durch Deutsche erweckt scheint, waren es doch nicht vorzugsweise Deutsche, welche die römisch-katholische Kirche in seinem Reiche begründen halfen, sondern Böhmen. Schon der heilige Adalbert hatte unter den Magyaren gepredigt, und als er seinem Märtyrertode entgegenging, trat ihm der Gedanke noch einmal entgegen, zu dem wilden Volke seine Schritte zu lenken, wo damals sein vertrauter Jugendfreund, der Mönch Radla, wirkte, aber nicht mit dem heiligen Eifer Adalberts. Erst Adalberts Tod erweckte Radla; erst jetzt fing er an seiner selbst zu vergessen und Alles für das Haus des Herrn zu leiden und zu wagen; „wie der Durstige nach einem „kalten Trunk," sagt die jüngere Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, „so sehnte sich jetzt in inbrünstiger Liebe Radla nach Adal„bert." Zu ihm gesellte sich Astrik,*) ein früher Adalbert dienstbarer Kleriker, und theilte mit ihm die Arbeit. Radla und Astrik wurden nun die Werkzeuge Stephans, um geordnete kirchliche Zustände in Ungern einzuführen. Noch gab es kein Bisthum daselbst, nur ein Kloster soll auf dem Martinberge bereits bestanden haben. Kaum aber war das polnische Erzbisthum mit seinen Suffragenen geordnet worden, so legte auch Stephan Hand an das Werk; es wurden Bisthümer und Abteien begründet, die Kirche von Gran zum Erzbisthum für das ganze ungrische Reich ersehen. Stephan schickte dann sofort Astrik nach Rom an den Kaiser und Papst, damit sie das begonnene Werk in ihren Schutz nähmen und förderten. Stephan bat, der Papst möchte die Gründung der bereits bestehenden Bisthümer genehmigen, ihm die Vollmacht ertheilen, neue Bisthümer und Abteien zu begründen, Gran zum Erzbisthum erheben und ihm die Königskrone ertheilen. Otto, hocherfreut über diese erfolgreiche Ausdehnung der christlichen Kirche, die ihm als ein Verdienst Adalberts erscheinen mochte,

*) Er wird auch Anastasius genannt, was nur die Uebersetzung des böhmischen Namens sein soll.

unterſtützte die Bitten Stephans auf das Wärmſte, obwohl dadurch 1001.
ſchöne Hoffnungen, die lange der deutſche Klerus gehegt und für de-
ren Erfüllung er Mühe und Arbeit nicht geſcheut hatte, für immer ver-
eitelt wurden. Silveſter ſoll in die Worte ausgebrochen ſein: „Ich
„bin der apoſtoliſche Vater, aber ein Apoſtel verdient der mit Recht
„genannt zu werden, der ein ſo großes Volk bekehrt hat!“ Er ge-
währte Stephan alle ſeine Bitten und überſandte ihm eine Krone, *)
mit der der Ungernfürſt ſich dann feierlich zum Könige krönen ließ;
das geſchah im Jahre **1001**, nicht lange nachdem Otto zum Grabe
des heiligen Adalbert gewallfahrt war und das Erzbisthum Gneſen
errichtet hatte.

Wie Polen hatte jetzt auch Ungern ſeine eigene Metropole; wie
dem Erzbisthum Magdeburg ſein ausgedehnter Miſſionsſprengel ge-
nommen war, ſo war Paſſau jenes Arbeitsfeld entzogen, auf dem es
einſt ſchon reiche Früchte gewonnen hatte. Wie Boleſlaw nicht deut-
ſche Prediger in ſein Land rief, ſondern ſeinen Blick nach Italien rich-
tete, ſo auch Stephan, der ſich in ununterbrochener Verbindung mit
dieſem Lande erhielt. Er gründete eine Kirche dem heiligen Ste-
phan zu Rom, ein Hospitium zur Aufnahme ungriſcher Kleriker zu
Ravenna; dem Sohne des Dogen Peter Urſeolus gab er ſeine Schwe-
ſter zur Ehe. Nicht als gewaltiger Eroberer gleich Boleſlaw hat
ſich Stephan einen Namen gewonnen, durch Thaten des Friedens hat
er ſich einen unvergänglichen Ruhm geſichert. Das Chriſtenthum
diente ihm zum Mittel, den Zuſtand ſeines Volkes von Grund aus
umzubilden und über der alten Stammesverfaſſung neue ſtaatliche
Ordnungen zu erheben, in denen ſich erſt ein ungriſches Reich ent-
wickeln konnte, das als vollberechtigt in den Kreis der abendländiſchen
Staaten aufzunehmen war. Wie in Polen waren es auch hier die
Einrichtungen des deutſchen Reichs, die als Vorbild dienten, ja noch
in weit höherem Maße. Die ganze ſtaatliche und kirchliche Organi-
ſation, wie ſie damals in Deutſchland beſtand, iſt auf Ungern über-
tragen worden; die Beſtimmungen fränkiſcher Capitularien und die
Beſchlüſſe Mainzer Synoden laſſen ſich in den Geſetzen verfolgen, die
Stephans Namen tragen. Bemerkenswerth iſt die ungemein bevor-

*) Die vielberufene, noch jetzt bei den Krönungen der ungriſchen Könige be-
nutzte Krone beſteht aus zwei Stücken; der Oberſatz iſt wahrſcheinlich die
damals von Silveſter II. an Stephan geſchickte Krone; der Unterſatz iſt by-
zantiniſchen Urſprungs und ſcheint im Jahre 1075 vom Kaiſer Michael Du-
cas an König Geiſa geſandt zu ſein.

1001. zugte Stellung, die Stephan dem Klerus in Ungern gab; die Grundſätze des Pſeudoiſidor wurden von Anfang an der ungriſchen Kirche eingepflanzt. Aber wie abhängig ſo auch Stephan von den Ideen ſeiner Zeit erſcheint, er zeigte ſich durchaus als ein ſelbſtſtändiger Fürſt und erhob ſich zu einer Freiheit der Anſchauung, wie ſie damals ſelten genug war. Nicht allein mit dem abendländiſchen Reich ſtand er in freundſchaftlicher Beziehung, ſondern nicht minder mit dem griechiſchen Hofe; zu Conſtantinopel ließ er eine Kirche bauen, wie in Rom; ſelbſt zu Jeruſalem begründete er eine Kirche, was auf ein gutes Vernehmen mit dem fatimidiſchen Chalifen ſchließen läßt. Zu Stuhl-Weißenburg, in ſeiner Königsſtadt, errichtete er einen prächtigen Münſter zu Ehren der Jungfrau Maria; es werden griechiſche Bauleute geweſen ſein, die das Werk ausführten. Stephan zog neben italieniſchen Mönchen deutſche Koloniſten in das Land; er ſah, wie man ſagt, das Weſen des Königthums darin, über Menſchen verſchiedenen Stammes zu herrſchen. In keinem Reiche der Welt wohnten damals Bekenner des römiſch-katholiſchen Glaubens gleichberechtigt neben Chriſten, die der morgenländiſchen Kirche angehörten, als in dem noch vor Kurzem ganz barbariſchen Ungern.

Als das deutſche Volk dem jungen Kaiſer bei ſeiner Rückkehr von Rom jubelnd entgegengezogen war, da hatte es erwartet, daß er die Kriege gegen die Dänen und Wenden aufnehmen und die erſchütterte Herrſchaft der Deutſchen im Norden und Oſten herſtellen würde. Aber dieſer Kaiſer, der ſich gern „den Friedfertigen“ nennen ließ, zeigte keine Neigung, gegen die alten Feinde ſeines Volks das Schwerdt zu zücken; ſtatt deſſen wallfahrte er zu den Gebeinen der Todten und ſuchte mit dem Gedächtniß eines böhmiſchen Mannes die Welt zu erfüllen. Indem er den Wirkungskreis, den der große Otto der deutſchen Kirche eröffnet hatte, für alle Folgezeit einſchränkte, legte er zugleich den Grund zu der freien politiſchen Entwickelung der Völker des Oſtens. Wohl mochte er von der luftigen Höhe ſeines Kaiſerthums auf den Polenherzog und den Ungernkönig als unterworfene Fürſten herabſehen, ſie als „Freunde und Bundesgenoſſen“ ſeiner neuen römiſchen Republik betrachten; aber was ſahen dieſe Fürſten ſelbſt Anderes in Rom, als die Kirche des heiligen Petrus? Während der Kaiſer durch eine Idee die Völker des Abendlands zu verbinden meinte, löſte er die realen Grundlagen der deutſchen Herrſchaft, ſo viel an ihm war, auf. Kein deutſcher König hat mehr Gewicht darauf gelegt, ein römiſcher Kaiſer zu ſein, als Otto III., und keiner hat weniger begriffen, auf welcher Grundlage ſich die Macht der alten Imperatoren

erhob. Die Herſtellung der römiſchen Republik, wie er ſie herbeizu- 1001.
führen ſuchte, war und blieb eine ideale Fiction; in der That diente ſein Regiment nur dazu, die Entwicklung der Nationen, die ſich dem Reiche unterworfen hatten, zu kirchlicher und ſtaatlicher Selbſtſtändigkeit mächtig zu fördern, und entſprach hierin nur allzuſehr dem deutſchen Weſen, das er ſonſt verſchmähte.

Man ſieht noch in Hildesheim eine in Erz gegoſſene Säule, die damals Biſchof Bernward anfertigen ließ und die ſpäter in der Michaeliskirche aufgeſtellt wurde; ſie iſt ein Abbild der Trajansſäule zu Rom im Kleinen und, wie kaum zu bezweifeln iſt, unmittelbar nach dieſem klaſſiſchen Muſter gearbeitet. Auf einem ſpiralförmig um den Säulenſchaft herumlaufenden Bande ſind hier, wie dort, figurenreiche Reliefdarſtellungen angebracht, aber man erblickt hier nicht den römiſchen Kaiſer in ſeinen Siegen und ſeinem Triumphe, ſondern Begebenheiten aus der Geſchichte des Heilands, obwohl künſtleriſch in ähnlicher Weiſe geordnet. Der Gedanke wird der Trajansſäule entnommen ſein, aber die Ausführung im Einzelnen entſpricht ihr nicht von fern; der Stil iſt naturaliſtiſch, die Zeichnung der Figuren roh, die Bewegung ſtark und plump; die kurzen, ſtämmigen und derben Geſtalten ſcheinen eher ſächſiſchen Bauern anzugehören, als dem Vorbild der Antike entlehnt, und auch die Tracht erinnert an Bernwards Umgebung. Dieſe Säule iſt das beſte Gleichniß jener römiſchen Republik, die Otto herzuſtellen gedachte. So verſchieden das Werk ſeines Lehrers von der Trajansſäule iſt, ſo verſchieden war ſeine Herrſchaft von der des Trajan.

17.

Allgemeiner Abfall. Ottos III. Tod.

Kein Sterblicher, der ſich von dem heimiſchen Boden losreißt und in vermeſſenem Stolz über die Art ſeines Volkes erhebt, vermag Dauerndes zu ſchaffen; am Wenigſten der Herrſcher, deſſen eigenthümliche Arbeit nur gedeiht, indem er alle Triebe und Kräfte ſeines Volkes und Landes zuſammenfaßt und ſie geſammelt zu beſtimmt in

1001. das Auge gefaßten großen Zielen leitet. Wie traurig das Ende eines Fürsten ist, der sein Volk verläßt — sei er selbst der wohlmeinendste und mit den seltensten Anlagen ausgestattet — das hat Niemand unter bitterern Schmerzen erfahren, als Otto III. Während er sich hoch über sein Volk aufzuschwingen vermeinte und von einer Höhe der Macht zur andern zu erheben gedachte, entschwand ihm der Boden unter den Füßen, und er stürzte jählings in die Tiefe hinab; während er alle Welt zu beherrschen glaubte, verließ ihn alle Welt; das weite Reich seiner Väter war ihm zu eng gewesen, und er beschloß in einem abgelegenen, fast ausgehungerten Felsennest seine Tage. Wohl mochte er den Irrthum seiner hoffärtigen Jugend erkennen, aber Körper und Geist brachen hinfällig in frühen Jahren zusammen, und es blieb ihm nicht Raum seinen großen Fehl zu verbessern. So unglücklich das Ende des zweiten Otto war, viel trauriger und trüber waren die letzten Tage seines Sohns.

Schon als der Kaiser nach Rom zurückkehrte, fand er das südliche Italien in offener Empörung. Es ist erzählt worden, wie er seine Macht in den langobardischen Fürstenthümern, wie in Neapel und Gaeta zu sichern suchte, wie er namentlich seinen Freund Ademar in Capua zum Fürsten einsetzte. Aber nur vier Monate konnte sich Ademar in seinem Fürstenthum behaupten, da vertrieben die Einwohner ihn und die deutsche Besatzung Capuas und erwählten Landulf, den Bruder des Fürsten Pandulf von Benevent, einen Sprößling des alten langobardischen Fürstenhauses, zu ihrem Herrn. Seitdem hatte Ottos Herrschaft über Capua und Benevent ihr Ende erreicht, und gleichzeitig entzogen sich auch Salerno, Neapel und Gaeta wieder seiner Hoheit. Und schon zeigte sich in den römischen Gegenden selbst gegen Otto und seinen Papst überall der Geist der Empörung. Wie trieb nicht Silvester den Kaiser zur Rückkehr nach Rom, und kaum war dieser angelangt, so mußte er ein Heer absenden, um das empörte Tibur zu belagern. Die kleine Stadt, das jetzige Tivoli, trotzte im Vertrauen auf ihre feste Lage am Fuße des Sabinergebirges der Macht des Kaisers, der sie vergeblich längere Zeit umschließen ließ. Endlich versuchte man es, sie durch Güte zur Unterwerfung zu bringen. Der Papst, der Bischof Bernward von Hildesheim und der heilige Romuald, der eben damals die Leitung der Abtei Classe in die Hände des Kaisers zurückgab, traten als Vermittler auf, und ihre vereinten Bemühungen brachten die Einwohner der Stadt dahin, daß sie Unterwerfung gelobten. Gnade flehend erschienen die ersten Män-

ner der Stadt in dem kläglichſten Aufzug vor dem kaiſerlichen Palaſt 1001.
und erhielten Verzeihung.

Schon lange ſahen die Römer voll Misgunſt und Neid auf die kleineren Städte, die ſich neben ihnen erhoben. Mit Unwillen vernahmen ſie daher, daß Tibur dem Zorn des Kaiſers entgangen ſei, und ſofort erhob ſich in Rom ſelbſt der Aufſtand. An die Spitze deſ- Februar.
ſelben ſtellte ſich ein vornehmer Römer mit Namen Gregorius, dem der Kaiſer vorher große Ehren hatte zu Theil werden laſſen; mit ihm wird als Rädelsführer ein gewiſſer Benilo genannt. Der Aufſtand ergriff ſogleich die ganze Stadt, und man ſperrte die Thore derſelben, damit Herzog Heinrich von Baiern und Hugo von Tuſcien, die mit einem Heere in der Nähe lagerten, dem Kaiſer nicht zu Hülfe eilen könnten; zugleich umſchloß man den Aventin und den kaiſerlichen Palaſt. Drei Tage wird Otto hier mit den Seinen belagert, endlich beſchließt er einen Ausfall zu machen und ſich durchzuſchlagen. Er ſelbſt und die Seinen empfangen aus den Händen des Biſchofs Bernward das Sacrament, dann ergreift Bernward die heilige Lanze, um die Mannen des Kaiſers zu führen. Aber ſchon waren Heinrich und Hugo, von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, aus dem Lager herbeigeeilt, und hatten durch friedliche Anerbietungen den Aufſtand zu bewältigen geſucht. Man öffnete ihnen die Thore der Stadt, und ſie gelangten zum Kaiſer. So unterblieb der drohende Kampf; die Waffen ſanken in dem Augenblick, als man ſie erheben wollte.

Die Römer hatten Frieden gelobt und verſprachen am folgenden Tage dem Kaiſer aufs Neue zu huldigen. In der That erſchienen ſie vor dem Palaſte und erneuerten ihren Eid. Der Kaiſer aber beſtieg einen Thurm ſeiner Hofburg und ſprach von hier zu dem verſammelten Volke. „Höret auf die Worte eures Vaters“ — ſo ſoll nach dem Biographen des heiligen Bernward der junge Kaiſer geſprochen haben — „und bewahret ſie in euren Herzen. Seid ihr „meine Römer, um derenwillen ich mein Vaterland und mein Ge„ſchlecht verlaſſen, denen zu Liebe ich meine Sachſen und die Deutſchen „allzumal, mein Blut, hintenan geſetzt habe? In die fernſten Länder „meiner Herrſchaft, wohin eure Väter niemals, als ſie ſich den „Erdkreis unterworfen hatten, ihren Fuß ſetzten, habe ich euch geführt „und um euretwillen, weil ihr die Erſten in meiner Gunſt waret, „den allgemeinen Haß auf mich geladen. Und nun zum Dank für „das Alles wollt ihr mich nicht mehr als euren Vater anerkennen; „meine theuerſten Freunde erſchluget ihr grauſam und wehret mir den

1001. „Zugang zu euch. Ach, ihr vermögt es nicht, denn die mein Herz „umfaßt, laſſe ich nicht fern von mir weilen. Ich kenne die Urheber „der Empörung und bezeichne ſie mit dem Wink meiner Augen; Aller „Blicke richten ſich auf ſie, und doch zagen ſie nicht. Aber fürwahr, „ich werde es nicht dulden, daß meine Getreuen, über deren Unſchuld „ich frohlocke, länger durch die Berührung mit dieſen Frevlern befleckt „werden und ſich nicht von ihnen zu ſondern vermögen.“ Die Worte des Kaiſers wirkten. Die Menge wurde bis zu Thränen gerührt; Benilo und ein anderer Rädelsführer wurden ergriffen und mishandelt; nackend, an den Beinen ſchleifte man ſie die Treppen des Thurms hinauf und warf ſie hier halbtodt zu den Füßen des Kaiſers nieder.

Die Eintracht zwiſchen Otto und den Römern ſchien hergeſtellt, aber Heinrich und Hugo riethen dem Kaiſer, dem wetterwendiſchen Volke nicht zu trauen, ſondern ſo bald wie möglich Rom zu verlaſſen.

16. Febr. Am 16. Februar entfernte ſich Otto, vom Papſte und Bernward begleitet, aus Rom und iſt niemals in die Mauern der Stadt zurückgekehrt. Er verweilte noch einige Zeit in der Nähe derſelben und entſandte Bernward mit Aufträgen an die Biſchöfe und Grafen der Lombardei, die dieſe zu Pavia entgegennahmen. Bernward, den Leo von Vercelli über die Alpen geleiten ließ, kehrte darauf nach Deutſchland zurück. Otto ging mit dem Papſt erſt nach Tuſcien, dann gegen Ende des März nach Ravenna, wo er nun dauernd ſeine Reſidenz aufſchlug. In dem Kloſter Claſſe nahm er mit dem Papſte

13. April. Wohnung und feierte hier das Oſterfeſt. Herzog Heinrich von Baiern kehrte über die Alpen nach ſeinem Herzogthum zurück.

Die Faſtenzeit hatte der Kaiſer in ſtrengen Bußübungen zugebracht. Es waren damals in ſeiner Nähe der Abt Odilo von Cluny und der heilige Romuald, der ſo eben von einer Wallfahrt nach Monte Caſſino zurückgekehrt war; dieſe beiden Heroen des mönchiſch-aſcetiſchen Lebens waren wohl geeignet, das Auge des jungen Kaiſers ganz den himmliſchen Dingen zuzuwenden. Aber die weltlichen Sorgen kehrten bald genug zurück, denn mit Nichten hatte Otto ſeine Pläne, die Weltherrſchaft Roms zu erneuern, ſchon aufgegeben. Seine Abſichten waren zunächſt darauf gerichtet, ſeine erſchütterte Herrſchaft in den langobardiſchen Fürſtenthümern und in Rom mit Waffengewalt herzuſtellen, und ſchon ſammelte er zu dem Ende ein Heer aus Italien und Deutſchland; zugleich ging er damit um, die verwandtſchaftlichen Verbindungen mit dem Hofe von Conſtantinopel herzuſtellen und ſich um die Hand einer kaiſerlichen Prinzeſſin aufs

Neue zu bewerben. In beiden Beziehungen konnte ihm die Unter- 1001.
ſtützung des Dogen Peter Urſeolus von dem größten Nutzen ſein, und gleich nach dem Oſterfeſte machte er dieſem einen denkwürdigen Beſuch in deſſen eigener Stadt.

Mit Recht hegte der Kaiſer gegen den Dogen von Venedig die größte Verehrung. Denn mit ungemeiner Klugheit hatte dieſer Fürſt, gewiß das größte Herrſchtalent ſeiner Zeit, das Wohl ſeines kleinen Inſelſtaats zu fördern gewußt; wie ein kluger Seemann hatte er das Fahrzeug zwiſchen den drohenden Klippen rechts und links hindurch geſteuert. Mit dem Hofe von Conſtantinopel in gleich gutem Vernehmen, wie mit dem Kaiſer des Abendlands, hatte er nicht nur Venedigs Freiheit geſichert, ſondern auch dem Handel der Venetianer überall offene Straßen und die größten Vergünſtigungen gewonnen. Er war der einzige Fürſt ſeiner Zeit, der aus ſeinem Vermögen eine große Stiftung zu gemeinnützigen Zwecken begründete, deren Verwaltung er nicht der Kirche, ſondern rechtſchaffenen Bürgern der Republik übertrug. Als an den croatiſchen und dalmatiſchen Küſten Seeräuber die Schiffe der Venetianer überfielen, brach er mit einer Flotte auf und brachte es durch einen glänzenden Kriegszug im Jahre 998 dahin, daß die Dalmatier ihn als ihren Herrn und Herzog anerkannten und die Croaten gedemüthigt Frieden ſchloſſen: es war die erſte große Eroberung der Venetianer. So oft Otto III. nach Italien kam, hatte ihm der Doge Geſandte mit ſeinem Sohne entgegengeſchickt und keine Gelegenheit unterlaſſen ihn zu ehren; ſo war längſt in Otto der Wunſch erregt, den merkwürdigen Mann inmitten ſeiner Bürger zu ſehen, und dieſer Wunſch ſollte jetzt in Erfüllung gehen.

Die Reiſe des Kaiſers wurde ganz im Geheimen betrieben; wie es ſcheint, weil der Doge vor den auf ihre Freiheit eiferſüchtigen Venetianern Beſorgniß hegte. Der Kaiſer verließ daher Ravenna unter dem Vorwande, daß er um ſeiner Geſundheit willen einige Tage auf der in der Pomündung liegenden Inſel Pompoſa zubringen wolle. Er begab ſich auch hierhin, beſtieg aber ſogleich bei Einbruch der Nacht, vom Grafen Hezelin, dem Schwager Herzog Heinrichs von Baiern, dem Grafen Raimbald von Treviſo, einem ſeiner Vaſallen, Teupern mit Namen, ſeinen beiden Kämmerern Rainard und Tammo, einem Kapellan und dem Cardinal Friedrich begleitet, ein heimlich von Venedig herübergeſandtes Schiff. Das Meer war unruhig, und erſt in der folgenden Nacht landete der Kaiſer bei S. Servolo, wo ihn der Doge im Dunkel ganz im Geheimen bewillkommnete. Der Kaiſer begab ſich nach dem Kloſter S. Zaccaria in

1001. der Nähe des Dogenpalastes, dann bald in unscheinbarer Tracht, nur mit geringer Begleitung nach diesem selbst. Er nahm das damals schon merkwürdige Bauwerk in Augenschein und ließ sich darauf in einen Thurm des Palastes einschließen. Inzwischen brach der Morgen an, und als der Doge nach dem Morgengebet aus S. Marco trat, begrüßte ihn öffentlich der Graf Hezelin als Gesandter des Kaisers, dessen Anwesenheit in der Stadt man so verbergen wollte. Der Doge erkundigte sich nach dem Ergehen des Kaisers; Hezelin gab zur Antwort, der Kaiser befinde sich wohl und sei zu Pomposa. Darauf wurde Hezelin in der Nähe des Palastes gastlich bewirthet; der Doge aber eilte zum Kaiser und verweilte lange bei ihm, kehrte auch zum Mittagsmahle zurück und speiste mit dem Kaiser und seiner Umgebung. Am Abende fanden sich die beiden Herrscher wieder zu vertrauter Unterhaltung zusammen. Vieles von Wichtigkeit wurde hier unter ihnen verhandelt; wir wissen jedoch nur von Einem, daß der Kaiser Venedig die Uebersendung des Mantels erließ, in der man ein Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit über die Stadt sah; vermuthen läßt sich, daß Otto die Unterstützung des Dogen beim Kriege in Unter-Italien und zu der Schließung eines Freundschaftsbündnisses mit Constantinopel in Anspruch genommen haben wird. Der Kaiser hob noch eine Tochter des Dogen aus der Taufe, wie er früher bereits der Firmelung des zweiten herzoglichen Sohns beigewohnt hatte. Nur eine Nacht verweilte der Kaiser in Venedig; in der zweiten Nacht verließ er, reich vom Dogen beschenkt, heimlich wieder, wie er gekommen war, die Stadt; nur zwei seiner Begleiter traten mit ihm die Rückreise an, die anderen reisten am folgenden Tage mit Hezelin öffentlich von Venedig ab. Als Otto in Ravenna wieder eintraf, enthüllte er das Geheimniß seiner Reise. Da versammelte auch der Doge das Volk von Venedig und erklärte ihm, welchen hohen Gast die Stadt beherbergt habe, auch die Vortheile, welche daraus ihr erwachsen seien, ließ er nicht unbemerkt, und das Volk pries die Klugheit seines Fürsten und die Güte des Kaisers.

Bis tief in den Monat Mai hinein hielt sich Otto zu Ravenna auf, während sich inzwischen sein Heer sammelte. Vorzüglich scheinen Lombarden ihm zugezogen zu sein, doch waren auch Schwaben und Sachsen erschienen. Der Kaiser brach mit dem Heere gegen Rom auf, und stand um die Pfingstzeit vor den Thoren der Stadt bei der
4. Juni. alten Paulskirche. Die Römer entließen die bis dahin noch in der Stadt eingeschlossene Mannschaft des Kaisers und suchten durch mancherlei Versprechungen den Zorn desselben zu begütigen. Aber Otto

traute ihren Worten nicht mehr und ließ sie hart seinen gerechten Un- 1001.
willen fühlen. Die Campagna wurde von den Heeresschaaren des Kaisers schonungslos verwüstet. Während des Juni und Juli verweilte der Kaiser in der Nähe der Stadt, ohne diese jedoch selbst zu betreten; seinen Sitz nahm er gewöhnlich in der kleinen Burg Paterno am Fuß des Soracte, von dessen hochragendem Kegel man nach allen Seiten einen freien Umblick hat und Rom zu seinen Füßen liegen sieht. Endlich brach der Kaiser mit seinem Heere gegen Benevent auf und ließ Paterno mit einer starken Besatzung in der Hand des tapfern Grafen Tammo, des Bruders des Bischofs Bernward von Hildesheim. Benevent wurde vom Kaiser und seinem Heere belagert; es ergab sich alsbald, wie es scheint, so daß das Heer nach kurzer Frist abziehen konnte. Der Kaiser war in der Mitte des Octobers bereits nach der Lombardei zurückgekehrt und hielt in Pavia Hof. Von hier sandte er den Patricius Ziazo mit einem Heere gegen Rom; er selbst fuhr den Po hinab und begab sich nach Ravenna, neue Streitkräfte erwartend, welche er aus Deutschland zu sich entboten hatte.

Noch mehr, als sonst, wandte sich der Kaiser damals äußeren Bußübungen zu. Oefters fastete er ganze Wochen mit Ausnahme des Donnerstags; die Nächte brachte er wachend und unter Gebet hin und beweinte in heißen Thränenströmen seine Sünden. Niemals hat ihm Romuald näher gestanden, und für eine neue Stiftung des heiligen Mannes legte der Kaiser damals die größte Theilnahme an den Tag. Einige Mönche des Bonifaciusklosters hatten sich Romuald auf seiner Wallfahrt nach Monte Cassino angeschlossen und wollten auch ferner, um in der Heiligkeit zu wachsen, in seiner Nähe bleiben. Als er sich daher nach einer kleinen einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo er schon einmal ein Eremitenleben geführt hatte, begab, begleiteten sie ihn auch hierhin. Es waren unter Anderen Bruno, der aus Liebe zu Romuald sein Kloster auf dem Aventin verlassen hatte, und zwei andere Mönche desselben Klosters, Benedict und Johannes; auch ein Sohn des Polenherzogs schloß sich ihnen an; sie Alle ein Herz und eine Seele in der Verehrung gegen den heiligen Adalbert, dessen Leben und Sterben ihnen Vorbild und Leuchte war. Dem Andenken Adalberts wurde deshalb auch alsbald auf Pereum ein Kloster errichtet, zu dem der Kaiser die Mittel hergab und dem Romuald einen Abt setzte. Der heilige Mann selbst aber und seine nächsten Gefährten lebten in abgesonderten Zellen, außer den Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäf-

1001. tigt; denn obschon sie meist von vornehmem Geschlecht und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbstgewonnenes Brod essen. Der Gedanke, gleich Adalbert hinauszuziehen unter die Heiden, erfüllte hier manches Herz, und bald zeigte sich hierzu die erwünschte Gelegenheit. Polen und Ungern verlangten dringend Prediger des göttlichen Worts, und das Pereum schien recht eigentlich dazu ersehen, das Werk Adalberts fortzusetzen und eine Pflanzschule für die Missionäre des östlichen Europa zu werden. Als die ersten Mahnungen des Polenfürsten Boleslaw an den Kaiser ergingen, ihm Heidenboten zu senden, wandte sich Otto daher sogleich nach Pereum; Romuald wollte keinem der Brüder gebieten, was nach seiner Meinung aus freiem Drange des Herzens hervorgehen mußte. Freiwillig erboten sich Benedict und Johannes nach Polen zu gehen, zunächst um die Sprache zu erlernen, in der sie das Evangelium vom Gottessohn predigen sollten; Bruno entschied sich ihnen später zu folgen. Auch Romuald selbst ergriff der Gedanke zu den Heiden hinauszuziehen; er brach einmal mit vierundzwanzig Brüdern auf, um sich nach Ungern zu begeben, aber ein Wink des Herrn hielt ihn von der Fortsetzung der Reise ab.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr das eigenthümliche Streben im Pereum dem schwärmerischen Geiste des jungen Kaisers zusagte, und Romuald soll ernstlich daran gedacht haben, ihn für das klösterliche Leben zu gewinnen. Es schmerzte ihn tief, wenn er den Jüngling, der sich den himmlischen Dingen mit solcher Andacht und warmen Liebe hingab, immer von Neuem in das wirre Treiben der Welt gezogen sah. Früher schon, wird erzählt, hatte Otto an Romuald einmal das Versprechen gegeben, der Welt zu entsagen; heftiger drang jetzt der alte Eremit in ihn, und Otto, der wohl nie ernstlich an die Sache gedacht und der zu derselben Zeit für sich den Erzbischof Arnulf von Mailand um die Hand einer Kaisertochter zu Constantinopel werben ließ, entzog sich nur mit Mühe seinen Bitten. „Erst will ich nach Rom ziehen," soll er zu Romuald gesagt haben, „und im Triumphe nach Ravenna heimkehren." „Wenn du nach „Rom ziehst," erwiederte Romuald, „dann siehst du Ravenna nie „wieder." Ein prophetisches Wort, dem ähnlich, das einst der heilige Majolus an den Vater des Kaisers richtete.

Erst in der Mitte des Decembers verließ der Kaiser Ravenna; zu derselben Zeit stiegen deutsche Kriegsschaaren auf verschiedenen Wegen von den Alpen herab und eilten dem Süden zu. Die Reihen der Kämpfer waren aber nicht so dicht, als sie der Kaiser erwartete,

der alle verfügbaren Streitkräfte. ihm zuzuführen befohlen und na- 1001.
mentlich sämmtliche deutsche Bischöfe mit ihren Vasallen zu sich entboten hatte, so gerüstet, daß sie überallhin ihm folgen könnten. Ottos Botschaft hatte jedoch in Deutschland nicht dieselbe Aufnahme gefunden, wie einst die seines Vaters nach jener Unglücksschlacht in Calabrien. Schmerzlicher Unmuth über das undeutsche Auftreten des jungen Kaisers, über die offenkundige Zurücksetzung des eigenen Volks, die immer mehr hervortretende Schwächung des Reichs trotz alles äußern blendenden Glanzes und Schimmers griff immer mehr um sich und brach endlich in bittere Reden aus. Aufrührerische Worte führten zu hochverrätherischen Plänen, und schon war ein großer Theil der Herzöge und Grafen in eine Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt; selbst Heinrich von Baiern, den nächsten Verwandten des Kaisers, suchte man in dieselbe zu ziehen, aber eingedenk der letzten Ermahnungen seines Vaters wies er alle solche Zumuthungen mit Ernst und Entschiedenheit zurück.

Die kaiserliche Macht ruhte zum guten Theil auf der Ergebenheit und Treue der deutschen Bischöfe, aber auch von ihnen liehen trotz der großen Freigebigkeit des Kaisers gegen die Kirche schon viele den Worten der Verführung ihr Ohr, und selbst Erzbischof Willigis, der Mann, dem Otto vornehmlich seine königliche und kaiserliche Gewalt verdankte, war in seinen Gesinnungen gegen ihn keineswegs der alte. Zuverlässig hatten schon früher die hierarchischen Bestrebungen Roms und die Stiftung des Erzbisthums Gnesen seinen Unmuth erweckt, doch trat der Zwiespalt zwischen ihm einerseits und dem neuen römischen Kaiser- und Papstthum andererseits erst in einem an sich geringfügigen Streite hervor, der aber bald durch die Bedeutung des Mannes in der ganzen abendländischen Christenheit das größte Aufsehen erregte und eine ungemeine Bedeutung gewann. Es war der Gandersheimer Streit, der, nachdem kaum eine der Kirche drohende Spaltung beseitigt war, aufs Neue die Besorgniß vor einer ähnlichen wach rief. Wie der Hergang der Sache uns berichtet wird, erscheint allerdings Willigis nicht eben in dem allergünstigsten Lichte, aber man hat nicht zu vergessen, daß der einzige uns erhaltene ausführlichere Bericht von Thankmar, dem Lehrer und Biographen des Bischofs Bernward, des Hauptwidersachers des Erzbischofs in diesem Streite, herrührt und daß dieser Thankmar selbst mehrfach als Advokat Bernwards im Verlauf der Sache hervortritt.

Der Gandersheimer Streit.

1000 Das Frauenkloſter Gandersheim war von dem Großvater Ottos I. geſtiftet und als Familienſtiftung von dem ſächſiſchen Herrſcherhauſe immer beſonders geehrt, ſogar die Aebtiſſin meiſt aus dieſem Hauſe ſelbſt gewählt worden. Es lag auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer Sprengels, aber die Biſchöfe von Hildesheim hatten, wie es ſcheint, ſeit geraumer Zeit unbeſtritten die geiſtliche Gerichtsbarkeit über das Kloſter geübt, mindeſtens hatte die Aebtiſſin Gerberge, die Tochter Herzog Heinrichs I. von Baiern, die ſeit dem Jahre 960 dem Kloſter vorſtand, willig das Aufſichtsrecht des Hildesheimer Biſchofs anerkannt. Willigis, der nicht der Mann war, irgend einen Anſpruch dem Mainzer Erzſtift zu vergeben, glaubte indeſſen ein Recht auf Gandersheim zu haben, und als Sophie, die Schweſter Ottos III., hier als Nonne eingekleidet werden ſollte, beanſpruchte er die Einweihung der jungen Fürſtin. Der Biſchof Osdag von Hildesheim erhob jedoch damals Einſpruch, und durch Vermittelung der Kaiſerin Theophano war der Streit ſo ausgeglichen, daß Willigis und Osdag zuſammen die Weihe vornahmen.

Auf Osdag folgte im Bisthum Hildesheim Bernward, der Lehrer Ottos III., und zwar hauptſächlich auf Betrieb des Willigis, dem Bernward überhaupt ſeine Laufbahn zu danken hatte. Die erſten Jahre lebte auch Bernward mit Willigis in gutem Vernehmen; Bernward blieb unangefochten in ſeinen Rechten über Gandersheim, obwohl ſich Sophie, welche für die altersſchwache und kranke Aebtiſſin ſchon bei deren Lebzeiten das Regiment führte, offenkundig mehr an Willigis anſchloß. Zum Ausbruch kamen die Streitigkeiten erſt wieder, als die neugebaute Kirche des Kloſters im Spätſommer des Jahres 1000 eingeweiht werden ſollte. Sophie forderte Willigis dazu auf; dieſer ſträubte ſich zwar Anfangs, gab aber endlich doch ihren dringenden Bitten nach. Seit dem letzten Aufenthalt ihres kaiſerlichen Bruders in Deutſchland, wo ſich Sophie, ohnehin nicht ohne Scheelſucht gegen ihre Schweſter Adelheid, die Aebtiſſin von Quedlinburg, hinter dieſelbe bei Hofe zurückgeſetzt glaubte, hatte ſie gegen Biſchof Bernward, in dem ſie einen entſchiedenen Günſtling des Kaiſers ſah, eine tiefe Abneigung gewonnen; nicht minder war Willigis gereizt worden, der ſeine großen Verdienſte um das kaiſerliche Haus wenig erkannt und ſich vernachläſſigt fand gegen Männer wie Bernward und Heribert, die in die weitausſehenden Ideen des Kaiſers und Papſtes

bereitwillig eingingen. Schon die hitzigen Bestrebungen für Hebung der 1000.
päpstlichen Gewalt von Seiten Gregors V. hatten, obschon Willigis zur Wahl dieses deutschen Nachfolgers Petri doch hauptsächlich mitgewirkt hatte, bei ihm nur geringe Unterstützung gefunden; zum päpstlichen Vicar ernannt und aufgefordert gegen Gisiler einzuschreiten, hatte er wenig oder nichts in dessen Sache gethan. Noch viel weniger zeigte er sich Silvester II., dessen Charakter ihm wenig Vertrauen einflößen mochte, geneigt und ergeben. Mehr und mehr trat er vielmehr jenen römischen Ideen von Kaiser- und Papstthum gegenüber als Vertreter der deutschen Interessen hervor, während Bernward gegen die überschwänglichen Entwürfe seines Zöglings und die ehrgeizigen Pläne Silvesters sich mehr als nachgiebig zeigte. Als der Rechtsstreit über Gandersheim von Neuem ausbrach, mußte er hierdurch sogleich einen äußerst gereizten persönlichen Charakter gewinnen.

Die Kirchweihe war auf den 14. September anberaumt und Bernward von der Aebtissin aufgefordert worden, bei derselben zu erscheinen, während die Weihe selbst bereits früher dem Erzbischof von Sophie übertragen war. Willigis aber änderte den bestimmten Termin ab und verlegte die Kirchweihe auf den 21. September; er unterließ nicht hiervon Bernward zu benachrichtigen, der indessen Behinderungen vorgab und sein Erscheinen ablehnte. Unerwarteter Weise erschien nun Bernward doch am 14. zu Gandersheim als dem zuerst angesetzten Termin und wollte selbst die Kirche weihen; er fand aber nicht nur keine Vorbereitungen zum Feste getroffen, sondern die Nonnen vielmehr auf das Entschiedenste zum Widerstande gegen jedes Vorschreiten von seiner Seite gerüstet. Dennoch hielt Bernward in dem Kloster Gottesdienst ab, beschwerte sich in einer Anrede an die Gemeinde über das ihm angethane Unrecht und untersagte kraft seines bischöflichen Amtes jedem Andern die Ausübung des ihm zustehenden Rechts der Kirchweihe. Nach ärgerlichen Streitigkeiten verließ er alsdann das Kloster. Am 20. September erschien Willigis, wie er verheißen hatte, in Gandersheim; mit ihm kamen der Herzog Bernhard von Sachsen und die Bischöfe von Paderborn und Verden; am folgenden Tage stellte sich auch für Bernward der Bischof Eckard von Schleswig mit mehreren Domherren von Hildesheim ein. Eckard, aus seinem Sprengel vertrieben, hielt sich damals in Hildesheim auf und betrachtete sich als diesem Stifte zugehörig; er ergriff jetzt das Wort für Bernward und entschuldigte dessen Ausbleiben mit kaiserlichem Dienst, protestirte aber zugleich feierlich gegen die Kirchweihe, zu der Bernward allein befugt sei; vermeine Willigis durch irgend

1001. ein Privilegium ein Recht darauf zu haben, so möge er dies zuvor ordnungsmäßig vor einer Synode darthun. Der Erzbischof wurde zornig und erklärte, er werde am folgenden Tage die Kirche weihen, ob Bernward erschiene oder nicht. Bernward erschien am andern Tage nicht, wohl aber trat abermals Bischof Eckard mit den Hildesheimer Domherren auf und widersetzte sich der Weihung der Kirche von Neuem. Willigis stand von seinem Vorhaben ab, hielt aber im Kloster Gottesdienst ab und kündigte bei demselben an, daß er am 28. November an Ort und Stelle in dieser Sache eine Synode abhalten würde; zugleich verlas er, um das Kloster vor Bernward zu schützen, einen Freibrief für dasselbe, der vorher unbekannt gewesen sein soll und in dem ein Jeder, der die Zehnten, Güter und Gerechtsame des Klosters angreifen würde, mit dem Bann bedroht war.

Bernward begab sich, ohne die Synode abzuwarten, nach Rom, wo er, wie erzählt ist, auf das Ehrenvollste von Kaiser und Papst empfangen wurde; Willigis aber kam am 28. November wieder nach Gandersheim, wo sich zu der Synode die meisten Bischöfe seiner Kirchenprovinz eingefunden hatten. Für Bernward war abermals Eckard erschienen, aber nur um Einsprache dagegen zu erheben, daß Willigis im Hildesheimer Sprengel ohne des Bischofs Genehmigung und in dessen Abwesenheit eine Synode abhielte. Willigis brauste zornig auf, gebot Eckard zu schweigen, diese Sache gehe ihn nicht an, er solle nach seinem Bischofssitz gehen, wohin er gehöre. Eckard erwiederte, seine bischöfliche Kirche sei zerstört, er diene jetzt dem Bisthum Hildesheim und werde dessen Vortheile aus allen Kräften wahrnehmen. Trotz der Einsprache Eckards wollte Willigis zu den Synodalverhandlungen vorschreiten und Zeugen darüber vernehmen, daß das Kloster in früheren Zeiten unter Mainz gestanden habe; da verließ Eckard die Versammlung und forderte Alle, die zu Hildesheim und Gandersheim gehörten, auf ihm zu folgen, damit er mit ihnen im Auftrage Bernwards die Sache verhandle. So wurden zwei Synoden nebeneinander gehalten; die eine that, was Willigis verlangte, die andere folgte den Hildesheimern. Nachdem Willigis unter Androhung des Bannes jeden Eingriff in seine Rechte auf das Kloster untersagt hatte, verließ er Gandersheim. Die Hildesheimer meldeten an Bernward nach Rom, was geschehen war, und beschwerten sich zugleich nachdrücklich beim Kaiser und Papst über Willigis Verfahren.

Diese Vorgänge waren zu Rom schon bekannt, als dort um den 1. Februar 1001 Bernwards Angelegenheit auf einer Synode von zwanzig Bischöfen in Gegenwart des Papstes, des Kaisers und des

Herzogs von Baiern in der Kirche des heiligen Sebastian zur Sprache 1001.
kam. Der Papst legte den versammelten Bischöfen zuerst die Frage vor, ob jene Versammlung, die Willigis gegen den Willen des rechtmäßigen Bischofs gehalten habe, eine Synode zu nennen sei. Nur die Bischöfe, die unmittelbar unter Rom standen, ließen sich auf die Frage ein und verneinten sie. Darauf vernichtete Silvester die Beschlüsse der Synode, sprach auf Bernwards Verlangen noch einmal diesem feierlich Gandersheim zu und gab ihm die Investitur mit seinem eigenen Stabe. Zugleich wurde beschlossen, Kaiser und Papst sollten Willigis ernstliche Vorhaltungen über sein verwegenes Auftreten machen und ihn von weiteren unbesonnenen Schritten abmahnen; überdies sollte eine Synode der sächsischen Bischöfe zum 22. Juni nach Pöhlde ausgeschrieben und der römische Cardinalpriester Friedrich als Vicar des Papstes dorthin abgesandt werden, um den Vorsitz in der Synode zu führen. Dieser Cardinal war ein junger sächsischer Kleriker, der sich schnell die Gunst des Papstes und Kaisers gewonnen hatte. Indem Rom gerade ihn zum Richter eines Mannes, wie Willigis, der zugleich der erste Kirchenfürst des deutschen Reichs war, bestellte, schien es fast geflissentlich Willigis und seiner Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen und es auf eine tiefe Demüthigung des ersten deutschen Erzstifts abgesehen zu haben. In einen Kampf der gefährlichsten Art stürzten sich Kaiser und Papst, während schon der Boden unter ihren Füßen zu schwanken anfing; zwei Wochen nachher verließen sie selbst flüchtig Rom.

Bald nach Ostern begab sich der Cardinal Friedrich nach den deutschen Gegenden, wo er mit allen päpstlichen Insignien als Abgeordneter des Papstes auftrat. Auf einem prächtig aufgezäumten Zelter mit purpurnem Sattel reitend, erschien er zu Pöhlde, wo sich in der That Erzbischof Willigis und die sächsischen Bischöfe zu der bestimmten Zeit einfanden. Von ihnen verlangte jetzt dieser junge Kleriker, jedem so wohl bekannt, für seine Person ungewöhnliche Ehren und Auszeichnungen; aber nur Erzbischof Libentius von Bremen, von Geburt ein Italiener, Bischof Bernward und einige ihrer Freunde erwiesen ihm die Achtung, die ein päpstlicher Legat beanspruchen konnte. Als am 22. Juni die Synode eröffnet wurde, kam es bald zu den ärgerlichsten Auftritten. Tumult und Verwünschungen empfingen den Gesandten des Papstes; nicht einmal einen Ehrensitz wollte man ihm einräumen; Libentius und Bernward nahmen ihn endlich in ihre Mitte. Der Cardinal erklärte, er komme im Auftrage des Papstes, man möge ihm mindestens so viel Ruhe gönnen,

1001. daß er seinen Auftrag ausrichten könne. So stillte sich zuletzt das Getümmel; mit milden Worten sprach nun der Cardinal zum Frieden und wollte Willigis ein päpstliches Schreiben überreichen, aber der Erzbischof weigerte sich dasselbe anzunehmen oder es verlesen zu lassen. Dennoch erlangte der Legat die Mittheilung des Schreibens an die Versammlung; es enthielt neben deutlichen Zurechtweisungen die Ermahnung, zum Frieden und zum Gehorsam zurückzukehren. Mit freundlichen Worten suchte der Cardinal darauf Willigis zu bestimmen, sich der Entscheidung der von ihm als Legaten des Papstes geleiteten Synode zu fügen. Willigis wollte die Meinung seiner Amtsbrüder hierüber befragen, aber kaum hatte sich Erzbischof Libentius im Sinne des Legaten ausgesprochen, so wurden die Thüren der Kirche, wo die Berathung stattfand, unter wildem Getümmel erbrochen. Laien stürzen herein, die entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Legaten und Bernward werden ausgestoßen, und man hört den Ruf nach Waffen. Zum guten Glück bewahren die Angegriffenen die größte Ruhe, weit entfernt der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, gelingt es ihnen mit Güte das Getümmel zu beschwichtigen. Nach diesem Auftritte wollten mehrere Bischöfe die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag verschieben; aber Willigis verläßt wuthentflammt, während der Legat ihm entgegentritt und ihm im Namen des Papstes gebietet, sich am folgenden Tage vor der Synode zu stellen, die Kirche. Willigis achtete das Gebot des Legaten nicht; schon in der Frühe des folgenden Tages verließ er mit seinen Anhängern Pöhlde. Als der Legat dies erfuhr, versammelte er noch einmal die zurückgebliebenen Bischöfe und erklärte in ihrer Mitte Erzbischof Willigis, bis er sich dem Richterspruche des Papstes gestellt habe, seines Amtes für enthoben; zugleich beschied er ihn und alle sächsischen Bischöfe auf Weihnachten nach Italien zu einem vom Papste abzuhaltenden Concil. Nachdem er schriftlich noch Willigis die Amtsenthebung und Vorladung mitgetheilt hatte, begab er sich nach Hildesheim und trat dann seine Rückreise an. Kaiser und Papst waren über die Vorgänge in Pöhlde auf das Höchste erzürnt und ließen sofort nicht allein die sächsischen, sondern alle Bischöfe Deutschlands zu dem Concil entbieten, das in der Weihnachtszeit auf italischem Boden abgehalten werden sollte.

Doch wohin meinte man mit solchen Dingen zu kommen? Wollten Willigis und die deutschen Bischöfe sich wirklich jetzt in die Stellung gegen Rom begeben, welche noch kurz zuvor die französischen Bischöfe mit so geringem Erfolge einzunehmen gewagt hatten? Nichts lag gewiß Willigis ferner, wie er denn selbst bald genug zum Frieden

geneigt war. Auf seine Veranstaltung trat am 20. August ein 1001.
Concil der deutschen Bischöfe zusammen, auf dem außer vielen sächsischen und rheinischen Bischöfen auch die Erzbischöfe von Trier und Köln erschienen. Bernward hatte sich nicht eingestellt, aber wiederum den Bischof Eckard und seinen Lehrer Thankmar zu seiner Vertretung abgesendet. Allerdings zeigte sich nun Willigis über das Ausbleiben des Bischofs sehr entrüstet und wollte der Versicherung seines Gesandten, daß ihn schwere Krankheit vom Erscheinen abgehalten habe, keinen Glauben schenken, aber sonst fand man Willigis unerwarteter Weise nachgiebig. Auch die Gesandten Bernwards spannten mildere Seiten auf, obschon sie nicht unterließen, darauf hinzuweisen, daß die Beschlüsse des Concils, nachdem man sich einmal an den Papst gewendet, in dieser Sache nichts entscheiden könnten. In der That kam man auch zu keiner Entscheidung, sondern vertagte dieselbe bis auf einen Tag zu Fritzlar, der erst acht Tage nach Pfingsten des nächsten Jahres abgehalten werden sollte; es ist klar, daß man die Beschlüsse des päpstlichen Concils abzuwarten gedachte.

Indessen kam die Zeit heran, zu der die Bischöfe mit ihren Vasallen zum Concil und zum Heere des Kaisers entboten waren. Nicht Alle leisteten dem Gebote Folge; es wußten Manche um jene hochverrätherischen Pläne, die damals in Deutschland betrieben wurden, aber im Ganzen zeigten sich die Bischöfe doch williger und fügsamer, als die weltlichen Herren. So machte sich Heribert von Köln auf, wie auch sein Bruder Heinrich von Würzburg, obwohl er vor Kurzem erst über die Alpen gekommen war; so Burchard von Worms und Lambert von Kostnitz; auch der Abt von Fulda brach auf, und selbst Willigis schickte seine Vasallen über die Alpen. Der Dienstpflicht gegen den Kaiser wollte er sich nicht entziehen, obschon er nicht gesonnen war sich vor dem römischen Concil zu stellen. Auch Bernward begab sich, durch Krankheit zurückgehalten, nicht selbst nach Italien, aber er schickte Thankmar mit Briefen an den Kaiser und Papst ab.

Thankmar eilte mit seiner Botschaft den Bischöfen voraus, die durch mancherlei Noth auf der Reise aufgehalten wurden. Er fand Kaiser und Papst auf dem Wege nach Rom im Gebiet von Spoleto; das Weihnachtsfest wollten sie in Todi feiern, und dort sollte auch das anberaumte Concil abgehalten werden. Aber zur festgesetzten Zeit konnten die erwarteten Bischöfe nicht erscheinen. Als man dennoch am 27. December das Concil zu Todi eröffnete, waren nur einige Bischöfe aus der Romagna, aus Tuscien und der Lombardei zugegen; außer ihnen drei deutsche Bischöfe, die von Lüttich, Augsburg und

1002. Zeiz. Der Cardinal Friedrich und Thankmar erhoben in der Versammlung die bitterſten Klagen über Willigis Ungehorſam und Trotz; dennoch wagten der Kaiſer und Papſt nicht, durchgreifende Beſchlüſſe gegen ihn faſſen zu laſſen. Man entſchloß ſich vielmehr die Ankunft der übrigen deutſchen Biſchöfe, die auf den 6. Januar verkündigt war, abzuwarten. Als auch dieſe Friſt verſtrich, ohne daß die Biſchöfe ankamen, ging das Concil auseinander. Das war das klägliche Ende einer Verſammlung, die mit ſolchem Pomp angekündigt war. Der Tag zu Fritzlar trat nicht zuſammen; als die Zeit kam, zu der er anberaumt war, ruhte Otto III. ſchon in der Gruft zu Achen. Willigis ſetzte ſeinen Streit mit Bernward über dem Grabe des unglücklichen Kaiſers nicht mehr mit Erbitterung fort, obwohl er erſt im Jahre 1007 öffentlich ſeinen Rechten über Gandersheim entſagte.

1002 Der Kaiſer vernahm von den Anſchlägen, die ſeine Gegner in Deutſchland gegen ihn ſchmiedeten; er ſah, wie wenig man ſeinen dringenden Aufforderungen und beweglichen Bitten, ihn in der Noth nicht zu verlaſſen, entſprochen hatte. Aber mit großer Faſſung trug er ſein Geſchick, wie tief es ihn auch im innerſten Herzen beugen mochte. Schon verließen ihn auch die körperlichen Kräfte; das Siechthum, das die verderbliche Luft Italiens ſeit geraumer Zeit in ihm genährt hatte, nahm immer mehr überhand und drohte ſeinem jungen Leben Gefahr.

Otto begab ſich gleich nach Auflöſung des Concils von Todi nach Paterno, jener Burg am Soracte, die der Graf Tammo das ganze Jahr hindurch tapfer behauptet hatte; er war hier Rom nahe und ſah es vor ſeinen Augen liegen, aber die Stadt und die ganze Umgegend war noch immer im Aufſtand; er war in Paterno gleichſam von ſeinen Feinden eingeſchloſſen, und es fehlten den Seinen ſchon die nothwendigſten Lebensmittel. Thankmar hatte Otto nach Paterno begleitet, aber der Mangel in der Burg zwang ihn, ſie alsbald zu verlaſſen. Als er am 13. Januar ſich von Otto verabſchiedete, geſtand ihm dieſer ſchon, er leide am Fieber; doch ahnte Thankmar noch nicht, eine wie ſchlimme Wendung die Krankheit des Kaiſers alsbald nehmen werde. Ein Hautausſchlag brach aus, und das Fieber wurde hitziger. Erzbiſchof Heribert, der langerſehnte, traf endlich

mit einem zahlreichen Gefolge ein; der Kaiſer ſah ihn noch, es war 1002
ſeine letzte Freude. Wenige Tage nachher, am 23. Januar des Jahres 1002, hauchte Otto, feſt im Glauben und in ſein Schickſal ergeben, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte, den letzten Athem aus. Er hatte ſein Alter noch nicht auf zweiundzwanzig Jahre gebracht; er ſtarb unvermählt, nachdem eben Erzbiſchof Arnulf ſeinen Bewerbungen um die Hand einer Kaiſertochter in Conſtantinopel Gehör verſchafft hatte. Mit dieſem Otto erloſch der Mannsſtamm Ottos des Großen.

Die Nachricht von dem Tode des jungen Kaiſers erſchütterte die Welt und bewegte alle Gemüther. Niemand wurde ſchwerer durch den Tod des jungen Kaiſers betroffen, als Papſt Silveſter; noch einmal ſchien er von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends hinabgeſchleudert, aber der gewandte Mann machte alsbald ſeinen Frieden mit den Römern und kehrte nach dem Lateran zurück. Er ſtarb am 12. Mai 1003, nachdem er noch um ein thaten- und freudeloſes Jahr den Kaiſer überlebt hatte, und wurde in dem Vorhofe der Kirche des Laterans begraben. Das Grab Silveſters iſt jetzt zerſtört; die alte Inſchrift, die ihm Papſt Sergius IV. ſetzte, ſteht man im Innern der Kirche. Das Grab und das ganze Leben des wunderbaren Mannes umſpielen Sagen mannigfacher Art; als ein Zauberer erſcheint er in ihnen, der mit Hülfe böſer Geiſter Kenntniſſe und Kräfte gewann, die ſonſt den Sterblichen verſagt ſind. Uns erſcheint er in einem andern Lichte. Wir erkennen in ihm nichts als die Macht eines hellen, glänzenden Geiſtes und einer durch vielfachen Schickſalswechſel reichen Erfahrung. Aber mit magiſcher Gewalt umſtrickte er das Gemüth unſeres jungen Kaiſers und war nicht die geringſte Urſache ſeines Verderbens. Auch Heribert, Bernward und ihre Geſinnungsgenoſſen beklagten tief den Tod eines Fürſten, mit deſſen Plänen alle ihre Abſichten und Wünſche zuſammenhingen und von dem ſie ſo reiche Beweiſe der Gunſt erfahren hatten. Doch nicht ſie allein trauerten, das ganze Deutſchland durchzog die Klage. Man vergaß die Schwächen Ottos bald und gedachte nur ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften, ſeiner anmuthigen Erſcheinung, ſeines feingebildeten und hochſtrebenden Geiſtes, ſeiner Gerechtigkeitsliebe, ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Milde und Güte. Unſere Vorfahren ertheilten dieſem Kaiſer, der an Wiſſen es allen ſeinen Landsleuten zuvorthat, der trotz ſeiner Jugend an geiſtiger Bildung weit ſeiner Zeit vorauseilte, den Beinamen „das Wunder der Welt.“ Anders war es in Italien, in dem Lande, das der Kaiſer Deutſch-

1002. land vorgezogen hatte. Auf die Nachricht von seinem Tode erhob sich hier sofort der Aufstand, der um so leichter um sich griff, als Hugo von Tuscien, die mächtigste Stütze der kaiserlichen Gewalt, kurz zuvor, am 21. December 1001, gestorben war. Der Kaiser soll in der letzten Zeit auch von ihm Verrath gefürchtet haben und, als er seinen Tod vernahm, in die Worte des Psalmisten ausgebrochen sein: „Der „Strick ist zerrissen und wir sind los!“ Der geächtete Arduin erschien jetzt wieder auf dem Schauplatz und trachtete offen nach der Königskrone. Nur die lombardischen Bischöfe, welche das Wohlwollen des Kaisers im reichsten Maße erfahren hatten, schlossen sich der Empörung nicht an.

Otto hatte noch sterbend den Wunsch ausgesprochen, zu Achen neben den Gebeinen Karls des Großen sein Grab zu finden. Heribert von Köln, Notger von Lüttich, die Bischöfe von Augsburg und Kostnitz, Herzog Otto von Niederlothringen, die Grafen Heinrich und Wichmann und die anderen deutschen Herren, die beim Tode des Kaisers zugegen gewesen waren, nahmen es über sich den letzten Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Sie sammelten die um Paterno zerstreuten deutschen Heereshaufen und traten mit den Kaiserlichen den Rückweg nach der Heimath an. Aber schon stand das Land ringsum unter Waffen. Man griff den Leichenzug an; mit dem Schwerdt in der Faust mußten sie ihm Bahn brechen. Sieben Tage vergingen in unausgesetzten Kämpfen; nicht eher fand man Ruhe, als bis man nach Verona gekommen war. Auf einem andern Wege, doch unter nicht geringeren Schwierigkeiten kehrten die Schaaren zurück, die mit den Bischöfen von Worms und Würzburg und mit dem Abte von Fulda gekommen waren und in Tuscien den Tod des Kaisers vernommen hatten; erst zu Verona scheinen sie sich mit dem Trauergeleite vereinigt zu haben. Der Leichenzug ging alsdann über den Brenner; zu Polling am Ammer kam ihm Herzog Heinrich, der nächste Verwandte des Kaisers, entgegen und geleitete die Leiche bis nach Augsburg, wo die Eingeweide in dem Kloster der heiligen Afra beigesetzt wurden. Heinrich folgte dem Zuge bis nach Neuburg an der Donau; dann trennte er sich von Heribert, der mit der Leiche dem Rhein zueilte. Am Montag nach Palmsonntag kam man nach Köln, wo die Leiche in den Hauptkirchen herumgetragen und ausgestellt wurde; am Tage vor Ostern brachte man sie endlich nach Achen, wo sie am Ostertage selbst — es war der 5. April — mitten im Chor der Münsterkirche beigesetzt wurde. Die Stelle, wo Otto III. ruhte, bezeichnete Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Jahr 1513

durch ein Marmordenkmal und eine Inſchrift; im Jahre 1803, als 1002.
die Kaiſerſtadt Achen unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, wurde das Denkmal beſeitigt, und Nichts erinnert jetzt an die Stelle, wo die Gebeine des Kaiſers ihre Ruheſtätte gefunden haben.

Das Andenken an einen jungen Kaiſer von ſo wunderbar phantaſtiſcher Sinnesart und ſo unglücklichen Schickſalen konnte der Welt nicht leicht entſchwinden; poetiſche Sagen ſtiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten ſein Gedächtniß unter dem Volke länger, als die nüchterne Kunde der Geſchichte. Schon früh glaubte man, daß Otto durch Verrath der Liebe ſeinen Untergang gefunden habe; man mochte ſich dieſes glühende Herz, für die Freundſchaft ſo empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe vorſtellen. Stephania, eine ſchöne, aber ſtolze und herzloſe Römerin, des Creſcentius Wittwe — ſo berichtet die verbreitetſte Sage — feſſelte mit ihren Reizen das Herz des Jünglings, und als er ſich ganz ihr ergab, tödtete ſie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieſer Sage, aber nicht eine Tochter Roms, ſondern Roma ſelbſt mit ihren unvergänglichen Reizen feſſelte, verrieth, tödtete den mit der Kaiſerkrone geſchmückten Jüngling.

18.

Rückblick.

Das große Ereigniß des Jahrhunderts, auf welches die ganze frühere Entwickelung hinweiſt und von dem die ſpätere ihren Ausgang nimmt, iſt die Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums. Hier liegt der große Wendepunkt jener Zeit: vor demſelben Auflöſung, Zerſplitterung, Verwilderung und Entſittlichung aller Orten im Abendlande, die chriſtliche Welt in unglücklichen oder mindeſtens zweifelhaften Kämpfen mit den heidniſchen Völkern; nach demſelben Herſtellung ſtaatlicher und kirchlicher Ordnungen, Zuſammenſchluß, Kräftigung der Sitte und friſchaufkeimendes Geiſtesleben; der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum wird im Occident für alle Zeiten entſchieden, und mit dem Chriſtenthum zugleich beginnt die Kultur bei den Nationen des öſtlichen und des nordiſchen Europa.

Der Ruhm, diesen Umschwung der Dinge herbeigeführt zu haben, gebührt den deutschen Stämmen, die trotzdem, daß sie Karl der Große mit den romanischen Ländern verband, doch ihre Muttersprache, ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit und die Reinheit ihrer ursprünglichen Sitte bewahrt hatten oder mindestens von der Fäulniß der Zeit nicht im tiefsten Innern ihrer kräftigen Natur berührt waren. Den hochherzigen Sachsenkönigen gelang es die noch getrennten deutschen Stämme zu einem großen und gewaltigen Kriegsvolke im Herzen Europas zu verbinden, mit der frischen Heereskraft dieses Volkes die Macht der erbittertsten Feinde der christlichen Welt — der Dänen, Slawen und Ungern — niederzuwerfen und dadurch den romanischen Völkern den Vorrang abzugewinnen. Mit dem Instinkt der Herrschaft, der in ihm wie in wenigen Menschen mächtig war, schwang sich dann der deutsche Otto zum höchsten Schiedsrichter in den Reichen der Westfranken und Burgunder auf, machte die Völker des Nordens und Ostens von sich abhängig, eroberte Italien, unterwarf Rom, gewann die Kaiserkrone und beugte den Papst, das einzige allgemein anerkannte Oberhaupt der romanischen Welt, seinem Willen. Seitdem herrschte er mit einer Macht, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein Fürst des Abendlands nur von fern besessen hatte, und suchte die Aufgaben, welche der gewaltige Kaiser seinen Nachkommen hinterlassen und die sie nicht zu lösen vermocht hatten, auf seine Weise und nach den Forderungen seiner Zeit zu lösen. Das christliche Abendland durch feste Ordnungen in Kirche und Staat zu verbinden und die heidnischen Völker in dieses christliche Gemeinwesen hineinzuziehen: das war das Ziel, dem er zustrebte und dem er mit Riesenschritten entgegenging. „Stolz gleich Libanons Cedern," sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar." Und ein Dichter jener Zeit sang:

„Hochbeglückt war die Welt, als Otto führte das Scepter."

Das durch die glückreichsten Thaten gewonnene Kaiserreich hinterließ Otto der Große seinen Nachkommen und seinem Volke; beiden gleichsam nach natürlichem Erbrecht.

Hochherzigkeit und Empfänglichkeit für alles Edle und Große erstarben nimmerdar in Ottos Geschlecht; aber es fehlte seinen Nachkommen die starre Kraft und die unwiderstehliche Energie des Alten, und das Glück war, gleich als ob es seine Gaben an seinem Liebling erschöpft habe, überaus karg gegen die Epigonen.

Der zweite Otto warf mit jugendlicher Kraft die Empörung im

Innern nieder, besiegte die Feinde überall an den Grenzen des Reichs, stürzte sich in den Kampf gegen die großen Weltmächte der Zeit, gegen das morgenländische Kaiserthum und den Islam; aber in diesem Kampf unterlag er und endete sein Leben, ehe er noch die Mannesjahre erreicht hatte. Wenn dann doch seinem Sohne, dem Knäblein, das Reich erhalten blieb und er nach Erbrecht Kaiser wurde, so dankte er es mehr den Thaten seines Großvaters, als seines Vaters.

Zwölf Jahre haben Andere für den dritten Otto geherrscht und mit großer Umsicht und Klugheit das Reich in gefahrvollen Zeiten erhalten; dann ergriff er selbst mit jugendlicher Lebendigkeit und weitaussehenden Plänen die Zügel der Regierung, und die Welt jubelte ihm entgegen. Fast noch ein Knabe an Jahren, war er an geistiger Bildung Greisen vorangeeilt; Alles, was im Himmel und auf Erden ist, beschäftigte seinen Geist, und sein Blick flog über die Weite der Welt hin und wandte sich zurück zu der entferntesten Vergangenheit. Dieses Wunder der Welt schien größer, als der große Otto, und doch fehlte wenig daran, daß der dritte Otto in wenigen Jahren vollends zerstörte, was der erste so fest in einem langen, reichgesegneten Leben begründet hatte.

Wie unähnlich war der Enkel dem Großvater! Durch die Tapferkeit und ungebrochene Kraft der deutschen Stämme war, wie Otto I. wußte, sein Reich gegründet; deshalb lebte er auch als römischer Kaiser unter und mit den Deutschen nach deutscher Sitte, er machte sie zu Herren der umwohnenden Völker und deren Fürsten ihnen zinspflichtig, die neugestifteten Kirchen unter den bekehrten Heiden stellte er in Abhängigkeit von der deutschen Krone und den deutschen Erzstiften. Wenn Otto sein Herzogthum, aus dem Heinrich I. noch vor Allem die Quellen seiner Macht geschöpft hatte, zuletzt den Billingern überließ, so geschah es, weil er das Fundament seiner kaiserlichen Stellung in der königlichen Gewalt über das gesammte Deutschland besser begründet glaubte; obwohl er sich immer die treue Anhänglichkeit an sein Sachsenland bewahrte, gab er es doch in gewissem Sinne auf, um ganz ein deutscher König zu sein. Otto III. schätzte die Sachsen und die Deutschen überhaupt gering und wollte vor Allem ein Römer sein; er gab nicht allein Sachsen, er gab Deutschland auf, indem er den Sitz seiner Macht nach Rom verlegte. So viel an ihm war, löste er die Abhängigkeit der neubegründeten Bisthümer von den deutschen Metropolen; den zinspflichtigen Polenfürsten befreite er von dem bisher gezahlten Zins; dem Ungernfürsten schickte

er die Königskrone; dem Dogen von Venedig erließ er mit der Uebersendung des Mantels das Anerkenntniß seiner Abhängigkeit: er brach die Herrschaft der Deutschen, um ein neues ideales Römerreich zu errichten, dessen Spitze wer weiß in welche luftige Höhe hineinragte, das aber nirgends auf Erden mehr eine feste Basis hatte. Die Welt, die ihm jubelnd entgegengekommen war, wandte sich bald von ihm ab; das vielgeliebte Rom empörte sich wider ihn, das misachtete deutsche Volk verließ ihn, und in den ersten Jünglingsjahren starb er ohne Macht und ohne Erben.

Aber das Erbe Ottos war deshalb nicht herrenlos; das deutsche Volk trat in dasselbe ein und hat es, wie heiß es ihm auch bestritten wurde, Jahrhunderte lang mit tapferem Muthe und hohem Sinne behauptet. In welcher furchtbaren Zerrüttung sich auch das Reich befand, als Otto III. starb; es bedurfte nur, daß die deutschen Fürsten einen thätigen, wehrhaften und nüchternen Mann, wie es Heinrich II. war, auf ihren Thron erhoben, um das Kaiserthum herzustellen und die Keime neuen Wachsthums in dasselbe zu legen. Das heilige römische Reich deutscher Nation blieb; die Herrschaft über Italien wurde behauptet; das deutsche Reich war auch ferner Stern und Kern der abendländischen Welt; auch die Herrschaft über die Völker des Ostens wurde nach und nach wiedergewonnen, ja zeitweise selbst über die bisherigen Grenzen ausgedehnt. Das heilige römische Reich deutscher Nation war eine vollendete Thatsache, eine Macht, die der flüchtige Wechsel vorübergehender Verhältnisse nicht mehr in Frage stellen konnte.

Und was hat unser Volk bei dieser Herrschaft, die ihm reiche Ströme des edelsten Blutes gekostet hat, schließlich gewonnen? — Diese Frage ist wohl von solchen aufgeworfen worden, die es Otto höchlich verargt haben, daß er der deutschen Geschichte die Richtung nach dem Süden gab, und die überhaupt den großen Gang der Weltgeschichte lieber nach ihrer Kurzsichtigkeit meistern und richten, als der Nothwendigkeit der Dinge nachdenken und sie begreifen wollen.

Vor Allem war das der Deutschen größter Gewinn aus der unvergleichlichen Stellung, welche nun ihre Könige einnahmen, daß sich die deutschen Stämme, so uneins und voll Hader und Eifersucht sie seit jeher waren, dauernd einer einigen Königsherrschaft beugten und hierdurch unauflöslich zu einem Volke verwuchsen. Man kann sagen, das ganze Jahrhundert hat daran ununterbrochen gearbeitet, ein gemeinsames Volksbewußtsein in den deutschen Stämmen zu wecken, ein deutsches Volk zu schaffen. Schon bei der Wahl Konrads I.

zeigte sich freilich das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen, aber gleich darauf traten sie doch wieder völlig auseinander, und an der Spitze eines Heeres mußte sich Heinrich I. die Anerkennung der Alamannen und Baiern gewinnen. Dem großen Vater folgte ein größerer Sohn, aber von Neuem trennten sich unter seiner Herrschaft die Stämme; zweimal hatte das Königthum gegen eine allgemeine Empörung zu kämpfen, die das kaum begründete Reich zu zerreißen drohte. Erst die ruhmreichen Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde und der Glanz des kaiserlichen Namens sichern endlich den Bestand des Reichs und mit ihm die Einheit des deutschen Volks. Die Zeitgenossen der Ottonen haben es wohl gefühlt, daß nur der Thatenruhm der Ottonen Reich und Volk vereinigte und die Zukunft verbürgte. Das war es, weshalb die deutschen Fürsten an Otto II., als ihn der Westfranke überfiel, „alle aus Treue gegen sei„nen Vater wie aus einem Munde" Beistand gelobten; das war es, weshalb sie insgesammt nach der traurigen Niederlage in Calabrien nichts sehnlicher wünschten, als den Kaiser zu sehen und in seinen Leiden zu trösten; das endlich, was es während einer langen vormundschaftlichen Regierung trotz der fortlebenden Spaltung der Stämme doch nicht mehr zu einer Trennung des Reichs kommen ließ. „O Germanien!" — heißt es in dem ältern Leben der Königin Mathilde — „früher unter das Joch fremder Völker gebeugt, erst vor „Kurzem durch den Glanz des Kaiserthums erhöht, diene mit Treue „deinem Könige, liebe und unterstütze ihn, wie du nur vermagst! „Lasse nicht ab zu beten, daß niemals ein Fürst aus diesem Stamme „fehle, du möchtest sonst deiner Ehre beraubt werden und wieder der „Knechtschaft verfallen, der du entrissen bist!"

Wie langsam sich das nationale Bewußtsein in unserm Volke entwickelte, zeigt sich deutlich an der sehr allmählichen Gewöhnung an den gemeinsamen Volksnamen. Von der deutschen Sprache, von deutschredenden Menschen sprach man freilich schon längst, aber von den Deutschen als einem Volke war noch im Anfange des zehnten Jahrhunderts kaum die Rede. Die ersten Urkunden, in denen die Gesammtheit der deutschredenden und nun in einem Reiche verbundenen Volksstämme als Deutsche bezeichnet werden, gehören der Kanzlei Ottos I. an und zwar derselben Zeit, als er auszog die Kaiserkrone zu gewinnen. Aber der Volksname „Deutsche" kam doch während des ganzen Jahrhunderts diesseits der Alpen kaum recht in Gebrauch; weder in Widukind noch in Roswitha findet er sich, ja es scheint fast, als ließe er sich überhaupt nicht bei deutschen Schrift-

ſtellern dieſes Jahrhunderts nachweiſen. Ehe ſich noch die Deutſchen als ſolche zu benennen pflegten, thaten dies bereits die Italiener, denen ſich die Stammesunterſchiede der Deutſchredenden mehr und mehr verwiſchten. Schon Liudprand ſpricht öfters von Deutſchen, und gegen den Schluß des Jahrhunderts kennen alle Schriftſteller Italiens nicht nur den Namen der Deutſchen, ſondern fangen auch ſchon die Bezeichnungen: „Deutſchland," „deutſches Reich," „deutſcher König" zu gebrauchen an. Erſt um die Mitte des elften Jahrhunderts gewinnt dann bei uns der Volksname neben den Stammnamen allgemeine Anerkennung. Wie nur durch die ſtete Verbindung mit den anders gearteten Italienern die Deutſchen allmählich zu einer tieferen Einſicht in die Gleichartigkeit und Gemeinſamkeit ihrer Natur und ihres Weſens gelangten, ſo ſchienen ſie auch erſt im Verkehr mit ihnen ſich an ihren Volksnamen gewöhnt zu haben.

In wie hellem Licht erſcheinen die weltbewegenden Thaten Ottos des Großen, wenn wir ſie als die im Stillen wirkende Macht erkennen, die das nationale Bewußtſein unſeres Volks zeitigte und dauernd befeſtigte! Aber mehr als das; die Wege, die Otto einſchlug, wieſen dem deutſchen Volke zugleich für alle Zeiten die Aufgabe zu, die es für die Weltgeſchichte zu löſen hat. Das aber iſt ſeine Aufgabe, ſich mit der geſammten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch ſeines Geiſtes erſtorbene Formen neuzubeleben, die erſtarrte Regel durch die ihm innewohnende individualiſirende Kraft zu einem Geſetz der Freiheit zu erheben, das ſich für alle Verhältniſſe, jeden Ort, jede Nationalität eignet. Die ganze Summe der Bildung in ſich aufzunehmen, ſie nach der Natur ſeines Geiſtes durchzuarbeiten und von den Elementen ſeines Weſens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben — das iſt deutſche Art, wie ſich in Kirche und Staat, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in allen Gebieten des Lebens erwieſen hat. Nie hat es ein lernbegierigeres, nie ein lehrhafteres Volk gegeben, als wir Deutſche ſind, und darin liegt zum guten Theil unſere welthiſtoriſche Miſſion. Es iſt bemerkenswerth, daß unſer Volk, ſobald es ſich als Volk erkannte, auch dieſe ſeine Aufgabe begriff und angriff, aber doch nur dadurch war die Löſung derſelben ermöglicht, daß die Thaten Ottos I. die Deutſchen in die nächſten und unmittelbarſten Beziehungen mit Italien und Rom ſelbſt, dem Mittelpunkte der alten Kultur, verſetzten. So unwiſſend und ungebildet Rom damals war, es umſchloß nichtsdeſtominder den Kern der geſammten Tradition der alten Welt, welche für jene Zeit Bedeutung hatte. Wenn der Mund der Weisheit ſchwieg, ſo ſprachen

die Steine; das Grab des heiligen Petrus war beredter, als die Männer, die sich die Nachfolger des Apostelfürsten nannten.

Es wäre eine schöne Aufgabe bis in das Kleinste hinein zu zeigen, wie sich alle Verhältnisse des deutschen Lebens in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts umgestalteten, indem man alle Kulturelemente, welche sich aus dem Alterthum erhalten hatten, aufnahm und bei sich einbürgerte. Wir müssen es uns versagen hierauf näher einzugehen, nur einzelne Punkte wollen wir im Fluge berühren.

Erst in dieser Zeit entstanden in dem innern Deutschland Ortschaften, die sich als Städte bezeichnen lassen; sie erwuchsen theils aus Burgen, die zur Vertheidigung des Landes errichtet waren, theils um Bischofssitze und Klöster, theils aus besuchten Handelsplätzen. Die karolingische Zeit hatte nur bis zum Rhein und zur Donau hin städtisches Leben gekannt, und auch dort wurden in den Dänen- und Ungernstürmen die Mauern gebrochen, die Städte zerstört und zu Einöden umgeschaffen; erst die Ottonenzeit hat sie von Neuem belebt. Im Anfang des elften Jahrhunderts waren dann Köln, Mainz, Frankfurt, Worms, Straßburg, Regensburg, Augsburg, Magdeburg, Quedlinburg, Goslar schon dicht bevölkerte Plätze, in denen sich der ganze von dem städtischen Leben unzertrennliche Verkehr entfaltete, obwohl sie noch von königlichen oder bischöflichen Beamten verwaltet wurden und sich erst später zu bürgerlicher Freiheit aufschwangen. Zugleich erhoben sich jetzt in und bei diesen Städten Kirchen und Klöster, oft nur aus Holz gebaut, doch begann man auch bereits mit dem Steinbau. Jenen eigenthümlichen Baustil, der in den folgenden Jahrhunderten Europa beherrschte und den man früher den byzantinischen, jetzt den romanischen nennt, verfolgt man zu seinen ersten Ursprüngen an den Abhängen des Harzes, und gerade in jenen Baudenkmalen, welche die Ottonen und ihre Zeitgenossen uns hinterlassen haben; bei aller Rohheit durchbricht doch in ihnen ein freierer Geist, ein mehr individuelles Gefühl die aus dem römischen Alterthum überlieferten Gesetze der Architectur. Wie geringfügig sind die Reste von Bauwerken, welche die karolingische Zeit in Deutschland zurückgelassen hat; wie viel lebendiger spricht zu uns die Ottonenzeit aus diesen alten Mauerwerken, mit denen die Geschichte der deutschen Baukunst beginnt! Nicht minder hob sich, nachdem die inneren Kriege und die Einfälle der Ungern, Dänen und Wenden Deutschland lange fast zu einer Wüstenei gemacht hatten, in staunenswerther Weise der Anbau des Landes; Heinrich II. nannte Sachsen wegen seiner Anmuth und Fruchtbarkeit einen Vorhof des Paradieses. Wie die Fort-

schritte in der Baukunst, ging auch die bessere Bodenkultur vor Allem von den Kirchen und Klöstern aus, die das ihnen von den Königen übertragene Gut auf das Trefflichste nutzten. Mit eigenthümlicher Befriedigung sieht man auf jene schönen Pergamenturkunden der Ottonen, wie sie fast noch überall in den deutschen Archiven sich finden; es sind meist Schenkungen von einzelnen Weilern und verödeten Feldmarken an Kirchen und Klöster, aber welches reiche Leben ist diesen todten Schenkungsbriefen erwachsen! Sie haben volkreiche Städte in das Leben gerufen, fruchtbare Landschaften geschaffen, Deutschland geradezu umgewandelt.

Zu derselben Zeit gewannen auch Wissenschaft und Kunst unter uns eine bleibende Stätte. Wie dürftig die Litteratur vor Ottos Kaiserkrönung ist; so schnell entfaltet sie sich nachher zu einer bemerkenswerthen Höhe. Widukind, Ruotger und Roswitha schreiben unter dem ersten lebendigen Ausdruck, daß ein sächsischer Fürst an die Spitze der Welt gestellt ist; ihre Werke sind ganz von dem Stolz auf ihren großen Fürsten und ihr mächtiges Volk durchdrungen. Von da an wurde der kaiserliche Hof der Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlands, und selbst ein Gerbert spricht es aus, daß sein Genie nur durch die Ottonen geweckt sei; die gelehrte Bildung der Zeit sammelte sich wie in einem Brennpunkt damals am deutschen Hofe und durchdrang von hier aus zunächst die deutschen Länder. Es war abermals die Tradition, die man aufnahm. Jene neulateinische Wissenschaft und Litteratur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, ging auf das deutsche Volk über und mit ihr die klassische Litteratur der alten Römer; aber Allem, was die Deutschen empfingen, gaben sie sofort das eigenthümliche Gepräge ihres eigenen Geistes. Sie schrieben in römischer Sprache, aber nach deutschen Anschauungen und von deutschen Dingen; nicht mit theologischen und philosophischen Werken, wie sie die Karolingerzeit hervorgebracht hatte, beschäftigten sie sich, sondern mit der Geschichte ihrer Zeit, ihres Landes und besangen die Thaten ihrer alten Helden in lateinischen Versen. Zu keiner Zeit ist weniger in deutscher Sprache und doch mehr in deutschem Geiste geschrieben worden. Und nicht anders geschah es mit den bildenden Künsten, die vornehmlich unter Otto II. und III. nach Deutschland verpflanzt wurden. Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim haben sich in der Kunstgeschichte nicht minder ein bleibendes Andenken gesichert, als in der Reichsgeschichte. Die Eindrücke, die sie in Italien empfingen, sind von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen; von diesen Eindrücken

nahmen die bildenden Künste bei uns ihren Ursprung, erhielten sie Anstoß und Richtung.

Indem sich so der nationale Geist befruchtete und Nahrung gewann, wandte er zunächst und zuerst seine ganze Kraft auf das christlich-kirchliche Leben. Wie er Alles in der Weise empfing, wie es die Kirche überliefert hatte, so ist es nun auch die Kirche, die ihn unablässig vorwärts treibt, erregt, bewegt. Die Traditionen der römisch-katholischen Kirche sind es, an denen sich das Glaubensleben des deutschen Volkes heranbildet, aber sie empfangen sogleich neues Leben durch den deutschen Geist und ihre verknöcherten Formen werden gebrochen. Ein lebendiges, praktisches Christenthum ersteht wieder; eine freiere Weise des kirchlichen Lebens bricht sich Bahn, der Glaube zeigt sich von Neuem als die Kraft, welche die Welt überwindet. Die spätere Karolingerzeit gefiel sich in Errichtung neuer kirchlicher Satzungen, sie suchte die Trennung zwischen Kirche und Staat, Klerus und Laienwelt vollends durchzuführen; die Ottonenzeit belebt die Mission, baut Kirchen und Klöster daheim und in den Ländern der Heiden, sie verbindet Staat und Kirche auf das Engste. Die Bischöfe werden Reichsbeamte, die Mönche dienen am Hofe der Könige; so schwindet der schroffe Gegensatz zwischen Kirche und Staat, Kaiserthum und Papstthum, Geistlichkeit und Weltlichen mehr und mehr dahin und tritt nur selten noch in seiner ganzen Schärfe hervor. Es scheint da wohl, als sei die Kirche von dem weltlichen Leben unterdrückt, aber in der That ist sie die Alles bewegende Macht der Zeit, oder, wenn nicht die Kirche, doch der Glaube. Otto I. war es, der sich das Papstthum unterwarf und ihm nicht ohne Härte seinen Willen aufzwang, aber doch erkannte die Kirche bald, wie viel sie ihm verdankte. „Mit Seufzen," sagt Brun von Querfurt, „gedenkt die „Kirche der goldenen Zeiten jenes frommen, jenes starren Otto, der „die wogenden Elemente zu bannen wußte; von ihm sagt sie: „mein „Otto," aber der beiden anderen Ottonen hat sie vergessen." Das Kaiserthum, mit allen Ueberlieferungen der römisch-katholischen Kirche verwachsen, mußte diese von Anbeginn an der deutschen Nation tief im Innersten einprägen, so daß sie auf Jahrhunderte hin das Leben derselben beherrschten, aber sie hielten den Geist deshalb nicht völlig gebunden. Frei wußte sich der Deutsche doch in dem christlichen Glauben, der mit seinem Wesen im innersten Einklang stand. Waren die Menschen jener Zeit auch vielfach in äußerer Werkheiligkeit befangen, der Glaube in ihnen war kein todter, sondern Fülle persönlichen Le-

bens, Kraft und Zuversicht. Was die Deutschen damals gewirkt haben, in Allem hat der Glaube mitgewirkt.

Danken wir so der Erneuerung des Kaiserthums durch die Sachsenfürsten, daß unsere Nationalität erstarkte, daß sie mitten in das Kulturleben der Welt eintrat und die Aufgabe erfaßte, die ihm in demselben beschieden, so hat dies Ereigniß zugleich über die gesammte abendländische Welt kaum geringeren Segen verbreitet. Die christlichen Völker gewannen jetzt erst durch ihre gesammelte Kraft für immer ihren heidnischen Feinden den Vorrang ab; die Kirche erhielt neues Leben und breitete sich über die bisherigen Grenzen aus; die geistige Bildung lebte auf, wo sie erstorben schien, und drang zugleich weiter und weiter vor; die Völker gewannen einen neuen Mittelpunkt, um den sie sich sammelten und sich so allgemach näherten — welcher Gewinn! welcher Fortschritt für die Weltgeschichte!

Allerdings lag in der Errichtung eines neuen Kaiserthums die Gefahr, daß das kaum erwachte nationale Leben der europäischen Völker noch einmal gewaltsam unterdrückt werden könnte. Denn wer will es leugnen, daß auch dieses Imperium Gewaltthaten übte und sein Joch oft hart genug war? „Rottet das Volk der Redarier aus!“ schrieb Otto der Große den sächsischen Fürsten. Auch hat es weder damals an Versuchen gefehlt ein geschlossenes Weltreich, dem römischen ähnlich, von Neuem zu grünben, noch in der Folge. Aber wir haben bereits gesehen, wohin solche Versuche führten, wie wenig Aussicht auf dauernden Erfolg sie hatten. Das deutsche Kaiserthum war nicht das römische, nicht das karolingische; es konnte dauernd keinen Zwang üben, der dem Geiste des Volkes selbst zuwider war; es förderte die Entwickelung der Nationalitäten mehr, als es sie hemmte.

Wie wäre es anders möglich gewesen, daß sich gerade zur Zeit seiner ersten Kraftentwickelung neben ihm und zum Theil unter seinem Schutze über das ganze Abendland hin neue Staaten auf nationaler Grundlage erhoben; daß die meisten Völker Europas die Anfänge ihres selbstständigen staatlichen und kirchlichen Lebens gerade in demselben Jahrhundert finden, das die Erneuerung des Kaiserthums sah. Nur in der Anlehnung an das Kaiserthum fanden Miecziſlaw und Boleslaw die Mittel ein polnisches Reich zu errichten. Dem Magyaren Stephan ließ Otto III. durch den Papst die Königskrone senden. Harald Blauzahn, der Verbündete Ottos I., legte die Grundlagen eines Königreichs, welches das ganze Dänenvolk umschloß, und dies Werk vollendete Knud der Mächtige. Damals erst bildete sich in den Tagen Edwards des Aelteren, des wackeren Athelstan und Edgars des

Glücklichen die Einheit des englischen Reichs durch, zu spät freilich, um dauernd noch das schlaffe Geschlecht der Angelsachsen zu kräftigen. Damals ergriffen die Capetinger das Scepter, die erste Dynastie Frankreichs, die ihren Thron auf nationaler Grundlage errichtete, mit der eigentlich erst ein französisches Reich beginnt. Welches Land hat das Joch der deutschen Herrschaft schwerer empfunden, als Italien! und doch fangen jetzt die Italiener selbst an zu bekennen, daß die Entwickelung ihrer Nationalität durch die Macht der Ottonen eher gefördert als gehindert ist. Das deutsche Kaiserthum war kein Regiment, das die Freiheit der Völker in Banden schlug.

Und endlich noch eine Frage: Wie hat sich überhaupt das Gesammtleben Europas seit jener Zeit entwickelt? Unfehlbar gab es eine große gemeinsame Grundlage in Staat, Kirche und Bildung, auf der die Geschichte der abendländischen Welt erwuchs und die schon in den frühsten Kämpfen zwischen den Germanen und den Römern gewonnen wurde. Auf dieser gemeinsamen Grundlage aber haben sich verschiedenartige, besondere Staaten entwickelt, mehr oder minder alle durch die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten bestimmt. Jedes kraftvolle Volk hat sich seine staatliche Existenz, halb frei nach seinen Bedürfnissen, halb dem Zwange gebietender Umstände nachgebend, geschaffen und seine eigene Geschichte gebildet. In bunter Mannigfaltigkeit laufen nun Interessen und Bestrebungen der verschiedensten Art in der historischen Bewegung neben- und durcheinander hin, aber diese Bewegung wird doch immer geleitet und geführt von einem einzigen oder einigen wenigen Völkern, die sich durch eigenthümliche Verdienste um die Welt den Principat errungen haben. Diese Entwickelung, die den Anfang einer neuen Zeit bezeichnet, die folgenreichste vielleicht, welche bisher die Menschheit erfahren hat, beginnt mit der Zeit der Ottonen; das deutsche Volk war das erste, welches jenen Principat errang und ihn durch Jahrhunderte ruhmvoll allein behauptete. Das ist das Wesen, das die Bedeutung des deutschen Kaiserthums; die Continuität der ganzen weiteren Entwickelung des europäischen Lebens geht von demselben aus, schließt sich an dasselbe an. Kaum war ein Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen verflossen, als alle staatlichen Verhältnisse im Abendlande aufgelöst, die Zukunft der Kirche auf das Aeußerste bedroht war. Nie ist seit Ottos Kaiserkrönung eine ähnliche Zerstörung über Europa gekommen; die großen Dinge gewinnen seit jener Zeit einen gleichmäßigen, stätigen, ununterbrochenen Gang; selbst die gewaltigsten ge-

ſtigen Umwälzungen vermögen dieſen im Ganzen und Großen nicht mehr zu ſtören.

So liegen im zehnten Jahrhundert die Anfänge unſeres deutſchen Volkslebens, wie jener großen europäiſchen Entwickelung, in der wir noch heutigen Tages ſtehen; aber es ſind Anfänge, und man ſuche bei ihnen nicht, was der Mitte oder dem Ende angehört. Leicht iſt es zu zeigen, worin jene Zeit arm und dürftig war; nicht allein die moderne Welt, ſondern ſelbſt die ſpäteren Jahrhunderte des Mittelalters haben ſie an Fülle und Mannigfaltigkeit neuer Lebensgeſtaltungen, wie an tieferen Strömungen geiſtigen Lebens weit übertroffen. Aber Kraft und Saft, eine Fülle urſprünglicher Triebe durchdringen dieſe Zeit, und deshalb wendet ſich das Auge, das ſich einmal in ſie vertieft hat, nur ungern von ihr ab. Wir ſehen nicht den Herbſt mit ſeinen Früchten, nicht den Sommer mit ſeinen Blüthen, noch den Lenz mit ſeinem friſchen Blätterſchmuck; es iſt gleichſam die Zeit, wo die erſte Saat ſprießt und der Wald dem fernen Beſchauer noch die dürren Aeſte zeigt, der ſpähende Blick aber in der Nähe ſchon die vollen kräftigen Blattknospen wahrnimmt, die um aufzubrechen nur eines warmen Sonnenblicks harren.

Quellen und Beweiſe

zur

Kaiſergeſchichte des zehnten Jahrhunderts.

I. Ueberſicht der Quellen und Hülfsmittel.

1. Gleichzeitige Annalen und Geſchichtsſchreiber.

Die Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts giebt ein treues Abbild der Zeitverhältniſſe. Die Annalen, welche eine ſo reiche Quelle der Reichsgeſchichte in der Karolingerzeit darbieten, hören mit dem Verfall derſelben auf oder werden ganz dürftig. Die letzte Fortſetzung der Annalen von Fulda endet mit dem Jahre 901; ihr Verfaſſer iſt ein Baier (M. G. I. 395—415). [1]) Die Chronik des Regino läuft mit dem Jahre 906 aus (M. G. I. 537—612). Für die nächſten Jahre haben wir nur ſehr aphoriſtiſche Aufzeichnungen in den Annalen einiger Klöſter, die überdies faſt ganz auf die Provinzial-Geſchichte beſchränkt ſind. Am meiſten verdanken wir Schwaben; eine Fortſetzung der Alamanniſchen Annalen, die im Kloſter S. Gallen entſtanden iſt, führt bis zum Jahre 926 (M. G. I. 52—56); die kurzen Annalen von Weingarten bis zum Jahre 936 (M. G. I. 65—67). In Franken wurden unſeres Wiſſens allein im Kloſter Hersfeld damals annaliſtiſche Aufzeichnungen gemacht; ſie ſind in ihrer urſprünglichen Geſtalt uns nicht mehr erhalten, doch iſt ihr Inhalt dadurch aufbewahrt, daß ſie mit geringen Aenderungen in ſpätere Annalen aufgenommen ſind, namentlich in die Hildesheimſchen, Quedlinburger, Weißenburger, Ottobeuernſchen und Altaichſchen Annalen, wie in das Geſchichtswerk des Lambert von Hersfeld (M. G. III. 50—63 und V. 4). In Sachſen wurden die dürftigen Notizen der Corveier Annalen fortgeführt (M. G. III. 4). Auch in Lothringen müſſen einzelne Annalen noch unbedeutende Fortſetzungen erhalten haben, wie eine in den Annalen des Kloſters S. Maximin zu Trier vorliegt (M. G. IV. 6. 7); auf ſolchen älteren Aufzeichnungen beruhen zum Theil die ſpäteren lothringiſchen Annalen, beſonders die Lütticher Annalen und die verwandten des Kloſters Lobbes, die manche wichtige Notizen enthalten (Annales Lobienses. M. G. II. 209—211. Annales Leodienses und Laubienses. M. G. IV. 16).

1) Die große Sammlung unſerer Geſchichtsquellen von Pertz Monumenta Germaniae historica iſt ſo citirt, daß mit M. G. ſtets der betreffende Band der Geſchichtsſchreiber gemeint iſt; die Bände der Geſetzſammlung ſind bezeichnet mit M. G. Legg.

Ein bemerkenswerther Aufſchwung der Geſchichtsſchreibung tritt gleich nach der Mitte des Jahrhunderts ein und giebt ſich zuerſt in Reichenauer Annalen zu erkennen, welche die älteren Alamanniſchen Annalen fortführen, aber ſchon über das provinzielle Intereſſe hinausgehen und das ganze Reich wieder in das Auge faſſen. Wilhelm, der natürliche Sohn Ottos des Großen, hat ſie entweder ſelbſt aufgezeichnet oder aufzeichnen laſſen; ſie enden mit dem Jahre 954, wo Wilhelm zum Erzbiſchofe von Mainz erhoben wurde (M. G. I. 68. 69). Etwa um dieſelbe Zeit wurden in ähnlicher Weiſe die ſogenannten größeren Annalen von S. Gallen fortgeführt, die ſich ebenfalls an die Alamanniſchen anſchließen und über ein Jahrhundert von verſchiedenen Verfaſſern fortgeſetzt ſind (M. G. I. 78—85); auch entſtanden die kurzen Annalen von Köln (M. G. I. 97—99).

Die Reichenauer und S. Gallener Annalen überbietet dann weit der Fortſetzer des Regino, der um das Jahr 960 ſeine Jahrbücher begann, aber die frühere Zeit vom Jahre 907 nachholte (M. G. I. 614—629. VI. 620). Die Perſon des Verfaſſers iſt nicht bekannt, doch muß er Mönch im Kloſter S. Maximin zu Trier geweſen ſein; er ſtand dem nachherigen Erzbiſchof Adalbert von Magdeburg ſehr nahe und durch dieſen auch dem Erzbiſchof Wilhelm. Das Werk wurde nur bis zum Ende des Jahres 967 fortgeführt; da im Jahre 968 Adalbert auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde und auch ſonſt manche Zeichen auf ihn hinweiſen, wäre es nicht unmöglich, daß er ſelbſt der Verfaſſer iſt. [1]) Bis zum Jahre 938 beruhen die Aufzeichnungen faſt allein auf den Reichenauer und Hersfelder Annalen, wie auf den älteren Jahrbüchern von S. Maximin. Auch ſpäter noch kann man dieſe Quellen verfolgen, aber die Erzählung wird ausführlicher und eingehender, beſonders vom Jahre 961 an, wo ſie bereits ganz original iſt. Der Verfaſſer iſt über die gleichzeitigen Vorgänge vortrefflich unterrichtet, ſelbſt über die italieniſchen Angelegenheiten, und erzählt wohl Vieles als Augenzeuge; die Sprache iſt einfach und würdig.

Etwa gleichzeitig dem Fortſetzer des Regino ſchrieb der Domherr Flodoard in Reims ſeine Annalen, die vom Jahre 919 bis zum Jahre 966 reichen; ſie verbreiten ſich vielfach über die Verhältniſſe des Weſtfrankenreichs zu dem Reiche der Sachſen und ſind beſonders für die lothringiſchen Angelegenheiten eine ergiebige Quelle (M. G. III. 368—407). Flodoard giebt eine große Menge von Notizen, aber ohne den Zuſammenhang der Dinge zu erklären; deshalb bleibt er oft dunkel und unverſtändlich, aber er iſt ein zuverläſſiger Gewährsmann und für die Chronologie jener Zeiten unentbehrlich. Schon vor den Annalen hatte Flodoard eine Geſchichte des Erzbisthums Reims geſchrieben, die an manchen Stellen die Geſchichte des deutſchen Reichs berührt; ſie iſt gedruckt bei Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France. T. VIII.

Wie die Bücher dieſes gelehrten Franzoſen der deutſchen Geſchichte zu Gute kamen, ſo das bald nachher entſtandene merkwürdige Hauptwerk des gebildeten Italieners Liudprand, dem Otto an ſeinem Hofe eine Zufluchtsſtätte eröffnete und den er dann im Jahre 962 auf den Biſchofsſtuhl von Cremona erhob. Liudprand nannte ſein Werk, das zum Theil in Frankfurt entſtand und in ſtetem

1) „Machinatione et consilio Willehelmi archiepiscopi, licet meliora in eum confisus fuerit, et nihil unquam in eum deliquerit“ zum Jahre 961. Vgl. zum Jahre 962. Wer konnte leicht ſo in Adalberts Herz ſehen? Dazu kommt die häufige Erwähnung der Abtei Weißenburg, der Adalbert eine Zeit lang als Abt vorſtand, obgleich er eigentlich dem Kloſter S. Maximin angehörte.

Hinblick auf die eben ſich glanzvoll erhebende Macht Ottos geſchrieben iſt, Buch der Vergeltung (Antapodosis), denn er wollte mit demſelben für alles Leid, das ihm König Berengar und deſſen Gemahlin zugefügt hatten, eine bittere Rache üben; abgefaßt iſt es zwiſchen den Jahren 958—962. Liudprands Erzählungen berühren beſonders die Geſchichte Italiens, geben aber zugleich allgemeine Zeitgeſchichte; ſie bieten auch manche wichtige Nachrichten zur deutſchen Geſchichte dar, doch ſind gerade dieſe mit beſonderer Vorſicht zu benutzen, da Liudprand von den deutſchen Dingen nur nach dem berichtet, was er zufällig an Ottos Hofe erzählen hörte, ohne näher mit den Verhältniſſen vertraut zu ſein. In ſechs Büchern ſtellt Liudprand die Zuſtände vom Jahre 887 bis zum Jahre 950 dar, in den ſpäteren Büchern meiſt ſeine eigenen Erlebniſſe; ſein Werk iſt anziehend geſchrieben, durchaus original und trotz der Leidenſchaftlichkeit und Eitelkeit des Verfaſſers doch in dem rein Thatſächlichen meiſt zuverläſſig. Es bleibt bei allen ſeinen Fehlern eine der bedeutendſten Geſchichtsquellen des zehnten Jahrhunderts. Eine vortreffliche Ausgabe nach Liudprands eigener Handſchrift beſitzen wir in von Pertz in ſeiner großen Sammlung (M. G. III. 273—339), nach der auch eine Handausgabe veranſtaltet iſt. Ueberſetzt iſt die Antapodosis im Auszuge in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit (X. Jahrhundert. 2. Band) vom Freiherrn K. v. d. Oſten-Sacken; die Einleitung zur Ueberſetzung iſt von Wattenbach, der ſich auch an der Bearbeitung ſelbſt betheiligt hat. Fur die Kritik iſt wichtig: R. A. Köpke de vita et scriptis Liudprandi episcopi Cremonensis. Berolini 1842.

Unter den friſchen Eindrücken der Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums nahm dann die deutſche Geſchichtsſchreibung ſofort den erfreulichſten Aufſchwung. Gleichzeitig ſchrieben Widukind von Corvei, Hrotsvitha von Gandersheim und Ruotger von Köln; um das Jahr 968 ſind Widukinds Sächſiſche Geſchichten, Hrotsvithas Heldenlied von den Thaten Ottos, Ruotgers Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Brun beendigt worden.

Widukinds Werk, betitelt Res gestae Saxonicae, iſt für die deutſche Geſchichte des zehnten Jahrhunderts ohne alle Frage die vorzüglichſte Quellenſchrift. Nicht allein, daß Widukind in den meiſten Fällen ſich wohlunterrichtet zeigt, er verſteht es auch ſeine Zeit im Ganzen und Großen aufzufaſſen und ſtellt den chriſtlich-heroiſchen Character derſelben am Treuſten dar. Seine Hauptaufgabe ſieht er in den Erzählungen von Ottos I. Thaten, denen das ganze zweite und dritte Buch ſeines Werkes gewidmet iſt, wie ein Anhang zum dritten Buche, den er bald nach dem Tode des Kaiſers hinzufügte; aber er holt weiter aus, und wie er in Otto beſonders den Landsmann erblickt, der das Sachſenvolk auf den höchſten Gipfel der Ehre erhob, ſchickt er im erſten Buche die ältere Geſchichte der Sachſen und die Geſchichte König Heinrichs I. voran. Was Widukind da erzählt, gehört, obwohl er mit älteren Geſchichtsquellen nicht unbekannt iſt, doch zum großen Theil der Sage an; erſt im zweiten Buch gewinnt die Darſtellung mehr und mehr einen ſtreng hiſtoriſchen Character; im dritten Buch iſt Widukind ein ganz zuverläſſiger Gewährsmann. Obgleich er als Mönch in ſeinem Kloſter lebte, ſtand er den Dingen, die er erzählte, doch nicht ſo ganz fern; er ſah zeitweiſe den Hof der Ottonen und widmete Mathilde, der Tochter Ottos des Großen, ſein Buch. Seine Darſtellung iſt anſchaulich, lebendig und warm, ohne daß er ſich jemals zu leidenſchaftlichen Urtheilen hinreißen ließe; ſein Vorbild iſt Salluſt, dem auch die Sprache mehr als dem Ausdruck der Vulgata nachgebildet iſt. Die Kürze, der er nachſtrebt, macht ſeine Diction oft dunkel, oder erſchwert

mindeſtens die Uebertragung des Werks in eine andere Sprache. Leider beſitzen wir keine gleichzeitigen Handſchriften des Buchs, und der Text deſſelben erregt noch hier und da Anſtoß. Nach allen bekannten Hülfsmitteln hat Waitz Widukinds Werk in der M. G. III. 416—467 herausgegeben; von dieſem Text iſt auch eine Handausgabe veranſtaltet. Eine Ueberſetzung hat R. Schottin geliefert in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit X. Jahrh. 6. Band; die Einleitung zu derſelben iſt von Wattenbach.

Hrotsvitha dichtete, nachdem ſie ſich ſchon durch lateiniſche Kirchenlieder und ihre chriſtlichen Comödien einen Namen gemacht hatte, von dem jungen Otto II. aufgefordert, ihr Heldengedicht über die Thaten Kaiſer Ottos I. (Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris). Den Stoff gaben ihr Erzbiſchof Wilhelm, ihre Aebtiſſin Gerberge, die Tochter Heinrichs von Baiern und Nichte Ottos des Großen, nebſt anderen wohlunterrichteten Perſonen; die Form bildete ſie dem lateiniſchen Epos, beſonders den Werken des Virgil, jedoch in ziemlich freier Weiſe nach. Die poetiſche Form hat dem hiſtoriſchen Gehalt des Gedichts wenig geſchadet, mehr der Einfluß des Hofes. Hrotsvitha ſagt nicht Alles, was ſie weiß, und läßt abſichtlich Manches im Dunklen. Aber nichtsdeſtoweniger iſt ihr Gedicht von großem Nutzen für die Geſchichte jener Zeit, und es muß ſehr bedauert werden, daß durch zwei große Lücken in der einzigen Handſchrift faſt die Hälfte des Werks untergegangen iſt. Das Erhaltene umfaßt die Geſchichte bis zum Anfange des J. 953; zwei Bruchſtücke beziehen ſich dann noch auf einzelne Begebenheiten der Jahre 957 und 962 und berühren nur ſummariſch die Geſchichte bis zum Schluß des Jahres 967, d. h. bis zur Kaiſerkrönung Ottos II. Ein etwas ſpäteres Gedicht der Hrotsvitha über die Anfänge des Kloſters Gandersheim (Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis) hat dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es ſich über die frühere Familiengeſchichte des Ottoniſchen Hauſes beiläufig verbreitet. Beide Gedichte hat Pertz in der M. G. IV. 306—335 herausgegeben.

Ruotger betrat gleichzeitig die ſchon zur Karolingerzeit eröffnete Bahn biographiſcher Darſtellungen in ſeinem Leben des Erzbiſchofs Brun von Köln. Er ſchrieb auf den Wunſch von Bruns Nachfolger Folkmar, der ſeinem ausgezeichneten Vorgänger keinen beſſeren Biographen wählen konnte. Denn Ruotger hatte in vertrauter Freundſchaft mit Brun geſtanden und die ganze Bedeutung des Mannes erfaßt. Zugleich beſaß er die nothwendige Bildung, um in würdiger Weiſe ſeinem großen Freunde ein Denkmal zu errichten. Ruotger kennt die Alten, aber er ſchließt ſich mehr an die kirchliche Sprache an, ohne jedoch dabei in einen ſalbungsvollen Ton zu verfallen; man möchte vielmehr ſeinem Ausdruck oft größere Deutlichkeit und Ausführlichkeit wünſchen. Das Werk iſt für die Kirchen- und Reichsgeſchichte, wie für die Sittengeſchichte Deutſchlands gleich wichtig. Leider beſitzen wir keine ganz gleichzeitige Handſchrift, und der Text iſt an manchen Stellen verderbt. Pertz hat Ruotgers Werk in den M. G. III. 254—275 herausgegeben und auch eine Handausgabe veranſtaltet; überſetzt iſt daſſelbe von J. v. Jasmund in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 3. Bd.

Indeſſen hatte auch Liudprand ganz ſeine Feder dem großen Kaiſer gewidmet und ſein Buch von den Thaten Kaiſer Ottos des Großen abgefaßt (Liber de rebus gestis Ottonis Magni imperatoris). Es umfaßt die Geſchichte vom J. 960 bis zum Juni 964 und iſt unmittelbar nach den erzählten Begebenheiten, in die Liudprand ſelbſt handelnd eingriff, abgefaßt; vollendet iſt es nicht, mitten im

Satze bricht die Darſtellung in der eigenen Handſchrift des Verfaſſers, die uns erhalten iſt, ab. Die Höhe des Gegenſtandes erhebt hier Liudprand faſt über ſich ſelbſt; dies Buch iſt leidenſchaftsloſer und würdiger abgefaßt, als Alles, was ſonſt aus ſeiner Feder gefloſſen iſt. Die letzte Schrift Liudprands, der Bericht über ſeine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel an den Kaiſer (Relatio de legatione Constantinopolitana), wurde noch auf der Rückreiſe im Anfange des Jahres 970 niedergeſchrieben; ſie iſt voll von den anziehendſten Einzelnheiten, aber zeigt den alten Liudprand noch eben ſo jähzornig und ſchmähſüchtig, als er vordem war. Leider liegt auch dieſe Schrift, von der wir keine Handſchrift mehr beſitzen, uns nicht ganz vollendet vor, und der Text iſt ſehr verderbt. Beide Bücher Liudprands ſind für die deutſche Geſchichte von dem höchſten Werthe; herausgegeben ſind ſie von Pertz in den M. G. III. 340—363, auch in die Handausgabe aufgenommen und vollſtändig überſetzt vom Freiherrn K. v. d. Oſten-Sacken in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 2. Bd.

An Liudprand ſchließen ſich zunächſt zwei italieniſche Chroniken an, die mittelbar die Geſchichte Ottos des Großen berühren. Es iſt die zuerſt von Pertz entdeckte und herausgegebene Chronik des Benedict, eines Mönches aus dem Andreaskloſter auf dem Soracte bei Rom, und die Chronik von Salerno. Die Chronik des Benedict (M. G. III. 695—722) giebt die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Stadtgeſchichte Roms im zehnten Jahrhundert; was über die früheren Zeiten anderen Quellen nacherzählt wird, iſt im Ganzen werthlos. Benutzt iſt für die Zeitgeſchichte bereits eine ſehr wichtige kleine Schrift über die Kaiſerrechte in Rom, die um das Jahr 950 geſchrieben iſt (De imperatoria potestate in urbe Roma libellus. M. G. III. 719—722; über die Zeit der Abfaſſung vergl. Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 238), wie eine zu Rom damals angelegte Fortſetzung jener Sammlung von Papſtleben, die man dem Bibliothekar Anaſtaſius zuzuſchreiben pflegt. [1]) Was Benedict außerdem über ſeine Zeit berichtet, verdient im Allgemeinen Glauben, wie die Vergleichung mit Liudprand erweiſt; aber die Form ſeiner Schrift verräth eine unglaubliche geiſtige Rohheit und zeigt zugleich den Kampf des Lateiniſchen mit der ſich ausbildenden italieniſchen Vulgärſprache. Benedict ſchrieb um das Jahr 973; wenige Jahre ſpäter der uns unbekannte Verfaſſer der Chronik von Salerno, die für die unteritaliſchen Kriege Ottos I. von Wichtigkeit iſt und bis zum Jahre 974 führt. Wir verdanken dem uns unbekannten Salernitaner viele nützliche Nachrichten; ſeine Darſtellungskunſt erhebt ſich allerdings über die des Benedict, doch nicht allzu hoch. Die Chronik von Salerno iſt von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 467—571; überſetzt ſind einzelne Bruchſtücke aus ihr und dem Benedict von Otto Abel in den Geſchichtsſchreibern der d. Vorzeit. VIII. Jahrh.

Inzwiſchen wurden in Deutſchland die begonnenen Corveier, S. Gallener und Hersfelder Annalen fortgeſetzt, von denen namentlich die letzten reich-

1) Wir beſitzen noch keine Ausgabe dieſer Fortſetzung des Libor pontificalis, aus der die Art ihrer Entſtehung und ihre urſprüngliche Geſtalt klar würde, doch iſt der Inhalt derſelben im Ganzen zu erkennen aus den Catalogen des Codex Estensis und Vaticanus (Muratori Script. rer. Ital. III. 2. p. 328 sequ.) und dem Papſtcatalog bei Eckhart (Corp. hist. II. 1639. 1640). Vergl. meinen Aufſatz in der Allg. Monatsſchrift f. Wiſſenſchaft und Literatur. Jahrg. 1852. S. 260. 261. Neuerdings iſt von Veltmann in Florenz eine alte Handſchrift dieſer Papſtleben entdeckt worden, die bereits mit der Einſetzung Benedicts VI. endet und nun auch äußerlich die allmähliche Entſtehung der Arbeit beſtätigt.

haltiger werden. Am Ausführlichſten geben den Text der letzteren von 972—983 die Attalchſchen Annalen wieder, die ich in ſpäteren Chroniken zuerſt nachgewieſen und aus ihnen herzuſtellen geſucht habe. (Annales Altahenses, eine Quellenſchrift zur Geſchichte des elften Jahrhunderts. Berlin 1841). Auch neue Annalen entſtanden damals, wie beſonders die Annalen von Kloſter Einſiedeln, deren erſter originaler Theil um das Jahr 966 geſchrieben iſt (M. G. III. 142. 143). Eine Fortſetzung der Annalen des Flodoard iſt für die lothringiſche Geſchichte der Jahre 976—978 wichtig.

Die Thaten Ottos II. waren zu wenig von dauernden Erfolgen begleitet, als daß ſie hätten der Geſchichtsſchreibung erheblichen Stoff bieten können; ſie lebte noch in den Tagen Ottos des Großen und wandte ſich nach deſſen Tode mit Vorliebe der Biographie zu. Es ſind die Lebensbeſchreibungen der Königin Mathilde, des Abts Johann von Görz und des Biſchofs Ulrich von Augsburg, die hier vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit verdienen.

Die ältere Lebensbeſchreibung der Königin Mathilde, welche Köpke erſt kürzlich in einer Handſchrift des vorigen Jahrhunderts entdeckt und in den M. G. X. 575—582 herausgegeben hat, weiſt er ſelbſt zwar der Zeit Ottos III. zu, doch ſcheinen mir überwiegende Gründe dafür zu ſprechen, daß ſie bereits im Jahre 974 unter Otto II. geſchrieben iſt. Schon Waitz hat in den Nachrichten von der G. A. Univerſität. 1852. Nr. 13 die Möglichkeit dieſer Annahme in das Auge gefaßt, ſich aber zuletzt doch für Köpkes Zeitbeſtimmung entſchieden. Köpke ſtützt ſich vornehmlich darauf, daß die an einen Kaiſer Otto gerichtete Dedication des Werks dieſem eine ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Bildung nachrühmt und daß in einer Stelle (cap. 4) der Wunſch ausgedrückt wird, der Kaiſer möchte nicht ohne einen männlichen Erben bleiben. Aber dieſer Wunſch findet in gleicher Weiſe, wenn man die Schrift in das Jahr 974 ſetzt, bei Otto II. ſeine naheliegende Erklärung, dem erſt nach längerer Ehe im Jahre 980 ein Sohn geboren wurde; ingleichen wird Ottos II. wiſſenſchaftliche Bildung von allen Zeitgenoſſen hochgerühmt, vor Allem von Hrotsvitha und Gerbert. Nun ſcheint mir aber die ſchöne Stelle im vierten Capitel erſt in Beziehung auf die Streitigkeiten zwiſchen Otto II. und ſeinem Vetter Heinrich von Baiern ihr volles Licht zu gewinnen. Ferner finde ich im zehnten Capitel eine Weiſſagung der Mathilde, die, nachdem auf das Uebelſte ihr Gegentheil eingetreten war, zuverläſſig nicht verewigt worden wäre und welche deshalb auch das ſpätere Leben der Mathilde ſehr abſichtlich unterdrückt. Endlich ſpricht die Dedication eigentlich nicht ſowohl von einem Leben der Mathilde, als von einer Geſchichte der Vorfahren des Kaiſers überhaupt. Das Buch geht aber bis auf den Tod Ottos I. und die Thronbeſteigung Ottos II. und ſchließt mit dem Ausdruck der feſten Ueberzeugung, daß dieſer Vater und Großvater nicht unähnlich ſei (quem paternae avitaeque non imparem *credimus* virtutis). Am Ungezwungenſten erklärt ſich dies Alles aus der Annahme, daß das Buch in der Zeit Ottos II. entſtanden ſei, bis in welche es unmittelbar hinabreicht. Offenbar gewinnt daſſelbe für uns nur eine noch größere Bedeutung, wenn es ſchon ſechs Jahre nach dem Tode der Königin geſchrieben iſt. Daß es in Nordhauſen entſtanden iſt, zeigt die Erzählung cap. 14—16 und die öftere Erwähnung der Aebtiſſin Ricburg, die das wichtigſte Material dargeboten haben wird; es wäre auch nicht unmöglich, daß eine Nordhäuſer Nonne, eine zweite Hrotsvitha, die Schrift abgefaßt hätte. Einige Worte im elften Capitel (virginalem propemodum, benefactis iltis promerentibus, adquisierat palmam, nisi

tantum secularibus vestium floresceret ornamentis) lassen fast auf eine weibliche Verfasserin schließen; ein Mann, selbst ein Mönch, möchte sich kaum so sehr an dem Putz der Königin noch nach ihrem Tode gestoßen haben. Sollte eine Nonne wirklich die Urheberin des Werks sein, so stand sie ihrer Bildung nach allerdings tief unter Hrotsvitha. So interessant der Inhalt, so ungeschickt ist die Form; es begreift sich daraus leicht, daß das Buch wenig Anklang fand und sich bald das Verlangen nach einer neuen Lebensbeschreibung Mathildens regte. Dies wurde befriedigt durch eine andere Arbeit, die um das Jahr 1010 entstand und König Heinrich II. zugeeignet ist. Der Verfasser dieser jüngeren Lebensbeschreibung ist nicht bekannt, doch muß er ebenfalls mit dem Kloster zu Nordhausen in näherer Verbindung gestanden haben; zum Theil hat er das ältere Werk nur stilistisch verbessert, aber er hat auch manche neue und nicht unwichtige Nachrichten hinzugefügt. Mit Mistrauen erfüllt das sichtliche Bestreben die Person Heinrichs von Baiern, die in der älteren Arbeit ganz zurücktritt, mehr in den Vordergrund zu stellen. Das literarische Verdienst dieser jüngeren Lebensbeschreibung ist nicht gering anzuschlagen. Herausgegeben ist sie von Pertz in den M. G. IV. 283—302.

Das Leben des Abts Johann von Görz ist die sehr ausführliche Arbeit eines seiner jüngeren Freunde, des Abts Johann vom Arnulfskloster zu Metz. Schon im Jahre 978 war ein erheblicher Theil der Arbeit vollendet, der Verfasser ließ sie aber dann liegen und nahm sie erst auf den Zuspruch des bekannten Bischofs Dietrich von Metz und des Bischofs Folkmar von Utrecht wieder auf. Der größte Theil ist um das Jahr 980, wie es scheint, geschrieben, und das Ganze wahrscheinlich nie vollendet worden, wenigstens fehlt uns der Schluß des Buchs; das Erhaltene reicht nur bis zum Jahre 956. Für Kirchen- und Sittengeschichte der Zeit ist Johanns Arbeit eine noch nicht erschöpfte Fundgrube; für die Reichsgeschichte hat sie besonders Interesse durch den aufgenommenen Bericht über die Gesandtschaftsreise Johanns von Görz nach Cordova. Die Darstellung ist der des Ruotger verwandt. Nach der einzigen, sehr verletzten Handschrift hat Pertz die Ausgabe besorgt in den M. G. IV. 337—377.

Das Leben des heiligen Ulrich von Augsburg ist von einem seiner Kleriker, dem Priester Gerhard, geschrieben, der dem trefflichen Manne ziemlich nahe gestanden zu haben scheint und sich überall gut unterrichtet zeigt. Gerhard schrieb bald nach dem Jahre 982 und hat auch das Leben von Ulrichs Nachfolger Heinrich in seine Arbeit hineingezogen, so daß die ganze Arbeit den Zeitraum von 890—982 umfaßt; sie ist reich an Beiträgen zur Kirchen- und Sittengeschichte, enthält aber auch für die Reichsgeschichte sehr brauchbares Material, z. B. manches sonst unbekannte Detail über den Krieg Ottos I. mit seinen Söhnen, die Ungernschlacht im Jahre 955 und die inneren Kriege unter Otto II. Die Darstellung besitzt gerade nicht hervorstechende Vorzüge, ist aber doch klar und verständlich. Herausgegeben ist Gerhards Arbeit von Waitz in den M. G. IV. 381—419. Noch in demselben Jahrhundert schrieb Bischof Gebhard von Augsburg ein neues Leben Ulrichs und im folgenden Jahrhundert ein drittes der Reichenauer Abt Berno; Arbeiten, die nur aus Gerhards Buch geschöpft und historisch ganz werthlos sind.

Mit der Regierungsgeschichte Ottos II. schlossen die Hersfelder Annalen ab, wurden aber in Hildesheim aufgenommen und fortgesetzt. Bis zum Jahre 993 sind die Hildesheimer Annalen von einer Hand geschrieben; eine andere

Hand ſetzte ſie fort bis zum Jahre 997, eine dritte b. z. J. 1000, eine vierte b. z. J. 1022. Dieſes Werk benutzten bereits, mindeſtens bis zum Jahre 1000, die Quedlinburger Annalen, welche eine der ergiebigſten und zuverläſſigſten Geſchichtsquellen für die Regierung Ottos III. ſind. Der Schreiber der Quedlinburger Annalen, deſſen Werk bis zum Jahre 1025 für uns reicht, aber unvollſtändig iſt, ſpricht bereits im Jahre 993 als Zeitgenoſſe. Quedlinburg war damals ſo oft der Sitz des kaiſerlichen Hofs, daß es nicht ſchwer fallen konnte, ein reiches Material dort zu ſammeln; das hat der Verfaſſer gethan und es zugleich verſtändig verarbeitet. Er ſchreibt lebendig und mit wahrem Intereſſe für die kaiſerliche Familie; doch iſt der Stil oft ſchwülſtig und geſucht. Die Quedlinburger Annalen, von denen keine alte Handſchrift erhalten iſt, haben vom J. 961 b. z. J. 983 eine Lücke, die ſich indeſſen größtentheils aus einem ſpäteren Chroniſten, der wörtlich dieſe Annalen auszuſchreiben pflegt, herſtellen läßt. Es iſt der von Leibniz in den Accessiones historicae herausgegebene Chronographus Saxo, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, wahrſcheinlich in Magdeburg, ſeine hiſtoriſche Compilation anfertigte. Die Hildesheimſchen und Quedlinburger Annalen ſind von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 62—93. Gleichzeitig mit den Quedlinburger Annalen entſtand auch eine Magdeburger Chronik, welche die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts umfaßte und aus der wir einzelne Bruchſtücke in dem ebengenannten Chronographus Saxo beſitzen. Vgl. hierüber meinen Excurs in den Jahrbüchern II. 1. 158 und die genauere Ausführung von L. Gieſebrecht in den Wendiſchen Geſchichten III. 304.

Die ſächſiſche Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts ſchloß gleichſam die Chronik des Thietmar ab. Thietmar, von väterlicher Seite dem Geſchlechte der Grafen von Walbeck, durch ſeine Mutter dem Hauſe der Stader Grafen angehörend, durch beide der kaiſerlichen Familie und den ſächſiſchen Herzögen verwandt, wurde i. J. 976 geboren und verlebte ſeine Jugend theils zu Quedlinburg, theils in Magdeburg, wo er unter die Domherren des Moritzſtifts aufgenommen wurde. Im Jahre 1002 wurde er zum Propſt in dem von ſeiner Familie geſtifteten Kloſter Walbeck eingeſetzt, dann i. J. 1009 von Heinrich II. zum Biſchof von Merſeburg erhoben und ſtand der dortigen Kirche bis zu ſeinem Tode im Jahre 1018 vor. Erſt als Biſchof begann er ſein Geſchichtswerk, deſſen erſte vier Bücher, die hier allein in Betracht kommen, vor dem Jahre 1012 beendigt ſind. Heinrich I. und die drei Ottonen ſind jeder in einem beſondern Buche behandelt. Die drei erſten Bücher beruhen großentheils auf uns noch jetzt zugänglichem Material, namentlich Widukind, Ruotger, den Hersfelder Annalen, dem Leben der Mathilde und des Biſchofs Ulrich von Augsburg; Einiges hat Thietmar aus ſeiner reichen Familientradition und aus Urkunden hinzugefügt, aber der Gewinn iſt doch im Ganzen nicht erheblich. Bei weitem wichtiger iſt das vierte, der Regierung Ottos III. gewidmete Buch, wo Thietmar freilich auch zum Theil noch uns bekannten Quellen folgt, wie den Hildesheimſchen und Quedlinburger Annalen, aber doch auch viel Neues giebt, indem er theils nach den Erzählungen von Augenzeugen berichtet, theils eigene Jugenderlebniſſe mittheilt. Thietmar war ein fleißiger Sammler, aber er verſtand es nicht einmal den reichen Stoff chronologiſch zu ordnen, geſchweige denn ihn verſtändig zu bearbeiten; ſeine Darſtellung, die auch nach Seiten der Diction hin vielfachen Anſtoß gewährt, empfiehlt ſich allein durch die Wärme ſeines Gefühls für die vaterländiſche Geſchichte und die Ehrenhaftigkeit der Geſinnung, die überall durchſcheint. Thiet-

mar hat nirgends abſichtlich die Geſchichte entſtellt, aber ſehr oft aus Unkenntniß und Flüchtigkeit gefehlt, ſo daß man ihm nur mit Vorſicht folgen darf. Dies gilt beſonders von der erſten Hälfte ſeines Werks; von der zweiten, wo er die Ereigniſſe ſeiner Zeit als ein wohlunterrichteter und meiſt unbefangener Zeuge oft mit der Ausführlichkeit eines Tagebuchs berichtet, iſt erſt im zweiten Bande zu ſprechen. Wir beſitzen Thietmars Chronik in einer von ihm ſelbſt corrigirten Handſchrift, die aber leider mehrere Lücken hat; nach dieſem Exemplar hat Lappenberg die Herausgabe in den M. G. III. 733—871 beſorgt und an den lückenhaften Stellen eine jüngere Handſchrift hinzugezogen. Ueberſetzt iſt die Chronik von Laurent in den Geſchichtsſchreibern der d. Vorzeit XI. Jahrh. Bd. 1 und dieſe Ueberſetzung von einem Vorwort Lappenbergs begleitet.

Während die Geſchichtsſchreibung in den ſächſiſchen Klöſtern und Stiften selten bei den localen Ereigniſſen ſtehen bleibt, ſondern ſich meiſt unmittelbar auf Kaiſer und Reich wendet, tragen die gleichzeitigen Verſuche lothringiſcher Mönche in der Geſchichtsſchreibung überwiegend einen localen und provinciellen Character an ſich. Beſonders tritt hier das Kloſter Lobbes hervor. Vor 980 begann hier der ſpätere Abt Heriger eine Geſchichte der Bisthümer Tongern, Maſtricht und Lüttich, die er aber nicht bis auf ſeine Zeit fortführen konnte und die erſt nach 1050 ihren Vollender in dem Mönch Anfelm fand (Gesta episcoporum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium. M. G. VII. 161—234). Um 980 entſtand daſelbſt die Geſchichte der Aebte des Kloſters Lobbes, von dem damaligen Abt Folkuin geſchrieben, eine vielfach intereſſante Schrift, obwohl ſie die Kaiſergeſchichte kaum berührt (Folcuini Gesta abbatum Lobiensium. M. G. IV. 54—74). Gleich darauf wurden die Annales Lobienses geſchrieben (M. G. II. 209—211), und um das Jahr 1000 andere Annalen,[1]) die nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt vorhanden, aber aus den abgeleiteten Annales Leodienses und Laubienses (M. G. IV. 13—18) leicht herzuſtellen ſind. Dann tritt uns in dem Kloſter des h. Symphorianus bei Metz eine beſtimmtere Richtung auf hiſtoriſche Arbeiten entgegen. Um das Jahr 1012 ſchrieb der dortige Abt Conſtantin eine Lebensbeſchreibung des Biſchof Adalbero II. von Metz, die manches Nützliche für die lothringiſche Geſchichte des zehnten Jahrhunderts enthält (M. G. IV. 659—672); in gleichem Sinne und ähnlicher Weiſe faßte Alpert, ein Mönch deſſelben Kloſters, im nächſten Jahrzehend zwei Geſchichtswerke ab. Das erſte, eine Geſchichte der Metzer Biſchöfe, widmete er dem Abte Conſtantin; von demſelben iſt indeſſen nur ein Bruchſtück erhalten, das die Geſchichte des Biſchofs Dietrich betrifft und für die Ottoniſche Zeit von einigem Belang iſt (M. G. IV. 697—700). Das andere Werk Alperts, das er dem Biſchof Burchard von Worms widmete und „über den Wechſel der Zeiten" betitelte, hat faſt nur für die lothringiſche Geſchichte Bedeutung (Alpertus de diversitate temporum. M. G. IV. 700—723).

Das letzte Decennium des zehnten Jahrhunderts und die beiden erſten des folgenden ſind arm an biographiſchen Darſtellungen, die von Deutſchen herrühren und auf deutſche Verhältniſſe Bezug haben. Erſt in der Zeit von 1020—1030 wurden wieder zwei Biographien geſchrieben, die an ſich von großer Bedeutung ſind und zugleich für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts noch wichtige Beiträge liefern. Es ſind die Biographien des Biſchofs Bernward von Hildesheim

1) Vgl. Annales Leodienses z. J. 866 und 872 und Annales Laubienses z. J. 867.

und des Biſchofs Burchard von Worms: Bernwards Leben rührt von deſſen Lehrer Thankmar her, der ihn von Jugend auf mit großer Aufmerkſamkeit und Treue begleitet und ihm in den wichtigſten Geſchäften gedient hatte. Thankmar iſt daher vortrefflich unterrichtet, und da er nun überdies ſeinen Stoff gut darzuſtellen weiß, hat er ein Werk geliefert, das man recht wohl dem des Ruotger an die Seite ſetzen kann. Der ſehr gut erhaltene Text iſt von Pertz in den M. G. IV. 757—781 herausgegeben. Das Leben des Biſchofs Burchard von Worms iſt etwas ſpäter entſtanden; der Verfaſſer, deſſen Name uns unbekannt geblieben iſt, war ein Kleriker, der Burchard nahe geſtanden hatte und mindeſtens von deſſen ſpäteren Jahren gute Kunde beſaß. An die Bedeutung von Thankmars Werk reicht dieſe Biographie nicht hinan, aber ſie enthält doch viele gute Nachrichten, und die neue Herausgabe derſelben in den M. G. IV. 830—846 von Waitz iſt um ſo dankenswerther, als es bis dahin nur einen ſehr ſeltenen Druck gab; es iſt zu bedauern, daß ſich keine einzige Handſchrift des nützlichen Buchs mehr hat auffinden laſſen.

Bei den univerſellen Tendenzen, die Otto III. verfolgte, und dem gewaltigen Einfluß, den Ausländer auf ihn übten, muß die außerdeutſche Literatur auch für die Geſchichte Deutſchlands zu dieſer Zeit von beſonderem Intereſſe werden. Vor Allem ſind es zwei Gruppen von literariſchen Erzeugniſſen, die hier bedeutſam hervortreten: 1) die Schriften, die von Gerbert ausgehen und ſich an ſeine Perſon anſchließen; 2) die Lebensbeſchreibungen des h. Nilus und des von ſeinem Geiſte berührten h. Adalbert.

Unter den Schriften Gerberts ſind beſonders ſeine Briefe, etwa 230 an der Zahl, von hiſtoriſchem Intereſſe. Leider iſt das zehnte Jahrhundert ſonſt arm an ähnlichen Briefſammlungen,[1]) die für die folgende Zeit Hauptquellen der Geſchichte werden; um ſo höher ſteigt für uns Werth und Bedeutung der Gerbertſchen Sammlung. Durch ſie erlangen wir nicht allein für die Geſchichte vom Jahre 980 an bis zum Jahre 1002 äußerſt wichtige, meiſt ganz unbekannte Nachrichten, ſondern es gelingt uns auch unmittelbar in das innere Treiben der handelnden Perſonen einen Blick zu werfen; wir treten dem Werden der Ereigniſſe hier näher, als es uns ſonſt vergönnt iſt. Die bequemſte Ausgabe, die wir von dieſen Briefen bis jetzt beſitzen, hat Du Chesne veranſtaltet (Historiae Francorum scriptores. T. II. 789—844); wir finden hier eine Hauptſammlung, die 161 Briefe enthält, der Mehrzahl nach aus der Zeit vor Gerberts Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Reims, und einen Anhang von 65 Briefen, meiſt der ſpäteren Zeit angehörig. Ein ſehr wichtiger Brief an den Biſchof Widerold von Straßburg findet ſich ferner bei Manſi (Collectio conciliorum XIX. 153—166); außerdem hat zwei Briefe neuerdings Höfler (Die deutſchen Päpſte I. S. 330) aus der Handſchrift des Richer herausgegeben. Die Erklärung und chronologiſche Beſtimmung der einzelnen Stücke der Sammlung bietet ſehr große Schwierigkeiten dar; Vieles iſt dafür von Mabillon geſchehen, noch bei Weitem mehr von Wilmans in ſeinem ausgezeichneten Excurs zu den Jahrbüchern des deutſchen Reichs II, 2. S. 141—175. Eine Ausgabe, die alle Schwierigkeiten löſt und den viel-

1) Die Briefe des Biſchofs Atto von Vercelli (Attonis opera ed. Burontius. Vercellis 1768) und die Briefe des Biſchofs Ratherd von Verona (Ratherii opera edd. fratres Ballerinii. Veronae 1765) haben überwiegend ein theologiſches Intereſſe, doch geben auch ſie einige wichtige Beiträge zur Geſchichte der Zeit, namentlich in Bezug auf die lombardiſchen Angelegenheiten.

fach entſtellten [1]) Text reinigt, werden wir hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit in den M. G. erhalten. Von nicht geringer Bedeutung iſt außerdem die Geſchichte der Reimſer Synode im Jahre 991, die aus Gerberts Feder gefloſſen iſt, wie der durch das Auftreten der franzöſiſchen Biſchöfe veranlaßte Brief des päpſtlichen Legaten Leo an König Hugo Capet und ſeinen Sohn Robert, die von Gerbert aufgezeichneten Verhandlungen der Synode von Mouzon im Jahre 995 und ſeine Vertheidigungsrede auf der Synode von Coucy: dieſe Schriften ſind ſämmtlich von Pertz in den M. G. III. 658—693 herausgegeben. Gerbert zugeeignet und auf ſeine Veranlaſſung entſtanden iſt ferner das Geſchichtswerk des Richer, das Pertz neuerdings in der Originalhandſchrift zu Bamberg aufgefunden und in den M. G. III. 568—657 zuerſt herausgegeben hat. Richer, ein Mönch von S. Remi und Schüler Gerberts, ſchrieb in der Zeit von 994—998 ſein Buch, mit dem die nationale Geſchichtsſchreibung Frankreichs ihren Anfang nimmt. Denn Richer ſieht in dem galliſchen Lande und Volke zuerſt eine politiſch und kirchlich in ſich abgeſchloſſene Einheit. Seine Beſtrebungen fallen deshalb weſentlich mit der Richtung zuſammen, die das Königthum der Capetinger hervorrief. Richer hat ſein Buch nur bis zum Jahre 995 fortgeführt; wir beſitzen aber am Schluß noch einige kurze Bemerkungen bis zum Jahre 998, die wahrſcheinlich ihm als Material zu einer weiteren Fortſetzung dienen ſollten. Das Werk knüpft an die Annalen des Hinkmar an, benutzt die Jahrbücher des Flodoard und die Schriften Gerberts über die franzöſiſchen Kirchenverſammlungen der Zeit; im Uebrigen iſt es ſelbſtſtändig und zum Theil von großem Werthe. Richer beſaß einen ſcharfen und durchdringenden Blick in die allgemeinen Zeitverhältniſſe, er war durch Gerbert mit den wichtigſten Dingen bekannt und hatte eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Ausbildung für die hiſtoriſche Darſtellung gewonnen. Den Werth ſeines Buchs verringern aber Ruhmredigkeit, Nationalſtolz, Flüchtigkeit in der Benutzung ſeiner Quellen, ja ſelbſt abſichtliche Entſtellung der Wahrheit; auch iſt ſeine Darſtellung nicht von Künſtelei und Effecthaſcherei freizuſprechen. Von dem Text der M. G. hat Pertz eine Handausgabe veranſtaltet; überſetzt iſt Richer vom Freiherrn K. v. d. Oſten-Sacken in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit X. Jahrh. 10. Band und dieſe Ueberſetzung von einer Einleitung Wattenbachs begleitet.

Die zweite Gruppe führt uns nach Italien. Das Leben des h. Nilus iſt von einem ſeiner Schüler und Zeitgenoſſen in griechiſcher Sprache geſchrieben; das Werk iſt für die Sitten- und Kirchengeſchichte Italiens voll der anziehendſten Einzelnheiten und bietet auch zu der Characteriſtik Ottos III. wichtige Beiträge. Vollſtändig und von einer lateiniſchen Ueberſetzung begleitet enthalten es die Acta sanctorum. Sept. VII. 336; Auszüge finden ſich in den M. G. IV. 616—618. Noch bei Weitem wichtiger für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts ſind die beiden Lebensbeſchreibungen des h. Adalbert, die bald nach ſeinem Märtyrertode entſtanden. Die ältere ſchrieb Johannes Canaparius, Adalberts Freund im Alexiuskloſter zu Rom und ſpäter Abt deſſelben, noch vor d. J. 1002. Das Werk, ſchon dadurch intereſſant, daß es das einzige namhafte literariſche

1) So iſt z. B. Brief 155 überſchrieben reverentissimo papae Gerberto, doch geht aus dem Inhalt hervor, daß er von Otto III. an Gregor V. gerichtet iſt und die Sigle G. nur misverſtanden iſt. Es entſtehen mir ſchon Zweifel, ob es nicht mit Brief 158 eine gleiche Bewandtniß hat und derſelbe in den Sommer d. J. 996 ſtatt gegen Ende d. J. 999 zu ſetzen iſt.

Erzeugniß eines Römers jener Zeit iſt, gehört zu den wichtigſten Quellen der Zeitgeſchichte. Benutzt wurde es bereits von dem h. Bruno von Querfurt, der ebenfalls ein Mönch dieſes Kloſters war und im Jahre 1004 eine neue Lebensbeſchreibung Adalberts ſchrieb. Außer der Arbeit des Canaparius ſchöpfte Brun vornehmlich aus Erzählungen Radlas, des Landsmannes und vertrauten Freundes des h. Adalbert. Auch Bruns Lebensbeſchreibung iſt nach Stoff und Darſtellung in höchſtem Maße anziehend. Herausgegeben ſind beide Lebensbeſchreibungen in den M. G. IV. 581—612.

Außer den genannten Lebensbeſchreibungen berühren gelegentlich auch die der Cluniacenſeräbte Odo, Majolus und Odilo die Kaiſergeſchichte, wie ſie zugleich für die Kulturgeſchichte von großem Intereſſe ſind. Vollſtändig ſind ſie herausgegeben in den Acta ss. ord. s. Ben.; einige Auszüge aus dem Leben des Majolus M. G. IV. 650—655. Unmittelbar auf die deutſche Geſchichte bezieht ſich von der Literatur der Cluniacenſer nur die Schrift des Abts Odilo über die Kaiſerin Adelheid, die er gleich nach ihrem Tode abfaßte. Odilo ſtand Adelheid nahe genug in ihren ſpäteren Jahren und wußte wohl mehr, als er der Welt übergab; er zeigte ihr die mächtige Frau vor Allem als die fromme Büßerin und die eifrige Freundin ſeines Ordens. Wir erhalten durch Odilo einige nützliche Nachrichten, namentlich über die letzte Zeit der Kaiſerin; im Ganzen iſt die Schrift aber ziemlich unbedeutend. Herausgegeben iſt das Epitaphium Adalheidae in den M. G. IV. 633—645.

In letzter Stelle haben wir hier noch eine überaus wichtige Quelle für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aufzuführen: die älteſte Chronik von Venedig, die wahrſcheinlich ſchon in den letzten Decennien des zehnten Jahrhunderts begonnen und bis zum Jahre 1008 fortgeführt iſt. Es iſt das erſte Glied in der langen Kette ausgezeichneter Geſchichtsquellen, die wir den Venetianern verdanken. Der Verfaſſer dieſer Chronik iſt ohne Zweifel der Diakon Johannes, der wiederholentlich als Geſandter der Republik an die Kaiſer Otto III. und Heinrich II. geſchickt wurde und den Heinrich II. in einer Urkunde vom 16. November 1002 „ſeinen geliebten" Johannes nennt und als Kapellan des Dogen Peter Urſeolus II. bezeichnet. Den rühmlichen Thaten dieſes Dogen iſt vor Allem die Schrift gewidmet, in welcher der Verfaſſer vielleicht zugleich den Ruhm ſeines eigenen Geſchlechts feierte. Denn in einer Urkunde Ottos III. vom 19. Juli 992 werden als Geſandte der Republik erwähnt der Diakon Marinus und Johannes Urſeolus, und der letztere möchte wohl eine Perſon mit dem Verfaſſer unſerer Chronik ſein, die auch dieſer Geſandtſchaft gedenkt. Das Werk zeichnet ſich durch einen Reichthum ſonſt völlig unbekannter Nachrichten aus; es beruht auf einer klaren und ruhigen Anſicht der Zeitverhältniſſe und empfiehlt ſich durch angemeſſene Darſtellung: das Latein iſt durch Einmiſchung des Venetianiſchen Dialects alterirt, ohne daß jedoch dadurch das Verſtändniß der Sprache weſentlich leidet. Die einzige zuverläſſige Ausgabe iſt die von Pertz in den M. G. VII. 4—38, durch welche die frühere von Zanetti völlig unbrauchbar gemacht wird; ich hatte die Freude die Originalhandſchrift in der Vaticaniſchen Bibliothek zu Rom für die Ausgabe in den M. G. benutzen zu können.

---

1) Die Geſchichte Ottos III. berühren die beiden um das Jahr 1000 geſchriebene Fortſetzungen der Chronica S. Benedicti (M. G. III. 206. 207), doch beziehen ſie ſich faſt allein auf Capuaniſche Verhältniſſe.

2. Annalen und Geſchichtsſchreiber des eilften und zwölften Jahrhunderts.

Die Geſchichtsſchreibung des eilften und zwölften Jahrhunderts ſah ſich genöthigt noch vielfach auf die Zeit der Ottonen zurückzukehren, und obwohl ſie zum großen Theil nur das vorliegende Material auf ihre Weiſe verarbeitete, vermehrte ſie daſſelbe doch auch durch neue Nachrichten, die zum Theil von weſentlicher Bedeutung ſind. Deshalb können dieſe ſpäteren Quellen für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts niemals von der Betrachtung ausgeſchloſſen werden, obwohl ſie nur mit Vorſicht zu benutzen ſind. Wir berühren ſie jetzt nur kurz, da wir auf die meiſten derſelben in den folgenden Bänden ausführlicher zurückkommen müſſen. So weit ſie hier in Betracht kommen, laſſen ſie ſich in vier Gruppen zuſammenfaſſen: es ſind 1) Heiligenleben, 2) Geſchichten von Bisthümern und Klöſtern, 3) die ſogenannten großen Annalen und 4) Nationalchroniken der öſtlichen Völker.

1) Der Strom der Biographien ergoß ſich in den folgenden Jahrhunderten breiter, aber darum nicht tiefer und anmuthiger. Auf die Zeit der Ottonen gingen zurück Widrik (um 1030) in ſeinem Leben des h. Gerard, Biſchofs von Toul, das nur geringe Bedeutung hat (M. G. IV. 491—505). Bei Weitem wichtiger iſt das Leben des heiligen Romuald von Peter Damiani (um 1040); es enthält reiches Material, das aber nur mit Vorſicht zu benutzen iſt (Petri Damiani opera ed. Const. Caetanus. II. 255; Auszüge in den M. G. IV. 848—854). Von untergeordnetem Intereſſe ſind die Lebensbeſchreibungen des Biſchofs Wolfgang von Regensburg, von Othlon abgefaßt, und des Erzbiſchofs Heribert von Köln, ein Werk des Mönchs Lantbert; beide um das Jahr 1050 verfaßt; Lantberts Arbeit dann aber noch von einem gewiſſen Rupert überarbeitet (M. G. IV. 525—545 und 740—753). Die Lebensbeſchreibung des Biſchofs Godehard von Hildesheim, vom Domherrn Wolfherr verfaßt, beſitzen wir jetzt in zwei Recenſionen; die ältere ausführliche iſt um 1040 abgefaßt, die jüngere abbreviirte um 1054; beide ſchöpfen für das zehnte Jahrhundert faſt nur aus dem Leben des heiligen Bernward und den Hildesheimer Annalen (M. G. XI. 167—218). Daſſelbe gilt vom Leben des Biſchofs Meinwerk von Paderborn, das erſt im zwölften Jahrhundert entſtanden iſt. Um 1050 ſchrieb Siegbert von Gembloux die nicht unintereſſante Lebensbeſchreibung des unter den Ottonen ſo einflußreichen Biſchofs Dietrich von Metz, die zwar ihren Gegenſtand in keiner Weiſe erſchöpft, aber doch manche wichtige Notizen bietet (M. G. IV. 461—483). Endlich entſtanden noch im zwölften Jahrhundert zwei für die Geſchichte faſt unbrauchbare Biographien Konſtanzer Biſchöfe des zehnten Jahrhunderts, die des Biſchofs Konrad und des Biſchofs Gebhard II. (M. G. IV. 429—445 und X. 583—594).

2) Die Geſchichten der Bisthümer und Klöſter ſind von ſehr verſchiedenartigem Werthe, je nach der Bedeutung jedes einzelnen Stifts oder nach dem Talent ſeines Geſchichtsſchreibers. Dieſe Gattung hiſtoriſcher Schriften beginnt bereits im zehnten, erreicht aber ihre Blüthe erſt nach der Mitte des eilften Jahrhunderts. Von beſonderer Wichtigkeit für Sagen-, Sitten- und Kunſtgeſchichte iſt zunächſt die Fortſetzung der Chronik von S. Gallen, die Ratpert begonnen hatte;

der Fortſetzer iſt der Mönch Eckehard IV., der um das Jahr 1030 ſeine Arbeit unternahm, die in großer Ausführlichkeit die Geſchichte von 890—972 behandelt, aber in Bezug auf die politiſche Geſchichte nur mit größter Vorſicht zu benutzen iſt (M. G. II. 77—147). Auch die ſpätere Fortſetzung dieſer Kloſtergeſchichte, die erſt im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entſtand, giebt noch einige ſonſt unbekannte Nachrichten über Otto III. (M. G. II. 149—155). Vor Allem zeigte ſich aber nach dieſer Richtung der hiſtoriſchen Literatur hin die lothringiſche Geiſtlichkeit thätig. Die Werke des Folkuin und Heriger über Lobbes und Lüttichs Geſchichte ſind bereits oben erwähnt, wie des Alperts Buch über die Biſchöfe von Metz; jetzt erhielt Herigers Werk durch Anſelm um das Jahr 1050 ſeine Fortſetzung. Etwa gleichzeitig entſtand die Geſchichte des Michaelskloſters bei Verdun (M. G. IV. 79—86), und die Chronik des Bisthums Verdun, die bereits um d. J. 920 von Bertar begonnen war, wurde von einem anonymen Verfaſſer fortgeſetzt (M. G. IV. 39—51); auch die unbedeutende Chronik von Moyenmoutier iſt (M. G. IV. 87—92) damals abgefaßt. Etwas ſpäter (um 1070) entſtand die Geſchichte des Kloſters Braunweiler, die für die Familiengeſchichte der Ottonen nicht unwichtig iſt (M. G. XI. 396—408), und Siegberts Geſchichte der Aebte von Gembloux (M. G. VIII. 523—524). Alle dieſe Geſchichten überragt weit die Chronik der Biſchöfe von Cambray, der wir für die Geſchichte Ottos II. und III. unſchätzbare Nachrichten verdanken; ſie iſt in ihrem erſten Theile zwiſchen den Jahren 1041—1043 von einem anonymen Verfaſſer geſchrieben (M. G. VII. 402—489), der ältere Aufzeichnungen und die Urkunden des Stifts benutzte. [1]) Hoch über dieſe lotheingiſchen Chroniken erhebt ſich das gleichzeitige ausgezeichnete Werk des Sachſen Adam von Bremen über die Geſchichte der Hamburger Erzbiſchöfe; das große Intereſſe des Gegenſtandes, die tüchtige Geſinnung des Verfaſſers und deſſen für jene Zeit hervorragende wiſſenſchaftliche Bildung machen das Buch zu einer der ausgezeichnetſten Geſchichtsquellen des geſammten Mittelalters. Auch für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt der Gewinn aus Adams Buch nicht gering, obſchon ſich ſchriftliche und mündliche Tradition, Geſchichte und Sage hier noch mannigfach in demſelben kreuzen; beſonders wichtig iſt es uns für die nordiſche Geſchichte, wo Adams Nachrichten ſich zum großen Theil auf die Erzählungen des Dänenkönigs Svend Eſtrithſon gründen. Adam ſchrieb um das Jahr 1075 als Domherr und Scholaſticus zu Bremen. Ausgabe von Lappenberg in den M. G. VII. 280—389 und Handausgabe; Ueberſetzung in den Geſchichtsſchreibern der d. Vorzeit XI. Jahrh. 7. Band von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Im elften Jahrhundert gewann auch die Geſchichtsſchreibung in Baiern etwas mehr Leben. Aus dieſer Zeit beſitzen wir in den Büchern des Arnold über den heiligen Emmeram, die um 1035 entſtanden und ſchon von Othlon in ſeinem Leben des Wolfgang benutzt wurden, eine Art von Kloſterchronik (im Auszuge M. G. IV. 546—574); in Kloſter Altaich wurden gleichzeitig Annalen aufgezeichnet, die bis zum Jahre 1036 reichten und in die ſpäteren Annalen dieſes Kloſters aufgenommen ſind; endlich erhielt auch das Bisthum Eichſtädt um das Jahr 1080 ſeinen Geſchichtsſchreiber. Der Name des letzteren (Anonymus Haserensis) iſt uns unbekannt geblieben, das Werk aber neuerdings durch Beth-

1) Der älteſte Theil der Gesta Trevirorum, der nach 1100 geſchrieben iſt, und die Gesta episcoporum Tullensium haben für die Geſchichte dieſer Zeit wenig Intereſſe (M. G. VIII. 130—174. 632—648).

mann entdeckt und zuerst in den M. G. VII. 254—266 herausgegeben wurde; es ist namentlich für die Sittengeschichte des zehnten Jahrhunderts nicht unwichtig.

Gleichzeitig erheben sich die Kloster- und Stiftschroniken auch in Italien zu größerer Bedeutung. Für die Geschichte des Klosters Farfa im Sabinerlande lieferte der Abt Hugo mehrere Beiträge, unter denen für Kirchen- und Sittengeschichte sein Buch über die Zerstörung des Klosters am Brauchbarsten ist, das schon bald nach dem Jahre 1000 entstand; Hugos Arbeiten setzte dann der Mönch Gregorius von Catino gegen Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts in zwei großen Urkundenbänden und der Chronik von Farfa fort. Die vielfach wichtigen Farfensischen Quellen hat Bethmann nach den zum Theil erhaltenen Originalien in den M. G. XI. 520—590 herausgegeben. Von sehr verwandter Natur mit der oben erwähnten Klostergeschichte von S. Gallen ist die Chronik des Klosters Novalese unweit Turin, eine Hauptquelle für Sitten- und Kirchengeschichte, geschrieben zwischen den Jahren 1025—1030. Sie ist ebenfalls von Bethmann nach dem Original in den M. G. VII. 79—128 herausgegeben und von dem Text eine Handausgabe veranstaltet. Bei Weitem wichtiger für die Reichsgeschichte sind die Geschichtsschreiber des Mailänder Erzbisthums: Arnulf, der sein Werk bis 1077 fortsetzte, und Landulf, der seine Geschichte bis 1085 führte, namentlich Arnulf, der sich mehr an die geschichtliche Wahrheit hält, während Landulf sich leichtgläubig zeigt und mit eigenen Erfindungen sein Werk ausschmückt (M. G. VIII. 8—100). Nicht minderen Werth hat die große Geschichte von Monte Cassino, die um das Jahr 1100 Leo von Ostia schrieb. Sie ist in mehreren Bearbeitungen noch in Leos Originalhandschriften vorhanden; nach diesen hat Wattenbach die Herausgabe in den M. G. VII. 574—727 besorgt. Die älteren Annalen von M. Cassino, die bis zum J. 1042 reichen, sind unbedeutend (M. G. III. 171. 172). Wir schließen hier die Annalen von Bari an, die für die Geschichte Unter-Italiens manche brauchbare Nachrichten aufbehalten haben. Wir besitzen sie in zwei Bearbeitungen: die ältere, die bis zum Jahre 1040 reicht, und die jüngere, die man dem Lupus Protospatharius beizulegen pflegt (M. G. V. 62—63).

3) Die großen Annalen, gleichsam die Universalgeschichten des elften und zwölften Jahrhunderts, sind für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts nichts anders, als gelehrte Compilationen, die ihren Stoff meist aus uns noch jetzt zugänglichen Quellen schöpfen, indem sie sich zugleich häufig untereinander selbst ausschreiben. Wir haben solche Annalen aus allen deutschen Herzogthümern, und diese provinzielle Verschiedenheit ist es, die ihnen öfters auch für die frühere Geschichte Werth verleiht, während die allgemeinen Reichs- und Kirchenangelegenheiten meist gleichmäßig und in bekannter Weise behandelt werden. Den Reigen eröffnet die Chronik Hermanns von Reichenau, die bis zum Jahre 1054 fortgesetzt ist (M. G. V. 74—133); ihnen schließen sich die bis zum Jahre 1073 geführten Annalen des Klosters Nieder-Altaich an, die in diesem Theile fast allein auf den alten Hersfelder Annalen beruhen. Aus derselben Quelle schöpfte seine Nachrichten für unsere Zeit Lambert von Hersfeld, der seine Annalen bis zum Jahre 1077 führte (M. G. III. 22—102 und V. 152—263). Dann folgte der Irländer Marianus, der seine vielgebrauchte Chronik zu Mainz schrieb und bis zum Jahre 1082 fortsetzte (M. G. V. 495—464). Das Werk des Marianus benutzte bereits die Chronik des Siegbert von Gemblours, die bis zum Jahre 1111 die Geschichte führt (M. G. VI. 300—374); Hermanns

und Sigeberts Chronik der Abt Eckehard von Aurach in ſeiner Weltchronik, die bis zum Jahre 1125 fortgeführt iſt (M. G. VI 33—265). Bis zum Jahre 1139 reicht das Werk des ſogenannten Annalista Saxo, eine weitſchichtige Compilation, die vielleicht zu Halberſtadt entſtanden iſt und nur dadurch Intereſſe hat, daß ſie einzelne Fragmente verloren gegangener Quellen aufbewahrt hat; wahrſcheinlich waren es eine Halberſtädter und eine Quedlinburger Chronik, aus welcher der Annalista die meiſten dieſer Fragmente nahm (M. G. VI. 553—777). Endlich gehört hierhin das verwandte Werk des ſogenannten Chronographus Saxo, das bis zum Jahre 1188 reicht und von Leibniz herausgegeben iſt (Accessiones historicae p. 1—315. Vergl. darüber oben S. 746). So wichtig in allen dieſen Annalen und Chroniken Einzelnes für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt, ſo geringe Bedeutung haben ſie für dieſe frühere Zeit im Großen und Ganzen; erſt für ihre Zeitgeſchichte gewinnen ſie den Werth originaler Quellen. Eine neue Behandlung der Univerſalgeſchichte beginnt mit der Chronik Ottos von Freiſingen; aber wie groß auch der wiſſenſchaftliche Fortſchritt iſt, den dieſes um 1146 geſchriebene Werk bezeichnet, der Ertrag neuer Nachrichten, den man für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aus demſelben gewinnen kann, bleibt doch ſehr unerheblich (Urstisii Germaniae historici illustres T. I. 5—194).

4) Die Nationalchroniken der öſtlichen Völker beginnen erſt im zwölften Jahrhundert und ſind dann meiſt noch von Fremden geſchrieben. Die älteſte iſt die Chronik der Polen, die man bisher einem Martinus Gallus zugeſchrieben hat; ſie iſt in den Jahren 1109—1113 entſtanden und wahrſcheinlich das Werk eines Italieners. Der Verfaſſer ſchöpfte vorzugsweiſe aus mündlicher Tradition, aus geſchichtlicher und noch mehr aus ſagenhafter (M. G. IX. 423—478). Die älteſte Chronik Böhmens ſchrieb faſt gleichzeitig der Böhme Cosmas, Domdechant bei St. Veit in Prag; er führte das Werk bis zu ſeinem Todesjahr (1125). Cosmas ſchrieb über die früheren Zeiten theils nach älteren Quellen und Urkunden, theils nach Volksſagen und glaubwürdiger Tradition. Die Chronik iſt in den M. G. IX. 31—132 von Köpke nach einem ſehr reichen Apparat herausgegeben. Endlich verfaßte auch der deutſche Prieſter Helmold in den Jahren 1160—1170 eine Chronik der Wenden, unter denen er lebte; ſie geht auf die früheren Zeiten zurück, indem ſie bald ſich an Adam von Bremen, bald an urkundliches Material, bald auch an alte Lieder und Sagen anſchließt (Chronica Slavorum Helmoldi et Arnoldi rec. Bangertus p. 1—239). Die Anfänge der Geſchichtsſchreibung für Ungern ſind in drei Lebensbeſchreibungen des heiligen Stephan gegeben, die ſämmtlich zwiſchen 1095 und 1114 entſtanden ſind. Mit Endlicher hält Wattenbach, der ſie in den M. G. XI. 226—242 herausgegeben hat, das kürzeſte Werk für das älteſte, für etwas jünger die ausführlichere Lebensbeſchreibung; beide benutzte dann Hartwich, der Verfaſſer der dritten Lebensbeſchreibung, wahrſcheinlich eine Perſon mit dem gleichzeitigen Biſchof von Regensburg, zu einer Compilation, die er noch mit einigen Zuſätzen bereicherte.

3. Untergeſchobene Quellenſchriften.

Es ſind hauptſächlich zwei untergeſchobene Quellenſchriften, die nacheinander auf die Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts einen erheblichen Einfluß geübt haben und nachher von der Kritik als Werke des Betrugs enthüllt ſind. Zuerſt das Chronicon Corbejense, das Wedekind in ſeinen Noten zu einigen Geſchichtsſchreibern des deutſchen Mittelalters B. I. 374—399 zuerſt herausgab; der Beweis der Unächtheit wurde von Hirſch und Waitz in den Jahrbüchern des deutſchen Reichs III. 1 mit unwiderleglichen Gründen geführt, und es iſt jetzt nur noch Streit über den Urheber der Fälſchung, indem Waitz und Hirſch den Paſtor Joh. Friedr. Falcke (geſtorben 1752) als ſolchen nachzuweiſen ſuchen, Wigand aber in einer 1841 erſchienenen Schrift (Die Korveiſchen Geſchichtsquellen) den Betrug dem bekannten Hiſtoriker Paulini (geſtorben 1712) aufbürdet. Zu derſelben Zeit, wo das Chronicon Corbejense beſeitigt wurde, kam zu nicht geringem Anſehn das unächte Chronicon Cavense, das im Jahre 1753 Franc. Maria Pratilli, Canonicus zu Capua, in ſeiner Ausgabe der Historia principum Langobardorum des Pellegrino (T. IV. 386—431) veröffentlichte. Der Betrug wurde zuerſt von Pertz entdeckt, der auch ſogleich den Verdacht der Fälſchung auf Pratilli ſelbſt lenkte. Durch die Unterſuchung der Chronik bis in die geringſten Einzelnheiten hat dann Köpke dieſen Verdacht über allen Zweifel erhoben und bewieſen, daß es mit mehreren anderen von Pratilli veröffentlichten Quellen, die bis dahin unbefangen benutzt waren,[1]) gleiche Bewandtniß habe, wie mit der Chronik von Cava. Zu derſelben Zeit enthüllte Mommſen Pratilli auch als Inſchriftenfälſcher. Pertz, Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtkunde IX. S. 1—239.

---

4. Actenſtücke und Urkunden.

Die wichtigſten Quellen für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts ſind neben den Geſchichtsſchreibern die Geſetze und Synodalbeſchlüſſe, wie die kaiſerlichen und päpſtlichen Urkunden. Die Geſetze und Synodalbeſchlüſſe ſind geſammelt in den M. G. Legg. T. I. u. II. Die päpſtlichen und kaiſerlichen Urkunden liegen dagegen, ſo weit ſie gedruckt ſind, durch die geſammte hiſtoriſche Literatur zerſtreut; doch findet man die wichtigſten jetzt bei Leibniz (Annales imperi T. II. u. III.) beieinander. Ein vortreffliches Repertorium der Kaiſerurkunden beſitzen wir von Fr. Böhmer in ſeinem Werke: Regesta chronologico-diplomatica regnm atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricnm VII. Die Urkunden der Römi-

1) Catalogus ducum Beneventi et principi Salerni, Chronicon comitum Capuae, Arnulfi Chronicon Sarracenico-Calabrum, Ubaldi Chronicon Neapolitanum und ein angeblicher Codex der Annales Beneventani.

ſchen Könige und Kaiſer von Conrad I. bis Heinrich VII. Frankfurt a. M. 1831. Eine gleich wichtige Arbeit hat Ph. Jaffé für die päpſtlichen Urkunden in ſeinen Regesta pontificum Romanorum (Berolini 1851) geliefert. Die Zahl der Urkunden, die aus dieſer Zeit erhalten ſind, iſt nicht gering, und ſie bieten unter anderen Vortheilen auch den einer fortlaufenden Kritik der Quellenſchriftſteller dar, beſonders in chronologiſcher Beziehung; nur muß dabei ſtets in das Auge gefaßt werden, daß 1) unter den überlieferten Urkunden manche untergeſchobene ſind und daß 2) die chronologiſchen Angaben der Urkunden ſelbſt bei der Verwirrung, die oft in der kaiſerlichen Kanzlei herrſchte, nicht ſelten einer Rectificirung bedürfen.

5. Hülfsmittel. [1]

a) Reichs- und Kaiſergeſchichten.

G. W. Leibnitii Annales imperii occidentis ed. G. H. Pertz. Hannoverae 1843. T. II.—III. Leibniz faßte als Hiſtoriograph des Hauſes Braunſchweig den Plan, Annalen des deutſchen Reichs von Karl dem Großen an bis auf ſeine Zeit mit ſteter Berückſichtigung des Braunſchweigiſchen Hauſes und Landes zu ſchreiben. Nach großen Reiſen, die er für dieſe Arbeit unternahm, und nach Anſammlung eines gewaltigen Apparats ſchritt er zu der Ausarbeitung des Werks, die mehrfach unterbrochen ihn vom Jahre 1692 bis zu ſeinem Tode im Jahre 1716 beſchäftigt hat. Schon im Jahre 1707 ſah er die Unmöglichkeit ſein Werk nach dem erſten Plane zu beendigen und beſchloß daſſelbe nur bis zum Tode Kaiſer Ottos IV. zu führen; 1716 war es ihm ſchon genug nur bis zum Tode Kaiſer Heinrichs II. zu gelangen, „d. h. bis zum Ende des letzten Kaiſers des „alten Hauſes Braunſchweig.“ Auch dieſe Zeit erreichte Leibniz nicht; die Geſchichte war nur bis zum Jahre 1005 geführt, als der Tod ihn ereilte. Das Werk blieb ungedruckt in der königlichen Bibliothek zu Hannover, bis Peetz im Jahre 1841 den Druck deſſelben beginnen ließ. Die frühſte unſerer großen Reichsgeſchichten iſt ſomit am ſpäteſten an das Licht der Oeffentlichkeit getreten, gewiß zum großen Nachtheil der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, die einen andern Gang gewonnen oder mindeſtens manche Schwierigkeiten leichter überwunden hätte, wenn ſie an Leibnizs Werk ſich hätte anſchließen können. Von beſonderer Wichtigkeit ſind für uns auch jetzt noch Leibnizs Annalen durch die ungemein reichhaltige Sammlung urkundlichen Stoffs, wie durch die ſcharfe und eindringende Kritik, die ſich in manchen Theilen geltend macht.

S. Fr. Hahns Vollſtändige Einleitung zu der Teutſchen Staats-, Reichs- und Kayſer-Hiſtorie. Halle und Leipzig 1721. Th. 1 u. 2. Dieſes durch fleißige Sammlung des quellenmäßigen Materials und be-

1) Hülfsmittel, die ſich nur auf einzelne Theile der Geſchichte beziehen, ſind unten in den Anmerkungen zum zweiten und dritten Buche angegeben.

queme Gruppirung des Stoffs verdienstliche Werk ist noch jetzt für die Kaisergeschichte nicht unbrauchbar.

J. J. Mascovii Commentari de rebus imperii Romano-Germanici a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1747. Neue und verbesserte Ausgabe 1757. Ein durch Forschung und Darstellung sehr ausgezeichnetes Werk, das auf alle folgenden Behandlungen der Geschichte dieser Zeit den größten Einfluß geübt hat, aber auch neben ihnen seinen Werth behält.

H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. Gotha 1825—1837. Bd. 6 u. 7. Ludens Arbeit empfiehlt sich durch Wärme der Darstellung und hat auf die Quellenforschung anregend gewirkt, obwohl es selbst in derselben große Schwächen darbietet. Man wird über diese leichter wegsehen, als über die Tendenz des Ganzen. Dem Buch, das die Gründung des deutschen Kaiserthums erzählt, giebt Luden die Ueberschrift: „Des teutschen Reichs eitele Größe und gebrechliche Herrlichkeit."

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, herausgegeben von L. Ranke. Berlin 1824—1840. Erster Band. Erste Abth. Heinrich I. von G. Waitz. Zweite Abtheilung. Otto I. bis 951 von R. Köpke. Dritte Abtheilung. Otto I. bis 973 von W. Dönniges. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Otto II. von W. Giesebrecht. Zweite Abtheilung. Otto III. von R. Wilmans. Dritter Band. Erste Abtheilung. Kritische Prüfung des Chronicon Corbejense von S. Hirsch und G. Waitz. — Annalistische Behandlung des Gegenstands auf der breitesten Grundlage des gegebenen Materials mit Anwendung aller Hülfsmittel der neueren Kritik. Die hier niedergelegten Forschungen bilden durchweg den Ausgangspunkt unserer Darstellung.

b) Rechtsgeschichten.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4. Th. Göttingen 1808. Der ersten Ausgabe sind vier andere gefolgt, die das Werk in stets verbesserter Gestalt geben; die fünfte ist vom Jahre 1844. Grundlage fast aller späteren Behandlungen der teutschen Rechtsgeschichte; obwohl im Einzelnen Eichhorns Resultate vielfach bestritten sind, hat man im Ganzen und Großen doch die Grundzüge des von ihm aufgestellten Systems festgehalten.

J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. Die neue Ausgabe ist ein unveränderter Abdruck. Ungemein reiche Sammlung, die tiefe Blicke in das Rechtsleben des deutschen Volkes werfen läßt.

W. Dönniges, Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. Berlin 1842. Erster Theil. Das Werk behandelt das Staatsrecht vom neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts und zeichnet sich durch reichhaltiges Material und lebendige Auffassung der Verhältnisse aus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Bonn 1853. Uebersichtliche und klare Darstellung der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte.

c) Kirchengeschichten.

Neben Neanders und Gieselers bekannten Werken, von denen sich das erste durch Tiefe der Auffassung, das andere durch zweckmäßige Concentrirung und Anordnung des Stoffs auszeichnet, sind zu nennen:

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeſchichte. Dritter Band. Dritte Abtheilung. Stuttgart 1844. So wenig wir mit der Tendenz des Buchs, das im Weſentlichen die Gründung des deutſchen Reichs nur den Biſchöfen beimißt, einverſtanden ſind, und ſo entſchiedener Widerſpruch gegen viele ganz willkührliche Hypotheſen einzulegen iſt, kann uns dies doch nicht abhalten, die große Beleſenheit des Verfaſſers und ſeine eigenthümliche Auffaſſung des Gegenſtandes anzuerkennen. Es iſt ein nicht geringes Verdienſt, daß er die Kirchengeſchichte jener Zeit mit der Reichsgeſchichte in die nächſte und unmittelbarſte Verbindung gebracht hat, wenn auch der Zuſammenhang der Dinge oft ein anderer ſein ſollte, als er ihm erſcheint.

A. Vogel, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert. 2 Theile. Jena 1854. Eine fleißige und gründliche Monographie, die mehrfach über ihren urſprünglichen Gegenſtand hinaus Licht verbreitet.

d) Specialgeſchichten deutſcher Länder.

Von den zahlloſen Arbeiten über die Geſchichte einzelner Landſchaften, Herrſchaften und Städte, welche wir beſitzen, berühren die meiſten die Kaiſergeſchichte des zehnten Jahrhunderts nur vorübergehend und gewähren geringe Ausbeute für dieſelbe. Sehr wichtig ſind dagegen die folgenden beiden Werke:

Ch. Fr. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte. Stuttgart 1841. Erſter Band. Nach dem Plan des Verfaſſers umfaßt dieſer Band im Weſentlichen die geſammte Geſchichte des ſchwäbiſchen Volkes und Landes bis zum Jahre 1080. Das in großer Vollſtändigkeit angeſammelte Material iſt in der überſichtlichſten Weiſe verarbeitet, ſo daß die Arbeit allen verwandten zum Muſter dienen ſollte.

L. Gieſebrecht, Wendiſche Geſchichten aus den Jahren 780 bis 1182. Drei Bände. Berlin 1843. Das Werk giebt die Geſchichte der geſammten wendiſchen Marken mit ſtäter Beziehung auf die Geſchichte des Reichs ſowohl, wie auf die Verhältniſſe der im Norden und Oſten mit dem Reiche grenzenden Völker. Nicht allein die deutſchen, böhmiſchen und polniſchen Quellen ſind in ihrem ganzen Umfange kritiſch benutzt, ſondern auch die nordiſche Literatur; ſo erhebt ſich die Darſtellung auf völlig neuen Grundlagen. Wo die Kaiſergeſchichte die wendiſchen Geſchichten berühren, iſt von uns faſt lediglich auf dieſes Werk zurückgegangen, dem wir auch vorzugsweiſe in der Darſtellung der däniſchen, polniſchen und böhmiſchen Verhältniſſe jener Zeit gefolgt ſind.

Zu bedauern iſt, daß Contzen ſeine Geſchichte Baierns, von der er im Jahre 1853 die erſte Abtheilung erſcheinen ließ, bisher nicht weiter fortgeſetzt hat.

e) Geſchichten dauernd oder zeitweiſe vom deutſchen Reiche abhängiger Länder.

L. Ant. Muratori Annali d'Italia dal principio dell' era volgare sino all' anno 1749. Milano 1744—1749. Dann oft neuaufgelegt. Die Ueberſetzung, die in Leipzig von 1745 bis 1750 erſchien, hat Berichtigungen und manche wichtige Zuſätze; der fünfte Band derſelben umfaßt die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts. Muratoris Werk iſt die Grundlage aller ſpäteren italieniſchen Arbeiten und im Ganzen und Großen noch jetzt unübertroffen. Auch

das neueſte allgemeine Werk über italienliſche Geſchichte: Storia d'Italia narrata al popolo Italiano da G. La Farina (Firenze 1845) zeigt, obwohl es auf die Quellen zurückgeht, doch keinen weſentlichen Fortſchritt, man müßte ihn denn in der ſehr rhetoriſchen Darſtellung ſuchen.

J. F. Le Bret, Geſchichte von Italien (enthalten in der Fortſetzung der allgemeinen Welthiſtorie Bd. 40 f.). Halle 1778. Auf Muratoris Material fußend, ſtellt das Werk die Ereigniſſe klar und überſichtlich dar; es fehlt dabei nicht an eingehender Kritik.

H. Leo, Geſchichte von Italien. Bd. 1. Hamburg 1829. Einzelne Theile ſind mit ſcharfer Kritik behandelt und dadurch Reſultate gewonnen, die allgemeine Annahme gefunden; im Ganzen giebt das Buch eine geiſtreiche und überſichtliche Darſtellung der behandelten Zeiten.

Fr. Palacky, Geſchichte von Böhmen. Bd. 1. Prag 1836.

R. Roepell, Geſchichte Polens. Bd. 1. Hamburg 1840.

F. C. Dahlmann, Geſchichte von Dännemark. Bd. 1. Hamburg 1840.

Die letztgenannten drei Werke, von denen jedes in ſeiner Weiſe die größten Verdienſte hat, berühren nur mehr vorübergehend die Verhältniſſe des deutſchen Reichs, da ſie ſich überwiegend die Entwickelung der inneren Verhältniſſe der behandelten Staaten zum Gegenſtande gemacht haben.

II. Anmerkungen zum zweiten und dritten Buch.

Buch II. Kapitel 1. S. 153—173.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Fuldenses bis z. J. 901. Reginonis Chronicon bis z. J. 906. Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Brief des Hatto an Papſt Johann IX. (Mansi Conciliorum nova et amplissima collectio. XVIII. 203). Die Zuſtände der Zeit berühren gelegentlich die Gedichte des Biſchofs Salomo von Konſtanz (Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage. II, 3. 239—249). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis, Liudprandi Antapodosis L. II. c. 1—6, Widukind L. I. c. 16 und Eckehardi IV. Casus S. Galli (M. G. II. p. 83. 84). — Die von Ludwig dem Kinde erhaltenen Urkunden ſind verzeichnet von Böhmer: Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Frankfurt am Main 1833. S. 114—118.

Seite 155—160. Ueber den erſten Einbruch der Ungern in das Reich und ihre früheſten Züge handelt am gründlichſten nach den Quellen E. Dümmler in ſeiner Schrift: de Arnulfo Francorum rege, p. 78 ff. und in ſeiner Abhandlung: Ueber die ſüdöſtlichen Marken des fränkiſchen Reichs unter den Karolingern (Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen. Band X.). Dümmlers treffliche Darſtellung liegt der unſrigen zu Grunde.

164—173. Die Entſtehung der Herzogthümer iſt Gegenſtand vieler gelehrten Unterſuchungen geweſen. Leibniz leitete die herzogliche Gewalt aus der Stellung der karolingiſchen Miſſi ab, und dieſe Meinung herrſchte ziemlich allgemein, bis Stenzel darauf hinwies, daß das Herzogthum meiſt aus der Markgrafſchaft hervorgegangen ſei. Die Einſeitigkeit dieſer wie jener Anſicht zeigte Waitz in den Jahrbüchern I, 1. S. 125 ff. Das Material hat dann noch einmal Dönniges (Deutſches Staatsrecht S. 291—366) vollſtändig geſammelt und zu einer neuen Unterſuchung benutzt, bei der er nach der Bedeutung, die er dem Ducat ſchon zu Karls des Großen Zeiten beilegt, auch hier mehr auf den karolingiſchen Ducat zurückgeht. Sehr eigenthümliche Anſichten hat Leo zweimal über dieſen Punkt vorgetragen. In ſeiner im Jahre 1827 erſchienenen Schrift: Von der Entſtehung der deutſchen Herzogsämter leitete er die Herzogthümer aus Apanagirungen jüngerer Prinzen des karolingiſchen Hauſes her. Dieſe Anſicht hat er nach den im vorigen Jahre herausgegebenen Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes und Reichs ſelbſt aufgegeben. Denn hier (B. I. S. 570 ff.) ſucht er

zu zeigen, daß die spätere Reichsverfassung nur ein Nachbild und Abbild der deutschen Kirchenverfassung gewesen und durch die politischen Ideen und Pläne des Erzbischofs Hatto und seiner Freunde in das Leben gerufen sei. Wie die deutsche Kirche unter einem Primas und vier anderen Erzbischöfen stand, sollte das Reich fortan vom Könige mit vier Herzögen regiert werden, die eine ähnliche Stellung unter ihm einnahmen, wie die Erzbischöfe unter dem Primas. Die Zeit unter Ludwig dem Kinde „benutzte Hatto, seinen Verfassungsplan für „Deutschland durchzuführen und in den einzelnen Stämmen die mächtigsten Fa„milien dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihnen in einer neugebildeten herzog„lichen Gewalt eine höhere Stellung verschaffte" (S. 582); Hatto ist es also, der die Herzogthümer „formirte" (S. 583). Es ist zu bedauern, daß Leo seiner Ansicht nicht eine quellenmäßige Grundlage zu geben versucht hat; dies war um so mehr nöthig, als unseres Erachtens die Quellen Hatto und seine Freunde gerade als unversöhnliche Gegner aller Derer erscheinen lassen, die nach einer herzoglichen Gewalt trachteten. — Waitz hat nach unserer Ansicht das Richtige getroffen, obschon wir noch weit weniger, als er es thut, auf die Deduction einer allmählichen Entwickelung des Herzogthums aus karolingischen Einrichtungen eingehen möchten. In Schwaben und Baiern mindestens erhob sich das Herzogthum geradezu als eine revolutionäre Gewalt, die nur in dem Drang der Zeitumstände ihre Berechtigung fand; will man hier für dieselbe einen historischen Anhaltspunkt gewinnen, so scheint er allein in den Nationalherzögen der Merovingerzeit gegeben. Ob übrigens der Inhaber dieser neuen Gewalt früher Kammerbote, Markgraf oder Herzog im Sinne der karolingischen Zeit gewesen war, machte im Grunde keinen erheblichen Unterschied; auch ist die Bezeichnung dux Anfangs keineswegs entscheidend, um Jemand eine herzogliche Gewalt nach der Auffassung der späteren Zeit beizulegen. Vielmehr kommt es bei der ganzen Untersuchung nur auf den Nachweis an, daß sich in irgend einem Theile des Reichs eine weltliche Gewalt erhebt, welche wesentliche Rechte der Krone gewinnt und sich mit einer selbstständigen fürstlichen Gewalt gegenüber dem Königthum zu behaupten sucht.

Die Lieder und Sagen über den Kampf der Herzöge gegen die Krone und Geistlichkeit lassen sich durch Franken, Sachsen, Schwaben und Lothringen bei Liudprand, Widukind und Eckehard verfolgen. Auch Arnulf von Baiern wurde Held der Sage. Ob Reginar von Lothringen das Urbild des Reinecke Fuchs ist, wurde Gegenstand vieler Erörterungen. Nach schon früheren Vorgängen hat es Mone in seinem Reinardus vulpes neuerdings wieder behauptet, Grimm es dagegen im Reinhart Fuchs p. CCL. ff. nachdrücklich bestritten. Gervinus, früher Grimm beistimmend, hat sich später in seiner Literaturgeschichte schwankend ausgesprochen. Das wenigstens ist Grimm nicht zuzugeben, daß dieser Reginar nur ein unbedeutender Mann in der lothringischen Geschichte sei, an den sich kein eingreifendes Ereigniß knüpfe; gewichtiger erscheint der Grund, daß die lateinische Form für Reinhart (Renard) Reginardus, dagegen Reginarius dem Reinher (Renier) entspreche. Seite 165.

Vielfacher Aufklärung bedarf noch die Entstehung der herzoglichen Gewalt in Lothringen. Für die Person des Reginar, die hier vor Allem in Betracht kommt, bieten die Urkunden der Abteien Stablo und Malmedy, die in einem Chartular des dreizehnten Jahrhunderts gesammelt sind, noch einige Aufschlüsse, da bekanntlich Reginar und sein Sohn Giselbert Laienäbte dieser Klöster waren. Die Urkunden 168.

sind meist gedruckt; zum Theil bei Marteno et Durand Veterum scriptorum amplissima collectio T. II. 6; theils bei Ritz Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte des Niederrheins (Achen 1824). Ich benutzte Auszüge des Chartulars, die ich Wattenbachs Güte verdanke. Nach diesen Urkunden erscheint Reginar bereits als comes et abba wieder am 11. September 902; er muß also bald nach Zwentibolds Tode hergestellt sein. In einer Urkunde vom 21. Juli 905 nennt er sich dux; in einer andern vom 1. Juni 911, in der noch nach Jahren Ludwigs gerechnet wird, comes ac missus dominicus nec non et abba. In einer Urkunde vom 14. April 915 (Ritz S. 15) wird dann zuerst Giselbert als Abt erwähnt, dann erscheint er erst wieder im Jahre 921 als dux, comes et abba (Ritz S. 12). In einer Urkunde wird Giselbert dux inclitus, in einer andern dux nobilissimus genannt, in einer dritten, wo das testimonium omnium principum regni Lotharii erwähnt wird, unterzeichnet er als dux regni praedicti (Ritz S. 27. 28. 30). Reginars Tod muß hiernach in die Zeit zwischen den 1. Juni 911 und 14. April 915 fallen; wahrscheinlich erst in das Jahr 915, denn nach dem Chronicon Epternacense (Martene und Durand a. a. O. IV. 509) war Giselbert, der auch in Epternach seinem Vater als Laienabt folgte, vierundzwanzig Jahre Abt, trat also, da er 939 starb, im Jahre 915 ein. Vergl. Jahrbücher I, 1. S. 32 und 200.

Seite 173. Als Todestag Ludwigs des Kindes findet man in neueren Büchern gewöhnlich den 20. August angegeben; dies beruht auf einer allerdings sehr wahrscheinlichen Vermuthung Böhmers (Regesta Karolorum S. 118). Vgl. auch Böhmers Bemerkung ebendaselbst S. 94 über den Todestag Ludwigs III.

Buch II. Kapitel 2. S. 173—189.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Das wichtigste Actenstück bilden die Verhandlungen der Altheimer Synode (M. G. Legg. II. 534—560). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 17—20. Widukind L. I. c. 15—25. Hrotsvitha de primordis coen. Gandersh. Vita Mathildis antiqnior c. 1—4; danach die jüngere Lebensbeschreibung. Thietmar L. I. c. 4. 5. Eckehardi Casus S. Galli (M G. II. 84—91. 103). — Konrads I. Urkunden sind verzeichnet bei Böhmer Regesta Karolorum S. 118—120 und in den Kaiserregesten S. 1. 2.

Hülfsmittel. Außer den Reichsgeschichten ist für Konrads Regierung wichtig: H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte Th. 2. Abth. 2. 532 und 630 ff. Zuletzt ist die Geschichte Konrads nach den Quellen bearbeitet von K. Schwartz in dem Programm des Gymnasiums zu Fulda für 1850.

174—176. Ueber Konrads I. Wahl verbreitet sich Philipps in seiner Abhandlung: Hat seit der Usurpation des deutschen Königsthrones durch Arnulf bis zum Aussterben der sächsischen Kaiser die karolingische Verfassung in ihren wichtigsten Grundsätzen

ohne Unterbrechung fortgedauert? (Abhandlung der hiſt. Klaſſe der k. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften II, 1. München 1837.) Philipps ſucht S. 6—9 zu zeigen, daß Konrad nur von den Franken gewählt ſei, aber ſo leicht läßt ſich die Autorität der Annales Alamannici und des Widukind doch nicht abweiſen, auch ſind urkundliche Zeugniſſe vorhanden, daß Konrad in Schwaben und Baiern Anfangs Anerkennung fand, namentlich bei der Geiſtlichkeit. — Ein merkwürdiges, obſchon nicht ſehr glaubwürdiges Zeugniß, das auf eine Art von Wahlcapitulation Konrads hinweiſt, bietet die niederdeutſche Lüneburger Chronik Eckhart Corpus historicorum medii aevi I. p. 1315—1412). Dieſe Chronik, ein Auszug der ungedruckten Weltchronik des Konrad von Halberſtadt, die mit dem Jahre 1353 endet, ſagt von Konrad: he lovede den bischopen dat grote egen und den laien dat grote lên.

Seite 178. Von einer beſonderen Herzogswahl Heinrichs ſpricht ausdrücklich die ältere Vita Mathildis c. 4.

179. Daß der 15. Mai Hattos Todestag iſt, unterliegt nach den Merſeburger und Reichenauer Necrologien keinem Zweifel. Vgl. Jahrbücher I, 3. S. 230, wo Waitz ſelbſt ſeine frühere Angabe berichtigt hat. Die Hersfelder Annalen ſetzen Hattos Tod in das Jahr 911, nach ihnen mehrere abgeleitete Annalen; aber Hatto kann erſt im Jahre 913 geſtorben ſein. Vgl. Jahrbücher I, 1. S. 21. Anmerk. 4; wo jetzt noch die Autorität der Annales Ottenburani (M. G. V. 4) hinzuzufügen iſt. Wäre eine angebliche Urkunde Hattos vom 10. Auguſt 918, die ſich in v. Mohrs Codex diplomaticus zur Geſchichte von Graubündten I. p. 58 findet, für ächt zu halten, ſo wäre Hattos Tod ſogar auf das Jahr 914 hinauszuſchieben, aber die Urkunde iſt auch abgeſehen davon, daß ſie Hattos Leben gegen das Zeugniß der Quellen bis in dieſes Jahr verlängert, nach Inhalt und Form im höchſten Grade verdächtig; bei der Fälſchung iſt wahrſcheinlich eine Stelle in den Casus S. Galli (M. G. II. 89) zu Grunde gelegt worden.

187. Die villa Adinga, — denn dies ſcheint mir bei Hermannus Contractus zum Jahre 917 die ächte Leſeart (M. G. V. 112) — erkläre ich aus der im Codex Laureshamensis genannten Adininger marca in pago Neckargowe. Vgl. Stälin Wirtembergiſche Geſchichte I. S. 304 und 271. Note 2.

188. Die angeführten Worte eines ſächſiſchen Chroniſten gehören dem Annalista Saxo an (M. G. VI. 594).

189. Schwartz zeigt in dem obenerwähnten Programm S. 32 und 33, daß Konrad I. nicht zu Weilburg, wie Widukind angiebt, ſondern zu Fulda begraben iſt. Das Grab iſt wahrſcheinlich durch den Brand, der 1286 die Domkirche zerſtörte, vernichtet worden. Vgl. Marianus Scotus z. J. 918 (M. G. V. 553). Marianus iſt in Bezug auf Fuldaiſche und Mainzer Sachen verläßlich; auch ſein Zeugniß für den Todestag Konrads fällt ins Gewicht und iſt deshalb Jahrbücher I, 1. S. 139 hinzuzufügen.

Buch II. Kapitel 3—5. S. 189—222.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici b. z. J. 926. Annales Weingartenses b. z. J. 936. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales S. Maximini Trevirensis. Das wichtigſte Actenſtück für die Regierung Heinrichs I. iſt ſein Vertrag mit König Karl III.

(M. G. Legg. I. 567). Außerdem sind erhalten die Beschlüsse der Synode zu Koblenz im Jahre 922, der zu Erfurt im Jahre 932, und von der Synode zu Duisburg im Jahre 929 mindestens die Ueberschriften der Satzungen (M. G. Legg. II. 16—18). Spätere Quellen: Annales Augienses. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Vita Brunonis c. 2—4. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 21—31. L. III. c. 48—50. L. IV. c. 14—16. 24. Widukind L. I. c. 26—41. Hrotsvitha Gesta. Oddonis V. 1—124. Vita Mathildis prior (et posterior) c. 4—8. Folcuini Gesta abbatum Lobiensum c. 19. Richer I. c. 20—25. 34—39 (was bei Richer über Flodoard hier hinausgeht, verdient wenig Glauben). Annales Laubienses, Leodienses und Lobienses, auf einer älteren gemeinsamen Quelle beruhend. Thietmar L. I. c. 5—17 (meist nach Widukind). Eckehardi Casus S. Galli (M. G. II. 105—111). Adam Brem. L. I. c. 56—65. Cosmas Pragensis I. c. 17—19. — Die Urkunden Heinrichs I. sind verzeichnet bei Böhmer Kaiserregesten S 3—5.

Seite
190. Daß Heinrichs Wahl auch die Baiern und Schwaben mit vollzogen haben, scheint unglaublich, wenn auch der Continuator Reginonis, aus einer spätern Zeit zurückschließend, dies angiebt. Was Phillyps in der angeführten Abhandlung S. 12 hierüber sagt, halte ich für durchaus begründet, und selbst der Wahlort (Fritzlar) möchte dafür sprechen, daß Heinrich zunächst nur von den Sachsen und Franken gewählt wurde. Widukinds Ausdruck (I. c. 26): exercitus Francorum — designavit eum regem coram omni populo Francorum atque Saxonum kann freilich allein nichts entscheiden, da Franken und Sachsen bei ihm ganz Deutschland bezeichnet.

192. Auf die Aehnlichkeit zwischen dem deutschen Wahlkönigthum und der Stellung des angelsächsischen Bretwalda hat bereits Lappenberg in der Geschichte von England I. S. 129 hingedeutet.

193. Waitz hat in den Jahrbüchern I, 1. S. 43 den Zug Heinrichs gegen Herzog Burchard in die erste Hälfte des Jahres 920 gesetzt. Ist die merkwürdige Urkunde, vom 8. März 920 über eine Gerichtshandlung vor Herzog Burchard, die v. Mohr im Codex diplomaticus von Graubündten I. p. 58 hat abdrucken lassen, wirklich echt, und ich finde keinen Grund ihre Echtheit zu bestreiten, so möchte Heinrichs Zug schon in das Jahr 919 zu setzen sein, denn die Urkunde rechnet bereits nach Jahren seiner Regierung.

194. Die angeführten Worte eines baierschen Chronikfragments des elften Jahrhunderts findet man in den Jahrbüchern I, 1. S. 47. Anm. 5.

195. Daß die Ernennung der Bischöfe damals als ein ausschließliches Recht der Könige angesehen wurde, sagt ausdrücklich Johann X. in einem Schreiben an den Erzbischof Hermann von Köln im Jahre 921. Er tadelt es hierin auf das Nachdrücklichste, daß Herzog Giselbert über das Bisthum Tongern verfügt habe cum prisca consuetudo vigeat, qualiter nullus alicui clerico episcopatum conferre debeat, nisi rex. Jaffé Regesta pontificum Romanorum. No. 2731.

199. Herzog Eberhards Pfalzgrafenamt in Lothringen hat die positiven Zeugnisse des Flodoard zum Jahre 926 und des Sigebertus Gemblacensis zum Jahre 937

für sich; auch ist diese seine Stellung aus dem früheren Antheil der Konradiner an den lothringischen Angelegenheiten sehr erklärlich. Vgl. S. 168. 177.

In der älteren Lebensbeschreibung der Mathilde c. 4 heißt es: bello seu pace fieret, ignoramus; sceptrum Heinrico successit totaque regni facultas. In der jüngeren Lebensbeschreibung sind c. 4 die Worte wiederholt: bello seu pace fieret, est incertum, und dann hinzugefügt: sed absque dispositione Dei non accidisse, non est dubitandum. Seite 199.

Die Städte- oder Burgengründungen Heinrichs I. hat schon Lappenberg in der Geschichte von England V. S. 356 mit den kurz zuvor von König Edward dem Aelteren gegen die Dänen und Waliser errichteten Grenzfesten zusammengestellt. Die Worte des Widukind (I. 35) scheinen mir unmittelbar einem Gesetze entnommen, das dem bekannten Gesetze Edwards verwandt war und etwa folgende Fassung haben mochte: 204.

1) Ut ex agrariis militibus nonus quisque in urbibus habitet et caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstruat, frugumque omnium tertiam partem excipiat servetque, caeteri vero octo seminent et metant frugesque colligant nono et suis eas locis recondant.

2) Ut concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus celebrentur.

3) Ut praeter vilia nulla extra urbes sint moenia. So erklärt sich leicht das vielbestrittene: „vilia aut nulla extra urbes fuere moenia“ bei Widukind, wo auch die folgenden Worte „tali lege“ auf ein solches Gesetz hinzudeuten scheinen. Uebrigens setzen die Anlagen, die Widukind schildert, voraus, daß die Bevölkerung des Landes in der Masse aus milites agrarii bestand. Dies waren königliche Vasallen und Ministerialen, unter die Krontand gegen die Verpflichtung zu stetem Kriegsdienst vertheilt war. Nur in den Marken bildeten sie den Hauptstamm der herrschenden Bevölkerung, und deshalb können auch Widukinds Worte zunächst nur auf die Marken bezogen werden. Vgl. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten S. 144—166. Ausführlich hat Waitz über die Städtegründungen Heinrichs gehandelt in den Jahrbüchern I, 1. S. 148—157. Wie Edwards Einrichtungen als Heinrichs Muster anzusehen sind, so wurde Heinrichs Burgen- und Markverfassung wieder ein Vorbild für den Polen Boleslaw Chrobry. Vgl. was Röpell hierüber in der Geschichte Polens I. S. 156 ff. nach der Chronik des Boguphalus beibringt.

Heinrichs militairische Einrichtungen bestanden, wie Widukind L. I. c. 28 ausdrücklich angiebt, besonders darin, daß er die Dienstleute beritten machte und im Reiterkampfe übte. Die Franken kämpften bereits früher fast nur zu Pferde, wie aus den Vorgängen bei der Schlacht an der Dyle hinreichend bekannt ist und die Annales Fuldenses z. J. 891 (M. G. I. p. 407) ausdrücklich bezeugen; Heinrichs Einrichtungen werden also auch hier sich vornehmlich nur auf Sachsen bezogen haben. Liudprand (II. c. 3 und 25) berichtet, wie der Heerbann damals nur noch durch Androhung von Todesstrafen zusammengebracht werden konnte, bezeugt aber zugleich, daß die allgemeine Dienstverpflichtung nach vollendetem dreizehnten Jahre noch bestand. Ueber den letzten Punkt ist die Beilage in Stenzels Versuch einer Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands (S. 323) zu vergleichen. Daß Heinrich I. bei dem Einbruch der Feinde auch noch den Heerbann aufgeboten haben wird, läßt sich nicht bezweifeln, und an einzelnen Stellen des Widukind läßt sich unter exercitus wohl kaum etwas Anderes verstehen, aber für 206.

neue Anordnungen in Betreff des Heerbanns durch Heinrich sprechen weder innere noch äußere Gründe.

Seite 212—214. Ueber die Orte, wo die beiden Schlachten des Jahres 933 gegen die Ungern geschlagen wurden, sind in alter, wie in neuer Zeit der Vermuthungen genug aufgestellt, deren aber keine zur Evidenz gebracht ist. Vgl. Waitz in den Jahrbüchern I, 1. S. 107—110 und S. 184—191. Für die erste Schlacht fehlt es an allem sichern Anhalt. Leibniz in den Annales Imperii (II. S. 426) vermuthet, der Kampf habe bei der Burg Gleichen in Thüringen stattgefunden, und sieht diese in der Jechaburg und dem oppidum Lychen der späteren Chronisten, aber diese verlegen selbst die Schlacht in den Elm. Für die Lokalität der genannten Schlacht stehen sich die Autoritäten Widukinds und Liudprands gegenüber. Der letztere nennt Merseburg, der erstere Riade, das man nicht mit Sicherheit bestimmen kann, nach dem ganzen Zusammenhange der Erzählung aber kaum bei Merseburg suchen darf. Leibniz (a. a. O. S. 430) scheint doch geneigt Liudprand zu folgen, doch zeigt sich letzterer im Allgemeinen in den deutschen Angelegenheiten dieser Zeit nur so oberflächlich unterrichtet, daß man seine Autorität nicht allzuhoch anschlagen kann.

214. Ueber die Dänenkriege Heinrichs I. vergl. L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten S. 137—139. Daß zwei Kriege anzunehmen sind, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Der Krieg des Jahres 931 hat die unabhängigen Zeugnisse der Annales Hersfeldienses und Augienses für sich; der zweite d. J. 934 das der Annales Corbeienses, auch lassen sich die Nachrichten bei Adam von Bremen nur auf den letzteren beziehen.

220. Heinrichs Todestag wird irrthümlich in den meisten Büchern als ein Sonntag angegeben. Er und seine Gemahlin Mathilde sterben nach den beiden Lebensbeschreibungen der letzteren am Sabbath d. h. am Sonnabend; der 2. Juli 936 und 14. März 968, die als die Todestage beider feststehen, fielen überdies auf diesen Wochentag.

221. Die schöne Stelle aus Ruotger findet sich in der vita Brunonis c. 3.

Buch II. Kapitel 6—12. S. 222—319.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales S. Maximini Trevirenses. Kurze lothringische Annalen, die in den Annales Lobienses, Leodienses und Laubienses benutzt sind. Das wichtigste Actenstück sind die Verhandlungen der großen Ingelheimer Synode im Jahre 948, die nach mehreren Recensionen in den M. G. Legg. II. 19—26 abgedruckt sind; ebendaselbst finden sich auch einige Bestimmungen eines Frankfurter Convents. Quellen aus der späteren Zeit Ottos I.: Annales Angienses. Annales Sangallenses maiores. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Einsidlenses. Lindprandi Antapodosis IV. c. 17—34. V. c. 1. 12. 13. 26. Rnotgeri vita Brunonis c. 5—10. Widukind L. II. L. III. c. 1—8. Hrotsvithae Gesta Oddonis. v. 125—466. Spätere Quellen: Vita Mathildis I. prior c. 8. 9. (posterior c. 9—15.) Vita Johannis abbatis Gorziensis. Gerhardi vita Udalrici c. 1—9. Richer II. c. 17—19. 29—31. 49—93. Thietmar II. c. 1. 2. 22. Eckehardi Casus S. Galli

(M. G. II. 112. 113). Hermannus Contractus. Adam Brem. II. c. 1—5. Helmold. I. c. 12. — Die Urkunden Ottos I. aus dieſer Zeit ſind verzeichnet in Böhmers Kaiſerregeſten S. 5—10.

Seite 223. „Sachſen und Franken bildeten damals den Kern des Reichs.“ Daher bezeichnet Widukind mit Franken und Sachſen das deutſche Reich; ebenſo der Stiftungsbrief für Quedlinburg, von dem Köpke in den Jahrbüchern I, 2. S. 9 zeigt, daß er in das Jahr 936, und nicht 937, zu ſetzen iſt. Dort heißt es: Si aliquis generationis nostrae in Francia et Saxonia regalem potestativa manu possideat sedem, in eius defensione sit monasterium cum sanctimonialibus. Sin autem alter e populo eligatur rex, ipse quidem in eis suam regalem teneat potestatem, sed nostrae cognationis, qui potentissimus erit, advocatus loci habeatur. Erath Codex diplom. Quedlinb. p. 3. Die Stelle iſt auch dadurch wichtig, daß ſie deutlich zu erkennen gibt, wie das Reich bei Heinrichs Tode als ein volles Wahlreich angeſehen wurde, denn Otto ſelbſt ſetzt die Möglichkeit, daß trotz der Fortdauer ſeines Geſchlechts die Krone geſetzlich durch Wahl auf einen andern „e populo“ übergehen könne. Für „Franken und Sachſen“ als Bezeichnung des Reichs führt Köpke a. a. O. S. 3 noch eine Urkunde für das Bisthum Osnabrück an.

224 „Er ergötzte ſich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichſten Weiſen ſingen.“ Vom Grafen Ansfried erzählt Thietmar (IV. 22) er ſei als ein Knabe zur Erziehung ſeinem Oheim, dem Biſchof Robert von Trier, übergeben, dann von ſeinem gleichnamigen Oheim Ansfried, der funfzehn Grafſchaften verwaltete, zur Zucht in ritterlichen Dingen dem Erzbiſchof Brun überwieſen worden, endlich ſei er, als Otto zur Kaiſerkrönung nach Rom zog, in deſſen Dienſt getreten. Otto zog Ansfried in ſeine nächſte Umgebung. Hoc ideo tam gratanter suscepit, quia psalmos oris eius dulcissimos, hunc per devia sequens quasi delectationis causa aviculis insidiando, sine detractione frequentare occultius potuit. Sollten die psalmi dulcissimi, welche der Kaiſer auf der Vogeljagd ſang, wirklich geiſtliche Lieder geweſen ſein?

229. Die ſächſiſche Abkunft der Billinger iſt nach Hrotsvitha de primordiis coenobii Gandersheimensis v. 20—23:

> Cui conlux ergo fuerat praenobilis Oda,
> Edita Francorum clara de stirpe potentum,
> Filia Billungi, cuiusdam principis almi,
> Atque bonae famae generosae scilicet Aedae

doch ſehr unwahrſcheinlich. Daß die stirps clara Francorum ſich nur auf die Abſtammung der Aeda beziehen ſolle, nicht auf die Herkunft der Billunger, nimmt Leibniz in den Annalen II. p. 582 an und giebt einen Stammbaum, der ſich aber auf manche unſichere Vermuthungen gründet. Wie die Liudolfinger von einer Billingerin abſtammten, ſo ſetzten ſich auch ſpäter die verwandtſchaftlichen Verbindungen zwiſchen beiden Geſchlechteen fort. Daß eine Schweſter der Königin Mathilde an Wichmann, den älteren Bruder Hermann Billings, vermählt war, bezeugen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses und Thietmar II. 6. Mit

der früheren Geschichte der Billinger hat sich besonders Wedekind beschäftigt, sowohl in seinem Buche über Hermann, Herzog von Sachsen (Lüneburg 1817), wie auch an mehreren Stellen in den Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters (zehn Hefte in drei Bänden. Hamburg 1821—1837). Vgl. auch Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1853. Bd. I. S. 46 ff.

Seite 232. Ueber Gero besitzen wir eine gründliche und ausführliche Biographie von v. Leutsch (Markgraf Gero. Leipzig 1828), die indessen doch durch neuere Forschungen mehrfache Berichtigungen erfahren hat. Köpke handelt in den Jahrbüchern I, 2. S. 120 ff. in einem eigenen Excurse über Gero.

233. Was über die Verbindung Herzog Eberhards von Baiern mit dem Bischof Gerhard von Passau gesagt ist, beruht allein auf einer Bulle Leos VII., deren Aechtheit bereits früher vielfach angegriffen und neuerdings besonders von Dümmler bestritten ist. In seiner Schrift Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch (Leipzig 1854), die ich leider nicht mehr beim Niederschreiben der betreffenden Stelle benutzen konnte, hat Dümmler mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit zu beweisen gesucht, daß die fünf päpstlichen Schreiben von Symmachus, Eugen II., Leo VII. und Agapet II., seien vom Bischof Pilgrim in Rom benutzt, um die Erhebung Passaus zur erzbischöflichen Kirche zu erwirken, und lediglich für Machwerke dieses Bischofs gelten müßten, wie denn der Gedanke des Erzbisthums Lorch erst in seinem Kopfe seine Entstehung gefunden habe. Dümmlers Beweisführung hat Anerkennung gewonnen, namentlich auch bei Waitz in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Jahrg. 1855. S. 271 ff.); um so mehr fühle ich mich aufgefordert, meine Bedenken gegen dieselbe laut werden zu lassen. Die Echtheit der fraglichen Bullen wird einzig und allein aus inneren Gründen bestritten; denn die Originale derselben fehlen, und die erhaltenen Abschriften flößen an sich kein Mistrauen ein, denn sie finden sich in Verbindung mit andern Urkunden, die allgemein für echt gelten. Am besten äußerlich beglaubigt von allen bei dieser Untersuchung in Frage kommenden Urkunden ist indessen das Schreiben eines Papst Benedict an den Erzbischof Friedrich von Salzburg und die Bischöfe seiner Provinz, von dem sowohl im Salzburger, wie im Passauer Archiv Abschriften aufbewahrt sind (Dümmler S. 51). An dieses unzweideutig gegen die Passauischen Bemühungen um das Pallium gerichtete päpstliche Schreiben, das leider aller directen Zeitbestimmungen entbehrt, knüpft sich zunächst die Frage: von welchem Papst Benedict rührt es her? Dümmler beantwortet diese Frage nicht bestimmt; hält aber offenbar Benedict VI. für den Schreiber. Es saß aber Friedrich vom Jahre 958 bis zum Jahre 991 auf dem erzbischöflichen Stuhl von Salzburg, und während dieser Zeit gab es drei Päpste des Namens Benedict: Benedict V., VI. und VII. Der Inhalt des Schreibens ist so allgemein, daß es von jedem dieser Päpste herrühren könnte; auffällig ist jedoch, wie auch bereits Dümmler S. 173 bemerkt hat, die Aufschrift: Benedictus divina favente gratia atque totius populi Romani electus apostolicus, und diese scheint mir mit Sicherheit auf Benedict V. hinzuweisen. Denn bei diesem Papste, der vom römischen Volke ohne den Willen des Kaisers erwählt und der noch einmal gegen das Kaiserthum das freie Wahlrecht der Römer vertheidigte, hat allein diese Titulatur einen klaren und bestimmten Sinn. Man wende nicht ein, daß Erzbischof Friedrich sich nicht an Papst Benedict V. gewendet haben wird; die Sache konnte bereits früher nach Rom gebracht

und von Benedict jetzt nur die Entscheidung in die Hand genommen sein.[1]) Rührt aber jenes Schreiben von Benedict V. her, so gehört es in das Jahr 964 und bezeugt damit, daß die Passauer Ansprüche auf das Pallium schon der Zeit vor Piligrim angehören, der erst im Jahre 971 zum Bischof von Passau befördert wurde. Unter dieser Voraussetzung erscheint mir natürlich zunächst die Bulle Agapets II. in einem andern Lichte, als Dümmler. Ihr Inhalt erregt mir keinen Anstoß weiter, und die Erwähnung des Abts Hadamar von Fulda als Unterhändlers scheint mir ein Moment mehr, das für ihre Echtheit spricht. Denn daß Hadamar in der Zeit von 946 bis 948 zweimal in Rom war, ist nach anderen Urkunden nicht zu bezweifeln. Vergl. Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2784. 2792. 2793. Wir wissen überdies, daß gerade Hadamar der rechte Mann war, das Pallium zu Rom zu erwirken; er brachte es Adaldag von Bremen und Bruno von Köln, er unterhandelte deshalb für das Bisthum Halberstadt, als es nach Magdeburg verlegt und zum Erzbisthum erhoben werden sollte; er berühmte sich nach dem Zeugniß des Erzbischofs Wilhelm von Mainz, se domi ferre tot pallia, quot velit, empta cum libris. So zweifele ich auch nicht, daß Hadamar wirklich dem Passauer Bischof das Pallium überbracht haben wird, doch war damit freilich wenig geschehen, so lange noch in der Kirche Grundsätze galten, wie sie die erwähnte Bulle Benedicts ausspricht: illicitum iudicamus, ut aliquis episcopus sine totius provinciae atque suffraganeorum suorum consensu pallium sive aliquod archiepiscopatus privilegium a Romano pontifice praesumat. Dem Passauer Bischof mußte es genug sein, wenn nur der Zusammenhang seiner Kirche mit dem alten Lorch anerkannt wurde und er sich einen Bischof von Lorch nennen konnte; wie es denn schon i. J. 948, auch nach Dümmlers Ansicht, Bischof Adalbert that. Die Bulle Agapets II. weist aber bereits auf eine frühere Verleihung des Palliums an Passau hin, die zu erbi terten Streitigkeiten mit dem Erzbischof Herold von Salzburg Anlaß geboten habe, und damit zugleich auf die zwei Bullen Leos VII. vom Jahre 938. Die eine ist ein allgemeines Formular und bietet der Untersuchung keine Anhaltspunkte dar; die andere aber ein äußerst merkwürdiges Actenstück, das nach seinem Inhalt nichts weniger, als eine völlige Aenderung der baierschen, ja der gesammten deutschen Kirchenverhältnisse beabsichtigte und indem es sich an Herzog Eberhard von Baiern, der im Aufstande gegen Otto war, ausdrücklich wendete, auch die politischen Verhältnisse berührte. Nun scheint mir allerdings die Lage des Reichs und damit auch der deutschen Kirche im Jahre 937 so gewesen zu sein, daß sie ein solches Actenstück erklärlich macht, wogegen ich nimmermehr glauben kann, daß Pilgrim Kaiser Otto II. eine gefälschte Bulle vorgelegt haben würde, die seine Sache mit dem entschiedensten Gegner des sächsischen Hauses in Baiern in Verbindung brachte; überdies war die Macht Eberhards eine so vorübergehende, daß es kaum wahrscheinlich ist, daß die einjährige Usurpation desselben noch nach mehr als dreißig Jahren einem Fälscher zur Handhabe seines Betrugs gedient haben wurde. Daß die Bulle, wie ihr ganzer Inhalt des Befremdlichen genug hat, so auch in der Form manches Auffällige darbietet, leugne ich nicht. So ist es allerdings anstößig, daß in der Aufschrift die Laien vor den Klerikern genannt sind. Dagegen möchte für die Echtheit der Bulle sprechen, daß die Namen der baierschen Bischöfe im Jahre 938 durchaus richtig angegeben sind.

1) Vergl. die Antwort Johanns XII. auf die Beschwerden, die Erzbischof Wilhelm von Mainz an Papst Agapet II. richtete.

Sehr begreiflich ist übrigens, daß dieselbe, wenn sie echt sein sollte, doch wenig Wirkung haben konnte, da mit der Niederlage Eberhards auch Passau seinen Schutz verlor. Bis zum Jahre 938 glaube ich so die Palliumsbestrebungen Passaus verfolgen zu können; denn daß die Bulle von Symmachus untergeschoben ist, wird jetzt wohl allgemein zugegeben, und die Echtheit der Bulle Eugens II. hat Dümmler mit unwiderleglichen Gründen gezeigt. Rivalitäten zwischen Salzburg und Passau und Streitigkeiten um den beiderseitigen Missionssprengel lassen sich allerdings schon im neunten Jahrhundert nachweisen, aber nirgends findet man eine Spur, daß Passau damals einen Zusammenhang mit dem alten Bisthum Lorch behauptet und darauf Metropolitanrechte begründet habe. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die ganze Idee des Erzbisthums Lorch der Vita Severini ihr Dasein verdankt, von der nachweislich im Jahre 904 ein Exemplar an Passau geschenkt wurde (Dümmler S. 28) und die schwerlich früher dort bekannt war. Auf sie gründet sich jene pia fraus, die Dümmler um das Jahr 973 setzt, ich dagegen vierzig Jahre früher verlegen möchte, da ich keinen vollwichtigen Grund sehe, an der Echtheit der Bullen Leos VII. und Agapets II. zu zweifeln. Hiernach habe ich jetzt allerdings an dem S. 233 Gesagten Einzelnes zu ändern, namentlich ist der Ausdruck: „die Bischöfe von Passau strebten schon *längere Zeit* „nach dem Pallium" nicht mehr zu vertheidigen; aber daß die Unechtheit der Bulle, auf der die dort gegebene Darstellung beruht, erwiesen sei, kann ich auch jetzt nicht einräumen.

Seite 248. Schon Köpke hat Jahrbücher I, 2. S. 34. Note 1 bemerkt, daß Graf Immo nicht eine aus der Immengeschichte erwachsene mythische Person ist. In den Citaten ist dort ein störender Druckfehler zu ändern: Immo erscheint beim Continuator Reginonis zum Jahre 944, wie bei Flodoard zum Jahre 959 und 960. Ob der in der Vita Deoderici I. (M. G. IV. 476) erwähnte Immo comes mit jenem eine Person ist, muß dahingestellt bleiben.

252. Aschbach hat in seiner Abhandlung: „Hat Franken im zehnten Jahrhundert Landesherzoge gehabt?" (Archiv für Geschichte und Literatur II. p. 166 ff.) diese Frage im Allgemeinen verneint; dagegen hat Waitz Jahrbücher I, 1. S. 128 mit Recht für Konrad und Eberhard die Stellung von fränkischen Landesherzögen in Anspruch genommen. Daß aber mit Eberhards Tode das fränkische Herzogthum erlosch und nicht auf Konrad den Rothen überging, zeigt Köpke in einem besonderen Excurs zu den Jahrbüchern (I, 2. S. 93 ff.), und was Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 3. 4. 345) dagegen einwendet, scheint mir nicht haltbar. Es verdient noch eine Untersuchung, wie sich die Verhältnisse Frankens damals im Einzelnen gestalteten; über das Schicksal der fränkischen Markgrafschaft gegen die Sorben habe ich Jahrbücher II, 1. S. 133 gehandelt.

254. Das Zeugniß des Flodoard und das davon unabhängige des Continuator Reginonis zum Jahre 940 sind so positiv, daß wohl nicht mit Recht in den Jahrbüchern (I, 2. S. 94) bezweifelt ist, daß an Heinrich in diesem Jahre das Herzogthum Lothringen übertragen wurde. Der Cont. Reg. sagt ausdrücklich, daß Otto, Richwins Sohn, erst auf Heinrich gefolgt sei, und zwar noch in demselben Jahre. Widukind L. II. c. 26 läßt allerdings diesen Otto gleich auf Giselbert folgen und weiß überhaupt Nichts von Heinrichs herzoglicher Gewalt in Lothringen; aber er ist auch sonst in der Darstellung der lothringischen Angelegenheiten nicht gerade genau.

268. Ueber die Bedeutung, welche das Pfalzgrafenamt unter Otto I. gewann,

handelt ausführlich Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 354 ff.); eine gute übersichtliche Zusammenstellung findet sich in Walters deutscher Rechtsgeschichte S. 159—162. Es scheint mir noch zu wenig hervorgehoben, daß die wesentliche Bedeutung des neuen Amtes darin lag, gegenüber der Concentrirung der provinciellen Interessen im Herzogthum auch die gesammten Reichsinteressen in den einzelnen Provinzen in der Hand eines ständigen Beamten zusammenzufassen. Freilich ist die Pfalzgrafschaft nie das geworden, was sie ihrer Idee nach werden sollte; sie wurde schon früh zu einer Territorialgewalt neben den anderen Territorialgewalten, so daß man ihre allgemeine Bedeutung für das Reich nur mühsam in den Quellen entdeckt. Franken hatte so wenig, wie seinen eigenen Herzog, seinen eigenen Pfalzgrafen; es stand unmittelbar unter dem König als Herzog, und die Einkünfte aus dem Lande wurden durch Kammerboten eingetrieben und von diesen an den Fiscus abgeführt. Die niederrheinischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Achen hatten, waren ursprünglich Pfalzgrafen in Lothringen; da sie aber auch in Franken Besitzungen gewannen, wurden sie später häufig als fränkische Pfalzgrafen bezeichnet.

Heinrichs Vermählung mit der baierschen Judith fällt nach dem ausdrücklichen und völlig glaubwürdigen Zeugniß der Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 156 ff.) schon in die Zeit vor seiner ersten Empörung, also in die Jahre 936—938. Vgl. S. 234. Seite 269.

Eine sichere chronologische Bestimmung für den Dänenzug Ottos I. zu gewinnen ist nach den späten und vielfach dunkelen Ueberlieferungen unmöglich. Der Gegenstand ist auf das Sorgfältigste nach allen Seiten durchforscht worden, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gekommen wäre. Asmussen in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung über die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark (Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. s. w. B. I.) setzt den Zug in das Jahr 958; Köpke kommt in dem tief in die Frage eingehenden Excurs über Ottos I. Kriege mit den Dänen (Jahrbücher I, 2. S. 104 ff.) auf das Jahr 947; Dahlmann in der Geschichte von Dänemark I. S. 81 verwirft beide Annahmen und wählt das Jahr 965; L. Giesebrecht endlich in den Wendischen Geschichten I. S. 142 nennt zwar kein bestimmtes Jahr, verlegt den Zug aber, an eine Bemerkung Widukinds L. II. c. 21 anknüpfend, in die Zeit vor 940. Das Eine scheint mir nicht fraglich zu sein, daß der Zug der Stiftung der dänischen Bisthümer vorausging; sonst aber finde ich keinen bestimmten Anhalt zur Entscheidung der Frage. 280.

Die Unternehmungen Heinrichs gegen die Ungern, die sowohl für die Beurtheilung seines persönlichen Werths, wie für die Stellung des Reichs von der größten Bedeutung sind, werden in den meisten Geschichtsbüchern viel zu wenig hervorgehoben. Die Quellen weisen deutlich genug auf die Größe dieser Thaten hin. Heinrichs großer Ungernkrieg wird in den Annales Hersfeldenses zum Jahre 950, bei Flodoard zu demselben Jahre, bei Widukind L. II. c. 36 erwähnt; auch Hrotsvitha besingt ihn (Gesta Oddonis v. 377—394). 281.

Die Sagen von der Königin Editha finden sich beim Annalista Saxo z. J. 937 (M. G. VI. 600). 297.

Ueber die kirchlichen Zustände der Ottonischen Zeit muß man das Material aus den Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, Ruotgers Lebensbeschreibung 299.

Bruns, aus der hierfür sehr wichtigen Vita Johannis Gorziensis, der ältesten Vita Udalrici und Adam von Bremen sammeln.

Seite 301. Die ungemeine Bedeutung Bruns scheint mir bisher noch kaum nach allen Seiten gewürdigt zu sein, doch verdient die fleißige Arbeit von Pieler über Bruns Leben (Programm des Gymnasiums zu Arnsberg. 1854) hervorgehoben zu werden. Neuerdings hat Vogel in seinem Buche über Rather auch Brun ein Ehrendenkmal gesetzt. Da ich diese Schrift noch nicht für das zweite Buch meiner Geschichte benutzen konnte, wird meine Uebereinstimmung mit den meisten Ansichten Vogels ein um so kräftigeres Zeugniß für die Wahrheit sein. In manchen Punkten bin ich allerdings abweichender Ueberzeugung. So kann ich namentlich nicht einräumen, daß Brun der italienischen Politik Ottos entgegen war; er war es gerade, der Otto bewog, im Jahre 956 Liudolf nach Italien zu senden, und damit den ersten Anstoß gab, nach der Beendigung des Bürgerkriegs die italienische Eroberung wieder aufzunehmen.

302. Vergl. über die Kanzler und Erzkanzler in der ersten Hälfte der Regierung Ottos I. Köpkes Excurs in den Jahrbüchern I, 2. S. 98.

308. Vergl. den Brief des Gunzo an die Reichenauer Mönche, der sich bei Martene Veterum scriptorum amplissima collectio T. I. col. 294 seqn. findet.

309. Ueber die lateinische Hof- und Klosterdichtung der Ottonischen Zeit handelt W. Wackernagel in der Geschichte der deutschen Literatur S. 70—74.

313. Die Stiftungsbriefe für die dänischen Bisthümer und das Bisthum Oldenburg sind nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir die Stiftungsurkunden für Havelberg und Brandenburg, die erstere ist abgedruckt in Buchholzs Geschichte der Churmark Brandenburg I. S. 405, die andere in Gerckens Stiftshistorie von Brandenburg S. 335. Die Widersprüche beider Urkunden bespricht Köpke in den Jahrbüchern I, 2. S. 114 in einem besondern Excurse.

Buch III. Kapitel 1. S. 323—354.

Quellen. Gleichzeitig: Panegyricus Berengarii imperatoris (M. G. IV. 190—210). Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma. Flodoardi Annales. Attonis epistolae. Ratherii epistolae. Noch dem zehnten Jahrhundert gehören an: Liudprandi Antapodosis. Vitae pontificum. Benedicti s. Andreae monachi Chronicon c. 29—34. Chronicon Salernitanum c. 155—168. Vom Anfange des elften Jahrhunderts: Hugonis abbatis destructio monasterii Farfensis (M. G. XI. 532—539). Chronicon Venetum. — Die päpstlichen Urkunden sind verzeichnet bei Jaffé Reg. pont. Rom. p. 305—319.

Hülfsmittel: Die literarischen und damit zusammenhängenden sittlichen Zustände Italiens habe ich in meiner Schrift: De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis (Berlin 1845) ausführlicher behandelt. An dieselbe schließt sich auf das Engste die geistreiche Abhandlung des jüngst verstorbenen Ozanam an: Des écoles et de l'instruction publique en Italie aux temps barbares, die zu seinen im Jahre 1850 zu Paris herausgegebenen Documents inedits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIIIe siècle jusqu'au XIIIe als Einleitung dient. Ozanam nimmt mit dem von mir gesammelten Material vollständig das Resultat auf, daß sich eine eigenthümliche weltliche Bildung, vorzugsweise auf das klassische Alterthum gegründet, während des ganzen Mittelalters in

Italien erhalten habe, nur will er neben derſelben eine eigenthümliche Entwickelung der klerikalen Bildung feſthalten, während nach meiner Anſicht auch der Klerus von dieſer weltlichen Bildung beherrſcht und durchdrungen war. So ſchön Manches in der Abhandlung ausgeführt iſt, kann ich mich doch nicht davon überzeugen, daß vor dem Inveſtiturſtreit ein ſolcher Gegenſatz zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Schulen obgewaltet habe, wie ihn Ozanam ſchildert. Sonſt haben ſich faſt Alle, die neuerdings eingehend die Bildungszuſtände Italiens behandelt haben, meinen Anſichten angeſchloſſen, [1]) vornehmlich auch Vogel in ſeinem Buche über Rather, wo er Manches noch weiter auszuführen Gelegenheit hatte.

Ueber die politiſchen Zuſtände Italiens im zehnten Jahrhundert und die Ausbildung der biſchöflichen Hoheit in den lombardiſchen Städten handelt überſichtlich v. Bethmann-Hollweg Urſprung der lombardiſchen Städtefreiheit (1846); ausführlich und mit ſcharfer Kritik das Material ſondernd C. Hegel in ſeinem ausgezeichneten Werke: Geſchichte der Städteverfaſſung von Italien II. S. 48 ff.

Die Regierungen K. Hugos und K. Lothars ſind ausführlich behandelt in Fr. de Gingins-la-Sarraz Mémoires pour servir à l'histoire des royaumes de Provence et de Bourgogne-Jurane; seconde partie: les Hugonides (Archiv für Schweizeriſche Geſchichte. Zurich 1853. IX. 86 ff.). Ueber Alberich und die römiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit hat Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1844) Mehreres zuſammengeſtellt, doch vermißt man in der Behandlung des Stoffs Schärfe der Kritik.

Seite

Die erwähnten Worte Papſt Johanns VIII. findet man bei Jaffé Reg. pont. No. 2490 und 2449. 323—325.

Das angeführte Geſetz K. Aiſtulfs ſteht bei Troya Della condizione de' Romani vinti da' Langobardi p. 487. 328.

Ueber die miſſatiſche Gewalt der Biſchöfe vergl. Karoli II. conventus Ticinensis a. 876 (M. G. Legg. I. 351). Ipsi nihilominus episcopi singuli in suo episcopio missatici nostri potestate et auctoritate fungantur. Ich kann dies nicht mit Hegel (II. 22) von der gleichen Stellung der Biſchöfe neben den Sendboten verſtehen, ſondern glaube, die Biſchöfe traten ſelbſt für ihren Sprengel in die Geſchäfte der Sendboten ein, nachdem Karl aus den lombardiſchen Städten in gleicher Weiſe, wie aus Rom, die königlichen Sendboten zurückgezogen hatte. Removit ab eis regias legationes, ſagt der libellus de imperatoria potestate (M. G. III. 722). 330.

Die Raubzüge der Araber vom Garigliano überſieht man jetzt am Beſten in der Chronik des Benedict; intereſſante Notizen bietet auch die Destructio monasterii Farfensis dar. 332.

Die Niederlaſſung der Araber in Garde-Frainet iſt in Frankreich der Gegen- 332. 333.

---

1) Mit Phraſen, ohne alle Gründe hat Fr. Palermo in dem Archivio storico (Appendice T. III 641—653) im Ganzen und Großen das Ergebniß meiner Arbeit beſtritten; er erklärt meine Irrthümer aus einer übermäßigen Eingenommenheit für mein Volk und gegen das ſeine.

ſtand mehrerer gelehrten Arbeiten geweſen; die wichtigſte iſt Reynaud Invasions des Sarrasins en France (Paris 1836). Die Mémoires de la société des Antiqu. de France T. VIII. (1846) enthalten zwei einſchlagende Arbeiten: Raynaud Domination sarrasine sur la montagne du Grand-St.-Bernard und Bonnefoy Du séjour des Sarrasins en Savoie.

Seite 333. 334. Muratori bezweifelte noch (Annali a. 925), ob die Ungern jemals bis Rom vorgedrungen ſeien; die Chronik des Benedict hebt jetzt jede Ungewißheit auf. Die Niederlage bei Rieti fällt gegen Ende 941 oder in das folgende Jahr. Der Sieger war nach Benedicts Zeugniß (c. 30) der Langobarde Joſeph; unfraglich eine Perſon mit dem gleichnamigen dux et rector territorii Sabinensis, der in einer Urkunde vom November 941 erwähnt wird. Im Anfange des Jahres 941 wird noch der dux Sarilo in der Sabina genannt, im Januar 943 ſchon der dux Rainerius. Fatteschi Memorie istorico-diplomatiche riguardanti le serie de' duchi di Spoleto (Camerino 1801) p. 250.

335—338. Das Sittenverderbniß der italieniſchen Biſchöfe ſchildert Rather beſonders Praeloquia L. V. (Ratherii Opp. p. 144 sequ.) Vgl. Vogel I. S. 40 ff. und S. 93. Als viri urbanae scientiae und prudentes saeculi werden von Rather die italieniſchen Gelehrten bezeichnet und vor der urbanitas saecularium gewarnt. Vgl. Vogel I. S. 71. 74 und an anderen Orten.

339. Das Chronicon Venetum enthält über den Ungerneinfall vom Jahre 899 die wichtigſten bisher wenig benutzten Notizen. Dieſer Einfall traf Treviſo, Padua, Breſcia, Pavia und Mailand, und vor Allem auch die venetianiſchen Inſeln. Auf ledernen Kahnen ſetzten die Ungern über und ſteckten faſt alle Orte der Venetianer in Brand: nur ein großer Sieg des Dogen Petrus am 29. Juni ſchützte Molomacco und Rialto, wo man im Jahre 907 den Bau der neuen Stadt anfing. Irrig iſt es alſo, wenn Leo in der Geſchichte von Italien I. 380 ſagt: „Die Einfälle der Ungern ſchadeten Venetien wenig wegen des den magyariſchen Reiterſchaaren unzugänglichen Terrains."

342. Crevit extunc non solum Papiae, sed et in omnes Italiae fines regis timor; neque Lunc ut reges ceteros floccipendere, verum modis omnibus honorare. Liudprandi Antapodosis III. c. 41.

349. Die Vermählung K. Lothars mit Adelheid wird chronologiſch beſtimmt durch eine am 27. Juni 947 zu Pavia ausgeſtellte Urkunde, in der Coriano an Adelheid als Morgengabe verſchrieben wird (Historiae patriae monumenta I. 159). Nach dem Zeugniß des Abts Odilo (Epitaphium c. 2) ſtand Adelheid damals im ſechszehnten Jahre, war alſo im Jahre 931 oder 932 geboren. Der Todestag K. Hugos war nach zwei übereinſtimmenden Zeugniſſen (Catal. Italiae regum M. G. III. 216 und Calendar. Merseburg. in Höfers Archiv I. 111.) der 10. April 947.

351 Aus Farfenſer Urkunden und Hugonis Destructio monasterii Farfensis c. 7 geht hervor, daß Alberich auf dem Aventin ſeine Stammburg hatte. Eine Urkunde, die ich zu Subiaco aus dem Registrum Sublacense abſchrieb und unter den Documenten (A) abdrucken laſſe, thut dar, daß Alberich ſpäter bei S. Apoſtoli Hof hielt, an derſelben Stelle, wo in der Folge die Grafen von Tusculum ihre Reſidenz hatten. Vgl. eine Urkunde vom 23. Mai 1013, die Galletti (Del Vestarario della S. R. C. p. 14) aus dem Registrum Farfense herausgegeben hat. Meines Wiſſens iſt jene Urkunde über ein von Alberich angeordnetes Gericht nirgends vollſtändig gedruckt und nur von Muratori (Antiquitates V. 773) und

Giorgi zum Baronius bei dem Jahre 939 kurz excerpirt; sie gewinnt um so mehr Interesse, da das urkundliche Material für Alberichs Geschichte sehr dürftig ist und manche in der Urkunde genannte Personen auch sonst erwähnt werden. So ist der Protoscriniarius Leo der nachherige Papst Leo VIII., der aus einer sehr angesehenen römischen Familie stammte und dessen Wohnung an der jetzigen Via di Marforio lag, die unter dem Namen Descensus Leonis Proti bis zum dreizehnten Jahrhundert öfters vorkommt. Bei Liudprand Hist. Ott. c. 9 finden sich die in unserer Urkunde erwähnten Personen theils selbst, theils ihre Söhne wieder.

Buch III. Kapitel 2—8. S. 355—540.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Angienses bis z. J. 954. Annales Sangallenses majores. Annales Lobienses und die ursprüngliche Quelle der Annales Leodienses und Laubienses. Annales S. Maximini Trevirensis. Annales Colonienses. Flodoardi Annales b. z. J. 966. Annales Einsidlenses (Annales Heremi). Liudprandi Historia Ottonis Magni. Continuator Reginonis b. z. J. 967. Ruotgeri Vita Brunonis c. 11—49. Widukind L. III. c. 9—76. Hrotsvithae Gesta Oddonis v. 467—752, 1141—1188, 1479—1517. Liudprandi Relatio de legatione Constantinopolitana. Vitae pontificum. Chronicon Benedicti c. 35—39. Die wichtigsten Actenstücke dieser Zeit sind gedruckt in den M. G. Legg. II. 26—35. — Spätere noch im zehnten Jahrhundert geschriebene Quellen: Vita Mathildis prior c. 10—16 (posterior c. 15—28). Chronicon Salernitanum c. 169—174. Vita Johannis abbatis Gorziensis, besonders c. 115—136. Gerhardi Vita Udalrici c. 10—25. Folcuini Gesta abbat. Lobiensium c. 22—28. Richer III. c. 1—10. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 2—5. Spätere Quellen: Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25). Thietmar II. c. 3—21. 23—28. IV. 22. Ekkehardi Casus S. Galli (M. G. II. 114—147). Hermannus Contractus. Annales Casinates. Annales Barenses. Chronicon Novalicense V. c. 12—31. Anselmi Gesta episc. Leod. 23. 24. Gesta episc. Cameracensium c. 75—94. Widrici Vita Gerardi. Othloni vita Wolfkangi c. 1—14. Sigeberti Vita Deoderici I. c. 1—18. Marianus Scotus. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Adamus Brem. II. c. 7—20. Arnulfi Gesta archiepp. Mediol. I. c. 15—18. Landulfi Historia Mediolanensis II. c. 16. Hugonis Flaviniacensis Chronicon II. c. 8 (M. G. VIII.) Lupi Protospatharii Annales Barenses. Leo Ostiensis Chronica mon. Casin. I. c. 61. II. c. 9. Annales Beneventani (M. G. III. 173—185). Cosmas Prag. I. c. 21—25. Chronica Polonorum I. c. 5. Annalista Saxo. Chronographus Saxo. — Die Urkunden Ottos I. aus dieser Zeit sind verzeichnet von Böhmer Kaiserregesten S. 10—21; die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben bei Jaffé Reg. pontif. Rom. p. 319—331.

Seite

357. Die angeführte Stelle des Liudprand findet sich Antapodosis V. c. 30.

357—366. Die Hauptquellen für den ersten italienischen Zug Ottos I. sind der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha. Ueber die Gefangenschaft und Flucht Adelheids ist besonders Hrotsvitha zu lesen und neben ihr Odilos Lebensbeschreibung der Königin; über die späteren, vielfach ausgeschmückten und sagenhaften Berichte handelt Dönniges in den Jahrbüchern I, 3. S. 173—178. So wenig Glauben die ausführliche Erzählung des Donnizo (Vita Mathildis in Leibnitii Scriptores rerum Brunsvicensium I. 630 sequ.) auch im Einzelnen verdient, wird doch nach ihr angenommen werden können, daß Adelheid in der letzten Zeit zu Garda eingekerkert war, daß Atto sie nach ihrer Flucht beschützte und nach Canossa in Sicherheit brachte; in Bezug auf diese Punkte, für die es sonst an alten Zeugnissen fehlt, scheint Donnizo Glauben zu verdienen. Ueber die Weigerung Adelheids, sich mit Lothar zu vermählen, über ihre Gefangennehmung zu Como und den Tag derselben ist Dönniges a. a. O. S. 6. 7 zu vergleichen. — Zwei für den Zug Ottos wichtige Urkunden fehlen in Böhmers Regesten; die eine ist zu Pavia am 23. September 951 (Monumenta Boica XXXI. 1. p. 198), die andere zu Como am 16. Februar 952 (Giulini Memorie di Milano II. 481) ausgestellt.

360. Daß der Brief Rathers (Opp. p. 537—545) an Papst Agapet II. gerichtet ist, scheint mir Vogel (Rather I. 145 ff. und II. 158) gut bewiesen zu haben.

364—365. Ueber das dotale munus der Adelheid besitzen wir eine Bestätigungsurkunde Ottos II. (Schöpflin Alsatia diplomatica I. 126). Ueber den Hochzeitstag Ottos und der Adelheid vergl. Dönniges Jahrbücher I, 3. S. 11. Anm. 3. Weshalb Dönniges hier und S. 12 Anm. 2 annimmt, Liudolf und Erzbischof Friedrich seien schon *vor* der Hochzeit nach Deutschland gegangen, ist mir nicht klar, da der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha ausdrücklich das Gegentheil bezeugen und überdies Liudolf und Friedrich recht gut Weihnachten in Saalfeld feiern konnten, wenn die Hochzeit im October oder November stattfand. Heinrichs Benehmen gegen Otto zu jener Zeit schildert Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 677—679) in folgender Weise:

> Obsequiis operam gessit regalibus aptam,
> Officium non germani solummodo cari,
> Sed magis *ius servi* studio complendo benigni.

368. Das Martyrium Arnoldi (Böhmer Fontes rerum Germanicarum III. 325) bezeugt ausdrücklich, daß während der Minderjährigkeit Ottos III. die Lombardei einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund reinen Goldes zahlte; der Ursprung dieses Tributs kann wohl nur in den damaligen Verhältnissen Berengars zu Otto I. gesucht werden. — Der Continuator Reginonis spricht nur von der Abtretung der Marken von Verona und Aquileja, aber mit denselben mußten auch die Marken von Trient und Istrien von Italien getrennt werden; in der Folge waren alle diese Marken zuerst mit dem Herzogthum Baiern, dann mit Kärnthen verbunden.

370—391. Die Hauptquellen für den Krieg Ottos mit seinen Söhnen sind der Fortsetzer des Regino, Widukind, Ruotger und Flodoard, nächstdem die Vita Udalrici und Folcuini Gesta abb. Lobiensium.

370. Bruns Prophezeiung erzählt Ruotger c. 9.

376. Die Worte Widukinds (III. c. 18): Ad haec adolescens nichil respondit,

sed audito rege cum suis urbem ingressus est ſcheinen mir keinen angemeſſenen Sinn zu geben, da vorher Heinrich und nicht der König geſprochen hatte. Vielleicht ſchrieb Widukind recta, wo audito dann abſolut zu faſſen wäre. So kann auch Widukind II. c. 10 nicht wohl geſchrieben haben: aequum pravumque, sanctum periuriumque illis diebus parum procedebant; der Zuſammenhang erheiſcht pari modo oder pariter.

Seite

Brunos Worte an Liudolf und die S. 380 wiedergegebene Rede Ottos an Brun finden ſich bei Ruotger c. 18 und c. 20. Beide Reden, die, obſchon ſie als Ausarbeitungen Ruotgers anzuſehen ſind, doch die Zeitverhältniſſe lebendig ſchildern, ſind in unſerm Text ſehr abgekürzt. 377.

Schon Vogel (Rather I. 178) hat bemerkt, daß die Worte bei Ruotger c. 11: In ea primum electione praeter caeteros Godefridus floruit episcopus verderbt ſein müſſen; ſie erregen in der Sache, wie in der Form gleich großen Anſtoß. Vielleicht ſchrieb Ruotger: Ita eum primum electione praeter caeteros Godefridus statuit episcopum; set si quis alius voto praeiret, difficile quispiam expediret. „Godfried nannte bei der Wahlhandlung zuerſt Bruns Namen, ob „aber im Herzen Jemand früher an Brun dachte, iſt ſchwer zu ſagen." 379.

Ueber das Geſchlecht Adalberts von Metz und ſeines Bruders Friedrich iſt die bisher überſehene Stelle in der Vita Johannis Gorziensis c. 40 zu vergleichen. Irrig iſt es, daß Friedrich ſich ſchon vor 951 mit Beatrix vermählt habe, wie in den Jahrbüchern I, 3. S. 66 geſagt iſt; die Vermählung fand erſt 954, die Verlobung vor 951 Statt. Vgl. Flodoard z. J. 951 und 954. 381

Eine Urkunde Ottos vom 10. December 953 iſt von Schirling ſüdlich von Regensburg aufgeſtellt (Böhmers Regeſten No. 204); eine andere vom 10. Januar 954 zu Brugkiem d. h. Bruck an der Leine (Erhard Regesta historiae Westphaliae I. 46). Schon vor Anfang der Faſtenzeit des Jahres 954 zog Otto nach dem Fortſetzer des Regino abermals nach Baiern; dieſer Feldzug kann indeſſen nur kurz geweſen ſein, wenn anders eine Urkunde, die ſich im geheimen Staatsarchive zu Berlin befindet und die trotz ihrer ſehr verwirrten chronologiſchen Angaben und manches Befremdlichen im Inhalte doch in dem erhaltenen Original keinen rechten Anhalt ihre Echtheit zu bezweifeln darbietet, in das Jahr 954 gehören ſollte. Sie iſt ausgeſtellt zu Wiha am 12. April 965 ind. IV. anno regni XX. oder X., denn die letzte Zahl iſt radirt, vom Kanzler Liudolf vice Brunonis archicap. Der König ſchenkt ſeinen Hof Hebesheim in pago Derlingowe dem h. Moriz in Magdeburg pro statu et incolumitate regni nostri dilectaeque coniugis nostrae Adelheidis dilectique filii nostri Liudolfi. 381—383.

Die Nachricht von dem beabſichtigten Kampfe bei der villa Rimilinga im Biesgau, die ſich bei dem Fortſetzer des Regino zum Jahre 954 findet, iſt durchaus glaubwürdig; das Ereigniß kann aber nicht wohl ſpäter, als in die erſte Hälfte des Jahres 954 geſetzt werden, da nicht der geringſte Grund zu der Annahme vorliegt, Konrad habe nach dem Tage von Langen-Zenn noch einmal die Waffen gegen den König erheben wollen. Dennoch hat Vogel (Rather I. 190 ff.) zu beweiſen geſucht, daß dies Ereigniß dem Jahre 955 angehöre, indem er von der Vorausſetzung ausgeht, daß Rather erſt in dieſem Jahre aus Luttich habe weichen müſſen. Nun giebt Rather (Opp. 219) allerdings an, daß er noch während des Kampfes zwiſchen Brun und Konrad in der Ausübung ſeiner biſchöflichen Gewalt zu Luttich behindert worden ſei, und Ruotger (c. 38) beſtätigt es; aber Nichts hindert die von Folkuin (Gesta abb. Lobiensium c. 22) auf das Weih- 384. 385.

nachtsfeſt verlegten Ereigniſſe bereits in das Jahr 953 zu ſetzen. Deshalb konnte die Einſetzung Balderichs und die damit zuſammenhängende ſchließliche Entfernung Rathers doch erſt im Jahre 955, wie die Annales Laubienses und Leodienses angeben, ſtattfinden; auch ſteht Nichts im Wege, die Ereigniſſe, die Rather p. 235 segq. erzählt, auf den Gründonnerſtag 955 zu verlegen. — Ueber die alberne Geſchichte Thietmars II. c. 15 habe ich im Texte Nichts ſagen wollen; ſie iſt völlig unglaublich und gewinnt nicht an Wahrſcheinlichkeit, wenn man an den Herzog Hugo von Franzien denkt, zumal Thietmar ſelbſt hier unfraglich die Namen Hugo und Kuno verwechſelt hat, wie ihm daſſelbe kurz vorher (c. 3) ſchon einmal begegnet iſt.

Seite 392. Auf den äußerſt wichtigen Brief des Erzbiſchofs Wilhelm an Papſt Agapet II. hat zuerſt Jaffé in Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft IX. 204 aufmerkſam gemacht Wilhelms Brief iſt in einer Karlsruher Handſchrift der Briefe des h. Bonifacius enthalten, die dem zehnten Jahrhundert angehört; aus dieſer hat ihn mit einigen päpſtlichen Schreiben an die Erzbiſchöfe Friedrich und Wilhelm zuerſt Wurdtwein in ſeiner Ausgabe der Briefe des h. Bonifacius abdrucken laſſen (Epistolae s. Bonifacii p. 377). Da Wurdtweins Abdruck nicht genau iſt und mir durch Pertz Gute eine ſorgſame Vergleichung der Handſchrift zugänglich wurde, einzelne verderbte Stellen ſich überdies aus dem Briefe Agapets an Wilhelm (l. l. p. 375) leicht verbeſſern laſſen, gebe ich unter den Documenten (B) einen berichtigten Abdruck. Der Brief kann nur im October oder November 955 geſchrieben ſein; die darin erwähnte Reiſe Hadamars nach Rom muß demnach in den Auguſt und September 955 fallen und iſt wohl dieſelbe, die Ruotger (c. 26) erwähnt; denn zwei Reiſen Hadamars nach Rom in den Jahren 954 und 955 anzunehmen, ſcheint kein hinreichender Grund vorzuliegen.

393. In der Darſtellung der baierſchen Angelegenheiten in der erſten Hälfte des Jahres 955 bin ich mehrfach von den Annahmen der Jahrbücher abgewichen, indem ich mich auf folgende Quellenſtellen ſtütze Flodoard giebt an, daß Otto ſogleich im Anfange des Jahrs wegen eines drohenden, aber vereitelten Ungerneinfalls nach Baiern gezogen ſei. Widukind (III. c. 43) berichtet, daß Otto das Oſterfeſt bei Heinrich gefeiert habe, nach Oſtern aber Regensburg belagert und endlich eingenommen ſei. Ueber die Gefangennehmung und Blendung Herolds giebt das beſte Zeugniß der ebenerwähnte Brief des Erzbiſchofs Wilhelm, und neben denſelben kommt ein Fragment alter Salzburger Annalen, das ſich in einer Handſchrift des Otto von Freiſingen vorgefunden hat und auch in ſpäteren öſtreichiſchen Annalen benutzt iſt, in Betracht (M. G. IX. 771 n. 58); dieſes Fragment giebt zugleich die einzige Kunde von der Schlacht bei Mühldorf. Die Angabe des Jahres 956 iſt in dem Fragment irrig, denn Herzog Heinrichs Tod fällt nach allen Zeugniſſen in das Jahr 955 und wird in dem angeführten Fragment ſelbſt ausdrücklich in daſſelbe Jahr mit der Blendung Herolds geſetzt. Das Jahr 955 ergiebt ſich auch aus dem Briefe Wilhelms, der das Ereigniß dem Papſte meldet und ſogar den Tag näher bezeichnet; doch läßt die Abbreviatur Kal. Ma. nicht erkennen, ob der 1. März oder 1. Mai gemeint iſt. Letzteres möchte das Wahrſcheinlichere ſein, da Wilhelm wohl nicht ein Ereigniß von älterem Datum ſo frecieli dem Papſte mitgetheilt haben wird. Der Continuator Reginonis ſetzt die Blendung ſchon in das Jahr 954, aber er faßt dort überhaupt manche ſpätere Ereigniſſe zuſammen. Das mit dem Continuator Reginonis übereinſtimmende Zeugniß der Excerpta Altahensia für d. J. 954 (M. G. IV. 36) iſt ohne alles Gewicht.

Das harte Gericht über den Patriarchen von Aquileja erwähnt Thietmar (II. c. 25); die allgemeine Bestrafung der Rebellen Widukind. Derselbe bezeugt endlich (c. 44), daß Otto erst um den 1. Juli nach Sachsen zurückkehrte. Die am 25. Mai 955 zu Merseburg ausgestellte Urkunde hat Böhmer (No. 206) als verdächtig bezeichnet.

Seite

Die älteste Quelle für die Ungernschlacht sind die Annales Sangallenses maiores; dann folgen Flodoard, der Fortsetzer des Regino, Ruotger und Widukind, dem wir die beste Darstellung verdanken; von den späteren Quellen ist nur die Vita Udalrici bemerkenswerth. 399—402.

„In acht Zügen" — Widukind nennt octo tegiones (c. 44). Der aus der klassischen Literatur, wie aus der Vulgata entlehnte und immer bei den Schriftstellern jener Zeit wiederkehrende Ausdruck legio für eine größere Heeresabtheilung hat mannigfache Schwierigkeiten gemacht. An die alte Legion der Römer ist offenbar nicht zu denken; es entsteht also die Frage: Ist legio überhaupt nur ein unbestimmter Ausdruck für eine Kriegsschaar oder bezeichnet das Wort eine bestimmte Zahl von Kriegsleuten, und welches ist diese Zahl? Widukind selbst bietet die Mittel, die Frage zu entscheiden. Er giebt die Stärke des deutschen Heeres in der Ungernschlacht durch den Ausdruck an numero quasi octo legionum; das Heer, das Otto im Jahre 946 gegen Paris führte, nennt er sehr groß, triginta scilicet duarum legionum (III. 2); es kann hiernach kaum ein Zweifel obwalten, daß er unter legio eine bestimmte Zahl von Kriegern versteht. Aber auch die Zahl selbst läßt sich, wie ich glaube, bestimmen. Denn 1) giebt Widukind selbst in seiner Beschreibung der Ungernschlacht die Stärke der achten (böhmischen) Legion auf tausend mitites d. h. Reiter an, und 2) berichtet er, daß in der fünften Legion, der königlichen, lecti ex omnibus militum militibus gekämpft hätten, wo offenbar die Tausende Heeresabtheilungen gleich den Legionen bezeichnen. In derselben Weise sagt Herzog Boleslaw vom sächsischen Heere bei Thietmar (VI. c. 38): Exercitum, quem videtis multitudine parvum, virtute magnus est et e militibus caeteris electus. Ich habe deshalb keinen Anstand genommen, überall die Legion jener Zeit auf 1000 Mann zu berechnen. Uebrigens zeigt Widukinds Schilderung der Schlachtordnung, daß die Abtheilungen des Heeres nach den Stämmen gebildet waren. 399.

In den Jahrbüchern I. 3. S. 46 sind die Vorgänge in der Schlacht auf dem Lechfelde auf zwei Tage (9. und 10. August) vertheilt worden. Dies beruht auf Thietmars Darstellung, die sich in allem Wesentlichen auf Widukind gründet. Aber Widukinds Erzählung ist dadurch in chronologischer Beziehung verdunkelt, daß sie in der Mitte auf eine ganz unpassende Weise durch die Einfügung fremdartiger Nachrichten unterbrochen wird; hierdurch sind Ereignisse auseinandergerückt, die unmittelbar verbunden waren, und hierdurch ist auch Thietmar zu seinem Irrthum verführt worden. Denn die anderen zuverlässigen Quellen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nur an einem Tage und zwar am 10. August geschlagen wurde. Ruotger bezeichnet (c. 35) ausdrücklich den 9. August als den Fasttag vor der Schlacht, dessen auch Widukind (c. 44) gedenkt; der Kampf begann nach Ruotger mit dem Zwielicht am 10. August und war vor der Abenddämmerung entschieden. 399—401.

Die ältesten Quellen für die erzählten Wendenkriege sind die Annalen von S. Gallen, Hersfeld und Korvei; dann folgen Flodoard und der Continuator 403—406.

Reginonis; die beste und ausführlichste Erzählung verdankt man aber wiederum Widukind.

Seite 407—408. Den Todestag Herzog Heinrichs bestimmen das Necrologium Fuldense und das vorhin angeführte Fragment Salzburger Annalen. Die Erzählung von Mathildens Trauer über den Tod Heinrichs findet sich allein in der jüngeren Vita Mathildis c. 14; die ältere kennt sie nicht.

408—412. Für Bruns Thätigkeit in Lothringen und Frankreich finden sich zahlreiche Zeugnisse; vor Allem bei Flodoard, Ruotger und Richer, dann aber auch in der Vita Johannis Gorziensis (besonders c. 116). Neuerdings haben Bruns Thätigkeit nach dieser Seite hin Aschbach (Niederrheinisches Jahrbuch 1843. S. 22—41), Pieler in dem bereits angeführten Programm und endlich Vogel in seinem Rather weiter verfolgt, indem sie sich sämmtlich an Dönniges Entwickelung in den Jahrbüchern I. 3. S. 64—71 anschlossen.

410. 411. Die vielberufene Stelle des Ruotger (c. 20) lautet: „fratrem suum Brunonem occidenti tutorem et provisorem et, ut ita dicam, archiducem in tam periculoso tempore misit. Die nachher angeführten Worte des Ruotger stehen c. 22; die des Siegbert von Gembloux in der Vita Deoderici c. 7.

412. 413. Ueber die Einrichtung der königlichen Kanzlei in der zweiten Hälfte der Regierung Ottos I. hat Waitz in den Jahrbüchern I. 3. 228—232 gehandelt.

413—422. Die Verhältnisse Bruns zu Otto gewinnen vornehmlich durch Ruotger c. 36—39 Licht. Sehr merkwürdig ist c. 37 die Stelle: Quotquot etiam de principibus et regionariis prioribus, caeterisque, quorum dispositio regni intererat, saluberrimis suis admonitionibus ad communis bonorum omnium utilitatis foedus fide plena consenserant, hos ipse inter summos et familiares habebat, eisdem imperatorem, germanum suum, adprime conciliabat. Gegen Ende des Capitels ist wohl zu lesen: quid in angaria aut agendum esset aut spernendum. Die wichtige Versammlung, von der Ruotger c. 36 spricht, ist nicht in den April des Jahres 956 zu setzen, wie in den Jahrbüchern und in den M. G. geschehen ist, sondern in den Mai oder Juni 958. Im Jahre 956 war allerdings der König nach Ostern nach Köln gekommen und hielt sich dort mindestens bis zum 19. Mai auf, an welchem Tage Erzbischof Robert von Trier zu Köln starb; aber die erwähnte Versammlung war nach Ruotgers ausdrücklichem Zeugniß erst nach Liudolfs Tode, der im Jahre 957 erfolgte. Wir wissen nun aus dem Continuator Reginonis, daß Otto Ostern 958 zu Ingelheim feierte und sich dann abermals nach Köln begab, um dort einen Landtag zu halten; er war noch am 11. und 13. Juni zu Köln, wie zwei an diesen Tagen daselbst ausgestellte Urkunden beweisen, die meines Wissens ungedruckt sind und deren Kenntniß ich Wattenbach verdanke.

414. Ueber den Umfang von Hermann Billings Herzogthum ist der Excurs von Dönniges und Waitz in den Jahrbüchern I. 3. 191—196 zu vergleichen.

424. Auf die höchst merkwürdige Urkunde Berengars und Adalberts für Genua hat zuerst Böhmer (Regesta Karolorum No. 1438) die Aufmerksamkeit gelenkt. Sie findet sich in den Notices et extraits des Mss. du Roi XI. 2.

425. Das Chronicon Benedicti c. 34 nennt Octavian den Sohn einer Concubine, giebt aber doch selbst zu verstehen, daß er ein Sohn der Alda war, denn es leitet das Geschlecht der Mutter von den Königen der Langobarden her.

426. Den Zug Johanns XII. gegen Capua erwähnt nur das Chronicon Salernitanum c. 166. 167; die Unternehmung muß in die ersten Zeiten Johanns fallen,

denn später stand Markgraf Hubert nicht mehr auf des Papstes, sondern auf Berengars Seite. Vergl. Böhmer Regesta Karolorum No. 1441.

Ueber Liudolfs Zug nach Italien besitzen wir wichtige Nachrichten bei Ruotger c. 36 und in den Annales Einsidlenses; außerdem gedenken dieser Unternehmung der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha, deren letztes größeres Fragment (v. 1141—1188) sich auf diesen Zug bezieht. Was Thietmar (II. c. 6) von einer neuen Empörung Liudolfs berichtet, ist lediglich als Fabel anzusehen. Seite 427—428.

Ueber den Krieg Berengars gegen Markgraf Theobald von Spoleto findet sich die beste Nachricht im Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25); dort ist auch das Jahr 959 für diesen Zug festgestellt. In den Jahrbüchern I, 3. 57 ist diese Nachricht nach der abgeleiteten Chronik des Dandolo benutzt und danach auf eine frühere Zeit bezogen worden. 429

Daß Otto gegen den Papst vor seiner Ankunft in Rom bestimmte Verpflichtungen eingegangen ist, unterliegt keinem Zweifel; man vergleiche Liudprand in der Historia Ottonis c. 6. Es findet sich nun der Eid, den Otto dem Papste geleistet haben soll, in den M. G. Legg. II. 29 in drei Fassungen, von denen ich die erste für die echte halte, wie sie auch durch die Bamberger Handschrift, die vielleicht schon dem Ende des zehnten Jahrhunderts angehört, am Besten beglaubigt scheint. Ist hier der Eid in seiner wahren Gestalt aufbewahrt, so müssen die beiden anderen Fassungen später verfälscht sein. Dönniges, der die Echtheit aller drei Fassungen in den Jahrbüchern I, 3. S. 203—207 bestreitet, giebt doch zu, daß der Eid den bestehenden Verhältnissen nicht gerade widerspreche. 430. 431

Die Nachrichten über die zweite Eroberung Italiens durch Otto I. sind dürftig. Das Beste giebt der Continuator Reginonis; einige wichtige Notizen bieten noch das Chronicon Salernitanum c. 169 und das Chronicon Benedicti c. 36 dar. Das Ereigniß an den Klausen meldet allein die Chronik von Salerno; Markgraf Huberts Flucht, Gefangennehmung und Verbannung allein Benedict. Des Letzteren Nachrichten sind hier um so erwünschter, als Huberts Leben der Gegenstand vieler gelehrten Erörterungen gewesen ist und man meist dessen Tod irrig in das Jahr 959 setzt; diese Nachrichten bieten zugleich einen Anhalt für die Kritik der fabelhaften Erzählung des Petrus Damiani ep. 8 (Opp. I. 335). 431. 432.

Ueber die Kaiserkrönung Ottos fehlt es an allen ausführlichen Nachrichten; um so empfindlicher ist die Lücke in Hrotsvithas Gedicht, das unfehlbar mit einer glänzenden Beschreibung dieses Ereignisses schloß. Aus den wenigen erhaltenen Zeilen sehen wir nur, daß Adelheid mit Otto gekrönt wurde. S. Cassel hat in den Magyarischen Alterthümern (S. 314. 315) die Nachrichten des untergeschobenen Josephus Hebraicus über die Krönung Vespasians auf Ottos Kaiserkrönung beziehen wollen. Der jüdische Rabbi nehmlich, von dem dieses merkwürdige Buch herrührt und der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Italien lebte (Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden S. 146—154), liefert eine ausführliche Beschreibung des bei der römischen Kaiserkrönung üblichen Ceremoniells, das er durch den Augenschein kennen gelernt haben will (p. 667—673 der Breithauptschen Ausgabe. Gotha und Leipzig 1710). Vieles in dieser Beschreibung entspricht nun allerdings dem, was man sonst aus den späteren hierauf bezüglichen Ordines kennt, aber daneben finden sich auch ganz phantastische Ausschmückungen. So erhält nach dem Pseudo-Josephus der Kaiser vom Papst ein hölzernes, theilweise vergoldetes Scepter, an dem oben ein Aschensack ist, 432. 433.

ferner einen Ring aus Menschenknochen gearbeitet, eine goldene Schüssel mit einem Reichsapfel und einer Krone; nach den späteren Ordines empfing dagegen der Kaiser vom Papst nach der Salbung Ring, Schwerdt, Krone und Scepter. Daß Papst Benedict VIII. dem Kaiser Heinrich II., und zwar nicht unmittelbar bei der Krönung, einen Reichsapfel überreichte, wird von Rodulfus Glaber (M. G. VII. 59) ausdrücklich als eine Neuerung bezeichnet, obwohl nach dem Vorbild der byzantinischen Kaiser schon von Otto I. an die abendländischen Kaiser in ihrem Siegel den Reichsapfel führten. Was Josephus im Uebrigen von der wunderbaren Beschaffenheit der Reichsinsignien berichtet, findet in den späteren Ordines gar keinen Anhalt. Da sich außerdem die Beschreibung auch auf Ottos II. oder III. Kaiserkrönung beziehen oder wohl gar ein späterer Zusatz des vielfach interpolirten Buchs sein könnte, habe ich von derselben ganz Abstand genommen und mich lieber an die Umstände gehalten, die der Panegyricus Berengarii v. 100 sq. von der letzten Kaiserkrönung vor Ottos I. Zeiten überliefert hat. Denn darauf möchte wenig Gewicht zu legen sein, daß Liudprand sagt, Otto sei novo apparatu in Rom empfangen worden. Das Versprechen vor den geschlossenen Pforten der Peterskirche, das auch Berengar leisten mußte, verlangte zuerst Papst Sergius II. von König Ludwig II. — Ueber die angebliche Bestätigungsurkunde Ottos für Johann XII. handelt Waitz in den Jahrbüchern I, 3. S. 207—213.

Seite 435. Die Worte Ottos an Ansfried finden sich in der bisher übersehenen Stelle des Thietmar IV. c. 22: Dum ego hodie ad sacra limina apostolorum perorabo, tu gladium continue super caput meum teneto. Nam fidem Romanam antecessoribus nostris sepius suspectam non ignoro. Sapientis enim est, adversa quaeque longe adhuc posita cogitando prenoscere, ne forte improvisa valeant superare. Deinde redeundo ad montem Gaudii, quantum volueris, orato.

435. 436 Die Stiftungsbulle für Magdeburg zeigt, daß in des Kaisers Anwesenheit zu Rom eine Synode gehalten wurde; einige Bestimmungen dieser Synode finden sich beim Annalista Saxo zum Jahre 962 gleich nach der Abschrift dieser Bulle. Noch eine zweite spätere römische Synode in diesem Jahre, auf der Hugo excommunicirt wäre, mit Jaffé und Vogel (Rather I. 262) anzunehmen, liegt meines Erachtens kein Grund vor. Artolds Vorgänger war am 30. September 961 gestorben. Gleich darauf wurde eine Synode der französischen Bischöfe angesagt, die sich nach 40 Tagen versammelte und die Entscheidung des Papstes einzuholen beschloß, die auf einer römischen Synode erfolgte und recht wohl im Februar 962 ertheilt werden konnte (Richer III. c. 15—17). Die an den Papst abgeschickte Gesandtschaft brachte aber auch die Entscheidung einer zweiten zu Pavia abgehaltenen Synode mit, die deshalb bald nachher stattgefunden haben muß, also wohl nicht um die Mitte des Jahres, sondern bereits in der Osterzeit.

437—447. Für den Kampf Ottos mit dem Papstthum ist Liudprand in der Historia Ottonis die Hauptquelle; für den Kampf mit Berengar und dessen Familie der Fortsetzer des Regino. Auch die Chronik des Benedict c. 36. 37 und die alten Papstleben geben manche erhebliche Beiträge.

442. Daß in der Historia Ottonis c. 15 die Worte: Qui cum Tiberim pervenissent die Bezeichnung einer Stadt enthalten und auf Tibur zu beziehen seien, ist schon in der Uebersetzung des Liudprand S. 110. Anm. 2 als wahrscheinlich hingestellt. Die Vita Bernwardi nennt Tibur Tyberina civitas und die Einwohner Tyberini. Bei der Urkunde Ottos III. vom 6. September 999 (bei Böhmer irrig

dem Kaiser Otto I. und dem Jahre 967 zugeschrieben), die prope Tyberim ausgestellt ist, möchte wohl auch an Tibur, nicht an den Tiber zu denken sein.

Seite 445.

Die Verhandlungen der Synode Johanns XII. vom 27. Februar 964 und den folgenden Tagen erwähnt zuerst Bernard im Jahre 1076 (Ussermann Monumenta res Alemannicas illustrantia II. 209), und nach ihm Siegbert von Gembloux in seiner Chronik zum Jahre 1064; vollständig bekannt wurden sie erst durch Baronius und sind jetzt auch in Leibnitii Annales imperii III. 133—136 abgedruckt. An der Echtheit dieser Verhandlungen zu zweifeln scheint kein durchschlagender Grund vorzuliegen. Dagegen sind die beiden Urkunden, nach denen Leo VIII. die Investitur der Bischöfe und das ganze Patrimonium Petri dem Kaiser überlassen haben soll, entschieden untergeschoben (vergl. Dönniges in den Jahrbüchern I, 3. S. 102), und Jaffé hätte die eine von ihnen, die er unter die echten Bullen aufgenommen hat, ohne Weiteres unter die Literae spuriae verweisen sollen.

Ueber das Fest in Köln handeln der Fortsetzer des Regino, Ruotger c. 42, die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14 und noch ausführlicher die jüngere c. 21. 22. Daß auch die Herzogin Hedwig gegenwärtig war, giebt Siegbert von Gembloux zum Jahre 965 an. 448 449

Widukind III. c. 64. 66. 67 berichtet über die durch Wichmann erregten Unruhen, wie auch über die Unterwerfung der Lausitzer und Polen durch Markgraf Gero. Ueber diese letzten großen Thaten Geros sind auch der Fortsetzer des Regino und Thietmar II. c. 9 und 19, der hier eigenthümliche Nachrichten hat, zu vergleichen. Geros Wallfahrt nach Rom und Tod erzählt Thietmar II. c. 3. Die S. 461 angeführte Urkunde Geros hat Muratori in den Antiquitates Italicae medii aevi V. 807 abdrucken lassen; da dieser Abdruck aber manche Fehler enthält und die Urkunde für unsere Geschichte von erheblichem Interesse ist, gebe ich unter den Documenten (C) nach der besten Handschrift des Cencius Camerarius, die ich zu Florenz in der Riccardianischen Bibliothek benutzte, einen neuen berichtigten Abdruck. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I, 3. S. 216 ff. Die Vertheilung der Marken nach Geros Tode habe ich in den Jahrbüchern II, 1. S. 147—155 zu entwickeln gesucht. 459 462.

Ueber Erzbischof Bruns Tod finden sich ausführliche Nachrichten bei Ruotger c. 43—49, der auch Bruns Testament erhalten hat. 462.

Die Stiftung Nordhausens erzählt die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14, wo meines Erachtens im Text die Lesart der Handschrift: quia prius perfecta erant unverändert herzustellen ist. Es ist nehmlich von den bereits vollendeten Stiftungen im Gegensatz zu dem noch im Entstehen begriffenen Kloster zu Nordhausen die Rede. Die jüngere Lebensbeschreibung c. 23 schließt sich auch hier der älteren an. Die Weihe Mathildens zur Aebtissin von Quedlinburg wird am Ausführlichsten vom Annalista Saxo berichtet, der hier wahrscheinlich einer verloreuen Quedlinburger Chronik folgte; aus derselben Quelle stammen vielleicht auch die wichtigen Nachrichten über die Uebertragung von Reliquien und die neuen Klosterstiftungen in Sachsen, die man bei ihm zu den Jahren 961—970 findet. Ueber die geistlichen Stiftungen unter Ottos I. Regierung vgl. Waitz in den Jahrbuchern I, 3. S. 225—227. 463.

Widukind (III. c. 66) und Ruotger (c. 40) erzählen als Zeitgenossen von der Taufe des Dänenkönigs Harald, und der erstere giebt von dem Feuerwunder, durch welches Poppo den König bekehrte, ausführliche Kunde. Die Zeitbestimmung 463. 464

macht Schwierigkeiten. Siegbert von Gemblours verlegt Haralds Taufe in das Jahr 966, Ruotger setzt sie dagegen schon in die Lebzeiten Bruns, der am 11. October 965 starb. Beachtenswerth scheint mir die Notiz in Staindels Chronicon generale (Oefele Scriptores rerum Boicarum I.): Dacia convertitur a Poppone Capellano Papae, die vielleicht auf die Annales Altahenses zurückzuführen ist. Hiernach wäre Poppo ein Capellan des nach Hamburg verbannten Papsts Benedict gewesen, der erst im Sommer 965 nach Sachsen kam; hat daneben Ruotgers Zeitbestimmung Gewicht, so mußte Haralds Bekehrung bald darauf, und zwar noch vor dem 11. October erfolgt sein. Vielleicht erklärt sich auch aus der bei Staindel bewahrten Notiz leichter das bis dahin im Norden unerhörte Feuerwunder. Poppo, der Capellan des Papstes, mochte ein Italiener sein. — Die Taufe des Polenherzogs erzählt Thietmar IV. c. 35 und die Chronica Polonorum I. c. 5. — Die Gesandtschaft der Helena und Adalberts Sendung berichtet der Continuator Reginonis 959—962. Bei der viel bestrittenen Sache ist eine Stelle in Brunos Leben des h. Adalbert (c. 14) wohl der Beachtung werth, wo es heißt die Mutter des h. Adalbert habe sich später erinnert, wie Erzbischof Adalbert ihrem Sohne das Chrisma ertheilt habe: qua Pruzis episcopus gentium positus cum idem Adalbertus super regnum patris iter ageret, deductum filium cum unguendis pueris tum primo crismate liniret. Adalbert war also nicht allein zum Missionar und Bischof unter den Russen, sondern auch unter den Preußen bestimmt und nahm seinen Weg durch ein Land, daß der Vater der Strizieziflawa beherrschte; sie war nach Bruns Worten ex claro genere Sclavorum nobilissima, die Tochter also eines Wenden- oder Polenfürsten.

Seite 465. Ottos Abschied von seiner Mutter wird in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde c. 22 erzählt; die ältere Lebensbeschreibung hat hiervon Nichts. Daß die Scene nach Nordhausen verlegt wird, erregt einigen Zweifel. Nach einer in Höfers Zeitschrift I, 371 gedruckten Urkunde war nehmlich Otto am 12. April 966 zu Nordhausen und ging dann in Begleitung seiner Mutter zur Weihe seiner Tochter Mathilde nach Quedlinburg; von einem späteren Aufenthalt des Kaisers in Nordhausen hören wir dann nichts mehr, doch verweilte er bis zum Juli meist in den Harzgegenden.

465—469. Die Vorbereitungen zum dritten italienischen Zug Ottos und diesen selbst erzählt am Besten der Continuator Reginonis; einzelne wichtige Nachrichten geben die Vitae pontificum, das Chronicon Benedicti c. 39 und das Itinerarium Ratherii Romam euntis (Opp. 437—456). — Papst Johann XIII. war nicht aus niederem Stande, wie es nach den Jahebüchern I, 3. S. 115 scheinen könnte. Johanns Schwester war die Stephania senatrix, der er Palestrina verlieh; der Graf Benedict in der Sabina war sein Neffe. Vgl. Jaffé Regesta pont No. 2370 und die Jahrbücher II, 2. S. 223. 224. — Daß man auch nach Johanns Vertreibung noch Ottos kaiserliche Gewalt in Rom anerkannte, zeigt eine merkwürdige römische Urkunde vom 28. Juli 966, die ich aus dem Registrum Sublacense abgeschrieben habe und die sich unter den Documenten (D) findet. Diese Urkunde, schon dadurch von Interesse, daß in ihr meist dieselben Personen des römischen Adels genannt werden, die Liudprand in der Historia Ottonis c. 9 erwähnt, ist meines Wissens bisher ungedruckt geblieben, und selbst Muratori thut ihrer in seinen Excerpten aus dem Archiv von Subiaco (Antiquitates V. 769) keine Erwähnung.

468. 469. Sollte der Josephus Hebraicus wirklich Vorgänge aus Ottos I. Regierung

bei seinem Werke vor Augen gehabt haben, so könnte seine sehr wunderliche Darstellung (p. 355) der Usurpation des Julius Cäsar und der Demüthigung des Senats von dem energischen Auftreten Ottos in Rom zu jener Zeit hergenommen sein.

Seite

Die Beschlüsse der Synode von Ravenna über Magdeburg erwähnt die Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis, die zuerst Meibom abdrucken ließ, und die sich mit einem vollständigeren Apparat jetzt in Leibnitii Annales imperii III. p. 238 sequ. findet. Die Form des Actenstücks erregt manchen Verdacht, der Inhalt wird aber in allem Wesentlichen durch andere Zeugnisse bestätigt. 469

Die allgemeinen Verhältnisse der Araber, namentlich der Ommaijaden- und Fatimiden-Herrschaft, sind nach Aschbachs trefflicher Geschichte der Ommaijaden Band II., nach Martorana (Notizie storiche dei Saraceni Siciliani. Palermo 1832) und Wenrich (Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adiacentibus Sicilia maxime Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. Lipsiae 1845) dargestellt. Diese Bücher beruhen auf den arabischen Quellen, die für Sicilien Rosario di Gregorio (Rerum Arabicarum quae ad Siciliam spectant collectio ampla.. Panormi 1790) gesammelt hat, doch kannte Gregorio noch nicht die Werke des Ibn-el-Athir und Ibn-Khaldun, die zuerst Noel des Vergers in seiner Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites et de la Sicile domination Musalmane (Paris 1841) herausgegeben hat. Die frühesten arabischen Quellen für die Geschichte Siciliens gehören erst dem Ende des zwölften Jahrhunderts an. Mich. Amaris neues Werk über die Herrschaft der Araber in Sicilien berührt die Zeit der Ottonen noch nicht. 472—477

Ueber die Gesandtschaft des Johann von Görz besitzen wir in seiner Lebensbeschreibung c. 115—136 einen auf Johanns eigenen Erzählungen beruhenden Bericht, der aber unvollendet ist. Dieser Bericht ist durchgängig zuverlässig und gehört zu den interessantesten Denkmalen jener Zeit. Leider ist die einzige sonst gute Handschrift der Lebensbeschreibung auf den letzten Seiten durch die Zeit so zerstört, daß man auf Vermuthungen angewiesen ist, um den Text lesbar zu machen. Pertz hat zum Glück fast Alles mit großer Evidenz hergestellt. Im Anfange von c. 127 möchte ich lesen: Haec regi perlata. Non in iram, ut prius, mentem accendit, sed consilio regio percepit (oder percepta sunt). Iam pridem enim a suis, quibus res nostrae iam fuerant pervulgatae, abstrudendos nos commonitus erat. Pertz's Zeitbestimmungen hat Gfrörer (Kirchengeschichte III, 3. S. 1595) meines Erachtens ohne allen Grund angegriffen und ist auf die chronologischen Bestimmungen Mabillons zurückgegangen, nach denen Johann erst gegen Ende des Jahres 955 oder im Anfange des folgenden Jahres abgereist wäre. — Ueber Chisdai, der in der Vita Johannis Hasden genannt wird, vergl. Zedner Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern (Berlin 1840) S. 28 und S. Cassel Magyarische Alterthümer S. 183 ff. 477—486

Die Regierung des Nicephorus und Johannes Tzimisces hat einen für jene Zeit ausgezeichneten Geschichtsschreiber in dem Diakonen Leo gefunden, dessen Werk zum ersten Male vollständig von Hase in dem Corpus scriptorum historiae Byzantinae T. XI. herausgegeben ist. Neben Leo kann man die anderen ohnehin sehr dürftigen Quellen für die byzantinische Geschichte jener Zeit füglich entbehren. Von Neueren hat nach Gibbons bekanntem Werke der Engländer Finlay in seinem Buche: History of the Byzantine Empire from 716 to 1057 (Edinburg and London 1853) die Geschichte Constantinopels in jener Epoche ausführlich behan- 486—491

delt. Für die Chronologie iſt ſehr brauchbar: Krug Chronologie der Byzantiner.

Seite 491. Des Domenicus Geſandtſchaft an Nicephorus gewinnt durch Liudprand in der Legatio c. 25. 26. 31 Licht.

492. 493. Die beſten Nachrichten über die Reiſe des jungen Otto nach Italien und deſſen Krönung finden ſich beim Continuator Reginonis; das Fragment deſſelben beim Annalista Saxo zum Jahre 967 iſt nicht zu überſehen. Auch iſt das Chronicon Benedicti c. 38 von Wichtigkeit. Ueber den Reichstag in Verona vergleiche man die M. G. Legg. II. 33 und die merkwürdige Notiz in der eben angeführten Stelle des Benedict. Die Stiftungsurkunde für Meißen findet ſich in Leibnitii Annales Imperii III. 201.

493. 494. Ottos Brief findet ſich bei Widukind III. c. 70. Der Zug gegen Bari wird durch Liudprand in der Legatio c. 7. 9. 57, durch das Chronicon Salernitanum c. 170 und durch die Annalen des Lupus Protospatharius z. J. 969 bezeugt; für die Dauer des Zugs kommen die Urkunden in Betracht. Die Zuſammenkunft des Giſulf von Salerno, die das Chronicon Salernitanum c. 169 berichtet, kann nur in dieſe Zeit gehören. Des Aufenthalts des Kaiſers in Benevent gedenken die Annales Beneventani, die erſt dem zwölften Jahrhundert angehören (M. G. III. 176).

494—518. Den Geſandtſchaftsbericht des Liudprand habe ich faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung aufgenommen, weil aus ihm die Lage der Dinge am Klarſten erhellt. Den ſehr unzuverläſſigen Text habe ich an manchen Stellen zu verbeſſern geſucht; manche Emendationen bietet auch die Ueberſetzung in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit.

518. 520. Die kriegeriſchen Ereigniſſe am Schluſſe des Jahres 968 und im folgenden Jahre werden im Zuſammenhange allein in dem Chronicon Salernitanum c. 170 — 173 erzählt, daneben kommen einzelne kurze Notizen in den Annales Lobienses (M. G. II. 211) und Annales Casinates (M. G. III. 172) in Betracht; vor allen Dingen müſſen aber die Urkunden berückſichtigt werden. Ueber die Sonnenfinſterniß, die Ottos Heer erſchreckte, finden wir Nachrichten bei Anſelm (Gesta episc. Leod. M. G. VII. 202) bei Liudprand in der Legatio c. 64, in den Annales Sangallenses maiores, Ann. Corbeienses und Ann. Beneventani. Widukind erwähnt L. III. c. 71. 72 der Unternehmungen des Kaiſers in Unter-Italien, aber es iſt unmöglich, die einzelnen Züge ſeiner Erzählung chronologiſch einzuordnen. Durch die Benutzung der Fälſchungen des Pratilli iſt die Darſtellung hier in den Jahrbüchern unklar und zum Theil irrig geworden. Die Nachrichten des Chronicon Cavense und des Ubaldus müſſen aus der Erzählung der Jahrbücher ausgeſchieden werden, was auch bereits Naſemann in ſeiner Abhandlung über die Römerzüge der beiden erſten Ottonen (Programm des Gymnaſiums zu Königsberg in der Neumark 1855) mit Umſicht gethan hat. Ich habe dieſe Abhandlung zu der Bearbeitung des Texts nicht mehr benutzen können, ſtimme aber in meiner jetzigen Darſtellung in allen entſcheidenden Punkten mit Naſemann überein.

520—523. Die Erzählung beruht durchgängig auf Leo Diaconus.

524. Den Kriegszug des Jahres 970 können wir nur in dem Chronicon Salernitanum c. 174 und in Urkunden verfolgen. Die Frage, wie ſich die Beſitzverhältniſſe in Folge des Friedens geſtalteten, hat Naſemann in der angeführten Abhandlung S. 12—14 behandelt und ebenſo entſchieden, wie ich es jetzt thun zu müſſen glaubte, nachdem Pratillis Betrügereien enthüllt ſind.

Die Gesandtschaft des Erzbischofs Gero von Köln bezeugt Hugo Flavinia- Seite
censis in seiner Chronik II. c. 8 (M. G. VIII. 374); die des Dietrich von Metz 524 525.
die Vita Deoderici c. 16 (M. G. IV. 475). Ueber die Einholung und Vermählung der Theophano berichten die Annales Altahenses aus den Hersfelder Annalen, Widukind III. c. 74, die Chronik des Benedict c. 38, die Annales Lobienses und Annalista Saxo. Die Schenkungsurkunde Ottos II., von der das schöne Original noch in Wolfenbüttel erhalten ist, findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 292.

Widukind feiert an zwei Stellen im 75. Capitel des dritten Buchs Otto I. 526.
als Sieger über die Sarazenen, aber ein unmittelbarer Kampf Ottos mit den Arabern ist durchaus nicht zu erweisen.

Der Zustand Sachsens während der Abwesenheit des Kaisers erhellt aus Wi- 527—529.
dukind III. c. 68—70 und Thietmar II. c. 19. Ueber die Synode in Ingelheim vergl. Vita Udalrici c. 23. 24 und J. Möser Osnabrückische Geschichte. Documente Nr. 14.

Ueber Liutgardes und Liudolfs Grab ist Thietmar II. c. 6 und 24 zu ver- 529—532.
gleichen; über den Tod des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde Widukind III. c. 74, die ältere Vita Mathildis c. 15 und die jüngere c. 24—28.

Die meisten auf die Gründung des Erzbisthums Magdeburg bezüglichen Ur- 532—534.
kunden finden sich mit der erwähnten Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis in Leibnitii Annales imperii T. III. gedruckt. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I, 3. S. 222. Das wichtige Schreiben des Kaisers wegen der Einführung des Erzbischofs Adalbert ist im Berliner Staats-Archiv noch im Original vorhanden und aus demselben in den M. G. Legg. II. 561 abgedruckt. Die Uebertragung des Moritzklosters nach dem Kloster des h. Johannes erwähnen Annalista und Chronographus Saxo z. J. 969.

Von dem letzten Aufenthalt des Kaisers zu Magdeburg, Quedlinburg und 534—537.
Merseburg, wie von seinem Tode handeln Widukind III. c. 75. 76, die aus den Hersfelder Annalen abgeleiteten Quellen (besonders die Annales Altahenses), die ältere Vita Mathildis c. 16 und Thietmar II. c. 20. 27.

Buch III. Kap. 9. 10. S. 540—579.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen, unter denen besonders hier die Annales Altahenses Bedeutung haben. Ein Fragment von Salzburger Annalen (M. G. I. 88). Annales Corbeienses. Die Fortsetzung des Flodoard b. z. J. 978. Annales Laubienses b. z. J. 982. Annales Sangallenses maiores. Annales Colonienses. Chronicon Salernitanum c. 175—183 (nur b. z. J. 974). Gerberti Epistolae 1—16 (vergl. 31. 32). Vitae pontificum. Von Actenstücken sind nur diejenigen erhalten, die sich auf den Vertrag mit Venedig im Jahre 983 beziehen; gedruckt in den M. G. Legg. II. 35. 36 und Leibnitii Annales imperii III. 448—451. — Der Zeit Ottos II. nahe stehen: Vita Udalrici c. 28. Richer III. c. 56—96. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 6. 7. Syri Vita Maioli III. c. 1—10 (M. G. IV. 651—655). Johannis Canaparii Vita Adalberti c. 8. Brunonis Vita Adalberti c. 9. 10. 12. Chronica S. Benedicti (M. G. III. 207). Chronicon Venetum (M. G. VII.

25—28). Thietmar III. und VII. c. 32. Von ſpäteren Quellen kommen für die Angelegenheiten des innern Deutſchlands und der ſlawiſchen Gegenden noch in Betracht: Ekkehardi Casus S. Galli (M. G. II. 122. 123). Arnoldus de memoria B. Emmerammi II. c. 40, Hermannus Contractus, Vita S. Godehardi c. 1. Vita S. Wolfkangi c. 14—32, Adamus Brem. II. c. 21. 25, Helmold I. c. 13—15, Cosmas Prag. I. c. 26—28, Annalista und Chronographus Saxo; für die franzöſiſch-lothringiſchen Angelegenheiten: Alpertus de episcopis Mettensibus, Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 94—104, Rodulfi Glabri Historiae I. c. 3. 4, Sigeberti Vita Deoderici I. c. 19—21 und Chronica, Hugonis Floriacensis Historia Francorum Senonensis (M. G. IX. 367) und einige ſpätere franzöſiſche Schriftſteller wie Gulielmus Nangius; für die italieniſchen Angelegenheiten: Arnulfi Gesta archiepp. Mediolanensium I. c. 9. 10, Landulfi Historia Mediolanensis II. 17, Leo Ostiensis Chronica monasterii Casinensis II. c. 9, Lupi Protospatharii Annales Barenses, Annales Beneventani.

Bei der großen Dürftigkeit der Quellen für die Geſchichte Ottos II. ſind die Urkunden des Kaiſers von um ſo größerer Wichtigkeit. Eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl derſelben iſt noch vorhanden und findet ſich in Böhmers Regeſten S. 22—33 verzeichnet. Da die chronologiſchen Angaben dieſer Urkunden ſehr verwirrt ſind, habe ich nach den Kanzlern, von denen ſie ausgeſtellt ſind, eine neue Anordnung in den Jahrbüchern II. 1. S. 116—123 gegeben. Die gleichzeitigen päpſtlichen Schreiben ſind verzeichnet bei Jaffé Reg. pont. Rom. 331—335.

Seite 545. Wenn ich Jahrbücher II. S. 17. Anm. 1 irrig angab, daß ſich Herzog Heinrich zu Ingelheim damals unter der Obhut des Biſchofs Poppo befunden habe, ſo beruhte dies darauf, daß mir damals noch unbekannt war, daß Poppo und Folkmar identiſche Namen ſind. Vergl. die Note in den M. G. IV. 350. Ebenſo war es irrig, wenn ich in den Jahrbüchern II. S. 115 von Poppo und Folkmar als zwei verſchiedenen Kanzlern Ottos II. ſprach; beide ſind *eine* Perſon.

545. 546. Ueber den Dänenkrieg Ottos II. vergl. den Excurs in den Jahrbüchern II, 1. S. 125—129.

547. 548. Die großen Veränderungen, die das Herzogthum Baiern im Jahre 976 erlitt, habe ich in den Jahrbüchern II, S. 31. 32 und in den Excurſen S. 131—141 entwickelt. Für die damalige Lage des Kaiſers iſt eine Urkunde merkwürdig, die neuerdings v. Mohr in dem Codex diplomaticus für Graubündten hat abdrucken laſſen, nachdem ſie von Mabillon früher nur im Auszuge citirt war. Das Original iſt nicht mehr vorhanden, aber es ſcheint mir Alles für ihre Echtheit zu ſprechen. Die Urkunde iſt am 4. Juli 976 ausgeſtellt und zwar in Bamberg, wie Mabillon angiebt, während das Actum in v. Mohrs Abſchrift fehlte; ſie beſtätigt Privilegien und Freiheiten des Kloſters Diſentis ob divinae mercedis remunerationem regnique divinitus collati quietem et perpetuam stabilitatem, nec non amabillimae (!) matris nostrae Adalheidae imperatricis augustae et imperii consortis interventu. Ueber ähnliche Motive bei Ottos Freigebigkeit gegen die Kirchen vergl. Jahrbücher II, 1. p. 45. Anmerk. 3, wie über Ottos Verhältniß zu ſeiner Mutter ebendaſelbſt S. 7 und 27.

Seite

In den Jahrbüchern II, 1. S. 34 und 35 ist ein besonderer Kriegszug 549.
Ottos II. gegen die Böhmen i. J. 976 angenommen worden; daß aber die dort erzählten Ereignisse dem im Jahre 977 in Böhmen geführten Kriege angehören, zeigen jetzt die von mir herausgegebenen Annales Altahenses.

Die Erzählung von den Vorgängen an der Aisne überliefern die Gesta 552.
episcoporum Cameracensium I. c. 98.

Richer (III. c. 86) verlegt die Zusammenkunft Ottos und Lothars an einen 554.
Ort der Maas, den er Margolius nennt, und diese Angabe wird durch eine neuerdings bekannt gewordene Urkunde mit dem Datum 5. Juni 980 und dem Actum Margoil bestätigt (Archiv der Gesellschaft für ältere d. Geschichtskunde XI. 433). Einen Ort dieses Namens an der Maas vermag ich nicht nachzuweisen, vielleicht ist an Marville zu denken, was auf der Grenze beider Reiche zwischen Maas und Chiers lag. Die Zeit für den Abschluß des Friedens wird durch die bezeichnete Urkunde jetzt bestimmter festgestellt.

Ueber das Bisthum Odense vergl. Jahrbücher II, 1. S. 181. Als die Zeit 555.
der Gründung des Bisthums Prag habe ich früher (Jahrbücher II, 1. S. 123) den Anfang des Jahres 973 festzustellen gesucht; Dümmler (Piligrim von Passau S. 174) hält dagegen die bei Cosmas Prag. angeführte Stiftungsurkunde, auf die ich mich bezog, für gefälscht, und dies stellt sich auch mir jetzt als sehr wahrscheinlich dar, da ich sehe, daß 974 ein besonderer Bischof von Mähren als Suffragan von Mainz (Gudeni Cod. dipl. I. 352) erscheint. Vergl. Köpke zum Cosmas Prag. (M. G. IX. not. 11). Demnach scheint allerdings mit Dümmler die Gründung des Bisthums erst in das erste Regierungsjahr Ottos II. gesetzt werden zu müssen und gleichzeitig auch ein Bisthum für Mähren begründet zu sein, das später wieder unterging. Ueber Piligrims Missionsbestrebungen handelt Dümmler auf das Gründlichste in der angeführten Schrift; ob die Bulle Benedicts für Piligrim nur ein Entwurf war oder wirklich ausgefertigt wurde, wird sich, da das Original fehlt, wohl kaum entscheiden lassen. Die damalige Ausbreitung der Ostmark entwickelt Dümmler S. 65. Nur nach dieser Seite kann ich die Erweiterung des Reichs suchen, von der Otto II. in der Urkunde bei Würdtwein Nova subsidia III. 426 (Böhmer Nr. 571) im Jahre 980 spricht.

Die italienischen Kriegszüge des Kaisers in den Jahren 981 und 982 lassen 560—565.
sich nur aus den Urkunden einigermaßen erkennen. Was die gleichzeitigen Annalen und dann das Chronicon Venetum, Thietmar, Alpert und die Gesta epp. Cameracensium berichten, ist überaus dürftig; am Meisten erfährt man noch aus Thietmar. Ueber die letzten Zeiten des Tzimisces haben wir an Leo Diaconus eine zuverlässige Quelle; für die folgenden Zeiten wird auch die byzantinische Literatur sehr mager. Die arabischen Geschichtsschreiber verbreiten sich über Abulkasems Züge etwas ausführlicher, als sie sonst über die Streifereien nach Italien zu thun pflegen, und müssen in den bereits angeführten Werken von Gregorio und Noel des Vergers eingesehen werden.

Die näheren Umstände der Niederlage des Kaisers in Calabrien sind in ein 566 567.
Dunkel gehüllt, das sich mit den uns bekannten sehr unzulänglichen Berichten niemals ganz wird aufhellen lassen. Es hat mich sehr erfreut, daß ich bei meinen früheren in den Jahrbüchern niedergelegten Untersuchungen im Wesentlichen zu gleichen Resultaten mit Leibniz gekommen bin, dessen Beleuchtung dieser Ereignisse jetzt in den Annales imperii III. 427—429 vorliegt. Darin stimmen wir vor Allem überein, daß die Schlacht unmöglich bei Basentello, wie so oft auf des

Sigonius Autorität nachgeschrieben und nachgesagt worden ist, habe stattfinden können,[1]) daß Otto Rossano einnahm und über diese Stadt bereits vorgedrungen war, als seine Niederlage erfolgte. Durch die Benutzung des untergeschobenen Chronicon Cavense sind in meine frühere Darstellung manche Unrichtigkeiten gekommen; ich habe dieselbe deshalb nach allen Seiten noch einmal prüfen müssen und bin so zu den im Texte niedergelegten Resultaten gelangt. Zwei Schlachten unterscheiden fast alle Quellen: die erste, ein Sieg des Kaisers, war nach Lupus Protospatharius in Calabria in civitate Columnae, und ich sehe keinen Grund, diese Notiz zu bezweifeln; der zweite unglückliche Kampf fand, als der Kaiser weiter vordrang, also jedenfalls in südlicher Richtung Statt. Romualdus Salernitanus (Muratori Scriptores VII. 163) nennt eine Schlacht apud Stylum Calabriae oppidum, aber er spricht auch hier von einem Siege, und seine sämmtlichen Nachrichten über diesen Krieg sind wenig zuverlässig. Ueberdies scheint der zweite Kampf sehr bald nach dem ersten gefolgt zu sein, und der Schlachtplatz möchte deshalb mehr in der Nähe vom Capo delle Colonne zu suchen sein. Die anderen Quellen sagen nur, daß die Unglücksschlacht in Calabrien iuxta mare Siculum stattgefunden habe. Vgl. Köpke im Archiv der Gesellschaft für ältere d. Geschichtskunde IX. 121. 122.

Seite 367—368. Dem Bericht Thietmars über die Flucht des Kaisers schenke ich jetzt in den Einzelnheiten mehr Glauben, als früher; vorzüglich bewegt mich dazu die Erwähnung des Juden Kolonymus. Der erste berühmte jüdische Rabbi in Deutschland ist Kolonymus ben Meschullam, der um das Jahr 1000 in Mainz lebte, dessen Familie sich dann in Mainz und Speier fortpflanzte und eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorbrachte. Dieser Kolonymus stammte aber aus Lucca, wo sein Vater Meschullam zu den Zeiten Ottos I. und Ottos II. lebte, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die Verpflanzung dieser Familie nach Deutschland in einem persönlichen Verdienst um das kaiserliche Haus ihren Ursprung hat. Vgl. Zunz Gottesdienstliche Vorträge der Juden S. 362 ff. Ueber die Berichte und Sagen von der Flucht des Kaisers habe ich in den Jahrbüchern II, 1. S. 164 ausführlich gehandelt; hinzuzufügen ist jetzt der Bericht der Annales Altahenses.

573. „Am 24. August (983) war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino." Die erste Angabe beruht auf der Urkunde von diesem Tage (Böhmer, Regesten Nr. 232), die Muratori mit dem falschen Actum „prope fluvium Ticinum" hat abdrucken lassen; das Original hat prope fluvium Trinium. Die zweite Angabe stützt sich auf eine Urkunde, die sich jetzt bei Tosti Storia di M. Casino I. 245 vollständig gedruckt findet, während ich sie früher nur nach einem Citat in Pertz Archiv kannte und danach in das Jahr 982 setzen zu dürfen glaubte. Da in beiden Urkunden sich Adalbert als Kanzler unterzeichnet, gehören sie mit Sicherheit in das Jahr 983. Die erste Urkunde verleitete mich auch in den Jahrbüchern (II, 1. S. 89. 90) der Erzählung Landulfs von einer Belagerung Mailands durch Otto II. Glauben beizumessen, obwohl der bei weitem zuverlässigere Arnulf Nichts von ihr

1) Da Leibniz, wie auch ich es that, in Zweifel zieht, ob es überhaupt einen Ort Basentello gab, muß doch erwähnt werden, daß im Chronicon Salernitanum c. 158 allerdings ein locus, qui Vasintellus dicitur, erwähnt wird, wie zugleich einer großen Schlacht, die dort zwischen Waimar von Salerno und den Griechen im Anfange des zehnten Jahrhunderts stattfand. Ueber die Lage des Orts erhellt aus dem Berichte Nichts.

meldet; jetzt, da die Stütze jener Urkunde fehlt, nehme ich keinen Anſtand, jene ganze Erzählung als eine müſſige Erfindung Landulfs zu verwerfen.

Seite 574. 575.

Ueber den Wendenaufſtand des Jahres 983 vergleiche man L. Gieſebrecht, Wendiſche Geſchichten I. 264. 265. Thietmars Nachrichten habe ich in den Jahrbüchern II, 1. S. 156—163 mit den Berichten des ſächſiſchen Chronographen und Helmolds durch eine kritiſche Beleuchtung zu verbinden geſucht. Auch nach den in den Wendiſchen Geſchichten hiergegen erhobenen Einwendungen kann ich mich nicht von der Anſicht losmachen, daß ſich Helmolds Nachrichten hier recht wohl mit Thietmar, aber nicht mit Adam von Bremen vereinigen laſſen. Was Thietmar und der Chronographus Saxo vor der Zerſtörung Hamburgs durch die Abodriten berichten, kann meines Erachtens unmöglich erſt auf eine ſpätere Zeit (auf das Jahr 1002) bezogen werden.

575. 576.

Die angeführte Stelle des Thietmar ſteht IV. 9; das erzählte Traumgeſicht überliefert Bruno in der Vita S. Adalberti c. 12.

Buch III. Kap. 11—17. S. 579—725.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hildesheimenses b. z. J. 1000. Ann. Quedlinburgenses. Ann. Colonienses. Ann. Corbeienses. Die gemeinſame Quelle der Annales Lobienses und Leodienses, Annales Sangallenses maiores. Die beiden Fortſetzungen der Chronica S. Benedicti. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 8—23. Die wichtigſte gleichzeitige Quelle beſitzen wir in den Briefen des Gerbert. Für die franzöſiſchen Angelegenheiten iſt nächſt Gerberts Briefen am Erheblichſten der gleichzeitige Bericht des Richer III. c. 97—110. IV. Wahrſcheinlich ſind auch gleichzeitig niedergeſchrieben die betreffenden Stellen des Chronicon Venetum (M. G. VII. 28—34) und die Vitae pontificum. Die erhaltenen Geſetze und Actenſtücke finden ſich M. G. Legg. II. 36. 37. B. 163. M. G. III. 658—694. Der Zeit Ottos III. ſehr nahe ſtehen folgende Quellen, die noch von Zeitgenoſſen des Kaiſers herrühren: Die beiden Lebensbeſchreibungen des h. Adalbert. Das Leben des h. Nilus. Thietmar IV. Conſtantins Leben des Biſchofs Adalbero von Metz. Alverts Fragment ſeiner Geſchichte der Metzer Biſchöfe. Die Schrift Hugos von Farfa de diminutione monasterii (M. G. XI. 540—541). Thankmars Leben des h. Bernward c. 1—37. Vielleicht iſt auch die Lebensbeſchreibung des Biſchofs Burchard von Worms c. 1—8 noch zu dieſen Quellen zu zählen. Von den ſpäteren Quellen ſind vornehmlich wichtig: Arnulfus de memoria B. Emmerammi II. c. 31. 33. Gesta episcoporum Cameracensium c. 105—114. Chronicon Novaliciense III. c. 32. Petri Damiani Vita S. Romualdi. Adamus Bremensis II. c. 21—40. Arnulfi Gesta archiepp. Mediolan. I. c. 11—14 (vergl. die fabelhaften Erzählungen Landulfs II. c. 18. 19). Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis II. c. 9—24. Cosmas Pragensis I. c. 29—37. Chronica Polonorum I. c. 6. Die drei Lebensbeſchreibungen des h. Stephan. Von geringerem Belang ſind die Nachrichten der Vita Heriberti c. 1—8, Vita Gerardi, Vita Wolfkangi, des Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus c. 12—20, des Sigebert von Gembloux in der Chronik und der Vita Deoderici; auch die Annalen Hermanns, Lamberts, des Annalista und Chronographus Saxo geben nur geringe neue Ausbeute. Einige

brauchbare Notizen finden sich in der Geschichte der Gründung des Klosters Braunweiler c. 1—3 und in der späten Fortsetzung der Casus S. Galli (M. G. II. 149—155); auch die Annalen des Lupus Protospatharius und die Annales Beneventani bieten für die unteritalische Geschichte einzelne bemerkenswerthe Nachrichten.

Die erhaltenen Urkunden Ottos III. sind verzeichnet in Böhmers Regesten 34—46; einige Nachträge von Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 247—249. Die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben sind verzeichnet bei Jaffé Reg. pont. Rom. 335—347.

Seite

579—597. Die Kämpfe nach Ottos II. Tode sind dadurch so interessant, daß sie uns durch Gerberts Briefe einen tieferen und klareren Blick in das Parteileben jener Zeit werfen lassen, als sonst die Natur der Quellen verstattet. Am Deutlichsten erkennen wir so das Getreibe der lothringisch-französischen Parteien, und gerade dies hat Wilmans in den Jahrbüchern mit großem Scharfsinn, soweit es irgend möglich war, zu verfolgen gesucht. Die Angelegenheiten des innern Deutschlands treten dagegen in seiner Darstellung mehr zurück, so daß sie von jenem fast verdeckt werden. Wir haben deshalb unser Augenmerk besonders darauf gerichtet, die verschiedenen Momente, die zur Erhaltung von Ottos III. königlicher Stellung beitrugen, so weit es die Quellen ermöglichten, zu gleicher Anerkennung zu bringen; vor Allem suchten wir das Verdienst des Erzbischofs Willigis in das rechte Licht zu setzen. Die Hauptquellen sind nächst Gerberts Briefen Richer, die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 1—7.

583—584. Ueber Gerbert besitzen wir eine besondere Schrift von Hock: Gerbert oder Papst Silvester II. und sein Jahrhundert. Wien 1837. Ausführlich handelt dann von Gerbert Wilmans Jahrbücher III, 2 und Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte Band III. Abth. 3. Zuletzt hat M. M. Büdinger die frühesten Zeiten Gerberts bis zu seinem zweiten Aufenthalt in Reims behandelt in seiner Inaugural-Dissertation: Ueber Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung. Marburg 1851. Büdinger hat über viele Einzelnheiten, namentlich über Gerberts Aufenthalt in der spanischen Mark, ganz neue Aufschlüsse gegeben. Für die Aufklärung der politischen Rolle des merkwürdigen Mannes und namentlich zur Erläuterung seiner Briefe hat Wilmans Vortreffliches geleistet. Auch Gfrörer hat wichtige Beiträge geliefert und mit Scharfsinn manche Machinationen des in der That sehr intriguanten Mönches richtig erkannt, nur daß er sich von der Leidenschaft oft auch zu ganz unbegründetem Tadel gegen ihn fortreißen läßt. Daß eine in so bunten Farben schillernde Persönlichkeit, wie Gerbert es ist, die verschiedenartigsten Beurtheilungen gefunden hat, kann nicht verwundern. Hock und Büdinger suchen ihn gegen die Angriffe seiner Gegner möglichst zu vertheidigen, obwohl beide von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten ausgehen; Gfrörer bricht dagegen über den moralischen Werth Gerberts vollkommen den Stab; mit Wilmans Auffassung möchte die meinige wohl am Meisten übereinstimmen.

586. Die beabsichtigte Zusammenkunft Lothars und Heinrichs (bei Breisach) erwähnt außer Gerbert (Ep. 39) auch Richer III. c. 98 und giebt zugleich einige

Aufschlüsse, die Wilmans nicht aufnimmt, wie er denn überhaupt gegen Richer vielleicht noch mehr, als gerechtfertigt ist, Mistrauen hegt.

Einzelnes über Willigis Jugend und seine Ernennung erzählt Thietmar III. c. 3. Vgl. Leibnitii Annales imperii III. 348—350. Leider besitzen wir noch keine Monographie über diesen für die Geschichte jener Zeit so bedeutenden Mann. Das Wort Gerberts, welches wir auf Willigis angewendet haben, findet sich in einem Briefe Gerberts (Ep. 34), der an Willigis selbst gerichtet ist. Seite 589.

Die zweite Versammlung in Bisenstätt erwähnt Thietmar IV. c. 6 ausdrücklich; es kann der Zeit und den Umständen nach keine andere sein, als die von Worms, die der Abt Constantin, der Verfasser der Vita Adalberonis II., in den October 984 setzt (c. 3). Ueber die Zeit der völligen Unterwerfung Heinrichs zu Frankfurt und Quedlinburg vergleiche man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. 267. Note 3. Die damalige Trennung Kärnthens und Baierns und die verwickelten Verhältnisse beider Herzogthümer bis zum Jahre 1004 setzt Wilmans in einem besondern Excurse (Jahrbücher II, 2. S. 190—205) klar auseinander. 595.

Ueber Heinrichs späteres Leben sind Thietmar IV. c. 13 und die Annales Quedlinburgenses zum Jahre 995 zu vergleichen; das erwähnte Volkslied wird in lateinischer Uebersetzung bei Thietmar V. c. 1 angeführt. 596.

Die gewichtigen Zeugnisse Thietmars für die Kaiserin Theophano finden sich IV. c. 8 und 10. Dietrichs Verleumdungen gegen sie erhellen besonders aus Alpert. Petrus Damiani (Epistola II. ad Cadalaum) zeigt, daß man der Kaiserin sogar unerlaubten Umgang mit dem Calabresen Johannes vorwarf. Der heilige Bruno verräth in der Vita Adalberti c. 10 und 12 auch keine vortheilhafte Meinung von Theophano, die er an der zweiten Stelle geradezu pulcrum iutum nennt. Denn dies kann wohl nur die rechte Lesart sein, da sich pulcrum luctum nicht erklären läßt. 602.

Ueber die Verhältnisse der wendischen Marken, Böhmens und Polens nach dem Tode Ottos II. sind die Hauptquellen die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, Thietmar IV. c. 5. 9. 26. V. 5; auch ein Brief Gerberts (Ep. 91) und das Necrologium Fuldense z. J. 985 kommen in Betracht. Vergl. Wendische Geschichten I. 267. 268 und meinen Excurs in den Jahrbüchern II, 1. S. 153—155. Daß auf den Markherzog Dietrich ein zweiter Dietrich in der Nordmark gefolgt sei, wie in den Wendischen Geschichten I. 277 angenommen ist, scheint mir nicht wahrscheinlich. Die Annahme beruht allein auf Thietmar IV. c. 15. Der dort erwähnte Markgraf Dietrich, der Beleidiger Kizos, — so wird behauptet, — sei nicht *eine* Person mit dem 985 verstorbenen Markgrafen dieses Namens. Aber schon im Jahre 977 erscheint urkundlich ein Graf Kizo im Heimengau, den ich für *eine* Person mit dem Ueberläufer halte; dieser konnte schon früher von Dietrich beleidigt sein, sich nach dem Jahre 983 zu den Wenden begeben und 991 in den Besitz der Brandenburg gesetzt haben. Ueberdies nennt der Annalista Saxo z. J. 983 ausdrücklich Lothar von Walbeck als den Nachfolger des i. J. 985 verstorbenen Dietrich. Viel Gewicht lege ich freilich auf diese Autorität nicht, denn was der Annalist gleich darauf von der Entsetzung Dietrichs meldet, scheint mir durchaus sagenhaft und stammt wohl aus den Schollen zu Adam von Bremen II. c. 43. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dietrich, der unter den Vorkämpfern für Ottos III. Regierung erscheint, seines Amtes entsetzt wurde. 602—605.

Die deutschen Quellen (Thietmar VII. 26 und Adam von Bremen II. c. 25—36) scheinen über die nordischen Angelegenheiten dieser Zeit bei weitem am 605—608.

Meisten Glauben zu verdienen; die nordischen Quellen bedürfen durchaus einer kritischen Prüfung, wie sie in den Wendischen Geschichten I. 215—230 erfahren haben, denen wir durchweg hier gefolgt sind.

Seite 608—624 Die Geschichte der Erhebung Hugo Capets auf den französischen Thron hat durch Richer IV. c. 1—73 und durch die gründliche Benutzung der Gerbertschen Briefe, die man Wilmans verdankt, ein ganz neues Licht gewonnen. Vgl. Jahrbücher II, 2. S. 39—57 und 160—173, wie Rankes Französische Geschichte I. 24—26.

612. Die Angabe Richers (IV. c. 12), daß Hugo am 1. Juni zu Noyon gekrönt sei, kann schon nach seiner eigenen Darstellung nicht richtig sein. Die späteren französischen Chroniken, welche die Krönung nach Reims und auf den 3. Juli verlegen, scheinen hierin glaubwürdig. Das Fragmentum hist. Franc. (Bouquet X. 210) läßt die Wahl zu Noyon erfolgen, die Richer nach Senlis setzt; vielleicht hat eine Verwechselung des Wahl- und Krönungsortes Richers Irrthum veranlaßt.

617. Ueber den letzten Aufenthalt der Kaiserin Theophano in Italien vergl. Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 65. 66, namentlich die dort angeführten urkundlichen Zeugnisse. Das Wort der Theophano gegen Adelheid überliefert Odilo in dem Epitaphium Adalheidae c. 8.

624—626. Der Wendenkrieg von 990 und die letzten Schicksale der Theophano berichten die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, wie Thietmar IV. c. 9 und 10. Zu vergleichen sind auch die Lebensbeschreibungen des heiligen Adalbert und Cosmas von Prag zum Jahre 990. Die Geschichte von Theophanos Erscheinung findet sich M. G. IV. 588.

616. Alles, was Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte III, 3. S. 1441. 1442 über Theophanos Einfluß auf Arnulfs Erhebung, wie S. 1419 über die eigenthümliche Stellung der Stadt Reims sagt, sind lediglich Hypothesen, die im directen Widerspruch mit den Quellen, namentlich mit Richer, stehen. Nach Gfrörer wäre Reims nur dem Namen nach eine französische Stadt, der That nach aber ein unabhängiges geistliches Fürstenthum unter dem Schutz der deutschen Kaiser gewesen.

626. Adelheids Rückkehr nach Deutschland berichtet Thietmar IV. c. 10. In den Jahrbüchern II, 2. S. 71 wird gesagt, Adelheid habe nicht lange an dem Hofe ihres Enkels verweilt; es geschah jedoch jedenfalls bis gegen das Ende des Jahres 994, wie die Urkunden aus diesen Jahren nachweisen, die man bei Leibniz in den Annales imperii gesammelt findet. Daß damals überdies Nichts ohne den Beirath der Fürsten geschah, geht ebenfalls aus jenen Urkunden hervor. Bernardi ducis et Egberti comitis caeterorumque fidelium perplurium consulto obtemperantes. (Leibn. Ann. imp. III. 584). Nos vero divini timoris et amoris intuitu, simul etiam omnium fidelium nostrorum consultu, archiepiscoporum, episcoporum, abbatum, ducum et comitum (L. l. 587). Man vergleiche die Annales Hildesheimenses z. J. 992: Dominus rex, bonis Sclavorum promissionibus confidens suisque principibus resistere nolens, pacem illis iterum concessit. Ueber Willigis Stellung ist eine Stelle des Martyrium Arnoldi archiepiscopi Magunt. (Boehmer Fontes III. 325) wichtig, wo von einem großen goldenen Kreuze in der Mainzer Kirche, welches man Genna nannte, die Rede ist, quam quondam Willegisus Maguntinensis archiepiscopus, gerens curam regis, videlicet Ottonis tercii, et regni per annos tres, ex tributo Langobardorum sibi

deputato, videlicet annuo mille et ducentis libris auri purissimi, fusili opere fieri fecit ex auro purissimo. Auch das Chronicon Luneburgicum (Eckhart I. 1336) und Dodechini Continuatio Mariani Scoti (Pistorii Scriptores rer. Germ. I. 475) sind hierüber zu vergleichen.

Seite

Quellen für die Wendenkriege von 991—996 sind die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Sangallenses maiores und Thietmar IV. c. 14. 15. 52. Vergl. Wendische Geschichten I. 278—283. 627. 628.

Ueber die Vikingerzüge und die nordischen Verhältnisse bis zum Jahre 1000 berichten von deutschen Quellen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Thietmar IV. c. 16 und VII. c. 28, die Vita Bernwardi c. 7. 19. 20 und Adam von Bremen II. c. 29—31. 34—38. Die gegebene Darstellung beruht auch hier nächst diesen Quellen auf den Wendischen Geschichten I. 233—250. Der Friesen erwähnt Thietmar VI. c. 14. VIII. c. 13. 628—631.

Für die französischen Verhältnisse vom Jahre 992 bis zum Jahre 996 ist jetzt die Hauptquelle Richer IV. c. 79—117, der auch Gerberts Briefe aus dieser Zeit vielfach aufklärt; außerdem sind der Brief des päpstlichen Legaten und die Verhandlungen der Concile von Mouzon und Coucy (M. G. III. 686—693) von Wichtigkeit. Die Annales Colonienses geben hier einige erhebliche, sonst unbekannte Notizen. 632—635.

Der innere Zustand Deutschlands aus jener Zeit erhellt besonders aus den Annalen von S. Gallen zum Jahre 995 und Thietmar IV. c. 13. 14. Von dem jungen Heinrich sagt Thietmar: electione et auxilio Bawariorum patris bona apud regem optinuit; von Eckard erzählt derselbe Schriftsteller V. c. 5: super omnem Thuringiam communi totius populi electione ducatum promeruit. Ueber die damalige Trennung Kärnthens, das dessenungeachtet in einer gewissen Verbindung mit Baiern blieb, handelt Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 201 ff. Daß der König im fünfzehnten Jahre mit der Waffennahme mündig wurde, lehrt die Geschichte Heinrichs IV., der am 11. November 1050 geboren, am 29. März 1065 die Waffen empfing und selbst die Regierung antrat. Vgl. Stenzel Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern II. 229 und 246. 635. 636.

Die Bewerbung des Kaisers in Constantinopel und das Hülfsgesuch des Papstes berichten die Quedlinburger Annalen. Ueber die Vorgänge in Capua ist die beste Quelle die im Kloster Cava geschriebene Fortsetzung der Chronica S. Benedicti (M. G. III. 207). 638.

Der zweite Römerzug Ottos III. wird berührt in den Hildesheimischen und Quedlinburger Annalen, ferner in Joh. Canaparii Vita S. Adalberti c. 21—23, in Brunonis Vita S. Adalberti c. 18, in der Chronik von Venedig (M. G. VII. 30), bei Thietmar IV. c. 21 und in Arnolds Schrift de B. Emmerammo II. c. 31—33. Ottos Brief an seine Großmutter findet sich unter den Gerbertschen Briefen Nr. 157. 639—641.

Die durch die Cluniacenser in Frankreich und durch den heiligen Nilus und Romuald in Italien herbeigeführten Reformen des kirchlichen Lebens lernt man aus den ausführlichen Lebensbeschreibungen der Cluniacenseräbte Odo, Majolus und Odilo, wie aus den beiden höchst interessanten Biographien des heiligen Adalbert und des heiligen Nilus kennen; auch Petrus Damiani liefert, obwohl er nicht mehr als unmittelbarer Zeuge gelten kann, in der Vita Romualdi sehr bemerkenswerthe Nachrichten. Ueber das Leben des heiligen Adalbert sind außer den beiden 641—656.

Lebensbeschreibungen desselben auch Thietmar IV. c. 19 und VI. c. 9 und Cosmas von Prag I. c. 25—31 beachtenswerth. Im Allgemeinen ist über diese geistigen Bewegungen Gfrörers Kirchengeschichte III, 3. S. 1334—1342. 1496. 1497. 1573—1575 zu vergleichen. Die Rolle, die Gfrörer den heiligen Nilus als politischen Unterhändler der Griechen spielen läßt, scheint der Persönlichkeit des Mannes wenig angemessen. Auch ist nicht nachweisbar, daß Romuald unter dem Einfluß der Cluniacenser gestanden habe; es ist mir vielmehr ebenso unwahrscheinlich, wie Gfrörer wahrscheinlich.

Seite 657—659. Ottos Brief und Gerberts Antwort finden sich in der Gerbertschen Sammlung unter Nr. 153 nnd 154.

659—661. Ottos und Gerberts Aufenthalt in Magdeburg und der Wendenkrieg des Jahres 997 werden durch Gerberts Briefe 27—29, die Vorrede zu Gerberts Buch de rationali (Pez Thesaurus novissimus I, 2. 149 seqn.), durch die Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 20. 25. VI. c. 61 bezeugt.

661—667. Gregors V. Pontificat hat Höfler in seiner Geschichte der Deutschen Päpste I. 97—175 ausführlich behandelt, schärfer sind die entscheidenden Punkte von Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte III, 3. 1485—1507 in das Auge gefaßt worden, doch fehlt es auch in diesem Theile des Buchs nicht an willkührlichen Annahmen.

662. Eine Versammlung der lombardischen Bischöfe im Jahre 998 schrieb an Gregor: Decet nos eum digna graciarum actione semper in domino gloriari, qui nos tanta suae miserationis largitate voluit refoveri, ut et mundi area et divina hereditas alterutris successibns muniretur. Vestra namque seu imperialis sublimitas, quod precipuum (?) patet divine ammonicionis erudita mysteriis, nnmquam dissolvendis conectitur nexibus, nec voto dissentit, nec disparatur effectu. Quos etenim propaginis linea nnit et omnis consolidat fides, decet unum sentire, idipsum invicem premeditari, idem sapere, nec dispari elausula terminare, et hoc totum secundum Jesum Christnm. Das Schreiben gehört zu jenen merkwürdigen Actenstücken, die Peyrón in dem Kapitelarchiv zu Ivrea fand und Provana in den Studii eritici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1843) abdrucken ließ, und findet sich dort p. 341. — Der erwähnte Brief Abbos ist von Mabillon (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I. 30) herausgegeben.

664. Den hitzigen Charakter Gregors V. tadelt schon Johannes Canaparius in seiner Lebensbeschreibung des h. Adalbert (c. 21), die für die Beurtheilung der damaligen römischen Zustände überaus wichtig ist. Zu vergleichen ist auch die Vita S. Nili c. 90. 91.

664—666. Gregors V. Verhältnisse werden aus den Beschlüssen der Synode zu Pavia (M. G. III. 694), der Vita Abbonis (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I.) und den Schlußbemerkungen des Richer klar. Invasor ecclesiae Remensis wird Gerbert in einer Bulle des Papstes genannt, die sich in den Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 findet.

667—670. Das Ende des Crescentius und des Papstes Johannes erzählen fast alle gleichzeitigen Quellen; am Wichtigsten sind die Annales Hildesheimenses und Quedlinburgenses, Thietmar IV. c. 21, die Chronik von Venedig, die angeführte Stelle der Lebensbeschreibung des h. Nilus und die alten Papstleben. Ueber das Geschlecht der Crescentier handelt vortrefflich Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 222—233. Daß das zu Rom Il Monzone genannnte wunderliche Gebäude aus

dem früheren Mittelalter nicht diesem Crescentius und nicht dieser Zeit, sondern erst dem zwölften Jahrhundert angehört, habe ich nach der alten Inschrift des Hauses in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII. 567—569 früher zu zeigen gesucht. Vom Grafen Benedict handeln die Historiae Farfenses (M. G. XI. 541).

Seite

Die Beschlüsse der römischen Synode vom Jahre 998 und Gregors Bulle an Gerbert finden sich bei Mansi XIX. 227 und 201, der Beschwerdebrief Gerberts steht in dessen Briefen App. No. 30. Die Beschwerden beziehen sich auf Güter, die Gerbert während seines Aufenthalts in Magdeburg vom Kaiser geschenkt waren, wie sich klar aus dem in zweiter Stelle vorhergehenden Briefe ergiebt, wo es heißt: Haec a vobis liberaliter collata, sed a quodam nescio cur ablata, restitui sibi petiit vester Gerbertus. Gfrörer (S. 1500) bezieht dagegen diese Beschwerden auf Gerberts Bewerbungen um ein hohes Kirchenamt, bei denen ihm Papst Gregor V. hinderlich gewesen sei. Die Beschlüsse der Synode Gerberts zu Ravenna stehen bei Mansi XIX. 219. 670—672.

Das auf die Beschlüsse der Synode zu Pavia gegründete Edict ist gedruckt in den M. G. Legg. II. 37. Pertz hat einige Zweifel an der Echtheit des Actenstücks laut werden lassen und diese sind mir durch einen gelehrten juristischen Freund noch verstärkt worden, aber ich kann mich trotzdem nicht davon überzeugen, daß das Actenstück untergeschoben sei. Es findet sich nicht allein in dem Chronicon Farfense, das ohnehin eher ein günstiges als ungünstiges Präjudiz abgiebt, sondern auch in einer Ravennatischen Quelle, den Zusätzen zum Agnellus (Muratoris Annalen zum Jahre 998). Das verdorbene „presbyteri sunt" am Schluß, das besonders Pertz Anstoß erregt hat, ist bereits richtig in Leibnitii Annales III. 709 in „praebituri sunt" verändert. Die Erklärung des Edicts macht allerdings manche Schwierigkeiten. Daß bei den damals üblichen Pachtverhältnissen die Kirche in großen Nachtheil gerieth, hatte schon Otto I. gesehen und deshalb in Tuscien Vorkehrungen getroffen. In einem Privilegium dieses Kaisers für die Kanoniker von Arezzo vom Jahre 963 (Böhmer Reg. Nr. 267) heißt es: Quia Tuscis consuetudo est, ut accepto ab ecclesia libello in contumaciam convertantur contra ecclesiam, ita ut vix umquam constitutum reddant censum, precipimus modisque omnibus iubemus, ut nullus episcopus vel canonicus libellum aut aliquod scriptum alicui homini faciant, nisi laboratoribus, qui fructum terrae ecclesiae ... reddant sine molestia vel contradictione (Muratori Antiquitates III. 186). Der eigenthümliche Zusatz zum Actum des Edicts: in ea synodo, in qua Mediolanensi episcopo Arnulfo nomine papatum ablatum est, in basilica B. Petri, quae vocatur ad Coelum aureum hat vielfache Erörterungen hervorgerufen, die man in Leibnizs und Muratoris Annalen nachsehen kann. 672—674.

Die damaligen Verhältnisse der lombardischen Bischöfe zu ihren Lehnsleuten haben die erwünschteste Aufklärung durch die schon erwähnte Schrift von Provana gefunden, durch die wir von Arduins Unternehmungen unter Otto III. erst nähere Kunde erhalten haben. Was Arduin beabsichtigte, sagen die Bischöfe in einem an die Könige und Fürsten erlassenen Briefe: Omnibus vobis notum esse credimus, Arduinum perfidiae spiritu seductum rebellionis arma contra regiam dignitatem commovisse et publicae functionis insignia ad totius regni detrimentum sibi inprovida electione usurpasse, divinam autem hereditatem eiusdemque cultores ac previsores episcopos crebra et impia vexatione concussisse atque a propriis civitatibus expulisse, secundos vero milites pene omnes in periurii crimen atrociter 674—676.

coegisse (p. 344). Zum ersten Male meines Wissens werden hier die secundi milites erwähnt. Daß der Kaiser in Abwesenheit des Papstes die Sache nicht entscheiden wollte, zeigt das bereits angeführte Schreiben der Bischöfe an Gregor: [1]) Quoniam igitur tanta et talis, utpote quae omnium nostrum causas perpendit, in vestra absentia, nostro christianissimo domno imperatore ob id differente, nichil deliberacionis promeruit contentio, dignetur pietas vestra oculo animae eam discutere (p. 342). Daß die Sache gerade in Pavia dem Kaiser vorgelegt ist, wird zwar nicht gesagt; aber es ist keine andere Synode aus jener Zeit, in welcher der Kaiser gegenwärtig gewesen wäre, bekannt. Die Antwort des Papstes auf jenes Schreiben steht bei Provana S. 343.

Seite 676. Die Beschlüsse des letzten Concils Gregors V. finden sich bei Mansi XIX. 225; vgl. Leibnitii Annales imperii III. 703 und 707. Ob Gregors Tod gewaltsam herbeigeführt sei, kann man mit Fug bezweifeln, da die besten Quellen davon schweigen; in keinem Falle fällt dabei irgend ein Argwohn auf Gerbert. Gfrörer S. 1507 sagt: „Da Gerbert offenbar seit seiner Entfernung aus Rheims auf den Stuhl Petri lossteuerte, mußte er wohl zuletzt sich auf künstlichem Wege Gregors V. zu entledigen suchen, denn er selbst näherte sich damals den siebziger Jahren, Gregor V. zählte noch nicht dreißig." Kaum ist jemals so leichtsinnig einem Menschen ein Mord imputirt worden! Und überdies sind alle Voraussetzungen entweder irrig oder wenigstens nicht zu erweisen. Denn erstens ist der gewaltsame Tod Gregors nicht zu erhärten; zweitens finden sich nirgends Spuren, daß Gerbert bei Lebzeiten Gregors nach dem Stuhl Petri getrachtet hätte; drittens konnte sich Gerbert, da er um 967 ein Jüngling war, nicht im Jahre 999 dem siebzigsten Jahre nähern.

678. Der angeführte merkwürdige Brief Gerberts an die Kaiserin (App. 49) ist meines Erachtens im Jahre 999 geschrieben. Das traurige Ereigniß, das im Eingange erwähnt wird und bei dem Adelheid von Gerbert Trost sucht, wird der Tod der Aebtissin Mathilde sein. Der Schluß des Briefes wird sich auf die Unruhen in Ravenna beziehen, die in der Vita Heriberti c. 4 und 5 erwähnt werden und die ja Gerbert und Adelheid in gleicher Weise betrafen. Ueber Gerberts Belagerung der Stadt Cesena berichtet Petrus Damiani in der Vita s. Mauri (Opp. II. 204). Die Urkunde für den Grafen Darferius giebt im Wesentlichen Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2996.

679. 680. Gerberts Sermo de informatione episcoporum findet sich bei Mabillon Analecta vetera II. 216; die Bulle für Arnulf bei Du Chesne Hist. Franc. script. II. 843. Daß Erzbischof Arnulf selbst in Rom erschien, zeigt die Urkunde in den Annales imperii III. 736. K. Roberts Trennung von Bertha erfolgte nach der Untersuchung von Bouquet (Recueil X. 567) wahrscheinlich erst im Jahre 1001. Ueber Gisilers Sache verhandelte eine römische Synode unter Gerbert im Jahre 999, wie Thietmar IV. 28 bezeugt, dessen Angaben nicht auf das Concil des Jahres 998 zu beziehen sind. Das Verfahren gegen Arduin erhellt aus den Actenstücken bei Provana S. 345 und 356. An Abt Odilo und die Cluniacenser schreibt Gerbert: Vestris nos sanctissimis omni tempore committimus orationibus, et ut accipere dignemini, fidelibus exoramus petitionibus, quia in quo-

---

1) Ich benutze ein Exemplar von Provanas Schrift, in das Bethmann Correcturen der mitgetheilten Urkunden nach Vergleichung der Originale eingetragen hat.

cumque noster valnerit status, nullo modo vester defectum sentiet profectus (Leibnitii Annales III. 743).

Seite.

Ottos Bußfahrt nach dem M. Gargano und die damit verbundenen Ereigniſſe erzählen die Fortſetzung der Chronica S. Benedicti, die Vita S. Nili c. 91—93, die Vita S. Romualdi c. 25, und Leo Ostiensis II. c. 24. Die Bußübungen in der Höhle bei S. Clemente werden in der Vita Burchardi c. 3 erwähnt. Der Aufenthalt in Subiaco ſteht durch Urkunden feſt; über die damals begründete Adalbertskirche habe ich nach den Notizen, die ich zu Subiaco fand, in den Baltiſchen Studien (Elfter Jahrg. Heft 1. S. 12. 13) Mittheilungen gemacht, wo ich auch über die Kirche auf der Tiberinſel eingehender gehandelt habe. Die beiden Urkunden vom 1. November 1000 mit dem Actum: Romae in palatio monasterio ſind oft gedruckt; Mabillons Abſchrift las: palatio montis, was einer Correctur ähnlich ſieht. 681. 682.

Sed fert secnm (Leo) alia, ut magnis inventa ingeniis, ita magnis finienda consiliis. Gerberti epist. App. No. 28. Eine Bleibulle Ottos III. mit der Umſchrift: Renovatio imperii Romanorum iſt in Leibnitii Annales imperii III. zu S. 699. abgebildet. Die angeführte Widmung an den Kaiſer gehört Gerberts Schrift de rationali an. 685. 686.

Ut, libere et secure permanente Dei ecclesia, prosperetur nostrum imperium, triumphet corona nostrae militiae, propagetur potentia populi Romani et restituatur respublica, ut in hnius mundi hospitlo honeste vivere, de hnius vitae carcere honestius avolare et cum Domino honestissime mereamur regnare. Urkunde vom 7. Mai 999, oft gedruckt; am Beſten in der Turiner Sammlung (Historiae patriae monum. I. 325). Von der Zuſammenkunft des Kaiſers und Papſtes mit dem Markgrafen Hugo pro restituenda republica giebt die Urkunde für Farfa (Annales imperii III. 731) vom 3. October 999 Zeugniß. 688.

Die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 geben ausdrücklich an, daß Otto einen Palaſt auf dem Aventin bewohnte, und die Vita Odilonis Acta SS. ord. s. Benedicti Sacc. VI. P. I. p. 698 zeigt, daß man damals dort zu Rom am Beſten wohnte: in Aventino monte, qui prae caeteris illins urbis montibus aedes decoras habens et snae positionis culmen in altum tollens, aestivos fervores aurarnm algore tolerabiles reddit et habilem in se habitationem facit. 688.

Das Ceremoniell an Ottos Hofe und die byzantiniſche Vermummung ſeiner Großen lernt man am Beſten aus den Urkunden kennen, doch geben auch Thietmar IV. c. 29 und die Gesta episcoporum Cameracensium l. l. wichtige Aufſchlüſſe. Reiches Material hat Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 134. 135 geſammelt. 689.

Ueber die ſtädtiſchen Verhältniſſe Roms werde ich in einer beſondern Beilage weiter unten handeln und dort auch zu zeigen ſuchen, daß die von Ozanam in den Documents inédits p. 156—183 herausgegebene Graphia aureae urbis Romae im Weſentlichen unter Otto III. entſtanden iſt. 689—691.

Otto III. nahm zehn Monate nach dem Tode Gregors V. keinen Anſtand, ein Urtheil deſſelben gegen Farfa als ungeſetzlich zu vernichten und eine Urkunde zu unterzeichnen, in der mit klaren Worten der Papſt der Beſtechlichkeit geziehen wird. Leibnitii Annales imperii III. 734—736. Merkwürdig und vieldeutig ſind auch die Worte des Kaiſers an ſeinen päpſtlichen Vetter: Nostro animo 691.

vestrum metuentes ingenium, hunc abbatem Petrum vestro commendamus apostolatui. Gerberti Epp. 155.

Seite 692. Die Schenkungsurkunde Ottos III. an Rom, die in den M. G. Legg. B. 162 abgedruckt iſt, erklärt Wilmans für unecht und hat ſeine Gründe in einem beſondern Excurs (Jahrbücher II, 2. S. 233—243) entwickelt; Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeſchichte S. 1570 ff. hält dagegen an der Echtheit der Urkunde feſt. Früher ſtritten gerade die eifrigſten Romaniſten gegen die Echtheit, während die evangeliſchen Gelehrten die Urkunde für unverfälſcht hielten; neuerdings ſcheint das Verhältniß ſich umgekehrt zu haben. Unfraglich hat Wilmans erwieſen, daß der um 950 abgefaßte Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma in der Urkunde wörtlich benutzt iſt, und es muß allerdings befremden, daß man in der kaiſerlichen Kanzlei von dieſem Buch in der angegebenen Weiſe Gebrauch machte. Aber viel befremdlicher wäre es doch, wenn man in der päpſtlichen Kanzlei ein derartiges Actenſtück geſchmiedet hätte, das dann aus dem päpſtlichen Archiv hervorgezogen wäre! Denn aus dieſem hat es eine i. J. 1339 niedergeſetzte Commiſſion für den Gebrauch der Curie erhoben und abſchreiben laſſen. Die Fälſchung müßte alſo damals oder bereits früher ſtattgefunden haben. Nimmt man nun nicht an, daß ſie unmittelbar zu Ottos Zeiten, vielleicht unter den Augen Silveſters geſchehen ſei — und zu dieſer Annahme ſehe ich gar keinen Grund — ſo ſchwindet faſt die Möglichkeit eines ſolchen Betrugs. Denn die Urkunde ſetzt die genaueſte Kenntniß der Zeitverhältniſſe oder der ſie betreffenden Schriftwerke voraus. Der Fälſcher hätte das vorhin angeführte Buch de imperatoria potestate, die Gerbertſche Briefſammlung (ep. 128) kennen und wiſſen müſſen, daß Otto III. zeitweiſe den Titel Servus apostolorum et secundum voluntatem Dei Salvatoris Romanorum imperator augustus gebrauchte und ähnliche Bleibullen anwandte, wie jene, die der Urkunde beigefügt wurde. Leibniz will den Streit nicht entſcheiden, aber er neigt ſich doch auch der Anſicht zu, daß die Urkunde echt ſei (Annales imperii III. 721); mir unterliegt dies kaum einem Bedenken, indem ich Leibnizs Worte: Nec facile, credo, tale quid impostori saeculi XII. in mentem venisset noch ſchärfer betone.

695—701. Die beſten Nachrichten über Adelheids letzte Zeiten giebt Odilo in dem Epitaphium c. 13—22. Des Kaiſers Reiſe nach Gneſen berichten die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. 28, welche Quellen auch über die ſonſtigen Vorgänge während des letzten Aufenthalts Ottos in Deutſchland einige Nachrichten mittheilen.

697. Die angeführten Worte des Thietmar ſtehen L. V. c. 6. Ueber die ſehr ausgeſchmückte Erzählung der Chronica Polonorum I. c. 6 iſt Röpell Geſchichte Polens I. 111—113 zu vergleichen.

699. Die Erzählung des Grafen Otto von Lumello hat das Chronicon Novaliciense III. c. 33 aufbewahrt.

700. Das Bruchſtück von dem Briefe Ottos III. an Heribert findet ſich in der Vita Heriberti c. 5.

702—706. Dümmler in ſeiner Schrift über Pilgrim giebt bei Weitem das Beſte über die Bekehrung Ungerns. Die Quellen ſind theils unzulänglich, theils unglaubwürdig. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die Stellen bei Thietmar IV. c. 38 und VIII. 3, wie alle Nachrichten, die ſich in den beiden Lebensbeſchreibungen des heil. Adalbert finden. Außerdem haben wir, ſeit Wattenbach das Glück hatte, die Admonter Handſchrift der Geſetze des h. Stephan aufzufinden, an dieſen eine ſichere Grundlage für die Unterſuchung der damaligen Verhältniſſe Ungerns gewonnen. Vgl. Endlicher

die Geſetze des h. Stephan. Wien 1849. Die Lebensbeſchreibungen des h. Stephan ſind ſpät, die bei Fejér Codex diplomaticus Hungariae T. I. geſammelten Urkunden großentheils verdächtig, die Bulle an Stephan erweislich untergeſchoben, was auch Gfrörer zu ihrer Rettung vorbringen mag. — Radla und Aſtrik werden gewöhnlich für eine Perſon gehalten; Bruno in der Vita Adalberti ſcheint ſie mir aber deutlich zu ſcheiden: Radla iſt ihm der Papas Adalberti, Aſtrik nur ein Kleriker des heiligen Biſchofs (c. 17, der Zuſatz der Admonter Handſchrift).

Seite 707.

Ueber Bernwards Erzſäule vergl. Schnaaſe Geſchichte der bildenden Künſte IV, 2. S. 506 ff.

Den Aufſtand der Römer erzählt am Ausführlichſten die Vita Bernwardi c. 23—27, den Beſuch in Venedig das Chronicon Venetum (M. G. VII. 33. 34). 707—712

Für den Kriegszug des Kaiſers im Jahre 1001 ſind die Urkunden vom 4. Juni Romae ad sanctum Paulum, vom 19. Juli inter Albanum et Arretium, vom 25. und 31. Juli Paterno, vom 14. October Papiae von Wichtigkeit. Die Nachweiſung dieſer Urkunden verdanke ich, ſoweit ſie nicht in Böhmers Regeſten und in den Jahrbüchern ſich finden, Wattenbachs Güte. Der Zug gegen Benevent, über den die zuverläſſigſte Kunde das Chronicon Venetum p. 34 giebt, muß in den Sommer fallen; die von Leibniz (Annales imperii III. 783) angeführte und irrig auf dieſe Zeit bezogene Urkunde iſt von Otto II. am 18. October 981 ausgeſtellt. Der darin erwähnte Dericus episcopus iſt der bekannte Dietrich von Metz, nicht der Erzbiſchof Friedrich von Ravenna. 712. 713

Die Theilnahme Ottos III. an den frommen Beſtrebungen auf Pereum und ſeine enge Verbindung mit Romuald berichtet die Vita S. Romualdi c. 30; von der Verſchwörung der deutſchen Fürſten giebt Thietmar IV. c. 30 zuverläſſige Nachricht. 713—715.

Der Gandersheimer Streit wird ausführlich von Thankmar in der Vita Bernwardi erzählt; dort finden ſich auch c. 36. 37 die beſten Nachrichten über die letzten Tage des Kaiſers. Man vergleiche überdies Thietmar IV. c. 31 und die Quedlinburger Annalen, wie die Vita Burchardi c. 8. Die Worte Ottos über Hugos Tod finden ſich in der Vita S. Romualdi. 716—724

Ueber die Sagen von Otto III. handelt Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 243—246. 725.

Die aus Thietmar angeführten Worte ſtehen im Prolog; der citirte Vers in Bruns Leben des heiligen Adalbert cap. 9. Man vergleiche über letzteren auch den Chronographus Saxo z. J. 973. 726.

Felix mundus erat, Otto dum sceptra gerebat.

Die angeführte Stelle findet ſich in der Vita Mathildis c. 4. 729.

Von Widukind und Hrotsvitha wird die Gemeinſchaft der von Otto I. beherrſchten Völker als Sachſen und Franken bezeichnet, denn das iſt für beide die Bedeutung des Reichs, daß die Sachſen die Herrſchaft der Franken gewonnen haben; nirgends wird bei ihnen und bei Ruotger der Name der Deutſchen erwähnt. Gleichzeitig erſcheinen aber ſchon in Urkunden Ottos I. die Deutſchen als Volk den Slawen, wie den Italienern entgegengeſetzt. Teutonici vel Sclavi — Urkunde für Magdeburg vom Jahre 961 (Leibnitii Annales imperii III. 69). Manciplis Teutonicis vel Sclavanicis — zwei Urkunden für Magdeburg von 961 und 965 (L. l. 71. 153). Quod Teutonici dicunt: ubercosa et talunga — die von Otto unterzeichnete Stiftungsbulle für Meißen vom Jahre 967 (L. l. 202). Man ver- 729. 730.

gleiche Ottos Grenzbestimmung für das Bisthum vom Jahre 968 (L. I. 232): Nostris fidelibus tam Calabris, quamque omnibus Italicis, Francisque atque Theutonicis — Urkunde von 969 (L. I. 262). In den Urkunden Ottos II. und III. kommt in gleicher Weise dann öfters der Ausdruck Theutonici vor. Vergl. J. Grimm Deutsche Grammatik I. 16. Der erste deutsche Schriftsteller, bei dem ich den Namen Deutsche als Volksbezeichnung finde, ist der h. Bruno, der in seiner Vita Adalberti c. 4. 9. 10 die Gesammtheit der von den Ottonen beherrschten deutschredenden Stämme Theutones nennt und auch schon von einem Lande der Deutschen spricht (Theutonum tellus c. 9). Bruno schrieb aber sein Buch erst im Jahre 1004, nachdem er beinahe ein Jahrzehend in Italien zugebracht hatte. Hier und besonders in der Lombardei erscheint der allgemeine Volksname der deutschredenden Stämme schon früher. Der Panegyricus Berengarii L. II. v. 84 hat: Teutonico ritu; der ritus Teutonicus setzt aber voraus, daß man die Deutschredenden schon als ein zusammengehöriges Volk ansah und so bezeichnete. Liudprand nennt in der Antap. I. 5 zwar nur die rheinischen Franken zum Unterschied von den Westfranken Franci Teutonici, dagegen scheint er III. 20 den Ausdruck schon in einem weitern Sinne zu gebrauchen; in der Legatio stellt er zweimal die Deutschen den Lateinern gegenüber, nicht allein in der Sprache, sondern auch in der Sitte: Ex Francis, quo nomine tam Latinos quam Teutones comprehendit (c. 33). Magnas in vos gentemque Latinam et Teutonicam contumelias evomere jussit (c. 37). Um das Jahr 1000 ist der Gebrauch des Namens in Italien ganz geläufig; er geht durch das ganze Chronicon Venetum, wo auch Deutschland Teutonica genannt und das regnum Teutonicum bereits erwähnt wird (M. G. VII. 30. 31). Ebenso nennt der gleichzeitige Kaisercatalog des Codex Cavensis das regnum Totonicum und hat den Ausdruck: rex Totonicorum (M. G. III. 216). Bei Thietmar von Merseburg kommt in seinem umfangreichen Werke nur dreimal das Wort Teutonici vor und zwar auffallender Weise an einer und derselben Stelle (V. c. 16), wo es um den Gegensatz gegen die Italiener auszudrücken angewendet wird. Oefters gebraucht schon Thankmar in der Vita Bernwardi den Namen der Deutschen, die er bald Theotisci, bald Theutones nennt (c. 25. 30. 38).

Seite 731. 732. Ueber die Bauten am Harz und die Bedeutung des Willigis und Bernward für die deutsche Kunstgeschichte ist Schnaase Geschichte der bildenden Künste IV, 2. S. 55 ff. und S. 504 ff. nachzusehen.

733. Die Stelle in Bruponis Vita S. Adalberti c. 9, die sich verunstaltet auch in dem Chronographus Saxo findet, kann wohl kaum anders verstanden werden, doch ist dann die Interpunction zu ändern.

III. Die städtiſchen Verhältniſſe Roms im zehnten Jahrhundert.

Die Geſchichte der Stadt Rom und ihres Gebiets von den Zeiten Gregors des Großen bis zu der ſogenannten Herſtellung des Senats im Jahre 1143, wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung eine der ſchwierigſten Aufgaben für die hiſtoriſche Forſchung, iſt durch gründliche Unterſuchungen in der letzten Zeit mindeſtens ſo weit aufgeklärt worden, daß man ſich im Ganzen und Großen ein Bild der damals in der Kaiſerſtadt obwaltenden Verhältniſſe und Zuſtände entwerfen kann, wenn auch einzelne Punkte zweifelhaft bleiben und bei der Beſchaffenheit der Quellen wohl immer bleiben werden. Nach der bekannten Unterſuchung v. Savignys in ſeiner Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter ſind einzelne Partien beſonderer Betrachtung von Dönniges in ſeinem deutſchen Staatsrecht und von Wilmans in ſeiner Abhandlung: „Rom vom fünften bis zum achten „Jahrhundert“ [1]) unterworfen worden; die ganze Entwickelung in ihrem Zuſammenhange haben dagegen v. Bethmann-Hollweg in ſeiner Schrift über den Urſprung der lombardiſchen Städtefreiheit (1846) und C. Hegel in ſeiner Geſchichte der Städteverfaſſung von Italien (1847) einer neuen eingehenden Unterſuchung unterworfen. Vor Allem hat Hegel das Verdienſt allen Täuſchungen und Verwirrungen, die durch die leeren Namen des Senats und der Conſuln in die Betrachtung dieſer Verhältniſſe gekommen waren, ein gründliches Ende gemacht zu haben. Erſt durch die Beſeitigung dieſer Truggeſtalten iſt Raum für die Darſtellung der wirklichen Zuſtände gewonnen worden. Die folgenden Bemerkungen beziehen ſich zunächſt auf die Geſchichte Roms im zehnten Jahrhundert und gehen auf die früheren Zeiten nur ſo weit zurück, als es zum Verſtändniß der ſpäteren Epoche erforderlich iſt; ſie beſchränken ſich darauf einzelne Punkte von Erheblichkeit näher zu beſtimmen, indem ſie ſich im Allgemeinen an Hegels Darſtellungen anſchließen.

Als ſich im achten Jahrhundert zufolge der Bilderſtreitigkeiten die Gegenden Italiens, welche bis dahin noch die Hoheit des oſtrömiſchen Reichs anerkannt

1) Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft II. 137—151.

hatten, von dieſem losriſſen, wurden überall die kaiſerlichen Beamten verjagt. Nachdem aus dem wohlhabenderen und angeſehneren Theile der Bürgerſchaft ſchon früher ſtädtiſche Milizen gebildet waren, organiſirten ſich jetzt die Einwohner der größeren und kleineren Städte in Maſſe auf militairiſche Weiſe und ſtellten ſelbſtgewählte Beamte, Duces und Tribuni nach den früheren kaiſerlichen Beamten genannt, an ihre Spitze. Dieſe Beamten verbanden nach der Sitte der Zeit mit dem militairiſchen Oberbefehl eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit und Verwaltungsthätigkeit; ſie wurden deshalb auch Judices genannt, eine Bezeichnung, die damals faſt allen öffentlichen Beamten zukam. Die Bürgerſchaften der größeren Städte waren in Regimenter eingetheilt, Numeri oder Banda genannt; Gemeinſchaften, die vollſtändige Corporationsrechte beſaßen, ſo daß ſie auch Eigenthum erwerben konnten. Außerdem zerfielen die Bürger in Scholae, die Unterabtheilungen der Numeri waren. An der Spitze der Scholae ſtanden Patroni oder Priores; die Numeri werden die Duces oder Tribuni geführt haben. In größeren Städten waren die Regimenter nach Stadtvierteln (regiones) gebildet, deren es nach einer neugemachten Eintheilung in Ravenna elf, in Rom zwölf gab; wie die Scholae geordnet waren, iſt nicht klar, doch ſcheinen die Zunftverhältniſſe, die noch immer das bürgerliche Leben Roms beherrſchten, bei ihrer Bildung in Betracht gekommen zu ſein. Wie weit hinab die ſtädtiſche Bevölkerung an dieſer Heeresverfaſſung Theil nahm, läßt ſich nicht beſtimmen. Es ſcheint, als ſeien im Anfange die ärmeren Klaſſen auch jetzt noch von den Waffen ausgeſchloſſen worden, aber im neunten und zehnten Jahrhundert umfaßte das Heer alle ſelbſtſtändigen Bürger, ſo daß nur die Geiſtlichkeit und die dienenden Klaſſen außerhalb deſſelben ſtanden.

Die Bewegung, welche Italien von dem Oſtreiche trennte, erhielt Anſtoß und Leitung von dem hohen Klerus, namentlich vom römiſchen Biſchof, und führte ſchließlich dahin, daß die Stadt Rom mit ihrem Gebiet die Herrſchaft des Papſtes über ſich anerkannte. Nach derſelben Anerkennung trachtete der Erzbiſchof von Ravenna und wußte ſie in der That für eine kurze Zeit zu gewinnen, aber die Verbindungen des Papſtes mit dem Frankenkönige brachten es bald dahin, daß auch das Exarchat und die Pentapolis unter die Herrſchaft des römiſchen Biſchofs gerieth. Seitdem beſtellte der Papſt die Duces und Tribuni auch hier, wie ſchon zuvor in dem römiſchen Gebiet. Er ernannte ſomit die Befehlshaber der Milizen, zugleich Gerichts- und Verwaltungsbeamten, die ihr Amt in beſtimmt abgegrenzten Bezirken, Ducatus und Tribunatus genannt, in der Weiſe ausübten, daß der Dux einen weiteren Bezirk verwaltete, der dann in mehrere ihm untergebene Amtsbezirke der Tribuni zerfiel. Das Blutgericht hatte zu Rom ein vom Papſte beſtellter Beamter, der Praefectus urbis; in Ravenna ein gleicher Beamter, der ebenfalls Praefectus oder auch Consularis genannt wurde. Ob dieſe Präfecten mit den alten kaiſerlichen Beamten deſſelben Namens in unmittelbarem Zuſammenhange ſtanden oder die alte Bezeichnung einem neugeſchaffenen Amte gegeben wurde, iſt zweifelhaft.

Mit der erhöhten Stellung des Papſtes und mit dem Umfang der von ihm geübten Rechte hob ſich aber zugleich die Bedeutung der Hofbeamten, mit denen ſich nach dem Muſter des Hofs von Byzanz der Papſt im Lateran längſt umgeben hatte, wie zugleich jener zahlreichen Klaſſe von unteren kirchlichen Beamten, die zu der bereits ſehr ausgedehnten Verwaltung der römiſchen Kirchenguter und zu den anderen vom römiſchen Biſchof abhängigen weltlichen Geſchäften benutzt zu werden pflegten. Die Notarii, Tabelliones, Defensores, Cubicularii, Vestararii u. ſ. w.

der römiſchen Kirche, die ſämmtlich in einer zunftmäßigen Verfaſſung ſtanden, wurden Staatsbeamte und nahmen an der Regierung Roms, die dem Papſte zugefallen war, in weitem Umfange Antheil. Zu den Hofbeamten des Laterans gehörten: der Vicedominus, deſſen Stellung ſtets ein höherer Geiſtlicher bekleidet zu haben ſcheint; der Vorſteher der Zunft der Vestararii, meiſt ſchlechthin der Vestararius genannt, der immer oder doch häufig aus dem weltlichen Stande gewählt wurde; der Superista, der Vorſteher der Zunft der Cubicularii, der ebenfalls gewöhnlich nicht der Geiſtlichkeit angehört zu haben ſcheint; vor Allem aber die ſieben Erſten aus der Zunft der Notare, die regelmäßig Kleriker niederen Grades waren. Dieſe Sieben waren im Einzelnen: der Primicerius, Secundicerius, Arcarius, Sacellarius, Protoscriniarius, Primus defensor, Adminiculator oder Nomenculator. Sie waren nicht allein die Vorſteher der Zunfte der Notarii, Tabelliones und Defensores, ſondern zugleich die Miniſter des Papſtes in der ganzen ihm zuſtehenden weltlichen Verwaltung; ſeitdem dieſer in Rom auch die Quelle alles burgerlichen Rechts geworden war, übten ſie vor Allem in ſeinem Namen eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit in allen Streitſachen aus, die an ihn als den Landesherrn gebracht wurden, nur daß ſie als Kleriker von allen Kriminalſachen ausgeſchloſſen waren. Auch ſie wurden deshalb jetzt Judices genannt, und man unterſchied fortan die Judices de militia und Judices de clero; jene ſind die Duces und Tribuni, dieſe die ſieben erſten Notare. Ob unter die Judices de clero auch der Vicedominus, Superista und Vestararius gerechnet wurden, iſt zweifelhaft; doch wiſſen wir, daß dem Vestararius ſtehend die Jurisdiction übertragen wurde, wenn das Kloſter Farfa gegen Unterthanen des Papſtes klagte.

Die genannten militairiſchen Beamten mit den Hofbeamten des Papſtes bildeten den Adel der Stadt, der in die zwei Klaſſen der Optimates militiae und der Proceres ecclesiae zerfiel; eine Beamtenariſtocratie, die theils durch den Umfang ihrer Befugniſſe, theils durch die reiche Ausſtattung der von ihnen bekleideten Aemter binnen kurzer Zeit übermächtig wurde und auch auf die Papſtwahl, das wichtigſte Vorrecht des römiſchen Volks, einen beſonderen ſogar geſetzlich begründeten Einfluß übte.

Das Papſtthum zeigte ſich bald der Macht dieſes Adels in keiner Weiſe gewachſen, zumal alle jene einflußreichen Stellungen erblich in den Beſitz einiger weniger Geſchlechter kamen. Auch die Judices de clero waren verheirathet und vererbten ihre Aemter; [1]) ſie gerade waren es, die dem päpſtlichen Regiment am Gefährlichſten wurden. Die Gewaltthaten, die ſich dieſe römiſchen Großen gegen die Päpſte erlaubten, führten endlich zur Herſtellung eines abendländiſchen Kaiſerthums, dem die Päpſte das bisher von ihnen allein beherrſchte Gebiet freiwillig unterwarfen. Um der Tyrannei ihrer hohen Beamten zu entgehen, ſtellten ſich die Päpſte unter den Schutz und die Hoheit der fränkiſchen Könige.

Unzweifelhaft übten Pipin und Karl der Große ſchon als Patricier gewiſſe Rechte im römiſchen Gebiet aus. Es wird uns glaubhaft überliefert, daß Karl ſchon vor ſeiner Kaiſerkrönung ein Abkommen mit dem Papſte traf, wonach ein Geſandter von ihm bei der Papſtwahl gegenwärtig ſein und er ſtreitige Rechtsfälle vor ſein Forum ziehen konnte; auch ſollen ſchon damals königliche Miſſi das römiſche Gebiet durchzogen und Gerichtstage gehalten haben. Die richterlichen Be-

1) Man vergleiche die Stammbäume bei Galletti del Vestarario della S. R. C. p. 42 und del Primicero p. 71.

hörden waren demnach bereits dem Patricius untergeordnet. [1]) Aber eine viel beſtimmtere Stellung erhielt Karl als Kaiſer. So wenig er gewillt war, die weltliche Herrſchaft, welche der Papſt bereits gewonnen hatte, aufzuheben, ſo beſtimmt nahm er doch die Oberherrſchaft zu Rom in Anſpruch und ſuchte die Rechte, die ihm als unveräußerliches Zubehör der kaiſerlichen Gewalt erſchienen, in ihrem vollen Umfange zu üben.

Wir wiſſen, daß Karl ſich gleich nach ſeiner Kaiſerkrönung dauernd mit der Ordnung der römiſchen Stadtverhältniſſe beſchäftigte. [2]) Die wichtigſten Aenderungen, die eintraten, waren, daß alle römiſchen Beamten und Würdenträger fortan, ohne ihrer Verpflichtungen gegen den Papſt entbunden zu werden, zugleich kaiſerliche Leute wurden, daß ſie und das geſammte römiſche Volk dem Kaiſer ſchwören mußten und daß vor Allem ein ſtehender Missus des Kaiſers zu Rom eingeſetzt wurde, der ſeinen Sitz im Palaſt neben der Peterskirche nahm und dem beſtimmte Einkünfte von dem Einkommen derſelben zugewieſen waren. Auf dieſen kaiſerlichen Beamten muß die hohe Criminalgerichtsbarkeit übergegangen ſein, die bis dahin der Präfect geübt hatte; denn in der karolingiſchen Zeit gab es keinen Beamten dieſes Namens in Rom. [3]) Dieſer Missus war fortan der Stellvertreter des Kaiſers in allen gerichtlichen Verhandlungen, wie ein vom Papſt ernannter Missus dieſen vertrat. Die Compoſitionen, welche die Verurtheilten zu zahlen hatten, wurden zu gleichen Theilen zwiſchen dem kaiſerlichen und päpſtlichen Missus getheilt, und Güter, welche für den Fiſcus eingezogen wurden, konnten nur durch kaiſerliche Schenkung an die Kirche übergehen. Von den Erkenntniſſen der gewöhnlichen Richter konnte an den Missus oder an den Kaiſer ſelbſt appellirt werden, der im letzteren Falle einen eigenen Geſandten zur Unterſuchung der Sache nach Rom ſchickte. Die Biſchöfe und öffentlichen Beamten zu Rom konnten nur vor dem Kaiſer belangt werden, der dann entweder ſelbſt nach Rom kam und über ſie urtheilte, oder den Herzog von Spoleto zur Erledigung der Angelegenheit nach Rom ſandte. [4])

Im Uebrigen blieb die Kriegs- und Gerichtsverfaſſung Roms unverändert. Wir finden nach wie vor die Duces, Tribuni, Judices de clero und die übrigen Beamten des päpſtlichen Hofes erwähnt und im Beſitz ihrer früheren Befugniſſe. Der weltliche Beamtenadel liebte es ſich mit dem Conſultitel zu ſchmücken, der früher in Conſtantinopel gekauft wurde und jetzt in ähnlicher Weiſe vom Kaiſer oder vom Papſt erſtanden werden mochte, bald aber erblich in den Beamtenfamilien geworden zu ſein ſcheint. Neben dieſem Titel wurde auch der eines Senators gebraucht, der an das bei den Franken und Langobarden übliche Wort Senior anklang und allmählich in die Bedeutung deſſelben überging. Der römiſche Senat, der von dieſer Zeit an wieder öfters erwähnt wird, bezeichnet nichts anders, als die Geſammtheit des römiſchen Adels und iſt mit Nobilitas gleichbedeutend.

Nach dem Tode Karls des Großen brachen zu Rom abermals innere Strei-

1) Libellus de imperatoria potestate M. G. III. 720. Papſt Hadrian ſchrieb an Karl im Jahre 789: Constantinus et Paulus, duces et nostri vestrique. Cenni Monumenta dominationis pontificiae I. 502.

2) Einhardi Annales 801.

3) Weder der Libellus noch die Urkunden jener Zeit erwähnen des Präfecten. Unmöglich iſt dies ein Zufall.

4) Libellus de imp. pot. L. l. 720. 721.

tigkeiten bedenklicher Art aus, die auch die Grenzen der kaiſerlichen und päpſtlichen Gewalt in Frage ſtellten. Im Jahre 824 ging Lothar nach Rom und ſtellte die Ordnung her. Die Conſtitution, welche er damals erließ, mußte der regierende Papſt ſchriftlich anerkennen und ſollte fortan von jedem ſeiner Nachfolger vor dem Missus eidlich bekräftigt werden, ehe die Ordination erfolgte. Dieſe wichtige Conſtitution iſt uns erhalten und bildet eines der erheblichſten Actenſtücke, um die Verfaſſung Roms in der karolingiſchen Zeit zu erkennen. [1])

Die Conſtitution Lothars erwähnt nur zwei Klaſſen von richterlichen Beamten zu Rom, die Duces und die, welche ſie ſchlechthin Judices nennt. In letzteren kann man meines Erachtens im Gegenſatz gegen die Judices de militia nur die Judices de clero ſehen. Von dieſen zwei Klaſſen wird nun mit unzweideutigen Worten geſagt, daß ſie zunächſt päpſtliche Beamte waren und vom Papſte eingeſetzt wurden; doch ſollten ſie vor dem Kaiſer erſcheinen, damit er ihre Zahl und ihre Namen erfahren und ſie auf ihre Verpflichtung hinweiſen könne. Zur Beaufſichtigung dieſer Beamten ſollte von Seiten des Kaiſers und Papſtes je ein Missus beſtellt werden; beide ſollten alljährlich an den erſteren darüber berichten, wie das Recht gehandhabt wird, Beſchwerden wegen Rechtsverweigerung aber zunächſt an den Papſt bringen, daß er ſie ſofort von einem von ihnen erledigen laſſen könnte; geſchehe dies nicht, ſo ſollte der kaiſerliche Missus an den Kaiſer Bericht erſtatten, der dann beſondere Geſandten zur Entſcheidung der Sache nach Rom ſenden wollte. Daß neben den hier erwähnten Missi, die theils zur alljährlichen Beaufſichtigung der Beamten und Berichterſtattung an den Kaiſer, theils zur Erledigung einzelner Rechtsſtreitigkeiten beſtimmt waren, es auch ferner einen ſtehenden kaiſerlichen Missus zu Rom gab, kann nicht zweifelhaft ſein, und die Conſtitution ſelbſt gedenkt deſſelben bei Gelegenheit des Eides, der den neugewählten Päpſten auferlegt wurde.

Das erwähnte Geſetz Lothars iſt außerdem von beſonderer Wichtigkeit durch eine in ihm enthaltene Beſtimmung, zufolge welcher jeder im römiſchen Volke über das Recht, nach welchem er leben wolle, befragt und dann nach demſelben gerichtet werden ſolle. Da man ſeitdem nicht allein nach römiſchem, ſondern auch nach fränkiſchem oder langobardiſchem Recht in Rom leben konnte, mußten nothwendiger Weiſe germaniſche Rechtsprincipien dort Eingang gewinnen, wie auch das Proceßverfahren der Franken dort nicht mehr unbekannt war. Denn die fränkiſchen Missi tagten zu Rom in derſelben Weiſe, wie in anderen Theilen der fränkiſchen Monarchie, wie wir aus einem Rechtsſtreit des Kloſters Farfa mit dem Papſte ſehen, der im Jahre 829 vor den beiden kaiſerlichen Missi, dem Biſchof Joſeph und dem Grafen Leo, von römiſchen Richtern, die hier als Schöffen dienten, und unter einem zahlreichen Umſtande aus dem Volke entſchieden wurde. [2])

Als ſich unter Johann VIII. das Papſtthum mit der kaiſerlichen Gewalt in Zwieſpalt ſetzte, kamen die Kaiſerrechte in der Stadt in Verfall. [3]) Wenn auch in der Folge die Päpſte die Kaiſer, welche ſie ſelbſt herbeigerufen oder nothgedrungen gekrönt hatten, dem Namen nach als ihre Oberherren anerkannten und

1) M. G. Legg. I. 239.

2) Galletti del Primicero p. 183.

3) Merkwürdig iſt in einer Bulle Johanns VIII. das Datum: imperatore Domino Jesu Christo anno pontificatus etc. Nouveau Traité de Diplomatique V. 191.

die Römer ihnen für den Augenblick Treue ſchwuren, [1]) wenn ſelbſt noch kaiſerliche Missi zeitweiſe in Rom erſchienen und einzelne Appellationen an den Kaiſer ergingen, [2]) ſo war dies doch Alles ohne durchgreifende Wirkung, und dazwiſchen fielen längere Zeiträume, wo der kaiſerliche Thron erledigt war. Es wird uns glaubhaft verſichert, [3]) daß es ſeit Karl dem Kahlen keinen ſtehenden kaiſerlichen Missus mehr in Rom gegeben habe und die kaiſerlichen Gerechtſame nicht mehr wahrgenommen ſeien. Unter dieſen Umſtänden ging die Herrſchaft in der Stadt dem Namen nach ganz auf die Päpſte über; in Wahrheit aber wurde dieſelbe von jenen römiſchen Adelsfamilien ausgeübt, die ſich längſt erblich in den Beſitz aller einträglichen und einflußreichen Aemter geſetzt hatten. Die prieſterliche Herrſchaft konnte in Rom um ſo weniger zu Kraft und Selbſtſtändigkeit gedeihen, als die Stadt damals von allen Seiten von den ſchlimmſten Feinden umringt war und zugleich von den inneren Streitigkeiten der Großen ſelten lange Ruhe gewann. Die Bedrängniſſe von außen, wie die inneren Zerwürfniſſe drohten Rom die Beute bald der Markgrafen von Camerino, bald der Herzöge von Spoleto, bald der langobardiſchen Könige werden zu laſſen; von dieſen Gefahren befreite Alberich die Stadt, indem er ſie zum Sitz eines abgeſchloſſenen Fürſtenthums machte.

Alberich, der uneheliche Sohn des Markgrafen Alberich von Camerino und der Römerin Marozia, herrſchte unter dem Titel: Princeps et senator omnium Romanorum [4]) d. h. Fürſt und Herr aller Römer, mit unumſchränkter Gewalt über Rom, wenn er dem Schein und Namen nach auch die Herrſchaft des Papſtes beſtehen ließ. Alberichs Regiment glich mehr dem eines germaniſchen Kriegsfürſten, wie er denn auch der Sohn eines langobardiſchen Häuptlings war, als daß es einen eigentlich römiſchen Charakter trug. Er entſchied über Krieg und Frieden, befehligte die römiſche Heeresmacht, entbot die römiſchen Großen zu Hoftagen, übte das Criminalgericht und ließ in ſeiner Gegenwart bürgerliche Streitigkeiten durch die zu Rom beſtellten Richter entſcheiden. [5]) Es bezeichnet die volle Selbſtſtändigkeit ſeiner Stellung, daß er Münzen mit ſeinem Namen und Bilde ſchlagen ließ. [6])

Albericks Herrſchaft ging in ihrem ganzen Umfange auf ſeinen Sohn Octavian über, der auch den letzten Schimmer der Abhängigkeit von einer andern Macht entfernte, indem er ſelbſt den päpſtlichen Stuhl einnahm. Indeſſen konnte ſich Octavian kaum acht Jahre in der gewonnenen Selbſtſtändigkeit behaupten; von allen Seiten bedrängt, rief er König Otto über die Alpen und krönte ihn zum Kaiſer. Die Bedingungen, durch welche er ſeine Macht zu ſichern geglaubt hatte, hob er ſelbſt durch ſeine Empörung auf und wurde endlich von demſelben Kaiſer

1) Der Kaiſer Arnulf geleiſtete Eid ſteht M. G. Legg. I. 362.

2) Lamberti imp. Conventus Ravennas M. G. Legg. I. 563.

3) Libellus de imp. pot. L. I. 722. Selbſt bei der Einſetzung der Päpſte war kein kaiſerlicher Missus mehr zugegen. Canon de electione papae v. J. 898. M. G. Legg. II. B. 158

4) Dieſer Titel iſt allein durch gleichzeitige Urkunden verbürgt, doch nennt ſchon eine Urkunde v. J. 983 (Muratori Antiquitates I. 381) Alberich Patricius und ebenſo Flodoard und Liudprand.

5) Benedicti Chronicon c. 34. Man vergleiche die Documente (A).

6) Provana Studii critici. 143.

entsetzt, dem er die Krone zugewendet hatte. Seitdem war Rom ganz in den Händen des neuen Kaisers. Es ist bekannt, wie die Römer selbst ihr wichtigstes Vorrecht, den Stuhl Petri zu besetzen, an Otto aufgeben mußten und wie sie dann, da sie den von ihm eingesetzten Papst nicht anerkennen wollten, durch ein großes Blutgericht dazu gezwungen wurden. Da erst wurde die kaiserliche Autorität in ihrer ganzen Strenge gezeigt; fünf Jahre hintereinander hielt sich Otto dann in Italien auf, oft in Rom selbst, und übte hier eine Herrschaft, welche die der Päpste völlig in Schatten stellte. Als höchster Gesetzgeber, Richter und Kriegsfürst der Römer trat er auf und hielt Reichsversammlungen und Hoftage in dem Palast neben der Peterskirche, auf denen er über die wichtigsten Angelegenheiten der Stadt entschied.

Es entsteht die Frage, was sich während dieses Wandels der Verhältnisse von den früheren Einrichtungen zu Rom erhalten hatte. Schon die Bemerkung, daß uns nirgends mehr in den Urkunden Tribunen entgegentreten, läßt schließen, daß die alte Heeres- und Gerichtsverfassung Roms eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, und eine nähere Betrachtung der veränderten Stellung der Duces führt zu demselben Resultat.

In den kleinen Territorien, in welche das römische Gebiet zerfiel, finden sich jetzt selten Duces genannt, wie denn die Tribuni ganz verschwinden; dagegen traten nach und nach Comites hervor, und die Territorien werden bisweilen als Comitatus bezeichnet. Wie diese Umwandlung im Einzelnen vorging, läßt sich nicht mehr nachweisen, doch liegt auf der Hand, daß sie unter der Einwirkung des germanischen Lebens erfolgte, wie denn einzelne dieser neuen Grafengeschlechter selbst germanischen Ursprungs waren. [1]) Neben den Comites werden auch Vicecomites und Guastaldiones erwähnt.

In Rom selbst werden allerdings noch vielfach Duces genannt, aber sie stehen nicht mehr an der Spitze der römischen Miliz; wie diese jetzt die niederen Bürgerklassen vorzugsweise oder vielleicht ausschließlich umfaßte, so tritt uns als Führer derselben bei Liudprand auch ein Mann aus dem Volke entgegen. [2]) Die Duces zu Rom haben ferner keinen Antheil an der Jurisdiction mehr, sondern erscheinen in Gerichtsverhandlungen nur als angesehene Zeugen im Umstande. Wenn daher in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Duces in Rom vorkommen, die meist auch den Consultitel führen, so ist ihr Titel nicht mehr als Bezeichnung eines Amtes, sondern des Standes anzusehen. Denn schon hatte sich in der Stadt ein Erbadel vollständig ausgebildet; in den Urkunden werden die Nobiles oder Optimates stets besonders ausgezeichnet, während ihnen gegenüber die Plebs steht, auch Vulgus populi genannt, deren Mitglieder als Viri hu-

1) Schon 911 erscheint ein Comes Adrianus cum sex indictibus in Tibur (Muratori Antiquit. V. 773.) Rodfred, Graf in der Campagna, wird im Jahre 965 in den Vitae pontif. erwähnt. Berardus inclitus comes Tiburtina in einer Urkunde von 983 (Muratori Antiquit. I. 382). Benedictus domini gratia inclitus comes sen Stephania illustrissima famiua comitissa sonatrix. Urkunde von 987 (Nerini Storia di S. Alessio 382). Andere Beispiele finden sich in dem alten Güterverzeichniß der römischen Kirche bei Bargia Breve istoria del dominio temporale. Documenti No. 1.

2) Ex plebe Petrus, qui et Imperiola est dictus, adstitit cum omni Romanorum militia. Hist. Ottonis c. 9. Wahrscheinlich ist Petrus, qui et Imperio vocatur (Documente D) dieselbe Person.

miles oder Decarcones [1]) bezeichnet werden. Daß das häufig vorkommende Consul et dux nur als eine Titulatur anzuſehen iſt, ergiebt ſich unter Anderm aus der unter den Documenten (A) gedruckten Urkunde vom Jahre 939; in derſelben unterzeichnet ſich der Superista Johannes als Consul et dux, wie der Vestararius Theuphilactus als Consul. Zum letzten Male finde ich zu Rom die Jurisdiction einem Dux beigelegt in einer Urkunde vom Jahre 943, in der neben ihm noch drei Judices ordinarii als erkennende Richter erſcheinen. [2])

Die hier neben dem Dux erwähnten Judices ordinarii ſind die alten Judices de clero, die durch allen Wechſel der Zeiten ihre richterliche Stellung bewahrt hatten, dieſe aber wie bisher mit den Duces, ſo fortan mit den Judices dativi theilen mußten, die in Rom zuerſt in einer Urkunde vom Jahre 961 nachzuweiſen ſind, [3]) während ſie in Ravenna und im Exarchat mehr als hundert Jahre früher erſcheinen. [4]) Die Dativi treten ſo um die Mitte des zehnten Jahrhunderts als Richter gewiſſermaßen an die Stelle der römiſchen Duces, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieſe Veränderung mit einer durchgreifenden Umwandlung des ganzen römiſchen Gerichtsverfahrens zuſammenhing. Die Judices dativi ſind nehmlich im Weſentlichen nichts anders, als Schöffen, [5]) und ihre Einführung bezeichnet den Punkt, wo in Rom das germaniſche Proceßverfahren vollſtändig durchdrang. Von dieſer Zeit an wurde das Gericht in Rom regelmäßig unter dem Vorſitz eines Richters gehalten und mit einer Mehrzahl von Urtheilern beſetzt, die in Gegenwart angeſehener Männer nach dem römiſchen, langobardiſchen oder fränkiſchen Recht, je nachdem die Parteien ſich zu dem einen oder anderen Rechte bekannten, den Urtheilsſpruch fanden. Die uns erhaltenen Urkunden über gerichtliche Verhandlungen jener Zeit zeigen meiſtentheils einen hohen Beamten als Vorſitzer und ſieben Urtheiler, entweder drei Ordinarii und vier Dativi oder vier Ordinarii und drei Dativi. In geringeren Sachen führten aber auch einer oder mehrere der Ordinarii den Vorſitz, und Causidici traten dann als Urtheiler ein. [6]) Von wem die Dativi beſtellt wurden, wird nirgends beſtimmt geſagt, doch ſcheint es nach einer unter Otto III. gebräuchlichen Formel, als ob ſie vom Primicerius erwählt wurden. [7])

Etwa gleichzeitig mit der Einführung der Dativi wurde das Amt des Praefectus urbis hergeſtellt, das nach ein und einem halben Jahrhundert in einer Urkunde vom Jahre 955 zum erſten Male wieder genannt wird. [8]) Vielleicht erklärt ſich die Herſtellung dieſes Amts am Einfachſten aus der eigenthümlichen Stellung

---

1) Dies iſt die richtige Lesart, wie ſich aus allen alten Handſchriften der Vitae pontif. ergiebt. Die Ableitung des Worts iſt dunkel; die Bedeutung nicht, wenn man die Stellen aufmerkſam anſieht.

2) Galletti del Primicero. 198. 199.

3) Marini Papiri diplomatici 160.

4) Nach v. Savigny werden hier die erſten Dativi im Jahre 838 erwähnt. Auch das kann unmöglich ein Zufall ſein, daß mehr als ein Jahrhundert nachher ſich noch kein Judex dativus in Rom erwähnt findet.

5) Hegel I. 329.

6) Galletti del Primicero 295—297.

7) Documente E. Noch Benzo nennt im elften Jahrhundert den Primicerius den Vorſteher des ganzen römiſchen Gerichtsweſens.

8) Stephanus de Theodoro prefecto. Marini Papiri diplomatici 39.

Johanns XII., der als Papſt weder im Blutgericht noch in der Heeresführung an die Stelle ſeines Vaters treten konnte; der Präfect trat hier für ihn ein und gewann ſo eine ähnliche Stellung, wie die Vögte bei den biſchöflichen Kirchen hatten. Theodorus, der erſte römiſche Präfect dieſer neuen Ordnung, und jener Petrus, der ſich im Jahre 965 gegen Otto I. empörte, waren unfraglich vom Papſte ſelbſt eingeſetzt und beſtellt; ſpäter aber nahm der Kaiſer die Beſtellung des Präfecten in die Hand, der von dieſer Zeit an für den erſten kaiſerlichen Beamten in der Stadt galt. Es ſcheint, daß Otto I. neben dem Präfecten Anfangs noch einen beſonderen Pfalzgrafen zu Rom einſetzte,[1]) deſſen Schöffen die Judices ordinarii waren, die nun auch palatini genannt wurden. Die Stellung des Pfalzgrafen wurde aber wohl ſpäter mit der des Präfecten verbunden und kam ſo bald in Vergeſſenheit. Beſondere Missi pflegten die Ottonen für richterliche Geſchäfte nicht nach Rom zu ſchicken, wie aus einer Urkunde vom Jahre 983 erhellt, nach der zwei Missi Ottos II. zu Rom nur unter ausdrücklicher Zuſtimmung des Papſtes und nach ſeinem Wunſche tagten;[2]) der Präfect galt ſpäter gleichſam für den ſtehenden Miſſus und Pfalzgrafen des Kaiſers.

Der Präfect vereinigte hiernach die Macht, welche der ſtehende Missus zu Karls des Großen Zeiten gehabt hatte, mit der eines oberſten Vogts der römiſchen Kirche und des Papſtes. Den Umfang ſeiner Rechte erkennt man aus ſeinem Amtseide, deſſen Formel uns aus dem zwölften Jahrhundert überliefert iſt. Er hatte hiernach alle Gerechtſame und Einkünfte der Kirche im ganzen römiſchen Gebiet zu wahren und zu beaufſichtigen, für die Sicherheit der Wege zu ſorgen, die Gerechtigkeit zu handhaben, die Aufſicht über alle Burgen und Feſten zu führen, deren Befehlshaber ihm untergeordnet waren. Außerdem wiſſen wir, daß ihm der Blutbann vorbehalten war, daß ihm in den wichtigſten Rechtsſachen der Vorſitz im Gerichte zuſtand und daß die Vollſtreckung des Urtheils zu ſeinen Obliegenheiten gehörte. Nach ordnungsmäßigem Gange wurde der Präfect in der Folge vom Kaiſer beſtellt und empfing ſeine Gewalt mit dem gezogenen Schwerdte.

Dieſe Umgeſtaltungen erfuhren durch Alberichs Gewaltherrſchaft und die Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums die Verhältniſſe Roms und erhielten ſich ſo im Weſentlichen bis auf die Zeit, wo Otto III. die Stadt zu ſeiner dauernden Reſidenz erſah. Die Auflehnung des Johannes Creſcentius, der während der Minderjährigkeit Ottos einen Verſuch machte, ſich unter dem Namen eines Patricius eine ſelbſtſtändige Macht in Rom zu gründen, hatte ſo wenig, wie früher das ähnliche Unternehmen ſeines Vaters, dauernden Erfolg und ließ keine nachhaltigen Einwirkungen zurück.

Die Stadt Rom nahm in den Plänen Ottos III. eine ſo hervorſtechende Bedeutung ein, daß er den Verhältniſſen derſelben wohl eine beſondere Sorgfalt zuwenden mußte. Es ſcheint in der That, daß er dem römiſchen Senat, d. h. den römiſchen Großen,[3]) eine beſtimmtere Conſtitution gegeben und an die Spitze deſſelben Conſuln geſtellt habe; wie uns denn eines ſeiner Edicte an „die Conſuln,

1) Sergius comes palatii. Urkunde vom Jahre 983 (Muratori Antiquit. I. 379). Johannes praefectus comes palatii. Urkunde von 998. Galletti del Pr. 226.

2) Es iſt die ſo eben angeführte Urkunde bei Muratori.

3) Daß Senat in dieſer Zeit nichts anders als die Geſammtheit der Großen bezeichnet, ſieht man recht deutlich aus den Geſetzen des h. Stephan, in denen häufig erwähnt wird, daß ſie senatus decreto erlaſſen ſeien.

den römiſchen Senat" und die anderen Fürſten Italiens erhalten iſt.[1]) Es mag damals, da neue Conſuln eingeführt wurden, der erbliche Conſulititel abgeſchafft ſein, da der Titel ſeit dem Jahre 1000 ſeltener wird. Wie aber dem auch ſei, der Senat und die römiſchen Conſuln Ottos III. haben niemals auf die Verhältniſſe der Stadt einen erheblichen Einfluß geübt. Wichtiger war, daß dieſer Kaiſer, der gefliſſentlich bei ſeiner Krönung den Titel eines Patricius ſelbſt angenommen hatte, in Nachahmung der byzantiniſchen Hofordnung einen von ſich abhängigen Patricius einſetzte. Der erſte Patricius[2]) in dieſem Sinne iſt der Römer Ziazo oder Zazzi, der den Kaiſer im Jahre 1000 auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland begleitete und im Jahre 1001 als Anführer eines kaiſerlichen Heeres gegen Rom geſandt wurde. Das von Otto III. neugeſtiftete Patriciat hat ſich dann längere Zeit in Rom erhalten, obgleich nicht in der Bedeutung, die ihm urſprünglich der Kaiſer geben wollte, und die wir aus einer uns überlieferten Formel, die bei der Einſetzung des Patricius angewendet wurde, erkennen.

Es ſind uns nehmlich einige Formeln aus der Zeit Ottos III. erhalten,[3]) die uns erhebliche Aufſchlüſſe ſowohl über die ſtädtiſchen Verhältniſſe Roms zu jener Zeit, als über die Abſichten dieſes Kaiſers, Rom zum Mittelpunkt einer Univerſalherrſchaft zu machen, gewähren. Die erſte giebt die Ceremonien an, unter denen der Patricius eingeſetzt wurde, und aus ihnen wird klar, daß dieſer Beamte der Stellvertreter des Kaiſers nicht allein in den ſtädtiſchen, ſondern in allen Reichsangelegenheiten ſein ſollte. Die zweite Formel bezieht ſich auf die Einſetzung der römiſchen Richter, die unter Ueberreichung des Juſtinianiſchen Geſetzbuchs und Hinweiſung auf ſtricte Ausführung deſſelben erfolgte; der Kaiſer gab dabei den Richtern zu erkennen, daß ſich nicht allein über die Stadt, ſondern über den Erdkreis ihre Autorität erſtrecke, was darin ſeine Erklärung findet, daß ſie ſeine rechtskundigen Schöffen im Kaiſergerichte waren. Die dritte Formel, die nur unvollſtändig erhalten iſt, betrifft die Ertheilung des römiſchen Burgerrechts, das bei der großen Vorliebe des Kaiſers für alles römiſche Weſen als ein Privilegium angeſehen werden konnte, der Kaiſer mindeſtens ſo angeſehen wiſſen wollte.

Zu dieſen Formeln tritt ein Verzeichniß der verſchiedenen Richterklaſſen im römiſchen Gebiet hinzu, das uns zwar getrennt von jenen überliefert iſt, aber ſeinem Inhalte, wie ſeiner Form nach aus derſelben Quelle mit ihnen zu fließen ſcheint und jedenfalls auch der Zeit Ottos III. angehört. Dieſes Verzeichniß unterſcheidet drei Klaſſen von Richtern: 1) die Judices palatini oder ordinarii, 2) die Consules, 3) die Pedanei. Die ſieben Judices palatini, die einzeln nach ihren beſonderen Geſchäftskreiſen durchgegangen werden, ſind als römiſche Kleriker

1) M. G. Legg. II. 37. Die von Hegel vorgeſchlagene Aenderung consul ſtatt consulibus ſcheint mir nicht haltbar.

2) In einer Urkunde vom Jahre 975 (Annales Camaldul. I. App. 98) findet ſich unter den Zeugen ein Benedictus patricius. Doch iſt hier patricius wohl nur als Titulatur anzuſehen, wie bei dem Johannes consul et patricius, der in einer ravennatiſchen Urkunde vom Jahre 967 erwähnt wird. (Fantuzzi II. 27).

3) Einen verbeſſerten Text dieſer Formeln gebe ich unter den Documenten (E). Daß ſie der Zeit Ottos III. angehören, iſt jetzt allgemein angenommen. Zu den von Anderen beigebrachten Gründen will ich nur den noch hinzufügen, daß ſich kaiſerliche Protoſpatharien in dem Zeitraume, der überhaupt in Betracht kommen kann, zu Rom nur unter Otto III. finden; ein ſolcher erſcheint aber in der erſten Formel.

bezeichnet, die deshalb in Criminalſachen kein Urtheil fällen; ſie haben ihren Sitz zu Rom und ſind ohne einen beſtimmten Gerichtsſprengel. Die Consules, die im Verlaufe auch Comites genannt werden, haben dagegen ihre beſonderen Gerichtsſprengel und urtheilen, wie in bürgerlichen Sachen, ſo auch in Criminalproceſſen. Die Pedanei endlich, die ſich auch ſchlechthin als Judices hier bezeichnet finden, werden von den Grafen beſtellt, um ihnen das Recht zu weiſen; es ſind alſo Schöffen in dem einzelnen Gerichtsdiſtricten der römiſchen Landſchaft oder Judices dativi, wie ſie ſich damals nicht allein zu Rom, ſondern auch in den einzelnen Städten des römiſchen Gebiets nannten. Man erkennt aus dieſem Verzeichniß, daß der Name der Comites ſich zu jener Zeit noch nicht recht im Römiſchen eingebürgert hatte und daß man dem Gerichtsherrn noch meiſt den Titel eines Consul beilegte, daß ſich indeſſen die Formen des Grafengerichts bereits feſt ausgeprägt hatten. Weshalb der Präfect und die Judices dativi [1]) in Rom ſelbſt in dem Verzeichniß nicht beſonders erwähnt werden, läßt ſich nicht ermitteln, da wir den Zuſammenhang, in dem das Stück urſprünglich ſtand, nicht kennen.

In dieſen Aufzeichnungen aus der Zeit Ottos III. ſehen wir deutlich, daß die römiſchen Richter damals ebenſowohl als kaiſerliche, wie als päpſtliche Beamte angeſehen wurden, und eine Reihe gleichzeitiger Urkunden [2]) zeigt ſie uns als Schöffen in Gerichtsſitzungen, welche der Kaiſer ſelbſt, ſein Patricius oder der Präfect abhielt. Der Primicerius und Secundicerius ſcheinen ſogar am Hofe Ottos eine beſonders bevorzugte Stellung eingenommen zu haben, denn ſie werden geradezu als die erſten Räthe des Kaiſers bezeichnet, „die ihn zur Rechten und „Linken umgeben, gleichſam mit ihm regieren, und ohne welche er nichts Großes „beſchließen kann.“ Im Uebrigen erkennen wir in Allem auch hier, wie ſich Otto bemühte, die Ordnungen und Formen in Rom einheimiſch zu machen, die am Hofe von Byzanz im Gange waren.

Was in dieſen Einrichtungen auf einen dauernden Aufenthalt des Kaiſers in Rom berechnet war, ging mit dem Tode deſſelben unter. Die römiſchen Richter und Beamten behielten allein die locale Bedeutung, die ſie vordem gehabt hatten. Die Stellung des Patricius erhielt ſich zwar, ſank aber auch von ihrer allgemeinen Bedeutung herab und bewahrte ſich nur für die Stadt und ihr Gebiet Geltung. Der Patricius galt in der Folge für den Stellvertreter des Kaiſers in Rom und konnte als ſolcher auch dem Präfecten Befehle ertheilen. [3])

Während der Kaiſer die Einrichtungen von Byzanz nach Rom zu verpflanzen ſuchte, übertrug ſein Lehrer Papſt Silveſter II. die fränkiſchen Lehnsverhältniſſe, ſoviel wir wiſſen, zuerſt auf die römiſchen Gegenden. Bis dahin hatte die römiſche Kirche, wie ſie einzelne Grundſtücke gegen einen feſtgeſtellten Zins in Pacht gab, ſo auch ganze Städte und Territorien in Pacht meiſt auf drei Generationen ausgethan. [4]) Silveſter II. erkannte das Nachtheilige dieſes Verfahrens und gab zuerſt dem Grafen Dauferius die Stadt und Grafſchaft Terracina zu Lehn. Noch häufig kehrten die Päpſte freilich zu den alten Pachtverhältniſſen zurück, aber allmählich faßte doch das Lehnsweſen auch im Römiſchen feſten Fuß. [5])

1) Der Präfect und die Dativi zu Rom werden gerade zu Ottos III. Zeiten vielfach in Urkunden erwähnt.

2) Galletti del Primicero 219—231.

3) Galletti del Primicero 241.

4) Man vergleiche die Urkunde Johanns XIII. bei Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2870.

5) Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2996.

So bildeten ſich hier innerhalb des zehnten Jahrhunderts die Standesverhältniſſe, die Gerichtsverfaſſung und zuletzt ſelbſt die Eigenthumsbeſtimmungen unter den Einwirkungen des germaniſchen Weſens um; Alles näherte ſich den Zuſtänden, die in dem lombardiſchen Italien längſt beſtanden und ſich auch im Ravennatiſchen bereits durchgearbeitet hatten. Das römiſche Gebiet hatte ſeine Grafen und Schöffen; in Rom ſelbſt erſcheint der Präfect halb in der Stellung eines Grafen, halb eines biſchöflichen Vogts und hat in den Judices ordinarii und dativi ſeine rechtskundigen Urtheiler. Die Verwaltung der Stadt theilt er mit den Judices ordinarii, die zunächſt Miniſter und Hofbeamte des Papſtes ſind, aber zugleich als kaiſerliche Leute gelten. Von einer ſelbſtſtändigen Regierung der Stadt durch Beamten, die frei von der Bürgerſchaft gewählt wären, findet ſich keine Spur. Die leeren Namen der Conſuln und Senatoren dürfen nicht irren; ſie ſind nur Bezeichnungen des adligen Standes, nicht eines Amtes, wie der römiſche Senat jener Zeit nicht einen Stadt- oder Reichsrath, ſondern die Geſammtheit der römiſchen Großen bezeichnet.

Anmerkung.

Unter dem Titel: Graphia aureae urbis Romae hat Ozanam neuerdings in den Documents inédits p. 155—183 nach einer Handſchrift des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, die ſich zu Florenz in der Laurentianiſchen Bibliothek befindet, eine merkwürdige Schrift herausgegeben, die in ihrer erſten Hälfte vielfach wörtlich mit dem bekannten Liber de mirabilibus urbis Romae übereinſtimmt, in der zweiten Hälfte aber dieſes Buch gleichſam fortzuſetzen ſcheint.

Die Graphia beginnt mit einer Topographie Roms, die in Form und Inhalt ſich an die der Mirabilia anſchließt, nur daß ſie manche weitere Ausführungen und eigenthümliche Zuſätze enthält. Dann aber nimmt ſie mit den Worten: his itaque prelibatis, nomina et dignitates illorum, qui in excubiis imperialibus perseverant, describamus einen neuen Anlauf und beſchreibt einen glänzenden kaiſerlichen Hofhalt, der ſich nach der Darſtellung des Verfaſſers zu ſeiner Zeit in Rom befand. Hier hören alsbald die Mirabilia auf, und die folgenden Abſchnitte der Graphia zeigen öfters mit den Origines des Iſidor und der bekannten Schrift des Kaiſers Constantinus Porphyrogenitus de ceremoniis aulae Byzantinae nähere Verwandtſchaft, geben aber auch manche Nachrichten und Bemerkungen, die ſich ſonſt nirgends nachweiſen laſſen.

Einige gelegentliche Notizen in dem erſten Theile der Graphia bekunden, daß ſie die jetzt vorliegende Geſtalt um das Jahr 1160 erhielt, alſo etwas ſpäter als die älteſte Recenſion der Mirabilia, die um das Jahr 1143 entſtanden iſt. Aber eine aufmerkſame Vergleichung läßt darüber kaum einen Zweifel aufkommen, daß die Graphia nicht aus dem Liber de mirabilibus, ſondern vielmehr dieſes Buch aus jenem entſtanden iſt. Auch finden ſich jene wenigen auf das zwölfte Jahrhundert bezüglichen Bemerkungen nur in dem erſten topographiſchen Theile, während in dem ſpäteren Abſchnitte Nichts der Art zu bemerken iſt; man wird jene daher als ſpätere Zuſätze bezeichnen und die Entſtehung des Buchs viel-

mehe aus den folgenden unveränderten Abſchnitten erklären müſſen. Dieſe Abſchnitte ſetzt Ozanam in die Zeit zwiſchen dem ſechsten und achten Jahrhundert und rückt damit unſeres Erachtens die Entſtehung des Buchs in ein zu hohes Alterthum hinauf, wie ſchon die Verwandtſchaft mit der erſt im zehnten Jahrhundeet entſtandenen Schrift des Conſtantinus darthut. Die Graphia kann nicht füglich vor der Ottoniſchen Zeit entſtanden ſein und ſcheint mir, wenn auch nicht ganz in der vorliegenden Form, doch in ihrer urſprünglichen Geſtalt, die im Weſentlichen aus dee Florentiner Handſchrift noch zu eekennen iſt, nur der Zeit Ottos III. angehören zu können; denn dieſer Kaiſer war der einzige, der ſich damals in Rom einen dauernden Hofhalt gründete und ihn mit jenem byzantiniſchen Ceremoniell umgab, das die Schrift beſchreibt. Neben den allgemeinen Beziehungen, welche ſich in der Graphia auf die Zeit Ottos III. und zwar auf dieſe allein, wie mir ſcheint, finden, weiſen zugleich noch einige Einzelnheiten ſpecieller auf ihre damalige Entſtehung hin.

Erſtens finden ſich jene drei Formeln, von denen oben die Rede war und die jetzt allgemein der Zeit Ottos III. zugeſchrieben werden, am Schluſſe der Graphia wieder, und zwar in der Geſtalt, in welcher wie ſie in der älteſten außerdem bekannten Handſchrift [1]) beſitzen, ſo daß ſich manche Fehler dieſer Handſchrift aus der Graphia verbeſſern laſſen. Die Vermuthung liegt ſomit nahe, daß dieſe Handſchrift ſelbſt die Formeln aus einem älteren Exemplar der Graphia copirt hat; zumal die Handſchrift am Schluß mitten im Satz abbricht, wie in gleicher Weiſe die am Schluſſe unvollendete Graphia. Dieſe älteſte Handſchrift der Formeln gehört aber bereits dem elften Jahrhundert an. [2])

Zweitens: Von einem zweiten in der Graphia enthaltenen Stück [3]) findet ſich in einer anderen Florentiner Handſchrift, wie mir durch eine gütige Mittheilung Merkels bekannt iſt, eine faſt wörtliche Wiederholung unter dem Titel: Incipit de VII. gradibus, quomodo nominantur apud Grecos et Latinos. Dieſe Handſchrift gehört ebenfalls ſchon dem elften Jahrhundert an.

Drittens: Außer dem Kaiſer wird von Perſonen in der Graphia nur der Dictator Tusculanensis beſtimmt bezeichnet und zwar als der Anführer der kaiſerlichen Leibcohorten und Comes cesariani palatii. Es iſt aber bekannt, eine wie einflußreiche Stellung die Grafen von Tusculum gerade bei Otto III. einnahmen. In einer Urkunde des Kaiſers wird Gregorius von Tusculum als praefectus navalis, deſſen Sohn Albericus als imperialis militiae magister erwähnt. [4])

Viertens: Was von der wunderlichen Tracht des Kaiſers in der Graphia erzählt wird (S. 174—176), findet in anderen Nachrichten bei Otto III. ſeine Beſtätigung. Dieſer Kaiſer ſchenkte dem Kloſter des h. Alexius ſeinen Krönungsmantel, auf dem die ſämmtlichen Geſtalten der Apocalypſe in Gold eingewirkt waren. [5])

Faßt man zuſammen, daß die erwähnten Handſchriften des elften Jahrhunderts ſchon die Graphia benutzt zu haben ſcheinen, und daß die Verwandtſchaft derſelben mit den Ceremonienbuchern des Kaiſers Conſtantinus über die Mitte des

1) Codex Vatic. 4917.
2) Vgl. Documente B. 1.
3) Primicerius palatii — — ad imperatorem. S. 171. 172.
4) Galletti del Primicero 230.
5) M. G. IV. 620.

zehnten Jahrhunderts zurückzugehen verbietet, daß manche Einzelnheiten gerade bei Otto III. und ſeiner Umgebung eine naheliegende Erklärung darbieten, ſo fixirt ſich die Zeit dieſes Kaiſers mit größter Wahrſcheinlichkeit als die Periode, in welcher die Schrift entſtand. Sie wird ſpäter noch mehrfach überarbeitet ſein. Als der letzte Theil, weil die Kaiſer des Abendlands ihren Sitz nicht mehr zu Rom nahmen, kein Intereſſe mehr hatte, ließ man ihn fort und ſchrieb nur den erſten Theil des Buchs ab, der wegen ſeiner ſcheinbaren Belehrung über merkwürdige Oertlichkeiten immer noch gern geleſen werden mochte. So entſtand der Liber de mirabilibus aus der Graphia.

Betrachtet man nun die Schrift von dem Standpunkt der Ottoniſchen Zeit, ſo iſt der Mangel an allen beſtimmten chriſtlichen Anſchauungen in derſelben überaus merkwürdig. Der Verfaſſer ſcheint nur mit Hercules, Janus, Romulus, Pompejus, Octavianus u. ſ. w. gelebt zu haben, ſein ganzer Ideenkreis gehört dem heidniſchen Alterthum an. Dies iſt genug, um zu zeigen, daß er dem Hofe Ottos III. nicht eben nahe ſtand, daß er die Dinge nur ganz von der Außenſeite kannte. Ich möchte glauben, daß die Schrift von einem römiſchen Grammatiker jener Zeit herrührt, der die Sachen nicht in ihrer Wahrheit, ſondern nach ſeinen Phantaſien anſah; auf einen ſolchen Autor laſſen auch die wunderlichen Etymologien ſchließen, von denen die Graphia wimmelt. Ich überrede mich ſchwer, daß die ſceniſchen Aufführungen, von denen er ſpricht, damals wirklich in Rom ſtattgefunden haben, und noch weniger kann ich dem Glauben ſchenken, was er von den Proconſuln und Dictatoren erzählt, die ihre Aemter nur auf eine beſtimmte Reihe von Jahren erhielten. Die ganze Schrift wird nur mit Vorſicht benutzt werden können. Aber unfraglich hat der Verfaſſer doch auch gutes und zuverläſſiges Material benutzt. Die drei erwähnten Formeln nahm er vielleicht aus einer Schrift de ordine palatii, die für den Ottoniſchen Hof daſſelbe leiſtete, was die bekannten Bücher Hinkmars und Conſtantins für den fränkiſchen und byzantiniſchen Hof. Auf eine ſolche Schrift möchte ich auch das erwähnte Richterverzeichniß zurückführen, mindeſtens ſo weit es Johannes diaconus de eccleſia Lateranenſi mittheilt. Denn die angehängte Betrachtung könnte auch einem ſpäteren kanoniſtiſchen Werke angehören, wie ſie uns denn durch ein ſolches, das Buch des Bonizo de vita chriſtiana, zunächſt aufbewahrt iſt.

IV. Einige Documente.

A. Unedirte Urkunde, die ich aus dem Registrum Sublacense f. 171 abgeſchrieben habe. Das Registrum Sublacense, nach der Mitte des elften Jahrhunderts angelegt und dann ſpäter von verſchiedenen Schreibern des elften und zwölften Jahrhunderts fortgeſetzt, befindet ſich noch jetzt im Archiv zu Sublaco und iſt der wichtigſte Schatz deſſelben. Die Originale der im Registrum abgeſchriebenen Urkunden ſind meiſtentheils untergegangen; die älteſten noch jetzt im Archiv vorhandenen Originalurkunden ſind vom Papſt Paſchalis II. Das Registrum Sublacense hat manche Beiträge für Muratori und Galletti geliefert, iſt aber noch keineswegs erſchöpft. Die hier mitgetheilte Urkunde citirt Georgi zum Baronius (z. J. 938), und Muratori hat ein kurzes Excerpt mitgetheilt (Antiquitates V. 773).

B. Nach der dem zehnten Jahrhundert angehörigen Karlsruher Handſchrift der Briefe des h. Bonifacius ſchon bei Würdtwein Epistolae s. Bonifacii p. 377 und hiernach in Giles Opera s. Bonifacii I. 286 herausgegeben. Doch ergiebt die Vergleichung der Handſchrift weſentliche Verbeſſerungen.

C. Aus der älteſten und beſten Handſchrift des Cencius Camerarius, die ſich zu Florenz in der Bibliotheca Riccardiana befindet (Cod. 228 f. 141), von mir abgeſchrieben; nach einer ſchlechteren Handſchrift des Cencius hat Muratori die Urkunde in den Antiquitates V. 807 abdrucken laſſen. Einige Verbeſſerungen ſind erheblich, ſelbſt für die Chronologie der Reiſe Geros nach Rom.

D. Unedirte Urkunde aus dem Registrum Sublacense f. 143.

E. 1. Edirt von Blume im Rheiniſchen Muſeum für Jurisprudenz V. 123—126 nach zwei Vaticaniſchen Handſchriften, von denen Cod. 4917 dem elften, Cod. 1983 dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und ſicher nur Copie der erſten iſt; neuerdings abermals herausgegeben von Ozanam in den Documents inédits p. 182. 183, wo die drei Stücke den Schluß der Graphia aureae urbis Romae bilden. Ozanams Text ſtimmt faſt durchgehends mit dem des Cod. 4917 überein und giebt in zwei oder drei Fällen weſentliche Verbeſſerungen. Die beiden römiſchen Handſchriften habe ich in der Vaticaniſchen Bibliothek noch einmal verglichen.

2. Edirt von Blume a. a. O. 129—132 nach dem Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi, deſſen Werk Mabillon im Museum Italicum II. 570 herausgegeben hat, und der Vaticaniſchen Handſchrift 2037, die erſt dem

Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Ich habe dieſe Handſchrift zu Rom noch einmal verglichen; bei dem Abdruck mich aber durchgängig an die Handſchrift von dem Werke des Bonizo de vita christiana gehalten, die ſich zu Rom im Beſitz des Cavaliere Torquato di Rossi befindet und aus der mir zwei Abſchriften dieſer Stelle vorlagen, die eine von Giov. Batt. di Rossi, dem Neffen des Beſitzers der Handſchrift, die andere von Bethmann angefertigt. Die Handſchrift iſt um das Jahr 1100 geſchrieben.

A.

Römiſche Urkunde vom 17. Auguſt 939.

Anno quarto pontificatus domni Stephani VIII^{i} pape in sacratissima sede b. Petri apostoli ind. XV^{a} mense Augusto die XVII^{a}. Breve recordationis facio ego, Leonem venerabilem abbatem monasterii s. Benedicti, qui situm est in Sublacu, qualiter orta est contentio inter nos et Demetrius seu Petrus et Leone et alius Petrus, abitatores civitatis Tiburtine de fundum, qui appellatur Paterna, positum territorio Tiburtino millibus ab urbe Roma plus minus XX. Ideoque coadunati per commendatione domni Alberici gloriòso principe venimus in curte ipsius principi Alberici iuxta basilica ss. apostoli ante presentia obtimatibus et indicibus, videlicet Marinus sanctissimus episcopus s. Polimartense ecclesie seu Nicolaus primicerius atque Georgius secundicerius nec non et Andrea arcario, simulque et Johannes sacellario et Leone protoscriniario s. sedis apostolice atque Benedictus, qui dicitur Campanino, et Caloleo et Georgius dux, qui appellatur de Cannapara, Theuphilactus vestarario, Johannes superista, Demetrius de Umiliosum, Balduinus Franco, Gregorius de Abentino, Benedictus Mitcino, Crescentius, Benedictus da Flumine, Benedictus de Leone de Azo, Adrianus dux, Henricus de Sergius, ceterisque plurimis circumstantibus et residentibus coram presentiam suprascripto principe. Tunc reclamavit pro nostro monasterio Leonem monachum et dixit: Domini, fiat vestra misericordia, quia hunc Demetrius et Petrus et Leone itemque Petrus, qui hic presens sunt, cum consortibus suis inquietant nos et contendunt, ut abeamus nos illorum proprietatem. Unde precamur vestra misericordia, ut, si aliquis eis pertinet, ante vestra presentia diffiniatur. Deinde dixit Demetrius insimul cum Petro et Leone atque alius Petrus: Certe contendimus, quia de illo fundo, qui appellatur Paterna, fecerunt nobis isti monachi virtutem. Deinde diximus nos: Certe, verum non est. Sed si placet vobis, veniant cum illis suis consortibus. Et interrogavit Secundicerius Demetrio: Habes tu consortes. Et ille dixit: Domini, habeo et hic presens sunt. Deinde missi sumus ex utraque parte sub districto fideiussorem. Iterum replicato sermone dixit: Fiat vestra misericordia, quia iste abbas cum suis monachis fecit nobis virtutem. Et nos diximus: Certe, non est verum. Deinde iudicavit secundicerius: Dic tu, Demetrius, de asto ad advocatum monasterii s. Benedicti per suum sacramentum: quia nulla virtute de eodem fundum feci-

mus; iterum si abes aliquit ad contendendum, dic ante nos. Et dixerunt: Contendimus, quia fundum Ipsum, qui appellatur Paterna, nostra est proprietas. Et dixerunt monachi: Quit vobis pertinet? Demetrius cum supradictis litigantibus dixerunt: Habemus cbarta, sed non est bic. Tunc dixerunt iudices: Date guadia utrosque, ut tertia dic post s. Marie si [1]) aduxeritis charte cum vestris consortibus. Tunc dicit de asto et advocatus monasterii jure per sunm sacramentum: Quia per tue cbarte vos neque detinuisti neque ipsum vocabulum. Et factum est, cum veniret ad constitutum terminum. Tunc venit Demetrius cum supra prenominatis consortibus ante basillcam ss. Apostoii et coram omnibus refutavit ipsum prenominatum fundum ad Leonem abbatem et ad Leonem monachnm. Quia de constitutum placitum neque charta abemus neque nulla contio facimus; sed pro futura cautela banc breve memoratoria a prudentissimis suprascriptis iegisiatores me Benedictum scriniarium et tabeiiionem urbis Rome scribere preceperunt, in qua et omnes manus propria snbscripserunt. In mense et indictione suprascripta XV.

+ Nycólaus Dei nutu primicerius summi sedis apostolice in banc breve memoratoria interfuit et subscripsit.

Georgius secundicerius interfuit et subscripsit.

Marinus episcopus s. ecclesie Polimartense interfuit et subscripsit.

Johannes sacellarius interf. et ss.

Andreas arcarius interf. et ss.

Leo protoscriniarius interf. et ss.

Theuphilactus consul interf. et ss.

Johannes consul et dux interf. et ss.

Georgius consnl et dux interf. et ss.

Baiduinum nobiiem virum interf. et ss.

Benedictus scrmiarius et tabeilio urbis Rom. complevit et absolvit.

B.

Schreiben des Erzbiſchofs Wilhelm von Mainz an Papſt Agapet II. vom Jahre 955.

Domno apostolicae sublimitatis culmine dignato, summo post caput Cbristum totius christianitatis membro papae Agapito, merito ac nomine fulgenti, Wiliibelmus s. Magontinae sedis minister indignus, eius dono Galliae partium Germaniaeque a se secundus, orationis, fidei, subiectionisque securitatem, In illo autem, ex quo omnia, per quem omnia, in quo omnia.

Postquam dignati fuistis vestram llquere paternitatem, apud nos quantas afflictionum iniurias perpessi sumus, vos ignorare haud dnbitamus, praesertim ilio exterorum evitato, internorum tali ingruente periculo, ut etiamsl conatus essem vel me vel mei nuntium vobis praesentare causa consulendi, quid agen-

1) So die Handſchrift.

dum esset, obliviscerer; non utique inde, ut vestrae sanctitatis oblivionem nuquam caperem, sed si hac oblitus fuero, quae me pallei vicariique Galliae partium Germaniaeque, ecclesiamque sancti Martini iterum prius data dote, cui minister adsum, ditavit, obliviscatur me dextera mea; barbarorum videlicet gentibus christianitatem ita imprimentibus, ut nisi bello actae Deo scilicet praeliante, vel omnes nos suae subicerent potestati, vel ita ad nihilum redigerent, ut, quantum temporis quis nostrum [1]) praesentem vitam degeret, istud praesens tempus semper congemisceret; fratrum vero christianitatis nomine utentium hi partibus degentium ineffabili et nunquam sine lacrimis dicenda crassante discordia, illa, in qua pater filio, patri filius, frater fratri — non plus Cain Abel insidiatus est — ac quisque affinis affini insidiatur, omnis ordo omnisque cognatio detestatur. Non est regi locus regendi, episcopis suum subtrahitur privilegium, qui quasi pupillae Domini angariantur, exterminantur, excoecantur, sicut ille sanctae Juvavensis ecclesiae archiepiscopus Heroldus, qui Kal. Ma. captus a patruo nostro Heinrico, duce Baioriorum, sine aliquo accusatore canonico exoculatus et in exilium apud Seponam urbem religatus est; ejus vero parochia, res dico ecclesiasticas, insuper et sedem suam, vassallis praefati ducis distributa esse dinoscitur, et a proprio tutore hucusque privatur. Non personam, sed factum accuso. Dux comesque episcopi, episcopus ducis comitisque sibi operam vindicat. Non est ecclesia, quin aliquo laesa sit modo; nostram, quae ita a vestris nostrisque antecessoribus etiam praedecessoribus et numero et limite est determinata, ut quis augeret velit, non egeat, si minuere minus justo esse videatur, laedere moliuntur, culpam iustitia praetendentes, aiunt, id fieri causa propagandae christianitatis. Sed miror, quae conventio Christi sit ad Belial? Quid praedae ad elemosinam? Quid maledictionis ad benedictionem? Hec accedit vestrae auctoritatis subscriptio, quae sanctae Magontinae ecclesiae mihique taie privilegium instituit, ut si quis eam aliquo honore huc habito, velit depraedari, ipse depraedetur, et nisi resipiscat, aeterno vinculo anathematis [2]) apostolica maiestate circumalligato, cui potestas data est ligandi atque solvendi, manciptur, et in die omnium proditore, judicii dico, inde reddat rationem; tum quod monachi Magadaeburgensis coenobii eodem privilegio a vobis vestrisque antecessoribus sunt adminiculati, tum quod minorationem nostrae sedis translationemque Halberstetensis ecclesiae me vivo non consentiam, siquidem quis a faisis prophetis Romam veniens in vestimentis ovium, intrinsecus autem rapax lupus, auro gemmisque farcitus inde rediens, lactatur, se domi ferre nescio cuius munere tot pallia, quot velit, empta cum libris — quod absonum mihi a vestra apostolica maiestate posse fieri videtur — ferens apostolicas epistolas, habentes, apostolica maiestate licitum fore regi, episcopia ita ordinare, quo sibi placeat. Me inscio non id idoneum rebar; me dico, qui in partibus [3]) Germaniae Galliaeque alter iuxta christianitatem a vobis, si quid corrigendi esset, corrigere debuerim; ego a nemine, nisi a vobis pulsari. Hanc quippe

1) nostram. Cod.

2) aeterno vinculo anathematis fehlt und iſt nach einem in derſelben Handſchrift enthaltenen Briefe Agapets an Wilhelm ergänzt.

3) qui prius Handſchrift. Die Correctur ergiebt ſich aus dem Antwortſchreiben Johanns XII. an Wilhelm in derſelben Handſchrift.

nostrae ecclesiae praedam si ita stabiliri vos libeat, prius mittentur epistolae domno nostro regi mibique vestri misericordia vestro vicario, Brunonique s. Coloniensis ecclesiae archiepiscopo sanctaeque Treverensis ecclesiae Ruodberto archiepiscopo; ioco, quo vobis placeat, mihi carissimum Magontiae, concilium sanctorum fratrum aggregetur; primo inibi de statu s. ecclesiae, de episcopis excoecatis et a sedibus suis reiectis, de coeco Heroldo et de Ratbario Leodicensi ecclesiae canonice et legaliter intronizato moxque more villici sine causa electo, caeterisque ioliis triticum sanctae ecclesiae suffocantibus causa agetur. Post vos adiens vestram appellans apostolicam dignitatem mittar ad exteras nationes causa praedicationis, si nostris non sim necessarius; et id malo, quam videre mala nostrae ecclesiae et sanctorum, sin alioquin plus valeat intercessio pecuniae Hadamari, quam pia constitutio s. Bonifacii nostri praedecessoris, vestrorumque praedecessorum, nec non antecessorum etiam nostrorum, es sint tot pallia, qnot episcopi, sed non me praesule! Fidem subiectionemque vobis praebente . . .

C.

Urkunde des Markgrafs Gero vom Jahre 963. Privilegium s. Ciriaci in Gerenrodh Alberstatensis dioecesis.

In nomine sancte et individue trinitatis patris et filii et spiritus sancti. Amen. Temporibus domni Jobannis summi pontificis et universalis XII[i] pape regnantibus domnis serenissimis ac piissimis imperatoribus Ottone eiusque eqnivoco filio, anno imperii eins secundo et regni filii eins tertio. Ego Gero divina dispensante gratia marchio post acerbam mortem filiorum meorum Sigiffridi et Geronis construxi monasterium puellarum, in quo abbatissa Athunni [1]) preesse dinoscitur, in honore beate Marie, genetricis Dei et Domini nostri, et beati Petri principis apostolorum, cui Dominus potestatem contulit ligandi atque solvendi in celo et in terra, ut ipsis dicata maneant [2]) in perpetuum pro redemptione anime mee et filiorum meorum, qui de hac luce iuveniii flore compti migraruut. Ob boc non iongo post tempore, accepta licentia imperatorum, limina apostolorum Petri et Pauli adii, et idem monasterium cum omnibus pertinentiis eius ubicunque positis et annuali censu ditioni illorum in perpetuum subdidi, prius per pontificalis privilegii paginam, postmodum per imperatorum meorum seriem precepti, nunc vero per istius mei privilegii textum, nt nuiius coheredum meorum potestatem habeat dominandi vei de rebus eorum aiienandi aut donandi. Sed voio atqne constituo, nt omnia integra et illibata permaneant sub iure beatorum apostoiorum, quibus offero modo triginta libras argenti in presentia domni apostolici pro censu triginta annorum. Completis vero triginta annis abbatissa, qne eidem mona-

---

1) So die Handschrift.
2) So die Handschrift.

sterio prefuerit, annuatim pensionem singularum librarum persolvat. Quapropter humo prostratus deprecor vos, duo magna luminaria, Petrum Paulumque, ut post funera carnis anime mee paradisi ianuas aperiatis et in futuro examine protectores ac defensores mei ante deum maneatis, quatinus post iudicium merear vobiscum lucifluis mansionibus perfrui et sine fine gaudere, annuente Domino nostro Jesu Christo, qui cum patre et spiritu sancto vivit et gloriatur Deus per infinita secula seculorum. Amen. Scriptum per manum Luzonis indignissimi sacerdotis —

D.

Römische Urkunde vom 28. Juli 966.

Temporibus domni piissimi Ottoni augusti, anno imperii sui V° indictione IX^a^ mense Julio die XXVIII^a^ Breve recordationis facio ego Georgius dudum secundicerium nunc vero abbatem venerabilis monasterii pii patris Benedicti situm in Sublacu; qualiter orta est intentio inter me et Imperium de terra sationale, in quo sunt parietinis et ortuo cucumerario, sicuti est in Longura posita foris porta maiore ad latus eandem portam, quam modo clausa est. Unde pro jussione domni Stephani vestararii ad placitum venimus super eandem terram una cum ordinariis iudicibus, id est Leonem arcarium, Leonem protoscrinarium, et Johannes atque Guido dativi iudices, nec non et nobili viris, videlicet Gumpizo, Johannes de Mitzina, Theodorus filius Rufine, Johannes de Primicerio, Petrus de Cannapara, Gregorius filius Georgii, Benedictus filius Theodori, Leo filius Georgii de Cudeta, Sergius de Palatio, Bonizo a Colossus, Benedictus subdiaconus genero eius ceterisque quam plurimis ibidem astantibus. Is omnibus nominatim insimul venimus supra ipsam terram, et altercare ceplmus inter nos, et ostendit pars monasterii moniminas tertiis generis et venditione, qualiter comperavit pratum in integrum cum terra sationale ad modiorum XX. cum parietinis suis, legentes ipsas moniminas et affines determinantes: a tribus lateribus vie publice circumdantur et a quarto latere arcum marmoreum, qui stat supra silice publica ante suprascriptam portam, que nunc aperta est. Et cum lectae fuissent moniminas pro partes monasterii, tunc Georgius abbas dixit: Domini, fiat Dei et vestram misericordiam, quia ista terra, de qua nunc audistis et vidistis chartas, Imperium fecit michi virtutem. Tunc respondit Imperium: Non permittat Deus, ut de ista terra virtutem tibi fecissem aut facere jussissem. Tunc ambas partes missa sub legatione in argento libre duabus et fideiussor extitit Gregorius filius Maroze pro ex utraque parte. Deinde cepit predicto abbas cum Azzo et Andrea suis monachis ostendere via publica antiqua, sicuti egrediebatur a porta, que modo clausa est, iuxta pariete et iuxta limite, qui est de terra, que pertinet ad muro civitatis et recte per via et usque in alia via transversa, que exiit de subtus turre castellu et transit a caplte de ipsa et prato per ipsam via publica recte in silice publica, que est tertiam viam, recte sub arcu-

marmoreum et ab ipso arcu remaganto [1]) in ipsam viam. Sed Petro, qui Imperio vocatur, contrario dicebat, non esse ipsam viam, quam ostenderunt, sed ostendit viam aliam novam, que pergit per mediam terram iuxta fossatum, sed omnes, qui illic aderant, firmantes, quia veritatem haberet monasterium, et illam esse viam, quam ostenderunt. Tunc adduxerunt evangelia in medio et advocatus monasterii, ut diceret de astum. Sed Imperio minime iurare voluit, sed publica voce proclamavit; Audite, omnes iudices et nobiliores homines, pro amore Dei omnipotentis et beati Benedicti confessoris et s. Scolastice a presenti hora refutavo hanc terram et pratum, unde intentione habuimus. Et accepto fuste refutavit terram et pratum cum parietinis, sicuti in charte monasterii legebatur, determinantes tribus viis et areum ante ipsam porticum, quomodo prenominato abbas cum suis monachis ostendit. Tunc Imperius coram omnibus promisit, ut nullam qualibet calumnia faceret de ipsa terra neque per se neque per suos heredes aut per qualibet instrumenta chartarum, et, si inventa esse monimina facere volentes contrarie pars monasterii, eadem hora vacua et inanis permaneat. Tunc suprascripto abbas cum consensum cunctâ congregatione monasterii dedit ad Petrum, qui et Imperio vocatur, pro caritatis amore per charta libelli, diebus vite sue tantummodo, Longaria de terra, sicuti extenditur a via, que exit a porta, que est clausa, per media via, que vadis per ipsam terram iuxta fossatum, et usque in via transversa, que venit sub turre castello et redeunte per via publica latus limite iuxta terra, que pertinet ad muros civitatis usque ante portam clausa. Et finitum est ante idoneos testes in pace. Unde pro futura cautela suprascripti iudices iusserunt hanc brevem scribere michi Stephanus (scriniarius [2]) s. Romane ecclesie. In mense et indictione suprascripta IX.

+ Leo Domini gratia arcarius s. sedis apostolice huic brevi memoratorie interfuit.

Leo proto et magister censuum interfuit.

Johannes dativus iudex.

Theodorus. Georgius consul et dux. Johannes consul et dux.

Sergius. Petrus nobilem virum.

Stephanus scriniarius et tabellio urbis Rome complevit et absolvit.

E.

Quellen für die Geschichte der Verfassung Roms um das Jahr 1000.

1.

Qualiter patricius sit faciendus.

Patricii ergo dignitas taliter disponenda est, quatinus illa dignitas non ulli persone, nec alieni concedatur ignoto. Sit enim ualde notus imperatori,

1) So in der Handschrift.
2) Fehlt in der Handschrift

sit fidelis et prudens, non elatus. Protospatharius ueniens ante imperatorem osculetur suum humerum, et dicat: „Maxime imperatorum, adest quem uocasti.“ Tunc stet ad sinistram imperatoris yparchus illius, quem nos dicimus praefectum, et dicat ei imperator: [1]) „Cum protospathario futurum patricium adducito.“ Dum autem uenerit patricius, in primis osculetur pedes imperatoris, deinde genu, ad extremum osculetur ipsum. Tunc osculetur omnes Romanos circumstantes, et dicant omnes: „Bene neniatis.“ [2]) „Nobis nimis laboriosum esse nidetur, concessum nobis a deo ministerium me solum procurare. Quocirca te nobis adintorem facimus, et hunc honorem concedimus, ut ecclesiis dei et panperibus legem facias, et ut inde apud altissimum judicem rationem reddas.“ Tunc indnat ei mantum, [3]) et ponat ei in dextra [4]) indice anulum, et det ei bambacinum propria mann scriptum, ubi taliter contineatur inscriptum: „Esto patricius misericors et iustus.“ Tunc ponat ei in caput aurenm circulum, et dimittat eum.

Qualiter iudex constituendus sit.

Quando iudex constitui debet, veniat antem [5]) ad imperatorem, et ducat [6]) eum primicherius. Tunc dicat imperator: „Primicheri, [7]) nide ut non sit servus alienius, neque ita pauper, ut meam [8]) perdat animam in acquirenda [9]) sibi pecunia.“ Tunc dicat imperator iudici: „Caue ne aliqua occasione Justiniani sanctissimi antecessoris nostri legem snbuertas.“ Et ille e contra: „Perpetuis maledictionibus percutiar, si hoc faciam.“ Tunc imperator faciat eum iurare, quod nulla occasione [10]) snbuertat legem. Tunc induat eum imperator mantum, et conuertat fibulam ad dexteram partem et clausuram manti ad sinistram, significans quod lex ei debeat esse aperta et falsum testimonium clausum [11]), et det ei in manum librum codicum et dicat: „Secundum hunc librum indica Romam et Leonianam orbemque uniuersum.“ Et det ei osculum, et dimittat eum.

Qualiter Romanus fieri debeat.

Si quis Romanus fieri desiderat, humiliter ad imperatorem fideles suos mittat, postulans, [12]) ut liceat eum legi Romanae succedere, Romannmque cinem ascribi. — Et si hoc libitum Imperatori fuerit, taliter faciendum est. Se-

---

1) So interpungirt Cod. Vat. 4917 und die Graphia aureae urbis Romae.
2) Blume ergänzt: Tunc dicat imperator.
3) So Cod. Vatic. 4917 und die Graphia; indnat enm imperator mantum Cod. Vatic. 1983 und Blume.
4) dextre. Cod. Vatic. 1983. Die Graphia dextra, wie Cod. Vatic. 4917.
5) autem fehlt im Cod. Vat. 1983. Die Graphia hat ante, was wahrscheinlich das Richtige ist
6) Inducat Cod. Vat. 1983 und Blume.
7) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia, primicharia cod. Vat. 1983.
8) meam Graphia, inēa Cod. Vat. 4917. Fehlt im Cod. Vat. 1983.
9) acquirondam. Cod. Vat. 4917.
10) nunquam occasionom. Cod. Vat. 4917.
11) Die Worte: at clausuram manti bis testimonium clausum finden sich in beiden Handschriften und sind bei Blume wohl nur durch ein Versehen ausgefallen.
12) So die Graphia, postnions Cod. Vat. 4917, qui postulent Cod. Vat 1983 und Blume.

BIBLIOTECA S. GHI

deat cum optimatibus suis iudicibus atque magistris, et duo ex iudicibus eant inclinatis capitibus ante imperatorem, dicentes: „Cesar noster, quid praeceplt [1]) summum imperium tuum?“ Imperator econtra: „Ut amplificetur numerus Romanorum. Illum, quem uos hodie mihi denuntiastis, romanae legis jubemus . . .“ —

2.

Quot sunt genera iudicum.

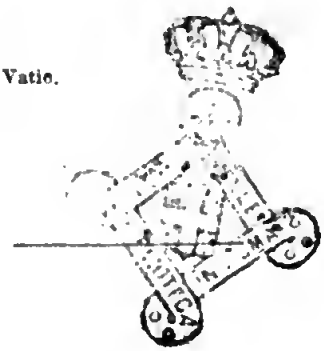
Judicum alii sunt palati [2]) qnos ordinarios nocamus; alii consules distributi per iudicatus; alii pedanei a consulibus creati. [3]) In Romano nero imperio et in Romana usque bodie aecclesia septem suut indices [4]) palatini, qui ordinarii nominautur, qni ordinant imperatorem et cum Romanis clericis eligunt papam: quorum nomina haec snnt: Primus primicerius. Secuudns qui dicitur secundicerius. Qui ab lpsis officiis nomen accipiunt. Hi dextra levaque uallantes imperatorem, quodammodo cum illo uidentur regnare; sine quibus aliquid magni non potest constituere imperator. [5]) Set et in Romana aecclesia in omnibus proccssionibus manuatim ducunt papam, cedentibus episcopls et ceteris magnatibus, et in maloribus festiuitatibus octauam super omnes episcopos legunt lectionem. — Tertius est archarius, qui praeest tributis. Quartus sacellarins, [6]) qui stipendia erogat militibus, et Rome sabbato scrutiniorum [7]) dat eiemosinam, et Romanis episcopis et clericis et ordinatis uiris largitur presbiteria. [8]) Quintus est protus, qui praest scriniariis, quos nos tabelliones [9]) uocamus. Sextus primus defensor, qui praeest defensoribus, quos nos aduocatos nominamus. Septimus amminiculator, intercedens pro pupilliis et viduis, pro afflictis et captiuis. Hi pro criminalibus non iudicant, nec in qnemquam mortiferam dictaut [10]) sententiam, et Rome clerici sunt, ad nullos umquam alios ordines promouendi. Alii vero, qni dicuntnr consules, iudicatus regunt, et reos leglbus puniunt, et pro qualitate criminum in noxlos dictant [11]) sententiam. [12]) Ceterum postquam peccatis nostris exigentibus, Romanum imperium barbarorum patuit gladiis feriendum, Romanas leges penitus ignorantes iliiterati ac barbari iudices lcgis peritos in legem cogentes iurare, indices creauerunt, quorum iudiclo lis nentilata terminaretur. Hi accepta hac [13]) abusiua potestate, dum stipendia a republica non acciplnnt,

---

1) So Cod. Vat. 4917 und die Graphie; preeipit Cod. Vat. 1983 und Blume.
2) peletini C. Vet.
3) id est nostri indices. Zuſatz des Cod. Vatic.
4) In Romana vero ecclesia esque hodie septem snnt iudices etc. Cod. Vatic.; in Romano imperio fehlt in dieſer Handſchrift.
5) papo. Cod. Vat.
6) Secellerius. Cod. Bon. Cellerarius. Cod. Vat.
7) infirmorum. Cod. Vat.
8) id est e prebendo. Zuſatz des Cod. Vatic.
9) tebillones. Cod. Bon.
10) ditent. Cod. Bon.
11) ditant. Cod. Bon.
12) Hier endet das Stück bei Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi.
13) ac Cod. Bon.

auariciae face succensi ius omne confundunt. Comes enim illiteratus ac barbarus nescit uera a falsis discernere, et ideo fallitur. Quod si mente pertractarent illud propheticum: „Juste iudica proximo tuo, et non accipies in iudicio personam pauperis, nec honores vultum [1]) potentis," mallent ab omni munere manus excutere, quam per cecam [2]) animi cupiditatem inlecti, dei se facere reos esse iudicio, dicentis: „Qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis." Set et Romanis legibus rei habentur ac notabiles, qui abusine ad libitum leges inflectentes, non iudicant ex equitate, sed propria voluntate. Hi dati sunt aecclesie in adiutorium, ut qui non reuerentur episcopos pro aecclesiastica disciplina, saltim per horum terrorem [3]) et gladios ad pacis, licet inuiti, redeant unitatem.

1) So beide Handſchriften.
2) per cet'a. Cod. Vat.
3) per eorum errorem. Cod. Vatic.



Druck von M. Bruhn in Braunſchweig.

HAB 020504

Berichtigungen.

S. 6. Z. 14 lese man dem statt den.
" 12. " 12 ist nach der Jahresanzahl hinzuzufügen nach Christi Geburt.
" 22. " 16 lese man Armin statt Arnim.
" 95. " 19 Oswin statt Oswin.
" 96. " 5 endlich statt endliche.
" 147. " 15 von unten 896 statt 845.
" 177. " 9 von unten Pdigrim von Salzburg statt Piligrim von Passau.
" 193. " 12 von unten Burchard statt Bernhard.
" 201 " 16 von unten Dingolfingen statt Dingelhofen.
" 267. " 1 von unten andren aufstrebenden statt aufstrebenden andren.
" 278. " 11 u. 12 von unten sind mehrere Worte irrig mit gesperrter Schrift gedruckt.
" 293. " 6 933 statt 934.
" 382. " 16 von unten lese man daß er ein Herr statt daß ein Herr.
" 400. " 20 und ihnen fehlt statt und ihnen fehlte.
" 415. " 21 die statt diese.
" 480. " 18 der statt dem.
" 469 " 17 Havelberg statt Hamburg.
" 503 " 19 der heiligen Apostel statt des heiligen Apostels.
" 575. " 3 wahren statt wehren.
" 641. " 6 geordnetes statt geordnetes.
" 642. " 15 von unten ist hier zu tilgen.
" 747. " 18 von unten lese man 1015 statt 1012.
" 753. " 1 lese man worden statt wurde.
" 735 Note 1. Z. 1 principum statt principi.
" 737. Z. 3 Commentarii statt Commentari.
" 768. " 18 vom Bischof Piligrim in Rom benutzt seien statt seien vom Bischof Pilgrim in Rom benutzt.
" 785. " 19 am Schlusse sind die Worte sous la ausgesprungen.
" 785. " 11 von unten lese man Hasden statt Hasden.